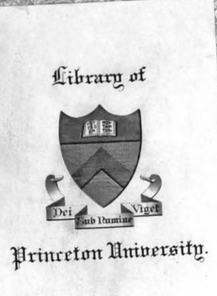
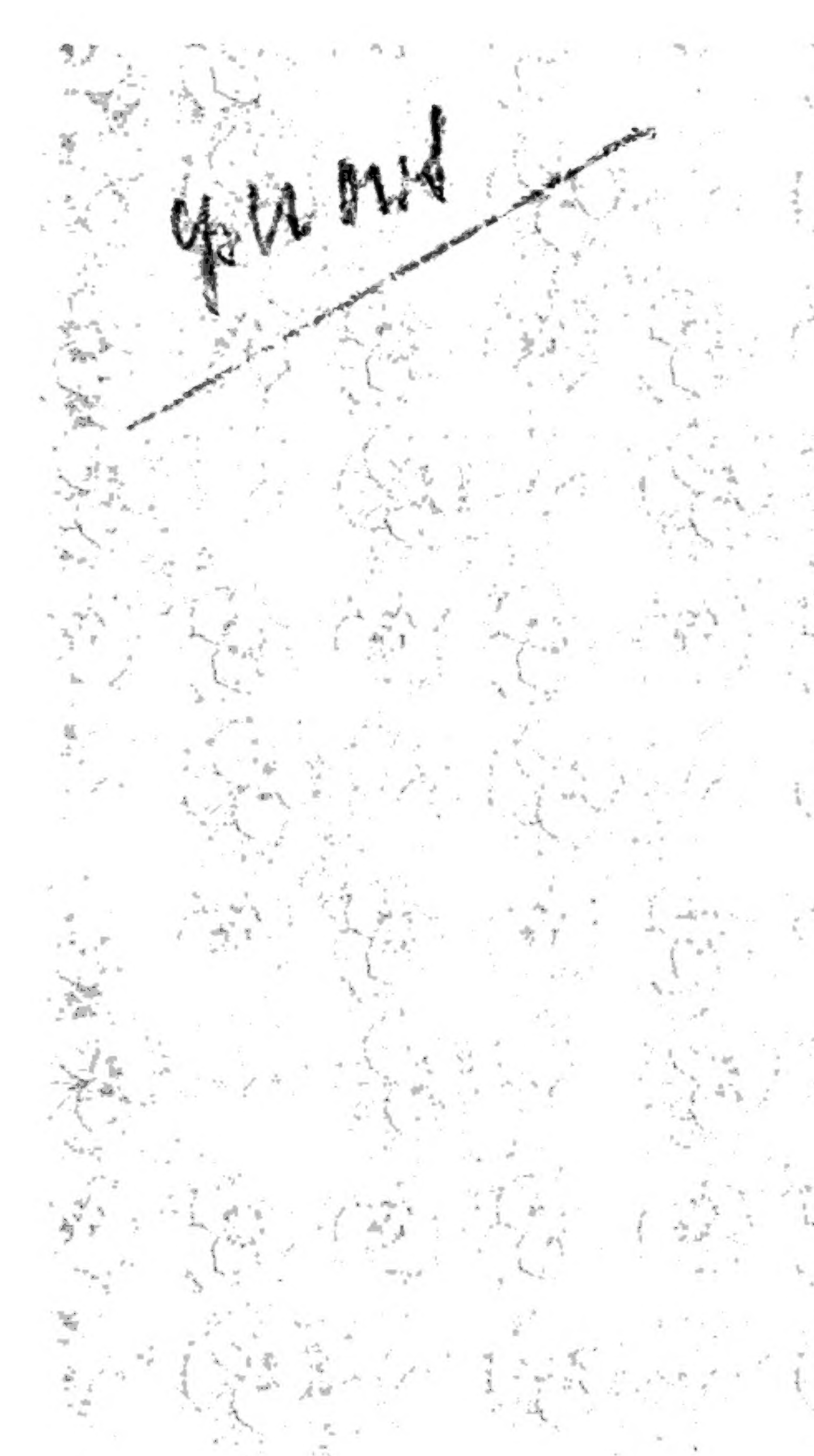
Deutsche Revue

Digitized by Google

ANNEX LIB.





Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Achtundzwanzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1903

Stuttgart und Leipzig 1903 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

[redacted]

(RECAP)

0902
.2957
v.28, pt.1
1903

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVIII

(Januar bis März 1903)

Seite

Freiherr v. d. Goltz, General der Infanterie: Moralisches Heimweh . 1
Aus dem Leben Leopold v. Rankes. Erinnerungen von seinem Sohne Friduhelm v. Ranke 6. 188
A. J. Mordtmann: Profit Neujahr! 18
Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.: Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter 28. 168. 286
Prof. Marchand in Leipzig: E mortuis vita 46
Adolf Wilbrandt: Der arme Mann im Tockenburg 59
Friedrich Graf v. Schönborn: Begegnungen 69
Prof. Karl B. Hofmann (Graz): Die Verbrennung im lebenden Organismus 80
Adelheid v. Asten-Kinkel: Johanna Kinkel über Mendelssohn 89
Leo Koenigsberger: Helmholtz als Professor der Physiologie in Heidelberg. Von Michaelis 1858 bis Ostern 1871 100
Prof. A. de Gubernatis (Rom): Goethe und Italien 111. 224
Zolltarif und Diplomatie. (Ein Brief.) 121
Prof. Friedrich Delitzsch: Die mosaische Gesetzgebung. Aus dem „Zweiten Vortrag über Babel und Bibel" 129
Prof. Dr. Georg v. Below: Der Kirchenstreit in Preußen in den Jahren 1838 und 1839. Aus der Korrespondenz des Generals v. Wrangel 133. 325
Balduin Groller: Die silberne Venus 145
Prof. Dr. H. Vambéry: Der Sturm auf Englands Machtstellung und die englisch-deutschen Beziehungen in Asien 153. 295
Dr. Engelmann, Regierungsrat im Kaiserlichen Gesundheitsamt: Die Nervenkrankheiten und ihre Bekämpfung 179
Ober-Postinspektor **Otto Jentsch**: Die Fortschritte der Funkentelegraphie 202
Marie v. Bunsen: Eine edle Frau 239

575028

Digitized by Google

Seite

Dr. F. W. Küster, Professor der Chemie an der Bergakademie in Clausthal: Wasser und Luft auf dem Monde 244
Graf v. Revertera: Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1860 bis 1863 I. 257
Max Grad: Janie, der Dieb 272
Dr. Aug. Hagenbach: Einiges über die Zerlegung des Lichtes . . . 318
Marquis de Nadaillac: Die Märtyrer des Nordpols 332
M. v. Brandt: Was in China zu thun ist 343
Prof. Frantz Funck-Brentano (Paris): Die Theater in Frankreich zur Zeit Corneilles, Racines und Voltaires 349
Moritz Cantor (Heidelberg): Phantasie und Mathematik 362
Der Nobel-Friedenspreis und die norwegischen Preisrichter. Von einem Preisgekrönten 365

Berichte aus allen Wissenschaften

Kulturgeschichte.
Dr. J. Hirschfeld, London: Der Zweikampf in England . . 250
Kriegswissenschaft.
Metzler, Generalleutnant z. D.: Entlastung und Belastung unsrer Armee 372
Kunstwissenschaft.
Prof. Dr. C. Abel: Moderne englische Skulptur 376

Kleine Revuen

Litterarische Berichte 123. 252. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 126. 255. 379

Digitized by Google

Moralisches Heimweh.

Von

Freiherrn v. d. Goltz, General der Infanterie.

Man hat auf den Empfang der südafrikanischen Freiheitskämpfer in Berlin das häßliche Wort „Burenrummel“ angewendet — sehr mit Unrecht. Abgesehen von gewerbsmäßigen Tagedieben sind die Leute, die sich um Botha, Dewet und Delarey gedrängt haben, der großen Mehrzahl nach durch eine aufrichtige, warme und wahre Empfindung getrieben worden.

Auch wer da behauptet, daß die Animosität gegen England sich in den Huldigungen Luft gemacht habe, greift weit fehl. Wohl die wenigsten, die die Burengenerale begrüßten und bejubelten, haben dabei im Augenblicke an England und die Engländer gedacht. Sie hatten vielmehr nur Augen, Sinn und Empfindung für ihre Gäste. Doch das bedarf einer Erklärung.

In den drei Männern ist uns eben etwas andres entgegengetreten, als nur drei tapfere und berühmte Generale eines fremden Volks, dessen Verzweiflungskampf wir mit lebhafter Teilnahme gefolgt sind. Zunächst war es freilich auch ihre Persönlichkeit, die mächtig wirkte, wenn auch nicht so, wie dies Wort gewöhnlich verstanden wird. Sie übte einen eignen Zauber aus. Wer die drei Fremden gesehen und gesprochen hat, den beherrschte ein Gefühl, als ob er alten und lieben Freunden gegenüberstände. Die einfache, schlichte Männlichkeit, die natürliche und völlig ungezwungene Würde und Vornehmheit, die ihnen eigen war, nahm sofort für sie ein. Wir Westeuropäer sehen unsre Helden niemals ganz ohne die Attribute ihrer Größe. Selbst, wo die glänzende Außenseite mit wallendem Federbusch und blinkenden Orden fortfällt, bleibt doch die Einwirkung des langen Berufslebens in Gesichtsausdruck, Körperhaltung und der ganzen Art, sich zu geben, übrig. Wir vergessen nicht, wem wir uns gegenüber befinden. Ganz ohne Emphase ist der moderne Kulturmensch nie; irgend etwas wird immer an ihm „gemacht“ sein und nicht völlig seiner ursprünglichen Natur entsprechen. Völker, die wir mit einigem Rechte noch bis zum gewissen Grade als Natur-

Digitized by Google

völker bezeichnen können, scheinen allein die Fähigkeit zu ganz schmuckloser Größe zu besitzen. Im Orient habe ich diese ehedem bewundern können an Männern wie Osman Pascha, Achmed Mukhtar, Rifaat, dem Helden von Lofdza u. a. m.

Solche schmucklose Größe hat immer einen gewaltigen Reiz. Dennoch wirkte wohl noch weit mächtiger in uns das Gefühl, die Vertreter einer von der unsern gänzlich verschiedenen Weltanschauung vor uns zu sehen. Unwillkürlich drängte sich uns der Gedanke auf, daß es nicht ganz leicht sein würde, drei europäische Berühmtheiten von ähnlicher Bedeutung einer langen gemeinsamen Reise mit ununterbrochenen Ovationen auszusetzen, ohne daß nicht der Keim der Eifersucht in ihren Herzen Wurzeln schlagen möchte. Haben wir doch kürzlich noch in Stoschs Denkwürdigkeiten, gelegentlich der Kapitulation von Metz, in diesen Blättern[1]) die Bemerkung lesen müssen: „Gestern war zu Ehren des Tages großes Diner beim König; er war außerordentlich heiter und sprach mit großer Anerkennung vom Prinz Friedrich Karl. Er kann auch von seinem Standpunkt aus gerecht sein; für unsre Instanzen ist das schwerer, denn jeder will immer alles selbst gemacht haben und gönnt dem andern keinen Ruhm." Mit den Instanzen sind die den König umgebenden Berühmtheiten gemeint. Alle, die den Burengeneralen näher getreten sind, haben von solchen Empfindungen bei ihnen nichts gemerkt. Es scheint, daß sie sie gar nicht kannten; denn ein jeder hörte das Lob seiner Rivalen im Kriegsruhm ersichtlich ebenso gern als das eigne.

Das Unbewußte sprießt bei menschlicher Größe stets aus der Naivität einer reinen Seele und der Kraft eines starken Gemüts, dem das Außergewöhnliche eben gar nicht außergewöhnlich, sondern nur natürlich erscheint, wie Shakespeares Cäsar die Furchtlosigkeit vor dem Tode.

Wie ungewöhnlich aber der kürzlich beendete Krieg in Südafrika und damit auch das von den drei Generalen Geleistete als geschichtliche Thatsache ist, davon macht man sich erst einen vollen Begriff, wenn man rückblickend die Machtverhältnisse noch einmal prüft und sie miteinander vergleicht. Das Nächstliegende sind die Zahlen, die sich einfach dahin zusammenfassen lassen: wenige Hunderttausend gegen viele Millionen. Hierzu kam die völlige Abgeschlossenheit der beiden Republiken vom Meere und den internationalen Hilfsquellen sowie die Unmöglichkeit irgend einer direkt mitwirkenden Unterstützung. Die kleine Schar der Weißen hatte überdies noch eine zehnfach zahlreichere Kaffernbevölkerung im Zaume zu halten; die geringen Kräfte waren im ausgedehnten Lande schwierig zusammenzuziehen; es mangelte jeder irgend nennenswerte permanente Kern für das Aufgebot, und manches andre noch fiel schwer in die Wagschale des Gegners. Versetzt man sich zum Herbst 1899 zurück, so vermag der forschende Blick für die Buren kaum den Schimmer von Hoffnung auf Erfolg zu entdecken.

Dennoch wurde der Entschluß zum Kriege, in dem alles zu verlieren und nur das eine, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, zu gewinnen

---

[1]) Deutsche Revue. Oktober 1902. S. 30.

Digitized by Google

war, nach reifer Ueberlegung gefaßt. Darin unterscheidet sich, vom ethischen Gesichtspunkte aus beurteilt, der Freiheitskampf der Buren von allen ähnlichen, wo unter etwa gleichen Stärkeverhältnissen zum Schwerte gegriffen wurde. Meist geschah dies von halbwilden Völkern, bei denen der kriegerische Instinkt, der ungebändigte Stolz, die Selbstüberschätzung und vor allem die Unkenntnis von der Bedeutung der feindlichen Uebermacht wirkten. Diese kannten die Buren nur zu genau; es herrschte bei ihnen vollkommene Klarheit über die Machtmittel des Feindes und die Größe ihres Unternehmens. Vor mir liegen Briefe aus Johannesburg, die in den ersten Kriegstagen geschrieben wurden und die einstimmig versichern, daß das kleine Heldenvolk sich der furchtbaren Gefahr vollkommen bewußt gewesen ist, der es entgegenging. Selbst auf Hilfe von Europa her hat niemand, der ernst zu nehmen war, gerechnet; höchstens beseelte den einen oder andern die unbestimmte Hoffnung auf das plötzliche Dazwischenkommen irgend einer zweiten politischen Krise, die vielleicht England die Hände binden würde. Alle übrigen sahen deutlich das drohende Unheil. Dieses aber war ganz anders geartet, als dasjenige, das ein europäischer Krieg über die Völker bringen kann, wo es sich um einige Verluste und manches Ungemach, aber doch nicht um völliges Verderben handelt. Ein solches stand in Südafrika namentlich den einsam zurückbleibenden Frauen und Kindern bevor, sobald ihre Beschützer und Ernährer die Farm verließen. Da war es nicht, wie in Europa, wo die Staatsgewalt für sie sorgen kann, und die Verkehrsmittel es wenigstens dem Bemittelten ermöglichen, sich vor den Schrecknissen der Kriegsfurie zu bergen. Auf den einsamen Höfen inmitten des dünn bevölkerten Landes war Hilfe ausgeschlossen, und die Zurückbleibenden konnten sich im allgemeinen für verloren ansehen, zumal wenn es wirklich zum Aufruhr der Eingeborenen kam. Und doch hat, wie alle Augenzeugen berichten, die Mehrzahl der Verwaisten ihre Väter, Männer und Söhne stumm und thränenlos ziehen lassen, der Erfüllung ihrer Pflicht für das Land entgegen. Viel hat man über die Indisciplin der Buren geschrieben und gesprochen. Sie ist auch, was die militärische Ordnung während der Operationen anbetrifft, unzweifelhaft arg gewesen. Die Disciplin des Volks im großen aber bewährte sich glänzend in der rückhaltlosen Folge, die der Aufruf der Regierung zum Kriege fand. Sie hat sich zudem am Ende noch einmal im hellsten Lichte gezeigt, als nach jahrelangen Kämpfen die Führer mit dem Feinde ihren Frieden machten und noch zwanzigtausend Streiter auf ihren Wink die Waffen niederlegten. Nicht ein einziges Kommando schloß sich aus oder widersetzte sich, nicht an einer einzigen Stelle des weiten Gebiets thaten sich Banden auf, die den Krieg in Raub und Plünderung auf eigne Rechnung und Gefahr fortsetzten, wie man es allgemein befürchtet hatte.

Dem europäischen Verstande, der sich heute in nüchternem Realismus und im Zweckmäßigkeitskultus gefällt, müßte das Unterfangen der beiden Republiken, sich überhaupt gegen England zur Wehre zu setzen, als Wahnsinn oder Verbrechen erscheinen. Und so ist es ja auch vielfach angesehen und verurteilt worden. Erst die überraschenden Erfolge, die der Beginn des Krieges den

Digitized by Google

Buren brachte, und sodann die unerwartete Dauer des Widerstandes haben darin den Umschwung herbeigeführt. Diese Thatsachen bewiesen, daß ein Sieg, wenn auch sehr unwahrscheinlich, so doch nicht unmöglich gewesen ist. Damit gewinnt der Gedanke an Widerstand auch in den Augen des strengsten Kritikers seine moralische Grundlage. Noch andres ist in Betracht zu ziehen. Auf einen Erfolg konnten die Burenführer rechnen, wenn ihr Widerstand so weit ging, daß England vor die Frage gestellt wurde, ob es zur allgemeinen Wehrpflicht greifen solle, um sich die Streitkräfte für die Fortsetzung des Krieges zu verschaffen, oder nicht. Die große Abneigung des Volkes gegen den zwangsweisen Militärdienst hätte vielleicht zum Verzicht auf die Fortsetzung des Kampfes geführt. Dies Ziel ist mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt worden, und wurde es auch nicht erreicht, so war es doch an sich vernünftig gewählt. Endlich konnte die Rechnung auf einen politischen Umschwung in England selbst nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Hatte er doch schon einmal, zu Beginn der achtziger Jahre, die in jener Zeit unendlich viel schwächeren Freistaaten gerettet.

Immerhin lagen diese Stützpunkte für einen glücklichen Ausgang sehr fern, und es gehörte ein Opfermut, eine Selbstverleugnung und ein Verzicht auf persönliches Glück, wie sie uns unerhört erscheinen müssen, dazu, um auf sie zu bauen. Auf der andern Seite erschien im Falle der Unterwerfung ohne Krieg der Verlust für den rechnenden Sinn nicht allzugroß. Es standen im wesentlichen wohl ideale Güter, aber keine materiellen auf dem Spiele. Die Vereinigung mit dem englischen Kolonialbesitz hätte Geld ins Land gebracht; selbst die in den Republiken herrschenden oder einflußreichen Männer würden voraussichtlich in neuen Stellungen reiche Entschädigung für die aufgegebenen gefunden haben, wie es bei friedlichen Verstaatlichungen meist zu geschehen pflegt.

Daß dennoch für Freiheit und Unabhängigkeit die Entscheidung durch das Schwert gewählt wurde, erfüllt uns mit Bewunderung, und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir uns mit geheimen Zweifeln fragen, ob wir unter gleich düsteren, fast hoffnungslosen Umständen ein Gleiches gethan haben würden. Hier nun liegt für unser Gefühl das Entscheidende, die Erklärung für die Burenbegeisterung in Deutschland und für den wunderbaren Eindruck, den die drei Sendboten aus Südafrika auf uns gemacht haben. Daß ein kleines Völkchen alles wagen konnte, nur um sich das Recht eigner Entwicklung zu wahren, daß seine Männer Haus und Hof verließen, Weib und Kind ohne Klagen dem fast sicheren Untergange preisgaben, daß sie der Vernichtung ihres gesamten Wohlstandes unerschüttert zusahen, hat in unsrer Seele Regungen geweckt, die unter der Einwirkung der modernen Kulturideale beinahe schon erstickt waren, denen wir aber doch eine heimliche Liebe bewahrten.

Müssen wir nicht alle bis zum Ueberdruß immer wieder hören, daß die öffentliche Wohlfahrt des Landes, d. h. die materielle, das erste Ziel aller Staatsweisheit sein solle, daß die Rücksicht auf Handel und Industrie die Politik beherrschen müsse. Strebt nicht alles auf Vermehrung des Reichtums hinaus, und

gilt dies Streben nicht heute schon, wenn auch noch gerade nicht als Tugend, so doch als alleinige Vernunft!

Und nun treten uns Männer entgegen, über die diese Götzen der Gegenwart keine Macht besessen haben, trotzdem daß sie sie kannten. Viele der Burenführer waren vor dem Kriege reiche oder wenigstens wohlhabende Leute, die sich durch ihre Mittel ein bequemes Großstadtleben, fern von Drangsalen und Gefahren, hätten verschaffen können. Dennoch zogen sie ins Feld und führten jahrelang das rauhe Leben des einfachen Soldaten, — zuletzt, als die geschlossenen Heere durch die Uebermacht aufgelöst worden waren, das Dasein von Parteigängern, ruhelos in Feld und Busch umherziehend, den Sternenhimmel als Zelt über sich und den Sattel als Kissen unter dem Haupte, stets auf der Wacht gegen den übermächtigen Feind. Und das thaten sie alles mehr oder minder freiwillig.

Wie viel härter der Mangel und die Entbehrung dabei gewesen sein müssen als auf einem europäischen, von Kanälen und Eisenbahnen durchzogenen Kriegstheater, liegt auf der Hand. Welches Elend am Ende über alles hereinbrach, was ihnen teuer war, ist sattsam bekannt. Solcher Kampf um die Existenz ist etwas andres, als die kurzen, glänzenden und schnell beendeten Nationalkriege, die wir seit der Mitte des letzten Jahrhunderts erlebten. Selbst das Elend napoleonischer Feldzüge reicht wohl nicht da heran; denn sie waren im einzelnen von kürzerer Dauer. Charakteristisch ist das Bild des alten weißhaarigen Bäuerleins, das nach Prätoria zur Waffenstreckung kam und nichts mehr besaß als seine Henry Martini-Büchse, den Patronengürtel und die an den Sattel gebundene Kaffeemühle, die treue Begleiterin dreier Jahre, die dem Besitzer als letzter Rest seines Anteils an Hab und Gut der Kulturwelt geblieben war. Aehnlich sah es mit den meisten seinesgleichen aus.

Trotzdem hat nicht die Ermattung, auch nicht die Erschöpfung des Kampfesmuts, nicht die dem Europäer so gefährliche Kriegsmüdigkeit die Braven zum endlichen Frieden bewogen, sondern zwei andre Gründe, nämlich die weite Wegführung der Gefangenen und der Umstand, daß Frau und Kinder während der letzten Zeit selbst in den berüchtigten Konzentrationslagern keine Aufnahme mehr fanden. Damit war den Führern die Möglichkeit genommen, sich für die natürlichen Abgänge bei ihren Kommandos den Ersatz, wie ehedem, durch Befreiung von Gefangenen zu verschaffen, und zugleich entstand aus dem Untergange der Familien die Gefahr einer Dezimierung des ganzen Volksstammes. So wäre das Heer dem unheilbaren Auszehrungsprozeß verfallen und zugleich hätte die niederländische Volksart überhaupt ihre Bedeutung für die Zukunft Südafrikas verloren. Weisheit war es und nicht Schwäche, den Frieden zu schließen, und die Männer, die ihn herbeiführten, haben gehandelt wie Hannibal, als er am Ende des zweiten Punischen Krieges Karthago zum Nachgeben zwang, um ihm die Möglichkeit eines dritten Widerstandes zu erhalten.

Wenn wir nun am Ende des heroischen Dramas drei seiner Hauptthelden vor uns sahen, ihres Heldentums sich unbewußt, davon auch kein Aufhebens

machend, als habe es sich nur um die einfachste Pflichterfüllung gehandelt, da regt sich in uns, die wir doch alle mehr oder minder an den gepriesenen Errungenschaften der Zeit hängen, unwillkürlich die Sehnsucht nach Zeiten, wo es anders war. Wir haben uns einmal aus der Gegenwart heraus nach dem Jugendalter des eignen Volks zurückgesehnt, und dies war es auch, was, den meisten wohl unbewußt, uns die drei Sendboten aus dem Süden mit solchem Jubel empfangen ließ, wie er sie umtost hat.

Ein eigentümliches Gefühl gab ihn uns ein, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen. Moralisches Heimweh möcht' ich es nennen.

Aus dem Leben Leopold v. Rankes.

Erinnerungen von seinem Sohne Friduhelm v. Ranke.

Der famose Hagestolz, Dein ältester Bruder, hat sich noch verheiratet. Donnerstag den 26. Oktober bin ich in Westmoreland, in der Windermere-Pfarre, in einer kleinen Dorfkirche getraut worden.

Wie soll ich Dir aber beschreiben, mit wem?

Ihr Name ist Klara, ihr Vater war ein barrister (Rechtsgelehrter) in Dublin, des Namens Graves; ihre Mutter ist aus dem Hause Perceval, einem der ältesten in Irland — ihre Brüder nennen sich Perceval-Graves. Ich lernte sie in Paris kennen: sie kam dann, nach mir, mit ihrer Mutter ebenfalls nach London. Da habe ich mich — am 1. Oktober — wenn Du es so nennen willst — mit ihr verlobt. Eigentlich freilich war alles anders, als was man so nennt."

Mit dieser Nachricht überraschte am 4. November 1843 mein Vater seinen Bruder Heinrich. Er zählte 48 Jahre, als er die um 14 Jahre jüngere, durch den englischen Komfort etwas verwöhnte Gattin nach der Luisenstraße 16 in Berlin in seine Junggesellenwohnung heimführte, die in keiner Weise für den Empfang vorbereitet war. Nach der Geburt des ältesten Sohnes Otto, August 1844, siedelte das Ehepaar in die geräumige zweite Etage, Luisenstraße 24a, über, und hier wohnten beide bis zum Lebensende. Es wurden ihnen noch drei Kinder geboren, Maximiliane, Mai 1846, Friduhelm, September 1847, und Albrecht, November 1849, der aber bereits im Juli 1850 starb.

Leopold Rankes Studierzimmer, wo er an dem vom Turnvater Jahn im Jahre 1820 erstandenen Stehpult Geschichte schrieb, lag mitten in seiner Bibliothek, die vier Zimmer füllte, so weit wie möglich vom störenden Straßenlärm entfernt. Sein fast ausschließlich der Arbeit gewidmetes Leben — „labor ipse voluptas“

war sein Motto — verlief still und regelmäßig. Nur die Reisen brachten Abwechslung; sonst war, soweit ich zurückdenken kann, ein Tag wie der andre.

Er erhob sich nicht übermäßig früh, namentlich nicht im Winter, da er morgens ungern bei Lampenlicht arbeitete. Zuerst ging er in die am andern Ende der Wohnung gelegenen Schlafräume der Gattin und Kinder und begrüßte sie mit ermunternden, scherzenden Worten. Dann ging es an den Frühstückstisch, wo er ein oder zwei Tassen Thee trank, aber nichts aß. Als wir Kinder heranwuchsen, legte er großen Wert darauf, uns bei dieser Mahlzeit zu sehen; einer von uns las ihm aus einem Losungsbuche drei für den Tag bestimmte Bibelsprüche vor; sonst wurde kaum ein Wort gesprochen, und schnell war der Vater in seiner Studierstube verschwunden. Die Arbeit galt zunächst, wenigstens an vier Tagen der Woche, der Vorbereitung auf die Vorlesung; er arbeitete stehend, im langen sammetnen Schlafrock, und trug bequeme, von befreundeten jungen Damen, meist seinen Nichten, ihm zum Geburtstag oder zu Weihnachten verehrte, gestickte Pantoffeln. Die Arbeitszeit und sein Arbeitsraum waren uns geheiligt; nur mit Zittern und Zagen, auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter, drangen wir wohl einmal in sein Zimmer ein, um ihm eine dringende Bitte vorzutragen oder ein besonderes Vorkommnis zu melden. Gegen $^1/_2$12 Uhr kam der Barbier zu ihm, ein kleines, schmales, flinkes Männchen, der bei seinem Geschäfte stets Neuigkeiten auskramte und das Wetter voraussagte. Aber seine Nachrichten waren falsch; von seiner Prophezeiung traf meist das Umgekehrte ein: so war der „Wahrheitsliebende“, wie er bei uns hieß, für die ganze Familie eine Quelle immer neuer Heiterkeit. Kaum war er fort, so machte mein Vater schleunigst Toilette, und dann eilte er im Geschwindschritt durch die Neue Wilhelm- und Dorotheenstraße, mitten durch die Schar der „schwarzen Männer“, die Arbeiter der Artilleriewerkstätte, nach der Universität. Hier las er von 12 bis 1 Uhr; Donnerstags schloß sich das historische Seminar von 1 bis 2 Uhr an, und dann folgte der einsame Spaziergang durch den Tiergarten über den Großen Stern hinaus in die Gegend des Zoologischen Gartens. Nur im heißesten Sommer machte er eine Ausnahme; dann ging er wohl früh morgens und spät abends spazieren und wandelte entweder im Garten der nahen Tierarzneischule, der damals noch reich an schönen, schattenspendenden Bäumen war, oder im Invalidenpark, den er ganz besonders liebte, aus dem ihn nur häufig die Spielleute des Garde-Reserveregiments durch ihr Ueben vertrieben. Der gewöhnliche Spaziergang blieb aber für ihn zeitlebens annähernd der gleiche und wurde zur gleichen Zeit angetreten; sein Schritt wurde allmählich langsamer, und so wurde die Stunde des Mittagessens immer weiter hinausgeschoben. Ursprünglich war sie auf 3 Uhr festgesetzt. Hungrig wie ein Wolf stürmte er die Treppen hinauf und klopfte mit voller Faust gegen die Thür, und sofort mußte gegessen werden. Das einfache Mahl bestand aus Suppe, einem Fleischgericht und dem Nachtisch. Zwischen die beiden letzteren wurde, je nach der Jahreszeit, wohl eine besondere Delikatesse für ihn eingeschoben, die er indessen stets mit uns teilte. Auf dem Tisch stand eine Flasche Haut-Sauternes: wenn er ein oder zwei Glas genossen,

korkte er die Flasche mit gewichtiger Miene zu; denn mehr zu trinken, meinte er, erhitze ihn. Die Unterhaltung war stets eine angeregte. Von seiner augenblicklichen Arbeit, von seinen Vorlesungen war nie die Rede. Dagegen erzählte er mit großer Munterkeit von dem, was ihm gerade begegnet war. Denn für alles hatte er ein offenes Auge, und er besaß die Gabe, mit treffendem Humor zu schildern. Die interessanten Tagesfragen wurden besprochen, die eingetroffenen Briefe vorgelesen und kommentiert. Die Unterhaltung geschah in englischer Sprache. Nachher ging's sofort wieder in die Studierstube; nur auf wenige Minuten wurde die Arbeit um sieben des Abends unterbrochen, erst ein Blick in die Zeitung geworfen und dann im Familienkreise eine Tasse Thee getrunken, wobei er es sehr ungern sah, wenn einer von uns fehlte. Bis gegen 11 Uhr abends setzte er die Studien fort; dann widmete er noch einige Zeit dem Gespräch mit der Gattin, und es folgte ein sieben- bis achtstündiger Schlaf.

So waren von den übrigen sechzehn Stunden des Tages elf oder zwölf der geistigen Arbeit gewidmet, und es war die Zeit, wo er sich des Familienlebens erfreuen konnte, knapp bemessen. Aber auch diese Zeit nutzte er aus; denn Tag für Tag war er ein Viertelstündchen mit uns fröhlich und guter Dinge. Für jeden einzelnen hatte er sein besonderes Scherzwort; in voller Kindlichkeit mischte er sich oft in unser Spiel. Sehr beliebt war das „Haschen“ oder „Raufen“. Er verfolgte uns durch die Zimmer, dann vereinten wir uns und nahmen ihn gefangen; er befreite sich mit kräftigen Püffen, und schreiend stoben wir auseinander.

Daß aber diese Harmlosigkeit jemals das väterliche Ansehen geschädigt hätte, war ganz ausgeschlossen. Im Hause war sein Wort absolutes Gesetz, er fand unbedingten Gehorsam, ein Widerspruch war undenkbar, nie hätte es einer der Dienstboten, die er, ebenso wie die Droschkenkutscher, duzte, gewagt, ihm nur das Geringste zu entgegnen. Sein Wille war auch der Gattin gegenüber allein ausschlaggebend, und das nicht nur in den großen, sondern auch den kleinen Dingen des Lebens. Selbst bei seinen Brüdern, zumal den jüngeren, Ferdinand und Ernst, besaß er, der älteste, absolute Autorität, so daß jeder seiner Wünsche ihnen als Befehl galt.

So hat sein Wesen — und großenteils wohl auch der Einfluß der Mutter — dahin gewirkt, daß wir von frühester Kindheit an in ihm den großen Mann sahen, in jeder Hinsicht ein Muster an Geist, Fleiß, Wissen, Ausdauer, jedem andern überlegen; wir hielten ihn für gewaltig, unfehlbar, unerreichbar. Freilich bei meinem Bruder und mir blieb nun zeitlebens diese Bewunderung mit einer gewissen Scheu verbunden, die eine volle Vertrautheit kaum je aufkommen ließ. Anders war das Verhältnis zwischen Vater und Tochter. Er war von Anfang an in sein Töchterchen verliebt: bezeichnete er sie doch als das Juwel unter uns Geschwistern. Er hörte gern auf ihre Worte, und wenn darum einmal etwas durchzusetzen war, so war sie die Diplomatin, die die Wünsche auch der Brüder vortragen mußte, und fast immer fand ihre Bitte Gehör.

Bei seiner Erziehung wirkte mein Vater mit den einfachsten Mitteln. Wir

fürchteten nichts mehr als seine Unzufriedenheit, als ihm irgend etwas zu sagen oder zu seiner Kenntnis kommen zu lassen, das nicht seinen vollen Beifall fand. Er sprach wohl ernst und streng mit uns; wirkliche Scheltworte oder gar körperliche Züchtigungen waren ein Ding der äußersten Seltenheit. Die schlimmste Strafe war, nicht zum Essen an seinen Tisch kommen zu dürfen oder während der Mahlzeit hinausgewiesen zu werden. Um die Einzelnheiten unsrer Erziehung kümmerte er sich nur in geringem Maße, und das konnte um so mißlicher erscheinen, als unsre Mutter sehr bald zu kränkeln anfing und ganz allmählich des Gebrauches der Gliedmaßen beraubt wurde, so daß auch ihre direkte Einwirkung auf uns Knaben darunter litt.

Diese geringe Beaufsichtigung und die dadurch uns zu teil werdende Freiheit entsprach aber völlig den Grundsätzen meines Vaters. Er glaubte nicht, daß Kindern fortwährende Beaufsichtigung und Zurechtweisung gut thut. „Die Eigenschaften,“ so ähnlich äußerte er sich wohl, „sind mit den Menschen geboren. Gott hat ihnen ihre Eigentümlichkeit als sein Siegel aufgeprägt: was in ihnen steckt, das bricht sich Bahn.“ Darum war er kein so unbedingter Freund der Schule. Sie macht, wie häufig ließ er uns das nicht hören, die Kinder dumm; in ihr verlieren sie ihre Individualität; hier müssen sie Dinge lernen und sich einer Behandlung unterwerfen, die ihrer Eigenart nicht entsprechen. Hier wird ein körperlich und geistig ungesunder Ehrgeiz erweckt, und viele Dinge werden frühzeitig erfahren, die innerlich verwüsten; hier herrscht fast überall eine verkehrte Schülermoral.

Bei den Söhnen fügte er sich freilich dem allgemeinen Brauch; mein Bruder besuchte die Vorschule von der untersten Klasse an, ich selbst kam erst auf das von meinem Onkel Ferdinand geleitete Gymnasium. Aber für die Tochter wollte er gar nichts von der Schule wissen, zuerst wurde sie der Mutter völlig überlassen, dann wurde eine Gouvernante, Fräulein Ottilie Gombert, engagiert, die viele Jahre im Hause blieb.

In einer Sache griff mein Vater in der Erziehung entschieden ein. Er duldete in der Kinderstube in unsern frühesten Jahren nur eine Sprache und zwar, da er uns zu Deutschen machen wollte, die deutsche. Es durfte hier kein englisches Wort fallen, trotzdem er sich selbst im Gespräch mit der Gattin stets der englischen Sprache bediente. Erst als wir das Deutsche beherrschten, kam eine englische Bonne ins Haus, die uns auch bald etwas französisch beibrachte. Mehr Sprachen sollte meine Schwester zunächst auch nicht lernen; ganz heimlich erhielt sie aber italienischen Unterricht und überraschte als zwölfjähriges Mädchen ihren Vater, als er 1858 in Venedig war, mit einem in dieser Sprache geschriebenen Briefe.

Seiner Auffassung entsprach es nun ganz, daß für sie schon in ihrem fünfzehnten Jahre, gleich nach der Einsegnung, der eigentliche Unterricht abgeschlossen war. Ihre fernere Ausbildung blieb ihr selbst überlassen, und als uns Fräulein Gombert verließ, wurde keine Erzieherin mehr, sondern eine „Stütze“ und zwar zuerst Marie Heidler, eine Tochter des alten Freundes und Frankfurter Kollegen, in das Haus genommen.

Es beweist das, welche Stellung er zur Frauenfrage nahm. Nicht daß er Frauenbildung gering schätzte, hatte er doch vor dem weiblichen Geschlechte ganz besondere Hochachtung, aber er war dagegen, daß die Frau aus vielerlei Disciplinen sich ein oberflächliches Wissen zusammenrafft. Ihrer innersten Eigenart entsprechend, sollte sie sich selbständig ihre geistige Nahrung suchen. Ihren Hauptwirkungskreis sah er in der Häuslichkeit, die sie nicht nur durch Sorge für das leibliche Wohl, sondern auch vornehmlich durch ihren Geist und ihre Anmut schmücken sollte.

Er war stets ein Bewunderer schöner und geistreicher Frauen. Mit rührender Liebe hing er an seiner Mutter; ihr Geburtstag, der 9. Juni, war stets der Erinnerung an sie gewidmet. Sein Verhältnis zu seiner jüngeren Schwester Rosalie [1]) war bis zuletzt wahrhaft zärtlich. Um seine Tochter und ihn schlang sich zuletzt ein Band innigster Liebe, das sich auch auf ihre Töchter übertrug. Er erzählte stets gern von den bewährten Frankfurter Freundinnen, Frau Prediger Ahlemann und „Demoiselle" Karoline Beer. Gern räumte er ein, daß sein lebhafter Verkehr mit Bettina Arnim und Rahel Lewin mächtig auf seinen Geist gewirkt habe. In späterer Zeit schwärmte er oft für jüngere Damen, die bei uns im Hause weilten, so für seine Nichte Amalie [2]), Tochter von Heinrich, Mathilde, [3]) Tochter von Ferdinand und Henriette, [4]) Tochter von Ernst Ranke, für Fräulein Berta v. Beeren und zwei Miß Russell, die eine eine junge Amerikanerin der Südstaaten und die andre von englischer Herkunft. Ueberhaupt fand er bei Frauen Verständnis für seine Arbeit und seine Interessen, hatten sie eigne Gedanken, waren sie lebhaft, anmutig und geistvoll, so zog er ihre Gesellschaft jeder andern vor. Zu diesen gehörte Frau Julie v. Eichhorn, die Schwiegertochter des Ministers, Frau und Fräulein Adda von Tresckow, [5]) Mrs. Alexandra Kerr, die Uebersetzerin seiner serbischen, und Mrs. Sarah Austin, die Uebersetzerin seiner Reformationsgeschichte, Fräulein v. Malsen, [6]) Ida v. Düringsfeld, Fräulein v. Türckheim; [7]) diese Namen fallen mir zunächst ein; es ließen sich aber noch manch andre nennen. Sehr intim, aber mehr mit dem Hintergrund politischer Interessen, war sein Verkehr mit Hertha v. Manteuffel, der Gattin des Generals; der Königin Sophie der Niederlande, der Königin Marie von Bayern, der Großherzogin Luise von Baden widmete er innigste Verehrung, und in treuester Hingabe und Liebe war er der Königin Elisabeth von Preußen unterthan, und bis zu ihrem Tode (14. Dezember 1873) war er sehr häufig bei ihr in Sanssouci oder Charlottenburg.

---

[1]) Frau des Superintendenten Heinrich Schmidt in Weißensee, Thüringen, geboren 24. November 1808, gestorben 12. April 1870.

[2]) Später mit dem Nationalökonomen Hans Helferich verheiratet.

[3]) Lebt unverheiratet in Berlin.

[4]) Gattin Eduard Hitzigs, Professor der Psychiatrie in Halle.

[5]) Unter dem Namen Günther v. Freiberg bekannte Romanschriftstellerin.

[6]) Tochter des bayrischen Gesandten, spätere Gattin von Viktor Scheffel.

[7]) Später Gattin des Generalleutnants v. Prittwitz.

Doch zurück zu meinen mehr persönlichen Erinnerungen. Mein Vater benutzte die Sonntage gern dazu, sich mehr als sonst seiner Familie zu widmen. Beim Frühstück sagten wir ihm Epistel und Evangelium und ein Gesangbuchslied auf: in späterer Zeit übernahmen das seine Enkelinnen. Ein so überzeugter Christ er auch war, so ging er doch, da die Arbeit immer drängte, selten in den Gottesdienst, meist nur an den hohen Feiertagen; und dazu wurde in dem Kirchenzettel nach einem Gottesdienst gesucht, der erst um 12 Uhr mittags begann. So fanden wir uns ab und zu in der Heiligen Geist-Kapelle ein. Oder wir traten erst zum Schluß der Predigt in eine beliebige Kirche. So gerieten wir einmal am Ostersonntag — unser Ziel war der Friedrichshain — in die Bartholomäuskirche. Im weißen Talare stand der bekannte Stephan auf der Kanzel, und laut vernehmbar klang sein Ruf: „Schaffet Euch an ein neues Kleid, und abermal sage ich Euch, schaffet Euch an ein neues Kleid! Amen!“ Besser, neckte gelegentlich mein Vater später seine Tochter, habe sie niemals eine Predigt befolgt.

Aber, wie gesagt, der gemeinsame Kirchenbesuch war nur Ausnahme, in der Regel mußten wir um ein Uhr mittags zum Spaziergang bereit sein. Der Sonntags allzu lebhafte Tiergarten wurde meist vermieden; wir gingen durch das Gehölz am Zellengefängnis und schlugen die Richtung auf die Jungfernheide ein. Südlich der Schießstände des zweiten Garde-Regiments bestiegen wir eine Reihe von Sandhügeln. Das erste Mal hatten wir sie mit Schnee bedeckt gefunden, und so nannten wir sie die „Schneeberge“, und oft erfreute sich hier von dem höchsten „Gipfel“ mein Vater an dem Rundblick auf Wald, Feld und Stadt. Waren wir frühzeitig aufgebrochen, dann machten wir wohl den sogenannten „kleinen Spaziergang“, der über Moabit, damals noch ein in sich abgeschlossenes Dorf, über die Spreebrücke in Charlottenburg ging, wo die Uhr herausgenommen und die Zeit festgestellt wurde. Der Rückweg wurde durch den Schloßpark und die Lützowstraße genommen, wo mein Vater einmal eine Sommerwohnung innegehabt hatte, und dann gingen wir durch den Tiergarten nach Hause. Diese Spaziergänge waren unser Stolz. Hier konnten wir wirklichen Einblick in den Charakter und das Herz unsers Vaters thun; hier nahmen wir Teil an seiner Freude an der Natur. Er fragte uns nach unsern Schulerlebnissen, und dann erzählte er uns von der eignen Knabenzeit, vom Elternhause, Donndorf und Schulpforta. Mit ganzer Seele hing er an seiner Heimat, an der goldenen Aue, und große Freude gewährte ihm der Besitz des väterlichen Hauses und „Berges“. Alljährlich sandte der Pächter Kirschen, Birnen und Aepfel, und er war der Ueberzeugung, daß nirgends in der ganzen Welt es gleich gute gebe. Ungemein belustigten ihn die diese Sendungen begleitenden Schreiben des Pächters, der nie zufrieden war: „Schon im vorigen Jahre war nichts gewachsen, in diesem Jahre aber gar nichts.“

Diese Spaziergänge brachten uns auch die Freude, daß wir so manche bekannte Persönlichkeit trafen. Häufig fuhr in dem offenen Zweispänner mit dem grauen Mantel König Wilhelm an uns vorüber, und jedesmal begrüßte er seinen Historiographen mit freundlichem Lächeln und huldvollem Wink. Wie sehr der

König selbst an diese Begegnungen gewöhnt war, davon hatte ich am 13. November 1870 einen Beweis, als ich auf der Terrasse von St. Germain en Laye das Glück hatte, von Seiner Majestät angeredet zu werden. Als er meinen Namen erfahren, sagte er: „Sie also sind der kleine Sohn des kleineren Vaters, meines lieben Freundes. Grüßen Sie ihn doch herzlich, und schreiben Sie ihm, daß ich bestimmt hoffe, ihm auf meiner Spazierfahrt durch den Tiergarten noch vor Weihnachten zu begegnen.“ — Die Königin Augusta redete meinen Vater jedesmal an, und ihre hohe Stimme drang zu uns hinüber; das jugendliche kronprinzliche Paar zeigte in seinem Gruß stets herzlichste Gnade und Güte; aber es fiel nur ein scherzhaftes Wort von Seite des hohen Herrn, während hin und wieder Prinz Friedrich Karl in langem, leise geführtem Gespräch den Spaziergang vollends unterbrach.

So brachte uns der Sonntag draußen jedesmal irgend ein Erlebnis, und wir langten davon erfüllt wieder in der Luisenstraße an. Das Mittagsessen war nun besonders feierlich. Onkel Ferdinand, der Schulmonarch, erschien dazu viele Jahre hindurch mit größter Regelmäßigkeit. Auch später, als meine Schwester und ich schon das Haus verlassen hatten, vereinte sich die Familie allsonntäglich beim Mittagsmahle; natürlich nahm auch mein Schwager Wilhelm von Kotze, dazumal Dragonerleutnant, daran teil, dessen köstlicher Humor viel dazu beitrug, die Tafelrunde froh und gemütlich zu gestalten. Aber dazu that auch meine Mutter das Ihrige; trotz ihres schweren, unheilbaren Leidens war sie stets heiter, anregend und scheinbar voller Lebensfreude. Das „Lerne zu leiden, ohne zu klagen“ hat auch sie vortrefflich verstanden. Bei diesem Familienmahle wurde reichlicher pokuliert. Häufig erschien zum Schluß der englische Plumpudding. Dann goß mein Vater mit vieler Würde den Rum über ihn und war der Ueberzeugung, daß nur, wenn er das gethan, hinterher die Flamme in schöner Form zu vollem Glanze hochschlage.

In unsern Kinderjahren folgte dem Sonntagsessen im Sommer, sobald es das Wetter zuließ, eine Spazierfahrt, bei dem wir Kinder um den Platz auf dem Kutscherbock stritten. Meist ging es nach dem Grunewalde; die Pichelsberge wurden bevorzugt, und während wir vergnügt spielten, erfreute sich der Vater in einsamem Spaziergang an der Waldesluft. Häufig fuhren wir auch, alle Jahre wohl zwei- oder dreimal, nach Marienfelde, eine Meile südlich Berlin, das einem Herrn Kiepert, einem Vetter des Geographen und Neffen der Jugendfreundin Karoline Beer gehörte, die schon 1851 gestorben war. Hier verbrachten wir glückliche Stunden auf dem Heu und in den Ställen, während sich mein Vater mit vollem Verständnis in die Einzelnheiten der Landwirtschaft vertiefte.

Das stille Haus in der Luisenstraße war keineswegs gegen die Außenwelt abgeschlossen. Im Gegenteil, eine große Zahl der bedeutendsten Männer sowohl aus Berlin wie auch aus der Fremde traten über seine Schwelle. Ihr Besuch galt nicht nur dem Professor, sondern ganz besonders wurden sie von seiner hochgebildeten, feinsinnigen Gattin angezogen, und so lernten wir Kinder sie auch kennen. Die Gebrüder Grimm, Ritter, Encke, der Kirchenhistoriker Neander, Tieck,

August Kopisch, der Hofprediger Strauß, Ehrenberg, Alfred von Reumont, Lappenberg, Gelzer, Heinrich Thiersch, Trendelenburg, Drake, Lepsius, der Unterstaatssekretär von Thile, Justus von Gruner, Georg von Bunsen: auf alle kann ich mich mehr oder minder gut besinnen. Im Januar 1855 kam Alexander von Humboldt zu uns und teilte meiner Mutter mit, daß ihr Mann den Orden pour le mérite bekommen habe. — Innige Freundschaft verband uns mit der Familie Georg Heinrich Pertz', eines Altersgenossen meines Vaters, der bei den vielen Anfeindungen, denen er im späteren Alter ausgesetzt war, stets auf seiner Seite blieb. Jakob Grimm war der Pate meiner Schwester; ich verdanke ihm meinen Vornamen Friduhelm, denn er hatte meinem Vater, der zur Zeit meiner Geburt tief in der preußischen Geschichte steckte und um so lieber auf die Kombination von Friedrich und Wilhelm einging, ausgesprochen, wie sehr er bedauere, daß dieser altdeutsche Name außer Gebrauch gekommen sei. Hermann Grimm, damals in blühendster Kraft, habe ich sehr häufig bei meinen Eltern gesehen. Ich muß gestehen, ich war innerlich über den Freimut, mit dem er gelegentlich dem Vater opponierte, empört. Seine Gattin Gisela, eine Tochter von Bettina, hatte lebhaftes Interesse an uns Kindern und suchte, freilich vergebens, uns liberale Anschauungen beizubringen. — Ein großer Verehrer der Mutter war der alte Savigny, der mit seiner hohen Figur, seinem bartlosen, starken Antlitz, seiner ruhigen edlen Stimme unser ganzes Herz gewann. Später war dann auch der Sohn, der Bundestagsgesandte, häufiger Gast, ein rechter Gegensatz zum Vater; von bestechendem Wesen, hervorragender Beredsamkeit, sprühendem Geiste, äußerte er sich frei über die politischen Ereignisse. Wie bedauere ich jetzt, daß ich damals kein Tagebuch führte; so haben sich nur unwesentliche Dinge dem Gedächtnis einverleibt. Einmal z. B., es mag im Jahre 1863 gewesen sein, sagte Karl Friedrich von Savigny beim Weggehen: „Sie haben hier einen bedeutenden jungen Postbeamten, Stephan des Namens, im Hause; der wird einmal in seinem Fache Hervorragendes leisten."

Von Fremden ist mir vor allem Wuk Stephanowitsch Karadschitsch in der Erinnerung: ein kräftiger Mann, ich glaube mit einem Stelzbein, starken Augenbrauen und einem mächtigen weißen Schnurrbart; die schwarze Kappe auf dem Haupte, so erzählte er uns von Serbien, trug uns serbische Volkslieder vor und begeisterte auch uns für die Freiheit seines Vaterlandes. In seiner Begleitung war die gelehrte Tochter, in ihrer ruhigen Zurückhaltung so ganz anders geartet wie der Vater.

Einen ganz unvergeßlichen Eindruck — es mag im Jahre 1857 gewesen sein — hat ein Besuch des Königs Maximilian II. von Bayern auf uns gemacht. Derselbe galt nur dem Vater, und wohl eine Stunde verbrachte der Monarch in den Bibliotheksräumen, dann aber erschien er auch im Saale, wie wir das Empfangszimmer nannten, war von gewinnender Güte zu unsrer Mutter und sprach auch freundlich zu uns Kindern, besonders mit meiner Schwester, seinem Patenkinde, die er küßte, indem er eine goldene Spange um ihren Arm legte. Wir waren stolz, auf diese Art selbst einmal Zeugen von der Freundschaft

zu sein, die beide Männer miteinander verband, und die auf gleicher Weltanschauung, gleichen Neigungen und Interessen beruhte, so weit auch ihre Ansichten in der deutschen Frage auseinander gingen. Der König bewies seinem früheren Lehrer stets die gleiche Verehrung und Dankbarkeit und zeigte Freude an seinem Freimut und seiner Natürlichkeit. Aber auch mein Vater widmete dem König wahre, aus tiefster Seele entspringende Hochachtung und fühlte sich im höchsten Maße ihm gegenüber zur Dankbarkeit verpflichtet. Er schuldete nicht nur Dank für die thatkräftige Hilfe, die der König der historischen Wissenschaft in Deutschland ununterbrochen leistete, sondern war ihm auch für persönliche Gnadenbeweise verpflichtet. So hatte ihm der im Jahre 1853 erfolgte Ruf nach München indirekt eine Gehaltsaufbesserung von 1600 Thalern gebracht, und das war damals recht wesentlich für ihn, als die Kinder heranwuchsen, der Besuch der Vorlesungen eher nachließ und das Einkommen aus seinen Schriften noch verhältnismäßig gering war. Wenn ihm nun in München eine in jeder Hinsicht viel glänzendere und einträglichere Stellung in Aussicht gestellt worden war, so handelte er gewiß daran sehr weise, daß er sie ausschlug. Für das Gedeihen seiner historischen Arbeit waren alle äußeren Abziehungen nur schädlich, und deren hätte es in München in viel höherem Grade als in Berlin gegeben. Seit 35 Jahren war er in Preußen angestellt; er war durch und durch Preuße und Protestant, und da wäre München für ihn nicht der Ort gewesen. So war es denn ein großes Glück für ihn, daß durch das Entgegenkommen der preußischen Regierung ihm das Verbleiben in Berlin ermöglicht wurde. Um so freimütiger und ungezwungener konnte sein Verkehr mit König Max bleiben, um so sicherer war sein Einfluß zum Besten der Historiographie auf ihn. Auch in politischer Beziehung hat wohl mein Vater auf ihn einzuwirken gesucht, aber bei der Stellung, die Max II. als König von Bayern einmal inne hat, war ein durchgreifender Erfolg, wenigstens in der deutschen Sache, nicht denkbar. Später glaubte Leopold Ranke aber doch, daß die Ereignisse in Deutschland 1866 einen andern Verlauf genommen hätten, und daß man vielleicht auch ohne Krieg zu einem ähnlichen, in mancher Hinsicht vielleicht besseren Ergebnis gekommen wäre, falls König Max damals noch gelebt hätte. Es war Ranke im Frühjahr 1866 sehr schwer geworden, an den Krieg zu glauben; auch nach vollendeter Mobilmachung, als ich mich zum Eintritt in das Heer meldete, hat er noch eine friedliche Lösung erhofft. Jedenfalls hat die andauernde Huld des königlichen Freundes unendlich zu Rankes Glück beigetragen. Jeder Aufenthalt in München und vor allem die Tage im bayrischen Hochgebirge, wo er wiederholt ein Gast des Königs war, thaten ihm wohl, und gestärkt und erfrischt kehrte er nach Berlin zurück. So war denn die letzte Krankheit des Königs, sein überraschend schnell eintretendes Ende für uns alle ein Gegenstand der Familientrauer.

Mein Vater hatte einen seiner Lieblingsschüler verloren, und es ist ja bekannt, wie sehr er sie alle in sein Herz schloß und sich ihrer schriftstellerischen und Lehrerfolge fast noch mehr erfreute als der eignen. Am vertrautesten, geistig am meisten verwandt war er mit Waitz; auch Giesebrecht hatte er fest in sein

Herz geschlossen, und rührend war es, ihn in seinen letzten Lebensjahren im Verkehr mit Sybel zu sehen, auf dessen Geschichte der französischen Revolution er so stolz war wie auf keins der eignen Werke. An allen Schülern nahm er das wärmste Interesse, alle ermunterte er in ihrer Arbeit, unterstützte sie in ihrer Laufbahn und hat ihnen oft genützt, ohne daß sie es selbst erfuhren. Als Rudolf Köpke, Wilhelm Arnold, Reinhold Pauli, Karl von Noorden starben, trauerte er um jeden wie um einen Sohn.

Natürlich rechnete er nur diejenigen zu seinen wirklichen Schülern, die in seinem historischen Seminar gearbeitet hatten, denn in diesem sah er das eigentliche Feld seiner Lehrthätigkeit. Die eigentlichen Vorlesungen befriedigten ihn nicht vollkommen, denn gerade bei ihnen fehlte ihm der äußere Erfolg, der ihm sonst im Leben zu teil ward. Wie die Natur ihn selbst nur mit einem kleinen, unscheinbaren Körper ausgestattet hatte, so war auch sein Wesen einfach und anspruchslos. Es fehlte ihm jede Sucht nach Popularität, nur durch die Sache wollte er wirken und vernachlässigte darum leicht die Form. Jedem äußeren leeren Schein war er abhold; nichts in der Welt hätte ihn bewogen, um äußeren Vorteils, um der Anerkennung, wenn ich so sagen darf, der Fürsten- oder Volksgunst wegen nur einen Schritt vom Wege zu thun. Bei der Masse der Studenten war er nicht beliebt. Der Grund mag einerseits der gewesen sein, daß er sich im Gegensatz zu der damals bei der Jugend vorherrschenden liberalen Weltanschauung befand, andrerseits der, daß seine Vortragsweise keinen Beifall errang. Ich selber habe ihn im Winter 1865/66 die parlamentarische Geschichte Englands lesen hören. Wenn er das Katheder bestiegen hatte, lehnte er sich auf seinem Sitz weit zurück, stemmte die linke Hand in die Seite und richtete die Augen nach oben, ins Ungewisse. Er begann mit leiser, oft undeutlicher Sprache, stockend, etwas holprig; ganz allmählich kam er in Schwung. Es war nichts Vorhandenes, nichts völlig Vorbereitetes, was er sprach, sondern es war ein augenblickliches geistiges Schaffen; der Zuhörer arbeitete gewissermaßen mit und wurde schließlich doch hingerissen. Ein Mitschreiben war schwer möglich: man mußte die Ohren zu sehr anstrengen, damit kein Wort verloren ging. Es hielten auch nicht alle Zuhörer aus: den ersten Vorlesungen wohnten damals 60 oder 70 Studenten bei, bald verschwand die Hälfte; die übrigen waren um so treuer.

Ein großer Gönner Leopold Rankes war in früheren Zeiten Prinz August von Preußen gewesen; sein von ihm geschenktes Bild ist noch in meinem Besitz. Seine Tochter, Frau Mathilde von Waldenburg, blieb auch später intim mit uns befreundet. In meiner Knabenzeit stand mein Vater in lebhaftem Verkehr mit dem Prinzen Albrecht Vater, der ihn recht oft zum Mittagessen einlud. Gern erzählte er uns, wie noch in seiner Junggesellenzeit, als er beim Prinzen eingeladen war, des Morgens ein Bettler zu ihm kam. Er griff in den Kleiderschrank und schenkte ihm, wie er meinte, die schlechte schwarze Hose. Als er nun Toilette machte, fand er zum Schrecken, daß es die gute gewesen war, und daß er nun in der abgetragenen zur prinzlichen Tafel müsse. — Namentlich in der

Revolutionszeit fand ein häufiger schriftlicher Gedankenaustausch zwischen dem Bruder des Königs und dem Professor statt. Allein der Prinz suchte meinen Vater auch persönlich auf; es kam zu langem Gespräch, das nicht im Saale, sondern in dem kleinen zurückgelegenen Studierzimmer stattfand, und hier wurden wir Kinder dann vorgeführt, und mit Staunen sahen wir auf die hohe, ritterliche Gestalt des Prinzen, der bei meinem bereits 1850 verstorbenen Brüderchen Pate gestanden hatte. Er war der einzige, den ich in den Räumen meines Vaters habe rauchen sehen, denn eigentlich war nichts letzterem verhaßter als der Geruch einer brennenden Zigarre; er hatte dafür eine außerordentlich feine Nase; für gewöhnlich sprach er höchst ungern mit Leuten, deren Anzug den starken Raucher verriet. Und auf Spaziergängen verleidete ihm oft der Zigarrendampf alle Freude.

Die Freundschaft des Prinzen Albrecht Vater zu ihm übertrug sich auch auf den Sohn, den jetzigen Prinzregenten von Braunschweig. Leider habe ich die beiden nie zusammengesehen, die äußerlich einen noch größeren Kontrast bilden mußten. Aber sie pflegten regen geistigen Verkehr, und es ist noch eine Anzahl Briefe politischen Inhalts vorhanden, die Seine Königliche Hoheit an Ranke gerichtet hat. Einmal fürchtete mein Vater, den Prinzen doch befremdet zu haben, als er ihn fragte, ob die Zeitungsnachricht begründet sei, daß er von seinem Posten als kommandierender General zurücktreten wolle, denn gerade in der Ausfüllung dieser Stellung sah der Prinz seine Lebensaufgabe.

Die Bekanntschaft mit dem Hause des Prinzen Albrecht entsprang wohl hauptsächlich aus derjenigen mit Edwin von Manteuffel, dem späteren Feldmarschall. Als Rittmeister und Adjutant des Prinzen Albrecht hatte er Rankes Vorlesungen besucht, daran die persönliche Bekanntschaft angeknüpft, aus der sich mit den Jahren eine innige Freundschaft entwickelte. Der Soldat hatte die Weltanschauung des Geschichtsschreibers völlig zu der seinen gemacht; beide standen auf dem gleichen religiösen und politischen Boden, beide waren davon durchdrungen, daß Preußen die Vorherrschaft in Deutschland gebühre und daß die Souveräne der Kleinstaaten, wenn sie ihre Pflicht dem großen Vaterlande gegenüber verabsäumten, dazu gezwungen werden müßten. Ranke hatte keinen besseren Leser seiner Werke als Manteuffel; war ein neuer Band erschienen, so verschlang er ihn und machte ihn zu seinem geistigen Eigentum.

Im Jahre 1848 trat Manteuffel in den persönlichen Dienst bei König Friedrich Wilhelm IV. und hat nun auch einen lebhaften Verkehr zwischen dem König und meinem Vater herbeigeführt. Die Zusammenkünfte in Charlottenburg und Sanssouci waren häufig. Schon im Revolutionsjahre ist mein Vater nicht ohne Einfluß auf die Wiederaufrichtung der Thatkraft und des Selbstvertrauens des Königs gewesen. Und von da ab — er war nicht umsonst Mitglied des Staatsrats — hat er mehrfach in Dingen der Politik, namentlich der äußeren mitgewirkt und seinen Ansichten auch schriftlich Ausdruck verliehen. Auch der Ministerpräsident Otto von Manteuffel hat so manches Mal mit ihm konferiert; Ranke hat bei der Abfassung der Thronreden mitgewirkt, auch wiederholt zu

Zeitungsartikeln seine Feder zur Verfügung gestellt. Alles, was er schrieb, atmet, ich möchte sagen, Bismarckschen Geist. Wiederholt hat der Fürst mündlich und schriftlich anerkannt, daß die Rankeschen Geschichtswerke für ihn eine reiche Fundgrube der Erkenntnis gewesen sind, wenn er es auch vermied, ihm oder einem andern Historiographen Einfluß auf die Politik zu gewähren, wie ihn Ranke unter Friedrich Wilhelm IV. ausgeübt hatte. Es läßt sich denken, daß die Erkrankung dieses Herrschers für meinen Vater ein persönlich schmerzliches Ereignis war. Denn einerseits hing er mit voller Seele und in treuester Hingabe an seinem königlichen Herrn, andrerseits gewährte es ihm Genugthuung, sich an allerhöchster Stelle voll anerkannt zu wissen. Als einmal bessere Nachrichten über das Befinden des Königs im Umlauf waren, da äußerte er, daß, wenn die Wiederübernahme der Regierung durch den König gefeiert werde, er seiner Freude durch so glänzende Illumination Ausdruck geben wolle, daß sein Haus im Zeitungsberichte rühmende Erwähnung finden werde. Mit dem Dahinscheiden Friedrich Wilhelms IV. verschwand übrigens Rankes politischer Einfluß doch nicht ganz. Ab und zu ließ ihn auch der Prinzregent zu sich rufen, und durch den General von Manteuffel wurde die Rankesche Auffassung dauernd übermittelt.

Denn diese Freundschaft mit Manteuffel blieb die gleiche bis zu dessen Tode, ein Jahr vor dem Hinscheiden Rankes. So ungern sich mein Vater sonst stören ließ, für Manteuffel war er stets zu haben, und in der frühesten Morgen- wie in der spätesten Abendstunde war sein Besuch gleich willkommen. Wie oft habe ich die beiden zusammengesehen: welch großer äußerer Gegensatz, der schlanke General, meist in voller Uniform, mit unzähligen Orden, der kleine Gelehrte im Schlafrock und Hausschuhen. In Manteuffel steckte etwas von Wallenstein, und das Werk meines Vaters über den Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges war ihm vielleicht das sympathischste. Auch bei Frau von Manteuffel fand Ranke volles Verständnis: oft erschien sie als Abgesandte des Gatten, und im Flüstertone wurde die Unterhaltung geführt. Beide, General und Frau von Manteuffel, fehlten nie am Geburtstage meines Vaters, dem 21. Dezember, beim Mittagsessen in der Luisenstraße — übrigens der einzige Tag im Jahre, wo wir im elterlichen Hause die Champagnerpfropfen knallen hörten — und alljährlich brachte der Feldmarschall das Hoch auf den Freund aus. Viel seltener erschien mein Vater im Manteuffelschen Hause, aber, wenn er kam, fand er stets die herzlichste Aufnahme, und so ist auch die letzte Reise, die er, und zwar im August 1877, unternommen hat, nach Topper gerichtet gewesen. Ich durfte damals meinen Vater begleiten und nahm an den Fahrten über die ausgedehnten Felder des Rittergutes teil, die der Feldmarschall mit Stolz zeigte. (Schluß folgt).

Prosit Neujahr!

Von

A. J. Mordtmann.

In einer Junggesellenwohnung der Vorstadt waren vier Herren versammelt, um den letzten Tag des alten Jahres gemeinsam zu verabschieden, alle vier jung, alle vier unbeweibt, alle vier nicht in der Stadt heimisch, alle vier die Taschen leer, aber den Kopf erfüllt von hochfliegenden Plänen ...

Es waren nämlich vier Künstler; aber fürchte nichts, geneigter Leser, es wird doch keine langweilige Künstlernovelle mit ästhetischem Tratsch!

Bis ein jeder von ihnen in der Lage sein würde, die prächtige Villa zu bewohnen, die dem erfolgreichen Musiker, Maler, Schauspieler und Dichter nicht ausbleiben konnte, hatten sie einstweilen ihre Gedanken dem Nächstliegenden zugewandt und die Trümmer ihrer letzten Einnahmen zusammengelegt, um Sylvester zu feiern, wobei es natürlich nicht an jenem Gemisch von genialen, pseudogenialen und trivialen Gesprächen, guten, schlechten und sehr schlechten Witzen fehlte, das so reizvoll anzuhören und so schwer auf das Papier zu bannen ist; einen Versuch dazu macht ja auch kein vernünftiger Mensch; denn solche Gespräche gleichen dem farbenprächtigen Schmetterling, dem beim Fange die Hand den duftigen Schmelz von den Flügeln streift.

Sie hatten sich beim Mittagessen getroffen und, siehe da! jeder von ihnen hatte eine verdrießliche Miene zur Schau getragen. Und da ereignete sich das Merkwürdige, daß jeder für den Verdruß des andern ein andres Motiv als das für den eignen verantwortliche voraussetzte, während schließlich herauskam, daß alle von der gleichen Kalamität heimgesucht seien. Wie sich das entwickelte, sei hier kurz erwähnt, um damit die Vorgeschichte jenes denkwürdigen Abends abzuschließen, über den dies Blatt der wahrheitsgetreuen saturninischen Chronik berichtet.

„Sei nicht unlustig, Geigenkratzer," begann Adolar, der Maler, „daß du heute abend den Einsiedler markieren mußt. Ich beneide dich eigentlich und möchte dir die Einladung zu meinem Kunsthändler, wohin ich mich gar nicht sehne, mit Vergnügen abtreten."

„Du bist ungemein liebenswürdig," knurrte der Virtuose. „Aber leider kann ich mit dir nicht tauschen, da mein Abend nicht frei ist. Ich bin bei Kommerzienrat Veilchenblum eingeladen, wo ich mich ungefähr so wohl fühle wie ein Krokodil auf dem Kreuzberg."

„Weißt du was, Benno?" sagte Adolar. „Wir verkaufen unsre Einladungen an diese beiden öden Greise, die so wüst dreinschauen, weil nach ihnen niemand Verlangen trägt."

„Und organisieren zu zweien einen gemütlichen Suff!"

„Spart eure lasterhaften Pläne, soweit mir eine Rolle darin zugedacht

ist," protestierte der Schauspieler. „Ihr seid in der zeitgenössischen Geschichte nicht bewandert, sonst müßtet ihr wissen, daß Walter eine unentbehrliche Zierde jeder Gesellschaft bei dem Mäcen Doktor Scherowski ist, wenn ihm selbst auch diese Gesellschaft ein Greuel ist und er sich nur dann hinlocken läßt, wenn er sonst seinen Hunger nicht stillen kann, wie z. B. heute abend."

„Ich sei — mich ergreift die Begierde, —
In eurem Bunde der Vierte,"

improvisierte Egon. „Auch mich hat der aus der Wolke zuckende Strahl nicht verschont. Eine Einladung von meinem Verleger ..."

„Halt ein, Entsetzlicher!" unterbrach ihn Adolar flehend, „und laß uns gemeinsam erwägen, wie so großem Unheil vorzubeugen und auf ersprießliche Weise das Gewölk der drohenden Abendverderbnis abzuwenden ist."

So lautete das zwar nicht geistreiche, aber stenographisch getreu wiedergegebene Gespräch, dessen Folge war, daß alle vier einmütig die Einladung bei ihren wohlwollenden Gönnern schnöde mißachteten und dafür eine Kommanditgesellschaft mit beschränkter Haftung zum Zwecke der Beschaffung und Austilgung einer ordentlichen Sylvesterbowle gründeten.

Die finanzielle Fundierung dieses gemeinnützigen Unternehmens erforderte sehr künstliche Gruppierungen und Operationen, wobei nicht nur die vorhandenen baren Mittel, sondern auch die jedem einzelnen zur Verfügung stehenden Kredite bei Lieferanten und Händlern ernstlich in Betracht zu ziehen und weise zu verteilen waren. Unter Aufgebot ihres ganzen Scharfsinns und aller aus langjähriger Pumppraxis geschöpften Erfahrungen gelang es denn auch, nicht nur die Bowle, sondern auch etliche Leckerbissen flott zu machen, die ja glücklicherweise der bessergestellten Menschheit darum nicht besser schmecken, daß sie ohne Schwierigkeit bar bezahlt werden. Eine auf Kredit gekaufte gute Wurst ist, wie schon Sokrates in dem berühmten platonischen Dialoge Eubulos sive de farcimento seine Schüler auf dem bekannten apagogischen Wege finden läßt, schmackhafter als eine bar bezahlte, mit Fuchsin gefärbte schlechte Wurst.

Solange die vier Jünglinge im ersten Stadium des Essens und Trinkens waren, bewegte sich ihr Gespräch in den bekannten Bahnen aller solchen Unterhaltungen. Sie hier zu wiederholen, würde zwar ohne Schwierigkeit möglich sein, da jedes Wort in den Archiven des Vaters Kronos getreulich verzeichnet steht, aber aus zwei Gründen müssen wir davon absehen. Erstens nämlich würde unser kleiner Bericht dadurch an Langweiligkeit gewinnen ohne, wie es bei den Werken der Modernen der Fall ist, diesen Vorteil durch gesteigerte Unverständlichkeit zu erhöhen; zweitens aber hat schon ein Moderner bei Kronos Beschlag auf dies ganz gleichgültige und eben darum höchst interessante Gespräch gelegt, um es unter dem Titel „Sylvesterfeier, Ausschnitt aus dem modernen Leben", zu veröffentlichen. Wir wollen ihm nicht vorgreifen.

Die geplante Veröffentlichung soll bei dem zweiten Stadium, wo das Essen aufgehört hat, abbrechen, und den Vorhang über einem charakteristischen Still-

leben von Wursthäuten, Butterresten, Hummerschalen und Fischgräten nach Adolars vernichtenden Worten: „Der Bückling ist mir doch lieber als geräucherter Aal, den mein Magen nicht verträgt," fallen lassen.

Allein da die folgende Diskussion ganz von diesem schwerwiegenden Ausspruch beherrscht wird, so wollen wir auch dies zweite Stadium überschlagen und die vier Jünglinge erst in dem dritten Stadium wieder belauschen, wo sie, entflammt durch den guten Punsch, ernstlich an idealere Gegenstände herantreten.

Nachdem ein vorläufiger Versuch, für die dringend notwendige Verbesserung der Welt eine Formel von durchschlagender Fassung und allgemeiner Gültigkeit zu finden, als undurchführbar erkannt worden war, begann man sich andern hochfliegenden Ideen zuzuwenden. — Zunächst freilich ohne sonderliche Wirkung, sintemalen anfänglich ein jeder von ihnen seine eignen Gedanken ohne Rücksicht auf die geistreichen Aphorismen der andern auskramte.

Der Dichter citierte die Stelle aus dem 11. Buche der Ilias von dem schweren Trinkbecher, den der greise Nestor allein heben konnte, und knüpfte daran eine Bemerkung über diese prächtigen alten Griechen, bei denen nicht nur die Felsblöcke, womit die Krieger ihre Gegner töteten, sondern auch die Becher, aus denen die Greise tranken, so schwer waren, daß zwei Menschen der späteren Generation sie nicht heben konnten.

Darauf antwortete der Maler: „Das erinnert mich an eine Bucht im See von Lugano, wo das Wasser gerade so intensiv smaragdgrün ist, wie an vielen Küstenstrecken des vielbesungenen Capri."

„Ganz richtig!" fiel hier der Schauspieler ein. „Ich wüßte nicht, daß die Löwenstimme so viel furchterregender klingt als eine hallende Menschenstimme. Auch Livingstone nennt die Sage vom majestätischen Gebrüll des Löwen majestätischen Unsinn."

„Darum sollte man auch niemals einen ganzen Konzertabend mit Violinspiel ausfüllen. Ein Violinstück — ein Cello — und dann eine Symphonie mit allen Instrumenten! Das ist das Wahre!" So schloß der Virtuos dies harmonische und so prächtig zusammenpassende Quartett.

Allmählich kam jedoch das Gespräch in ein Geleise, das alle Fuhrwerke der disparaten Geister zusammenhielt. Durch eine Bemerkung Bennos, die nicht gleich wieder in der allgemeinen Flut versank, war die Kinderzeit vor ihnen aufgestiegen und mit ihr eine Welt unvergeßlicher Lieblichkeit, von der man sich nicht gleich wieder trennen mochte. Sie tauschten kleine Erinnerungen aus, und insbesondere Weihnachten und Sylvester gaben dafür einen unerschöpflichen Stoff her.

„Ich kann es niemals elf Uhr schlagen hören," sagte Adolar, als gerade die Schwarzwälderuhr schnarrend die Stunde verkündete, „ohne an eine Thorheit meiner frühesten Kinderzeit zu denken, die mich bis in das Alter, wo man vernünftig wird, verfolgt hat, und die mir auch jetzt noch anhängt ..."

„Nun also, so erzähle ohne weitere Vorrede," brummte Egon. „Einleitungen sind altmodisch."

„Meine Schwestern hatten eine französische Gouvernante, ein altes Mädchen von himmlischer Herzensgüte und dabei vollgepfropft mit allen erdenklichen heimlichen und unheimlichen Märchen, Sagen und Legenden. Und die erzählte uns an einem Sylvesterabend, daß gerade um die Mitternachtstunde in der verhängnisvollen Zeit, wo das alte Jahr schon geschieden, das neue aber noch nicht eingetreten ist, das neue Jahr in der Gestalt eines jungen Mädchens die Straßen durchwandert — gegenwärtig in jeder Stadt, wie ja die Zeit allgegenwärtig ist ...“

„Ein sehr tiefsinniger Gedanke das,“ schaltete Walter ein, indem er diese Bemerkung durch einen sehr tiefen Blick in sein Glas symbolisch begleitete.

„Auch was folgt, ist tiefsinnig,“ fuhr Adolar fort. „Denn sie erzählte weiter, daß, so lange, bis ein gewisses Ereignis einträte, die Zeit still stände, ohne daß irgend jemand es bemerkt. Dieser Moment fällt zwischen den ersten und zweiten Glockenschlag um Mitternacht. Erst wenn jenes Ereignis eingetreten ist, was freilich selten länger als wenige Minuten dauert, dröhnen die Glocken weiter. Es muß nämlich irgend jemand dem neuen Jahr das Prosit Neujahr! oder wie sonst der landesübliche Gruß lautet, zurufen, dann verschwindet die Göttin und tritt ihre Herrschaft an. Der Glückliche aber, der ihr begegnet ist, wird von ihr gesegnet, und seine liebsten Wünsche gehen im Laufe desselben Jahres in Erfüllung.“

„Ein schöner Gedanke!“ riefen die Zuhörer.

„So wollte es auch mich bedünken, und er hat mich seitdem immer verfolgt. Als Kind wollte ich in der Sylvesternacht auf die Straße, um das neue Jahr zu sehen und anzurufen, und da man es nicht zulassen wollte, war ich ganz betrübt. Die Sehnsucht nach diesem Abenteuer war unter den vielen Gründen, weshalb ich erwachsen zu sein wünschte, einer der wichtigsten. Und als ich nun endlich wirklich so weit war, da habe ich mich von meinen Genossen getrennt, nur um auf der Straße umherzulaufen und die Göttin nicht zu verfehlen. Aber ich habe sie nie getroffen.“

„Wenn man märchenhafte Dinge erleben will, so muß man an die Märchen glauben,“ orakelte Benno.

„Das Rezept ist gut, aber es taugt nichts,“ erklärte Adolar.

„Ein vollkommener Widerspruch ...“ begann Walter zu recitieren, sah sich aber sogleich von Benno unterbrochen:

„Adolar hat recht. Er meint, das Rezept an sich sei gut und unfehlbar, aber es tauge deshalb nicht, weil die Vorbedingung nie erfüllt wird. Was nützt uns der für Punsch unübertreffliche Jamaica-Rum, wenn wir ihn nicht bezahlen können? Und wie kann man an Märchen glauben?“

„Glaubet nur!“ rief Egon. „Das ist nicht so schwer, wie ihr euch einbildet. Nur — und das ist eben der Teufel — ihr glaubt nicht, daß ihr noch glauben könnt, und da man nur dann glauben kann, wenn man glaubt, daß man es könne, so könnt ihr an Märchen nicht glauben.“

„Spitzfindiger Unsinn!“ erklärte Walter.

„Ja, mein Lieber, das mag sein. Aber ich wette doch, daß mir das Abenteuer

gelingt," rief Egon, von Punsch erhitzt, indem er aufsprang. „Ich werde dem neuen Jahre begegnen, ich weiß es."

Er warf sich in seinen Havelock und stürmte hinaus. Von den andern machte keiner Miene, ihn zurückzuhalten, denn sie waren an derartige Einfälle bei ihm gewöhnt. Sie brauten sich eine neue Auflage ihres Punsches und gerieten, da sie nur noch zu dreien das Quantum zu bewältigen hatten, allmählich in den allbekannten Zustand der absolutesten Unweisheit.

Mittlerweile war Egon zum Hause hinausgeschritten, nicht abgeschreckt durch den heftigen Windstoß, der ihn beim Oeffnen der Hausthür empfing, noch durch das wirbelnde Schneegestöber, das die Außenwelt so ungemütlich wie möglich machte. Er drückte sich den treuen schäbigen Filz tief in die Stirn, schlug den Mantel dicht um sich und betrat die menschenleere Gasse.

Es mochte bis Mitternacht noch eine halbe Stunde Zeit sein, und diese wollte Egon benutzen, um das nächtliche Stadtbild mit seinen beschneiten Plätzen, vereinsamten Straßen und überall erleuchteten Fenstern zu studieren. Wie sich dann um zwölf Uhr die Straßen mit geräuschvoll fröhlichen Menschen füllen, später wieder leeren und dem Schnee die Herrschaft bis zum späten Tagesanbruch überlassen würden, das gab Stoff für seine Feder. ‚Treffe ich die Göttin nicht, so habe ich doch jedenfalls ein Feuilleton,' dachte er.

Er wanderte weiter, ziellos und allein; niemand begegnete ihm; der festliche Tag und das Unwetter bannte alles in die Häuser. Jetzt aber kam ihm flüchtigen Schrittes eine weibliche Gestalt entgegen. Das dünne Mäntelchen trug sie eng um sich geschlagen, und Schnee hatte sich auf dem Tuch, das den Kopf notdürftig beschützte, gesammelt.

‚Die Unselige!' dachte Egon in den kurzen Augenblicken, die bis zu ihrem Zusammentreffen verliefen. ‚Sogar in einer solchen Nacht!'

Nun stand das Mädchen dicht vor ihm im hellen Schimmer einer Straßenlaterne, und aus einem auffallend hübschen Gesichte starrten ihn ein Paar dunkle ausdrucksvolle Augen an. Aber die verlockenden Worte auf ihren Lippen erstarben, als sie ihn erkannte; mit dem kaum vernehmbaren Ausrufe: „Lump!" eilte sie vorüber.

Egon stand wie betäubt. In den Stunden, da er die Verheißung der Zukunft erwartete, stieg die Schuld der Vergangenheit vor ihm auf. Wie durfte er hoffen, der einem andern Wesen jede Hoffnung zerstört hatte!

Indem er seine ziellose Wanderung wieder aufnahm, bemühte er sich vergeblich, die Geister der Vergangenheit in die nebelhaften Schächte des Unbewußten zurückzudrängen; das Eidolon der eben Gesehenen heftete sich unerbittlich an seine Fersen.

Es war kein furchteinflößender Schatten, dies holdselige Mädchenbild, das, an der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau stehend, unsichtbar und doch gesehen neben ihm dahinglitt — o nein! — mit trunkener Wonne gedachte er des wunderbar reizvollen Gesichts, der schlanken Bildung des eben aufblühenden Körpers, des elastischen Ganges, des naiven Geplauders des anmutigen Wirts-

töchterchens Anna. Und dennoch mischte sich in das Behagen ein unnennbares Grausen vor dem schönen Mädchen und vor sich selbst.

Vor dem Mädchen — denn hinter der Holdseligkeit der Erscheinung lauerte grinsend das Bild der Verlorenen, das ihn eben aus seinem trägen Gedankengange aufgerüttelt hatte. Er konnte die Anna von damals nicht trennen von der Anna von heute, und kalte Schauer zuckten durch die glühende Erinnerung.

Vor sich selbst — denn der scheußlichste aller Dämonen, der Dämon der Selbstverachtung hatte ihn jählings überfallen. Es wollte ihm nicht gelingen, ihn mit dem Spotte über seine Empfindlichkeit zu verscheuchen, die plötzlich Gewissensbisse verspüre über ein Abenteuer, das Hunderte und Tausende täglich erleben —, das für alle die Tausende, die es erleben, auch in der Erinnerung ein Quell eitler Selbstzufriedenheit ist.

Wozu die alte Geschichte wiederholen? Ist sie nicht immer dieselbe? Eine kurze Liebschaft, dann für den Mann eine Erinnerung, die ein prahlerisch cynisches Lächeln auf seine Lippen ruft, für das Weib die Vernichtung seiner moralischen Existenz, ohnmächtige Reue und — Schlimmeres.

Von welcher sonnigen Heiterkeit und unschuldsvollen Naivität war sie gewesen, die hübsche Anna! Und jetzt lief sie in der Neujahrsnacht auf der Straße umher und feilschte um ihre Liebe!

Der Schnee fiel immer dichter; Egon rannte aufs Geratewohl weiter; er hatte im Grübeln über das von ihm zerstörte Dasein das Bewußtsein von Raum und Zeit verloren; als er endlich stillstand und Atem schöpfte, konnte er sich nicht darauf besinnen, wo er sich befinde oder welche Zeit es sei. Ringsum herrschte Totenstille, nur unendliches Schneegestöber rieselte ununterbrochen und lautlos aus einem grau verschwommenen Raume herunter. In den Straßen der Stadt hatten die Flocken wenigstens silbern aufgeblitzt, wenn sie in den Lichtkreis der Laternen kamen, hier draußen aber waren sie von einem glanzlosen Weiß, das sie stumpf und leblos erscheinen ließ.

Egon fühlte sich kraftlos und zu Tode erschöpft; das Ankämpfen gegen Wind und Schnee hatte ihm den Atem geraubt, das mühselige Stampfen durch die feuchten Schneemassen Füße und Kniee ermattet.

Er stolperte über eine Baumwurzel, als er langsam wieder weiter ging, um sich einem unbestimmtem Lichtschimmer zu nähern, der nach seiner Vermutung die Stadt andeutete. Und so groß war schon seine Erschöpfung, daß das verschwindend geringe Unbehagen beim Stolpern hinreichte, um ihn aller Entschlußfähigkeit und Willenskraft zu berauben. Er warf sich nieder, froh, einen Baumstumpf gefunden zu haben, an den er sich anlehnen konnte. Jenes unendlich wohlthuende Gefühl überkam ihn, das wir empfinden, wenn wir nach anstrengender geistiger und körperlicher Thätigkeit unsre Gliedmaßen lang ausstrecken dürfen.

Es fror ihn nicht, obwohl er in den Schnee gesunken war und ununterbrochen weitere Schneemassen auf ihn herabrieselten. Bald stellte sich vielmehr eine sein ganzes Wesen durchströmende Wärme ein, zu der sich eine unwiderstehliche Müdigkeit gesellte. Er wollte die Augen offen behalten, um, wenn er

sich etwas erholt haben würde, aufzustehen und den Rückweg anzutreten. Aber immer wieder fielen sie ihm zu, immer schwerer wurde es ihm, sich dem lähmenden Einflusse zu entziehen. Einmal schrak er zusammen, denn er hörte sich selbst rufen: „Ich muß wach bleiben — der Schlaf würde mein Tod sein!"

Er schüttelte die dünne Schneedecke ab, die sich auf ihm gesammelt hatte, und rüttelte sich noch einmal so weit auf, daß er seine Uhr repetieren ließ. Nach seiner Meinung mußte es lange nach Mitternacht sein, vielleicht schon drei oder vier Uhr, vielleicht noch viel später und der Morgen nicht fern. Er erschrak. Seine Uhr that elf ganze und zwei Viertelschläge, es war also noch nicht einmal dreiviertel zwölf. Wie sollte das werden, wenn die ganze Nacht in dieser tödlich langsamen Weise verging!

Richtig! Jetzt schlug eine ferne Turmuhr und unmittelbar darauf eine zweite, beide drei Schläge. Was ihm wie ein stundenlanges Umherirren vorgekommen war, hatte in Wahrheit kaum eine Viertelstunde gedauert.

Nun wollte er nur noch ganz kurze Zeit ruhen, nur fünf Minuten, und dann energisch aufstehen. O gewiß! Er besaß noch seine ganze Energie, seine ganze Willenskraft, und im Vertrauen darauf durfte er sich noch fünf Minuten gönnen.

„Nur fünf Minuten!" wiederholte er mechanisch zu sich selbst, und doch war es ihm gleich darauf, als habe er es einem vorüberschwebenden Phantom zugerufen, das ihm ungeduldig winkte.

„Ja, das war die Projektion meiner eignen Psyche, mein Dämon, wie Sokrates sagen würde," murmelte er mit trägem Behagen und entzückt über seinen eignen Scharfblick. „Eine letzte Mahnung meines transcendentalen Ichs."

Und indem er selbstgefällig lächelte, dachte er weiter: „Bitte, mein liebes Ich, wecke mich nach fünf Minuten auf, wenn ich wieder einschlafen sollte."

Aber die Gefahr trat nicht ein; denn was nun um Egon vorging, war so außerordentlich, daß es seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und dadurch seine Müdigkeit gründlich verscheuchte.

Das Schneegestöber hörte auf, und statt der Flocken fielen Blumen herunter, zuerst nur weiße wie Jasminen, weiße Rosen und weißer Flieder, Lilien, Schneeglöckchen und Narzissen, bald aber bunte: dunkelrote Rosen, Nelken, Tulpen, Aurikeln und Balsaminen, und jede Blume wurde, sobald sie den Boden berührte, zu einem Mädchen in lichtem Gewande.

Leise Melodien schlugen sinnebetörend an seine Ohren, begierig schlürfte er den berauschenden Duft so vieler Blumen ein, und er wünschte sich tausend Augen, um den verlockenden Bewegungen all der reizenden Mädchen folgen zu können. Verdrießlich war es nur, daß sich unter den vielen lichten Gestalten eine dunklere, einförmig grau gekleidete befand, die auch an dem ausgelassenen Reigen ihrer munteren Genossinnen nicht teilnahm. Solange Egon das verwirrende Bild nur im allgemeinen betrachtete, sah er sie kaum, sowie er aber eines der Mädchen besonders ins Auge faßte, trat sofort die graue Gestalt dazwischen und entzog ihm den Anblick der andern.

Anfänglich nur wenig beachtet, trat sie doch allmählich immer stärker in den Vordergrund, um schließlich die Stimmung des ganzen fröhlichen Bildes störend zu beherrschen. Egon wollte sie fixieren, und nun trat das Umgekehrte ein: so oft er den Versuch machte, sie genauer zu betrachten, verschwamm die graue Erscheinung in den lichteren Farben ihrer Umgebung. So konnte er ihre Züge niemals schärfer beobachten, und doch wußte er, wer es sein mußte: Anna.

Dann fiel ihm ein, daß sie nur eine Ausgeburt seiner Phantasie sei, ein Sinnbild des Erlebnisses, das bestimmt schien, fortan hinderlich zwischen ihn und alle Freuden des Lebens zu treten. Mit fester Anspannung seiner Willenskraft mußte es möglich sein, sie zu verscheuchen ...

Er schickte sich an, diesen festen Entschluß zu fassen, und schon dies schien zu genügen, um die unheimliche Gestalt in Nebel aufzulösen, aber gleichzeitig mit ihr verschwammen auch die lichteren grünen, gelben, blauen und roten Gestalten, und es blieb nur ein wüstes Farbenchaos, von einzelnen grauen Streifen durchzogen, zurück.

Egon starrte mit schwindendem Bewußtsein in die wogende Masse, als ihn plötzlich ein ferner, aber doch vernehmbarer Glockenton aufschreckte. Es schlug Mitternacht. Mit den vier Viertelschlägen verlosch allmählich der Farbenorkan, und als der erste volle Stundenschlag erdröhnte, verschwand alles.

Ringsum herrschte finstere Nacht, und es schneite noch immer; die Glocke schlug weiter, und unwillkürlich rief Egon einer dunklen Gestalt, die, wohl aus seinem Traume zurückgeblieben, dicht vor ihm stand, laut und herzlich zu:

„Prosit Neujahr!“

War es wirklich das neue Jahr? Es mußte wohl so sein, denn plötzlich warf die Gestalt ihren Mantel ab und erschien in strahlender Schönheit, einen flimmernden Stern über der hoheitsvollen Stirn im Haare. Sie zog Egon empor an ihre Brust und, indem er abermals die Augen schloß, war es ihm, als versinke er voll beseligender Ruhe in purpurne Finsternis, kaum verwundert darüber, daß die Göttin des neuen Jahres Annas Züge getragen hatte.

*

Und nun befindet sich der Erzähler dieser wunderbar klingenden, dennoch aber durchaus wahrheitsgetreuen Geschichte in einiger Verlegenheit durch den Widerstreit zwischen seinem ästhetisch-litterarischen Gewissen und den Geboten der Wahrhaftigkeit. Jenes erheischt, daß am Ende dieser Sylvestergeschichte Egon im Schnee an der Landstraße erfroren daliege, woran der Autor dann irgend eine mehr oder minder geistreiche Wendung über das wahre Glück, das sein Held nun doch gefunden habe, zu knüpfen hätte.

Indessen der Sinn für Wahrheit ist stärker, und es muß der empfindsam veranlagten Leserin überlassen bleiben, sich das Ende der Geschichte in der eben angedeuteten Weise vorzustellen, das nun Folgende aber ungelesen zu lassen, weil es nur für jene ist, die einigen Anteil an Egon nehmen und gern wissen möchten, wie denn nun wirklich sein bedenkliches nächtliches Abenteuer ausgegangen ist.

Wir wollen, um ihre neugierige Teilnahme zu befriedigen, einen Gesellschaftsabend besuchen, den im Winter des folgenden Jahres der Schauspieler Walter in seiner eleganten Villa im fashionabelsten Viertel der Stadt giebt. Eigentlich giebt freilich nicht er diesen Abend, sondern seine Frau. Denn Walter ist verheiratet, und zwar mit einer sehr reichen, sehr schönen und sehr excentrischen amerikanischen Witwe, die ihm vor allen andern Bewerbern um ihre Hand den Vorzug gegeben hat, weil er eine Zeitlang wegen eines hervorragend törichten Streiches das Tagesgespräch der feinen Gesellschaft gewesen ist. Daß der mittelmäßige Mime in dieser Affaire eine nicht eben glänzende Rolle gespielt hat, geniert die Witwe nicht, da dieser Umstand dadurch, daß eine veritable Prinzessin ebenfalls dabei genannt wird, mehr als wettgemacht wird.

Der Virtuose Benno ist an diesem Gesellschaftsabend nicht anwesend. Denn er ist auf einer Kunstreise durch Afghanistan und Beludschistan begriffen, in welchen Ländern das Entree der Sage nach nicht mit schnödem gemünztem Golde, sondern mit Smaragden, Diamanten und andern Edelsteinen bezahlt wird, und wo das Kunstverständnis in umgekehrtem kubischem Verhältnis zum Werte der üblichen Bezahlungsmittel steht.

Von unsern Bekannten ist nur der Maler Adolar anwesend. Er hat jüngst ein phantastisches Bild von der Staffelei weg um eine märchenhaft hohe Summe an einen Kunstliebhaber verkauft, der tagelang in naturalistischen Ateliers schmutzige Füße, Holzpantoffeln, rote Wiesen, grüne Sonnen, schauderhafte Weiber und knochenlose Männer zu bewundern gehabt hatte und nach dieser Kur vor einem farbenprächtigen Bilde voll Schönheit und Phantasie geradezu außer sich geriet.

Um dies Bild drehte sich die Unterhaltung, und die schöne Frau des Gastgebers nahm darüber den Künstler in ein Kreuzfeuer des peinlichsten Verhörs; denn ein New Yorker Blatt wollte herausgebracht haben, daß das Bild, das drüben allgemeines Aufsehen erregte, einen wirklichen Vorfall darstellte, der in der Neuen Welt seinen zwar prosaischen, aber versöhnenden Abschluß gefunden hätte.

Das Gemälde Adolars zeigte eine magisch beleuchtete Schneelandschaft, worin eine riesige, weißfunkelnde Gestalt den Dämon der winterlichen Kälte vorstellte, der eine bleiche Männergestalt schon umfaßt hielt, um sie in seine Gewalt zu bringen, während ein ärmlich gekleidetes, aber wunderbar holdseliges Weib sich bemühte, ihn dem drohenden Verhängnis zu entreißen. Im Hintergrunde stand ein merkwürdiges Symbol, das an die beiden sogenannten Giganten des venezianischen Uhrturmes erinnerte, eine schattenhafte Gestalt, die mit erhobenem Hammer an eine Glocke schlug, während darüber ein Omega in purpurner Glut flammte.

„In letzter Sekunde“ lautete der Titel dieses, wie aus der Beschreibung ersichtlich, ganz verwerflichen Bildes, wegen dessen Adolar sich nun gegenüber dem weiblichen Inquirenten verantworten mußte. Die erste Frage, ob das New Yorker Blatt mit seiner Behauptung, daß dem Bilde ein wirkliches Ereignis zu Grunde liege, recht habe, bejahte der Maler. Ob die Figuren Porträts seien? Auch das bejahte er. Und als er die Frage, ob er die weibliche Gestalt

nicht stark idealisiert habe, entschieden verneinte, war eine erhebliche Steigerung des Interesses, namentlich bei den anwesenden Männern, bemerkbar. Und nun begann Adolar, indem ein leichtes spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte:

„Um den Herrschaften weitere Fragen zu ersparen, will ich aus freien Stücken meine Beichte vervollständigen. Die beiden Figuren haben sich wirklich in der dargestellten Situation befunden. Der Mann war dem Erfrieren nahe und wurde in der letzten Minute durch ein schönes weibliches Wesen gerettet. Darauf deuten der Titel, das Omega — wie die Gelehrten behaupten, ist das der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets —, ebenso die Figur im Hintergrunde. Die Allegorie ist aber eine doppelte; denn sie bezieht sich auch darauf, daß die rettende That in dem Augenblick vollbracht wurde, als es in der Sylvesternacht von den Türmen unsrer Stadt anhub, Mitternacht zu schlagen. Es ist wirklich ein schlechtes Bild, und die Herren Dr. Aristarchi und Dr. Zenodot" — beide anwesend, beide gefürchtete Kunstkritiker — „haben mit ihrem Tadel recht. Aber ich habe mein Bild verkauft, und ich bin ein solch roher Barbar, daß ich es mir sehr stark überlegen würde, ob ich von dem erzielten Kaufpreise auch nur zehn Pfennige opfern möchte, um damit den Tadel in Lob zu verwandeln."

„Sie haben recht," ließ sich ganz unerwartet ein schüchterner Jüngling vernehmen, der bis dahin kein Wort gesagt und gelangweilt und verlegen zwischen zwei koketten und dummen Mädchen gesessen hatte. „Das Bild war prächtig und hat aller Welt gefallen; mir auch. Und wenn ich auch kein Kunstkenner bin, so lasse ich mir doch nicht vorschreiben, was mir gefallen soll oder nicht."

Die ganze Gesellschaft war über diese greuliche Ketzerei entsetzt, nur Adolar nickte dem Jüngling gedankenvoll zu, worauf er unbekümmert fortfuhr:

„Der Mann auf meinem Bilde wurde von der Person, die ihn auffand, einige hundert Schritt weit unter den Schutz einer verlassenen Ziegeleihütte geschleppt, wobei das schwache Weib eine unglaubliche Kraft entwickelte, und dort ins Leben zurückgerufen. Andre menschliche Hilfe kam, und man brachte ihn in ein Bauernhaus. Was nun aber das weitere angeht, so war der Mann ein ganz fabelhafter Narr, ein ganz unmöglicher Mensch; bitte, halten Sie sich fest, um nicht vor Schrecken auf den Rücken zu fallen. Können Sie sich vorstellen, daß er Dankbarkeit für seine Retterin empfand? Ja, leider; ich kann's nicht verschweigen. Ich bitte demütig um Verzeihung, daß ich in so moderner Gesellschaft von einer so entsetzlich altmodischen Sache wie Dankbarkeit zu reden wage und die Geschmacklosigkeit so weit treibe, auf das Wohl der Retterin und des Geretteten ein Glas dieses wirklich ausgezeichneten Burgunders zu trinken."

Der Maler erhob sein Glas, und siehe da! es waren außer dem schüchternen Jüngling doch noch drei oder vier Damen da, die ihm zuwinkten und ihre Gläser leerten. Denn bei den Frauen ist die Natürlichkeit des Empfindens doch noch nicht so gründlich ausgerottet wie bei den Männern, die sich daran gewöhnt haben, den Spinat purpurrot und die Sonne grün zu sehen.

„Als mein Held," so schloß der Maler, „genesen war, entfloh er mit seiner Retterin nach Amerika, nachdem er sie geheiratet hatte. Nun ist er Schulmeister

in irgend einer hinterwäldlerischen Gegend, wo sich Fuchs und Wolf Gute Nacht sagen. Und wenn, wie gar nicht zu bezweifeln ist, seine Briefe die Wahrheit sprechen, so ist er so unsinnig glücklich, wie es nur ein ganz unmoderner Mensch sein kann."

„Das freut mich," sagte die Dame vom Hause. „Aber ich verstehe nicht, warum er, um glücklich zu sein, nach Amerika entfliehen mußte. Das hätte er auch hier haben können."

„Nein, meine Gnädige, das war unmöglich."

„Und warum, bitte?"

„Ja, das ist so eine Sache," erwiderte Adolar, und sein Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an. „Wir lesen zwar in der Bibel von der schönen Maria Magdalena und sind entzückt über die Geschichte — aber — aber ..."

Und dann verbreitete sich ein so großes Entsetzen über der ganzen Gesellschaft, und eine Dame, die ihren Ehegatten dreihundertfünfundsechzig und einige Male im Jahre betrog, äußerte so energisch ihre Entrüstung über das von Anna und Egon gegebene betrübsame Beispiel, daß die ganze sittliche Verderbtheit Adolars und des schüchternen Jünglings dazu gehörte, um so zu handeln, wie sie handelten. Sie brachen nämlich in fröhliches Lachen aus, ließen ihre Gläser aneinander klingen und riefen:

„Vivant felices! pereat mundus!"

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Versailles, 24. 1. 71.

Als ich heut früh auf dem Kalender neben dem Datum las: ‚Geburtstag Friedrichs des Großen', da dachte ich, den Tag müßten die Pariser doch festlich begehen. Und siehe da, der Anfang ist gemacht. Jules Favre erschien gestern abend und erklärt, Paris sei ‚en sédition et endiablé' und könne sich nicht länger halten. Ich zweifle nicht daran, daß das den Frieden bedeutet, um so mehr, als gleichzeitig die volle Besiegung aller feindlichen Armeen erfolgt ist.

Eben erst verdüsterte das Uebermaß von Gefahr den Horizont, jetzt be-

leuchtet hellster Sonnenschein unsre ganze Lage. Noch bei dem Ausfall vom 19. gab es hier Leute, die schon die Wagen hatten packen lassen, um sofort die Flucht ergreifen zu können. Es ist oft gar nicht hübsch, wenn man zu scharf hinter die Kulissen sieht, die großen Männer gehen verloren.

Tadellos in ihrer spezifischen Größe bleiben mir allein Moltke und Bismarck. Ihre innere Verschiedenheit hat sie freilich auseinander gebracht; sie stehen sich scharf gegenüber, und nur mühevoll gelingt es, wenigstens die Geschäfte in Fluß zu halten. Moltke ist der Mann der vornehmen Ruhe, Bismarck der leidenschaftliche Politiker; jener die Sache kühl erwägend, dieser immer fest die Personen anfassend. Selbst innerhalb des Generalstabes ist der Kampf entbrannt, weil es Bismarck versteht, die Menschen zu bestechen und zu beherrschen.

König und Kronprinz sind höchst unglücklich über diesen Konflikt, haben aber keine Mittel, ihn beizulegen.

Uebrigens war mein vorgestriges Diner bei Bismarck sehr behaglich; er war sehr guter Laune, und die Unterhaltung nett und angeregt."

*

Versailles, 25. 1. 71.

„Nun sind wir doch schon ein ganzes Stück weiter; es war gestern amüsant, wie sich die Welt mit der hiesigen Thätigkeit von Jules Favre beschäftigte. Der eine wußte dies, der andre jenes, die eigentlich Wissenden aber spielten Versteckens mit ihren Kenntnissen. Um zwölf Uhr mittags war ich bei Bismarck und wurde eingeweiht; um fünf war Diner beim König, der die Diskretion selbst war; auch der Kronprinz war furchtbar zurückhaltend, und heut früh fand Moltke nur schwer die Sprache. Morgen oder übermorgen wird Favre zurückkommen und alle Zungen lösen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Bismarck in der Aktion zu sehen, und muß sagen, daß ich die Energie seiner Anschauungen und Handlungen bewundere. Eigentümlich war, daß er bei allen entscheidenden Verhandlungen ängstlich jede Person von seiner Seite entfernte, wo er nicht gerade, wie in meinem Fall, eines technischen Beirates bedurfte. Er saß ganz allein dem Gegner gegenüber und zerzauste ihn. Der Vorzug ist, daß die Verhandlungen rasch von statten gehen, der Nachteil, daß das Stipulierte oft doch auslegbar bleibt. Da muß dann die Gewalt die Entscheidung geben.

Wie die Verhandlungen in Paris aufgenommen werden, darauf bin ich neugierig. Nachdem man die Bevölkerung unausgesetzt belogen hat, ist es schwierig, ihr die Wahrheit nahe zu bringen. Ein Glück ist, daß der Hunger jedes Argument der Wahrheit unterstützt."

*

Versailles, 26. 1. 71.

„Ich bin zu aufgeregt, um einfach zu erzählen, denn, obgleich man sieht und fühlt, wie alles dem Ende zutreibt, so ist augenblicklich die Verwirrung hier aufs höchste gestiegen. Ich habe noch nie solche Erbitterung gegen einen Menschen erlebt, wie sie augenblicklich gegen Bismarck herrscht, der gerade jetzt alles auf

die Spitze treibt, um seinen Willen durchzusetzen. Ich habe mir unendliche Mühe gegeben, um den Frieden herzustellen, aber es will nicht gelingen, denn der Kronprinz steht als Fürst den Menschen zu fern, um ihre Leidenschaften zu verstehen, und Bismarcks große Eigenschaften in Verbindung mit seinen rücksichtslosen Eigenheiten imponieren ihm schließlich wie uns allen.

Von Manteuffel fehlen uns vollständig die Nachrichten. Bei ihm scheinen sich doch noch zum Schlusse des Krieges große Ereignisse zu schürzen."

*

Versailles, 28. 1. 71.

„Ich bringe den ganzen Tag auf dem Generalstabsbureau zu wegen der Verhandlungen; auch heut ist es knapp mit der Schreibezeit.

Ich bin als Soldat nicht zufrieden mit dem Resultat, aber ich erkenne an, daß, um die heutige Regierung von Frankreich zu erhalten, um wenigstens eine Art von konservativem Element an der Spitze des Landes zu haben, man ein gut Teil Schonung gegen das Land ausüben muß. Man darf nicht vergessen, daß der Friede die Hauptsache ist. Verfolgen wir die Resultate bis in alle Konsequenzen, so kommt die rote Republik zur Herrschaft, und ein Ende ist gar nicht abzusehen. Danach muß man den Maßstab anlegen."

*

Versailles, 30. 1. 71.

„Alle Welt ist glücklich über die Friedensaussicht, und man sieht, wie stark der Drang danach war, bei den Franzosen wie bei uns. Die Besetzung der Forts ist unbeanstandet von statten gegangen, meist sogar viel leichter, zumal formloser wie vorgeschrieben. Die Artillerie hat mit großer Genugthuung die Stellen ihrer Schußwirksamkeit gesehen; die gewonnenen Resultate hatte niemand erwartet. Nun kommt es auf die bevorstehenden Wahlen an; ich bin trotz aller Schwarzseherei der Ueberzeugung, daß die Friedensseligkeit jeden Tag immer größere Fortschritte machen wird, und danach wird man auch wählen. Hier hört man aus den Fürstenkreisen Reisepläne, und ich glaube, daß selbst der König in dieser Richtung schon spekuliert; der Kronprinz wird auch gehörig treiben. Ich sah ihn seit ein paar Tagen nicht, soll aber heut bei ihm essen.

Gestern hat mir Fabrice den sächsischen Militärverdienstorden gebracht; ich habe ihn dafür zum Mittagessen eingeladen; Meidam war auch da, und sie delektierten sich an Sauerkohl, den uns die freiwillige Krankenpflege geschenkt hat.

Die drei Tage der Verhandlungen waren im höchsten Grade interessant und lehrreich; man beobachtet mit Erstaunen und mit Betrübnis, wie wenige es sind, die die Dinge mit Bescheidenheit und Ruhe behandeln. Der alte Moltke bleibt in jeder Lage die edle und vornehme Natur, nur ist er fremd auf dem Gebiet der Personen und greift nie direkt ein. Seine Umgebung aber zeigt sich bei dem Mangel eigner Verantwortung oft nicht geneigt sich unterzuordnen. Gestern nahm ich Gelegenheit, den Herren dies einfach zu eröffnen. Sie nehmen mancherlei von mir an, weil ich unparteiisch zwischen ihnen stehe.

Der König blieb den Verhandlungen ganz fremd und erhielt von ihrem

Resultat erst Nachricht, als Bismarck sie bereits unterschrieben hatte, der sich auch vorher keine Instruktionen geholt hatte. Der König empfindet oft die anmaßende Gewalt seines Ministers, zumal wenn dieser auf das militärische Gebiet übergreift, aber er kann sich nicht wehren. Zwischen Moltke und Bismarck aber hat sich bei den Verhandlungen wieder ein besseres Verhältnis gegründet. Bismarck versuchte, seine frühere Schroffheit wieder auszugleichen, und war in diesen Tagen unendlich zuvorkommend und liebenswürdig. Das alte Sprichwort hat sich wieder bewährt: ‚Müßiggang ist aller Laster Anfang‘. Das Warten hatte zu lange gedauert.

Jules Favre hat gestern geäußert, daß sie die Kapitulation 14 Tage zu spät eingeleitet haben, sie sind dicht am Verhungern und brauchen jetzt noch acht Tage, ehe sie etwas nach Paris hineinbringen können. Ich werde wohl noch von meinen Vorräten mitteilen müssen, um sie vor dem Hungertod zu retten. Vorläufig ist man noch nicht geneigt dazu, weder zu geben, noch zu nehmen.“

*

Versailles, 1. 2. 71.

„Gestern habe ich doch eine große Satisfaktion erhalten. Graf Bismarck hatte mich neulich beim König verklagt, daß ich Staatsmittel gebrauchte, um Paris zu verproviantieren. Ich hatte nachgewiesen, daß diese Behauptung falsch sei, und erhielt darauf den Befehl, unter keinen Umständen für Paris vorzusorgen.

Gestern schreibt mir nun Bismarck, ich möchte alle meine Kräfte daran setzen, den Parisern etwas zu essen zu geben. Nun hatte ich alle Reservevorräte unterdes aufgegessen, und die Franzosen haben die Brücke bei Toul gesprengt, trotzdem soll ich die Massen heranschaffen.

Bismarck ist gegen die Franzosen über die Maßen zuvorkommend und plötzlich ganz gesund geworden. Roon hat drei Wochen Urlaub genommen und will nach Bonn gehen, wo seine Gattin zur Pflege des Sohnes weilt. Mein Ehrgeiz liegt aber nicht darin, ihn zu vertreten.

Die Juden überlaufen mich jetzt und wollen nach Paris liefern, aber auch andre Menschen mischen sich hinein, und man ist immer im Zweifel, wer alles verdienen will. Ich habe mit den Franzosen unter Führung des Polizeipräfekten lange Verhandlungen wegen Lieferungen gehabt; sie fordern nur Mehl, es ist aber eine Riesenaufgabe, ihren Tagesbedarf für einige Zeit gleich bei der Hand zu haben. Ihre Art der Geschäftsabmachung mißfällt mir übrigens sehr.“

*

Versailles, 2. 2. 71.

„Ich habe mich sehr über Deinen Brief vom Sonntag gefreut, der Jubel über den Abschluß der hiesigen Verhältnisse kommt voll zum Ausdruck. Auch hier wird er immer stärker, und die Freude überwindet die Sorgen, die um die Zukunft hier und da noch auftauchen.

Verhandlungen zwischen Favre und Bismarck sind unausgesetzt im Gange.

Man sieht, wie tausendfach die Berührungen sind, die das in Frankreich erwachende Leben überall hervorruft. Ich muß gestehen, daß ich es jetzt schon sehr vernünftig finde, wenn Bismarck das Verhandeln als seine unbedingte Domäne in Anspruch nimmt und alles und zwar ganz allein abmacht. Gewiß erregt er so allgemeines Mißvergnügen bei Militär und Zivil, aber je mehr Menschen sich in solche Sachen mischen, je mehr wollen sich wichtig machen und um so mehr Zeit wird vertrödelt. Die kleinen Eitelkeiten aber sind die niederträchtigsten, und manch einer wird es ihm sein Leben lang nicht vergessen, daß er jetzt nicht zu Rate gezogen wird.

Militärisches wird nun von hier aus gar nicht mehr zu berichten sein; schade, daß man nicht noch Garibaldi gefangen hat, das wäre noch ein netter Abschluß. Heute kommt jedoch Favre wieder, um wegen des Waffenstillstandes auch für die dortigen Gegenden zu verhandeln; den Herren sind jetzt die Augen aufgegangen, daß sie Narren waren, sich die Waffenruhe nicht durch Uebergabe von Belfort sofort zu erkaufen. Belfort muß in den nächsten Tagen fallen, und Kritters Aufgabe dort wird eine sehr respektable werden."

*

Versailles, 4. 2. 71.

„Ich bin nicht überrascht über die Masse von Fragen und Gedanken, die Du an den Waffenstillstand knüpfst; die Welt wird sich noch lange und oft damit beschäftigen und wird noch mehr räsonnieren, wenn endlich der Friede geschlossen wird.

Die großen Dinge sind immer die Früchte von Kompromissen ganz entgegengesetzter Meinungen und Interessen, folglich passen sie dem einzelnen nie ganz. Aber glaube mir, wenn wir jetzt Paris nicht knechten, so wie Napoleon einst Berlin, so handeln wir unter den gegebenen Verhältnissen nur weise, und vor allem sichern wir uns dadurch die Möglichkeit, daß aus dem Waffenstillstand der Friede wird. Hier macht man Bismarck allein verantwortlich, und es finden sich eine ganze Menge Menschen, die sich bestreben, die Macht dieses großen Tyrannen auf ein Minimum zu reduzieren; das wirkliche allgemeine Friedensbedürfnis wird schließlich auch auf unsrer Seite das Einsehen erleichtern.

Paris mit seinen tausend Bedürfnissen macht mir nur Sorgen, und ich werde unausgesetzt von den Franzosen überlaufen, die noch nicht begreifen können, daß nicht alles wieder so im Gange ist wie vor dem Kriege. Die Bevölkerung strömt von allen Seiten herzu und sucht das alte Nest, manch einer findet es nur nicht oder kommt sehr ungelegen. Uns wäre es auch sehr wunderbar, wenn plötzlich der Hausherr heimkehrte und mit uns wohnen wollte; es ist gar kein Platz für ihn vorhanden.

Wir haben zauberhaft schöne Tage; freilich ist es schmutzig, aber milde, und im hellen Sonnenschein ziehen Tausende, die mit eingeschlossen waren, wieder in die Heimat. Sie wissen, daß sie nur Trübsal finden, aber es muß doch besser sein, als noch länger in Paris zu bleiben."

*

Versailles, 5. 2. 71.

„Podbielski hat heute in Berlin seine Telegramme abgesagt; ich thue dasselbe, und Du darfst Dich nicht wundern, wenn Du weniger häufig Nachricht erhältst. Ich habe noch immer viel zu thun und habe im ganzen Kriege noch nicht so viel Französisch gesprochen wie in diesen Tagen. Aber besser wie das schönste Französisch ist bei solchen Verhandlungen eine Portion Grobheit; auch einige Falschheit. Man muß diplomatisieren.

Paris fängt langsam an, Nahrungsmittel zu bekommen, und nun besteht für mich das Kunststück darin, die Zufuhr so zu regeln, daß am Schluß des Waffenstillstandes keinerlei Vorräte gesammelt sind, so daß sie auch nicht einen Tag von uns unabhängig leben können. Uns aber sollen die reichgeöffneten Eisenbahnen vollständig zu gute kommen.

Die jetzige Ruhe wird benutzt, um Photographien zu sammeln; heut läßt sich der Generalstab abkonterfeien, und man hat auch mich aufgefordert, mich dabei zu beteiligen. Ich habe aber darauf verzichtet, denn die Gesellschaft, die sich da im Schatten von Moltke zusammenfindet, ist mir zu groß, und ich mag niemand im Wege sein."

*

Versailles, 9. 2. 71.

„Ich werde den ganzen Tag von Leuten behelligt, die in Paris kaufen oder dorthin verkaufen wollen; nun haben wir in der Konvention unsern Bezirk von dem Recht des Einkaufs ausgeschlossen, aber eine Masse von Spekulanten hat in der Erwartung, daß Paris sich öffne, große Quantitäten hier und in benachbarten Orten niedergelegt, die sich nicht plötzlich verkaufen lassen und im Preise verlieren. Ich bin nun der einzige, der das Recht hat, für Waren ein laisser passer zu geben, und Du kannst Dir denken, mit welcher Macht auf mich eingedrungen wird. Ich bin nun leidlich hart, aber Bismarck hält es augenblicklich für politisch, daß wir vor der Welt als Schirmherren von Paris erscheinen, und dringt auf Großmut bei mir.

Nun versuche ich, den Franzosen klar zu machen, daß sie die Sperrung der Thore von Paris aufgeben müssen, dann wäre der Markt offen und ihnen geholfen; unsre Soldaten aber könnten das Vergnügen haben, in der Zeit des Waffenstillstandes die Herrlichkeiten dort zu bewundern. Wir wollen sehen, was sich ermöglichen läßt.

Die gestrigen Wahlen bilden die große Frage des Tages; Gambettas Rücktritt ist schon vorweg ein großer Erfolg, und die Friedensaussichten wachsen täglich. Freilich giebt es auch eine Menge Schwarzseher, so der Prinz Friedrich Karl, der die letzten Tage hier war und den alten König ganz ängstlich gemacht hat; er imponiert durch die lebhafte Schilderung der Schwierigkeiten und durch drangvolle Darstellung seiner Lage.

Der König ist erkältet; manchmal kann ich die Furcht nicht unterdrücken, daß er nicht mehr heimkehrt, so angegriffen erscheint er. Auch Roon ist zu schwach geworden, um den Entschluß der Abreise zu fassen, er hat wieder aus-

gepackt. Er hat mir neulich eröffnet, daß ich, wenn alles nach Wunsch geht, mit einer kleinen Dotation aus meiner jetzigen Stellung scheiden werde. Doch es ist nur ein Hoffnungsschimmer auf 20 bis 25000 Thaler; lasse ihn nicht an das Licht des Tages kommen, er könnte die Sonne nicht vertragen und entschwinden.

Du frägst nach der Zukunft; nun, unter uns gesagt, habe ich seit Beginn des Waffenstillstands alle Schritte gethan, um Generalgouverneur des Elsaß zu werden. Ob es gelingen wird, weiß ich nicht; im Kabinett wendet man ein, daß man dort nur einen kommandierenden General brauchen könne; aber auch Bismarck hat noch mitzusprechen.

Daß Hans Bendemann hier ist, um sich auszukurieren, habe ich wohl schon berichtet; seine Division rückt am 12. hier ein, bis dahin ruht er sich bei uns aus und zieht mit Otto durch die Stadt.

Es riecht überall nach Frieden, und man spricht schon von einer Verlängerung des Waffenstillstandes. Wann der König heimkehrt, und ob ich gleich mitkomme, hängt von zu vielen Umständen ab, um gleich beantwortet zu werden."

*

Versailles, 13. 2. 71.

„Man kommt nicht zum Schreiben, es giebt zu viel Arbeit. Erst war ich bis elf Uhr auf dem Bureau, weil der offizielle Bericht über Manteuffels Operationen eingetroffen war und ich die langen Expektorationen hatte anhören müssen.

Manteuffel hat vorzüglich manövriert, aber er kam nicht an den Feind und ist deshalb trotz der schönen Erfolge kein Held geworden; er wird auch aus diesem Feldzuge ohne Popularität zurückkehren. Fransecki dagegen hat sich, wie 1866, als famoser und zuverlässiger Soldat gezeigt. Werder ist augenblicklich der große Mann für das Volk, wie Falckenstein 1866. Belforts Fall muß alle Tage erwartet werden, man verhandelt hier um die Einstellung der Feindseligkeiten, da Belfort allein vom Waffenstillstand ausgeschlossen ist.

Als ich dann nach Haus kam, fand ich die Franzosen bei mir mit 2 Millionen Franken, deren Abnahme mich bis 6½ Uhr in Anspruch nahm; sie haben nur Banknoten und große Wechsel zur Stelle gebracht, müssen aber, um den Bestimmungen des Waffenstillstands zu genügen, 50 Millionen in Gold zahlen, die erst von außen kommen und noch nicht heran sind. Morgen wird die erste Zahlung in Gold erfolgen.

Zum Empfang der Wechsel ist Bleichroeder hierher kommittiert. Er geriet in spaßhafte Begeisterung über zwei Wechsel zu je 2 Millionen Thalern von Rothschild, zeigte sie mir wiederholt und fragte mich, ob es wohl Schöneres gäbe. Er war Feuer und Flamme dafür, so viel Geld auf so kleinem Zettel vereinigt zu sehen.

Außer ihm hat man noch den Geheimrat Scheidtmann von der Seehandlung hierher geschickt. Er ist ein alter reicher Junggeselle, der viel von Rotwein versteht und die Langeweile und körperliche Unbequemlichkeit des Geldzählens da-

durch zu überwinden strebt, daß er plötzlich aufspringt und einige Freiübungen oder Zimmergymnastik vornimmt, wie Helmerding auf der Bühne. Er erzählte, er ziehe ein Paar Stiefel nur einmal in der Woche an und würde, da er nur drei Paar bei sich habe, in Versailles nicht viel ausgehen können. Wozu die Menschen alles Zeit haben!

Die Herren von der französischen Kommission wahrten ihre Würde dadurch, daß keiner einen Bissen von meinem Frühstück annahm, waren aber sonst höflich."

*

Versailles, 14. 2. 71.

„Heut wollten die Kerls um 11 Uhr hier sein, um Gold einzuwechseln; es ist alles zu ihrem Empfange bereit, aber sie kommen nicht und lassen auch nichts sagen. Jedermann klagt über ihre Unzuverlässigkeit.

Ich habe einen Brief von Freytag bekommen; er schreibt zornig über das ‚Retten und Rollen': ‚Man habe Kisten aus Sèvres und St. Cloud nach Hause geschickt, der Diebstahl sei organisiert.' Ich habe reuig an mein Herz geschlagen und ihm geantwortet, daß auch ich Beute nach Hause gesandt habe. Die Sèvresfabrik enthielt nur Staatsgut; als Granate auf Granate hineinschlug, konfiszierten wir die Vorräte, und sie wurden durch königliche Ordre verteilt. Ich war gerade an der Loire und wurde doch bedacht, und zwar durch den König und den Kronprinzen.

St. Cloud wurde von den Franzosen in Brand geschossen, ein Teil des Inhalts mit Lebensgefahr gerettet und ebenfalls als Staatsgut verteilt. Kirchbach war an beiden Orten kommandierender General, erhielt also die reichsten Geschenke und schickte sie in Kisten nach Hause. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Ich aber will auch keinen hören. Wer die Höflichkeit unsrer Soldaten gegen die Franzosen gerade jetzt sieht, wo diese Kerls glauben, ihren ganzen Hochmut zeigen zu dürfen, wird sehr hoch von ihnen denken. Es gehört die ganze Kultur unsrer Nation dazu, um ihnen gegenüber Mensch zu bleiben, und ihre Art der Kriegführung hat zuerst in unsern Truppen niedrige Leidenschaften entfesselt. Der Eigentumsbegriff schwindet notgedrungen in jedem Kriege, aber er findet sich auch in geordneten Verhältnissen wieder ein. Ich selbst kann nicht leugnen, daß ich über den Besitz der Franzosen mit kaltem Blute verfüge, als ob er uns gehörte. Wer sich auf diesem Wege bereichert, thut unrecht, denn die Werte gehören dem Staat; aber es ist Pflicht, die Kerls arm zu machen.

Hans Bendemann hat unser und das Mecklenburger Kreuz bekommen und ist Fähnrich geworden. Er ist munter und strahlt.

Heut wird Belfort übergeben; gestern ist der Waffenstillstand verlängert worden. Die neugewählten Leute sind durchgängig monarchisch und für den Frieden à tout prix, man rechnet auf höchstens 150 Republikaner. Ich rechne, daß der König zur Reichstagseröffnung zu Haus ist."

*

Versailles, 18. 2. 71.

„Ich will doch noch zur Befriedigung der Neugierde meiner Kinder erzählen, wie es mit dem vielen Gelde herging. Also zuerst zahlten die Franzosen die ganze Summe in Bankbillets von 1000 Franken. Die Zählung wurde von 20 Zahlmeistern besorgt und dauerte fünf Stunden. An drei Tagen wurden dann 20 Millionen in Silber umgewechselt. Hierbei wurden immer nur einzelne Säcke gezählt, andre gewogen, die Masse auf Treu und Glauben der französischen Siegel übernommen und doch täglich sechs Stunden auf das Geschäft verwendet. Morgen zahlen sie noch 30 Millionen in Gold. Das Geld ist übrigens nicht in meine Kasse, sondern in die Corps-Kriegskasse XI. Armee-Corps geflossen, die es sofort weiter zu verteilen hat.

Die eigentlichen Zahlungen werden wohl durch Wechsel in der Heimat erfolgen. Wie viel es wird, darüber zerbrechen sich die Menschen die Köpfe, aber so hoch wie die Zeitungen fordern, kann es nicht steigen, denn so viel haben die Franzosen nicht. Der Krieg hat alle disponibeln Mittel vernichtet, und es müssen erst neue Werte geschaffen werden, ehe gezahlt werden kann.

Ich habe gestern bei Bismarck gegessen; wir saßen zuletzt, Bismarck, Tresckow und ich allein, und er besprach die Friedensbedingungen, klar, überlegen, unbestechlich wie immer. Ganz neue Fragen tauchen auf, z. B. über den Rücktransport der Armee. Hier steht alles durcheinander gewürfelt; welche Truppen im Elsaß bleiben sollen, welche zur Occupation, steht zur Entscheidung, und dazwischen muß doch immer die Eventualität des Wiederbeginns der Feindseligkeiten in Betracht gezogen werden. Ich fürchte, unser großer Generalstab wird diese Aufgabe nicht so glatt lösen wie den Hertransport, weil alles zu sehr nach Hause drängt. Man muß das mit anhören, wie jeder einzelne sich hier für abkömmlich hält; ich bin der Ansicht, daß, wenn der König geht und die Prinzen, Moltke als Oberkommandierender hier bleiben muß, um die Geschäfte abzuwickeln.

Was aus mir wird, weiß ich nicht, aber das Elsässer Gouvernement bekomme ich nicht. Die Arbeit, jeden einzelnen im Frieden wieder richtig unterzubringen, ruht wie eine Felsenlast auf Tresckow. Das bequemste ist natürlich, jeden auf seinen alten Platz zurückzuschicken, und so wird es auch wohl ungefähr werden. Alle die Verabschiedeten, die reaktiviert wurden, hoffen auch wieder in der Armee zu bleiben; das wäre ein schöner Unsinn, dann kämen wir veraltet nach Hause anstatt verjüngt. Zu den extraordinären Avancements an einzelne hervorstechende Offiziere scheint man sich nicht entschließen zu können.

An Gustav v. Rosenstiel, Gorgast.

Versailles, 18. 2. 71.

„Viel angenehmer und erwärmender wie das Nachzählen der 200 Millionen und wie Bleichroeders Entzücken über die Rothschildschen Wechsel ist es mir, wenn ich von Bismarck nach Tische große Politik höre. Es war ein Meisterstück von ihm, daß er von dem Tage an, wo Favre anfing zu verhandeln, diesen zu stützen und zu heben suchte, um das bestehende Gouvernement zu festigen.

Es gelang, Favre wurde eine Macht, Gambetta fiel daran, und wir haben jetzt die Nationalversammlung, die ein großes Maul hat, aber so gut zusammengesetzt ist, daß der Friede gesichert erscheint.

Wir sollen gute Grenzen und viel Geld bekommen, auch nach Paris einrücken. Im übrigen sind wir großartig, und es ist uns gleichgültig, welche Regierungsform entsteht. Ich würde die Republik für das Wünschenswerteste erachten, weil sie jede wirkliche Festigung hintanhält. Von andrer Seite wünscht man mehr, Napoleon kehrte zurück, denn er versteht am besten die Franzosen kurz zu halten und müßte uns ein treuer Bundesgenosse sein. Ich glaube aber nicht an seine Kraft, er ist alt und abgenutzt.

Nach allem, was die Franzosen selbst erzählen, sehe ich überhaupt nicht ab, wie sich eine Regierung halten soll. Paris steht in voller Anarchie, die Massen werden vom Staat gefuttert und denken nicht an Arbeiten. Gestern war ein Baumeister aus Paris hier; er sagte, er habe für acht Franken Tagelohn keinen Arbeiter bekommen können.

In den allernächsten Tagen sollen die Grundlagen des Friedens festgestellt und dann der Waffenstillstand abgeschlossen werden, der den Anfang des Friedens bildet. Einigt man sich nicht, so beginnt der Krieg am 24. wieder. Sie können sich denken, wie in solcher Lage die leitenden Geister angeregt sind, und daß ich das Glück habe, mit diesen augenblicklich in näherem Verkehr zu stehen, genügt schon, die hiesige Existenz angenehm zu machen.

Dazu tritt dann freilich noch der Reiz der Gegend und das prachtvolle Wetter. Das Frühjahr erwacht, wir haben schon eine Reihe von Tagen über Mittag 15 Grad im Schatten, und es ist ein wahrer Hochgenuß, die Luft zu atmen. Frankreich ist ein schönes und reiches Land, es wird rasch die Folgen des Krieges überwinden, wenn das Volk nur in sich wieder zu Kräften kommt. Aber es giebt Stadien, wo das Fallen leichter ist wie das Aufstehen."

An meine Frau.

Versailles, 19. 2. 71.

„Die Welt hat mich belagert, und ich habe pour comble de plaisir auch noch eine Stunde sitzen müssen, um mein Konterfei für ein Bild herzugeben. Es sieht genau aus wie der österreichische Kriegsminister und ist also ungeheuer ähnlich."

*

Versailles, 22. 2. 71.

„Thiers ist hier; der Waffenstillstand ist um zwei Tage verlängert und damit ausgesprochen, daß der Friede nahe bevorsteht. Thiers mußte seine 15 Ratgeber erst abwarten, ehe er sich zur Nachgiebigkeit entschließen konnte.

Wie sich dann die Sachen gestalten, hängt zu sehr von den Friedensverhandlungen ab. Die nächsten Tage werden reich an Entscheidungen sein, aber gerade jetzt hört man nichts vorher. In der Zeit der Entscheidung verstummt Bismarck immer, so viel er auch sonst spricht. Thiers soll sehr klein sein,

hat das Gefühl, nichts hinter sich zu haben, und sucht Bundesgenossen. Bismarck hat aber alle Diplomaten von hier entfernt, und so fehlt ihm jede Anlehnung. Auch Napoleon soll einen Abgesandten hier haben, um sich eventuell einschieben zu können. Thiers wird nun heut in geheimer Audienz, die ihm gewährt wurde, an das Herz des Königs appellieren; ich hoffe, Bismarck steht hinter der Gardine, sonst wird der alte Herr am Ende noch weich.

Ich fahre nachher mit dem Kronprinzen nach St. Germain, nachdem er Thiers empfangen hat; er will mich wahrscheinlich darüber sprechen.

Heut habe ich mich dreimal photographieren lassen müssen, für ein Bild, das Fürst Pleß bestellt hat, und dann für das Album des Königs.

Jetzt sitzt Karl Münchhausen bei mir, der Dich herzlich grüßen läßt, auch Botho Wussow war mehrfach hier."

*

Versailles, 23. 2. 71.

Wir stehen voll in dem Kampfe um den Frieden, der schließlich ein Handel ist wie jeder andre; man fordert viel, um nachgeben zu können. Wir fordern sechs Milliarden und Metz und werden wohl schließlich mit vier Milliarden ohne Metz, wogegen wir Luxemburg erhalten, zufrieden sein.

Gestern also ist Thiers vom König und Kronprinzen empfangen worden; er thut furchtbar bescheiden, wirft die ganze Schuld des Krieges auf Napoleon und bittet um Schonung für Frankreich. Beide Herren haben den Wunsch nach Frieden ausgesprochen, ihn aber mit allem Detail der Verhandlung an den Grafen Bismarck verwiesen. Die große Frage des Einrückens in Paris hat Thiers auch erwähnt, nicht als an sich schwer, sondern nur als ‚agaçante' für die Pariser und als einen Gegenstand der Furcht für den Besitzenden, denn wir würden im Fall eines Exzesses die Reichen für die zuchtlosen Banden zahlen lassen.

Hätte ich zu entscheiden, so würde ich der Stadt Paris noch 100 Millionen Franken Kontributionen abnehmen und auf das Einrücken verzichten. Denn einmal ist es in dieser Form doch nur eine Form, dann aber grassieren dort mehr Krankheiten, als für unsre Truppen wünschenswert ist; außer den Pocken, an denen die Franzosen viel leiden, weil keine Zwangsimpfung existiert, herrschen infolge des Hungers und der schlechten Nahrung eine Menge epidemischer Krankheiten, und man müßte sich jedenfalls auf die westlichen Teile beschränken.

Der alte Herr kann sich immer noch nicht von seinem Hexenschuß erholen, ist unbehaglich und verdrießlich und kann sich zu nichts entschließen. Bismarck aber macht schon die Sache und hilft dem König gelegentlich mit einem fait accompli über den Berg. Der Kronprinz ist außerordentlich thätig und macht sich geltend."

*

Versailles, 24. 2. 71.

„Gestern war die Finanzkommission in Paris, um die Geldzahlungen in bestimmte Form zu bringen; heut ist Thiers wieder hier, um wo möglich zum

Abschluß zu kommen. Ich gewinne immer mehr die Ueberzeugung, daß wir rasch aus dem Lande kommen werden, rascher, wie es im eignen Interesse der französischen Regierung liegt, die keine Kraft hat gegen all die Schreier und Maulaufsperrer. Sollte es gegen alle Erwartungen doch noch zum Kriege kommen, so kann er nicht lange dauern, denn den Franzosen fehlt alle Möglichkeit des Widerstandes, und Paris würde zunächst leiden.

Ich habe im Generalstab immer die weitgreifenden Pläne für den nächsten Krieg für falsch erklärt; auch Moltke ist davon zurückgekommen. Er hat sich endlich mit Bismarck in näheres Einvernehmen gesetzt, und jetzt kann man erwarten, daß die kriegerischen Maßnahmen mit den politischen Aufgaben übereinstimmen.

Heut waren die verschiedensten Pariser bei mir, auch eine sehr elegante Dame; sie haben alle große Angst vor unserm Einmarsch und meinen, es wäre da wirklich nichts zu holen, es brenne kein Gas, die Theater seien geschlossen u. s. w.

Mit einer besseren Art Dame dinierten wir gestern in St. Germain, einer Gräfin Schlieffen, die mit ihrem Gatten aus purer Unternehmungslust die Reise hierher machte, um ihren Sohn zu sehen."

*

Versailles, 25. 2. 71.

„Ich kann Dir sagen, daß ich in rosigster Stimmung bin, denn nun kommt's zum Klappen. Das einzige, was mich stört, ist, daß wir Belfort nicht behalten können; auch für Kritter thut's mir leid, der den schönen und einflußreichen Posten wieder verlassen muß.

Wir werden nun am nächsten Montag in Paris einrücken und den diesseitigen Teil besetzen; dann können wir in der Stadt, die so lange von weitem vor uns lag, spazieren gehen und die Denkmäler ansehen. Ich wünschte nur noch, daß man mich zum Gouverneur von Paris machte, so zum Schluß noch ein militärisches Kommando, das fände ich sehr nett."

*

Versailles, 26. 2. 71.

„Heut in der letzten Stunde wird der Präliminarfrieden unterschrieben. Ich habe gestern die interessante Gelegenheit gehabt, eine ganze Weile den Verhandlungen Bismarcks mit Thiers und Favre beizuwohnen. Er war ganz allein und rief mich dazu, um in militärischen Fragen ein Lexikon zur Seite zu haben. Er hat sie ordentlich geschüttelt. Als er gleich beim Anfang mal hinausging, öffnete Thiers das Fenster. Nur um etwas zu sagen, äußerte ich, daß es sehr heiß sei; da rief Thiers: ‚Zumal wenn man so behandelt wird wie wir'.

Die beiden Franzosen waren ungeheuer wortreich und hielten auf jede Bemerkung oder Proposition lange Reden. Endlich sagte Bismarck:

‚Das geht nicht, damit kommen wir nicht vom Fleck. Ich muß Sie bitten, mir mit einfachen Gegenpropositionen zu antworten.'

Thiers: ‚Aber man muß sie doch begründen.'

Bismarck: ‚Nein, das müssen Sie mir schon zutrauen, daß ich die Gründe

selbst erkenne. Ueberhaupt muß ich Sie ersuchen, Ihre Worte mehr in der Gewalt zu haben und sich verletzender Reden zu enthalten. Sie sind die Herren von Frankreich und ganz unumschränkt. Ich dagegen bin an meine Instruktionen gebunden, an Ihnen also ist es, milder zu sein, während ich genötigt bin, die Befehle meines Machtgebers strikte zu erfüllen. Sie wissen, daß wir Montag zu schießen anfangen, wenn wir bis dahin nicht fertig sind, und diese Sprache werden Sie wohl verstehen. Wir sitzen heut schon sieben Stunden und werden nicht fertig, das verträgt meine Gesundheit nicht.' —

Die Franzosen wurden dieser Philippika gegenüber ganz klein, und Thiers rief ein über das andre Mal: ‚Aber, Herr Graf, Herr Graf!' — Endlich erklärten sie, sie könnten nicht mehr, und fuhren nach Haus. Heut sind sie wieder da und haben, wie mir mitgeteilt wird, die Absicht, zu unterschreiben.

Die armen Leute kommen nicht zum Abschluß, weil Bismarck immer mehr Spezialitäten in den Präliminarvertrag bringt; er will mit den Franzosen ganz auseinander sein, ehe andre das Recht haben, die Nase hineinzustecken, und es wird ihm auch gelingen. Diese langen Kämpfe ganz allein müssen kolossale Kräfte in Anspruch nehmen, und er wird sich wieder krank machen; es ist aber sicher, daß er allein besser durchkommt.

Ich hoffe, mit dem königlichen Hauptquartier hier frei zu werden und mit dem König Anfang März die Heimreise anzutreten. Wie wird die Ministerialarbeit schmecken? — Heut springen die Wasser zu Ehren des Königs von Württemberg."

*

Versailles, 1. 3. 71.

„Es gab so viel Arbeit, daß ich Dir seit drei Tagen nicht schreiben konnte; nun aber muß ich Dir melden, daß ich soeben aus Paris zurückkehre.

Am frühen Morgen sah es aus, als würden wir schlechtes Wetter bekommen; je höher der Tag aber stieg, um so glänzender kam die Sonne zum Durchbruch und bestrahlte unsern Ritt durch die Stadt. Schade, daß es nicht schon grün ist, sonst hätten wir Paris nicht prächtiger sehen können. Die Beschreibung der Parade überlasse ich den Zeitungen. Longchamps ist einer der schönsten Plätze der Welt für solche Zwecke, aber es war doch ein eigentümlicher Genuß, denn die Zuschauer fehlten gänzlich; was auf dem Platz war, gehörte der Armee an. Trotzdem war alles sehr angenehm angeregt, auch der König ungemein heiter und teilte gnädige Worte und Blicke nach allen Seiten aus. Er ritt aber nicht mit nach Paris hinein.

Wir, d. h. mein Haus, meine Beamten, Fürst Pleß und Graf Maltzahn, dirigierten uns aber zunächst nach dem Bois de Boulogne; noch kahl und innerlich devastiert, der zoologische Garten ganz leer ausgegessen, jenseits eine Menge Bäume gefällt, aber trotz allem schön und ziemlich groß, denn erst nach einem tüchtigen Trabe erreichten wir die jenseitige Grenze und endlich das Thor im Erdwall, das nur eben geöffnet war. Wir kamen in die Avenue de l'Impératrice, vornehme, elegante Häuser, nur hier und da ein Mensch, hinter

den Gardinen und Jalousien stand unser Publikum versteckt. Ich bemerke, daß unsre Gruppe allein ritt. Am Arc de Triomphe hatte man abermals einen großen Erdwall durchbrochen, und von hier an, wo die eigentliche Stadt beginnt, fing es an, recht lebhaft auf den Straßen zu werden; anscheinend nur Proletariat, dies aber zu Tausenden, stellenweise pfeifend und johlend, auch uns umringend.

Es war manchmal nicht ganz behaglich, wir thaten aber, als nähmen wir keine Notiz von ihnen, und damit beruhigten sie sich. Die Langeweile der Erwartung lag auf den Massen, ehe die Truppen kamen, und das brachte einzelne Ungezogenheiten zum Ausbruch, sonst war es ganz harmlos. Auf der Place de la Concorde waren die Statuen der großen Städte, die den Platz schmücken, schwarz verschleiert. Straßburg ganz verhangen. Wir schwenkten nun rechts nach der Seine; hier war es leidlich einsam, die Massen hatten sich am andern Ufer gesammelt, um uns zu beobachten und namentlich die Lager der Truppen auf den großen Plätzen.

Ein prächtiger Anblick bot sich vom Trocadero, einem dem Champ de Mars gegenüberliegenden erhöhten freien Platz. Hier lagerten unsre Regimenter, die Musik spielte, und das Volk amüsierte sich. Wir hatten unsre Wagen hierher bestellt, und diese waren schon vor den Truppen da gewesen. Man hatte sie angestaunt, aber ganz unbehelligt gelassen, kurz, die Bevölkerung blieb trotz aller Dummheiten ganz ruhig. Aber sie langweilen sich und arbeiten nicht, und da die Regierung dumm genug ist, unsre Kraft nicht dazu zu benutzen, diese Bande niederzuwerfen durch eine wirkliche Occupation von Paris, sondern ihnen umgekehrt für alles Nichtsthun noch Tagelohn und Nahrung giebt, so ist es ganz klar, daß das nur sehr übel endigen kann."

*

Versailles, 2. 3. 71.

„Also der Präliminarfrieden ist unterschrieben; die Garde rückt morgen nicht in Paris ein; wir räumen das linke Seineufer, Versailles wird frei, und wir könnten ohne allen Aufenthalt in die Heimat eilen. Der König wird noch mehrere Zwischenquartiere nehmen, Truppen sehen, Paraden abhalten, wird aber spätestens zum 18. in Berlin sein, da der Reichstag am 20. eröffnet wird; das giebt also den äußersten Termin. Ich dränge nach Kräften, damit meinerseits allen Ansprüchen genügt ist, wenn zum Abschied geblasen wird.

Heut war der Chef des Generalstabs der französischen Armee bei mir mit dem Generalintendanten. Mit dem letzteren ist ganz gut zu verhandeln, denn er ist wenigstens klar und sich seiner Aufgabe bewußt. Aber es ist jämmerlich, wie sich alle diese Menschen davor herumdrücken, die kleinste Verantwortung zu übernehmen; sie haben für nichts Mut und decken sich immer mit dem Minister. Eine Ahnung von unsrer Sprache hat natürlich keiner, und ich muß den ganzen Tag französisch sprechen.

Zwischendurch sind wir nochmals in Paris gewesen; unser Stadtteil war überschwemmt von Soldaten, und Paris hatte sich eben dahin ergossen, so daß

die Champs Elysées ein einziges sehr friedlich wogendes Menschenmeer bildeten, allerdings in zwei vollständig voneinander geschiedenen Strömen der Franzosen und der Deutschen. Eine Berührung erlaubt der Plebs nicht, außer mit den Augen. Heut abend ist großer Zapfenstreich; ich bin neugierig, ob alles ruhig verlaufen wird.“

*

Versailles, 6. 3. 71.

„Ich bin jetzt den ganzen lieben Tag im Getriebe. Die Franzosen wollen nicht, wie sie sollen, und müssen deshalb gezwiebelt werden. Wenn ich nun so den ganzen Tag verhandelt und mich in fremder Zunge gequält habe, so bin ich abends ganz elend. Heut morgen haben sie mir nun Ruhe gelassen, aber ich hatte mich für den Nachmittag zum neuen Gefecht vorzubereiten.

Morgen treten wir nun langsam die Heimreise an und kommen zuerst wieder nach Ferrières. Der König wird von dort einige Ausflüge machen; auch ich würde gern Otto Amiens und Rouen zeigen, aber die Franzosen machen mir das Leben zu sauer, und ich werde keine Zeit finden.

Vor zwei Tagen hatte mir der Kronprinz an das Herz gelegt, nunmehr nach dem Kriege zu seiner Person versetzt zu werden. Meine Abneigung gegen den Hofdienst ist und bleibt immer dieselbe, aber es half mir nichts. Nun habe ich ihm gestern noch einmal vorgestellt, wie ich ihm doch sehr viel mehr nützen würde, wenn er mich in einer einflußreichen Stelle au courant der Ereignisse ließe, als wenn ich im Hofdienst ermüdet würde, und hoffe, ihn überzeugt zu haben.

Uebrigens habe ich auch bei Treskow vorgebaut; ich würde das Leben doch nicht lange aushalten.

Der einzige tröstliche Gedanke wäre, daß man auf die Art Zeit gewänne, das Erlebte und die gemachten Erfahrungen zu Papier zu bringen. Namentlich die Resultate in betreff der Verpflegung der Armee sind doch von großem Wert, da sie nur selten von aktiven Soldaten gewonnen werden. Dann aber würde es mich auch reizen, reorganisierend einzugreifen, wozu mir außerhalb des Ministeriums alle Macht fehlt; ich würde der Intendantur zu Leibe gehen müssen und — auch dem Generalstab, und das alles ist wieder in einer Hofstellung, die keine Gewalt giebt, ganz ausgeschlossen.

Gestern habe ich viel an Max gedacht; sonst war sein Geburtstag ein Freudenfest in der Familie, heut ist er der ewigen Ruhe heimgegeben. Friede seiner Asche.

Ich muß Dir noch erzählen, daß ich heut bei meinen Verhandlungen für die Feststellung des Lebens der Occupationsarmee mit einem höheren französischen Eisenbahnbeamten zu thun hatte, der von Geburt ein Deutscher ist. Der sagte mir: ‚Wenn Sie glauben, daß ein Franzose sich für besiegt hält, so irren Sie sich. Das geht gegen den Verstand des Gebildeten wie des Volkes, und Sie werden bestenfalls durch Gewalt Gehorsam finden.“

Ferrières, 10. 3. 71.

„Ich fürchte, daß uns zum Schluß noch Arges droht. Der König ist krank geworden, und das macht mich immer besorgt. Vorläufig sind seine Reisen abgesagt und weitere Bestimmungen vorbehalten. Ich war im ganzen Feldzuge noch nicht so schlecht untergebracht wie hier. Meine Behausung ist eine Kammer auf dem Boden eines Stallgebäudes, eng, niedrig, Tisch, Stuhl, Bett und elende Waschtoilette von Blech. Ich mußte einen Lakaien hinauswerfen, um unterzukommen, und der Mann ging gern. Hier habe ich gestern von morgens acht bis abends um sieben unausgesetzt mit den Franzosen verhandelt und konnte mir das Vergnügen nicht versagen, die Kommission mit dem Minister des Auswärtigen Jules Favre an der Spitze in dieser Kabuse zu empfangen, anstatt im Rauchzimmer des Schlosses, das mir zur Verfügung stand. Der Hofmarschall des Königs bot mir auch an, für die Herren ein Frühstück aus der königlichen Küche zu servieren, ich zog es aber vor, sie an den Tisch des großen Generalstabs mitzunehmen, der gleich mir im Stall wohnt. Sie sollten doch mal Gelegenheit haben, das Leben des Siegers in der höchsten Instanz kennen zu lernen. Es gab heimischen Schinken und Wurst und sehr mäßigen Wein. Favre und Genossen haben bis zuletzt in Paris gegen uns wie die Fürsten gelebt.

Bei alledem bin ich mit der Arbeit nicht fertig geworden, die Leute sträuben sich im höchsten Maß, und bei ihrer elenden Verwaltung bringen sie nichts zu stande.

Heut sind sie ganz ausgeblieben, und dafür werden sie gestraft, indem wir vorläufig die Räumung des linken Seineufers sistieren, morgen will Favre in Person wieder kommen. In dieser Richtung ist es ganz gut, daß der König nicht fortgekommen ist; es giebt einen andern Druck, wenn es so aussieht, als sei er geblieben, um für weitere militärische Operationen bereit zu sein."

*

Ferrières, 12. 3. 71.

„Nunmehr ist die Abreise festgestellt. Morgen früh geht es von hier nach Nancy, wo der König am 14. bleibt, am 15. Frankfurt, am 16. Weimar und am 17., abends 5 Uhr 15 Minuten sind wir in Berlin. Glücklicherweise ist der König wieder ganz gesund und fühlt sich kräftig genug für die Strapazen dieses Triumphzuges.

Gestern bin ich nun glücklich mit der Konvention fertig geworden; Favre erklärte von vornherein, daß er alles bereits Geforderte zugestehe; dann wurde bis zum Nachmittag noch viel über Kleinigkeiten gestritten, endlich aber der Abschluß erreicht. Jules Favre war vollständig kaput.

Ich bin aufgehalten worden und muß fort nach Lagny zur Unterschrift der Konvention.

Adieu, Gruß und Kuß bis zum frohen Wiedersehen."

Notiz vom Jahre 1884.

Ich hatte durch Kabinettsordre den Auftrag erhalten, in Ausführung der Friedenspräliminarien den Vertrag über den modus vivendi der Occupations-

armee mit der französischen Regierung abzuschließen. Meine Vollmacht enthielt keinerlei Spezialvorschriften oder Beschränkungen.

Der Kanzler war schon während des Beginnes der Verhandlungen abgereist, hatte aber seinen Stellvertreter, den sächsischen Kriegsminister General v. Fabrice mit der Anweisung versehen, den von mir abzuschließenden Vertrag vor der Vollziehung ihm zur Genehmigung vorzulegen.

Die wichtigste Frage war, wie die von den Franzosen für die Unterhaltung unsrer Armee zu leistende Entschädigung zu berechnen sei. Der Kanzler forderte, daß die Franzosen in gewissen Terminen diejenigen Portionen und Rationen bezahlten, die der von uns zu jenen Terminen nachgewiesenen Stärke unsrer Truppen entsprach. — Ich dagegen wollte Normalstärken festsetzen, nach denen von den Franzosen gezahlt werden sollte, gleichgültig, ob wir an den betreffenden Terminen in größerer oder geringerer Zahl im Lande waren. Um meine Berechnung möglichst richtig zu machen, hatte ich mich mit dem Feldmarschall Moltke über die Stärke der Armeen zu gewissen Zeitpunkten in Uebereinstimmung gesetzt, und zwar hatten wir als Durchschnittsstärke der binnen vier Wochen durch Abmarsch in die Heimat sich vermindernden Truppen 500 000 Mann und 150 000 Pferde normiert, während wir zurzeit 800 000 Köpfe stark waren. Ich wurde für mein Verfahren geleitet durch die Erfahrungen, die wir 1866 nach Abschluß des Präliminarfriedens in Böhmen und in Mähren gemacht hatten. In Mähren hatte man gehandelt, so wie es der Kanzler jetzt wollte; nach dem böhmischen Muster wollte ich verfahren; denn in Böhmen waren die Truppen dabei reichlich verpflegt worden, und das Gouvernement lieferte bei seiner Auflösung noch große Kassenbestände an das Kriegsministerium ab. In Mähren aber wurden unsre Angaben über die Truppenstärken von den Oesterreichern unausgesetzt beanstandet, die Zahlungen bis zur Feststellung hinausgeschoben, die Truppen mußten sich selbst beköstigen, und schließlich hatten wir noch eine halbe Million Gulden zu fordern, die wir niemals bekommen haben.

Die von Fabrice gesprächsweise gestellten Fragen über meine Absichten hatte ich ihm beantwortet, als ich aber durch ihn die Aufforderung des Kanzlers erhielt, nach seiner Ansicht den ganzen Vertrag zu ändern, berief ich mich auf meine Vollmacht, die mich selbstständig stellte, schloß mit Favre ab und schickte den fertigen Vertrag an Fabrice. Der Kaiser vollzog die von mir zur Ausführung vorgelegten Ordres, und der Kanzler stand vor einem fait accompli. Er hat mir das nie vergessen, und als ich im Jahre 1876 als Minister mit ihm in einen größeren Konflikt geriet, griff er auf diese Sache zurück und forderte das Reichsjustizamt auf, die Anklage gegen mich zu formulieren, weil ich durch den Vertrag von Ferrières mit Bewußtsein und gegen seine ganz bestimmten Instruktionen die Interessen des Reiches geschädigt hätte. Die Anklage wurde nur durch den Umstand hinfällig, daß der Vertrag von Ferrières in das Frankfurter Friedensinstrument Aufnahme und somit des Kanzlers Zustimmung gefunden hatte.

Sachlich aber war gegen die Anklage zu sagen, daß bei der sehr reichlichen

Verpflegung von Offizier und Mann, deren sich unsre Occupationsarmee in Frankreich zu erfreuen hatte, schließlich noch an 40 Millionen Mark Ersparnisse aus den Verpflegungsgeldern am Schlusse der Occupation an das Reich abgeführt worden sind.

An Gustav Freytag.

Berlin, 19. 3. 71.

„Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind, — ein glücklicher Mann. Wir haben im Eisenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen eigentümliche begeisternde Wirkung mit nichts vergleichbar ist, was das Leben bisher gab. Zwar die ersten Begrüßungen, die das neue Deutschland entgegenbrachte, als wir — von Pont à Mousson kommend — bei Pagny die deutsche Grenze überschritten, waren nicht übermäßig erhebend.

Da stand Präsident v. Kühlwetter in großer Uniform; dahinter zwei seiner Trabanten, ähnlich geschmückt; und 20 Mann Landwehr bildeten die Leibgarde und den Chorus für die Rede und das Hoch, das der Präsident im Namen der neuen Lande huldigend darbrachte. Im Hintergrunde schlichen einige Bewohner im schmutzigen Gewande ohne Ahnung des großen Aktes, der vor sich ging. Dabei regnete und schneite es, und das neue Deutschland sah sehr traurig aus. Uns aber stand das Wiedersehen des Vaterlandes bevor, und die Heimat lachte uns entgegen; es war ein volles und reines Entzücken, da wir die Grenze bei Saarbrücken überschritten. Das Herz ging einem auf bei der Wärme der Begrüßung, und von jetzt begann ein Fest der Heimkehr, viel schöner und erhebender als im Jahre 1866; die gethane Arbeit war auch schwerer und gründlicher gewesen, die Resultate reinlicher.

Welche Reden der neue Kaiser überall gehalten, das haben Sie in den Zeitungen gelesen, was aber kein Blatt verkünden kann, das ist der Ausdruck, die stille, ergreifende Sprache in den Gesichtern der tausend und abertausend Menschen, die überall am Wege standen, jeder voll von Hingabe und Dankbarkeit in Auge und Zügen. Den Kaiser suchte jeder, und wenn er erkannt, dann wiesen sie mit den Händen nach ihm und riefen ihr Hurra freudestrahlend und mit feuchtem Blick und grüßten mit den Tüchern. Und das wiederholte sich an jedem Haltepunkt, auf jeder Station; überall dieselben Grüße, und gerade in ihrer endlosen Wiederholung ganz unbeschreiblich ergreifend.

Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus. Schwarze Gestalten in der Menge oder an den Fenstern verdeckten das Antlitz, wenn der Freudenruf um sie erscholl. Da trat denn auch das Gräßliche, was man im Feldzuge erlebt, vor die Seele, alles das Gemeine und Scheußliche, das Drückende und Traurige, was der Krieg mit sich bringt.

So fuhren wir zwei Tage durch das Vaterland, im Triumphzug, wie man ihn sich nicht großartiger denken kann. Freilich lebt man nicht von Begeisterung allein, und es war sehr unbequem, daß auf den Bahnhöfen die jubelnde Menge uns als undurchdringliche Mauer von allem Eß- und Trinkbaren trennte, und

die dem Kaiser und Kronprinzen kredenzten Becher trugen nicht dazu bei, unsern Durst zu stillen. Doch alles war vergessen, als man endlich Frau und Kinder umarmte, und das langentbehrte Haus, das Daheim in der ganzen Fülle seiner Wonne uns umfing. Aller Siegerstolz, alle Erfolge und Ehren sind wenig gegen das Glück, nach solcher Trennung sich unter den Seinen als stiller, zufriedener Mensch zu fühlen.“ (Fortsetzung folgt.)

E mortuis vita.

Von

Prof. Marchand in Leipzig.

Von jeher sind die Stätten des Todes für den Menschen mit dem Schleier des Geheimnisvollen, ja Abschreckenden umgeben gewesen. Der tote menschliche Körper war bei den alten Völkern ein Gegenstand scheuer Verehrung, und so ist es noch jetzt bei den meisten Naturvölkern und auch bei zivilisierten Nationen. Daher ist es erklärlich, daß diese Scheu sich auch bis zu einem gewissen Grade auf diejenigen Wissenschaften übertragen hat, die sich mit dem toten menschlichen Körper beschäftigen, und daß die Vorstellungen von Nichtärzten über die Aufgaben und Ziele dieser Wissenschaften, weniger vielleicht der „normalen“, als besonders der pathologischen Anatomie sehr mangelhaft sind.

Nichts ist wohl natürlicher als diese scheue Empfindung vor dem Geheimnis des Todes. Der Vorgang des Sterbens, der uns tagtäglich bei den verschiedensten Lebewesen begegnet, ohne einen Eindruck auf uns zu machen, nimmt sofort die Bedeutung von etwas Gewaltigem, Erschreckendem an, wenn er unsersgleichen betrifft. Ganz abgesehen von der Trauer um einen unersetzlichen Verlust, erschüttert uns das geheimnisvolle Aufhören der vielgestaltigen Seelenäußerungen um so mehr, je plötzlicher dies Ereignis eintritt.

Die Frage: Was geschieht, wenn das Leben aufhört? packt jeden denkenden Menschen mit Gewalt, wenn er zum ersten Male Zeuge des Sterbens ist! Die einfachste Lösung, mit der sich der Mensch im Naturzustande, aber auch so mancher Ungebildete und „Gebildete“ unter den zivilisierten Völkern begnügt, ist die, daß im Moment des Todes die Seele den Körper verläßt, um in den Himmel zu gelangen oder in irgend einer andern Gestalt wieder zu erscheinen, eine Vorstellung, die ja vielfach in poetischer, leider auch oft in sehr abenteuerlicher Form variiert wird.

Für die Naturforschung ist der Tod etwas Negatives, das Aufhören der Lebensvorgänge. Wir wissen aber, daß der Mensch ebenso wie jedes Tier nicht auf einmal stirbt, sondern daß seine einzelnen Bestandteile sehr ver-

Digitized by Google

schieden lange Zeit den „allgemeinen Tod“ überleben, daß z. B. die Körpermuskeln nicht selten noch mehrere Stunden nach dem Tode bei mechanischer Reizung örtliche Zusammenziehung zeigen, ja daß sogar einzelne Teile des Herzens sich eine Zeitlang nach dem Tode noch rhythmisch bewegen können. Bei niederen Wirbeltieren, Fischen, Amphibien ist diese Erscheinung bekanntlich noch viel andauernder als bei den Warmblütern, wie das ja aus den Erfahrungen des täglichen Lebens beim Schlachten solcher Tiere genugsam bekannt ist. Lebenserscheinungen einzelner Gewebeteile halten nach dem allgemeinen Tode sehr viel länger an, als man früher vermutete. Das, was den „allgemeinen Tod“ bestimmt, ist das Absterben des Zentralnervensystems, speziell der Nervenzellen (Ganglienzellen), nicht der Stillstand des Herzens an sich, das Aufhören der Atmung oder sonst einer andern Lebensäußerung. Das alles kann vorübergehend (für kurze Zeit) eintreten, ohne daß es den Tod zur Folge haben muß. Ist aber die Thätigkeit der Ganglienzellen des Gehirns einmal erloschen, so ist das „Leben“ erloschen. Wohl bemerkt, kann der Mensch, wie alle höheren Tiere, einen ziemlich großen Teil seines Gehirns entbehren, ohne daß der Tod eintritt, solange nicht die für die Erregung und die Regulierung der lebenswichtigen Funktionen notwendigen Gruppen von Zellen zerstört sind. Die berühmten Versuche von Goltz haben gelehrt, daß Hunde eines großen Teils ihrer Großhirnhalbkugeln beraubt werden können, ohne zu sterben; ebenso bekannt ist es, daß Tauben ohne Großhirn lange Zeit am Leben erhalten bleiben können.

Wir wissen aber aus klinischen und experimentellen Erfahrungen (unter andern auch an den Köpfen Hingerichteter), daß die Ganglienzellen beim Menschen und den höheren Tieren eine totale Absperrung der Blutzufuhr nur sehr kurze Zeit (durchschnittlich eine Viertelstunde) überleben können; ist diese Zeit verstrichen (z. B. nach völligem Stillstand des Blutkreislaufes oder nach Verschluß oder Durchtrennung der großen, das Blut zum Gehirn führenden Schlagadern), so ist keine Wiederbelebung mehr möglich.

Die Ganglienzellen haben ihre Arbeit eingestellt; keine Empfindung wird ihnen mehr zugeleitet, keine Willensäußerung wird erregt, und auch die unwillkürlichen Bewegungen, die durch sensible Reize ausgelöst werden, die sogenannten Reflexe, haben aufgehört. Das Bewußtsein, das bei allmählich eintretendem Tode so oft schon längere Zeit durch die Schatten des herannahenden Todes verschleiert wird, ist für immer erloschen; der Mensch ist tot.

*

Viele Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung sind darüber hingegangen, bis man es gewagt hat, die Geheimnisse des toten menschlichen Körpers zu erforschen, sich Kenntnis von seinem inneren Bau zu verschaffen, noch viel länger aber dauerte es, bis man dazu gelangte, auch die krankhaften Veränderungen seiner Organe kennen zu lernen.

Bei den alten Aegyptern war es bekanntlich das Vorrecht einer abgeschlossenen Kaste, die Eröffnung der Leichen zum Zwecke der Einbalsamierung vorzu-

nehmen. Anatomische Kenntnisse sind bei diesen in strengem Geheimnis betriebenen Verrichtungen, wie es scheint, nicht gesammelt oder wenigstens nicht weiter verbreitet worden. Angeblich sollen unter den Ptolemäern Leichen von Verbrechern (ja sogar lebende Menschen) zu anatomischen Untersuchungen gedient haben.

Die alten Griechen und Römer muß wohl die Scheu vor dem toten menschlichen Körper zurückgehalten haben, anatomische Untersuchungen anzustellen, was um so auffallender erscheint, als doch das Leben der Sklaven so wenig galt. Eine menschliche Leiche zu wissenschaftlichen Zwecken zu eröffnen, scheint niemand in den Sinn gekommen zu sein.

Aristoteles, der so genau über den inneren Bau vieler Tiere unterrichtet war, wußte vom menschlichen Körper aus eigner Anschauung wohl nur sehr wenig. Ebenso ist es bekannt, daß die ausgedehnten anatomischen Kenntnisse des Galen, wenn sie auch durch chirurgische Erfahrungen ergänzt wurden, der Hauptsache nach von Schlachttieren (Schweinen) und von Affen hergenommen waren.

So blieb es das ganze Mittelalter hindurch, denn die Galenischen Lehren, die auf dem Umweg über die arabischen Schulen den Klöstern und Gelehrtenschulen Italiens und Frankreichs zugeführt und hier fast unverändert überliefert wurden, waren der kirchlich sanktionierte Kanon der Medizin. Dieselbe Kirche, die sich nicht scheute, Tausende von Menschenleben zu vernichten, um das Heil der Seelen zu retten, bedrohte mit den schwersten Strafen die Eröffnung toter menschlicher Körper zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung. Die Unfehlbarkeit des Galen blieb unangetastet, bis der kühne medizinische Revolutionär Paracelsus, ein Zeitgenosse des großen religiösen Reformators, sich mit leidenschaftlicher Energie dagegen auflehnte und die Lehrmeisterin Natur an seine Stelle zu setzen suchte. Nachhaltiger in ihren Folgen war eine zweite gewaltige Erschütterung der Galenischen Autorität durch die vollständige Erneuerung der menschlichen Anatomie durch Andreas Vesalius, der im Jahre 1543, noch nicht dreißig Jahre alt, sein unsterbliches Werk „De corporis humani fabrica“ herausgab.

Bei diesem Stande der Dinge ist es sofort einleuchtend, daß von pathologisch-anatomischen Kenntnissen in jener langen Zeitperiode überhaupt kaum die Rede sein konnte. Das Altertum und das ganze Mittelalter hielt unverrückbar fest an der Hippokratisch-Galenischen Doktrin, die unter dem Namen der Humeral-Pathologie sich noch weit in die neuere Zeit hinein erhalten hat und in ihren Anfängen auf die alte griechische Philosophie, vielleicht noch viel weiter zurück sich verfolgen läßt. Es war die Lehre von den vier „Kardinalsäften“ oder Grundflüssigkeiten des Körpers, Blut, Schleim, Galle und schwarze Galle (Melaina Chole), deren normale Mischung der Gesundheit entsprechen sollte, während ihre abnorme Zusammensetzung, die „Dyskrasie“, das Wesen der Krankheit bedingte. Die Produkte dieser abnormen Mischung bildeten den „Krankheitsstoff“, der als etwas dem Körper gewissermaßen Fremdartiges nach einer Reihe verschiedener Umwandlungen oder Stadien (der „Roheit“, der „Kochung“) in

Form der „kritischen Ausscheidungen“ den Körper verlassen mußte, wenn die Genesung eintreten sollte. Die Lehre von den vier Kardinalflüssigkeiten hat zwar längst ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, aber es ist bekannt, daß sie sich bis heute noch in den „vier Temperamenten“, dem sanguinischen, phlegmatischen, cholerischen und dem melancholischen erhalten hat, wenn man auch dabei kaum noch die alte Beziehung zu den Kardinalsäften, sondern gewisse Eigentümlichkeiten der allgemeinen Körperbeschaffenheit und des Charakters im Sinne hat.

Die alte humeralpathologische Lehre, daß die Krankheiten einer fehlerhaften Säftemischung, einer Verderbnis der Säfte oder wenigstens des wichtigsten dieser Säfte, des Blutes, ihre Entstehung verdanken, ist bis in die neuere Zeit, man kann sagen zum Teil noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschend geblieben, wenn sie auch zeitweilig durch andre Anschauungen von der stärkeren Beteiligung der festen Bestandteile des Körpers, der Solida, der Fasern, zwischen denen die Flüssigkeiten enthalten sind, ersetzt wurden. Noch jetzt ist es eine unter den Laien sehr verbreitete Vorstellung, daß eine große Anzahl äußerer und innerer Krankheitserscheinungen durch eine solche schlechte Blutbeschaffenheit, eine „Schärfe“ des Blutes hervorgerufen werden, die z. B. durch die Haut ausgeschieden werden und hier Ausschläge der verschiedensten Art hervorrufen sollen. Wird gar die Ausscheidung verhindert, so ist die Folge der „ins Innere zurückgetretenen“ Krankheit, daß alle möglichen bedrohlichen Symptome seitens der inneren Organe entstehen. Die Geschichte von der Krätzkrankheit oder Psora (Scabies), der ein ganzes Heer von inneren Krankheitszuständen als Folgen der unterdrückten Ausscheidung zugeschrieben wurden, bis man endlich als die Ursache der Hauterkrankung eine ziemlich harmlose kleine Milbe entdeckte, ist eines der lehrreichsten Beispiele für diese irrtümliche Anschauung, die natürlich im Laufe der Jahrhunderte die unsinnigsten Heilversuche hervorgerufen hat. Immerhin hat auch jene Vorstellung ein Körnchen Wahrheit in sich, denn wir wissen, daß es thatsächlich Stoffe giebt, die die Eigenschaft haben, aus dem Blut in gewisse Drüsen der Haut überzugehen und hier eine Art Ausschlagkrankheit hervorzurufen. Dahin gehört z. B. das Brom. Sehr verbreitet und bekannt ist die eigentümliche Empfindlichkeit vieler Menschen gegen einzelne Nahrungsmittel, Krebse, Erdbeeren, Eier, auf deren Genuß die Haut sofort mit der Entwicklung eines Nesselausschlages antwortet. Dieser entsteht aber durch eine Einwirkung auf die kleinen Blutgefäße der Haut, wie sie in ähnlicher Weise auch bei Verdauungsstörungen andrer Art zu stande kommt. Jedenfalls handelt es sich dabei weder um eine kritische Ausscheidung einer schädlichen Substanz durch die Haut noch um eine sogenannte „Nervenkrise“, durch die sich das mißhandelte Nervensystem Luft macht, wie wir das z. B. in den Gedanken und Erinnerungen unsers großen Staatsmannes (II. S. 195) lesen, der auf die Medizin wenig gut zu sprechen war, da er von ihr nur sehr laienhafte Vorstellungen hatte.

Wenn nun auch schädliche, im Blute zirkulierende Substanzen krankhafte

Veränderungen in den verschiedensten Teilen des Körpers hervorrufen können, indem sie diese durch ihre chemische (giftige) Wirkung schädigen, wofür wir unzählige Beispiele haben, so ist dieser Vorgang durchaus verschieden von der vermeintlichen Entstehung der Krankheiten und Krankheitsprodukte durch eine fehlerhafte Säftemischung oder Dyskrasie („Blut-Krase"). Denn diese sollte zur Ablagerung der krankhaften, aus jenem Gemisch entstandenen Substanz in den verschiedensten Teilen des Körpers und in der verschiedenartigsten Form, als wässerige Flüssigkeit („Wassersucht"), als Eiter, als entzündliche Anschwellung, Geschwulstbildung u. s. w. führen. Immer waren also diese Krankheitsprodukte der Ausdruck einer mehr oder weniger allgemeinen Säfteverderbnis, im günstigen Fall ein Versuch der Natur, den Körper von den Folgen der krankhaften Mischung zu befreien. Selbstverständlich hatte man aber nur eine sehr unvollständige Kenntnis jener Krankheitsprodukte, solange man sich auf die Beobachtung derjenigen Veränderungen beschränken mußte, die sich an der äußeren Körperoberfläche dem Auge und dem Tastsinne darboten. Die Veränderungen der inneren Teile des Körpers blieben zum größten Teile unbekannt und, was noch schlimmer war, das, was den Alten, besonders der Hippokratischen Schule, vermöge ihrer ausgezeichneten Naturbeobachtung bekannt geworden war, geriet im Laufe des Mittelalters wieder in Vergessenheit.

Mit jener Anschauung von der Bedeutung einer fehlerhaften Säftemischung hing noch eine zweite allgemeine Ansicht der alten Medizin zusammen, die sich ebenfalls bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast unverändert erhalten hat: die Vorstellung, daß die festen, geformten Teile des Körpers bei ihrer ersten Bildung aus einer formlosen Nähr- und Bildungsflüssigkeit, gewissermaßen durch eine Art Erstarrung oder Krystallisation hervorgehen. Ebenso sollten auch alle die organisierten Krankheitsprodukte, die faserigen, weichen und festen, knorpelähnlichen, ja sogar knöchernen Bildungen, die an verschiedenen Teilen des Körpers auftreten können, aus jenen krankhaft veränderten Flüssigkeiten entstehen, die man im Laufe der Zeit mit verschiedenen Namen, zuletzt als „Blasteme" und „Exsudate" bezeichnet hat. Das Bindeglied zwischen jenen beiden Anschauungen ist einleuchtend: hatte man erst eine fehlerhafte Säftemischung, so machte die Herleitung der verschiedenartigsten geformten Substanzen, die man nur für etwas dem normalen Organismus durchaus Fremdartiges, Heterogenes, ja sogar Feindseliges halten konnte, mit Hilfe jener zweiten Annahme keine Schwierigkeit.

Die im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts allmählich immer häufigere Vornahme von Sektionen menschlicher Leichen, besonders der an Krankheiten Verstorbenen, führte allmählich zu einer Umgestaltung der Ansichten von dem Wesen der Krankheiten, aber es bedurfte einer geradezu immensen, bis in die neueste Zeit immer mehr gesteigerten und gleichzeitig immer mehr verfeinerten Arbeit, bis die wissenschaftliche Medizin auf den festen Boden gelangte, auf dem sie das glänzende, aber für den Einsichtigen doch noch so unvollkommene Gebäude errichten konnte, in dem sie heute schaltet und waltet.

Denn es zeigt sich auch hier die gleiche Erscheinung wie in jeder Naturwissenschaft: Je weiter wir in ihre Tiefen eindringen, desto mehr neue Rätsel, desto schwierigere Probleme treten uns entgegen.

Als der große Giovan Battista Morgagni im Jahre 1761, fast achtzigjährig, die Arbeit seines Lebens, die Ergebnisse der sämtlichen von ihm, zum Teil auch von seinem Lehrer Valsalva gemachten Sektionen in einem noch jetzt in hohem Ansehen stehenden Werke zusammenfaßte, schrieb er darüber die bedeutungsvollen Worte: „De sedibus et causis morborum“ (Ueber den Sitz und die Ursachen der Krankheiten).

Damit war das große Prinzip über die Lokalisation der Krankheiten ausgesprochen. Nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, galt die Krankheit als etwas unfaßbar im Körper verbreitetes, es galt jetzt, den Sitz, den Herd der Krankheit in den einzelnen Organen des Körpers aufzusuchen und nachzuweisen. Immer deutlicher zeigte sich, daß bestimmten, im Leben beobachteten Symptomen, den mannigfaltigen Schmerzempfindungen, den Störungen der Atmung, des Kreislaufes, der Muskelbewegung, auch bestimmte krankhafte Zustände der Organe, der Lungen, des Herzens und der Blutgefäße, des Gehirns entsprechen. Diese erschienen somit auch als die Ursache jener Symptome, die das Bild der Krankheit im Leben ausmachten. Freilich war man noch weit davon entfernt, die eigentlichen Ursachen der krankhaften Veränderungen selbst zu erkennen, soweit sie nicht handgreiflich in Gestalt von äußeren Verletzungen oder ähnlichen Einwirkungen sich darboten. Aber der erste wichtige Schritt war geschehen, die systematische Erforschung und Gruppierung jener örtlichen Veränderungen nach bestimmten Grundsätzen. Wie es kaum anders sein konnte, stand Morgagni noch auf dem Boden der alten Anschauungen, aber indem er die Veränderungen der Form und Beschaffenheit der erkrankten Teile in objektiver Weise untersuchte und beschrieb, lehrte er zugleich, wie diese Veränderungen aus den normalen Organen sich entwickeln, wie andre von der ersten Bildung der Organe an zu stande kommen.

Das Werk Morgagnis wurde von vielen fleißigen Händen, von unermüdlichen Forschern fortgesetzt, wie auch von seinen Vorgängern und Zeitgenossen bereits wertvolles Material von pathologisch-anatomischen Befunden gesammelt worden war. Der große Physiologe und Anatom Albrecht von Haller förderte in hervorragender Weise die Erforschung der Mißbildungen, die später in dem Hallenser Anatomen Joh. Friedrich Meckel und dem Franzosen Geoffroy St. Hilaire ihre bedeutendsten Kenner und Darsteller fanden. Xavier Bichat, der Begründer der allgemeinen Anatomie, Laennec, der Erfinder der Auskultationsmethode, Lobstein, Andral, Cruveilhier in Frankreich, Matthew Baillie in England, Thomas Samuel Soemmering in Deutschland und viele andre bereicherten die pathologische Anatomie mit wertvollen Gaben, bis endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die pathologische Anatomie der Organe durch Karl Rokitansky in Wien in seinem klassischen Handbuch in unübertroffener Weise dargestellt wurde. Merkwürdiger-

weise stand aber Rokitansky anfangs noch ganz auf dem Boden der Krasenlehre, die er in neuer Form seiner Pathologie zu Grunde legte.

Dem großen Pathologen, der am 5. September v. J. die Augen geschlossen hat, verdankt die Welt die Ausdehnung des Prinzips der Lokalisation der Krankheiten auf die mit unbewaffnetem Auge nicht mehr sichtbaren Elementarteile des Körpers, die Zellen.

Rudolf Virchow war es, der mit Hilfe des Mikroskops immer tiefer und tiefer in die Geheimnisse des pathologischen Geschehens eindrang und als den eigentlichen Sitz der krankhaften Veränderungen die Zellen erkannte; sie sind die einfachsten vitalen Einheiten, aus denen sich der Körper aufbaut, die „Elementarorganismen" (wie sie Brücke genannt hat), deren normale Thätigkeit in ihrer Gesamtheit das Leben des ganzen Organismus darstellt. Ebenso sind es die Zellen, deren veränderte Funktion mit ihren Folgen dasjenige bedingt, was wir als Krankheit bezeichnen — Krankheit, das heißt Ablenkung der normalen Lebensthätigkeit — Leben unter veränderten Bedingungen, und zwar nicht des ganzen Organismus mit allen seinen festen und flüssigen Bestandteilen, sondern das seiner erkrankten Organe oder einzelner Teile der Organe, bis hinab in ihre kleinsten elementaren Bestandteile. Dies ist das Prinzip der Cellular-Pathologie, das Virchow im Jahre 1855 zuerst verkündete, und das die anerkannte Grundlage der modernen pathologischen Anatomie wurde.

Es war eine sinnige Kundgebung der italienischen Regierung, daß sie dem Begründer der Cellular-Pathologie bei der großartigen Feier seines 80. Geburtstages ein Doppelbildnis von Morgagni und Virchow widmete! Wie jener als der Urheber des „anatomischen Gedankens" in der Pathologie von Virchow gefeiert wurde, so führte dieser selbst jenen Gedanken bis in die äußersten, der Forschung zurzeit erreichbaren Grenzen durch.

Mit dieser Lehre hing aber noch ein zweiter großer Fortschritt zusammen, der sich ebenfalls an den Namen Virchows knüpft: die Erkenntnis, daß die in krankhaften Zuständen ausgebildeten Teile nicht, wie man dies bis vor kurzem allgemein angenommen hatte, aus einem formlosen Stoffe entstehen, sondern daß neue Zellen nur von den ursprünglichen normalen Zellen des Organismus abstammen („Omnis cellula a cellula"). Den gleichen Nachweis führten die Embryologen (Remak, Kölliker) für die Entwicklung der normalen Gewebe des Körpers aus der Eizelle.

Durch diese Erkenntnis, die zweifellos den wichtigsten Fortschritt in der gesamten biologischen Wissenschaft darstellt, war der Lehre von der spontanen Entstehung lebender Zellen, also auch selbständig lebender Organismen aus formlosem Material („Urzeugung") ein für allemal der Boden entzogen. Alles Leben stammt von vorher bestehendem Leben ab.

Abweichungen von den normalen Lebensvorgängen setzen aber unter allen Umständen bestimmte Ursachen voraus. Selbst durch die genaueste Erforschung der Elementarteile (der Zellen und aller der Gewebe, die aus ihnen hervorgehen)

sowie der flüssigen Bestandteile des Körpers, deren Zusammensetzung ebenfalls durch Lebensvorgänge der Zellen beeinflußt wird, ist das wahre Wesen der Krankheiten noch nicht verständlich, solange uns unbekannt ist, durch welche Einwirkungen jene Veränderungen zu stande kommen. Die Erforschung dieser „Krankheitsursachen“ fällt zum Teil noch in den Bereich der pathologischen Anatomie insofern, als durch die anatomische (mikroskopische) Untersuchung wenigstens ein Teil der ursächlichen Schädlichkeiten unmittelbar in den erkrankten Organen und Geweben nachgewiesen werden kann. Ein sehr großer Teil von ihnen entzieht sich aber der direkten Beobachtung, und es bedarf zu ihrem Nachweis vielfach sehr umständlicher Forschungsmethoden, an denen andre Wissenschaften, Chemie und Physik, Zoologie und Botanik, den wesentlichsten Anteil haben. Leider ist unsre Kenntnis der Krankheitsursachen, so große Fortschritte auch die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben, noch sehr lückenhaft. Ganz besonders gilt dies von einer großen Gruppe dieser ursächlichen Einwirkungen, die nicht von der äußeren Umgebung den Organismus treffen, sondern in einer in gewisser Weise mangelhaften Anlage von Bestandteilen des Organismus selbst bestehen, Mängel, die zum großen Teil die Eigentümlichkeit besitzen, daß sie von den Eltern oder Voreltern, zuweilen durch eine lange Reihe von Ahnen, ererbt sind. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die höchst wichtigen Erscheinungen der Vererbung von Krankheitsursachen einzugehen. Die zweite große Gruppe der Krankheitsursachen, die von außen auf den Organismus einwirkenden, zu denen die mannigfachen physikalischen (mechanischen, thermischen u. s. w.), sowie die chemischen Schädlichkeiten (Gifte) gehören, ist der Erforschung weit leichter zugänglich. Der größte Fortschritt in der Lehre von den Krankheitsursachen bestand, wie allgemein bekannt, in der Erkenntnis von der belebten Natur der Erreger der Infektionskrankheiten und der Entdeckung einer großen Anzahl dieser Krankheitserreger selbst, ferner in dem höchst wichtigen Nachweis, daß deren Einwirkung auf der Erzeugung giftiger Stoffe beruht, die die Zellen des Organismus in verschiedener Weise schädigen und sogar abtöten, während andre Elemente mit Hilfe komplizierter Vorgänge eine Beseitigung der gefährlichen Eindringlinge herbeiführen oder durch Erzeugung von Gegengiften (Antitoxinen) ihre giftigen Ausscheidungen unschädlich machen. Wir sind auf diese Weise zu einem ziemlich klaren Verständnis der Ursachen und des Wesens dieser großen und außerordentlich wichtigen Krankheitsgruppe gelangt, und wenn auch noch vieles zu erforschen bleibt, so hat doch das bisher Gewonnene bereits große Erfolge in der Verhütung, zum Teil auch in der Heilung jener Krankheiten ermöglicht, denen die Menschheit bis auf unsre Tage vollkommen machtlos gegenüberstand.

*

Nach diesem kurzen Ueberblick über den Entwicklungsgang unsrer Wissenschaft ist nun wohl die Frage berechtigt: Welches sind die Aufgaben und die Ziele der pathologischen Anatomie? Die Aufgabe ist, wie bei allen medizinischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen, eine doppelte: eine

rein wissenschaftliche und eine praktische. Es ist aber gerade das Schöne und Interessante, daß diese beiden Aufgaben sich nicht voneinander trennen lassen, sondern einander ergänzen; während wir die wissenschaftlichen Aufgaben zu fördern bestrebt sind, ergiebt sich von selbst die praktische Nutzanwendung, und wie überhaupt keine wahre Wissenschaft sich durch die Erreichung eines praktisch verwertbaren Zieles in ihrer Arbeit bestimmen oder gar einschränken läßt, so ist es auch hier. Dies hindert nicht, daß die zur Lösung gestellten Fragen praktischer Natur, also von realen menschlichen Interessen hergenommen sein können. Es giebt keine wahre Wissenschaft, die nicht in irgend einer Weise den Fortschritt der Menschheit im Auge behielte, sei es das materielle Wohl, sei es die Förderung der Erkenntnis.

In praktischer Hinsicht dient die pathologische Anatomie in erster Linie dem Arzt, dem Kliniker. Das Verständnis der am kranken Menschen beobachteten Erscheinungen wäre unmöglich ohne die genaue Kenntnis der anatomischen (d. h. materiellen) Veränderungen der Organe. Freilich gehört dazu noch eine weitere Kenntnis, nämlich die der funktionellen Störungen der erkrankten Teile, d. h. der Veränderung ihrer Lebensvorgänge. Wie wollte der Arzt die Symptome einer Lungenentzündung, die Veränderungen des Schalles beim Beklopfen der Brust, die des Atemgeräusches bei der Auskultation, die Verschiedenheiten dieser Symptome in dem Anfangs-, dem Höhe- und dem Endstadium der Krankheit begreifen, wenn er nicht stets den anatomischen Zustand des erkrankten Organes vor Augen hätte? Wie wollte er das plötzliche Versagen der Sprache, die gleichzeitige Lähmung des rechten Armes und Beins verstehen, wenn er nicht im Geiste den Sitz und die Art der zu Grunde liegenden Erkrankung eines bestimmten Teils des Gehirns vor sich sähe? Wie wollte er den Zusammenhang einer Vergrößerung bestimmter Teile des Herzens, die sich ihm bei der Perkussion der Brust zu erkennen giebt, mit bestimmten Geräuschen beim Behorchen der Herztöne in Verbindung bringen, die gleichzeitig eintretenden Störungen von seiten der Lungen, die wassersüchtigen Anschwellungen des Körpers und andre Symptome zu einem klaren Krankheitsbilde ordnen, wenn er nicht sogleich den inneren Zusammenhang dieser verschiedenartigen Organveränderungen mit anatomisch geschultem Blick zu erkennen vermöchte?

Die pathologische Anatomie in steter Verbindung mit der Kenntnis der Störung der Funktion ist die erste und wichtigste Grundlage der Erkennung der Krankheit, der Diagnose; und da diese die unerläßliche Vorbedingung einer rationellen Behandlung ist, so ist ohne weiteres klar, daß jeder Versuch einer Krankenbehandlung ohne jene Kenntnis lediglich den Wert einer mehr oder weniger rohen Empirie oder Routine haben kann.

Man wird dabei, und nicht ganz ohne Grund einwerfen, daß es viele, zum Teil sogar sehr schwere Krankheitszustände giebt, deren pathologisch-anatomische Kenntnis sich noch in den ersten Anfängen befindet oder gleich Null ist. Dahin gehören in erster Linie die Geisteskrankheiten und andre Erkrankungen des Zentralnervensystems, wie die Epilepsie, die trotz der gewaltigsten Störungen der Funktion

an der Leiche keine anatomisch erkennbaren Veränderungen hinterlassen. Es gehört dahin ein nicht geringer Teil der schwersten Vergiftungen, die durch Alkaloide (Morphium u. a.), durch Blausäure, die lähmend auf die Ganglienzellen des Gehirns einwirken, Vergiftungen, die durch gewisse Bakterien erzeugt werden, wie der Wundstarrkrampf (Tetanus). In allen diesen Fällen sind materielle Veränderungen der Ganglienzellen anzunehmen, die sich jedoch noch der genauen mikroskopischen Untersuchung entziehen, oder die wenigstens derart sind, daß sie eine Erkennung nicht mit Sicherheit gestatten. Möglicherweise wird man die feinsten molekularen Störungen jener Zellen, die schwere Krankheitserscheinungen zur Folge haben, überhaupt nicht entdecken können.

Zwar gestattet auch hier die genaue Untersuchung der Funktionsstörung die Erkennung der Lokalisation in bestimmten Teilen des Zentralnervensystems, aber man ist noch weit entfernt von einer so scharfen Bestimmung des Sitzes der Erkrankung, wie sie bei andern, den sogenannten organischen Krankheiten des Gehirns in nicht wenigen Fällen bis zu dem Grade möglich ist, daß auch dieses edelste Organ des Körpers durch das Messer des Chirurgen von gewissen örtlichen Krankheitsherden mit Erfolg befreit werden kann.

Wir müssen also in erster Linie zwischen den rein funktionellen Störungen und den mit nachweisbaren anatomischen Veränderungen verbundenen unterscheiden. Zu den ersteren gehören außer den bereits erwähnten Affektionen des Gehirns nicht wenige Anomalien der Innervation innerer Organe, die durch das sogenannte sympathische Nervensystem vermittelt werden. Man wird sich dabei der Thatsache erinnern, daß auch die normale Funktion des Gehirns, so die Denkthätigkeit, die sensibeln und motorischen Erregungen in den Ganglienzellen keinerlei uns erkennbare Spuren hinterlassen; ebensowenig ist dies bei den abnorm verlaufenden Funktionen, den sinnlosen Phantasien eines Irren oder den abnormen Empfindungen einer Hysterischen, den krampfhaften Muskelzuckungen eines Epileptikers notwendig zu erwarten. Dasselbe gilt von vielen rein funktionellen Störungen des Stoffwechsels durch abnorme Thätigkeit der Drüsen in manchen Fällen von abnormer Zuckerbildung und andrer Stoffwechselkrankheiten, die den Tod zur Folge haben können, ohne daß irgend eine handgreifliche anatomische Veränderung sich finden läßt. Auch in diesen Fällen ist der Arzt auf die genaue Untersuchung der Funktion, der Ausscheidungen der Drüsen zur Erkennung der abnormen Stoffwechselvorgänge angewiesen, um danach seine Behandlung einzurichten. Die Arbeit des pathologischen Anatomen hört auch hier nicht auf; vielmehr sucht er mit immer mehr verfeinerten Untersuchungsmethoden auch jenen feinsten Veränderungen der Zellen auf die Spur zu kommen. Ob mit Erfolg, kann nur die Zukunft lehren. Aber wir haben bereits oft die Erfahrung gemacht, daß die anatomische Erforschung gewisser krankhafter Zustände ganz aussichtslos erschien, und dennoch hat sie nach langem Bemühen ein gutes Resultat ergeben.

Die praktisch-wissenschaftliche Aufgabe der pathologischen Anatomie ist mit ihrer Bedeutung für das Verständnis der Krankheitserscheinungen und der Diagnostik

nicht abgeschlossen, aber die übrigen Anwendungen gliedern sich ohne weiteres an diese wichtigste Seite ihrer Bedeutung an. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß nur die Kontrolle der ärztlichen Diagnose und Behandlung durch die „Autopsie“, die Vornahme der Sektion, einen Schutz gegen die nur allzu leicht trügerische subjektive Ueberzeugung von der Sicherheit, ja wohl Unfehlbarkeit der Diagnose gewährt. Irren ist menschlich — besonders auf diesem schwierigen Gebiete, wo es zuweilen ganz unvermeidlich ist. Ohne die beständige Heranziehung der pathologischen Anatomie ist auch ein Fortschritt in der ärztlichen Kunst nicht möglich, daher also auch ihr nicht zu unterschätzender, aber leider oft unterschätzter Nutzen für die kranke Menschheit. Daher ist es auch eine wahre Wohlthat, daß immer mehr, wenigstens in den Krankenhäusern, für die möglichst regelmäßige Ausführung der Sektionen Sorge getragen wird, ganz abgesehen davon, daß für viele Fragen des bürgerlichen oder auch des Strafrechtes die genaue Kenntnis der Todesursache unbedingt notwendig ist.

Daß das über den hohen Wert der pathologischen Anatomie für den Arzt Gesagte in noch höherem Maße für den Unterricht der heranwachsenden Jünger der Medizin gilt, ist so selbstverständlich, daß es keiner besonderen Begründung bedarf.

Aus dem bisher Erörterten dürfte bereits zur Genüge hervorgehen, daß die praktische Aufgabe der pathologischen Anatomie sich nicht von der wissenschaftlichen Forscherthätigkeit abgrenzen läßt. Jeder neue Krankheitsfall kann neue Fragen, neue Probleme liefern. Man möge nicht glauben, daß die geleistete Arbeit auch nur ein einziges Gebiet der Forschung zum Abschluß gebracht hat; die Natur ist in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen unendlich.

Das Ziel der pathologischen Anatomie als Wissenschaft ist aber keineswegs die Durchforschung des toten Körpers mit allen seinen abnormen Zuständen; diese ist nur das Mittel zu einem höheren Zweck, der Erkenntnis der krankhaften Lebensvorgänge. Kein pathologischer Anatom wird sich mit der Feststellung begnügen, daß diese oder jene Zellen oder Gewebe des Körpers anders beschaffen sind als normale Gewebe, sondern er wird sich naturgemäß die Frage vorlegen, unter welchen Umständen dieses abnorme Verhalten auftritt, durch welche abnormen Lebensvorgänge es bedingt sein kann, welche Störungen der Lebensthätigkeit damit verbunden waren.

Die Wissenschaft von den krankhaften Lebensvorgängen ist die Zwillingsschwester der pathologischen Anatomie, die „pathologische Physiologie“. Sie verhält sich zur pathologischen Anatomie etwa wie die Physiologie zur Normalanatomie. Thatsächlich lassen sich beide nicht vollständig voneinander trennen, wenn auch aus mehr äußeren Gründen infolge der großen Ausdehnung des Lehr- und Forschungsgebietes sich vielfach die Notwendigkeit ergeben hat, den eigentlich experimentellen Teil der Pathologie von dem anatomisch-histologischen (mikroskopischen) abzulösen und besondere Arbeitsstätten dafür einzurichten. Bei uns in Deutschland ist dies noch nicht geschehen, was gewisse Vorteile, besonders für den Unterricht gewährt.

Die notwendige Arbeitsteilung bringt es aber mit sich, daß die Erforschung vieler pathologischen Vorgänge, die nur am Menschen selbst zu untersuchen sind, dem Kliniker zufällt, während die Lösung andrer experimenteller Fragen, ihrer komplizierten Methodik wegen nur von besonders geschulten Experimentatoren gefördert werden kann, und wieder andre Untersuchungen, besonders der feineren Stoffwechselvorgänge, dem physiologischen (und pathologischen) Chemiker zufallen.

Alle diese verschiedenen Gebiete wissenschaftlicher Arbeit sind also Teile der Pathologie im allgemeinen, umfassenderen Sinne, und diese selbst ist wieder nur ein Teil der großen Gesamtwissenschaft, die sich die Erforschung des großen Rätsels vom Leben zur Aufgabe macht, der Biologie.

Die mächtige Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis, die von der Pathologie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgegangen ist, indem sie unsre gesamten Vorstellungen von den krankhaften Lebensvorgängen von Grund aus umgestaltete — ganz abgesehen von ihrer Nutzbarmachung für die praktische Medizin — sollte aber nicht nur einem engen Kreise von Fachmännern zu gute kommen, sondern auch weiter in das Volk dringen. In immer größeren Kreisen ist das Bedürfnis vorhanden, an den Fortschritten der Naturwissenschaften regen Anteil zu nehmen, nicht nur ihrer materiellen Bedeutung wegen, sondern, was erstrebenswerter ist, wegen ihrer Einwirkung auf die gesamten Lebensanschauungen, auf die Beseitigung alter eingewurzelter Vorurteile und aller Arten des Aberglaubens.

Eine Menge falscher Vorstellungen wird aber durch „die geradezu greuliche Unkenntnis des Publikums in medizinischen Dingen“ genährt, über die der ehrwürdige Veteran Kußmaul sich mit Recht beklagt.[1]) Jeder Gebildete sollte wenigstens eine Ahnung von dem haben, was im kranken Körper vorgeht.

Schon die oberflächlichste Kenntnis der wichtigsten pathologisch-anatomischen Organveränderungen bietet eine Gewähr gegen die sinnlosen Vorspiegelungen derer, die sich den Titel von „Naturheilkundigen“ gegenüber den Vertretern der wissenschaftlichen Medizin anmaßen. Jedem, der sich auch nur obenhin über die Grundlagen der wissenschaftlichen Medizin unterrichtet hat, muß es ohne weiteres klar sein, daß die wahre Naturheilkunde eben nichts andres ist als die wissenschaftliche Medizin, denn diese ist es, die mit allen Mitteln der Forschung bemüht ist, die Krankheitsvorgänge auf natürliche Weise zu verstehen. Die exakte Analyse der Krankheitssymptome mit Hilfe der verfeinerten Untersuchungsmethoden setzt den Arzt in den Stand, die im Innern des Körpers sich abspielenden komplizierten Vorgänge zu erkennen und daraufhin seine Behandlung zu gründen. Zugleich ist aber auch keine Kenntnis mehr geeignet, dem Arzt selbst die Grenze seines Könnens stets vor Augen zu führen, als gerade die Kenntnis der pathologischen Anatomie; sie ist es, die zusammen mit der klinischen Erfahrung den Chirurgen befähigt, zu beurteilen, wie und wann er das Messer zur Beseitigung schwerer, sonst unheilbarer Organveränderungen zur Hand zu nehmen berechtigt

[1]) S. diese Zeitschrift, Oktober 1902, S. 68.

und verpflichtet ist; sie allein lehrt den Arzt, in welchen Krankheitsfällen er im stande ist, durch wissenschaftlich geprüfte und erprobte Heilmittel auf den Verlauf der Krankheitsvorgänge einzuwirken, in welchen Fällen die Aussicht auf solche Einwirkungen ausgeschlossen ist. Eine gänzlich zerstörte Lunge, einen erweichten Teil des Gehirns kann kein Arzt wieder ersetzen. Solche und ähnliche Wunderthaten, die das Publikum nicht selten vom Arzte verlangt, weil es meist keine Ahnung von der Art und dem Grade der Organveränderungen hat, kann kein Gott verrichten. Sind aber die übertriebenen Anforderungen nicht erfüllt worden, weil sie nicht erfüllt werden konnten, so ist es gewöhnlich der Arzt, dem wegen seiner „falschen Behandlung“ Vorwürfe gemacht werden. Der Kurpfuscher, der, selbst Ignorant, die noch größere Ignoranz und Leichtgläubigkeit des „gebildeten“ und ungebildeten Publikums ausbeutend, solche Wunder zu verrichten sich anheischig macht, gleicht einem Menschen, der nie das künstliche Räderwerk einer Uhr gesehen, geschweige denn zu verstehen gelernt hat, und der sich anmaßen wollte, durch allerlei „natürliche“ Mittel wie Eintauchen in Wasser, Magnetismus und dergleichen den Gang einer zerbrochenen Uhr wiederherzustellen. Ein solcher Mensch würde unfehlbar dem Spott verfallen. Der „Naturheilkundige“, der analoge Maßnahmen mit dem ihm meist ganz unbekannten, so ganz unendlich komplizierteren menschlichen Organismus vorzunehmen sich erkühnt, findet um so größeren Zulauf, je sinnloser seine Verfahren und seine Versprechungen sind. Aber die Welt will betrogen sein.

Fast noch betrübender ist es, wenn solche wunderthätige Heilkunde, von Aerzten ausgeübt, sich mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen umgiebt, wie die Homöopathie, und den Anspruch erhebt, als eine „gleichberechtigte Richtung“ der Medizin anerkannt zu werden.

Wann wird die Zeit kommen, wo das naturwissenschaftliche Verständnis wenigstens in den Kreisen, die auf „höhere Bildung“ Anspruch machen, so weit Wurzel geschlagen haben wird, daß der Glaube an das Wunder, in welcher Form es auch sei, als etwas der menschlichen Vernunft Unwürdiges erkannt sein wird?

Aber auch die Vertreter der wissenschaftlichen Medizin, die Aerzte, sollten sich stets bewußt bleiben, daß die ärztliche Kunst keine Wunder verrichten kann, und daß sie nur dann Anspruch auf den hohen Rang, der dieser Kunst von Rechts wegen gebührt, erheben können, wenn sie nicht aufhören, ihren ärztlichen Handlungen die Prinzipien der wissenschaftlichen Medizin, d. h. der Medizin als Naturwissenschaft zu Grunde zu legen.

Der arme Mann im Tockenburg.

Von

Adolf Wilbrandt.

Ich glaube, es ist nicht vielen Deutschen bekannt oder bewußt, daß beinahe um dieselbe Zeit, in der Goethes Prosa sich im „Werther“ zu ihrer höchsten Jugendblüte entfaltete, weiter oben im alemannischen Gebirg, in dem Schweizer Thal, das Tockenburg oder Toggenburg genannt wird, ein ungebildeter, hart um sein Dasein kämpfender Weber sich zu einem Schriftsteller emporrang, den man ruhig neben Goethe nennen kann, ja vielleicht steht als Prosadichter niemand dem jungen Goethe so nah wie er. Ulrich Braeker heißt er; eines ewig blutarmen Mannes Sohn, selber arm bis zum Tod. Es war aber eine Begabung in ihm, die man immer anstaunen muß, schwer begreifen kann. Er hatte alle Eigenschaften des Dichters, nur Erfindung fehlte; von den Tönen, die unsre ganze Natur mit Kunst ergreifen, hat ihm vielleicht keiner gefehlt. Mitten in musenlosester Umgebung, in allen Bitternissen widerwärtigster Not, in selbstbildender, unberatener Einsamkeit, gewinnt er einen solchen Reichtum an Stimmungen, Vorstellungen, Empfindungen, einen so hohen, unzerstörbar freudigen Lebenssinn, eine solche Stufenleiter von Ausdrucksmitteln, daß man gerührt und beschämt vor diesem Naturwunder steht. Zuweilen, durch irgend ein angelesenes Gefühl fortgetragen, zieht er wohl an einem fremden, kunstmäßigen Geläut; im nächsten Augenblick kehrt er zur Natur zurück. Das Kleinste geht ihm ans Herz; zum Größten strebt er. Kein Mensch hat lebendiger erzählt als er. Eine der schönsten Erscheinungen in der deutschen Litteraturgeschichte; eine allerhöchste Bekräftigung und Bestätigung, daß die große Zeit unsrer Poesie aus der Urkraft unsers Volks hervorgegangen ist.

„Kennen Sie den ‚armen Mann im Tockenburg‘?“ hab' ich wie oft gefragt; Männer und Frauen von hoher Bildung, von allerlei Art. Die Antwort war fast immer: „Wer ist das?“ Und doch kann man von dem Wenigen, das wir von ihm haben, das meiste für vierzig Pfennige kaufen, in der so viel gelesenen Reclamschen Universalbibliothek. Schon im achtzehnten Jahrhundert hat ihn Füßli in Zürich, im neunzehnten haben ihn Scheitlin und Bülow gedruckt. Er hat Leser, Freunde gefunden, auch Bewunderer; immer ist er wieder vergessen worden; auf seinen eigentlichen Platz in unsrer Geschichte hat ihn noch niemand gestellt. Darum hat es mich oft hingerissen, in dieser oder jener Gesellschaft, die nichts von ihm wußte, mit so viel Lobpreisung und Begeisterung von ihm zu sprechen, daß ich mich hinterdrein wohl fragte: Hast du in deinem Feuereifer, wie ein Ausgraber des Verschütteten, nicht zu viel gepriesen? Wenn die andern, die aufgestachelten, ihn nun lesen werden, werden sie nicht sagen: Nun ja, recht hübsch, aber warum übertreibt er so? — Dann hab' ich wohl zu Haus den

„armen Mann“ wieder zur Hand genommen und hier und da aufgeschlagen und gleichsam mit dem Ohr dieser andern hineingehorcht. Zuletzt bin ich lächelnd beruhigt und neu gerührt wieder aufgestanden. Nein! Ich sage nicht zu viel von ihm. Er ist ein Phänomen, ein Einziger, Unvergleichlicher. Er war kein Fabulierer, kein Fruchtbarer wie Hans Sachs, aber zehnmal mehr Poet. In dem kleinen Schatz, den er uns hinterlassen hat, sind Perlen und Rubinen.

„Tockenburg“ wird das Thal der Thur in ihrem oberen Lauf, im Kanton St. Gallen, genannt; dort, im Bergweiler Näbis, nicht weit von Wattwyl, kam Ulrich Braeker am 22. Dezember 1735 zur Welt, fast sieben Jahre nach Lessing, nicht vierzehn vor Goethe. Als erster Sohn eines unternehmenden, heißblütigen, aber nie vom Glück getragenen Viehbauern und Salpeterbrenners geboren, aus einem armen, ungelehrten, aber redlich, auch fromm sich durchschlagenden Geschlecht, hat er früh dem Vater bei allerhand Hantierung zu helfen, bald auch als Geißbub, dann als Knecht, zu Haus oder unter anderm Herrn. In die Schule kommt er nur wenige Wochen; aber wie der Vater liest er gern und fleißig, vor allem die Bibel, und fromme Bücher, die der Tag hervorbringt. Dann als langer, stattlicher, hübscher Bursch gewinnt er wohl manches weiche Herz, wird aber selber, ahnungslos, von einer weltbewegenden Macht gewonnen: nach Schaffhausen gelockt, wo preußische Werber des großen Friedrich ihr Wesen treiben, kommt er zu einem von ihnen, scheinbar als Lakai, führt ein fröhlich Leben, wandert endlich mit preußischen Soldaten nach Berlin, wo er erfährt, daß er zu Friedrichs Rekruten gehört. Zu Tod erschrocken, machtlos, hilflos, zuletzt vorderhand resigniert, zieht er mit in den beginnenden Siebenjährigen Krieg, noch nicht einundzwanzig Jahre alt; sieht das gefangene sächsische Heer, bei Pirna, marschiert nach Böhmen hinein; mitten in der Schlacht bei Lowositz aber, während die Preußen siegen, brennt er durch (wie er sich's lange vorgenommen), und mit andern seinesgleichen findet er bei den Oesterreichern Zuflucht und Freiheit. Er kommt in die Heimat zurück, ins „geliebte süße Vaterland“. Er tagelöhnert wie der Vater, fängt einen kleinen Garnhandel an, heiratet, in seiner Armutsnot mehr der Vernunft als den Sinnen und dem Herzen folgend, zeugt mit seiner „tüchtigen“, braven, durch und durch poesiefremden Xantippe Kind auf Kind, webt, handelt, träumt, liest, phantasiert; kurz, er führt das Leben eines zum Dichter geborenen Habenichts, der, redlich arbeitend, wenig erreichend, oft leichtgläubig, oft betrogen, bald im Elend verzagt, bald sich eine Welt von Luftschlössern bauend, von seiner keifenden Hausehre immer gemeistert, nie an seinem Gott verzweifelnd, sich durch gute und böse Jahre wie ein vielgekrümmter Fluß durch sein Engthal hinwindet; bis er endlich, noch nicht dreiundsechzig Jahre alt, in Gottes Schoß zurückkehrt, als dessen Kind er sich sein Leben lang in immer reinerer und verklärterer Frömmigkeit gefühlt hatte.

Er hatte aber auch den Dichter in sich gefühlt, schon seit vielen Jahren. 1768, zweiunddreißig bis dreiunddreißig alt, noch immer unbekannt mit den großen Meistern, vor den Widerwärtigkeiten seines Lebens zu „jener elenden Frömmelei“ flüchtend, wie er selber es später nennt, „die uns weder im Leben noch im

Sterben wahren Trost gewährt," begann er zunächst wie ein Bußprediger „Vermahnungen an sich und die Seinigen" und übersittlich verurteilende Selbstbekenntnisse zu schreiben. Nach und nach — immer noch in innerster Einsamkeit — erwachte er zu einem freieren, gesunderen Verstehen der Welt, kehrte zu seiner lebfrischen Jugend zurück; versuchte sich auch in Versen aller Art, doch immer noch moralisierend, grübelnd, nüchtern, kaum erst vom Fittich der Poesie am Ellbogen gestreift. 1770 fing er an, ein Tagebuch zu schreiben, sein dürftiges Leben mit Betrachtungen zu begleiten, auch wohl durch Luftschlösserbauen aufzuheitern, durch ein tieferes, innigeres Verhältnis zu Gott zu verklären und jenen Natursinn in sich auszubilden, der allmählich seine schönste Kraft und sein Goethe-Aehnlichstes werden sollte, auch sein holdester Trost. Während in seinen Versen der trockene Verstand Meister blieb, bis sie ganz vergingen, wuchs in seiner Prosa, Gott weiß wie, dieser ganz eigne Duft heran, der seine entbauerte Seele, seinen geadelten Geist zu den wirklichen Poeten gesellt. Er ward ein Dichter und wußte es nicht. Er lernte ohne Lehrer seine Gefühle und Gedanken formen, wie der Bildner Wachs und Thon. Er gewann die Kraft, „zu sagen, was er leide"; so zuerst im September 1771 — damals hatte Goethe den „Götz" in seiner ersten Gestalt geschrieben —, als Uli Braekers Erstgeborener, sein Söhnlein Johann Ulrich, neun Jahre alt, gestorben und begraben war:

„O, mein Sohn, mein liebster Sohn!" schreibt er in sein Tagebuch (nach Bülows Abdruck). „Meine erste Kraft und meine Lust! Ueberall erblickte ich in dir mein Bildnis, mehr als in allen meinen Kindern, sowohl im Guten wie im Bösen. Du mußtest meine Sünden und Gebrechen in deinem kurzen Lebenslauf an dir herumtragen. Erst in den Tagen, da dich Gott auf das Krankenbett legte, zeigte es sich, wie nah du mir an das Herz gewachsen warst. Das Herz brach mir, wenn ich aus deinem Mündlein hörte, daß du dich vor dem Tode fürchtetest, wenn ich sah, wie dein junges Leben vor dem Grab erzitterte, wie du Gott versprachst, du wolltest recht thun und Vater und Mutter gehorsam sein, wenn er dich wieder gesund werden ließe. Ich muß in Thränen zerschmelzen, wenn ich deine Schmerzen sehe, wenn du Tag und Nacht keine Stunde Ruhe hattest. Wie schmerzlich fiel es mir, wenn ich die erblaßten, eingefallenen Wangen deines ausgemergelten Totenkörperleins küßte und du hinwieder mich küßtest. Mein Herz will mir brechen, wie ich dich immer Aetti (Vater) rufen hörte und du deine eiskalten Händlein nach mir, nach deiner Mutter und Großmutter, nach deiner Base, auch nach deinen zwei kleinen Schwesterlein ausstrecktest, und wir dir versprechen mußten, dir alle zu Gott in den Himmel nachzukommen. Wie du mich noch in deinem letzten Todeskampf frisch anfaßtest, auf dein kaltes Angesicht zerrtest, mir mit deinen Händlein über die Backen strichst und schon mit stammelnder Zunge: ‚Ach, mein lieber Aetti!' sagtest. Wie du nach Wasser lechztest, da du nicht mehr reden konntest! O Schmerz meines Herzens! Ich sehe deinen Leib nach und nach erkalten, das liebe Herz brechen, dich deine Augen stellen, mit dem Tode ringen, deinen Mund sich krümmen, deine Hände sich vor der Bitterkeit des Todes winden.

„O mein allerliebster Sohn! Gott hat deine Seel' auf meine Seele, dein Herz auf mein Herz gebunden. Jetzt schneidet er's ab. O, wie giebt es dir und mir Schmerzen! Jetzt fährt dein unsterblicher Geist zu seinem Ursprung und verläßt sein zerbrechliches Hüttlein."

Die nächsten Jahre brachten kein großes Leid und keinen mächtigen Antrieb, wie dieser war. Während jenseits des Rheins, zu dem Ulis Thur hinunterfloß, im frühlingshaft aufblühenden Deutschland die Knospen sprangen, Goethes „Werther" 1774 wie ein Wunder aufging, hockte der „arme Mann" in seinem Winkel, von dem großen Fest da draußen gleichsam ausgeschlossen, wohl kaum noch ahnend, daß es gefeiert ward, und bildete meisterlos langsam an sich weiter, durch die gemeine Not des Lebens oft zurückgeworfen, oder nicht mehr weit von dem Ausweg, den sich Werther wählte. Erst im April 1776 hören wir endlich den vollen Ton, der den Uli Bracker zum Dichter der geliebten Natur, zu einem der hohen Priester des Naturgefühls, der Naturseligkeit machte, und der nun wieder und wieder bis zu seinem Tod, ja noch im Todesgefühl erklingt:

„So ist sie hin, diese angenehme, liebe Woche![1]) Aber sie wird mir noch lange im Andenken bleiben. Meine Gesundheit war nicht so fest, und der Arbeit ziemlich viel. Aber was hinderte es, das Reizende der sich neuschaffenden Natur zu empfinden? Die kleinen Pausen sind nur desto süßer; desto lieblicher die Strahlen der alles belebenden Sonne, die auch zu mir in meinen Webekeller drang! Mich, auch mich hast du zu neuem Leben erweckt. Großes All! ich höre deine Stimme, deine mächtige Stimme in der ganzen Natur. In den Wolken hör' ich sie mit fürchterlichem — nein! mit entzückendem, die tote Erde erschütterndem Rollen, alle ihre verborgenen Schönheiten hervorzutreiben. Wenn dann so an einem Morgen das Licht des Tages erscheint, der Tau noch auf den jungen Gräschen ruht; wenn unser enges Thälchen vom Jauchzen und Singen aller Bürger der Lüfte und Haine erschallt; wenn die Knospen der Bäume sich öffnen und ihre holde Blüte aufgeht und jedem neuen Tag neue Wunder entsprießen, wem sollte nicht das Herz vor Wonne hüpfen! — Jetzt geht die Natur an ihr Tagewerk, und ich an das meinige. Dann ruft mich nach dem bescheidenen Mahl das sanfte Lispeln des Mittaglüftchens auf jenen Hügel, ein Weilchen auszuruhn; und mit neuer Munterkeit kehr' ich wieder zu meiner Arbeit zurück, bis zum Untergang der Sonne. Dann spring' ich heraus, ihre letzten holden Blicke zu empfangen. Trauriger Abschied, wenn es der letzte sein sollte! Aber nein! Morgen seh' ich euch wieder, geliebte Strahlen, und immer heller und immer holder! O du Ausfluß des nie gesehenen Lichts des großen Alls! — Aber noch lange fällt dein Schimmer in unser Thälchen, bis du keine Berge mehr beglänzest; und die Dämmerung winkt mir immer noch einmal hinaus."

In demselben Jahr 1776 begann auch sonst für Braeker eine neue Zeit: er wurde Mitglied der „Moralischen Gesellschaft" in dem benachbarten Städtchen Lichtensteig und gewann damit das Recht, in der kleinen Büchersammlung dieser

---

[1]) Tagebuch vom 21. April; in Füßlis Abdruck.

Gesellschaft seinen Bildungshunger zu stillen. Hundertfach darum angefeindet, verhöhnt, „verachtet", von seiner Frau mit „Feuer und Flammen" angespieen, von seinen Gläubigern desto grausamer verfolgt, ließ er sich doch dieses rettende Lebensglück nicht nehmen und sog nach und nach, in sechzehn Jahren, all den alten und jungen Saft in sich ein, der aus diesem Bücherwald floß. Er lernte die Altfränkischen, Gellert, Hagedorn, Rabener, er lernte die Jugendwerke der großen Erneuerer kennen; so auch Götz und Werther; den Werther, den er mehrmals in der Erinnerung an seine furchtbaren Versuchungen erwähnt, ebenso zu enden. Er las fremde Dichter wie Molière, Goldoni, Holberg; er vertiefte sich in Geschichtswerke aller Art, in Mendelssohn, Pestalozzi, Möser, in den Koran und Linné. Aus dem Geißbuben und Tagelöhner, der bis zum sechzehnten Jahr fast ohne allen Unterricht blieb, ward zuletzt ein wohlunterrichteter Mann, der zu dem Vielen, das er mit weit offenen Augen im Buch der Natur gelesen, diese neuen Schätze legte.

Einer aber war sein größter Schatz, einen hat er wie einen Halbgott über alle verehrt, geliebt, sechzehn Jahre lang nie aus seiner Hütte gelassen, obwohl er ihn nur aus der Lichtensteiger Bücherei entleihen, nie erwerben konnte: den, der ihm scheinbar fremder als alle die andern, dem er in keiner Art nachzueifern geschaffen war, William Shakespeare. Wie er in diesem Dichter lebte, dafür giebt es ein rührendes, wunderbares Zeugnis, das Eduard von Bülow uns gerettet, in seine Ausgabe von Braekers Schriften aufgenommen hat: ein Büchlein Namens „Etwas über Shakespeare", beim Lesen von Shakespeares Dramen offenbar nach und nach entstanden. Es sind Ergießungen, nicht Kritiken; über jedes dieser Dramen eine Unterhaltung mit sich oder mit dem Dichter; zumeist ohne technischen Kunstverstand, zuweilen mit einer Art von Kindersinn, oft mit einem Feinsinn oder Tiefsinn, der staunen macht. Ueber einige der geringeren Werke — er wußte nicht, daß es Jugendwerke oder gewissermaßen Gelegenheitsdichtungen waren — urteilt er mit reinstem, sicherstem Gefühl; die gewaltigen, wie Coriolan, Julius Cäsar, König Lear, Hamlet, reißen ihn zu feuriger Beredsamkeit oder liebevollster, tief verstehender Bewunderung hin. Ein mitdichtender Dichter spricht; aufrichtig, dankbar, redlich kopfschüttelnd, dann emporschauend wie zu den Sternen. Wie er spricht, zeige die folgende, seine Empfindungen zusammenfassende Entladung:

„Großer Genius, göttlicher Dichter! Du übertriffst alle deinesgleichen. Alle Dichter, alle Schriftsteller, Menschenkenner und gelehrte Schwätzer müssen vor dir verstummen, alle Physiognomiker mit ihren läppischen Schlüssen erblinden. Kein Härchen entgeht deinem durchdringenden Blick; nie wird man müde, deine Gemälde zu beschauen, und bei jedem sagt man: Das ist das schönste! Unter Tausenden wollt' ich deine Züge und, wenn ich blind wäre, deine Geschöpfe unter Tausenden am Ton erkennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die nirgend unter der Sonne da sind: mißgeborene, verstümmelte, geblezte Kreaturen, von zusammengerafftem Stoff. Du ahmst der Natur nach, und wer trifft sie wie du! Wo ist der Anatom, der so zergliedert und so weiß, in welchem

Winkel die Krankheit steckt, jedes Fieber am rechten Ort findet und ihm den rechten Namen giebt? Unsterblicher William! Du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen konnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte als in allen Gesellschaften der halben Welt. Deine Personen haben die zierlichste Sprache, alle Ausdrücke von dir gelernt, und reden doch der Natur gemäß, verfehlen ihres Standes und ihrer Lage nie. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen lassen, hast mich traurig, betrübt, melancholisch gemacht und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gestimmt, so daß mir tausend Stunden wie der angenehmste Traum verschwanden. Du bist mein Arzt. Wenn Sorgen und Unmut meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend ans Herz redeten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten und mich gesund und mutig machten. Hastig besorgte ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhevollste Art den lehrreichsten Scenen zuzuschauen. Halbe Nächte verschwanden wie Minuten, und kein Schlaf kam in meine Augen. Jakobs Dienst um Rahel konnte nicht so geschwind und anmutiger vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn deren auch noch Tausende wären. Andre Schwätzer, die neu und gelehrt sein wollten, schläferten mich ein. Das hast du nie gethan, du immer munterer Geist; du läßt immer erwarten und betrügst nie. Nie wird man müde, dich reden zu hören."

*

Hier könnte ich nun schließen, wenn ich sonst nichts wollte, als was die Hauptsache ist und mein inniges Verlangen war: den Leser mit Ulrich Braeker bekannt zu machen, ihm mit anfeuernder Wärme zu sagen, zu predigen: lies ihn selbst, laß dich von ihm reicher machen, hab' deines Herzens Freude an ihm!

Ich muß aber noch das Tragische in Braekers Dichterschicksal berühren: daß wir seine Schriften nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt besitzen, ja daß vielleicht keine Seite ganz genau so gedruckt worden ist, wie er sie geschrieben hat.

In den Jahren seiner Reife, 1781 und weiter, verfaßte er eine Geschichte seines Lebens, die er hernach seinem Seelenhirten und begönnernden Freund, dem Pfarrer Martin Imhof zu Wattwyl, nebst andern Werken seiner Feder zu lesen gab. Imhof, mit dem wohlwollenden, doch nur halben Verständnis, das die „Bildung" des Studierten in ihrer herablassenden Förderung für das Selbsterkämpfte eines genialen Unstudierten zu haben pflegt, schrieb im Dezember 1787 an H. H. Füßli, den Inhaber der Buchhandlung Orell Geßner Füßli u. Comp. in Zürich: „In einem der abgesondertsten Winkel des so wenig bekannten und oft verkannten Tockenburgs wohnt ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu; einen Teil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben,

liest er, was ihm der Zufall oder ein Freund oder nun auch seine eigne Wahl in die Hände liefert — oder schreibt auch seine Bemerkungen über sich und andre in der kunstlosen Sprache des Herzens nieder. Hier ist eine Probe davon. Finden Sie solche dem Geschmack Ihres lesenden Publikums angemessen, so sei Ihnen der freie Gebrauch davon überlassen. — Nicht allen behagen gleiche Gerichte; und so, denk' ich, dürfte diese Darstellung der Schicksale und des häuslichen Lebens eines ganz gemeinen aber rechtschaffenen Mannes mit allen ihren schriftstellerischen Gebrechen dem ein und andern schweizerischen Leser des ‚Museums' wohl so willkommen und vielleicht auch ebenso nützlich sein, als die mit Meisterhand entworfene Lebensbeschreibung irgend eines großen Staatsmannes oder Gelehrten."

In dieser Art von Anempfehlung kam Ulrich Braekers Lebensgeschichte auf den Markt hinaus; von der „Meisterhand", die sie geschrieben, hatte der wohlmeinende Gönner nichts gespürt. „Mit allen ihren schriftstellerischen Gebrechen," sagt er; und wie wenige Schilderungen aus dem eignen Leben giebt es auf der Erde, die an Frische, Natur, Anmut, Poesie mit Ulrich Braekers Werk zu vergleichen sind! Wie er seine Geißhirtenjahre, wie er seine Liebe zu Aennchen erzählt, das ist des größten Künstlers würdig. Aber alles lebt. Alles blüht auch. Oft reißt uns eine dramatische Kraft mit sich fort. Und ein Wunderding zum Kopfschütteln ist, wie ein Mensch, in dem keine kriegerische Ader lebte, die Lowositzer Schlacht beschrieben hat, in der er desertiert.

Die Wirkung auf „den ein und andern Leser" blieb denn auch nicht aus; Füßli teilte 1788 im „Schweizerschen Museum" das erste Probestück mit, das, wie er selber erzählt, „auch unter den verschiedensten Klassen von Lesern allgemeinen Beifall fand." „Man mochte die einander ziemlich schnell gefolgten Fortsetzungen kaum erwarten; niemals wurde auch die gespannteste Neugierde getäuscht, und jedesmal nach dem Verfolge lüsterner gemacht." Ermutigt durch diesen Erfolg gab Füßli 1789 das Ganze als Buch heraus, unter dem Titel: „Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg". 1792 ließ er eine Auswahl aus Braekers Tagebüchern folgen, als „zweiten Teil der sämtlichen Schriften des Armen Mannes im Tockenburg"; er hatte darin die Tagebücher von 1770 bis 1782 benutzt.

Aber der Schriftsteller, Lehrer und Staatsmann Füßli, sich als einen Vertreter der höchsten Bildung fühlend und mit Aug' und Ohr für geniale Naturkraft nicht versehen, hielt für seine Aufgabe, den ihm anvertrauten Schriftsteller erst gleichsam weltfähig, lebensfähig zu machen; nicht nur indem er Unreifes zurückließ, Auswüchse wegschnitt oder sonst mit schonender Feile nachhalf — wofür man ihm nur hätte danken können — sondern ungefähr wie ein Vater, der in das schriftliche Stammeln seines Kindes hineinbessert. Er „stand selbst nicht an," wie der spätere Herausgeber Eduard Bülow aus eigner vergleichender Anschauung bezeugt, „wo es ihm gutdünkte, Füßlische Ansichten und Urteile Braeker unterzuschieben." Wie naiv er dieses väterliche Geschäft betrieb, zeigt eine Anmerkung, die er im „zweiten Teil" (S. 98) zu einer Stelle aus Braekers

Tagebuch vom Jahr 1779 macht. Dort setzt er einen Teil des Textes, man weiß zunächst nicht warum, in Anführungszeichen; unten merkt er dann dazu an: „Ich mache mir ein bedächtliches Vergnügen daraus, diese Stelle, in die Prosasprache unsrer neuern Romanschreiber und Dichter ganz unübersetzt, lediglich ihrem guten Geschicke zu überlassen." Wie kräftig, wie zopfig überlegen lächelnd er sonst oft „übersetzt" haben mag, ahnen wir aus denjenigen Stücken von Bülows Ausgabe, wo ihm dieselben Handschriften wie dem Füßli zu Gebote standen, und wo Bülows Braeker nicht nur kürzer oder breiter, sondern zuweilen auch ganz andern Wortlauts ist.

Aber auch bei Bülow sind wir nicht unsers Dichters sicher. Eduard Bülow (Hans v. Bülows Vater), einst als Dichter und Schriftsteller wohlbekannt, aus Norddeutschland 1849 nach der Schweiz übersiedelt, wo er den Adel ablegte und bis an sein Ende lebte, hatte zufällig Braekers Schriften kennen gelernt, „als sie schon wieder von der Welt vergessen waren" (1838), und gewann sie „innerlichst lieb". Er erfuhr später, da er nachforschte, daß die hinterlassenen Handschriften noch großenteils vorhanden seien, in St. Gallen und im Tockenburg. Man überließ ihm alle „zu freier litterarischer Benutzung"; darunter auch die Tagebücher bis zu Braekers Tode 1792, die Füßli noch nicht gekannt hatte, und das „Etwas über Shakespeare". Das Manuskript der Lebensgeschichte war nicht mehr zu finden. Bülow druckte diese und einiges aus verschwundenen Tagebüchern (von 1775 bis 1778) dem Füßli nach, fügte andres aus den späteren Tagebüchern und „Etwas über Shakespeare" hinzu; so erschien „Der arme Mann im Tockenburg" 1852 bei Wigand in Leipzig. Es war und bleibt ein dankenswertes Liebeswerk. Aber Bülow, der wohl fürchten mochte, er könne leicht des Guten zu viel thun, hat nicht nur vieles von dem, was Füßli uns aus den älteren Tagebüchern gegeben hatte, wieder weggelassen, obwohl es eigen, reizvoll und lebendig ist; in seinem entschiedenen Bemühen, den Fehler zu vermeiden, den er Füßli vorwirft, daß er „so vieles wahrhaft Schöne, Naive, Poetische der Handschrift von ihrer ungehörigen und prosaischen Wortfülle gleichsam habe ersticken lassen", hat er auch, wie man vergleichend beobachten kann, viel und stark gekürzt, zuweilen mit Geschmack und Glück, zuweilen ohne Not und Recht. Auch hineinzufeilen — leidlich zart, doch mit durchaus persönlicher Willkür — versagte er sich nicht. Auch ihm war der „arme Mann" noch ein Schützling, ein Begönnerter; wenn er auch den redlichen Wunsch und Willen hatte, seinem Namen wieder Ehre zu schaffen und ihm selbst neues Leben.

So müßte man denn sagen: was ist Ulrich Braeker? Wo haben wir ihn? Wo sind wir sicher, daß er selber spricht, ganz sich selber spricht? Wenn er nicht doch so sehr er selbst, so stark in seiner Eigenart', so reich an frischesten und persönlichsten Wendungen des Gefühls, des Gedankens wäre, daß man in unzähligen Fällen — vor allem in der Lebensgeschichte, doch auch anderswo — und zumal in den wichtigsten Fällen, da, wo es am schönsten wird, ruhig glauben kann: das hat Ulrich Braeker geschrieben! Denn so konnten es die

andern nicht. So hat nur der „arme Mann“ gedacht, so hat nur er sein Denken geformt. Ein Fall hilft dem andern. Immer bleiben freilich Fälle genug, wo wir uns bescheiden müssen, nicht zu wissen, wessen Wort wir lesen.

Vielleicht ist auch da noch Hilfe möglich. Vielleicht leben die Handschriften noch, wenigstens die, die Bülow kannte. Für einen Schweizer von Bildung und Beruf wär' es eine schöne Aufgabe, den alten Spuren nochmals nachzugehen und, wenn vieles oder einiges sich noch finden ließe, Bülows Arbeit noch einmal zu thun, mit der gleichen Liebe und mit mehr Schonung und Treue, unsrer heutigen Art gemäß.

Oder wenn ein Besitzer, ein Finder etwa Neigung hätte, mir seinen Schatz zu liebevoller Behandlung anzuvertrauen — ich wäre mit Freuden bereit, jede Mühe auf mich zu nehmen, die unsern Braeker-Schatz noch bereichern oder läutern könnte.

Wäre aber dies alles nichts als ein Traum, wären die Handschriften alle vom Erdboden verschwunden — nun, dann gäb' es doch noch eine Liebesthat für ihn und uns, die nicht ungethan bleiben sollte. Wer immer es unternähme, den „armen Mann im Tockenburg“ neu herauszugeben — ob nun Reclam oder ein andrer — der müßte aus Bülows Buch das „Etwas über Shakespeare“ hinzunehmen; denn wenn Braeker auch „kein Kritiker“ war, wie der Reclamsche Bevorworter sagt, seine Shakespeare-Schrift ist so einzig wie seine Lebensgeschichte, eine Urkunde von deutscher Art, die uns Ehre und jedem unverbildet kräftig Fühlenden gewiß Freude macht. Er müßte ferner Bülow aus dem alten Füßli ergänzen, denn Bülow hat sich viel zu viel versagt. Er müßte, meines Erachtens, das anmutige „Gespräch mit seinem Büchelchen“ aus dem Tagebuch von 1777, das Gespräch zwischen Peter und Paul aus dem „Anhang“ zur Lebensgeschichte herübernehmen; aber wie viel auch noch aus den andern Tagebüchern, den älteren und den späteren! Lese man hier doch zum Beschluß, als Beispiel, noch folgende, von Bülow verschwiegene, Wehmut und Wohllaut atmende Betrachtung vom 23. März 1780:

„Einst, als noch kein Bart auf meinem Kinn sich zeigte, als noch das Denken in mir unmündig war, jedes Schneckenhäuschen mich ein Wunder der Welt zu sein deuchte, und ich auf jenem grünen Hügelchen, wie ich wähnte, das ganze Erdenrund mit allen seinen Herrlichkeiten übersah — o, wie freut' ich mich, in dieser schönen Schöpfung zu leben; wie hört' ich da von jedem Kirchturm mir lauter Lust und Wonne mit allen Glocken läuten! — Aber als ich jetzt Mann wurde, gescheiter hätte sein — sollen und nur ein älterer Thor war; als ein Heer von widersprechenden Leidenschaften auf mich anzurennen kam und sich um meinen Besitz balgten — wie sich da das arme Insekt, Mensch genannt, krümmte; bald in Schlamm, bald in Labyrinthe sich hineinwand; bald auf grünen Auen unter Blumen silberne Tautropfen leckte, dann wieder im Gebüsch hangen blieb und in Dornen sich wund zappelte — Gott! welche ganz andre Welt, als sich der Knabe in seiner Einfalt und in seiner Unschuld träumte. Da schwinden die Silberbäche und die Lustgärten und ihre goldenen Früchte, ein Stück nach dem

andern uns aus dem Gesicht; dafür steigen arge Geister wie Pilze aus dem Boden hervor und stehen auf der Straße und überall im Weg, gleich Bileams Esel."

Und als Gegenstück noch diesen freudigen Naturlobgesang (vom 11. März 1779):

„Mögen's immer Wiederholungen sein — ich kann es nicht lassen: der Himmel freut mich, die Erde freut mich; jeder neue Tag rührt mich mit neuem Entzücken ... Wenn alle Morgen ein neuer Tag hinter den Bergen so freundlich heraufschleicht, und die ersten Frühlingspflanzen zu Berg und Thal hervorgucken und passen, ob nicht der Wind aus Westen wehn und einen Frühregen erzeugen will; wenn's dann immer heller und heller wird, das Morgenrot an der emporflammenden Sonne zerschmilzt, diese von Stunde zu Stunde höher steigt und die Hügel ihre meist noch kahlen Stirnen so herhalten müssen; wenn sie jetzt am hohen Mittag strahlt und vor ihrem überirdischen Glanz alle Herrlichkeit der Könige verschwindet; dann sich allmählich nach den Antillen hinüberwälzt, und ihr abendliches Scheiden nur milder, aber gleich majestätisch wie ihr Anfang ist; wenn sich jetzt die Schatten überall verlängern, und endlich die holde Abenddämmerung mich auf einem paradiesischen Hügel überrascht, von wo mein freudetrunkener Geist sich noch unendlich höher emporschwingt und in der stillen Sphäre umherirrt, tausend glänzende Welten durchschaut und tausend ungesehene Dinge ahnet — o wie wohl ist's mir da! — Wehe mich immer an, kalter Nord! Du bist gleichwohl auch schön, reiner Odem des Höchsten! und bald wirst du sanfter thun, wenn der Engel gegen Abend durch deine Schneide bläst. — Noch einmal, o ihr tausendschönen Tage, ihr wonnevollen Nächte! — Nein, mein Geist! Du wirst nie in die Gruft hinuntersteigen; du wirst immer solche Tage küssen, der herrlichen Sonne nachflattern, und über ihr eine noch herrlichere erblicken. Alle jene Welten wirst du durchwandern, ihre Bewohner werden dich entzücken, und ihr nie gesehener, nie beschriebener König, der auch dich schuf, wird dir neue Freuden in Fülle schaffen! — Aber ich habe mich diesseits noch nicht genug ergötzt an deinen majestätischen Werken, göttlicher Meister! Und ach! verzeih meinem irdischen Mund seinen niedrigen Ausdruck; vergönne dies blöde Lallen deinem dankbaren Kind, und gieb diese schuldlose Wollust noch manchen von deinen Geschöpfen zu genießen, die mitten auf deiner schönen Welt in der Finsternis tappen und immer nur Elend über Elend haschen."

Mit diesen Jubeltönen aus des „armen Mannes" Brust möcht' ich dich entlassen, du verwunderter Leser von heute.

O leb ihm nur nach! und fahr wohl!

Begegnungen.

Von

Friedrich Grafen v. Schönborn.

Graf Julius Andrássy ist deutschen Lesern, ja dem gebildeten europäischen Publikum überhaupt durch seine hervorragende Teilnahme am Berliner Kongresse, sowie an dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses bekannt. Ich würde um so lieber meine Begegnungen mit diesem hervorragenden Staatsmanne etwas ausführlicher besprechen, wenn sie mir mehr Gelegenheit zu eingehendem Studium des ganzen Mannes gegeben hätten. Leider hat mir diese Gelegenheit gefehlt, da ich gerade in den Jahren, in denen Graf Andrássy erst als ungarischer Ministerpräsident, später als gemeinsamer Minister des Aeußern thätig war, gar nicht nach Ungarn kam, mich meistens in Böhmen aufhielt oder auf Reisen befand, und selbst in Wien nur ab und zu ein paar Wochen zubrachte. Immerhin zeigte sich Andrássy auch bei flüchtigem Beisammensein als eine so markante Persönlichkeit, daß ich die von ihm empfangenen Eindrücke versuchsweise wiedergeben möchte.

Den „schönen Mann", als den viele den Grafen Andrássy betrachteten, habe ich nicht in ihm gefunden. Allein er hatte etwas Besseres als banale Schönheit: eine Physiognomie, an der man nicht achtlos vorübergehen konnte. Auf dem etwas über mittelgroßen, schlanken und elastischen Körper saß ein zu drei Vierteilen von dichtem dunklem Haar und Vollbarte bedeckter Kopf von unregelmäßiger Form, die mächtige, allerdings unter der Lockenhülle kaum sichtbare Stirn fiel senkrecht gegen die Augenbrauen ab; die Nase war an der Wurzel etwas flach eingedrückt und sprang in einem keineswegs klassischen Winkel zum Oberkopfe vor. Die großen Augen aber hatten einen eigentümlich aus der Tiefe kommenden Blick, der bezaubernd wirken konnte und wohl viele, Männer wie Frauen, bezaubert haben mag. Und ebenso waren der angenehme Klang der Stimme, das männliche Auftreten, das gewandte, von jedem Schatten der Geziertheit oder des Zwanges freie Benehmen Andrássys geeignet, für ihn einzunehmen. Diese äußeren Vorzüge, verbunden mit einer sehr raschen Auffassung und Entschlußfähigkeit, haben viel zu seinen Erfolgen beigetragen. Andrássy hat allerdings, um ihn nur mit einigen seiner Landsleute und Zeitgenossen zu vergleichen, niemals die ernste Tiefe Georg Mailáths, die litterarische Begabung Anton Szécséns, die Dialektik Szilágyis, die staatsrechtliche Schulung Deáks, die parlamentarische Dynamik Tiszas oder die volkswirtschaftliche Bildung Szélls besessen. Allein er besaß große Welterfahrung und Weltklugheit und den Blick für große internationale Beziehungen, überragte darin viele seiner Landsleute und war doch wieder der echte Ungar genug, um die letzteren in ihren Besonderheiten zu erfassen und mit Benutzung dieser seiner Politik gefügig zu machen.

— Als Redner hat er, im technischen Verstande des Wortes, keinen der Genannten erreicht, wirkte überhaupt mehr gelegentlich als genuin, mehr durch das, was er sagte, als dadurch, wie er es sagte. Einer seiner geschultesten und verläßlichsten Mitarbeiter auf diplomatischem Gebiete (er befindet sich längst nicht mehr unter den Lebenden) gestand mir einmal, er zittere immer, wenn sein Chef das Wort ergreife. Es war dies ein Mann der alten Schule, der in Andrássy den Mangel an strenger Schulung des Denkens, den Mangel an Schule und Geschichtskenntnis überhaupt vermißte, dem seine impressionistische, bilderreiche, aber nicht immer präzise Art zu sprechen buchstäblich auf die Nerven ginge. Allein trotz dieser unleugbaren Mängel erzielte Andrássy, wie fast alle Redner, die einen Schatz natürlicher Begabung mitbringen, manchmal große Erfolge; den größten oder doch in meinen Augen schönsten hat er mit seinem Schwanengesange erreicht, mit einer im Ausschusse der ungarischen Delegation gehaltenen Rede über das Budget der gemeinsamen Armee. — Er war damals längst nicht mehr Minister, auch bereits viel zu krank, es zu sein oder überhaupt eine fortgesetzte Thätigkeit zu üben; das qualvolle Leiden, dem er nicht gar lange darauf erliegen sollte, scheint ihn bereits damals schwer gebeugt zu haben. Allein der langsam sterbende Mann raffte sich noch einmal zu seiner alten Energie auf und sagte seinen Landsleuten ernste Wahrheiten, von denen man nur wünschen kann, sie mögen in Ungarn niemals vergessen werden. Es machte damals auch wirklich großen Eindruck, wie der schwerkranke, allen Geschäften schon lange fernstehende Mann, wie ein Ungar reinsten Wassers, der auf eine im Lager der Revolution und im Exil verbrachte Jugend zurückblicken konnte, das ehrliche Zusammenhalten der beiden Reichshälften, die Erhaltung und Kräftigung der gemeinsamen Armee seinen Volksgenossen in feierlicher Weise ans Herz legte!

Nicht lange darauf verschied der noch nicht hoch bejahrte, aber sieche Staatsmann in einer Villa unweit von Fiume; obwohl ich die Gegend oft besucht, das Haus, in dem er gestorben war, seither oft gesehen habe, kann ich nicht mit voller Bestimmtheit sagen, ob es, wie ich vermute, auf cisleithanischem oder transleithanischem Gebiete steht. Ist es nicht symbolisch, daß der Mann, der in seinen jungen Tagen ein revolutionärer Separatist, in seinem Alter ein ehrlicher Anhänger der Einheit der Monarchie geworden war, hart an der Grenze der beiden Staatsgebiete starb, an jenem Adriatischen Meere, dessen Küste einen für beide Teile so wertvollen, für uns arme Binnenländer doppelt kostbaren Besitz bildet?

Vielleicht hat die Lebensweise Andrássys sein Ende beschleunigt und, menschlich gesprochen, allzu früh ein Leben vernichten helfen, das sonst noch länger hätte erhalten werden können. Ich erinnere mich, wie er mir einst ein kleines Bild von seiner Lebensweise während des Berliner Kongresses gab: nach einem in Geselligkeit zugebrachten Abend anhaltende Arbeit während der schlaflosen Nachtstunden, dann ein kaltes Vollbad, dann ein Spazierritt, dann wieder die Geschäfte des Tages . . ., auch von Bismarck hat man ähnliches gehört, aber Bismarck war ein Riese! Jedenfalls mußte Andrássys Leiden und Tod nicht nur menschliches,

sondern auch politisches Bedauern wecken, auch bei jenen, die, wie ich selbst, sich in schärfstem Gegensatze zu so manchen Phasen seines Lebens und Wirkens wußten. Als Mensch mußte ich den Hintritt eines hochbegabten und liebenswürdigen Bekannten, als Politiker das Scheiden eines Mannes bedauern, der, wie wenige andre, in der Lage war, an der Aufrechterhaltung der Einheit unsrer Monarchie mitzuwirken!

Es ist selten möglich, sich daran zu erinnern, wann man nahe Verwandte, alte Freunde des elterlichen Hauses zum ersten Male erblickt hat. Und so wüßte ich auch nicht zu sagen, wann ich zum ersten Male den vor wenigen Jahren verstorbenen Grafen Leo Thun-Hohenstein gesehen habe. Geschwisterkind meiner Mutter, Landsmann, Freund und Altersgenosse meines Vaters, mit letzterem in selber politischen Lage stehend, hat Leo Thun auch das Prager Haus, in dem ich zur Welt kam, schon in meiner frühen Jugend besucht, wahrscheinlich sah ich ihn zum ersten Male in meinen Kinderjahren. Seine Besuche wurden häufiger nach dem Beginne des politischen Lebens, d. h. nach dem ersten Zusammentritt des böhmischen Landtages im Jahre 1861. Leo Thun war einer seiner hervorragendsten Mitglieder, bedeutend durch Geistes- und Charakteranlagen, beachtenswert durch seine Vergangenheit, da er durch ein Dezennium an der Spitze der Kultus- und Unterrichtsverwaltung gestanden hatte, markant auch durch äußere Erscheinung. Gewiß hat niemand, der ihn gekannt, den Eindruck vergessen, den er auf alle machte, und den ich vor allem mit dem Worte „imposant“ bezeichnen möchte. Die hohe, kräftige Statur, dies mächtige Haupt mit der hohen Stirn, den großen ernsten Zügen, das volle schwarze, später ergraute Haupt- und Barthaar, die ungewöhnlich tiefe Stimme riefen diesen imposanten Eindruck hervor, der sich bei näherer Bekanntschaft nur steigern konnte. Denn ich glaube nicht, daß irgend ein Urteilsfähiger, mit ihm näher Bekannter ihn für einen jener feierlichen Poseurs gehalten hat, die, innerlich hohl, sorgfältig verschlossenen leeren Schubladen gleichen. Leo Thun, einer der wahrheitsliebendsten Menschen, die mir vorgekommen sind — ich werde später auf diese bis zum Excesse gehende Wahrheitsliebe zurückkommen — gab sich so ernsthaft, weil er von einer tiefernsten Auffassung des Lebens und seiner Pflichten durchdrungen war.

Ich schreibe keine Biographie und möchte jene, die über den gesamten Lebenslauf des bedeutenden und merkwürdigen Mannes näheres erfahren wollen, auf die vortrefflichen biographischen Arbeiten des Freiherrn von Helfert und des Dr. Frankfurter verweisen. Allein selbst in den bescheidenen Porträtskizzen, wie ich sie meinen geneigten Lesern biete, darf und muß ab und zu ein Hinweis auf frühere, weit hinter unsre Bekanntschaft zurückdatierende Lebensepochen meiner Originale Platz finden. So will ich denn erwähnen, daß Graf Leo Thun, der Sohn einer ursprünglich tirolischen, aber seit Jahrhunderten auch in Böhmen ansässigen Familie, seine frühere Jugendzeit in Prag und auf dem Besitze seines Vaters verbracht hat. Er hat eine gute Erziehung genossen, von seinen Lehrern viel gelernt, aber schon in jungen Jahren strebte er danach, sich selbstthätig weiterzubilden, und bis in die spätesten Jahre seines langen Lebens arbeitete er

autodidaktisch fort. Einen hervorragenden Platz in seinem Bildungsgange nimmt jedenfalls eine Reise ein, die er als junger Mann in Gesellschaft seiner beiden Brüder unternahm; das Hauptziel dieser Reise war England, wo die Thuns Verwandte hatten und sich länger als anderswo aufhielten.

Lebendiges Interesse an englischem Wesen und öffentlichem Leben, eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache mögen wohl auf dieser Reise erworben oder doch sehr gesteigert worden sein. Man reiste auch in hochzivilisierten Ländern damals — vor ungefähr 70 Jahren — langsamer als heute und sah sich wohl auch Menschen und Dinge genauer an. Ich weiß nicht, ob er ohne eine solche Vorbereitung die Lust und die Fähigkeit gehabt hätte, nach etwa 30 Jahren das berühmte Buch des Lord Grey über die englische Wahlreform ins Deutsche zu übersetzen und mit einer interessanten Abhandlung seiner Faktur zu versehen. Und vielleicht hat auch die in Leo Thun ohnehin vorhandene Neigung zu körperlicher Anstrengung, ja das Bedürfnis nach einer solchen in dem Heimatlande so vieler Arten von Sport sich noch gesteigert. Allerdings hätte er wohl schon vor seiner englischen Reise auf Leistungen im Schwimmen hinweisen können, die selbst in dem vom breiten Moldauflusse durchzogenen, an guten Schwimmern reichen Prag ungewöhnlich waren; allein, wie es bei den Engländern so häufig zu finden ist, er setzte allerlei gymnastische Uebungen auch in späteren Jahren fort. Hat er doch in Prag in neuer und andrer, damals junger Gesellschaft, während der eingangs erwähnten Landtagszeit, eifrig geturnt und mich, der ich um wenigstens 30 Jahre jünger war, gar oft dabei übertroffen. Freilich mochte auch bei diesen unbedeutenden Anlässen das selbstverleugnende Wesen, die Sucht, sich recht ehrlich zu plagen, auch wo es nicht nötig war, hervortreten. So erinnere ich mich Leo Thuns auf einer Hofwildjagd in Tetschen; wir andern, auch die Jüngeren, zu denen ich gehörte, waren ganz zufrieden mit der Marschleistung in dem immerhin etwas bergigen Terrain und fuhren in bequemen Wagen zur Jagd und von der Jagd nach Hause; er zog es, um mehr Bewegung zu haben, vor, hin und her zu reiten, und ritt auf der steinigen Straße ohne Steigbügel, ein Genuß, um den ich ihn nicht beneiden konnte! — Ebenso liebte es der zwar hagere, aber große und knochige, deshalb schwere Mann nicht im Bügel aufzusteigen, sondern mit einem gewaltigen Sprunge in den Sattel zu voltigieren — wobei freilich manchmal der Besitzer des betreffenden, eigentlich betroffenen Pferdes leise geseufzt haben soll.

Während jener englischen Reise soll es nun vorgekommen sein, daß die drei Brüder auf einer Fuchsjagd irgend ein schweres Hindernis — Graben oder Hecke — unmittelbar nacheinander übersetzten, nachdem das Pferd des gerade an der Spitze befindlichen, hervorragenden Jagdleiters dasselbe Hindernis refusiert hatte. Ein englisches Blatt, das die schöne Leistung erzählte, meinte, mit mehr Wohlwollen als thatsächlicher Genauigkeit, man könne daraus sehen, wie der Sport im schönen Ungarn blühe — die drei kühnen Reiter waren keine Ungarn, sondern Böhmen, und dieses Land ist der Entwicklung der Reitjagd, mit seinem hügligen Terrain und steinigen Boden, extra ungünstig! — Der geneigte Leser wolle das

Vorbringen solcher und ähnlicher Kleinigkeiten entschuldigen; sie sind vielleicht nicht überflüssig, wo es sich darum handelt, ein deutliches Bild einer Persönlichkeit und ihres Milieus zu geben; auch fehlt es ja in dieser Beziehung nicht an berühmten Mustern. Ich habe einst lateinische und griechische Klassiker gelesen und wieder vergessen. Aber ein Lesestück ist mir nach vielen Jahren in Erinnerung geblieben, weil es das erste Stück klassischen Lateins war, womit mein Lehrer mich und ich meinen Lehrer quälte, es sind die einleitenden Worte, mit dem Cornelius Nepos seinen Freund Atticus auf den Inhalt seines Buches vorbereitet und in dem er sagt, unzweifelhaft würden manche seine Schreibweise als zu leicht und nicht ganz würdig befinden, weil er z. B. von einem seiner Helden erzählt „saltasse eum commode“. Nun, wenn ein Klassiker es nicht verschmäht, der Tanzkunst und des guten Flötenspieles eines seiner Helden zu erwähnen, so darf vielleicht ein Autor viel geringeren Grades es wohl auch wagen, sich manchmal in kleine Details zu ergehen; ich kehre von ihnen zurück zu den tieferen, ja unauslöschlichen Eindrücken, die ich von Leo Thun empfing. Ich war hierauf vorbereitet durch meine Studien, insbesondere meine Universitätsstudien. Letztere fielen in den Anfang der sechziger Jahre, gerade um die Zeit, in der jüngere, zum Teile aus Deutschland berufene Lehrkräfte neben älteren Professoren in der Prager Universität wirkten: Leo Thun, der eben erst seine Stelle als Unterrichtsminister niedergelegt, hatte sie dorthin berufen. Da war es selbst uns jungen Leuten bald klar, welcher Unterschied zwischen den Neuen und den Alten herrschte! Abgesehen natürlich von Ausnahmen, konnte man wohl sagen, die Neuen, Inländer wie Ausländer, waren Männer der Wissenschaft, die Alten, bei schätzenswerten Kenntnissen, doch mehr Männer der Routine. Tiefer gehende Anregung, wissenschaftlichen Sinn erhielten wir Studenten, wenigstens von der juridischen Fakultät, doch hauptsächlich von den neuen, durch Thun berufenen Professoren. Ich bin fest überzeugt, daß unzählige Männer, heute reiferen Alters, die damals, kurz zuvor oder nachher an den verschiedenen Hochschulen Oesterreichs studiert haben, meine Aussage bekräftigen könnten. Es bedarf wohl solchen Zeugnisses nicht, denn auch von bewährten und berühmten wissenschaftlichen Koryphäen, darunter von politischen Antagonisten Thuns, ist das unsterbliche Verdienst, das er sich um die Reorganisation des Hochschulunterrichts in Oesterreich erworben hat, längst anerkannt und festgestellt worden.

Die Neubelebung der Universitätsstudien hatte auch insofern bleibenden Wert, als von ihr eine intensivere geistige Verbindung zwischen deutschen und österreichischen Hochschullehrern datierte. Eine namhafte Zahl bedeutender, zum Teil hochberühmter deutscher Gelehrter wurde nicht nur, wie erwähnt, durch Leo Thun selbst, sondern auch seither auf österreichische Lehrkanzeln berufen, und umgekehrt gingen und gehen seit dieser Zeit viele junge österreichische Gelehrte, teils auf kürzere Dauer zu Studienzwecken, teils einem ehrenvollen Ruf folgend, zu bleibender Niederlassung nach Deutschland. Nur beispielsweise möchte ich erwähnen, daß zur Zeit, als ich in Prag Jura studierte, an unsrer Fakultät der Bayer Brinz und der Holsteiner Esmarch römisches Recht lehrten; der Westfale

Schulte trug uns Kirchenrecht und deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte vor. Jeder ältere an deutschen Universitäten herangebildete Jurist weiß, was diese drei Namen bedeuten!

Aber auch im Mittelschul- und im Volksschulwesen wurde während Thuns Ministerium viel geleistet. Damals, in der absolutistischen Zwischenperiode, nach dem Jahre 1848 und vor dem Wiedererwachen des ungarischen Verfassungslebens erstreckte sich bekanntlich die Wirksamkeit der österreichischen Zentralregierung auch auf Ungarn; sowohl dort als in manchen andern Teilen des weiten Reiches war an vielen Orten der Volksschulunterricht nicht zu reformieren, es galt, ihn erst überhaupt zu schaffen, was z. B. in manchen Teilen Ungarns durch die sogenannten Pußtaschulen geschah. Leo Thun, den Einsicht, Eifer für das Gute, Bildung und strenges Pflichtgefühl zur Verwaltung seines wichtigen Amtes vorbereitet hatten, war so glücklich, vorzügliche Mitarbeiter zu finden; ich will nur den greisen, noch heute im öffentlichen Leben stehenden Freiherrn v. Helfert und die Namen eines Exner, eines Bonitz genannt haben.

Nachdem Thun an den Beratungen des sogenannten „verstärkten Reichsrates“ hervorragenden Anteil genommen hatte, wurde er beim Beginne des parlamentarischen Lebens in Oesterreich, im Jahre 1861, sofort diesem zugeführt, durch Wahl in den böhmischen Landtag (aus der Gruppe der Großgrundbesitzer) und durch Ernennung zum lebenslänglichen Herrenhausmitgliede. In beiden Stellungen hat er viel und eifrig mitgewirkt, als Herrenhausmitglied bis zu seinem Tode. Freunden wie Gegnern galt er stets als eines der hervorragendsten Mitglieder dieser Körperschaft. Der im Eingang dieser Skizze betonte Ernst der Gesinnung ließ ihn an keiner aufgeworfenen Frage gleichgültig vorübergehen. Seine reiche, in langjährigen öffentlichen Diensten gesammelte Erfahrung, seine umfassende Bildung hatten ihn im voraus mit sehr vielen zur Verhandlung gelangenden Gegenständen bekannt gemacht; wo die Kenntnis mangelhaft war oder ihm gänzlich fehlte, was selten der Fall war, trachtete er, durch emsiges Studium die Lücken auszufüllen. Allein trotz all dieser Mühe und Emsigkeit vermochte der peinlich gewissenhafte Mann sich nicht ganz zu genügen. War er noch so gut vorbereitet, so kam ihm leicht ein Zweifel, ob er es auch wirklich sei; und hatte er einen solchen Zweifel, dann drängte es ihn, diesen auszusprechen. Und so kam es, daß er, namentlich in den letzten Jahren seiner parlamentarischen Laufbahn, manchmal die Wirkung seines Auftretens schwächte, indem er seine Ausführungen damit begann, daß er erklärte, „kein Fachmann zu sein“, von dem verhandelten Gegenstande wenig zu verstehen und dergleichen mehr. Es half dann nichts mehr, wenn die Rede, auf gründliches Studium und intensives Nachdenken gestützt, streng logisch aufgebaut, in tadellosem Vortrag dahinfloß. Viele Zuhörer, die von Thun viel hätten lernen können, hielten sich nicht mehr an den fast immer reichen Inhalt seiner Reden, sondern an die deprezierenden Eingangsworte und an den Schluß, der häufig dahin ausging, der Redner wolle keinen Antrag stellen, so daß die Rede eigentlich nichts war als eine sehr ernste Mahnung, den Fall noch einmal zu bedenken, wozu leider viele keine Lust

mehr hatten oder keine Zeit mehr zu haben glaubten. Allerdings stellte sich dieser Uebelstand — von dem man doch zugeben muß, daß er den ehrenhaftesten Beweggründen entstammte — erst später mehr ein, als insbesondere im Herrenhause nach und nach die verschiedensten Gegenstände beraten wurden, zu denen er das Wort weniger aus Neigung, sondern mehr aus Gewissenhaftigkeit ergriffen, um eine, wie er mit mehr oder weniger Recht beständig fürchtete, überstürzte oder sonst gefehlte Beschlußfassung zu hindern oder wenigstens davor zu warnen.

Leo Thun wäre berechtigt gewesen, jede seiner Reden mit dem bisweilen mißbrauchten: „Dixi et salvavi" abzuschließen. In früheren Jahren aber, wo er selber und meistens in wichtigen politischen Momenten, in großen Prinzipienfragen das Wort ergriff, war es nicht nur interessant, sondern oft ein großer Genuß, ihn zu hören. Die Fülle und Tiefe der Gedanken, die reiche akademische Bildung, die schön geformte Diktion, dazu die gewaltige Erscheinung des Redners, die düster klingende Baßstimme, der etwas gleichmäßige, aber doch korrekt betonende Vortrag, alles fügte sich zu einem höchst charakteristischen Gesamtbild. Redner und Rede, Inhalt und Vortrag paßten zusammen, und oft wurde auch der Fernstehende, ja der politische Gegner, wenn auch nicht selbst überzeugt, doch von der Macht der Ueberzeugung, die aus diesen Worten sprach, ergriffen. Ich erinnere mich, als Zuhörer einer großen politischen Rede Thuns, gehalten im böhmischen Landtag, beigewohnt zu haben. Die Stimmung war beiderseits etwas gereizt, und so geschah es, ausnahmsweise, daß selbst dieser ernste Redner von einigen gegnerischen Zuhörern durch Gelächter unterbrochen wurde. Ohne sich zu ereifern, ohne die Stimme mehr als gewöhnlich zu heben, sagte er, nach der Seite der Lacher hingewandt, nichts als: „Es ist traurig, daß die Herren über so etwas lachen!" und augenblicklich trat jene ernste, fast feierliche Stille ein, die seine Worte zu begleiten pflegte. Jeder in der öffentlichen Diskussion Erfahrene wird mir zugeben, daß es nur wenigen gelingt, sich solchen augenblicklich wirkenden Respekt zu verschaffen.

Nicht immer hatten Thuns Reden so unmittelbare Wirkung, teils aus den vorhin angedeuteten Ursachen, teils aus andern, tiefer liegenden Gründen. Er verzichtete nämlich auf so manche rednerische Behelfe, die, einzeln oder zusammengenommen, das Um und Auf vieler oratorischer Erfolge ausmachen. Um durch den heutzutage so beliebten persönlichen Angriff zu wirken, dazu war er zu vornehm, auch wohl zu gutmütig. Er wandte trotz des reichen Leseschatzes, den er besaß, nur selten ein Citat an; bei aller Schärfe des Verstandes war es eigentlich nicht seine Sache, witzig oder auch nur ironisch zu sprechen, er that beides nur sehr selten. Auch die kleinen Künste des Vortrages verschmähte er, und ebensowenig wirkte er durch blendende Antithesen, durch überraschende Wendungen. Ein französischer Kritiker würde vielleicht seine Beredsamkeit in ihrem ungeschmückten Ernste als „éloquence janséniste" bezeichnet haben; allerdings könnte das nur von dem Gewande der Rede, nicht von ihrer Form gelten, am wenigsten aber von dem religiösen Bekenntnis des Redners, der zeitlebens aus voller

Ueberzeugung ein streng kirchlicher Katholik war; die Lauterkeit seiner Gesinnung in dieser wie in politischer Beziehung ist wohl niemals ernsthaft bezweifelt worden. Diese Ueberzeugungstreue, verbunden mit strengem Pflichtgefühl und persönlicher Opferwilligkeit verschafften ihm die allgemeine Achtung. So wie er während des Pfingstaufstandes im Jahre 1848, als Chef der Zivilverwaltung in Böhmen, aus dem auf dem linken Moldauufer Prags gelegenen Gubernialgebäude sich schutzlos, aber auch furchtlos mitten unter die Aufrührer begab, um sie durch seinen Zuspruch zur Ruhe und Ordnung zu bringen, so blieb er bis in das späteste Alter, ohne Rücksicht auf seine Person, Zeit und Kraft, Vermögen und Gesundheit den großen Interessen opfernd, denen er diente. Und wie er damals, von den Rebellen gefangen gesetzt, am Leben bedroht, den an ihn gestellten Forderungen ein entschiedenes „Nein“ entgegensetzte, unbekümmert um die Folgen, die das für ihn haben konnte: ebenso kam es ihm auch später nicht auf den Erfolg an, sondern auf das Bewußtsein, seiner Ueberzeugung genügt zu haben; ohne Zweifel ein Mann von Talent, aber noch mehr ein Mann von Charakter!

In früheren Jahren, bevor ich im Staatsdienste war, und während ich alljährlich längere Zeit in meiner Vaterstadt zubrachte, nahm ich an zwei größeren Privatunternehmungen teil, die sich in den Dienst der Kunstpflege gestellt hatten. Mehr als vier Jahre hindurch war ich Präsident des Prager Dombauvereins, dem ich als Mitbegründer und Ausschußmitglied auch vor und nach dieser Zeit angehört habe; während einer noch längeren Reihe von Jahren fungierte ich als geschäftsführendes Mitglied der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, die eine Malerakademie — damals ausschließlich aus privaten Mitteln — erhielt. Gewissermaßen ein Kind dieser Gesellschaft, unter der gleichen Leitung stehend war der böhmische Kunstverein, der alljährlich größere Kunstausstellungen veranstaltete, einen Teil seiner Mitgliederbeiträge zur Schaffung größerer monumentaler Kunstwerke verwendete und so weiter, kurz, auf das Kunstleben Prags einen nicht unbedeutenden Einfluß übte. — Ich führe dies an, um zu erklären, wie ich dazu kam, viel mit Künstlern zu verkehren, mich in künstlerischen Milieus zu bewegen. Allerdings hatten Erziehung und Beispiel mich hierauf vorbereitet; als ich noch, zum Beispiel, vor der Zeit, von der ich jetzt spreche, in Gesellschaft eines Freundes eine Reise nach Deutschland und Belgien machte, besuchten wir schon damals nicht nur Galerien und Ausstellungen, sondern nach Möglichkeit auch Ateliers und verkehrten im Düsseldorfer „Malkasten“, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden, mit mehreren der damaligen Koryphäen der Düsseldorfer Schule. Noch heute ist mir erinnerlich, wie ich, von einem Gemisch von Neugierde und Ehrfurcht durchdrungen, Andreas Achenbach in Düsseldorf, später Gallait in Brüssel im Atelier besuchte, wie andächtig ich zuhörte, als mir Knaus erklärte, daß auch unsre, von mir für häßlich gehaltene moderne Kleidung sich malerisch verwerten lasse.

Einige Jahre später, während der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873, traf ich mit Meissonier zusammen, der, damals im Zenit seines Ruhmes stehend, eine hervorragende Stellung in der Kunstjury der Ausstellung einnahm. Wir

hatten in Prag, durch Trenkwalds Uebersiedlung nach Wien, einen tüchtigen Direktor unsrer Akademie verloren und mußten auf Ersatz bedacht sein. Von einer Seite war der Name eines damals in Paris lebenden Künstlers genannt worden, und ich hatte es übernommen, Meissonier über ihn zu befragen. Meissonier war nicht in der Lage, nähere Auskunft zu geben, unser Gespräch konnte also zu keinem praktischen Resultate führen, ist mir aber trotzdem unvergeßlich geblieben. Man steht in Wien früh auf — „on est matinal à Vienne" — hatte mir Meissonier geschrieben, als ich um eine Unterredung gebeten hatte; ich war also recht zeitig in seinem Hotel erschienen und wurde von dem berühmten Künstler sehr liebenswürdig empfangen. Ich sehe noch den kleinen untersetzten Mann mit dem ziemlich großen, durch die langen grauen Haare und den starken Bartwuchs noch größer erscheinenden Kopf, aus dem große dunkle Augen recht lebhaft in die Welt hinausblickten. Meissonier hatte damals in Wien eines seiner berühmtesten Bilder ausgestellt, französische Kürassiere, die im Vordergrunde an dem weiter rückwärts auf einem Hügel haltenden, von seiner Suite umgebenen Kaiser Napoleon vorbeigaloppieren. Es war ein Meisterwerk von Bewegung und frischer Natürlichkeit, das gewiß vielen meiner geehrten Leser bekannt geworden, vielfach reproduziert und von berufenen Federn geschildert worden ist. Ich will nur eine Figur erwähnen, die mir unvergeßlich ist; im Mittelgrunde des Bildes steht mit gezogenem Säbel ein Guide, einer von den berittenen Ordonnanzen des Kaisers. Er hat alle Mühe, sein lebhaftes Pferd zurückzuhalten, das von der Masse der vorbeistürmenden, rasselnden Kavallerie, von dem Geschrei der ihren Kaiser acclamierenden Reiter aufs höchste erregt scheint. Das stumme, verbissene Bemühen des Mannes, sein stark in den Zügel drängendes Pferd zurückzuhalten, ist meisterhaft dargestellt, insbesondere wird jeder, der solchen Kampf zwischen Reiter und Pferd gesehen oder selbst geführt hat, davon gefesselt werden. Meissonier fing nun selbst an, das Bild zu besprechen, aber zu meiner Ueberraschung beklagte er es bitter, daß man ihn, als Vizepräsidenten der Jury, genötigt, moralisch gezwungen habe, es auszustellen, obschon es nicht fertig sei. Und doch habe er das Bild gut vorbereitet, habe zu Hause einen ganzen Haufen von Studien dafür — „un monceau d'études, haut comme ça" — sagte er mit einer entsprechenden Handbewegung. Die ganze, bis zum Peinlichen gehende Gewissenhaftigkeit des Künstlers, den es offenbar drängte, selbst mir, dem Unbekannten gegenüber, seinem Herzen Luft zu machen, sprach aus diesen Worten. — Das war eben der Mann, der stets der höchsten Detailvollendung zustrebte, der einst eine durch ein Getreidefeld jagende Reitertruppe darzustellen hatte und vorher auf seinem Landsitze in Passy Getreide anbauen ließ und wartete, bis es zu jener Höhe herangewachsen war, die die Pflanze in jener Jahreszeit, in der die betreffende kriegerische Aktion sich abspielte, erreicht hat. Dann ließ er Pferde durch das Feld durchreiten und studierte nun einerseits die Bewegung der Tiere und andrerseits die halbzertretenen Halme, um alles getreulich nachzubilden. Das war der Mann, der seine Modelle wochenlang in ihren Uniformen oder historischen Trachten herumgehen und

herumsitzen ließ; ehe er an die Arbeit ging, mußte das Kostüm alle Falten angenommen haben, in die das Modell, gerade dieses Modell durch seinen charakteristischen Wuchs, seine Haltung und Bewegung die Kleidungsstücke legt. — Und deshalb war Meissonier mit sich oder mit seinem in Wien damals ausgestellten Bilde unzufrieden, obwohl letzteres von aller Welt bewundert wurde und gewiß nur wenige überhaupt bemerken konnten, daß einige unbedeutende Kleinigkeiten noch fehlten. Man kann über diese peinliche Detailarbeit spotten, und sie ist allerdings sehr verschieden von vielem, was wir heute sehen, wo so oft anstatt der Komposition und der strengen Zeichnung uns einige gestaltlose Farbenflecken vorgeführt werden; der künstlerische Ernst des Meisters, der auch in seiner Glanzzeit sich selbst streng kritisierte, ist jedenfalls der höchsten Achtung wert! —

Unter den vielen bildenden Künstlern, die ich im Laufe der Jahre kennen gelernt hatte, will ich heute nur zwei herausholen, weil sie zwei ganz verschiedene Richtungen repräsentiert haben und beide in ihrer Art bedeutende Vertreter dieser Richtungen waren: Führich und Makart. Sie waren Zeitgenossen, d. h. sie lebten und wirkten gleichzeitig und am selben Orte durch eine Reihe von Jahren; sie konnten beide im weiten Sinne des Wortes zu denen gerechnet werden, die man „Historienmaler“ nennt, aber wie sie schon im Lebensalter sehr verschieden waren — Führich war, als ich ihn kannte, ein Greis, Makart ein junger Mann —, ebenso, ja noch viel mehr unterschieden sie sich in fast allem und jedem, im Leben wie in der Kunst. — Führich wohnte zur Zeit unsrer ersten Bekanntschaft in der innern Stadt Wien, in einer damals, vor ihrer Umgestaltung, aus alten, meist ärmlichen Häusern bestehenden Straße, die den seltsamen Namen „Der Salzgries“ führt. Ich war damals sehr jung und ein im Ueberwinden von allerhand Schwierigkeiten ziemlich geübter Fußgänger. Allein als ich die steile, vielleicht seit Jahrhunderten ausgetretene steinerne Wendeltreppe hinanstieg, die zu Führichs Wohnung führte, mußte ich wohl aufpassen, um nicht Arme und Beine zu brechen. Hoch oben angelangt, wurde ich in die Wohnung geführt, die in ihrer Einfachheit das hielt, was Haus und Stiege versprochen hatten. Sehr bescheidene Möblierung, eine Garnitur jener alten schwarzen Thonpfeifen (ich glaube, sie hießen Schemnitzer Pfeifen), aus denen Führich seinen schlechten Tabak rauchte, stimmten zu dem Ganzen. Nicht so der alte Bewohner selbst, der von hoher Gestalt, mit ausdrucksvollem, glattrasiertem Gesichte, langen grauen Haaren, einfach gekleidet war und sich einfach und anspruchslos gab, dabei jedoch in Erscheinung, Gesichtsbildung und Rede den Eindruck dessen machte, was er war, ein bedeutender Mann und ebensolcher Künstler. Wir sprachen über die Kunst, an der Führich mit ganzem Herzen hing. Mit einer gewissen Beziehung auf seine bescheidene materielle Existenz meinte er: „Ich sage meinen Schülern immer, zu reichen Leuten kann ich euch nicht machen, aber die Kunst will ich euch lehren.“ — Ein idealistisches Glaubensbekenntnis in schlichten, aber bezeichnenden Worten! — Und wirklich war Führich ein wahrer Idealist, seit seiner Jugend den edelsten Aufgaben der Kunst, speziell der religiösen Kunst zugewandt.

In ihr hat er Großes geleistet, die Komposition und Zeichnungen, mit denen er z. B. die Parabel vom „verlorenen Sohn“ illustrierte, waren Meisterwerke. Minder glücklich war er in der Führung des Pinsels, es war, als ob ihm der Sinn für Farbenreiz fehlte; er war besonders hierin grundverschieden von seinem berühmten Antipoden Hans Makart. Mußte man bei Führich hohe Treppen emporklimmen und, die etwa gerade vorhandenen Werke des Künstlers ausgenommen, auf jeden Schmuck und Reiz verzichten, so war Makarts großes Atelier zu ebener Erde in einem kleinen Garten in der Gußhausstraße gelegen. Schöne Teppiche, alte Möbel und Waffen schmückten dieses Künstlerheim, in dem der kleine Mann und große Farbenzauberer hauste und malte. Makarts Wuchs war unter der Mittelhöhe geblieben, seine Stirn war eng, aber stark vortretend und stark gebuckelt — ein phrenologisch veranlagter Freund versicherte mich, in Makarts Stirnbuckeln stecke eben der Farbensinn, eine Behauptung, die ich leider nicht kontrollieren kann. Dunkles Kopfhaar und dunkler Bart, dunkle Augen, ein dunkles phantastisch-kokettes Sammetkostüm vervollständigten das Bild — wieder im Gegensatze zu Führich, der wohl eigentlich philisterhaft gekleidet war, offenbar zu viel sinnend, schwärmend und grübelnd, um sich viel mit seiner eignen Aeußerlichkeit zu beschäftigen; dabei sprach Führich, wenigstens in der Konversation, leicht und gut, während Makart, der verwöhnte Liebling des Publikums und insbesondere der schönen Frauen, von einer beinahe beängstigenden Schweigsamkeit sein konnte — erklären kann ich das nicht, nur erzählen. Eben dieser Schweigsamkeit wegen ging ich manchmal absichtlich zu spät in sein Atelier, d. h. zu einer Stunde, in der der Meister nicht mehr anwesend war, besah mir, was sich eben an den Wänden und auf der Staffelei vorfand, und plauderte ein wenig mit dem Diener. Letzterer, ein alter, dem Meister sehr anhänglicher Mann, machte bisweilen in komischer Weise die Honneurs, so einmal, als Makart den weit und breit bekannten Cyklus „Die fünf Sinne“ vollendet hatte. Vielleicht erinnert sich mancher Leser, daß in diesem Cyklus beispielsweise der Geruchsinn durch eine weibliche Figur dargestellt ist, die an einer Blume riecht. Weniger einfach war es mit dem „Gefühl“, der Künstler glaubte sich zu helfen, indem er abermals eine weibliche Gestalt, die ein Kind trägt, darstellte. Der alte Diener nun, der offenbar die Absicht seines Meisters nicht ganz durchdrungen hatte, sagte mir, indem er mich vor den Bildern herumführte: „Da sehen S', da hat der Herr Professor die L e i d e n s c h a f t e n g'malt — da haben S' das G'sicht, da is der G'schmack, da is die Mutterliebe“ — unter der „Mutterliebe“ meinte er die das Gefühl darstellende Frauengestalt. Unverzeihlich war der Irrtum wohl nicht!

So schweigsam Makart sein mochte, habe ich doch eine mir gegenüber gemachte Aeußerung aufbewahrt, die vielleicht manchen Kunstfreund, als sehr bezeichnend für die Grundauffassung des Künstlers, interessieren mag. „Wenn ich eine Komposition mache, die einen historischen Vorgang darstellen soll,“ meinte Makart, „so sehe ich beim Nachdenken, im Spiegel meines geistigen Auges, zunächst keine Figuren, sondern Licht- und Schattenpartien. Diese ordne ich

koloristisch an, und in die Licht- und Schattenpartien müssen dann die Figuren hineingepaßt werden." Man kann das rein koloristische Lebensprinzip von Makarts Kunst nicht schärfer bezeichnen als mit diesen eignen Worten des Künstlers — er hat damit die Größe, aber auch die Grenzen seiner Wirkungen angedeutet. Einen bedeutenden geistigen Gehalt, tiefe Auffassung läßt Makarts Kunst vermissen. Wem das Kolorit so sehr, um nicht zu sagen ausschließlich, am Herzen liegt, dessen Werke werden kaum als Ausdruck von Ideen gelten können. Ich sage das nicht gerade als Vorwurf, ich glaube, daß Makart als ausschließlicher Kolorist auf die Welt gekommen ist; der Zeichenstift, mit dem z. B. Führich so Großes schuf, war nicht seine Sache; wie groß aber sein Talent für malerische Anordnung und Wirkung war, das hat er nicht nur in seinen Bildern, sondern vielleicht noch mehr in jenem herrlichen, unvergeßlichen Festzuge gezeigt, der, von ihm ersonnen, zusammengestellt und geführt, sich aus Anlaß einer dynastischen Feier (der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth) durch die Straßen Wiens bewegte. Eine glücklichere Wahl in der Zusammenstellung der Gruppen, in der Anordnung, in der Kostümierung, in jedem Detail zu treffen, war kaum möglich. Und mitten im Zuge ritt in einem altspanischen Kostüm der Meister, den Ausdruck stillen Triumphes im Antlitz. Er hat den Triumph nicht allzulange überlebt, in jungen Jahren noch hat ein tückisches Leiden uns dieses großen Künstlers beraubt!

Die Verbrennung im lebenden Organismus.

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz).

Daß im menschlichen Körper eine Verbrennung vor sich geht, der er seine Lebenswärme verdankt — diese Ansicht dürfte so ziemlich zum Gemeingut der meisten Gebildeten gehören. Worin aber das Wesen der Verbrennung eigentlich besteht, was dabei als Verbrennungsmaterial dient, wo der Verbrennungsherd sich befindet, was für Produkte die Verbrennung im Körper liefert und auf welche Art sie ihn verlassen, was der Endeffekt des ganzen Vorganges ist — darüber dürften die meisten nur unklare Begriffe hegen.

Bei dem Worte „Verbrennung" denkt man gewöhnlich an hohe Hitzegrade, an Flammen oder an Ausstrahlung von Licht, z. B. bei Rot-, bei Weißglut. Und doch sind dies nur Merkmale einer bestimmten Verbrennungsart, die man die „rasche" nennen kann. Sie unterscheidet sich von der „langsamen" Ver-

brennung nicht ihrem Wesen nach, sondern nur durch die Raschheit des zeitlichen Ablaufes. Dieselbe Verbrennung, wenn sie langsam verläuft, braucht vielleicht Stunden, Tage, Wochen, während sie bei raschem Verlauf nur Minuten benötigen mag. Nur die langsame Verbrennung, die mit mäßiger Wärmebildung, ohne Lichtemission und vollends ohne Flamme verläuft, kommt beim Menschen und bei den übrigen Organismen in Betracht.

Jahrtausende lang erfreut sich die Menschheit des prometheischen Geschenks, seit Jahrtausenden wird das Feuer und besonders seine Begleiterscheinung, die emporzüngelnde Flamme mit Bewunderung und Schrecken, ja mit heiliger Scheu betrachtet. Im brennenden Dornbusch erscheint Jahve seinem Diener Moses, anbetend nahte der Parse den ewigen Feuern, in denen sich ihm die Gottheit offenbarte; die „wabernde Lohe" schien unsern Vorfahren ein hohes Mysterium zu verhüllen. Das Feuer ist von Platon unter die vier Elemente aufgenommen worden, die

Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Trotzdem besitzt man für das Wesen der Verbrennung erst seit etwa 130 Jahren die richtige Erklärung, die mit dem Namen des französischen Chemikers Lavoisier verknüpft ist. Er erkannte und lehrte zuerst, daß sie in der chemischen Verbindung des Elementes Sauerstoff mit andern Stoffen besteht. Lavoisier hat auch als der erste die Verbrennungsvorgänge im tierischen Organismus festgestellt und als Quelle der Körperwärme bezeichnet. Seither wissen wir zwar, daß zur Verbrennung nicht gerade immer Sauerstoff nötig ist; Phosphor, Kupfer u. a. brennen im Chlorgas, Eisen im Schwefeldampf u. s. w. Doch sind die bei weitem häufigsten die Verbrennungen im Sauerstoff (Oxydationen), — sie allein kommen bei den Organismen in Betracht.

Wie für unsre Oefen und für andre Feuerungsräume die Zufuhr der Luft, d. h. des in ihr enthaltenen Sauerstoffes unentbehrlich ist, so auch für unsern Organismus und für den Organismus fast aller Tiere und Pflanzen.[1]) Als Material der Verbrennung dienen die aufgenommenen organischen Nahrungsstoffe: die Eiweißkörper (in Form von Fleisch, Milch, Pflanzeneiweiß der Cerealien), die Fette und die Kohlehydrate (Stärkemehl, Zucker). Außer diesen — aber einen beträchtlich geringeren Bruchteil bildend — kommen in Betracht die abgenutzten, für weitere Funktionen unbrauchbar gewordenen Anteile der Gewebselemente (Zellen), aus denen die verschiedenen Körperorgane aufgebaut sind, und die aus den Nahrungssäften ihren Ersatz aufnehmen müssen.

Wo in unserm Körper erfolgt nun die Verbrennung? Lavoisier glaubte, daß sie in den Lungen vor sich gehe. Spätere Untersuchungen haben aber er-

[1]) Nur eine kleine Anzahl von ihnen macht eine Ausnahme: so leben im Darm Eingeweidewürmer ohne Sauerstoff; ebenso giebt es eine Gruppe von Pilzen („anaërobische" Bazillen), die nur ohne Sauerstoff gedeihen können.

geben, daß sich Sauerstoff reichlich im Blute findet, daß somit die Lungen wenigstens nicht die einzige Verbrennungsstätte sein können. Man war vielmehr bis vor kurzem anzunehmen geneigt, daß die Oxydation innerhalb der Blutbahn, in der Blutmasse sich vollziehe. Heute weiß man, daß auch dies nur in geringem Maße der Fall ist, — im Verhältnis der roten und weißen Blutkörperchen; im Blutplasma (dem flüssigen Anteil des Blutes) und in den übrigen Körpersäften erfolgt sie nicht. Einen überzeugenden Beweis dafür haben Pflüger und Oertmann durch den bekannten Versuch mit dem „Salzfrosch“ erbracht. Wenn man die Bauchvene eines Frosches durchschneidet und in das dem Herzen nähere Ende ein feines Röhrchen einbindet, in das man eine 0,75 % enthaltende Lösung von Kochsalz schonend einspritzt, so kann man allmählich alles Blut aus dem ganzen Gefäßsystem des Tieres verdrängen. An dessen Statt durchströmt Salzwasser seine Adern. Ein solcher Frosch zeigt in den ersten 10 bis 20 Stunden nach der Operation die gleiche Intensität der Oxydation, das heißt er verbraucht gleich viel Sauerstoff und scheidet gleich viel Kohlensäure aus, wie ein gewöhnlicher Frosch, was dagegen spricht, daß die Verbrennungsvorgänge sich im Blute vollziehen — er enthält ja keines. Eine Reihe andrer Erfahrungen spricht in gleichem Sinne.

So bleiben als Stätten, wo der Verbrennungsprozeß vor sich gehen kann, nur noch die Gewebe übrig. Der eingeatmete Sauerstoff gelangt innerhalb der Lungen in die traubenartig angeordneten, mikroskopisch winzigen Bläschen (Alveolen), aus denen sie zum Teil aufgebaut sind, und von da in die feinsten, sie umspinnenden Blutgefäße. Dort reißt der Farbstoff der roten Blutkörperchen (Hämoglobin) ihn begierig an sich. Die Blutkörperchen, im Kreislauf fortgetrieben, schaffen ihn, wie Vehikel, nach den Kapillaren der verschiedenen Körperbezirke, wo die letzteren mit den Gewebselementen in nächste Berührung kommen. Hier trennt sich der Sauerstoff vom Hämoglobin und tritt (diffundiert) durch die zarten Kapillarwände hindurch zu den Gewebselementen. Dahin gelangen aber auch die durch den Verdauungsprozeß umgewandelten, assimilationsfähig gemachten Nahrungsstoffe. Einen kleinen Bruchteil davon eignen sich die Zellen zum Ersatz der abgenutzten Teilchen an,[1]) organisieren ihn, wandeln ihn in lebendes Protoplasma um. Der Rest (die Hauptmasse) der Nährstoffe wird in den Gewebszellen gespalten und die Spaltungsprodukte daselbst der Verbrennung zugeführt. Den Gewebszellen kommt also neben ihrer spezifischen Leistung, die ihrem besonderen Bau entspricht, zumeist noch eine allgemeine Rolle zu — sie sind gleichsam Apparate, zahllose Feuerstätten, in denen die Verbrennung erfolgt.

Die Intensität, mit der die Verbrennung erfolgt, ist nach den Tierarten, nach der Größe und dem Alter der Tiere verschieden: zehn- bis zwanzigmal

---

[1]) Früher hatte man die Vorstellung, daß die Gewebselemente einer raschen Abnutzung unterliegen. Warf man doch scherzweise die Frage auf, ob Eheleute nach sieben Jahren noch durch den Eid der Treue gebunden seien, da ja innerhalb dieser Zeit ihr ganzer Körper sich vollkommen erneut habe, sie also nicht mehr die gleichen seien. Heute weiß man, daß der Verbrauch und Ersatz ein viel langsamerer ist.

lebhafter beim Säugetier als beim Kaltblütler; bei manchen Insekten, bei den Vögeln lebhafter als bei Säugern. Bei kleinen Tieren ist er intensiver als bei großen, bei jungen intensiver als bei erwachsenen der gleichen Spezies.

Man stellte sich früher die Verbrennungsvorgänge viel einfacher vor, als sie wirklich sind. Lavoisier glaubte, die riesige Innenfläche der Lunge sondere eine Flüssigkeit ab, und diese werde dort oxydiert. Heute weiß man, daß eine solche Flüssigkeit gar nicht besteht.[1]) Sorgfältige Untersuchungen haben gezeigt, daß sich dabei alles viel komplizierter gestalte als bei Verbrennungen außerhalb der Organismen. Eiweißstoffe, Fette, Kohlehydrate können außerhalb des Körpers bei Körpertemperatur weder durch den Sauerstoff der Luft noch durch den sich vom Hämoglobin abspaltenden verbrannt werden, während sie in den Gewebszellen mit Leichtigkeit verbrennen. Um die genannten Stoffe im Laboratorium zu verbrennen, gehören dazu Hitzegrade, die auf den Körper die Wirkung eines Krematoriums üben würden.

Die verschiedenen, zum Teil sehr scharfsinnigen Hypothesen, die über den Mechanismus der Oxydation im Tierkörper aufgestellt worden sind, eignen sich leider nicht gut für eine populärwissenschaftliche Behandlung. Nur soviel sei bemerkt, daß die Nahrungsstoffe nicht unmittelbar vom Sauerstoff angegriffen werden, sondern vorher eine Spaltung in einfachere Verbindungen erfahren. Diese Spaltung erfolgt durch in den Zellen erzeugte „Enzyme“ oder „Fermente“, über deren sehr komplizierte (eiweißartige) Zusammensetzung und die Art, wie sie die Spaltung bewirken, wenig bekannt ist. Sie scheinen katalytisch zu wirken, das heißt sie vermögen oft große Mengen zu zersetzen, ohne selbst eine wesentliche chemische Veränderung zu erleiden. Eine Gruppe dieser Enzyme leitet nun die Oxydation ein, sie heißen darum „Oxydasen“. Ihr schwieriges Studium ist kaum über die Anfänge hinaus. Sie finden sich ebenso in der Pflanzen- wie in der Tierzelle. Sie müssen mannigfacher Art sein, weil bestimmte Oxydasen nur bestimmte Oxydationen bewirken. Sie sollen den Sauerstoff aufnehmen und ihn auf die verbrennlichen, durch Wirkung andrer Enzyme entstandenen Spaltungsprodukte übertragen. Diese die Verbrennung vorbereitenden und ermöglichenden Zersetzungsvorgänge vertreten in der Gewebszelle die Rolle der Hitze. Auch außerhalb des Organismus verbrennen nämlich die Eiweißstoffe, Holzfaser, Zucker u. s. w. nicht unmittelbar als solche; sie werden durch die zugeführte Wärme erst in viel einfachere Stoffe zerspalten, die sodann der Einwirkung des Sauerstoffs, der raschen Verbrennung verfallen.

Eine wiederholt beobachtete Erscheinung mag die Vorstellung von der Vorarbeit der Enzyme bei der Verbrennung dem Laien verständlicher machen — die Selbstentzündung des Heues.[2]) Wird Heu, solange es noch feucht ist, zu großen Schobern dicht zusammengehäuft, so kann es durch Einwirkung von Mikro-

[1]) Verbrennung erfolgt in beträchtlichem Maße im Lungengewebe.

[2]) Nicht zu verwechseln mit der gefabelten Selbstverbrennung des Körpers von habituellen Säufern, die Liebig als unmöglich erwiesen hat.

organismen zu spaltenden Gärungsvorgängen im Heu kommen. Dabei wird viel Wärme entwickelt; das Heu erhitzt sich. Beginnt man es nun auseinander zu werfen, so daß plötzlich der Sauerstoff der Luft reichlichen Zutritt findet, so verbrennen die Spaltungsprodukte rasch, und der auseinander gerissene Schober steht in hellen Flammen. Was in diesem Falle die „thermogenen“ Bakterien leisten, bewirken im lebenden Organismus die Enzyme der Gewebszellen.

Die organischen Stoffe, die im Körper verbrannt werden, liefern alle die gleichen Verbrennungsprodukte: Kohlensäuregas, Wasser und stickstoffhaltige Verbindungen, die, aus dem Körper geschafft, leicht weiter zu Kohlensäure, Wasser und Ammoniak zerfallen; also zu Stoffen, aus denen die Pflanzen die so kompliziert zusammengesetzten Eiweißstoffe, Fette und Kohlehydrate aufbauen. Das Kohlesäuregas wandert von den Zellen, wo es entstanden ist, durch die Kapillarwände tretend (diffundierend), in das Blutplasma und gelangt im venösen Kreislauf zu den Lungen, von denen es als Bestandteil der Exspirationsluft ausgehaucht wird. Ob dieser Vorgang der Gasabgabe in den Lungen den rein physikalischen Gesetzen der Gasdiffusion folgt, ob er (wie Bohr meint) ein vitaler Exkretionsprozeß des respiratorischen Epithels der Alveolen ist, ist noch unentschieden. Kleine Mengen Kohlensäure werden auch von der Haut abgegeben. — Das Verbrennungswasser verläßt den Körper teilweise in Dampfform durch die Lungen; in flüssiger Form vor allem durch die Nieren, unter Umständen auch als Schweiß durch die Haut (s. diese Zeitschrift Juliheft 1902 S. 73).

Der stickstoffhaltigen Zerfallsprodukte entledigt sich der Körper fast ausschließlich durch die Nieren.

Wenden wir uns nun der Frage zu, worin der Effekt, oder von teleologischem Gesichtspunkt betrachtet, der Nutzen der Verbrennung für den Organismus besteht.

Die Chemie lehrt, daß zwischen dem Kohlenstoff und Wasserstoff einerseits und dem Sauerstoff andrerseits starke chemische Affinitäten (chemische Spannkräfte) bestehen, die zur Vereinigung dieser Stoffe hindrängen, und daß dabei (also bei der Verbrennung) diese Spannkräfte zum Teil in andre Energieformen sich umwandeln. Nun enthalten alle organischen Stoffe sowohl der Nahrungsmittel als der Gewebe Kohlenstoff und Wasserstoff, und die Verbrennung in unserm Körper besteht eben in der Verbindung des Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff zu Kohlensäure und mit dem Wasserstoff zu Wasser.

Die andern Energieformen, in die die chemischen Spannkräfte sich umzuwandeln vermögen, sind Wärme, mechanische Bewegung, Elektrizität und Licht. Die chemische Energie kann entweder unmittelbar in eine dieser Formen übergehen oder eine Reihe von Umwandlungen erfahren. Wie überhaupt in der Natur die verschiedenen Energiearten die Tendenz zeigen, sich mit Vorliebe (wenigstens zum Teil) in Wärme umzuwandeln, so auch die chemischen Spannkräfte im Organismus. In der That ist sie bei den in Frage kommenden Verbrennungen die gewöhnlichste Form, in die die verschwindende chemische Energie übergeht.

Die verschiedenen Stoffe, die beim Körper in Betracht kommen, liefern verschiedene Verbrennungswärmen. Bei vollständiger Verbrennung außerhalb des Körpers liefert z. B.

1	g Eieralbumin	5740	kleine Kal.[1])
1	„ tierisches Fettgewebe	9500	„ „
1	„ Rohrzucker	3960	„ „
1	„ Stärke	4190	„ „

Fett und Kohlehydrate werden auch im Körper so gut wie vollständig verbrannt; dies gilt aber nicht in gleichem Maße vom Eiweiß. Sein „physiologischer Wärmewert“ ist darum kleiner als die Wärmemenge, die es bei der Verbrennung außerhalb des Körpers liefert. Im Körper verbrannt giebt:

1	g tierisches Eiweiß	im Mittel	4200	Kal.
1	„ pflanzliches „	„	3960	„
1	„ Fett	„	9300	„
1	„ Stärke	„	4100	„

Der menschliche und tierische Körper muß ein bestimmtes Maß von Wärme erzeugen. Darauf deutet schon die Thatsache, daß verschiedene Tiere ein verschiedenes Sauerstoffbedürfnis haben, und daß dieses zugleich der Größe ihrer Wärmeproduktion proportional ist. Es geht nicht an, daß sich das Tier auf die Dauer etwa mit weniger Sauerstoff begnügt und dafür weniger Wärme erzeugt.

Wenn es sich nur darum handelt, für Heizzwecke eine bestimmte Quantität Wärme zu beschaffen, so kann man eine größere Menge geringwertigeren Brennmaterials durch eine entsprechend kleinere eines besseren ersetzen, und umgekehrt. Man wäre daher geneigt anzunehmen, daß es auch beim Menschen gleichgültig ist, welches Heizmaterial er seinem Körper zuführt, wenn dadurch nur die nötige Wärmemenge (Kalorienanzahl) aufgebracht wird. Zahlreiche Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß ein kräftiger, arbeitender Mann in 24 Stunden etwa 2843 große (2 843 000 kleine) Kalorien Wärme erzeugen muß (v. Voit). Diese Menge kann erhalten werden, wenn er ausschließlich 687 g Eiweiß genießt, oder 118 g Eiweiß und dazu 282 g Fett oder 118 g Eiweiß, dem er 624 g Stärke zufügt. Bei größeren Mengen von Fett und Stärkemehl kann er sich mit noch weniger Eiweiß, wenigstens für einige Zeit, begnügen.

Die Verhältnisse liegen hier aber doch anders als bei der Wärmebeschaffung einer Fabrik. Die Gesamtmenge könnte wohl durch Fette und Kohlehydrate allein geliefert werden. Und doch kann ein arbeitender Mensch für die Dauer im Tage nicht mit weniger als 100 g Eiweiß auslangen. Unsre Nahrung hat eben nicht bloß die Aufgabe, Wärme zu liefern; sie dient auch als Material zum Ersatz funktionsuntüchtig gewordener Gewebsanteile und zum fortwährenden Aufbau neuer Gewebszellen. Ohne stickstoffhaltige Nahrung (Eiweiß) ist dies aber un-

[1]) Unter kleiner Kalorie (cal.) versteht man jene Wärmemenge, die man einem Gramm Wasser von 0° zuführen muß, um es auf 1° zu erwärmen.

Digitized by Google

möglich. — Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die bei weitem größere Menge der aufgenommenen Eiweißstoffe noch andern, uns vorläufig unbekannten Zwecken dienen muß.

Aber auch äquivalente (d. h. gleichviel Wärme liefernde) Mengen von Kohlehydraten und Fetten scheinen sich auf die Dauer nicht wechselseitig ersetzen zu können. Wenigstens macht sich beim Menschen ganz allgemein das unmittelbare Bedürfnis fühlbar, größere Stärkemengen mit Fett zu versetzen und reichlicheres Fett, z. B. Butter, Speck, nicht ohne Brot zu genießen.

Es soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Verbrennung nicht die einzige Quelle der Wärme und andrer Energieformen im Körper ist. Ein von Blut vollständig befreiter Muskel kann im luftleeren (also sauerstofffreiem) Raume mechanische Energie liefern — sich zusammenziehen, zucken —, wobei Wärme gebildet wird. In diesem Falle sind beide Energieformen durch fermentative Spaltung im Muskel entstanden. — Allerdings die Hauptquelle für die Muskelarbeit (Kontraktion) scheint unter normalen Verhältnissen doch die Oxydation der Kohlehydrate in ihm zu bilden.

Kehren wir nach diesen Betrachtungen zu unsrer Frage zurück: Welchen biologischen, teleologischen Wert hat die Verbrennung? Zunächst hat sie unzweifelhaft die Aufgabe, den Körper, der an seiner Oberfläche fortwährend Wärme ausstrahlt, auf seinem, in sehr engen Grenzen eingeschlossenen Temperaturs-optimum — so wollen wir die Temperatur nennen, die dem gesunden Körper eigen ist — zu erhalten. Dieses ist beim Menschen und bei den verschiedenen Tieren verschieden groß: während die Blutwärme des ersteren im Mittel 39° C. beträgt, ist sie bei der Maus 41,1°, bei der Ente 43°, beim Perlhuhn 44°, bei der Schwalbe sogar noch etwas über 44°. Auch manche Insekten haben eine ziemlich hohe Verbrennungswärme. Wenn Bienen in einem Dzierzonschen Stock, der durch Strohgeflecht geschützt ist, arbeiten, so herrscht darin eine Temperatur von fast 32° C. Zur Zeit des Schwärmens, wo die Lebensthätigkeit der Tierchen sich energischer entfaltet, erhebt sich die Temperatur bis auf 40°. Warum jede einzelne Biene sich nicht warm anfühlt, erklärt sich leicht daraus, daß ihr kleines Körpervolum in einem Zeitteilchen eine absolut (nicht relativ) kleine Menge Wärme liefert, während die unverhältnismäßig große Oberfläche relativ viel Wärme an die Umgebung verliert, daher das einzelne Individuum eine von dieser wenig verschiedene Temperatur haben muß. Gerade die ausgestrahlte, also von den Bienen erzeugte Wärme wird in dem oben erwähnten Bienenstock zusammengehalten.

Die Temperatursoptima der verschiedenen Tiere scheinen gerade für den glatten Ablauf der chemischen Prozesse, von denen das Leben abhängt, obenan für die fermentativen Spaltungen, für die Wirkung der Oxydasen u. s. w. die günstigsten zu sein. — Wie sehr in der That auch beim Tier der Chemismus und damit die Lebhaftigkeit der Körperfunktionen mit der Wärme zusammenhängen, lehrt das Verhalten der „poikilothermen“ Tiere, der sogenannte Kaltblütler, deren Eigenwärme von der Wärme der Umgebung abhängt. Ein Frosch zum Beispiel, der unter gewöhnlichen Verhältnissen in einem Wasser von etwa

11° C. sich aufhält, zeigt in seinen Körperhöhlen eine Temperatur von 13°; hält man ihn aber einige Zeit in Wasser von 35°, so steigt seine Eigentemperatur auf etwas über 34°. Unter diesen Umständen wird eine größere Kohlensäuremenge von dem Tiere ausgeschieden, zum Zeichen, daß die chemischen Vorgänge, darunter auch die Oxydation, energischer vor sich gehen, womit auch die größere Lebensbethätigung im Einklang steht. Umgekehrt, wenn man Warmblütler (z. B. Kaninchen) beträchtlich unter ihre Mitteltemperatur abkühlt und stundenlang dabei erhält, dann nimmt ihre Lebensthätigkeit ab; der Puls sinkt von 130 auf 20 Schläge in der Minute und die Atemzüge werden seltener. Sinkt die Temperatur des Körpers auf 17° C., dann nehmen die cerebralen und Nervenfunktionen auffallend ab; das Tier zeigt große Abgeschlagenheit, allmählich hört die willkürliche und reflektorische Thätigkeit der Muskeln auf; endlich tritt Blutgerinnung und unter Krämpfen der Tod ein.

Ferner ist die Wärme für die Geschmeidigkeit der Gewebe von Bedeutung; so erstarrt beispielsweise nach dem Tode, durch das Sinken der Temperatur, ein Teil des Fettes in den Fettzellen krystallinisch. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß man im einzelnen über die teleologische Bedeutung der großen Wärmemengen, die der Verbrennungsprozeß in den Organismen liefert, sehr wenig Bestimmtes weiß.

Noch weniger klar liegen die Verhältnisse bei den Pflanzen. Warum diese während der Nacht Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure aushauchen, also atmen, läßt sich kaum sagen. Daß unter Umständen, z. B. bei der Keimung, Wärme entwickelt wird, wird sich jedermann erinnern, der einmal beim Besuch eines Malzkellers die Hand in eine dickere Schicht keimender Gerste gesteckt hat. Bei einer Dicke von 25—30 cm steigt die Temperatur auf 20—27°, so daß der ganze Haufen „schwitzt", d. h. daß die obern Schichten von der Ausdünstung der untern ganz durchnäßt sind. Man hindert durch Umwenden des Haufens eine höhere Steigerung. Ein andres Beispiel von Wärmebildung haben wir bei der Selbstentzündung des Heues kennen gelernt; bekannt ist auch, daß bei der Gärung, d. h. wenn sich die Hefezellen teilen und vermehren, Wärme entsteht; eine 20prozentige Zuckerlösung erwärmt sich beim Gären (wenn die Ausstrahlung der Wärme vermieden wird) annähernd um 23° C. Es läßt sich vorderhand nicht feststellen, welchen Anteil an dieser Wärmebildung die Verbrennung und welchen die enzymatischen Spaltungsvorgänge haben.

Weniger allgemein bekannt dürfte es sein, daß auch hochorganisierte Pflanzen (aus der Familie der Aroideen) zeitweilig beträchtliche Wärme bilden. Kraus stellte im März 1882, wo die Lufttemperatur 16° C. betrug, an dem italischen Arum, einem nahen Verwandten des Aronstabes unsrer Wälder, Beobachtungen an. Zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags, wo sich die Blütenscheiden öffneten, die durch Umhüllung mit Watte vor der Ausstrahlung der Wärme geschützt waren, stieg die Temperatur im Innern der Blüten auf 40—43° C. Aehnliche Verhältnisse zeigen die Blüten der Monstera deliciosa (oder Philodendron pertusum), die mit ihren großen, lederartigen Blättern ein Schmuck unsrer Zimmer ist.

— A. v. Humboldt vergleicht diese Erscheinung mit dem Paroxysmus des Liebesfiebers.

Eine andre Energieform, in die sich die chemischen Spannkräfte bei den Verbrennungsvorgängen umwandeln können, ist die mechanische. Sie offenbart sich vornehmlich als Kontraktion der Muskeln und dadurch geleistete Arbeit. In diesem Falle dienen als Brennmaterial vor allem die stickstofffreien Kohlehydrate und wohl auch die Fette. A. Fick sagt, der Muskel sei eine aus Eiweißstoffen aufgebaute Maschine, „in der als krafterzeugendes Brennmaterial stickstofffreie Verbindungen verbrennen.“ Doch müssen unter Umständen diesem Zwecke auch die stickstoffhaltigen Substanzen (Eiweißkörper) dienen können, besonders bei den Fleischfressern, wenn sie mit magerem Fleisch gefüttert werden. Es hat den Anschein, als ob im Muskel ein Teil der chemischen Energie sich direkt in Bewegung umsetzen könnte. Anderseits sprechen Gründe dafür, daß zuerst Wärme gebildet und diese dann in Bewegungsenergie umgewandelt wird. Wie bereits erwähnt (s. oben) kann ein kleiner Bruchteil von Bewegung durch bloße Spaltung der Eiweißstoffe und Kohlehydrate des Muskels und der Nährflüssigkeiten geliefert werden. Auch sei bemerkt, daß umgekehrt ein Teil der Arbeit des Muskels in Wärme verwandelt wird.

Eine wichtige Umwandlung der chemischen Energie ist ferner die in Elektrizität; beruhen doch darauf die galvanischen Elemente und die Accumulatoren. Auch im Organismus, wo schon bloßer Kontakt chemisch verschiedener Flüssigkeiten ausreicht, elektrische Ströme zu erzeugen, werden chemische Prozesse jeder Art, also auch die Verbrennung, Anlaß zur Entstehung von Elektrizität geben. Diese Ströme müssen sich aber bei dem Mangel isolierender Vorrichtungen im Organismus schnell ausgleichen, obgleich sie auf die in den Flüssigkeiten gelösten und dissoziierten Salze[1]) kaum ohne Wirkung bleiben dürften und wohl auch andre chemische Vorgänge veranlassen und beeinflussen mögen. Sicher ist, daß bei Zusammenziehung eines Muskels in ihm ein schwacher Strom abläuft. Aehnliche Ströme entstehen bei jeder Art von Reizung eines Nerven. In beiden Fällen ist die gereizte Stelle der Ort des niedrigeren elektrischen Pontials, d. h. der elektrische Strom bewegt sich nach der Reizstelle hin.

Ist also am Menschen und den meisten Organismen von Bethätigung stärkerer Ströme nichts wahrzunehmen, so ist dies bei manchen Fischen um so auffälliger. Es giebt deren ungefähr 50 Arten, die eigne Organe (zumeist umgewandelte Muskeln) besitzen, in denen sie beträchtliche Mengen von Elektrizität erzeugen und willkürlich entladen können. So betäuben manche von ihnen ihre Beute (kleinere Fische, Krebse u. s. w.). A. v. Humboldt[2]) giebt in seiner lebensvollen Schilderung des Gymnotenfanges in Südamerika (in den Sumpfwassern von Bera und Rastro) sogar an, daß von den Schlägen dieser Fische die ins

---

[1]) Hofmann, Die Rolle des Wassers im menschlichen Körper. Deutsche Revue, Juliheft 1902 S. 70.

[2]) A. v. Humboldt, Ansichten der Natur. 3. Aufl. Bd. I. S. 32 ff.

Wasser getriebenen Pferde betäubt werden können, und G. Fritsch berichtet, daß der Schlag der Torpedo occidentalis einen Mann zu Boden werfen kann. Diese Tiere können in der Minute bis zu 50 Schlägen austeilen; dann sind sie ermüdet — die nötigen chemischen Spannkräfte sind bis auf weiteres erschöpft.

Die Umwandlung der chemischen Energie in Licht als Folge der Verbrennung kann bei sehr hohen und bei niedrigen Temperaturen erfolgen. Der erstere Fall ist natürlich in lebenden Organismen ausgeschlossen; aber auch der andre wird beim Menschen und bei den Säugetieren nicht beobachtet. Vor allem sind es Insekten und zahlreiche Meeresbewohner, außerdem eine Anzahl von Pilzen, die zum Teil sehr lebhafte Lichtemission zeigen. Ueber diese wundervolle Erscheinung hoffe ich ein andresmal in einer ausführlicheren Darstellung berichten zu dürfen.

Wenn der Leser nun die hier dargelegten Verhältnisse in einem kurzen Rückblick zusammenfassen will, so wird er erfahren haben, daß zwei große Gruppen von chemischen Zersetzungen in den Organismen vorherrschen: die Verbrennung (Oxydation) und die Spaltung durch Enzyme, ferner, daß jene immer eine „langsame“ ist, und daß beide Arten von Vorgängen chemische Spannkräfte frei machen, die in andre Energieformen übergehn. Diese sind, wie wir gesehen haben, vornehmlich die Wärme und mechanische Bewegung, sodann, in beschränkterem Maße, die Elektrizität, und nur ausnahmsweise das Licht. Die Wärme, wie sie das Produkt der chemischen Prozesse ist, ist ihrerseits die Vorbedingung für deren ungestörten Verlauf; die mechanische Energie ermöglicht vor allem die Ortsbewegung der Tiere; die Elektrizität bedingt gewisse chemische Prozesse, und wo sie in größerer Menge entsteht, dient sie und die Lichterzeugung den Tieren teils zum Aufsuchen und Erbeuten andrer ihnen zur Nahrung dienender Tiere, teils zur Abschreckung und Abwehr gegen feindliche Angriffe.

Johanna Kinkel über Mendelssohn.

Mitgeteilt von

Adelheid v. Asten-Kinkel.

In ihren Briefen aus London erwähnt meine Mutter, daß man sie aufgefordert habe, Vorträge über die Geschichte der Musik oder vielmehr über einzelne Komponisten zu halten. Ich entsinne mich eines Abends, wo wir Kinder in einer Droschke mitgenommen wurden, um einen Vortrag über Mendelssohn, der in einem höheren Erziehungsinstitut stattfand, durch Gesang und Klavierspiel zu illustrieren. Nie werde ich vergessen, wie mein ältester Bruder, damals etwa

zwölf Jahre alt, sich mit der Mutter ans Klavier setzte und die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“, dieses poetisch musikalische Ideal meiner Kinderjahre, zu Gehör brachte. Ich selbst sang mit Mutter und Schwester einige Kirchenlieder. Wir hatten ein sehr vornehmes Publikum, und in der ersten Reihe saßen ältere Damen, die sich über unser mutiges Auftreten amüsierten. Zu meiner großen Freude hat meine Mutter, wenngleich sie meistens frei sprach, diesen Vortrag aufgeschrieben, und er charakterisiert nicht nur die Kompositionen, sondern auch die persönlichen Vorzüge des hochgebildeten Mannes auf eine so feine und treffende Weise, daß ich es für der Mühe wert halte, ihn ins Deutsche zu übersetzen:

„Wir beschäftigen uns heute mit einem Komponisten, dessen Einfluß noch immer in der musikalischen Welt pulsiert, obwohl er nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Mendelssohn wurde am 3. Februar 1809 geboren, und ehe er sein zehntes Lebensjahr vollendet hatte, erregte seine Befähigung als ausübender Künstler schon große Bewunderung. Dieses ist aber nicht so zu verstehen, als ob man ihn zu den sogenannten Wunderkindern rechnen wolle, zu diesen unglücklichen kleinen Geschöpfen, die durch enormes Ueben eine erstaunliche Fingerfertigkeit oder ein phänomenales Gedächtnis erreicht haben. Nein, der kleine Felix bewies seine innere Befähigung schon früh durch ein reifes Urteil und durch Kompositionen, die den ernsten Sinn eines denkenden Künstlers bewiesen. Wie sehr er die Virtuosen des Modestils schon damals überragte, kann ich durch eine Anekdote beweisen, die mir seine Mutter selbst erzählte:

Eines Tages kam der berühmte Flötenspieler Drouet mit einem Empfehlungsbrief zu Mendelssohns Eltern. Sie veranstalteten eine musikalische Gesellschaft und gaben ihm hierdurch Gelegenheit, seine kolossale Virtuosität zu Gehör zu bringen. Drouet wünschte eine neue eigne Komposition — noch im Manuskript — zu spielen. Die andern anwesenden Musiker wagten nicht ein derartiges Stück vom Blatt zu begleiten und baten den kleinen Felix, diese Aufgabe zu lösen. Drouet sah etwas beleidigt aus, aber alle gaben ihm die Versicherung, daß er seine Komposition den Händen dieses Kindes überlassen könne, das, nachdem es das Manuskript ernstlich überlesen hatte, sich ruhig ans Klavier setzte. Aber nach den ersten Accorden stellte sich heraus, daß Drouets Flöte nach dem Pariser Orchester gestimmt war, einen Halbton höher als die Berliner Stimmung. Drouet entschuldigte sich nun, indem er dieses für ein unüberwindliches Hindernis hielt. Da sagte der kleine Felix: ‚O! Sie brauchen Ihr Stück doch nur in As statt in A zu spielen, dann geht es ganz hübsch.‘ Drouet lachte über diesen Vorschlag, den er als eine kindliche Naivetät auffaßte, und sagte, ein Musiker könne doch ein schweres Stück nicht in einer andern Tonart spielen, weil man dann doch den ganzen Fingersatz ändern müsse. Hierin hatte er auch recht, denn ein Stück mit brillanten Passagen kann überhaupt nicht in schnellem Tempo in einer andern Tonart ausgeführt werden. Felix aber bot sich nun an, die Begleitung in Ais-dur zu spielen, welche (theoretische) Tonart also zehn Kreuze,

in Anbetracht der Doppelkreuze haben würde. Dieser Aufgabe wurde der Kleine vollständig gerecht und zwar in einem Stück, das er noch nie gesehen hatte.

Nachdem Mendelssohn eine ziemliche Anzahl von Kompositionen in verschiedenen Formen herausgegeben hatte, gewann er weitausgedehnten Ruf durch die Ouvertüre zu Shakespeares Sommernachtstraum, die er im achtzehnten Lebensjahre schrieb. Der großartige Erfolg dieses Stücks scheint den Komponisten sehr angespornt zu haben, besonders insofern, als er seine merkwürdige Begabung zu poetischen Schilderungen in musikalischer Form nun weiter ausbildete. Er ist auch wirklich ein vollendeter Meister in diesem „Stil des Feenreichs“ geworden, und wir könnten viele Lieder und Klavierstücke finden, die man am besten „Hexentänze“ nennen dürfte.

Wir wollen einige Beispiele dieses genialen Stils untersuchen. Am schönsten tritt er hervor in dem Elfenchor aus dem „Sommernachtstraum“. Wer Shakespeares entzückendes Gedicht gelesen hat, kann sich hier die Reize der Juninacht vorstellen, noch gehoben durch die phantastische Beleuchtung der Naturgeister. Mendelssohns Accorde fallen in der That wie der zarte Fuß einer Elfe, die den Ast eines Rosenstocks berührt, ohne ihn zu biegen. Die Passagen der Begleitung schlüpfen durch die zartesten Intervalle und geben ein harmonisches Geflüster, das nur mit dem Summen von tausend Insekten in den Kronen der Bäume und mit den von dem Nachtwind zart bewegten Blättern verglichen werden kann.

Zu diesem selben Stil gehören einige Kapricen für Klavier, die sehr beliebt geworden sind. Das technische Mittel, wodurch das Zauberhafte geschaffen wird, scheint mir die Vereinigung einer melancholischen Harmonie mit einem Rhythmus der ausgelassensten Freude zu sein. Mendelssohn wählt eine Tonart, an die wir bei Liedern der einsamen Trauer und der Verzweiflung gewohnt sind. Zum Beispiel Cis-moll, Fis-, E- und B-moll. Der Kontrast einer so dunklen Tonart mit einem Rhythmus, der, wenn in Dur komponiert, den Eindruck eines lustigen Walzers macht, erzeugt diesen reizvollen Schauder unsers Nervensystems. Wir sehen die grauen Gestalten in dem Dämmerlicht und erinnern uns an das Gefühl, das unsre Seele packte, als wir zuerst die Märchen lasen, wo Phantasiebilder beschrieben werden, die die Freuden der Sterblichen genießen dürfen, ohne deren Gefühl der Glückseligkeit teilen zu können. Norddeutschland, die Heimat des Komponisten, ist, wie Schottland und Island, mit derartigen Erzeugnissen der Poesie reich übervölkert.

Hier ist eine Nixe, die nachts aus dem Weiher steigt, dort die Hexe, die sich in eine Katze verwandelt und auf den Blocksberg reitet, wo die Höllengeister tanzen. Selbstverständlich müssen solche Tänze einen andern Stil haben, als der unschuldige Ländler.

Ich gebe hier das Thema des Rondo Capriccioso in E und ferner die ersten Takte eines andern Capriccios (Fis-moll) eben an. Zuletzt spiele ich noch das dritte Capriccio dieses Genres Nr. 2 aus Op. 16, ebenfalls in E-moll . . .

Hier können wir uns eine vollständige Elfenscene denken, die der Komponist

beschreibt. Es hat eben Mitternacht geschlagen, und die schlafenden Elfen steigen aus den Blumenkelchen hervor, wo sie während des Tages versteckt waren. Mehr und mehr begegnen sich in der Lichtung zwischen dichtem Wald, wo das Mondlicht glänzt. Jetzt fängt der Reigen an, und der Tanz wird wilder und wilder, bis endlich der Sturm, der Waldbach und die rollenden Steine sich mit der wilden Walpurgisnacht vereinen. Aber wie die Morgensonne näher kommt, wird der wilde Tanz ruhiger, es ist, als ob die ermüdeten Elfen sich wieder in ihre Blumenkelche zurückzögen, und endlich, wenn der erste Strahl der Morgensonne durch einen Wechsel in der Harmonie (von E-moll nach E-dur) angedeutet wird, sind die Erscheinungen der Nacht verschwunden, und wir sehen, wie die Natur wieder im vollen Tageslicht lächelt.

Mendelssohn ist von den Komponisten, die im Ansehen der Kunstkenner den allerersten Rang einnehmen, allerdings in Bezug auf großartige musikalische Erfindung überragt worden, aber er überragt sie alle in Geschmack und Urteil.

Dieses hat er seiner Erziehung zu verdanken und den besonders günstigen Verhältnissen, in die das Leben ihn gestellt hatte. Wir wollen ihn für den Augenblick mit Franz Schubert vergleichen, der wohl ein größeres Genie war, aber dessen Armut ihm nicht erlaubte, irgend ein andres Studium außer der Musik zu pflegen. Er war oft gezwungen, schlechte Gedichte seiner Gönner in Musik zu setzen, die er nie freiwillig seinen herrlichen Melodien zugesellt hätte. Mendelssohn war nie gezwungen, für sein Brot zu arbeiten. Seine wohlhabenden Eltern gaben ihm die besten Lehrer in der Musik und außerdem eine höchst vielseitige Erziehung. Dieser letzte Vorzug kann in unsrer Zeit nie genug geschätzt werden, wo eine Komposition, wenn auch ganz tadellos als Musikstück, durch einen Verstoß gegen den guten Geschmack vernichtet werden kann.

Mendelssohn hatte auf seinem künstlerischen Gewissen keine derartigen Sünden, die viele unsrer größten Komponisten begangen haben, weil sie die Gesetze des Schönen im ganzen nicht kannten, oder weil der Geist der Geschichte nie mit ihnen gesprochen hatte.

Dieses versteht man besser, wenn man sich an einige Dramen erinnert, deren Texte dem klassischen Altertum entlehnt sind und in denen der Hohepriester die Erlaubnis bekommt, eine Bravourarie im Stile der Renaissanceperiode zu singen.[1]) Oder wo das Benediktus einer Messe Melodien enthält, die für die Serenade eines Troubadours besser gepaßt hätten.

Obwohl es uns möglicherweise unerträglich sein dürfte, ein griechisches Drama in der wirklichen Sangart der damaligen Zeit anzuhören, so besteht doch eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem reinen und einfachen Musikstil und den Ideen, die die Poesie von Aeschylos und Sophokles uns vor die Seele bringt. Die Reden der Antigone und ihre ungeschminkte Wahrheit in ihrer Leidenschaft, sowie auch in ihrer edlen Entsagung sind möglichst weit entfernt von jenem affektierten musikalischen Stil, der kleinliche Gefühle in Verzierungen und Läufen

---

[1]) Jedenfalls aus der Verfallszeit der italienischen Schule.

schildert. Mendelssohn, der das klassische Altertum so gut wie jeder Doktor der Philologie studiert hatte, war im stande, eine Komposition zu schaffen, die wohl wert war, die Verse der großen altgriechischen Tragödie zu begleiten. Hier spiele ich einige Chöre aus „Antigone“ und bitte, den Unterschied in diesem Stil mit der nordischen Hexensage zu beobachten. Man braucht nur die ersten Accorde aus Antigone zu hören, und man glaubt die alten Marmorstatuen eines Tempels zu sehen, die, ihr Piedestal verlassend, uns in dem hellen Sonnenschein des südlichen Himmels entgegenkommen ...

Mendelssohn hat Oratorien, Sinfonien, viele Instrumentalkompositionen, Kantaten, Lieder mit oder ohne Worte geschrieben, aber er wurde nie durch eine Oper berühmt.

Er schrieb eine „Die Hochzeit des Camacho,“ als er noch ein Knabe war, aber dieses Werk machte beim Publikum keinen Eindruck, und später gelang es ihm, trotz langem Suchen, nie, einen Operntext zu finden, der ihn befriedigte. Ich erhielt einmal einen Brief von ihm, in dem er sich hierüber beklagte und sich dahin äußerte, daß eine Oper doch die größte Aufgabe für einen Komponisten sei. Gottfried Kinkel versprach ihm einen Text zu liefern — ein historisches Thema, Otto und Adelheid, aus der Zeit der sächsischen Kaiser, welches Anerbieten Mendelssohn mit Enthusiasmus annahm. Aber ehe der Dichter freie Zeit fand, zerschnitt der unzeitige Tod des Komponisten die Pläne der beiden Beteiligten. Eine andre Oper, „Loreley“, für die Emanuel Geibel den Text geliefert hatte, blieb unvollendet und ist nur in Bruchstücken erschienen.

Es wird nicht uninteressant sein, etwas über Mendelssohns Herkunft zu wissen, die seine künstlerische Carriere sehr beeinflußt hat. Sein Urgroßvater war ein armer jüdischer Schulmeister in Dessau, genannt Mendel. Der Sohn dieses Mendel nahm zuerst den Namen Mendelssohn an, und danach wurden seine Nachkommen genannt. Moses, dieser erste Mendelssohn und Großvater des Komponisten, wurde 1729 geboren und war einer der größten philosophischen Schriftsteller. Er starb in Berlin im Jahre 1766, von seinen Zeitgenossen allgemein bewundert und in einer Lebensstellung weit über den Verhältnissen, aus denen er hervorgegangen war. Er hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter, die alle in ihren Kreisen eine hervorragende Stellung einnahmen. Sein zweiter Sohn, Abraham, war der Vater von Felix. Bis zu dieser Generation war die Familie der jüdischen Konfession treu geblieben, aber Felix und die andern Enkelkinder von Moses Mendelssohn wurden gleich nach der Geburt getauft und erhielten eine christliche Erziehung. Ich behaupte, daß Felix sogar etwas von dem besonders strebsamen Christentum in sich hatte, das so oft die Bekehrten kennzeichnet. Er sprach gern über christliche Grundsätze, aber er that es auf eine sehr bescheidene Weise, und da sein eignes, tadelloses Leben durchaus mit seinen milden Worten im Einklang stand, rührten diese Worte die Seele des Hörers um so mehr.

Im ganzen sind Musiker eine zanksüchtige und eifersüchtige Sorte von Menschen, und man findet selten einen, der mit der Stellung, die er sich erobert

hat, zufrieden wäre. Noch seltener ist ein Künstler, der zugeben will, daß seine Kollegen in der Achtung des Publikums eine höhere Stellung verdienen. Ich erinnere mich, daß Mendelssohn, als ihm eine derartige Zwistigkeit vorgetragen wurde, die beiden Streitenden vom christlichen Standpunkt aus beurteilte, ohne ihre Stellung als Künstler in Betracht zu ziehen. Er fragte, wie sie denn wohl ihr Benehmen gegen die Konkurrenz mit ihren christlichen Grundsätzen vereinigen könnten, da die Pflicht, sich selbst zu demütigen, doch wohl auch auf die Künstlerwelt angewendet werden müsse. Wenn er ein Konzert dirigierte, gab er sich die größte Mühe mit den Meisterwerken andrer Komponisten, aber er nahm so wenig Zeit wie eben möglich für das Einüben seiner eignen Werke in Anspruch.

Die Orchestermusiker erinnerten ihn oft daran, daß diese oder jene Passage bei der letzten Probe noch schlecht geklungen habe und daß das Publikum seine Kompositionen möglicherweise falsch beurteilen dürfte. Er antwortete: „O, das macht nichts, es ist alles gut genug, ich bin ganz zufrieden mit der Mühe, die Sie sich gegeben haben, aber ich bitte Sie, lassen Sie uns das Stück von Beethoven (oder Bach) noch einmal wiederholen, das viel vollkommener gespielt werden müßte."

Dieses alles wurde ohne jede Affektation gesagt und gethan. Mendelssohn war einer der reinsten Charaktere, ohne Eitelkeit, ohne Neid und stets gütig und sanftmütig gegen Freunde und gegen seine Mitmenschen im allgemeinen. Ich füge noch ein Beispiel seiner Liebenswürdigkeit hinzu, das den Menschen und den Künstler zu gleicher Zeit charakterisiert:

Ein Verwandter seiner Frau lag in Frankfurt auf dem letzten Krankenbett, als Mendelssohn durch diese Stadt reiste. Man hatte dem Komponisten mitgeteilt, daß dieser alte Herr sich in der Jugend sehr für Musik begeistert habe und daß es ihm ein großer Genuß sein würde, Mendelssohn spielen zu hören. Der letztere machte sich sofort auf den Weg, um diesen Wunsch zu erfüllen, aber er überlegte sich, daß der alte kranke Mann es schwer finden würde, den komplizierten Kompositionen einer späteren Kunstperiode zu folgen. Deshalb suchte er eine Auswahl solcher Stücke zusammen, wie sie in der Mode waren, als der alte Herr in seiner Jugend Klavier spielte, also Sonaten von Pleyel, Sterkel oder Clementi, damit der arme Patient keine Mühe haben sollte, sie zu verstehen. Nun — es muß viel Güte in dem Herzen eines solchen Künstlers sein, wenn er an derartiges denken und die Empfindungen eines Fremden so richtig mitfühlen kann. Wie oft, wenn wir andern Freude machen wollen, thun wir es auf *unsre* Art und Weise; sie sollen sich über das freuen, was uns erfreut, und wir versagen ihnen das, was vielleicht *ihr* Glück sein könnte. Hier ist ein Künstler, der durchaus berechtigt war, die Gaben seines eignen Genius über die der Kollegen zu stellen, aber er beugt sich vor dem bescheidenen Begriffsvermögen seines Zuhörers. Der alte Mann, der von Mendelssohn auf eine so gütige Weise behandelt wurde, erklärte diese Stunden für seine glücklichsten. Er hatte das Empfinden, als ob der Tod ihm leicht sein würde, denn die Träume seiner

Jugend umringten ihn auf den Flügeln dieser Melodien, von einer so zarten, graziösen Hand gespielt!

Die beiden Schwestern und der einzige Bruder von Felix waren auch sehr musikalisch. Sein Bruder Paul spielte das Violoncell wunderschön, und als das Oratorium „Paulus“ zuerst in Mendelssohns Familienkreis aufgeführt wurde, spielte dieser Herr die obligate Cellostimme in einer Nummer. Rebekka, die jüngere Schwester, war durchaus zu der Behauptung berechtigt, daß man sie für eine hervorragende Klavierspielerin halten würde, wenn sie Mitglied einer andern Familie gewesen wäre. Aber obwohl ihr Talent gerade so bedeutend wie ihre Bildung war, wurde sie doch durch Felix und ihre älteste Schwester Fanny in den Schatten gestellt.

Diese Dame, Fanny Hensel, war die bedeutendste Musikerin, der ich in meinem ganzen Leben begegnete, und in Bezug auf Charaktergröße und Genie verdiente sie durchaus von ihrem Bruder als seinesgleichen behandelt zu werden. Nie gab es zwischen Bruder und Schwester eine wärmere Liebe und ein stärkerer künstlerischer Einfluß. Ehe Felix ein Stück herausgab, schickte er es zuerst an Fanny, damit sie es beurteilen solle. Jede Kritik von ihrer Seite konnte ihn veranlassen, die betreffende Stelle zu untersuchen und sogar zu ändern. Sie that das gleiche mit ihren Kompositionen, die sehr wertvoll sind. Sie war aber so taktvoll, daß sie in jüngeren Jahren nie ein Stück mit ihrem Namen herausgab. Viele ihrer Lieder sind in den ersten Heften ihres Bruders erschienen, der ihnen seinen Namen lieh. Wenn ich mich richtig erinnere, gehören die Lieder „Heimweh“ und „Italien“ zu Fannys Kompositionen und sind unten auf der Seite mit dem Namen Friederike gekennzeichnet.

Nach ihrer Verheiratung mit dem Maler Hensel hat sie verschiedene Klavierstücke mit ihrem eignen Namen herausgegeben, die, obwohl von einem selbständigen Geiste geschaffen, doch im selben Stil geschrieben waren wie die ihres Bruders.

Ich erlebte einmal eine Begebenheit, die einen noch stärkeren Beweis für die innere Wahlverwandtschaft zwischen Bruder und Schwester liefert. Als Felix in Leipzig war, schickte er eine Fuge, die er soeben komponiert hatte, damit seine Schwester, wie gewöhnlich, ihre Meinung abgeben sollte. An dem Morgen, an dem die Sendung ankam, sagte Fanny zu mir: „Wie sonderbar, daß Felix mir gerade ein Präludium und eine Fuge schickt, denn ich schickte ihm gestern das gleiche, ohne zu wissen, daß er auch derartiges schreibt.“ Sie versuchte sein Stück, und alle Anwesenden waren erstaunt zu finden, daß es in der Zusammenstellung, überhaupt in allen Formen, ihrer eignen Komposition glich. Durch Zufall waren diese beiden Werke auch in As-dur und hatten die gleiche Vorzeichnung des Rhythmus.

Natürlich waren die Melodien verschieden, aber sie sahen aus wie die Gesichter von Zwillingen.

Fanny sagte: „Wir lernen wenigstens durch diesen Zufall, wie ungerecht wir sind, wenn wir den Komponisten vorwerfen, daß sie Aehnlichkeiten gestohlen

haben.“ Da diese beiden Stücke sich auf dem Wege zwischen Berlin und Leipzig gekreuzt hatten, blieb das Faktum, daß zwei Personen zu gleicher Zeit den gleichen musikalischen Gedanken haben können, ganz unantastbar.

Fannys Tod ist wieder so eng mit dem Schicksal ihres Bruders verbunden und die Verhältnisse sind so poetisch gefärbt, daß sie uns an alte Mythen erinnern könnten, wo Helden — von den Göttern beliebt — von einem Blitzstrahl schnell getötet oder in einer Wolke von der Erde entrückt wurden.

Als Mendelssohn seinen „Elias“ schrieb, entschloß Fanny sich auch zu einem größeren Werk, und sie wählte eine der höchsten Aufgaben, nämlich eine begleitende Musik zum zweiten Teil von Goethes „Faust“.

Es ist wohl bekannt, wie Felix sich ungefähr ein Jahr vor seinem Tode überarbeitete. Es war, als hätte er gefühlt, daß nur noch einige Tage zu seiner Verfügung standen, und wie der Seidenwurm, der aus sich selbst die goldnen Fäden zu seinem Grab spinnt, so erregte der Komponist sein Gehirn bis zum Verderben.

Während Felix in England weilte, um „Elias“ zum ersten Male aufzuführen, vollendete Fanny ihr Meisterwerk, das an einer ihrer Privatmatineen ebenfalls zu Gehör kommen sollte. Diese musikalischen Zusammenkünfte haben in Deutschland eine große Berühmtheit erlangt, obwohl sie nie öffentlich hervortraten. Fanny dirigierte meistens, aber wenn Felix auf Besuch in Berlin weilte, nahm er manchmal ihre Stelle ein oder half ihr bei der Begleitung der Chöre. Dort hörte man nur die beste klassische Musik, und nur sehr ernste Musiker durften teilnehmen. Außerdem fand Felix hier eine Gelegenheit, seine Manuskripte zu Gehör zu bringen, und konnte somit ihre Wirkung beurteilen, ehe sie gedruckt wurden. So zum Beispiel sangen wir sein Oratorium „Paulus“ zum ersten Male an einer dieser Zusammenkünfte.

Berühmte Sänger und Virtuosen fanden hier auch Aufmunterung — immer vorausgesetzt, daß sie sich von schlechten Modekompositionen fernhielten. Dieses war eine ebenfalls gute Gelegenheit, die Berliner Künstler und Kunstkenner zu sprechen, ehe sie ein Konzert gaben.

Ich erinnere mich, die berühmten Sängerinnen Klara Novello und Viardot-Garcia, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, Vieuxtemps, den Cellospieler, damals noch ein Knabe, und viele andre, die die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit wagten, dort getroffen zu haben.

Madame Fanny Hensel war nach ihrer Verheiratung im Elternhause geblieben, und ihre Konzerte wurden in dem großen Saale veranstaltet, dessen Flügelthüren von Glas in einen unabsehbaren Garten führten. Hier lud der Schatten alter Bäume während der Sommerzeit zu reizenden Spaziergängen ein. Wirklich erinnerte diese Scene an das Elysium, wo die glücklichen Geister der Musenfreunde wandelten, von himmlischen Harmonien entzückt. Mehr und mehr Dilettanten versuchten eine Einführung zu diesem Heiligtum zu erlangen, um so verlockender, je schwerer es war, eine Einladung zu bekommen.

Manchmal lud sich auch die königliche Familie ein, wenn etwas besonders Interessantes aufgeführt werden sollte.

Eine dieser Gelegenheiten war der Tag, an dem Fannys letzte Komposition, die vorerwähnte Musik zu Goethes „Faust“, zum ersten Male gesungen werden sollte. Wie ihr Bruder Felix hatte Fanny ihre Gesundheit überanstrengt, um dieses letzte Werk zu vollenden, aber schließlich saß sie doch an ihrem Klavier in dem alten, bekannten Salon; die Bäume aus dem Garten grüßten mit ihren sonnigen Blättern, und ihre musikalischen Freunde umringten sie voller Erwartung. Es war die letzte Probe, und sie mochte mit Recht die Worte des sterbenden Faust aussprechen, die er in dem Gedicht, das vor ihr lag, selbst spricht:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich nun den höchsten Augenblick.“

Die Faustlegende sagt ja, daß der Held in dem Augenblick sterben muß, wo er sich in seinem Leben zufrieden fühlt, und dieses war das Schicksal der Komponistin. Fanny spielte den ersten Accord und brach im selben Augenblick zusammen.

Am folgenden Morgen kamen die eingeladenen Zuhörer wie gewöhnlich, denn es war unmöglich gewesen, die Nachricht von Fannys plötzlichem Tod so schnell zu verbreiten. Eine Freundin übernahm das schwere Amt, den Gästen das Vorgefallene in kurzen Worten mitzuteilen, und um das Klavier stand ihr Chor in Trauerkleidern und sang ein Lied des Todes.

Viele Thränen folgten dieser edeln Frau, doch keine so bitter wie die ihres Bruders, denn sie verwandelten sich in zehrendes Gift.

Er war in der Schweiz, um alle geistige Thätigkeit eine Zeitlang zu unterbrechen und seine Gesundheit wieder zu kräftigen. Dort erreichte ihn die Nachricht von Fannys Tod und übte einen verhängnisvollen Einfluß auf sein Nervensystem aus. Er kehrte nach Leipzig zurück, wo er sich, voller Kummer, noch einige Monate weiter schleppte, bis eine schwere Gehirnkrankheit seinem Leben ein Ende machte, ehe er sein neununddreißigstes Jahr vollendet hatte. Seine junge und schöne Frau, Cäcilie, überlebte ihn nur einige Jahre, sie verzehrte sich in Sehnsucht. Sie hatten sich herzlich geliebt, und ihr Familienleben war über alle Begriffe glücklich gewesen.

Als das erste Konzert nach Mendelssohns Tod in Leipzig gegeben wurde und ein andrer Kapellmeister vor dem Publikum erschien, war es, als ob eines jeden liebster Freund fehlte. Eine Dame sang sein wohlbekanntes Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, das so ganz in die allgemeine Stimmung hineinpaßte, daß sich niemand der Thränen erwehren konnte.

Eines der Lieder ohne Worte wurde als Trauermarsch arrangiert und begleitete den Künstler zum Grabe.

Man kann wohl behaupten, daß mit Mendelssohns Tod eine Kunstperiode zu Ende ging, die in Deutschland nie wiederkommen wird. Seine Entwicklung fiel in eine lange Zeit des Friedens — des Stillstands in der Politik, wo das Interesse aller Gebildeten sich wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten zuwandte.

Einige Monate nach Mendelssohns Tode (4. November 1847) kam der allgemeine Ausbruch der Revolutionen von 1848. Seit dieser Zeit hat sich der Geist der deutschen Nation vielleicht noch mehr verwandelt, als die Verhältnisse des ganzen Festlandes. Ein Leben erfüllt von Poesie und Glück, durch äußere Stürme ganz unberührt, wie Mendelssohn es geführt hat und das ihn zu dem machte, was er gewesen ist, ist jetzt zur Unmöglichkeit geworden. Jeder, der den Komponisten persönlich gekannt hat, muß sich sagen, daß die Kämpfe von 1848 ihn ganz unglücklich gemacht hätten, denn er hätte sich mit ganzem Herzen weder der einen noch der andern Partei zuwenden können; zudem hätte seine exklusive Hingabe an die höchsten und zartesten Regionen der Kunst ihn in einen feindlichen Konflikt mit den leidenschaftlichen Gefühlen der ihn umringenden Kreise gebracht. Er lebte in einer ähnlichen künstlerischen Zurückgezogenheit der Seele wie Goethe in der Poesie während der französischen Revolution. Goethes Geist hatte einen frühen Einfluß auf den Geist Mendelssohns, erhöht durch die Thatsache, daß Zelter, der Lehrer Mendelssohns in der Theorie der Musik, einer der intimsten Freunde von Goethe war. Durch diese Vermittlung wurde Felix dem großen Dichter vorgestellt, der sich schon sehr für das Kind interessierte.

Mendelssohn fand in Berlin keine Stellung — seinem Genie entsprechend. Verhältnismäßig unbedeutende Musiker wurden ihm vorgezogen, wenn eine Direktorstelle frei wurde. Dieses ist zuerst dem System der Anciennetät zuzuschreiben, dann der Furcht, daß die Familie Mendelssohn einen zu exklusiven Einfluß gewinnen könnte, und schließlich vielleicht dem alten Sprichwort, daß ein Prophet nicht in seinem Vaterland geschätzt wird.

Mendelssohn lebte mehrere Jahre in Düsseldorf, wo er und der berühmte Dichter Immermann durch ihre vereinte Strebsamkeit das Theater, die Konzerte und die Gesellschaft hoben. Dieses waren goldene Zeiten am Rhein, und wer sie mitmachte, spricht davon wie von einem verlorenen Paradies.

Die Feste der Düsseldorfer Malerschule nahmen während der Anwesenheit des großen Dichters und des großen Komponisten auch einen höheren Charakter an. Eine Kunst beeinflußte die andre. Die Maler arrangierten lebende Bilder — Immermanns Verse und Mendelssohns Musik hielten die gebildete Welt beständig in einer enthusiastischen Stimmung, und wie sehr der phantasiereiche Hauch einer solchen Atmosphäre begeistern kann, das weiß jedes produktive Talent. 1836 lebte Mendelssohn in Frankfurt, wo er den Cäcilienverein während der Krankheit des Gründers (Schelble) dirigierte. Nach diesem Jahr verlegte er sein Domizil nach Leipzig und wurde dort der leitende Geist des Konservatoriums. Während seiner Reisen durch Italien und Sizilien hörte Mendelssohn einmal zufällig, daß die Kirche eines gewissen Nonnenklosters eine herrliche Orgel enthielt. Da er nun selbst auch ein vorzüglicher Organist war, machte er sich auf den Weg, um das berühmte Instrument kennen zu lernen. Die Erlaubnis der alten Aebtissin wurde verschafft, und Mendelssohn fing an zu spielen. Nun ist es allerdings nicht Sitte, daß Nonnen sich vor einem Fremden sehen lassen, am wenigsten, wenn dieser Fremde ein hübscher junger Herr ist. Aber Mendelssohn

spielte so wunderbar, daß die alte Aebtissin es sich nicht versagen konnte, selbst vor ihm zu erscheinen (zuerst wahrscheinlich hinter einem Schirm auf der Galerie). Endlich, als sie und einige der älteren Nonnen sich klar gemacht hatten, daß der wunderbare Fremde ein „illustrissimo Maestro“ war, fingen sie eine Unterhaltung an und waren durch sein schönes Italienisch angenehm überrascht.

Sie beklagten sich darüber, daß sie es nun doch bald leid wären, ihr ganzes Leben hindurch immer dieselben klassischen Gesänge zu hören, indem das Repertoire des Klosters in Bezug auf weibliche Chöre sehr begrenzt sei. Mendelssohn ließ durchleuchten, daß er sich eine Ehre daraus machen würde, ihnen einiges im strengsten klassischen Stil zu komponieren, wenn er nur eben hören könnte, welche Sorte von Stimmen das Kloster zur Verfügung hätte. Unterdessen hatte er schon so großes Vertrauen bei der Aebtissin erweckt, daß sie die alten Nonnen wegschickte, um die jungen zu holen, damit sie ein Stabat mater oder dergleichen vor dem Maëstro singen sollten. Mendelssohn erzählte, daß die Chöre dieser frommen Jungfrauen ganz überirdisch — ja wie Engelsstimmen in den stillen Säulen der entlegenen Kirche geklungen hätten. Und für diese italienischen Nonnen hat Mendelssohn die Chorgesänge für weibliche Stimmen geschrieben, die bei den Liebhabern der Kirchenmusik so populär geworden sind.

England, das unserm Händel eine Heimat gab, und wo Haydn, Mozart, Weber und so viele andre unsrer deutschen Tondichter einen glänzenden Empfang fanden, hat auch Mendelssohn als einen willkommenen Gast geehrt. Er sprach mit Worten der wärmsten Dankbarkeit von der Güte, die man ihm in diesem Lande entgegenbrachte, und von der Anregung, die sein Genie den dortigen herrlichen Aufführungen seiner Oratorien zu verdanken habe. Jedoch wurde er dort auch manchmal von seinen jugendschönen Verehrerinnen geneckt — aber auf eine so liebliche Weise, daß er es nicht ernst auffaßte. In einer Familie, wo er logierte, waren die jungen Damen so entzückt von einem seiner Klavierstücke, das sie mit einem Waldbach (Rivulet) verglichen,[1]) daß er es ihnen nicht oft genug vorspielen konnte. Eines Abends, nachdem er es mehreremal wiederholt hatte, erinnerte ihn der Herr des Hauses an eine Probe, die am nächsten Morgen stattfinden sollte, und riet ihm, sich nun doch zurückzuziehen, um den bevorstehenden Anstrengungen gewachsen zu sein. Dieses that er, aber, in seinem Schlafzimmer angekommen, hörte er, wie die jungen Damen den Versuch machten „the Rivulet“ auswendig zu spielen. Obwohl ihnen dieses in keiner Weise gelang, wollten sie den Versuch doch nicht aufgeben, und da Mendelssohn die beständige Stockung auf der Dominante nicht länger ertragen konnte, vielmehr die Auflösung in die Tonica innerlich verlangte, sprang er schließlich in Verzweiflung aus seinem Bett heraus, zog sich wieder ganz fein und anständig an und erschien zu dem äußersten Erstaunen der schönen Dilettantinnen wieder im Salon, indem er ausrief: „Meine Damen, ich will Ihnen das Stück noch einmal vorspielen, aber dann, bitte, lassen Sie mich schlafen!“

---

1) Jedenfalls Nr. 3 aus Opus 16.

Hier geht das Heft, in dem der Vortrag aufgezeichnet ist, zu Ende. In einer Ecke steht:

Schluß nach Belieben.

Ich suchte alles durch und fand unter alten Briefen ein Zettelchen, aus dem sich ergiebt, daß meine Mutter nochmals eine Betrachtung über das für seine Schaffenskraft vielleicht rechtzeitige, aber für sein Lebensglück so hochtragische Ende des großen Komponisten aussprechen wollte. Dabei denke ich an die Worte von Goethe, die darauf hinausgehen, daß jeder Mensch gerade dann stirbt, wann er entbehrt werden kann. Wenn ich mich recht erinnere, ist hier von Mozart die Rede. Denn auch er war ein frühreifes Kind, schnell in die Blüte, ebenso schnell in den Verfall getrieben. Aber noch mehr erinnert das Schicksal Mendelssohns an die Worte des Simmias aus dem „Phädon", jener herrlichen Beweisführung für die Unsterblichkeit der Seele, die der Ahne des jungen Komponisten[1]) jedem strebenden Künstler als Trost in Stunden der Verzagtheit hinterließ.

Ja, die Harfe ist zerschmettert, und die Saiten sind zerrissen, aber das Lied ist uns geblieben, und der Geist, der die wunderbaren Töne einhauchte, wird nicht sterben.

Helmholtz als Professor der Physiologie in Heidelberg.[2])

Von

Leo Koenigsberger.

(Michaelis 1858 bis Ostern 1871.)

Von einer kurzen Pfingstreise mit seiner jungen Frau nach Heidelberg zurückgekehrt, — „mit tiefer Rührung sprach sie noch im letzten Jahre ihres Lebens von der ersten Fahrt, die sie mit ihrem Manne, dessen Hoheit und Größe sie ahnend empfand, nach Schloß Eberstein damals von Baden aus gemacht hatte" —, findet er ein warmes Glückwunschschreiben seines alten Freundes Ludwig vor, der zugleich sein „grenzenloses Staunen über die an Bedeutung immer großartiger werdenden Forschungen" von Helmholtz ausspricht, aber von diesem die bescheidene Antwort erhält: „Ich wollte aber, Du dächtest nicht so übermäßig groß von meinen und so klein von Deinen Arbeiten. Jeder hat

---

[1]) Moses Mendelssohn.

[2]) Der Verfasser hatte die Güte, der „Deutschen Revue" auf unsern Wunsch einen Abschnitt aus dem demnächst erscheinenden II. Bande der Helmholtz-Biographie zur Veröffentlichung zu überlassen. Die Redaktion.

seine besonderen Fähigkeiten, und ich selbst weiß sehr genau, daß ich selbst unfähig gewesen wäre, die Abhängigkeit der Speichelsekretion von den Nerven zu entdecken oder andre Deiner Arbeiten auszuführen."

Die neuen Verhältnisse lassen uns Helmholtz sehr bald in völlig veränderter Beleuchtung erscheinen; die düsteren Schatten, die Jahre hindurch seinem Leben eine trübe Färbung gegeben, sind verflogen, im neu entstehenden Heim fallen dank der alle Welt bezaubernden Gattin funkelnde farbige Lichter auf Herz und Gemüt. Hatte der große Denker sich bisher zur ersten Autorität in der wissenschaftlichen Welt emporgearbeitet, alle Gelehrtenkreise mit Staunen und Bewunderung erfüllt, durch seine optischen und akustischen Arbeiten die Aufmerksamkeit und Anerkennung auch der Welt der Künstler auf sich gelenkt, so gelang es ihm jetzt, in seine Kreise immer weitere Schichten der gebildeten Welt hineinzuziehen. Wie er schon in Königsberg und Bonn durch öffentliche Vorträge seine großen und umfassenden wissenschaftlichen Anschauungen in die weitere wissenschaftliche Welt hineinzutragen begonnen, so wurde jetzt sein Haus zum Brennpunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, und selbst bei den naturgemäß nicht ausgedehnten Heidelberger Verhältnissen fühlte man in diesem Hause ein Leben pulsieren, wie es sonst nur große Verhältnisse zu entwickeln gestatten.

„Durch Reisen nach England," schreibt seine Schwägerin Freifrau v. Schmidt-Zabiérow, die ältere Tochter Robert v. Mohls, „wie durch wiederholten langen Aufenthalt bei unsern Verwandten in Paris, in der durchgeistigten Atmosphäre des Salons unsrer Tante in der Rue du Bac 120, dem Mittelpunkt vornehmer Geselligkeit, gelangte auch die glänzende Begabung meiner Schwester zur vollen Entfaltung, wurde ihr der Verkehr mit bedeutenden Menschen zum Bedürfnis. Reichliche Gelegenheit zur Anknüpfung fördernder Beziehungen ergab sich für meine Schwester nicht nur im elterlichen Hause, sondern in vielen damals in Heidelberg lebenden geistig und gesellschaftlich hochstehenden Freunden fremder Nationen. Erweiterung der Lebensanschauungen, gesteigerte Lebensbedürfnisse waren die notwendige Folge dieser internationalen Verhältnisse. Die englische und französische Sprache beherrschte meine Schwester so vollständig wie ihre Muttersprache, jegliche Beschränkung auf abgegrenzte gesellschaftliche Kreise war ihr von früher Jugend an unerträglich. Ihr frisches, fröhliches Naturell, ihr Humor, ihr rasches Erfassen von Charakteren und Dingen mögen in ihrer Unmittelbarkeit beglückend auf Helmholtz gewirkt haben."

Aber trotz der vielen und ausgebreiteten sozialen Beziehungen spielte sich dieses durch seine Mannigfaltigkeit und geistige Vornehmheit wahrhaft wohlthuende Leben meist in seinem eignen Hause ab, und gerade dadurch gelang es auch wiederum seiner durch Anmut und Geist hervorragenden Frau, die Geselligkeit auf einem ungewöhnlich hohen Niveau zu erhalten und ihr stets die Grenzen zu ziehen, die mit einem unentwegten Denken und Forschen ihres Mannes verträglich waren. In seinem Arbeitszimmer und seiner Bibliothek begann Ordnung und Uebersicht zu herrschen dank der Fürsorge seiner Frau, die noch wenige Monate vorher als Braut ihm schrieb:

„Was werde ich noch an mir arbeiten müssen, um eine wirklich brauchbare Frau zu werden, die ihr Temperament zu angemessenem Nachdenken bringt. Verliere nur die Geduld nicht, Hermann, ich bin ohnedies leicht zu decouragieren, aber das muß ich Dir sagen, eine unordentliche Haushaltung führst Du in Deinem Schreibtisch. Wäre ich nicht viel zu gut erzogen in Beziehung auf gelehrte Unordnung, so würde ich mir erlauben, mit energischer Hand unbeschriebenes Papier von beschriebenem zu sondern und alle Briefe in eine Schublade zu legen, ungelesen, notabene, — und dann nach Miß Nightingals Prinzip mit einem feuchten Tuch darin zu hausen —, so aber lasse ich's beim status quo und freue mich, eine menschliche Schwäche bei Dir entdeckt zu haben."

Die Korrespondenz mit seinen wissenschaftlichen Freunden nahm einen noch größeren Umfang an als früher; wurde auch der wissenschaftliche Gehalt in seinem Briefwechsel mit du Bois naturgemäß dadurch geringer, daß die Arbeiten von Helmholtz allmählich auf Gebiete sich erstreckten, die den Untersuchungen du Bois' ferner lagen, so trat an die Stelle ein schon im Jahre 1856 beginnender und mit den Jahren immer reger und enger werdender brieflicher und persönlicher Verkehr mit W. Thomson, der nicht nur die eignen epochemachenden Untersuchungen dieser beiden großen Naturforscher zum Gegenstande hatte, sondern in dem sie sich auch gegenseitig Mitteilung machten von den wichtigsten Arbeiten und Entdeckungen andrer Forscher während des langen Zeitraumes von fast 50 Jahren. So war Helmholtz der erste, der Thomson Nachricht gab von der Kirchhoffschen Entdeckung der Metalle in der Sonnenatmosphäre; wenn auch der darauf bezügliche Brief sich bei Lord Kelvin nicht mehr vorfindet, so mögen doch dessen am 26. September 1902 an mich gerichtete hochinteressante Zeilen hier eine Stelle finden:

„. . . There must be several others between that date and 1856, when I first had the great pleasure of making personal acquaintance with Helmholtz in Kreutznach where he came to see me, and in Bonn where I returned his visit.

„There must be a letter of November or December 1859 telling me of Kirchhoffs discovery of metals in the solar atmosphere by spectrum analysis. You may possibly find my answer which I wrote immediately on receiving it, telling him that, as chanced two or three days before, I had, in a lecture to my students in Glasgow University, told them that I had learned from Stokes that the double dark line D in the spectrum of sunlight proves that there is sodium vapour in the sun's atmosphere, and that other metals might be found there by the comparison of the Fraunhofer dark lines in the solar spectrum with the dark lines produced in flames by metals. I am sure I must also have told him that I had been giving this doctrine regularly in my lectures for several years.

„I well remember that at that time I was making ‚Properties of Matter' the subject of my Friday morning lecture. On one Friday morning I had been telling my students that we must expect the definite discovery of other

metals in the sun besides sodium by the comparison of Fraunhofer solar dark lines with artificial bright lines. The next Friday morning I brought Helmholtz's letter with me into my lecture and read it, by which they were told that the thing had actually been done with splendid success by Kirchhoff ..."

Die Fertigstellung des großen akustischen Werkes hatte nach dem Erscheinen der zweiten Lieferung der physiologischen Optik schon in der ganzen letzten Zeit seine Kraft fast ausschließlich in Anspruch genommen, und Helmholtz durfte mit dem Beginn des Jahres 1861 nach den vieljährigen Vorarbeiten endlich hoffen, in kurzer Zeit der ganzen gebildeten Welt seine tiefen akustischen und musikalischen Forschungen vorlegen zu können. Kurz nach dem schweren Unfall, der Thomson getroffen, schrieb er am 16. Januar 1861 an dessen Frau:

„... Ich habe den Winter hindurch an meiner physiologischen Theorie der Musik gearbeitet und habe nur noch zwei Kapitel zu schreiben, dann bin ich mit dem ersten Entwurf fertig, wonach ich freilich im einzelnen noch viel werde nachbessern und umarbeiten müssen. Ich hoffe, das Buch nach Ostern zum Druck geben zu können. Mr. Thomson wird außer dem, was ich ihm schon im Sommer darüber auseinandergesetzt habe, noch manches Neue darin finden, was ich erst später beim Ausarbeiten des Einzelnen gefunden habe. Ich bin mit meinen physikalischen Theorien ziemlich weit in die Theorie der Musik eingedrungen, weiter, als ich anfangs selbst zu hoffen wagte, und die Arbeit ist mir selbst äußerst amüsant gewesen. Wenn man aus einem richtigen allgemeinen Prinzipe die Folgerungen in den einzelnen Fällen seiner Anwendung sich entwickelt, so kommen immer neue Ueberraschungen zum Vorschein, auf die man vorher nicht gefaßt war. Und da sich die Folgerungen nicht nach der Willkür des Autors, sondern nach ihrem eignen Gesetze entwickeln, so hat es mir oft den Eindruck gemacht, als wäre es gar nicht meine eigne Arbeit, die ich niederschreibe, sondern als ob ich nur die Arbeit eines andern niederschriebe. Mr. Thomson muß an seinen eignen Arbeiten über die mechanische Wärmetheorie ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Ich habe dabei viele Musikstücke durchsehen müssen und Geschichte der Musik studiert. Dabei sind mir auch die schottischen Lieder nützlich gewesen, weil in ihnen manche eigentümliche alte Formen sich erhalten haben ..."

Die Bearbeitung jener zwei noch nicht abgeschlossenen Kapitel bot aber abgesehen von den schon oben besprochenen Untersuchungen über die arabisch-persische Tonleiter noch größere physikalische und mathematische Schwierigkeiten, deren Behandlung er noch vor dem Erscheinen seines Werkes in kurzen Mitteilungen veröffentlichte ...

... Mit dieser Arbeit beschließt er zunächst wenigstens die Veröffentlichung seiner einzelnen akustischen Untersuchungen und geht nun an die Thomson schon früher angekündigte zusammenfassende Darstellung einer physiologischen Akustik.

Freude am Leben, Befriedigung und Glücksgefühl in den neuen Verhält-

nissen verleihen ihm wieder die alte Spannkraft des Geistes, Unermüdlichkeit in der Arbeit, zugleich aber auch wieder Sehnsucht nach Natur und Kunst — er ist eben im Begriff, die Brücke zu schlagen, die von der Physik und Physiologie zur Aesthetik führt. Nach Beendigung der Vorlesungen und einer Kur in Kissingen macht er mit seiner jungen Frau eine längere Reise in die Schweiz und nach Italien und kehrt, wie seine Freunde es später so oft erzählten, körperlich und geistig erfrischt und verjüngt, heiter und teilnehmend an allem, was ihm das Leben entgegenbrachte, in die herrliche Neckarstadt zurück, die ihm nun erst eine neue Heimat werden sollte. Seine Kinder Käthe und Richard, die vom April an sich bei ihrer Großmutter in Dahlem aufgehalten, holte er selbst noch im September nach Heidelberg ab, wo er nunmehr im Hause von Häusser auf der Anlage gemeinsam mit Frau v. Velten eine geräumige Wohnung inne hatte.

Mit frischer Kraft nahm er die Bearbeitung seiner Akustik auf, vertiefte sich in überaus schwierige optische Probleme, deren Lösung die dritte Lieferung seiner physiologischen Optik bringen sollte, machte sich an den Bau und die Ausführung seiner Erkenntnistheorie, gestaltete aber auch zu gleicher Zeit die elektrischen Untersuchungen weiter aus, auf die ihn früher die Arbeiten von du Bois und seine eignen physiologischen Probleme geführt hatten.

In einem Vortrage, gehalten im naturhistorisch-medizinischen Verein in Heidelberg am 8. Dezember 1861 und betitelt „Ueber die allgemeine Transformationsmethode der Probleme über elektrische Verteilung“, liefert Helmholtz, ohne die Untersuchungen andrer über diesen Gegenstand zu kennen, eine Reihe von interessanten und weittragenden Sätzen ...

... Unmittelbar nachdem Helmholtz seine interessante Arbeit veröffentlicht hatte, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß die wesentlichsten Resultate derselben sich bereits in zwei an Liouville gerichteten Briefen W. Thomsons befinden, und er erkannte dies sogleich an in einer Stelle der Heidelberger Verhandlungen vom 30. Mai 1862. Zugleich schrieb er am 27. Mai an W. Thomson:

„... Ich möchte Sie noch um Beantwortung einer wissenschaftlichen Frage bitten. Im vorigen Herbste verfiel ich wieder auf Potentialfunktionen. Die Schwierigkeiten, die in meiner Arbeit über Schallbewegung in einer cylindrischen offenen Röhre unbesiegt geblieben sind, quälten mich. Die Schwierigkeit der Behandlung jener Aufgabe beruhte wesentlich darauf, daß an der Kante des offenen Endes der Pfeife die Luftbewegung diskontinuierlich ist. Dies führte mich zur Untersuchung der Elektrizitätsverteilung an einer kreisförmigen Kante. Ich fand, daß ich diese herleiten könne in gewissen Fällen aus derjenigen an einer geraden Kante zweier sich schneidenden unendlichen Ebenen, und für letzteren Fall habe ich die Sache dann gelöst. Nun bin ich aber später darauf aufmerksam geworden, daß Sie schon früher im ‚Cambridge Math. Journal‘ erklärten, diese Aufgabe gelöst zu haben, und ich möchte deshalb wissen, ob Sie die Lösung veröffentlicht haben oder noch zu veröffentlichen gedenken, in welchem

Falle es für mich nicht lohnt, die Arbeit zum Druck auszuarbeiten. Das Prinzip der Spiegelung an einer Kugelfläche, durch das eine gerade Kante in eine kreisförmige verwandelt werden kann, hatte übrigens auch außer mir ein andrer sehr tüchtiger junger Mathematiker Lipschitz, wie er glaubte, neu erfunden, bis wir es in Ihren früheren Arbeiten noch glücklicherweise zeitig genug entdeckten. Ich habe es leider in einer kurzen Notiz in den Sitzungsberichten unsrer hiesigen naturwissenschaftlichen Gesellschaft als neu veröffentlicht, wofür ich um Verzeihung bitte; in der ausführlichen Veröffentlichung derselben durch Lipschitz wird aber Ihr Eigentumsrecht anerkannt werden."

Thomson giebt ihm umgehend ausführliche Auskunft über seine mathematischen Fragen.

Inzwischen näherte sich aber auch sein großes akustisches Werk der Vollendung; er schreibt am 29. April 1862 an Donders, nachdem er ihm mitgeteilt, daß ihm am 3. März ein Sohn geboren worden, der die Namen Robert Julius erhalten hat, und dessen Leben die Mutter fast mit dem eignen erkauft hätte:

„Von meiner akustischen Arbeit ‚Physiologische Grundlagen für die Theorie der Musik' sind die Holzschnitte jetzt gemacht, der Druck des Textes soll beginnen, zwei Drittel des Manuskriptes sind abgeschickt; an dem letzten Drittel ist noch mancherlei zu flicken und zu ändern, es ist aber der Hauptsache nach auch schon aufgeschrieben. Ich werde sehr vergnügt sein, wenn ich die letzten Worte dieser sehr langatmigen Arbeit werde niedergeschrieben haben; denn ich arbeite jetzt sieben Jahre daran, was man dem Umfange des Buches nicht ansehen wird. Und dann werden Philosophen und Musiker das Buch vielleicht als einen Einbruch in ihr eignes Gebiet betrachten, während unter den Physikern und Physiologen wieder nicht viele musikalische Leute sind, wie Sie zum Beispiel. Sie werden zunächst mein hochverständigster Kritiker sein, und ich bin deshalb sehr gespannt, ob mein kecker und verwegener Versuch, naturwissenschaftliche Methode in das Gebiet der Aesthetik hineinzutreiben, Ihren Beifall haben wird."

Thomson meldet er am 27. Mai:

„Der Druck meines Buches über Akustik hat endlich begonnen und wird, wie ich denke, im Anfang August beendet werden. Ich habe noch an den letzten Kapiteln einiges zu verbessern, dann ist die Arbeit fertig, an deren ersten Teilen ich noch in Arran gearbeitet habe."

*

Mit dem Jahre 1862 begann für Helmholtz in Heidelberg die arbeitsvollste und schaffensreichste Periode seines Lebens; die Lehre von den Tonempfindungen, die physiologische Optik gingen ihrer Vollendung entgegen, seine erkenntnistheoretischen Anschauungen gestalteten sich zu einem konsequenten philosophischen Systeme aus, hydrodynamische und elektrodynamische Untersuchungen beschäftigten ihn unausgesetzt, und schon jetzt wandten sich seine Gedanken den Forschungen über die Axiome der Geometrie zu, die aber erst einige Jahre später der natur-

wissenschaftlichen Welt die Tiefe seiner mathematischen und philosophischen Konzeptionen erkennbar machen sollten. Es zeigt sich in Helmholtz während der nächsten zehn Jahre eine Abklärung in der Auffassung naturwissenschaftlicher Probleme, eine Höhe der philosophischen Anschauungen, ein zielbewußtes sich Gegenüberstellen zu den Fragen und Rätseln der Natur, ein Zusammenfassen aller Hilfsmittel, die das Denken und Fühlen der Menschen gewährt, um zu erforschen, was der Erkenntnis der Menschen überhaupt sich erschließen läßt — wie es uns in der Geschichte der Wissenschaften nur selten begegnet und wie in seiner ganzen Ausdehnung nur derjenige es zu sehen und zu würdigen verstand, dem das Glück einer persönlichen Berührung mit diesem herrlichen Menschen und großen Forscher zu teil wurde.

Hatten früher seine Jugendfreunde du Bois, Brücke, Ludwig den unaufhörlichen großen Entdeckungen von Helmholtz zugejubelt, so staunten jetzt Bunsen und Kirchhoff seine wissenschaftliche Größe an, und wie oft konnte man von Kirchhoff noch lange, nachdem er durch seine Spektralanalyse sich unsterblichen Ruhm erworben, die bescheidenen, aber wahren Worte hören: „Ich bin schon zufrieden, wenn ich nur eine Arbeit von Helmholtz verstehen kann, aber ich kann manche Punkte in seiner großen akustischen Arbeit noch immer nicht enträtseln."

Von dieser Zeit geistigen Schaffens spricht Helmholtz, wenn er 30 Jahre später in seiner berühmten Tischrede, die er am 2. November 1891 bei der Feier seines 70. Geburtstages gehalten, sagt:

„Es giebt ja viele Leute von engem Gesichtskreise, die sich selbst höchlichst bewundern, wenn sie einmal einen glücklichen Einfall gehabt haben oder ihn gehabt zu haben glauben. Ein Forscher oder Künstler, der immer wiederholt eine Menge glücklicher Einfälle hat, ist ja unzweifelhaft eine bevorzugte Natur und wird als ein Wohlthäter der Menschheit anerkannt. Wer aber will solche Geistesblitze zählen und wägen, wer den geheimen Wegen der Vorstellungsverknüpfungen nachgehen, dessen, was, vom Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht."

Ich muß sagen, als Arbeitsfeld sind mir die Gebiete, wo man sich nicht auf günstige Zufälle und Einfälle zu verlassen braucht, immer angenehmer gewesen. Da ich aber ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann oder wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen, die vielleicht andern noch nützlich werden können. Sie schleichen oft ganz still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang ihre Bedeutung erkennt; dann hilft später nur zuweilen noch ein zufälliger Umstand zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß woher. In andern Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. So weit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Ich mußte immer erst mein Problem nach allen Seiten so viel hin und her gewendet haben, daß ich alle seine Wendungen und Verwicklungen im Kopfe

überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja ohne längere vorausgehende Arbeit nicht möglich. Dann mußte, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie wirklich, den citierten Versen Goethes entsprechend, des Morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauß angemerkt hat (Gauß' Werke, Band V, Seite 609; das Induktionsgesetz gefunden 1835, Januar 23., morgens 7 Uhr vor dem Aufstehen). Besonders gern aber kamen sie, wie ich schon in Heidelberg berichtet, bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränks aber schienen sie zu verscheuchen. Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr erfreulich, weniger schön war die Kehrseite, wenn die erlösenden Einfälle nicht kamen. Dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen, bis mir zu Mute war wie dem Tier auf dürrer Heide: von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher ist schöne grüne Weide. Schließlich war es oft nur ein grimmer Anfall von Kopfschmerzen, der mich aus meinem Banne erlöste und mich wieder frei für andre Interessen machte."

Zu all den großen wissenschaftlichen Arbeiten und Plänen traten nun auch die nicht geringen amtlichen Verpflichtungen hinzu — aber ihm waren in Heidelberg seine Vorlesungen über Physiologie und die allgemeinen Resultate der Naturwissenschaften sowie die Leitung der Arbeiten im Laboratorium durchaus nicht Pflichtarbeiten, denen er etwa mit Unlust nachging. Die Vorlesungen an der Universität waren ihm nicht nur eine Obliegenheit gegen den Staat, „der ihm Unterhalt, wissenschaftliche Hilfsmittel und ein gut Teil freier Zeit gewährte," und somit auch ein Recht hatte, zu verlangen, daß er in geeigneter Form alles, was er mit seiner Unterstützung gefunden, frei und vollständig seinen Studierenden sowie seinen Mitbürgern überhaupt mitteile; er war sich vielmehr dessen stets wohl bewußt, daß die Vorlesungen ihn zwingen, jeden einzelnen Satz scharf zu prüfen, jeden Schluß korrekt zu formulieren und dadurch, daß er nur ein bestimmtes Maß von Vorkenntnissen bei seinen Zuhörern voraussetzen durfte, ihm den für die Durchleuchtung und Klarstellung wissenschaftlicher Materien fruchtbringenden Zwang auferlegen, die Beweise für die von ihm vertretenen Wahrheiten mit so elementaren Hilfsmitteln als möglich durchzuführen. Die Zuhörer vertraten die Stelle seiner Freunde, die er sich bei seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen immer gegenwärtig dachte. „Als mein Gewissen gleichsam standen dabei vor meiner Vorstellung die sachverständigsten meiner Freunde; ob sie es billigen würden, fragte ich mich. Sie schwebten vor mir als die Verkörperung des wissenschaftlichen Geistes einer idealen Menschheit und gaben mir den Maßstab."

„Als Student in Heidelberg," erzählt Engelmann, „folgte ich seinen Vorlesungen über Physiologie und den Vorträgen über die allgemeinen Resultate der Naturwissenschaften, die er damals jeden Winter zu halten pflegte. Es giebt

im geistigen und gemütlichen Leben zweierlei Formen von Energie, deren Summe erst den Wert des Ganzen bestimmt. Bei Helmholtz war nur ein geringer Teil des ungeheuern Energievorrats, den er in Geist und Gemüt barg, im gegebenen Augenblicke in aktueller Form vorhanden. Die Umwandlung der potentiellen in lebendige Kraft erfolgte langsam, anders wie bei jenen Naturen, die man sonst mit Vorliebe geniale zu nennen pflegt. Da er die Form des Vortrages nie im einzelnen ausgearbeitet hatte, sondern immer frei produzierte, sprach er langsam, abgemessen, gelegentlich ein wenig stockend. Seine Augen waren dabei über die Zuhörer hinweg gerichtet, wie in unendlicher Ferne die Lösung eines Problems suchend. Er machte in seinem Kolleg über Physiologie nie mehr Voraussetzungen in Bezug auf Kenntnisse und Fassungskraft seiner medizinischen Studenten als andre Lehrer desselben Fachs. Forschernamen nannte er selten, am wenigsten den eignen."

Im Laboratorium war er ein eifriger Lehrer, und jeder strebsame Schüler war ihm ein wissenschaftlicher Freund; frei von jeder Eifersucht, was er an Magnus stets so rühmend anerkannte, lieferte er oft genug für die ausgezeichneten Arbeiten, die aus seinem Heidelberger Laboratorium hervorgingen, die Grundgedanken und gab eine Fülle von Vorschlägen für die Ueberwindung neuer experimenteller Schwierigkeiten, bei denen mehr oder weniger Erfindung in Betracht kam.

„Wer das Glück gehabt hat," sagt Bernstein, sein langjähriger Assistent am physiologischen Institut, „Helmholtz experimentieren zu sehen, wird den Eindruck nicht vergessen, den das zielbewußte Handeln eines überlegenen Geistes bei der Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten hervorruft. Mit den einfachsten Hilfsmitteln, aus Kork, Glasstäben, Holzbrettern, Pappschachteln und dergleichen entstanden Modelle sinnreicher Vorrichtungen, bevor sie den Händen des Mechanikers anvertraut wurden. Kein Mißgeschick war im stande, die bewundernswerte Ruhe und Gelassenheit, die dem Temperament von Helmholtz eigen war, zu erschüttern; auch das Ungeschick eines andern konnte sie nie aus ihrem Gleichgewicht bringen. Diejenigen, die jahrelang unter seiner Leitung thätig waren, haben ihn bei solchen Anlässen niemals in Erregung gesehen."

Auszeichnungen und wissenschaftliche Ehrungen wurden ihm in dieser Zeit vielfach zu teil; der Ernennung zum Großherzoglichen Hofrat im Dezember 1861 folgte die zum Geheimrat III. Klasse am 28. Oktober 1865, die philosophische Fakultät der Berliner Universität hatte ihn schon am 16. Oktober 1860 zum Ehrendoktor ernannt.

Von der Regierung, von seinen Kollegen, zu denen die bedeutendsten Forscher zählten, von den Studierenden aller Fakultäten wurde ihm bewundernde Verehrung entgegengetragen, und es war nur ein kleines Zeichen der Anerkennung, daß ihm schon im Jahre 1862 die Würde des Prorektors der Heidelberger Universität übertragen wurde.

Die am 22. November 1862 von ihm gehaltene Prorektoratsrede „Ueber

das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften" liefert in stilistisch vollkommener Form eine Fülle von Gedanken und Gesichtspunkten, die er später bei verschiedenen Gelegenheiten noch ergänzt und bereichert hat, und die vielfach von andern zur Grundlage organisatorischer Bestrebungen gemacht wurden. Es ist vom höchsten Interesse, dem Gedankengange des großen Forschers zu folgen und der späteren Entwicklung seiner Ideen nachzugehen.

Fern von der so häufigen Einseitigkeit des Gelehrten sieht er das Wissen allein nicht als Zweck des Menschen auf der Erde an; wenn die Wissenschaften auch die feinsten Kräfte des Menschen entwickeln und ausbilden, so giebt doch nur das Handeln dem Manne ein würdiges Dasein; entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst, die auch ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit ist, muß sein Zweck sein. Um aber an dem Vorwärtsschreiten der Wissenschaft mitzuarbeiten, genügt es nicht, Thatsachen zu kennen; Wissenschaft entsteht erst, wenn sich ihr Gesetz und ihre Ursachen enthüllen. Haben nun die Wissenschaften den Zweck, den Geist herrschend zu machen über die Welt, so ist es auch die Pflicht der Gebildeten, ihre Gleichwertigkeit anzuerkennen und sie nur ihrem Inhalte nach zu unterscheiden; besitzen die Naturwissenschaften die größere Vollendung in der wissenschaftlichen Form, so behandeln die Geisteswissenschaften, indem sie den menschlichen Geist selbst in seinen verschiedenen Trieben und Thätigkeiten zergliedern, einen reicheren, dem Interesse des Menschen und seinem Gefühle näher liegenden Stoff. Aber diese Erkenntnis bricht sich leider nur äußerst langsam Bahn; noch kurz vor seinem Tode klagt Helmholtz in der von ihm verfaßten Glückwunschadresse der Berliner Akademie zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum seines Freundes du Bois darüber, daß leider noch eine große Kluft besteht, die den Gesichtskreis der philosophisch-historisch gebildeten Kreise unsrer Nation wie des ganzen zivilisierten Europa von dem der naturwissenschaftlich und mathematisch Gebildeten trennt; beide Kreise verstehen sich kaum in Bezug auf die Interessen ihres Denkens und Strebens — ein großes Hindernis für ein gedeihliches Zusammenwirken und für eine harmonische Fortentwicklung der Menschheit. Deshalb findet er für den Ausgleich der verschiedenen wissenschaftlichen Anschauungen — wie er in seiner zu der Uebersetzung von Tyndalls „Fragments of Science" im Jahre 1874 erschienenen Vorrede „Ueber das Streben nach Popularisierung der Wissenschaft" hervorhebt — die im besten Sinne populären Darstellungen naturwissenschaftlicher Forschungen so erwünscht, weil nicht sowohl Kenntnis der Ergebnisse dieser Forschungen dasjenige ist, was die verständigsten und gebildetsten unter den Laien suchen, als vielmehr „eine Anschauung von der geistigen Thätigkeit des Naturforschers, von der Eigentümlichkeit seines wissenschaftlichen Verfahrens, von den Zielen, denen er zustrebt, von den neuen Aussichten, die seine Arbeit für die großen Rätselfragen der menschlichen Existenz bietet."

Nur flüchtig streift Helmholtz in seiner Rede die Fragen des Unterrichts,

die später von so großem aktuellem Interesse geworden sind; er giebt den klassischen Sprachen wegen ihrer außerordentlich feinen künstlerischen und logischen Ausbildung für die Erziehung der Jugend den modernen Sprachen gegenüber den Vorzug, und bei der Erörterung der Frage, ob den mathematischen Studien als „den Repräsentanten der selbstbewußten logischen Geistesthätigkeit" ein größerer Einfluß in der Schulbildung eingeräumt werden müsse, spricht er zu Gunsten dieser die Ueberzeugung aus, daß sich auch mit der Zeit die Individuen genötigt sehen werden, strengere Schulen des Denkens durchzumachen, als die Grammatik sie zu gewähren im stande ist.

Eingehender sucht er zunächst den Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften dadurch zu charakterisieren, daß die Naturwissenschaften meist im stande sind, ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen allgemeinen Regeln und Gesetzen durchzuführen, während die Geisteswissenschaften es überwiegend mit Urteilen nach psychologischem Taktgefühl zu thun haben. In klaren und schönen Worten hebt er in der oben bezeichneten Vorrede zu dem Tyndallschen Werke die Wichtigkeit hervor, die der Inhalt der klassischen Schriften für die Ausbildung des sittlichen und ästhetischen Gefühls, für die Entwicklung einer anschaulichen Kenntnis menschlicher Empfindungen, Vorstellungskreise und Kulturzustände hat; aber er spricht dem ausschließlich litterarisch-logischen Bildungswege das wichtigste Moment der methodischen Schulung derjenigen Thätigkeit ab, „durch die wir das ungeordnete, vom wilden Zufall scheinbar mehr als von Vernunft beherrschte Material, das in der wirklichen Welt uns entgegentritt, dem ordnenden Begriffe unterwerfen und dadurch auch zum sprachlichen Ausdruck fähig machen." Er findet in den einfacheren Verhältnissen der unorganischen Natur ein Mittel zur systematischen Entfaltung von Begriffsbildungen, mit der „kein andres menschliches Gedankengebäude in Bezug auf Folgerichtigkeit, Sicherheit, Genauigkeit und Fruchtbarkeit zugleich" verglichen werden kann.

So kommt er in seiner akademischen Rede zur Anerkennung der nicht fortzuleugnenden Thatsache, daß, wenn auch durch Hegel und Schelling der Gegensatz zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften in übertriebener Schärfe zum Ausdruck gekommen war, ein solcher doch in der Natur der Dinge begründet sei und sich geltend mache. Bei der Vergleichung der verschiedenen Naturwissenschaften untereinander hebt er den großen Vorteil hervor, den die experimentierenden Wissenschaften bei der Aufsuchung der allgemeinen Naturgesetze vor den beobachtenden dadurch voraus haben, daß sie willkürlich die Bedingungen verändern können, unter denen der Erfolg eintritt, und sich deshalb auf eine nur kleine Zahl charakteristischer Fälle der Beobachtung beschränken dürfen, um die Gültigkeit des Gesetzes festzustellen; er verlangt von der experimentellen und mathematischen Naturwissenschaft, fortzuarbeiten bis zur Ermittelung ausnahmsloser Gesetze, „erst in dieser Form erhalten unsre Kenntnisse die siegende Kraft über Raum und Zeit und Naturgewalt." So sieht er in dem Gravitationsgesetz die gewaltigste Leistung, deren die logische Kraft des menschlichen Geistes

jemals fähig gewesen ist, aber nur in der Mathematik sieht er absolute Sicherheit des Schließens; dort herrscht keine Autorität als die des eignen Verstandes, und nur aus wenigen Axiomen baut sich die ganze Wissenschaft auf.

„Hier sehen wir die bewußte logische Thätigkeit unsers Geistes in ihrer reinsten und vollendetsten Form; wir können hier die ganze Mühe derselben kennen lernen, die große Vorsicht, mit der sie vorschreiten muß, die Genauigkeit, die nötig ist, um den Umfang der gewonnenen allgemeinen Sätze genau zu bestimmen, die Schwierigkeit, abstrakte Begriffe zu bilden und zu verstehen, aber ebenso auch Vertrauen fassen lernen in die Sicherheit, Tragweite und Fruchtbarkeit solcher Gedankenarbeit."

Goethe und Italien.

Von

Prof. A. de Gubernatis (Rom).

Kein Genius der Neuzeit hat mit gewaltigerem Geist einen weiteren Horizont umfaßt als Wolfgang Goethe. Niemand wäre mehr als er berechtigt gewesen, sich Bürger der zivilisierten Welt zu nennen. Niemand hat darum mehr als er das Denkmal verdient, das der feurige Geist eines dichterisch begabten Kaisers ihm in der Alma mater der zivilisierten Völker zugedacht hat. Er, der die menschlichen und göttlichen Gedanken Dantes und Shakespeares in sich vereinigte, der Athen und Rom schwärmerisch liebte, erfaßte mit erhabenem Geist die Idee einer Weltlitteratur, indem er so zugleich durch eine neue ideale Reform und Revolution die Schranken des Gedankens und der Kunst niederriß. Der Verfasser des „Götz von Berlichingen" verlangte wohl, daß jeder Schriftsteller seinem eignen Volke, seiner eignen Familie und auch seiner eignen Sprache treu bleibe, wie er denn auch selbst, obwohl er mit seiner Seele alle schöpferischen Geister von Homer bis zu Shakespeare und Byron, von Kalidasa bis zu Manzoni umfaßte, stets fortfuhr — vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — in deutscher Sprache zu schreiben, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man, um sich gut auszudrücken, die seinem angeborenen Wesen am nächsten stehende Sprache, d. i. die Muttersprache, anwenden müsse. Doch wiewohl er dafür hielt, daß man dem Genius des Heimatlandes gemäß empfinden und sich ausdrücken müsse, so war der Mann, der in seiner Sterbestunde das Fenster seines Zimmers öffnen ließ und mehr Licht verlangte, doch zugleich der Ansicht, daß man, um die Luft im Hause nicht verderben zu lassen, die Fenster aufmachen müsse, damit

von allen Seiten Luft und Licht hereinkomme, und daß man viele Sprachen lernen müsse, um, wie Karl V. wollte, mehrere Male Mensch zu werden und durch den Klang einer andern, von einem zivilisierten Volk gesprochenen Sprache hindurch die menschliche Seele deutlicher zu vernehmen.

Unter den Sprachen, die Goethe lernte, nahm nach der französischen die italienische eine bevorzugte Stelle ein. So konnte er besonders Dante, Tasso und Manzoni nicht nur lesen, sondern auch verstehen und genießen.

Da ich mich in meinem litterarischen Leben viel mit Manzoni beschäftigt habe, so hatte ich außer den Gründen, die alle andern gebildeten Italiener haben, das Andenken Goethes als eines großen dichterischen Genies der neueren Zeit zu ehren, noch einen besonderen, insofern die Bewunderer Manzonis dem großen deutschen Dichter Dank dafür schulden, daß er den Genius des italienischen Poeten zuerst erkannte und pries.

Als ich daher im Jahre 1878 nach Oxford reiste, um dort drei Vorträge über Alessandro Manzoni zu halten, wollte ich auf frommer Pilgerfahrt mich zu den Stätten begeben, an denen Manzoni seine Kindheit und seine Jugend verbracht hat, und die den Schauplatz seiner „Promessi Sposi“ bilden, dann nach Weimar, um dort die Plätze zu besuchen, wo Goethe und Schiller geweilt; und als ich im vergangenen September von Hamburg heimreiste, wollte ich nur das Geburtshaus Goethes in Frankfurt und das Sterbehaus Manzonis in Mailand besuchen.

Nur in beständiger innerer Zwiesprache mit den großen Geistern kann unser Gedankenleben wieder hervorragende Bedeutung bekommen, unsre Seele sich erweitern und neue, Wunder wirkende Kraft gewinnen. Das ist unsre stärkste Religion, das unsre eindrucksvollste Poesie.

Um nun dem deutschen Volke zu zeigen, wie das Andenken Goethes in Italien immer hochgehalten worden ist, möchte ich hier einige Bemerkungen über den Kultus, den Goethe für Italien hatte und den das gebildete Italien dem großen Namen und den Werken des deutschen Dichters bewahrt hat, aneinanderreihen. Ich sage: einige Bemerkungen; denn wenn man alles darüber sagen wollte, müßte man ein Buch schreiben, das vielleicht schon irgend jemand entworfen hat und das auf jeden Fall eines Tages das hehre kaiserliche Geschenk an die Stadt Rom wird krönen müssen, ein Geschenk, das uns hochwillkommen ist, selbstverständlich nicht etwa als mittelalterliche Bekräftigung irgend einer noch in unserm Rom waltenden Fremdherrschaft, sondern als freundliche Gabe des neuen Deutschen Reiches, dargebracht dem wieder aufblühenden Italien, das in Rom, der gemeinsamen Nährmutter ihrer Kultur, seinen gewaltigen Hebel, das „ubi consistam“ eines neuen Lebens gefunden hat.

*

Ich werde nun, da ich eine gewisse Ordnung einhalten will, in Kürze darzulegen suchen, wie Goethe Italien kennen gelernt, geschildert, gepriesen und im Gedächtnis behalten hat, wie viel von Italien in seine Kunstwerke übergegangen

ist, welche italienischen Werke von seinen Schöpfungen beeinflußt worden sind, welche Uebersetzer seine Hauptwerke gefunden haben und wie die italienische Kritik den Genius Goethes geehrt hat.

Im Geburtshause Goethes zu Frankfurt bin ich mit besonderer Aufmerksamkeit und Rührung vor den Prospekten von Rom stehen geblieben, mit denen einige Wände geschmückt sind. Diese Bilder, die sein Vater aus Italien mitgebracht hatte, hatten ihn seit seiner Kindheit nicht losgelassen; sowie er die lateinischen Klassiker lesen und verstehen konnte, wurde der Wunsch, Rom zu sehen, immer quälender in ihm und erfaßte ihn später noch oft, bis er in der Zeit seiner Vollkraft, in der die in einem Punkte vereinigten Leidenschaften ungestümer werden, mit siebenunddreißig Jahren, aus Deutschland entfloh, um sich in dieses unser Meer von Licht zu stürzen. Nach ihm haben noch viele andre deutsche Schriftsteller und Künstler dieselbe Begeisterung für Italien empfunden; aber damals erschien er fast wie ein nach Deutschland verbannter heidnischer Gott, der dort zum Sterben an Heimweh litt und, der Ambrosia beraubt, nach Rom kam, um es wieder zu erobern und dann mit allen erhabenen Abzeichen einer Gottheit zu den Seinen zurückzukehren. Vor der italienischen Reise muß Goethe sich selbst und andern als ein unruhiger Mensch und ein leidenschaftlicher Künstler erschienen sein; sein Olympiertum beginnt mit der Rückkehr aus Rom. Am 29. Oktober 1786 war er nach Rom gekommen, und schon nach zwei Tagen, am Allerheiligentage, schrieb er an seine Weimarer Freunde:

„Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt.“

Mit diesem Augenblick begann für Goethe ein neues Leben. Er fühlte sich wie neugeboren; er muß sich fast jenem Jupiter ähnlich gefühlt haben, an den er in seinem Zimmer, das zu einem Museum geworden war, jeden Tag nach heidnischer Art einen Gedanken, ein Gebet richtete. Das heidnische Rom, das so viele seiner Besucher zu verderben vermochte, hat Goethe vielmehr geläutert und über sich selbst erhoben; es hat aus allen seinen verschiedenen, bisweilen widerspruchsvollen Eigenschaften schließlich eine einzige, hohe, herrliche, erhabene Harmonie gemacht. In Weimar war er schon wie ein wunderbarer Teufel erschienen; bei der Rückkehr aus Rom begann dieser Teufel, von der Gottheit bezwungen, den Faust, mit dem sich schon in Rom seine Gedanken viel beschäftigt hatten, wieder aufzunehmen. Jenes rechte Maß, jene rechte Grenze, die er in Weimar suchte, fand er in der lateinischen Welt, in der ewigen Stadt, wo „der Barbar“ seinem eignen Bekenntnis nach auch viel verlernt und einen Teil seiner selbst abgeschworen hat, um ein neuer, besserer Mensch zu werden, indem er zugleich mit dem künstlerischen Empfinden das moralische erneuerte und sich wünschte, daß bei seiner Rückkehr sich die moralischen Eindrücke fühlbar machen möchten, die er in sich aufgenommen hatte, während er in Rom, in einer größeren Welt, lebte.

Alles Klassische begeistert ihn, und daher auch jedes Wiederaufleben der antiken Welt; darum spendet er in Rom der Aufführung des Trauerspiels

„Aristodemo“ von Vincenzo Monti Beifall, und bei einem viermonatigen Abstecher nach Neapel wird ihm unter anderm eine Augenweide in einem fürstlichen Hause zu teil, wo der alte Gesandte Hamilton eine englische Venus in griechischem Gewand oder vielmehr ohne Gewand auftreten läßt und sie vor dem entzückten jungen Dichter von allen Seiten beleuchtet. Doch der Dichter, der schrieb, daß Rom in Wahrheit eine Welt sei, und daß die Welt keine Welt und Rom nicht Rom wäre, wenn es keine Liebe gäbe, sollte in Rom auch in vollem Maß die Wonnen der Liebe kosten. Alle wissen aus seinem eignen Bericht, wie er sich in die schöne Mailänderin verliebt hat; aber wer diese war, wußte man nicht genau, bis im Januar 1897 (in der von mir gegründeten und geleiteten „Vita Italiana“) das von Angelika Kauffmann gemalte, von dem kürzlich verstorbenen Schriftsteller Carletta wieder aufgefundene Bild Maddalena Riggis, der Schwester eines Commis von Jenkins, zum ersten Male veröffentlicht wurde. Es ist in der That das Bild eines sehr schönen, bezaubernden Mädchens mit offenem Ausdruck, lebhaften und durchdringenden Augen, sinnenfreudigem Mund und feingeschnittenem Profil. Der angebliche Baron Möller begann in Castel Gandolfo mit ihr Lotto zu spielen, dann gab er ihr Unterricht im Englischen; es folgte ein idyllisches, köstliches, höchst zartes Liebesintermezzo zwischen den beiden.

Schon im Jahre 1875 hatte Domenico Gnoli aus Rom in seinem schönen, von Francesco Vigo in Livorno veröffentlichten Buche „Gli Amori di Volfango Goethe“ die mit dieser interessanten Frage beschäftigten Forscher der Entdeckung Carlettas durch den folgenden ersten Hinweis nahe gebracht: „Die vielen Nachforschungen, die ich angestellt habe, um nach den von Goethe hinterlassenen Andeutungen den Namen der schönen Mailänderin festzustellen, sind bis jetzt ohne Ergebnis geblieben. Das von ihr bewohnte Haus an der Treppe von Ripetta (es gehört jetzt einem Herrn Bettini und trägt die Nummer 176) hat noch seinen Zwischenstock, der so niedrig ist, daß es schwer sein würde, einen noch niedrigeren in Rom zu finden; dabei war das Niveau der Straße damals höher, so daß es in Wahrheit ausgesehen haben muß, als ob man vom Fenster einem auf der Straße Stehenden die Hand geben könnte.“

Der Fingerzeig ist nur annähernd richtig. Im Zwischenstock des Bettinischen Hauses befand sich das Zollamt; er konnte also nicht die Wohnung der schönen Mailänderin enthalten, die vielmehr in Nr. 108, einem Hause, das gleichfalls einen sehr niedrigen Zwischenstock hatte, gegenüber dem alten Porto di Ripetta, zwischen den Kirchen San Girolamo degli Schiavoni und San Rocco gewohnt hat. Nachgewiesen hat dies Carletta, der sich mit diesem Indizium zuerst nach San Rocco begab, zu dessen Pfarrsprengel das betreffende Stück von Ripetta gehört, und dort erfuhr, daß San Rocco vor 1825 noch keine Pfarrkirche war, und daß dieses Stück von Ripetta damals zur Kirche San Lorenzo in Lucina gehörte. Er ging also in die Sakristei dieser Kirche, um dort in der Einwohnerliste des Jahres 1787, in dem Goethe mit der schönen Mailänderin verkehrte, nachzuschlagen, und fand darin folgende Angaben: „Carlo Ricci, complimen. (com-

plementario, commesso), Madd^a^ sorella zit. (zitella) an. 20; Pietro Giacchetti serv. (servitore)."[1])

Als Goethe sein Idyll mit dem schönen Mädchen aus Mailand spann, war sie schon mit einem wohlhabenden jungen Mann verlobt; wir wissen jetzt auch den Namen dieses Glücklichen, da Carletta auch das vom 8. Juli 1788 datierte Trauungsprotokoll entdeckt hat, laut dessen Maddalena Ricci oder vielmehr Riggi den Sohn des in Rom lebenden berühmten venezianischen Kupferstechers Giovanni Volpato heiratete. Es lautet: „Ego J. Bapt^a^ Galassi curatus D. Josephum Trevisani Volpato fil. D. Johannis, venetum de parochia S. Francisci de Paula ad Montes et D. Magdalenam Rigi q^m^ Francisci, Mediolanensem, de hac parochia, in matrimonium conjunxi." Diese Volpatos und Angelika Kauffmann sind gerade am Anfang des Berichtes erwähnt, den uns Goethe über seine ideale Liebe zu dem schönen Mädchen giebt, an der Stelle, wo sie sich über die Erziehung der Mädchen in Italien beklagt und bedauert, daß sie nicht englisch kann, da sie, wenn sie Angelika, deren Gatten Zucchi und die Volpatos miteinander englisch sprechen hört, ohne sie zu verstehen, Neid empfindet und es sie ärgert, wenn sie auf dem Tische die ellenlangen englischen Zeitungen liegen sieht, in denen Nachrichten aus der ganzen Welt stehen, während sie allein nicht weiß, was darin steht.

Was in Deutschland Otto Harnack und Adolf Stern auf Grund glücklicher Konjekturen bereits seit 1890 vermutet hatten, — daß nämlich die schöne Mailänderin die Schwester jenes Carlo Riggi gewesen sei, der am 20. Januar 1789 Goethe die Verheiratung seiner Schwester „au fils de Monsieur Volpato" anzeigte, nachdem bereits vor der Hochzeit Angelika Kauffmann mit Bezug auf Maddalena an Goethe geschrieben hatte: „Der junge Volpato, der sich zu verheiraten wünschte, hatte das Glück, ihr zu gefallen; einander sehen und lieben war bei ihnen eins" — das ist jetzt durch die von Carletta veröffentlichten Geburts- und Ehezeugnisse, sowie durch das Bildnis Maddalenas, in Verbindung mit der Notiz über die reiche Brautausstattung Maddalenas, die sie außer den ihr von ihrem Bruder ausgesetzten 1500 Scudi erhielt, und andern kleinen Notizen völlig erwiesen. Volpato stand in demselben Alter wie Maddalena, die am 29. November 1765 zu Mailand geboren und in der dortigen Metropolitankirche getauft worden war.

Zwischen Goethe und der schönen Mailänderin war sogleich eine lebhafte Sympathie entstanden; als Goethe erfuhr, daß sie mit dem jungen Volpato verlobt war, geriet er in eine heftige Bestürzung. Es war anfangs eine Konvenienzheirat, und die Verlobung wurde von Maddalena selber gelöst; vielleicht würde diese, wenn Goethe sich entschlossen hätte, sie zu heiraten, den jungen Volpato vergessen haben; doch als Goethe abgereist war, führten Angelika Kauffmann und Zucchi sie eines Tages in die Porzellanfabrik der Volpatos,

---

[1]) Carlo Ricci, Commis; dessen Schwester Maddalena, unverheiratet, 20 Jahre alt; Pietro Giacchetti, Bedienter.

und da Maddalena diesmal gegen die verschiedenen Punkte des Ehevertrags nichts mehr einzuwenden hatte, so kam es zum zweiten Male zur Verlobung, und vierzehn Tage darauf wurden die beiden jungen Leute getraut. Maddalena mag vielleicht höhere Wünsche gehegt haben, wenigstens mußte es Goethe so vorkommen; doch sie war dann ihrem Manne Giuseppe Volpato eine gute Gattin und schenkte ihm vier Söhne. Als sie im November 1803 ihren Gatten verlor, behielt sie als Erbin den Nießbrauch seines ganzen Besitztums unter der Bedingung, daß sie keine neue Ehe einginge; doch sie verheiratete sich mit einem jungen Angestellten der Fabrik, von dem sie noch zwei Söhne bekam. Sie starb am 24. Juli 1825 nachts zwei Uhr in der Via delle quattro Fontane Nr. 136.

Was das von Carletta aufgefundene Bildnis der schönen Mailänderin betrifft, so ist es damit folgendermaßen gegangen.

Maddalena vermachte in ihrem Testament ihrem zweiten Gatten Francesco Finucci ihr „Bildnis in Rahmen“. Aus einem Verzeichnis der von Angelika Kauffmann gemalten Bildnisse geht hervor, daß die Künstlerin „das Porträt des berühmten Kupferstechers Volpato und die seiner Tochter und seiner Schwiegertochter gemalt hatte.“

Carletta beschreibt die Wiederauffindung des kostbaren Bildes und dieses selbst folgendermaßen:

„Auf Grund dieser wenigen Fingerzeige ging ich mit Eifer und Zuversicht an die Aufsuchung des Maddalena Riggi darstellenden Gemäldes, und nach zwei langen Monaten voll beschwerlicher Streifzüge und mühseliger Nachforschungen in notariellen Akten, Testamenten und Inventarien, die die beiden Linien der Nachkommen Maddalena Riggis betreffen, war ich endlich in der Lage, eines Tages die dunkle und enge Treppe hinaufzusteigen (so hatte ich es mir übrigens in der fieberhaften Aufregung des Suchens immer vorgestellt), auf der ich dann in das Zimmer gelangen sollte, das den Schatz in sich barg. Und so sah ich denn an einem Nachmittag des vergangenen August (1896) das Bildnis Maddalena Riggis. Unter verschiedenen Gemälden, die die Wände des geräumigen Zimmers bedeckten, zog es meine Augen auf den ersten Blick gleichsam elektrisch an und zwang mich, verzückt in seinem Anschauen zu verharren. Die anmutigen und in gewisser Weise majestätischen Züge eines schönen Weibes mit rosiger, zarter Gesichtsfarbe, fast himmelblauen Augen und hellbraunem Haar riefen mir mit einem Schlage die Schilderung ins Gedächtnis, die der göttliche Deutsche in seinem ‚Zweiten Aufenthalt in Rom‘ von der schönen Mailänderin entwirft. Dann fielen mir die zwei Gedichte ein, die Goethe in Rom für die liebenswürdige Mailänderin schrieb: ‚Amor als Landschaftsmaler‘ und ‚Amor als Gast‘, und besonders das erste zauberte mir das Antlitz Maddalena Riggis im höchsten Glanz ihrer Jugend vor Augen, so wie sie der Dichter sah und liebte. — Das Bildnis Maddalena Riggis ist von fast quadratischer Gestalt (63 × 52); es hat den vergoldeten Rahmen, von dem im Inventar die Rede ist, und wenn die Kunst der Angelika Kauffmann sich nicht zur Genüge in der

sympathischen Zeichnung, in der Weichheit der Töne mit den zarten Uebergängen, in der Lieblichkeit des Ausdrucks und selbst in der akademischen, konventionellen Pose offenbarte, so käme uns ein auf die Rückseite der oberen Rahmenleiste aufgeklebter Papierstreifen von unverdächtiger Herkunft bei unsern Untersuchungen sehr erwünscht zu Hilfe, indem er jeden Zweifel, jede Ungewißheit zerstreut. Auf diesem Papierstreifen steht in saubersten Kalligraphie:

Ritratto
di Maddalena Riggi milanese
. . . . [1])
Pennello
di M^a Angelica Kauffmann, celebre
Pittrice.

Nachdem Carletta von der schönen Mailänderin, die Goethes Herz gewann, gesprochen hat, behauptet er, daß dies die einzige Liebe Goethes in Rom gewesen sei, wo der Dichter, wie Carletta sagt, studieren, sich begeistern, sich läutern, neue Werke in Angriff nehmen, die alten verbessern wollte, wo er den „Egmont" vollendete, einige Scenen des „Faust" schrieb und die „Iphigenie" in Verse brachte, wo er die Perspektive lernte, in Thon modellierte, Landschaften zeichnete, Botanik studierte und weder Zeit noch Mittel und Wege gehabt hätte, irgend ein Liebesverhältnis zu pflegen, wäre es auch nur mit einem einfachen weiblichen Modell wie Faustina gewesen, in deren Gesellschaft er, einer schon von Schiller entkräfteten Fabel zufolge, nach dem herzbewegenden Abschied von dem schönen Mädchen von Ripetta aus Rom abgereist sein sollte.

Die eigentliche Wahrheit wird man vielleicht nie erfahren, denn die liebenden Dichter verstehen es nur gar zu gut, von Dantes „Vita Nuova" bis zu „Amor als Landschaftsmaler" und den „Römischen Elegien", ihre Liebeskarten zu mischen. Niemand wird uns jemals sagen können, welchen Anteil die schöne Mailänderin oder Goethes Faustina an seiner Liebe zu Christiane Vulpius gehabt hat, weil das viele Ideale, das der Dichter zu dem wenigen Realen hinzufügt, dieses verwischt und sein flüchtiges erstes Bild verschwinden läßt. Goethe selbst glaubte, als er von Rom fortging, dort drei Menschen tief betrübt zurückgelassen zu haben, die ihn in verschiedenem Sinne und in verschiedenem Grade besessen hatten; dieser Sinn und dieser Grad sind nun schwer zu bestimmen. Wenn man Baggesen nach den drei Jungfrauen gefragt hätte, die Nordfrank auf seiner Reise zur Jungfrau begleiten, oder Foscolo zuerst nach der Geschichte der drei Theresen im „Jacopo Ortis", dann nach der seiner drei Grazien, oder wenn man zwei noch lebende Schriftsteller, Mantegazza und

[1]) Wo hier Punkte gesetzt sind, ist auf dem Bilde etwas dick durchgestrichen; vielleicht war in den ausgestrichenen Worten gesagt, daß die Dargestellte die Gattin Giuseppe Volpatos sei, und der zweite Gatte Finucci, der Nachfolger Volpatos, hatte die Erinnerung daran austilgen wollen.

D'Annunzio, um genaue Aufschlüsse über die drei Frauen bitten würde, die sie begeistert haben, den erstgenannten zu dem Roman „Le Tre Grazie“, den letzteren zu den „Vergini delle Rocce“, so würden sie um eine Antwort verlegen sein. Das Geheimnis des Einen und Dreifachen in der Liebesreligion ist nicht minder schwer zu erklären als das Geheimnis der Dreifaltigkeit im christlichen Dogma. Nur kann man, wenn man von Goethe spricht, immer sagen, daß sein gewaltiger Genius schließlich jegliches Ding, auch die Liebe, bezwang, um es sehr oft eher zu seinem wundervollen künstlerischen Werkzeug als zu seiner einzigen obersten Richtschnur und seinem höchsten Ziel zu machen. Der gleiche Goethe, der in der vierten seiner „Römischen Elegien“ aus der Gelegenheit eine Göttin gemacht hatte, konnte seinen Liebesgöttern sehr verschiedene Gesichter geben, doch um sich flüchtig ihrer zu erfreuen, bis er ihnen den besten Saft genommen und damit einem neuen Kunstwerk Kraft zugeführt hatte, in dem Maße, daß er uns mit Catullischer Kühnheit bekennt, wie er auf dem Rücken seiner schlafenden Geliebten „mit fingernder Hand“ die Füße des Hexameters gezählt habe.

Von dem Aufenthalt Goethes in Rom sprechen zwei Inschriften. Die eine, die an dem von ihm bewohnten Hause am Corso vom Gemeinderat der Stadt im Jahre 1872 angebracht worden ist, lautet:

In questa casa
Immaginò e scrisse cose immortali
Volfango Goethe
Il comune di Roma
a memoria del grande ospite
pose
MDCCCLXXII. [1])

Die andre hat im Jahre 1865 der König von Bayern an der Osteria delle Campanelle anbringen lassen, die in der fünfzehnten der „Römischen Elegien“ erwähnt ist und in der Goethe zu verkehren pflegte. Die Osteria lag in der Via di Monte Savello, neben Nr. 78, in der Nähe des Teatro Marcello.

So viele Anstrengungen auch gemacht werden, zu leugnen, daß Goethe sinnlich geliebt habe, und zu beweisen, daß Faustina eine imaginäre, seiner erhitzten Phantasie entsprungene Gestalt war, — die „Römischen Elegien“ reden zu deutlich und sind zu durchsichtig, als daß eine solche Illusion möglich wäre. Und wenn der Abbé Giuseppe Aurelio De Giorgi-Bertola, von dem wir einige sehr schlüpfrige Sonette kennen, in Goethe den künftigen Verfasser der „Römischen Elegien“ hätte vermuten können, als er im Jahre 1784, zwei Jahre vor Goethes italienischer Reise, in Lucca seine „Idea della bella letteratura alemanna“ erscheinen ließ, worin er dem Dichter des „Götz von Berlichingen“ empfahl, „die göttlichen Vorbilder der Griechen nicht aus den Augen zu verlieren, um nicht

---

1) In diesem Hause ersann und schrieb Wolfgang Goethe Unsterbliches. Zum Andenken an den großen Gast gestiftet von der Stadtgemeinde von Rom 1872.

die Natur aus den Augen zu verlieren", — so würde er sich diesen Rat vielleicht erspart haben; aber wer weiß, ob der junge Goethe nicht dieses kritische Blatt unsers Bertola gelesen und stärkere Lust bekommen hat, nach Rom zu kommen und unter den Auspizien der hellenischen Götter die lebendige Natur kennen zu lernen, nicht um dort Elegien zu dichten, sondern um die römische Liebe zu genießen. Eine Erinnerung an diese müssen die Elegien gewesen sein, die von zwei um Goethes Ruf gleich besorgten Freunden, Schlegel und Schiller, durchgesehen, geändert und gemildert, vom Herzog von Weimar und von Herder aus Furcht vor einem Skandal lange Zeit verborgen gehalten und zum Teil, soweit sie mehr an Priapeia als an Elegien erinnerten, sogar unterdrückt wurden. So trieb er, gewissermaßen in einem Zustand von dichterischem Delirium, jene neue, in seinem Tagebuch ausgesprochene und verkündete Theorie, nach der er sein Leben dem Wahren geweiht hatte, auf die Spitze und konnte leicht vom Wahren zum Großen, der höchsten und reinsten Stufe des Wahren, übergehen.

Doch ich kann mich nicht länger damit aufhalten, von dem Aufenthalt Goethes in Italien zu sprechen; sind doch seine „Italienische Reise", die Tagebücher und die Briefe an Frau von Stein, die weitläufig darüber berichten, in aller Händen. Man kann jedoch fragen, ob er wirklich, wie man gesagt hat, als er wünschte, daß seine in Italien neuerstandene „Iphigenie" in Venedig von einer italienischen Truppe aufgeführt werde, noch dachte, daß er Charlotte v. Stein, von der er sich loszumachen wünschte, dichterisch gestalten könnte, und ob diese seine deutsche Freundin in seinen Gedanken und in seiner Zuneigung noch so lebendig war, daß sie in der Leonore im „Tasso" wieder aufleben konnte.

Ueber Goethes „Torquato Tasso" spricht Professor Carlo Segrè ausführlich in seinen „Saggi critici di letterature straniere". Man kann aus dieser umfassenden Studie ersehen, wie Goethe die höchste Gesellschaft im elegantesten Jahrhundert des italienischen Lebens ideal aufgefaßt hat.

„Der Verfasser des ‚Faust'", schreibt Doktor Segrè, „wurde durch zwei Hauptmotive dazu gedrängt, über Tasso zu schreiben; durch die hohe und vielleicht übertriebene Wertschätzung, die man in jener Zeit für diesen unsern Dichter hatte und die auch Goethe in vollem Maße teilte; und durch eine gewisse Analogie zwischen Tassos Stellung am Hofe von Ferrara und derjenigen, die er selbst beim Herzog von Weimar hatte. Man kann sagen, daß er von seinen ersten Jahren an, in denen sein Sinn für die Litteratur noch nicht entwickelt war, Tasso verehren lernte. Sein Vater besaß eine gründliche Kenntnis der italienischen Sprache, und diese war sogar keinem Mitgliede der Familie fremd; seine Vorliebe für unsre Litteratur und für alles, was mit unserm Land zusammenhing, war in seinem Geist stark ausgebildet, und ganz besonders schätzte er den Tasso, von dem seine Bibliothek einige wertvolle Ausgaben enthielt. Die schönen Worte, die Goethe in ‚Wilhelm Meister' über diesen Dichter sagt und die sich offenbar auf seine eigne Jugend beziehen, zeigen uns mit voller Deutlichkeit, wie dieser väterliche Kultus auf den Knaben übergegangen war und wie er sich dadurch, daß Goethe die zahlreichen Vorzüge des ‚Befreiten Jerusalems' direkt kennen gelernt, in ihm

befestigt hatte. Die Reise nach Italien, die Begeisterung, die der Himmel, das Klima, die Erinnerungen dieses unsers Vaterlandes und die Denkmäler seiner vergangenen Ruhmesthaten in ihm erweckten, ließen diese Neigung nur noch wachsen und machten seinen Geist vollends für den Gedanken empfänglich, sich in das Schicksal dieses großen Dichters zu vertiefen. Und so wurde gerade während seines langen Aufenthaltes unter uns oder unmittelbar danach ‚Torquato Tasso' in der Form, in der wir das Drama jetzt besitzen, entworfen."

Wie sich in dem unsterblichen Liede Mignons eine quälende Sehnsucht nach Italien aussprach, die sich seither dem ganzen deutschen Volke mitgeteilt und ihren letzten erhabenen, herzbewegenden Ausdruck in der Rede gefunden hat, mit der der Deutsche Kaiser den König von Italien als seinen Gast empfing, so hatte Goethe, als er Italien verließ, ein Gefühl, als ob er ins Exil ginge; seine Rückkehr in das kalte Deutschland schien ihm fast der Verbannung Ovids nach Pontus zu gleichen.[1]) Und ein wenig närrisch wie Tasso muß sich Goethe auch in Italien gefühlt haben, als er in der überschäumenden Lust des römischen Lebens, im stürmischen Aufwallen des Blutes und des Geistes ausrief: „Entweder bin ich bis jetzt närrisch gewesen oder ich bin es jetzt."

Nach Deutschland heimgekehrt und als Dichter von neuem in das abgezirkelte, beengte, etwas abgeschlossene Leben eines Hofes versetzt, den er gleich dem der Este verherrlichen wollte, fühlte Goethe das Bedürfnis, seinem Herzen Luft zu machen, doch anstatt sich in Klagen zu ergehen, schrieb er, um ruhig zu werden, den „Torquato Tasso", der eine seiner harmonischsten und vollendetsten dichterischen Schöpfungen wurde. Dem Wahren passen sich hier in wunderbarer Weise der ästhetische und der moralische Inhalt, das Ideale und das Reale, das Subjektive und das Objektive an; wir fühlen Goethe und verlieren ihn nicht aus den Augen; alles erscheint uns in diesem Drama wahrscheinlich und jenem Charakter gemäß, den wir alle ohne die Vorurteile einer pedantischen und mißgünstigen Kritik dem liebenswürdig leidenschaftlichen Dichter des „Aminta", des „Galealto" (der später der „Torrismondo" wurde) und der „Gerusalemme Liberata" zuerkennen möchten. In seiner dichterischen Phantasie sah der Verfasser des „Torquato Tasso" den Hof von Weimar in den glühenden Farben des Hofes von Ferrara, und mit Hilfe seiner dichterischen Darstellungskraft trug er dazu bei, ihn zu idealisieren und gewissermaßen an ihn selbst die Rechte eines neuen, nicht mehr geduldeten, sondern vergötterten und umschmeichelten Hofdichters zu knüpfen, weil, wie Carlo Segrè treffend sagt, „Goethe in dem kleinen Herzogtum Weimar der Dichter des erneuerten Deutschland war. Ein ganzes Volk, das die Keime jener Kraft in sich nährte, die es zum Führer der heutigen Zivilisation gemacht hat, — ein ganzes Volk hatte unter der Leidenschaft des ‚Werther' gezittert, hatte die ursprüngliche Kraft des ‚Götz von Berlichingen' an sich erfahren. Diese Werke waren nicht vollkommen; aber man fühlte an dem jugendlichen Geist im voraus, daß die ganze reifere Größe der

[1]) Italienische Reise.

‚Iphigenie‘, des ‚Egmont‘, des ‚Faust‘ sie eingegeben hatte. Deutschland hatte seinen Dante, seinen Shakespeare gefunden, und zwar in dem glücklichen Augenblick, in dem sein Nationalgefühl mächtig erstarkte. Der Beifall, der Goethe in Weimar begleitete, war der einer organischen Gesamtheit, eines Ganzen, das den Fürsten der Erde Achtung gebot, es war nicht der Beifall einer zusammengewürfelten Menge, sondern der einer Nation. Und die Leier Goethes ertönte nicht für einen König, nicht für einen Hof, sondern frei und bewußt für das deutsche Volk, wie einst die Leier des Virgil und des Horaz nicht für Augustus oder Mäcenas, sondern für das römische Volk ertönt war.“ (Schluß folgt.)

Zolltarif und Diplomatie.[1]

(Ein Brief.)

Die jüngsten stürmischen Verhandlungen im Deutschen Reichstag haben auf die Stellung der einzelnen Kabinette zu dem Zolltarif nicht den geringsten Einfluß ausgeübt. Für die Diplomatie ist es vollkommen gleichgültig, ob es begründet ist, daß eine parlamentarische Majorität Gewalt vor Recht ergehen ließ und eine Minorität terrorisierte oder nicht. Es ist dies eine rein interne Angelegenheit, mit der die Diplomatie sich nicht zu befassen hat. Die Kabinette werden den Zolltarif, der ihnen unterbreitet werden wird, nur als Verhandlungsobjekt betrachten und ganz objektiv prüfen, wahrscheinlich aber verschiedene und wesentliche Aenderungen daran vorschlagen, um zu einem Handelsvertrage zu gelangen. Eine En bloc-Annahme, wie sie vielleicht die jetzige Majorität auch seitens der auswärtigen Mächte wünschen möchte, ist gänzlich ausgeschlossen; es ist dagegen vorauszusehen, daß einige für die jetzige Majorität des Reichstags sehr wichtige Positionen eine ganz andre Gestalt erhalten werden. Der heftige Streit der Parteien im Reichstag über den Zolltarif scheint deshalb vorläufig eine querelle allemande zu sein. Rußland, Oesterreich-Ungarn und wahrscheinlich noch einzelne andre Länder werden leider manche agrarische Hoffnungen gänzlich vernichten. Weder der sehr kritische russische Finanzminister noch die gegenwärtigen Leiter der Regierungen von Cis- und Transleithanien werden eine besondere Vorliebe für die Beschlüsse der mehr oder weniger agrarisch gefärbten Majorität

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir halten den Standpunkt, den die Regierungsvorlage in der Zolltariffrage vertreten hatte, unter den jetzigen Verhältnissen für den geeignetsten, um zu neuen Handelsverträgen zu gelangen. Manche Abänderungen aber, die der Reichstag an dem Zolltarif des Bundesrats vorgenommen hat, erscheinen uns bedenklich, und wir glauben, daß diese auf Schwierigkeiten stoßen werden.

des Reichstags zeigen, andre Kabinette werden sich voraussichtlich ähnlich verhalten. Es ist deshalb nicht unmöglich, daß die künftigen Handelsverträge, die dem neuen Reichstag zur Genehmigung zugehen werden, ein ganz andres Gesicht als dieser Zolltarif haben werden. Vielleicht wird dann, wenn im neuen Reichstag noch dieselbe oder eine ähnliche Majorität vorhanden ist, mit Hilfe der gewiß wieder leicht auf die entgegengesetzte Seite umfallenden Nationalliberalen sowie andrer Parteien die Bildung einer neuen Majorität nötig sein, die vielleicht im vollsten Widerspruch mit der jetzigen Majorität stehen wird, wenn nicht eine auf die Dauer kaum aufrecht zu erhaltende Kampfzollpolitik geführt werden soll. — Die Zurückhaltung des Grafen Bülow im Streite der Parteien war diplomatische Taktik und bedeutet eine große Reserve für die Zukunft. —

Es ist nicht gänzlich ausgeschlossen, daß, ähnlich wie zur Zeit des Grafen Caprivi, die neuen Handelsverträge gegen eine starke agrarische Opposition durchgefochten werden müssen. Die Fehler, die die jetzige Majorität begangen hat, werden dann wieder korrigiert werden müssen, und die Konzessionen, die man ihr gemacht hat, werden wie Nebelbilder verschwinden. — Die Diplomatie ist den Wünschen der Agrarier gegenüber kühl bis ans Herz hinan, sie vertritt nur die Interessen ihres eignen Landes, und wenn nötig mit Rücksichtslosigkeit.

Die rein theoretische Frage, ob es leichter wäre, ohne Einmischung der Parlamente zu Handelsverträgen zu gelangen, läßt sich schwer beantworten. Es sind die Mängel und Fehler des heutigen Parlamentarismus nicht zu verkennen, sie werden aber weit mehr und in fast allen Ländern durch die Gegner aller konstitutionellen und parlamentarischen Einrichtungen als durch die Institution der Parlamente selbst erzeugt. Jedenfalls stehen die parlamentarisch und konstitutionell regierten Länder in Europa auf einer höheren Stufe der Kultur als despotisch regierte Staaten.

Wenn wirklich ein Teil des deutschen Volkes seinen Reichstag ganz oder teilweise eliminieren möchte und den von seinen Altvordern nach jahrhundertelangen traurigen Erfahrungen und schweren Kämpfen glücklich beseitigten bürgerlichen Servilismus und Absolutismus für politische Weisheit und Patriotismus hält, so müßten diese politischen Epigonen der großen deutschen Patrioten erst bei den im blühenden Servilismus und Despotismus lebenden Chinesen, Türken und Kosaken eine Vorschule durchmachen.

Ein solcher Rückschritt und politischer Selbstmord wäre vielleicht von einem kleinen, in der Kultur hinabsteigenden Bedientenvolk, aber nicht von einer der ersten und mächtigsten Nationen der Welt zu erwarten.

Litterarische Berichte.

Vorderasiatische Knüpfteppiche aus älterer Zeit. Von Wilhelm Bode. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Geb. M. 8.—.

Ueber die Herkunft und die Datierung der alten orientalischen Teppiche, die erst seit dreißig Jahren in den Handel gekommen, aber schnell von Künstlern, Kunstsammlern und Museen begierig aufgenommen worden sind, so daß sie jetzt auf öffentlichen Versteigerungen heiß umstritten und oft mit fabelhaften Preisen bezahlt werden, sind wir immer noch sehr mangelhaft unterrichtet, obwohl sich die Forschung in dem letzten Jahrzehnt eifrig mit ihnen beschäftigt hat. Nachdem die philologische Forschung vergebens versucht hat, aus der Entzifferung der Inschriften Schlüsse auf Herkunft und Entstehung der noch sehr zahlreich erhaltenen alten Stücke zu ziehen, darf sich die kunsthistorische Forschung eines viel günstigeren Ergebnisses rühmen. Unser jetziges Wissen hat der Direktor des Berliner Museums auf Grund einer dreißigjährigen Praxis auf allen Gebieten des Kunsthandels in obigem Werk zusammengefaßt, das zu einer Sammlung von illustrierten „Monographien des Kunstgewerbes" gehört, die Dr. J. L. Sponsel in Dresden herausgiebt. Auch den weit ausgedehnten Forschungen Bodes, dessen Späheraugen kaum ein hervorragendes Stück entgangen ist, ist es nur gelungen, als sicher nachzuweisen, daß die weitaus größte Zahl der erhaltenen vorderasiatischen Teppiche dem 16. bis 18. Jahrhundert angehört und daß nur sehr wenige in das 15. und vielleicht noch in den Ausgang des 14. Jahrhunderts zurückreichen. In umfassenderer und methodischerer Weise als seine Vorgänger hat Bode die italienischen, insbesondere die venezianischen und die niederländischen Gemälde des 15. bis 17. Jahrhunderts herangezogen, auf denen orientalische Teppiche dargestellt sind. Die venezianischen wie die niederländischen Maler haben diese Teppiche in ihren Werkstätten gehabt, um ihren Farbensinn daran zu entwickeln und zu kräftigen, und diesem Umstande verdanken wir viele Nachbildungen, die uns die annähernde Datierung der Originale erleichtern. Vielleicht die interessanteste Gruppe unter diesen Teppichen sind die kostbaren persischen Seidenteppiche, die mit Verwendung chinesischer Dekorationselemente sämtlich während der Herrschaft der Safiden-Dynastie entstanden sind. Die schönsten dieser Teppiche führt Bode in Abbildungen vor, mit denen das grundlegende Werk auch im übrigen sehr reich versehen ist. Wer mit der Erwerbung eines alten orientalischen Teppichs umgeht, sollte nicht versäumen, dieses Buch vorher zu Rat zu ziehen. A. R.

Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund v. Podfilipski. Von Josef Baron Weyssenhoff. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von B. W. Segel. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—. 324 Seiten.

Das Buch scheint eine Biographie zu sein, ist aber ein Roman, in die Form einer Biographie gekleidet. Dadurch hat es aber unstreitig gewonnen; das Interesse wurde erhöht, weil viele hinter dem Helden des Romans eine wirkliche Person vermuteten, während das Ganze reine Erfindung des Dichters ist. Der Held ist ein moderner Uebermensch, dessen Leben ganz dem Kult des eignen Ichs gewidmet ist. Dem biographischen Charakter des Buchs entsprechend lernen wir Podfilipski auf allen Stationen seines Lebens kennen. Wir werden in die Salons geführt, in denen er verkehrt, an die Stätte seiner Vergnügungen, auf den Rennplatz, in die Kreise von Künstlern und Litteraten u. s. w. Ueberall macht der Uebermensch durch sein Verhalten Aufsehen. Schließlich stirbt er in Paris an einer Herzlähmung. Sein Leben mündet, wie der Uebersetzer des Werks mit Recht sagt, in ein Nichts; aber es stimmt den Leser zum Nachdenken, ob es sich wohl verlohne, so zu leben. Und darauf beruht die Bedeutung des vorliegenden Buchs. Der Verfasser Baron Weyssenhoff hat durch dieses mit einem Schlage seinen Namen zu einem der berühmtesten in Polen gemacht. Und auch in Deutschland wird es durch seine eigentümliche, scharf durchgeführte Darstellung Aufsehen erregen. E. M.

Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen von D. Dr. Karl Schneider. Berlin, Besserſche Buchhandlung (Wilhelm Hertz). 488 S. M. 6.—.

Mit aufrichtigem Danke begrüßen wir es, daß uns der hochverdiente Wirkl. Geh. Oberregierungsrat D. Dr. Karl Schneider mit seinen Lebenserinnerungen beschenkt hat. Sie sind wirklich das geworden, was der Verleger von ihnen erwartete, ein Quellenbuch zur Geschichte der Schule in den letzten Jahrzehnten, und bei der schlichten Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der der Bericht abgefaßt ist,

darf ihnen wohl unbedingte Zuverlässigkeit nachgerühmt werden. Ganz besonderes Interesse verdient, was über die Leitung des preußischen Unterrichtswesens seit 1872 gesagt ist; die Minister Falk, Puttkamer, Zedlitz und Bosse treten uns in diesen Abschnitten zum guten Teil auch menschlich näher, und vor allem lernen wir sie nach ihren Motiven beurteilen. Immer aber leuchtet neben ihnen als tüchtiger, erfahrener Fachmann der Verfasser selbst, so sehr er in liebenswürdiger Bescheidenheit auch von seinen eignen Verdiensten schweigt, und so ist uns das Werk nicht bloß als zeitgeschichtliches Quellenbuch, sondern auch als Lebensbeschreibung eines bedeutenden Mannes hoch willkommen.

Dr. Hans Zimmer.

Unerbetene Briefe. Von Oscar Blumenthal. 2. Auflage. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. 184 S.

Eine kleine Schatzkammer heiterer Laune und sprühenden Witzes! Meist führt herbe Satire oder gutmütiger Spott dem Autor die Feder. Neben diesem Hauptcharakter des Buchs fehlen wärmere Gefühlstöne nicht ganz („Frühling im Süden"), da und dort wird mit kundiger Hand ein Idyll aufgegriffen („Beppo"), wieder und wieder schaut des Daseins Ernst durch die lustige Maske („In St. Wolfgang"). Ueberall zeigt Blumenthal durchdringende Lebensweisheit, und um dieser willen wäre es schade, wenn das Buch zum litterarischen Bonmot von vorgestern würde.

Die vorzügliche äußere Ausstattung (Band, Schnitt, Papier, Druck) ist ein glänzendes Zeugnis für die moderne Buchtechnik und macht das geschmackvolle Bändchen zu einem vornehmen Geschenkwerk. —ck.

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 562 S.

Im Mittelpunkt des Romans, der in England viele Leser gefunden hat, steht ein eigenartiger Charakter, dessen Zeichnung in vielen Punkten ein psychologisches Meisterstück genannt werden kann: ein armer Steinmetz, der gelehrte Neigungen hat und mit ergreifendem Heroismus neben der anstrengenden Berufsarbeit weitgehende wissenschaftliche Studien betreibt. Die große Sehnsucht seines Lebens ist die Universität. Er unterliegt. Die sozialen Verhältnisse sind nur zum Teil an seiner Niederlage schuld. Eine unbesonnene Heirat mit einer tief unter ihm stehenden Frau ist der hauptsächlichste Grund seines Mißerfolges. Nachdem sich Juda von ihr getrennt hat, lernt er eine Verwandte kennen und lieben, eine Frauengestalt von entzückendem Liebreiz, die ihn geistig fast überragt. Sie verläßt ihm zuliebe ihren Gatten, einen alten pedantischen Schulmeister, und lebt jahrelang mit Juda zusammen. Durch harte Schicksalsschläge wird sie zur Reue getrieben. Sie kehrt zu jenem zurück, während der Held und Märtyrer, der mit ihr jeden Halt verloren hat, wieder ins Garn seiner ersten Gattin gerät und, geistig wie körperlich zerrüttet, einem frühen Tode entgegengeht. Die erste Hälfte des Buches steht künstlerisch am höchsten. Die Zeit des Zusammenlebens mit der Geliebten ist mit etwas umständlicher Breite geschildert. Die Schlußkapitel steigern sich wieder zu großartiger Wirkung. Br.

Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle par Germain Bapst. Tome second. Napoléon III. et sa cour. La guerre de Crimeé. Paris. Librairie Plon, Plon-Nourrit et Cie. 1902.

Der zweite Band des interessanten Memoirenwerks schildert in den ersten beiden Kapiteln die Verhältnisse am Hofe Napoleons während der ersten Jahre nach der Thronbesteigung bis zu seiner Heirat, um dann höchst eingehend den Krimkrieg und den Anteil Canroberts an der Leitung der kriegerischen Operationen zu behandeln. Dieser Abschnitt ist natürlich der geschichtlich wertvollste, da wir hier eine an neuen Aufschlüssen reiche, authentische Darlegung der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze und der Zerwürfnisse des Marschalls mit den Engländern erhalten, die ihn in Verbindung mit dem Mangel an durchgreifenden Erfolgen endlich zur Niederlegung des Oberbefehls veranlaßten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. Vier Vorträge von Arthur Seidl. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

„Was ist modern?" — auf diese heikle Frage giebt der bekannte Musikschriftsteller eine ausführliche Antwort, der wir entnehmen, daß ihm die Zugehörigkeit zu Nietzsche als das Merkmal der Modernität erscheint. Die Antwort ist durchaus nicht so übel, wie man sie schon finden wollte. Seidl, der an Herausgabe der Nietzsche-Briefe beteiligt ist, führt den linken Flügel der „Wagnerianer" und ist einer der selbständigsten Köpfe, der besten Kritiker. Aber auch er entrichtet menschlicher Einseitigkeit seinen Tribut, indem er von den Tondichtern Modernität verlangt, anstatt jeden zu nehmen wie er ist und ihn nach seiner besonderen geistigen Kraft zu werten, die aus irgend welchen Gründen Nietzsche abhold sein kann; vergleiche z. B. Liszt oder Bruckner! Doch dürfte Seidls Buch trotz mancher Unklarheit niemand irreführen; die praktische Anteilnahme an der zeitgenössischen Musik, an der dramatischen und instrumentalen (2. Abschnitt), an Richard Strauß im besonderen und an der musikalischen Lyrik (3. und

4. Abschnitt) führt so viel Belehrendes herbei und bemüht sich um solche Objektivität des Urteils, daß der Leser sich unbefangen bereichern kann. Wenn Seidl einen Richard Strauß in den Mittelpunkt rückt, so läßt man sich das schon gefallen; andre Schriftsteller begeistern sich für andre Größen, und zuletzt wird sich schon ein gerechtes Urteil herausbilden. Dr. K. Gr.

So war's! Von August Sperl. Ernst und Scherz aus alter Zeit. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. 347 Seiten.

Einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die auf dem Gebiete der historischen Erzählung zurzeit künstlerisch Wertvolles bieten, ist August Sperl. Vier Geschichten vereinigt er in diesem Bande, zwei mehr humoristische, zwei sehr ernsthafte. Die beiden letzteren dürften, rein litterarisch betrachtet, am höchsten stehen. Die eine, „Das Hexenkind", eine Justizgeschichte, zeigt eine technische Vollendung, die meisterhaft genannt werden muß; und die reizvolle Form birgt köstlichen Gehalt, kraftvoll und zart zugleich, wie nur ein echtes Kunstwerk ihn hegt. Noch erschütternder wirkt die Tragik der „Verwaltungsgeschichte": „Hochpreisliche Dekrete", die uns das leidvolle Schicksal einer evangelischen Gemeinde im Kampf mit katholischer Obrigkeit vor Augen führt. Die beiden ergötzlichen Erzählungen: „Der Faquin" und die — vielleicht etwas lang ausgesponnene — Hofgeschichte „Narro!" lassen herzerfrischende Töne des Humors erklingen. Und überall spüren wir den Hauch des wirklichen Lebens. Br.

Mann und Weib. Novellen von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer.

Am Hofe von Ragusa. Roman von Mite Kremnitz. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer.

Die Verfasserin ist nicht nur eine geistvolle und gewandte Erzählerin, sondern auch eine Dichterin, die den feinsten Seelenregungen nachzugehen und sie mit ergreifender Wahrheit zu schildern versteht. „Mann und Weib" umfaßt fünf Erzählungen, von denen die letzte und wohl auch am tiefsten auf den Leser wirkende ihren Titel zugleich dem ganzen Bande geliehen hat. Es ist das durchaus berechtigt, da auch die übrigen Novellen: „Die Russin", „Vorher und nachher", „War es Liebe?" und „Ohne Diadem" das Verhältnis der beiden Geschlechter in immer neuen Variationen und im Spiegel der verschiedenartigsten Verhältnisse und Anschauungen behandeln. Alle darin auftretenden Personen sind von Sehnsucht nach dem Glück verzehrt und suchen es durch die Liebe zu gewinnen. „Hat eigentlich die Liebe Wichtigkeit im Leben oder nicht? Ist sie wirklich die Achse, um die sich die alte Welt dreht, oder haben die andern recht, die in ihr nur jene Fata Morgana erblicken wollen, jenes Trugbild, hinter dem die Natur ihre dunklen Zwecke verbirgt?" Interessante Beiträge zur Lösung dieser schon unzählige Male aufgeworfenen Frage bieten die Novellen, deren jede ein Kabinettstück in ihrer Art ist. — „Am Hofe von Ragusa" bringt in Tagebuchform die Erlebnisse der Gräfin Weltenberg als Gesellschafterin und Vorleserin der jungen, reizenden, aber geistig unselbständigen Fürstin von Ragusa. Dieser Hof liegt irgendwo im Süden, und sein Name ist natürlich fingiert, allein die an ihm auftretenden und handelnden Persönlichkeiten sind echt und unverfälscht. Das Thun und Treiben der Hofcamarilla, ihre Ränke und Machenschaften sind mit feiner Ironie, aber höchst lebenswahr dargestellt, wobei der Verfasserin ihre intime Kenntnis des höfischen Lebens sehr zu statten gekommen ist; ohne Zweifel hat sie auch manches Selbsterlebte mit hinein verwoben. Der Leser gewinnt dadurch einen Einblick in Verhältnisse, die um so interessanter sind, je verborgener und geheimnisvoller sie den meisten Menschen bleiben. Die Handlung ist ungemein glücklich erfunden und bleibt fesselnd bis zu dem Schluß.

Fr. R.

Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung. Von Lic. Oskar Kohlschmidt. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 152 Seiten.

Ein Büchlein, das auch weitere Kreise zu interessieren geeignet ist, bei jedem Litteraturfreund Beachtung finden sollte, vor allem aber in den Reihen der Amtsbrüder des Verfassers willkommen sein wird. Ueber 80 Werke gaben den Stoff zu diesen Studien und Kritiken, die in gedrängter Darstellung die verschiedenen Auffassungen der so häufigen Figur des Pfarrers im neueren Drama und Roman wiedergeben. Neben der fleißigen Sammlung und gewissenhaften Sichtung des Materials verdient die übersichtliche Gruppierung desselben und die bei aller Objektivität warme Sprache entschiedene Anerkennung. —ck.

Alexander Petöfis poetische Werke. Deutsch von Joseph Steinbach. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer. M. 4.—.

Dieser neuesten Uebersetzung liegt die vom Budapester „Athenäum" 1877 veranstaltete ungarische Ausgabe zu Grunde, die Petöfis Gedichte in vier Bänden umfaßt. Der erste Band enthält die erzählenden, die drei andern Bände die lyrischen Gedichte. Vorausgeschickt ist eine etwas dithyrambisch gehaltene Einleitung über die Bedeutung Petöfis. Der Uebersetzer hat selbst eine poetische Ader, seine Verse lesen sich wie ein Original, sie fließen

leicht dahin. Der Preis des nicht weniger als 1107 Seiten starken Bandes ist wirklich billig. Möge diese Uebersetzung dazu beitragen, den großen ungarischen Freiheitsdichter auch in Deutschland bekannter zu machen! E. M.

Lebensführung. Von Ralph Waldo Emerson. Uebersetzt von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Emerson ist eine echt amerikanische Erscheinung gewesen, und nur ein kraftvoll werdendes Volk, in dem die Bildungselemente der alten Welt mit der Roheit, der Oberflächlichkeit und den Auswüchsen schrankenloser Demokratie rangen, konnten einer solchen Prophetennatur Hintergrund und Spielraum bieten. Conduct of life erschien 1860; die neun Aufsätze, die es bilden, sind aus Vorlesungen, man möchte fast sagen Predigten, hervorgegangen, die Emerson im „wilden Westen" der Vereinigten Staaten gehalten hatte. Was er unter den Ueberschriften Fatum (Schicksal), Macht (Willenskraft), Reichtum, Bildung, Betragen, Gottesdienst, gelegentliche Betrachtungen, Schönheit, Illusionen darbietet, ist Popularphilosophie, das heißt praktische Ethik, ganz im Umfang unsrer Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts, aber in einem ganz andern Temperament als dem der zahmen Unterthanen des aufgeklärten Absolutismus. Und das ist eben der gewaltige Vorzug des Amerikaners und die Rechtfertigung für den Uebersetzer. Er ist Vertreter einer „heroischen" Ethik wie Carlyle, und diese ist die echt germanische schon der Urzeit, und nur die Aufgaben und der Gesichtskreis haben sich geändert, was hier selbstverständlich nicht des weiteren zu begründen ist. Die Uebersetzung hat eine besondere Schwierigkeit zu überwinden; die englische Sprache ist in der philosophischen Terminologie hinter der deutschen weit zurück, und sie leidet da, wo es einen reinen Gedanken scharf zu formulieren gilt, an einer gewissen Verschwommenheit des Ausdrucks, so daß gerade scharfe Denker wie Spencer die Deutlichkeit durch Breite erreichen müssen. Emerson fußt viel mehr als Spencer auf deutscher Philosophie, und es wäre die Aufgabe des Uebersetzers gewesen, die scharf ausgeprägten und spezialisierten deutschen Begriffe zu suchen, statt die allgemeinen Ausdrücke des Englischen allgemein wiederzugeben. Schultheiß.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem. Heft 16 bis 18. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsh.

Mit Heft 18 liegt der zweite Band des verdienstlichen Unternehmens abgeschlossen vor, und was wir an den vorhergehenden Heften rühmend hervorgehoben haben, müssen wir bei den vorliegenden wiederholen. Ueberall zeigt sich ruhige, objektive, den Gegenstand erschöpfende Darstellungsweise, die nur dort für das unbefangene Denken unzureichend wird, wo sie vor den Lehren der Kirche halt macht. Zum Glück aber sind es verhältnismäßig wenig Gegenstände, bei denen die spezifisch katholische Anschauung zur Geltung kommt und infolgedessen der Behandlung Grenzen gezogen sind, die nicht in der Natur der Sache selbst liegen. Besonders die vorliegenden Hefte sind reich an Artikeln, bei denen solche nicht in Betracht kommen; wir nennen: Gewerbe, Gewerbegericht, Gewerkvereine, Grundbesitz, Grundlasten, Handel und Handelspolitik, Handelsrecht, Handelsverträge, Handwerk. Hierin findet man auf knappem Raum eine vollständige Uebersicht der Hauptgesichtspunkte, die für die politische Stellungnahme zu diesen wichtigen Fragen maßgebend sind.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aschaffenburg, Prof. Dr. G., Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 6.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 40. Bändchen: Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. Mit 79 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Benz, Friedrich, Der Mensch. Zwei Bände. München, Lyrik-Verlag.

Benz, Friedrich, Mazurka. Ein romanhaftes Buch. München, Kunstverlag Wilh. Kromer.

Berlioz' Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-

Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Björnson, Björnstjerne, Auf Storhove. Drama. München, Albert Langen. M. 3.—

Blum, Hans, Bismarck. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk. Mit Titelbild und Abbildungen. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Fein gebunden M. 5.—

Borkowsky, Ernst, Turgenjew. Mit Bildnis und Faksimile. 43. Band von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Chamberlain, Houston Stewart, Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur 4. Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. M. 1.—

Cüppers, J. A., Leibeigen. Roman. Mit Bildern von Phil. Schumacher. Im Anhang die Novelle Noli me tangere. Illustriert von R. Rucktäschel. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Diene dem Ewigen! Was nützt die theosophische Gesellschaft ihren Mitgliedern? Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 2.—

Egidy, Emmy v., Erschwiegen. Novelle. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Erhardt, W., Zeitgemässe Gasthäuser. Einige Vorschläge zur zweckmässigen Anlage. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 30 Pf.

Fischer, Kuno, Ueber die menschliche Freiheit. Prorectoratsrede. Dritte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.20.

Ganghofer, Ludwig, Das Neue Wesen. Roman. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 5.40.

Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Constantin den Großen. Neuerzählt, geordnet und gedichtet von Richard v. Kralik. Mit Zeichnungen und Buchschmuck von Georg Barlösius. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Gebunden M. 12.—

Hagen, Edmund v., Freie Gedanken über die innere Verknüpfung zwischen Gerechtigkeit und Glück. Berlin, im Selbstverlag des Verfassers. 60 Pf.

Hansjakob, Heinrich, Meine Madonna. Eine Familienchronik. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.—

Hartmann, Alma v., Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Hauptmann, Carl, Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.50.

Hauptmann, Carl, Unsre Wirklichkeit. München, Georg D. W. Callwey. M. 1.—

Hauptmann, Carl, Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman. München, Georg D. W. Callwey. M. 5.—

Hein, Franz, Lieder und Bilder. Karlsruhe i. B., G. Braun'sche Hofbuchdruckerei. Gebunden M. 4.—

Hevesi, Ludwig, Ewige Stadt, ewiges Land. Frohe Fahrten in Italien. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Hibbert Journal, The, A Quarterly Review of Religion, Theology and Philosophy. Vol. I. Nr. 1. October 1902. London and Oxford, Williams and Norgate.

Hill, Constance, Die Fürstin Orsini, Camerera am Hofe Philipps V. von Spanien. Uebersetzt von Frida Arnold. Mit 7 Porträts. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 7.—

Hirundo, C., Till Riemenschneider. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Holzhausen, Paul, Heinrich Heine und Napoleon I. Mit vier illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. M. 5.—

Ilgenstein, Heinrich Dr., Mörike und Goethe. Eine literarische Studie. Berlin, Richard Schröder. M. 2.—

Jerusalem, Prof. Dr. Wilh., Lehrbuch der Psychologie. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage des Lehrbuchs der empirischen Psychologie. Mit 20 Abbildungen im Text. Wien, Wilh. Braumüller. Gebunden M. 3.60.

Johnston, Sir Harry, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Halfern. Mit einer Karte von Afrika. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 7.—

Kapp, H., Bildende Kunst und Schule. Heft 58 von Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. 50 Pf.

Kerr, Alfred, Herr Sudermann, der D.. Di.. Dichter. Ein kritisches Vademecum. Berlin, Verlag Helianthus. M. 1.—

Kewitsch, G., Die Vulkane Pélé, Krakatau, Etna, Vesuv. Mit Illustrationen. Norden. Diedr. Soltau. M. 1.—

Klaar, Alfred, Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie. Berlin, Johannes Räde. M. 1.—

Klimpert, R., Entstehung und Entladung der Gewitter, sowie ihre Zerstreuung durch den „Blitzkamm". Eine meteorologische Betrachtung. Bremerhaven, L. v. Vangerow. Gebunden M. 2.—

Kröger, Timm, Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 3.—

Kußmaul, Adolf, Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg. Herausgegeben von Vinzenz Czerny. Mit dem Bilde des Verstorbenen. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Langen, Martin, Geben und Nehmen. Schauspiel in fünf Aufzügen. München, Albert Langen.

Lappe, Friedrich, Bilder und Bildung. Heft 70 von „Pädagogische Abhandlungen". Bielefeld, A. Helmich. 50 Pf.

Lapsa, Edwart, Tant' Jula. Ein Dünastrandliches Gequassel. Riga, Gutenberg. 50 Kop.

Lichtenberg, Dr. R. Frhr. v., Ueber einige Fragen der modernen Malerei. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.20.

Mellin, George Sam Albert, Marginalien und Register zu Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urteilskraft. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift Der Zusammenhang der Kantischen Kritiken versehen von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. M. 6.—

Moltke, Graf O., Nord-Amerika. Beiträge zum Verständnis seiner Wirtschaft und Politik. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.50.

Nietzsches Gesammelte Briefe. 1. Band. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche

und Peter Gast. II. Band: Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Erwin Rohde. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. Berlin, Schuster & Löffler.

Oesterreichisches Novellenbuch. Erste Sammlung. Mit Buchschmuck von R. Hanke und Beiträgen von F. v. Saar, St. Milow, A. Hagenauer u. s. w. Zweite Sammlung. Mit Buchschmuck von A. Hartmann und Beiträgen von E. Ertl, R. M. Rilke, H. Greinz u. s. w. Wien, Carl Fromme. Pro Sammlung M. 3.50.

Orsi, Pietro, Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Uebersetzt von F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner.

Pasig, Paul, Goethe und Ilmenau. Festgabe der Stadt Ilmenau zur 17. Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft. Zweite, durchweg ergänzte Auflage. Weimar, Huschke's Hofbuchhandlung.

Peltzer, Dr. Alfred, Ueber Malweise und Stil in der holländischen Kunst. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 5.—

Perfall, Anton v., Der Almschreck und andere Geschichten. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Vierte Lieferung. (Preußische Dichter). München, J. F. Lehmanns Verlag.

Pfister, Albert, Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859 bis 1869. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. M. 6.—

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 23. 1er Décembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Richter, Wilhelm, Kunst und Schule. Heft 2 von „Pädagogische Abhandlungen". Neue Folge. Bielefeld, A. Helmich. 40 Pf.

Salomon, Alice, Soziale Frauenpflichten. Vorträge gehalten in deutschen Frauenvereinen. Berlin, Otto Liebmann. Kartoniert M. 2.20.

Sauer, August, Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Oesterreich und Deutschland. Wien, Carl Fromme. M. 6.—

Scharlach, Dr., Koloniale und politische Aufsätze und Reden. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.50.

Schott, Anton, Das Glücksglas. Erzählung aus dem Böhmerwald. Illustriert von Fritz Bergen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 4.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Briefe 5 bis 14. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.— Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.— Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Stauf von der March, Ottokar, Germanen und Griechen. Erster Band von „Völker-Ideale". Beiträge zur Völkerpsychologie. Leipzig, Julius Werner. M. 3.50.

Stephan, Heinrich v., Kunst in Ernst und Scherz. Heft 8 von „Pädagogische Abhandlungen". Neue Folge. Bielefeld, A. Helmich. 40 Pf.

Sutro, Emil, Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Berlin, W. Fussinger. M. 3.—

Suttner, Bertha v., Martha's Kinder. Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!" Leipzig, E. Pierson's Verlag. M. 5.—

Vierordt, Heinrich, Vaterlandsgesänge. Zweite Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 2.—; gebunden M. 3.—

Villinger, Hermine, Der neue Tag. Eine Geschichte. Illustriert von W. Claudius. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Voß, Richard, Die Leute von Valbaré. Ein Roman aus den Dolomiten. Illustriert von C. Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.50.

Weis, Prof. Dr. L., Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkennen. Eine Kritik der reinen Vernunft. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Weise, Dr. Oskar, Aesthetik der deutschen Sprache. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.80.

Wilpert, Richard v., Im Jungfernstift oder Der gezähmte Widerspenstige. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Wilpert, Richard v., Mongkut oder Die Stiefgroßschwiegermutter. Vers-Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Wilpert, Richard v., Irmgard oder Weibertreu. Vers-Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Wilpert, Richard v., Naladi oder Königswild. Indisches Vers-Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Wilpert, Richard v., Der Leibarzt oder Das vergnügte Krankenhaus. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Mutze.

Wirth, Albrecht, Aus Uebersee und Europa. Berlin, Gose & Tetzlaff. M. 7.—

Zerbst, Max, Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung. Dresden, Karl Lingner.

Ziegler, Dr. J. H., Die Universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Vortrag. 2. Auflage. Zürich, Albert Müller. M. 1.50.

Ziegler, Leo, Neue Rätsel für Groß und Klein. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.20.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die mosaische Gesetzgebung.

Aus dem „Zweiten Vortrag über Babel und Bibel".

Von

Professor Friedrich Delitzsch.

Die Hand aufs Herz — wir haben außer der Gottesoffenbarung, die wir ein jeder in uns in unserm Gewissen tragen, eine weitere persönliche Gottesoffenbarung gar nicht verdient. Denn geradezu frivol hat die Menschheit des heiligen Gottes ureigentlichste Offenbarung, die zehn Worte auf den Gesetzestafeln vom Sinai, bis auf diesen Tag behandelt. „Das Wort sie sollen lassen stahn" — trotzdem ist in Dr. Martin Luthers Kleinem Katechismus, nach dem unsre Kinder unterrichtet werden, das ganze zweite Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen" unterdrückt und statt dessen das letzte Gebot beziehungsweise Verbot der sogenannten bösen Lust in zwei auseinandergerissen, was durch Vergleichung von 2. Mos. 20, 17 und 5. Mos. 5, 18 als unstatthaft leicht erkannt werden konnte. Das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, ist nicht das vierte, sondern das fünfte u. s. f. Und im katholischen Katechismus, der die nämliche Zählungsweise der zehn Gebote hat, lautet zwar das erste Gebot vollständiger: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben; du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten", aber gleich heißt es weiter: Bilder Christi, der Gottesmutter und aller Heiligen machen wir dennoch, weil wir sie nicht anbeten, sondern nur verehren, wobei übersehen ist, daß Gott der Herr ausdrücklich sagt: du sollst dir kein Schnitzbild machen, dasselbe anzubeten und zu verehren (beachte auch 5. Mos. 4, 16). Aber in noch weit schwererer Weise, wenn wir uns eine Weile auf den Standpunkt des Wortlautes der Thora stellen, trifft jener Vorwurf Moses selbst, ein einstimmiger gellender Vorwurf aller Völker der Erde, die nach Gott fragen und nach Gott suchen. Man bedenke: der allmächtige Gott, „der Allumfasser, der Allerhalter", der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligsten Willen, Jahve, „der Fels, dessen Thun vollkommen" (5. Mos. 32, 4), behaut mit seinen eignen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den eignen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote — da wirft Moses im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zerbricht sie in tausend Stücke.

---

[1]) Dieser „Zweite Vortrag über Babel und Bibel" von Friedrich Delitzsch wird in den nächsten Tagen bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart vollständig in Buchform erscheinen.

Und dieser Gott schreibt zum zweitenmal andre Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung, und Moses hält es nicht der Mühe für wert, seinem Volk und damit der Menschheit wortgetreu mitzuteilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben. Wir Gelehrte machen es jedem von uns zu schwerem Vorwurf, wenn er die Inschrift eines beliebigen Menschen, etwa eines Hirten, der an einem Felsen der Sinaihalbinsel seinen Namen verewigt hat, auch nur in Einem Schriftzeichen ungenau oder gar falsch wiedergiebt, und Moses, als er vor dem Uebergang über den Jordan die zehn Gebote seinem Volke abermals einschärft, ändert nicht allein einzelne Wörter, stellt Wörter und Sätze um und dergleichen mehr, sondern ersetzt sogar eine lange Stelle durch eine andre, obwohl er auch diese ausdrücklich als Gottes Wortlaut entsprechend hervorhebt. Und so wissen wir bis heute nicht, ob Gott den Sabbattag zu heiligen befohlen habe, in Erinnerung an seine eigne Ruhe nach dem Sechstagewerk der Schöpfung (2. Mos. 20, 11, vergl. 31, 17) oder in Erinnerung an die nimmer ruhende Zwangsarbeit des Volkes während seines Aufenthalts in Aegypten (5. Mos. 5, 14 f.). Und die nämliche Nachlässigkeit bezüglich Gottes heiligstem Vermächtnis an die Menschen ist auch sonst zu beklagen. Wir suchen noch heute den Berg in der Gebirgsgruppe der Sinaihalbinsel, der zu allem, was erzählt ist, paßt, und während wir über unendlich gleichgültigere Dinge, wie z. B. die Ringe und Stangen des Kastens, der den zwei Tafeln zur Aufbewahrung diente, eingehendst unterrichtet werden, erfahren wir über die äußere Beschaffenheit der Tafeln selbst, außer daß sie auf beiden Seiten beschrieben waren, rein gar nichts. Als die Philister die Bundeslade erbeuten und in den Dagonstempel zu Asdod verbringen, da liegt am übernächsten Morgen das Bildnis des Gottes Dagon zertrümmert vor der Lade Jahves (1. Sa. 5 f.). Als diese dann nach dem kleinen judäischen Grenznest Bêth-Schemesch verbracht wird und die Bewohner sie angucken, büßen es siebzig, nach einer andern Erzählung 50000 (!) Mann mit dem Tode (1. Sa. 6, 19). Selbst wer aus Versehen die Lade berührt, wird vom Zorn Jahves getötet (2. Sa. 6, 7 f.). Sobald wir aber den Boden der historischen Zeit betreten, schweigt die Geschichte. Wir erfahren detailliert, daß die Chaldäer die Tempelschätze Jerusalems und die goldenen, silbernen, kupfernen Tempelgeräte, die Becken und Schalen und Schaufeln fortführten (2. Kön. 24, 13. 25, 13 ff.), aber nach der Lade mit den zwei Gottestafeln fragt niemand, der Tempel stürzt in Flammen zusammen, aber dem Geschick der zwei wunderwirkenden Tafeln des allmächtigen Gottes, dieses größten Heiligtums des Alten Bundes, ist auch nicht Ein Sterbenswörtchen gewidmet.

Wir wollen nach der Ursache von all dem nicht forschen, sondern nur konstatieren, daß Moses von dem nach dem Wortlaut der Thora ihn treffenden Vorwurf durch die Pentateuchkritik freigesprochen ist. Denn wie Dillmann (Kommentar zu den Büchern Exodus und Leviticus S. 201), diese auch von katholischer Seite höchst gewertete Autorität, feststellt, liegen uns die zehn Gebote in „zwei verschiedenen Rezensionen vor, die überhaupt nicht

unmittelbar auf die Tafeln, sondern auf anderweitige Aufzeichnungen zurückgehen". Und so sind uns auch alle übrigen sogenannten mosaischen Gesetze in zwei verhältnismäßig späten, durch Jahrhunderte voneinander getrennten Rezensionen überliefert, wodurch sich alle Differenzen leicht genug erklären. Und auch dies wissen wir, daß die sogenannten mosaischen Gesetze Satzungen und Gebräuche darstellen, die teils von alters her bei den Kindern Israel Geltung besaßen, teils aber auch erst nach der Seßhaftmachung des Volkes in Kanaan rechtliche Geltung erhielten, und dann en bloc auf Moses und zwecks noch höherer Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit auf Jahve selbst als den höchsten Gesetzgeber zurückgeführt wurden, wie wir dies bei den Gesetzen andrer alter Völker — ich erinnere an das Gesetzbuch des Manu — beobachten und wie es genau so bei der babylonischen Gesetzgebung der Fall ist.

Als ich im vorigen Jahr die Ehre hatte, an dieser Stelle zu sprechen, wies ich darauf hin, daß wir in Babylonien schon um 2250 v. Chr. einen hochentwickelten Rechtsstaat finden, und sprach von einer großen Gesetzsammlung Hammurabis, die das bürgerliche Recht in allen seinen Zweigen fixiere. Was damals nur aus zerstreuten, obwohl untrüglichen Einzelheiten geschlossen werden konnte — dieses große Gesetzbuch Hammurabis ist jetzt im Original gefunden, und mit ihm die Wissenschaft, vornehmlich die Kulturgeschichte und vergleichende Rechtswissenschaft, um einen Schatz allerersten Ranges bereichert. In den Ruinen der Akropolis von Susa war es, daß auf der Scheide der Jahre 1901 und 1902 der französische Archäolog de Morgan und der Dominikanermönch Scheil das Glück hatten, einen 2,25 Meter hohen Dioritblock des Königs Hammurabi zu finden, der augenscheinlich von den Elamiten nebst andrer Kriegsbeute aus Babylonien weggeschleppt worden war und auf dem in sorgsamster Weise 282 Gesetzesparagraphen eingegraben sind. Es sind, wie der König selbst sagt, „Gesetze der Gerechtigkeit, die Hammurabi, der mächtige und gerechte König, festgesetzt hat zu Nutz und Frommen der Schwachen und Unterdrückten, der Witwen und Waisen." „Der Geschädigte" — so lesen wir—, „der einen Rechtsstreit hat, lese dieses mein Schriftdenkmal und vernehme meine kostbaren Worte; mein Schriftdenkmal kläre ihn auf über den Rechtsfall, und er sehe dessen Entscheidung! Aufatmenden Herzens spreche er dann: ‚Hammurabi ist ein Herr, der wie ein rechter Vater ist seinem Volke!'" Aber obschon der König sagt, daß er, die Sonne von Babylon, die Licht ausstrahlt über Süd und Nord seines Landes, diese Gesetze niedergeschrieben habe, so hat er sie doch seinerseits empfangen von dem höchsten Richter Himmels und der Erde, dem Inhaber alles dessen, was recht heißt, dem Sonnengott, und darum trägt der mächtige Gesetzesstein an seiner Spitze das schöne Basrelief, darstellend Hammurabi, wie ihm die Gesetze offenbart Schamasch, der höchste Gesetzgeber.

Nicht anders verhält es sich mit der Gesetzgebung vom Sinai, der sogenannten Bundesschließung Jahves mit Israel. Ist doch der rein menschliche Ursprung und Charakter der israelitischen Gesetze noch leicht genug durchschaubar! Oder sollte jemand wagen zu behaupten, daß der dreimal heilige Gott,

der mit seinen eignen Fingern lo tiqtol „du sollst nicht töten“ in die Steintafel gegraben, im selben Atemzug die Blutrache sanktioniert habe, die bis heute wie ein Fluch lastet auf den Völkern des Ostens, während Hammurabi „ihre Spuren fast völlig getilgt hatte“? oder daran festhalten, daß die Beschneidung, die von alters her bei den Aegyptern und arabischen Beduinen Sitte gewesen, Zeichen sei eines besonderen Bundes Gottes mit Israel? Wir begreifen nach orientalischer Denk- und Redeweise sehr wohl, daß die mancherlei Satzungen für alle möglichen kleinsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie wenn ein stößiger Ochse einen Menschen oder einen andern Ochsen tötet (2. Mos. 21, 35 f.), daß die Speiseverbote, die minutiösen medizinischen Vorschriften für Hautkrankheiten, die detaillierten Bestimmungen für die priesterliche Garderobe hingestellt werden als von Jahve selbst herrührend, aber das ist eine rein äußere Form — der Gott, dem die liebsten Opfer sind „ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz“ (Ps. 51, 19) und der an dem ganzen Opferkult nach Art der „heidnischen“ Völker kein Gefallen hatte (Ps. 40, 7), hat sich gewiß nicht die Rezepte für Salböl und Räucherwerk „nach Apothekerkunst“, wie es heißt (2. Mos. 30, 25, 35), ausgedacht. Es wird Sache zukünftiger Forschung sein, festzustellen, inwieweit die israelitischen Gesetze, die bürgerlichen wie priesterlichen, spezifisch israelitisch oder allgemein semitisch oder durch die so viel ältere und gewiß über die Grenzen Babyloniens hinaus vorgedrungene babylonische Gesetzgebung beeinflußt sind. Ich denke z. B. an das Wiedervergeltungsrecht Auge um Auge, Zahn um Zahn, an die Neumondfeier, die sogenannten „Schaubrote“, das hohepriesterliche Brustschild und vieles andre. Einstweilen müssen wir dankbar sein, daß die Institution des Sabbattages, deren Ursprung den Hebräern selbst unklar war, als in dem babylonischen schabattu, dem „Tage κατ' ἐξοχήν,“ wurzelnd erkannt ist. Dagegen hat niemand behauptet, daß die zehn Gebote auch nur teilweise aus Babylonien entlehnt seien, vielmehr wurde nachdrücklich darauf hingewiesen, daß Verbote wie das 5., 6., 7. einem allen Menschen gemeinsamen Selbsterhaltungstrieb entspringen. In der That sind die meisten der zehn Gebote den Babyloniern ebenso heilig wie den Hebräern: Unehrerbietigkeit gegen die Eltern, falsches Zeugnis, jegliches Trachten nach fremdem Besitz wird auch nach babylonischem Brauch schwer, zumeist mit dem Tode, bestraft. So z. B. lesen wir gleich als dritten Gesetzesparagraphen Hammurabis: „wenn jemand in einem Rechtsstreit als Zeugenaussage Lügen ausspricht und kann seine Aussage nicht beweisen, so soll er, wenn dabei das Leben des andern auf dem Spiel steht, mit dem Tode bestraft werden.“ Spezifisch israelitisch ist das zweite Gebot, das Verbot jedweden Bilderdienstes, das in seiner näheren Ausführung eine direkt antibabylonische Spitze zu haben scheint. Mit dem eminent israelitischen ersten Gebot aber: „Ich bin Jahve, dein Gott, du sollst keine andern Götter neben mir haben,“ sei es mir gestattet, auf einen Punkt näher einzugehen, der alle, die sich für Babel und Bibel interessieren, fortdauernd auf das tiefste bewegt — auf den alttestamentlichen Monotheismus. Ist es doch begreiflich, daß die alttestamentliche Theologie, die evangelische

wie katholische, nachdem sie einmütig und mit Recht die Verbalinspiration des althebräischen Schrifttums preisgegeben und damit vielleicht ungewollt, aber durchaus folgerichtig den für unser Glauben, Wissen und Erkennen schlechterdings unverbindlichen Charakter der alttestamentlichen Schriften als solcher anerkannt hat, nunmehr den diese durchwehenden Geist als göttlichen in Anspruch nimmt und den „sittlichen Monotheismus Israels“, den „Geist des Prophetentums“ als „eine wirkliche Offenbarung des lebendigen Gottes“ mit um so größerer Einstimmigkeit kundthut.

Der Kirchenstreit in Preußen in den Jahren 1838 und 1839.

Aus der Korrespondenz des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Georg v. Below.**

Im September- und Novemberheft des Jahrgangs 1902 der „Deutschen Revue“ habe ich Briefe des Generals v. Wrangel an seinen Schwager Gustav v. Below über die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828 bis 1834 mitgeteilt. Sie zeigen, wie kürzlich von sachkundiger Seite bemerkt worden ist,[1] „scharfe Beobachtung und klare Beurteilung der polnischen Verhältnisse vom Standpunkte einer kräftigen preußisch-deutschen Gesinnung.“

Aus der folgenden Zeit liegen mir erst für die Jahre 1838 und 1839 Briefe Wrangels von allgemeinem Interesse vor. Sie beschäftigen sich in erster Linie mit dem kölnischen Kirchenstreit, zu dem er besondere Beziehungen hatte.

In dem Streit um die gemischten Ehen wurde der Erzbischof von Köln, Klemens August v. Droste-Vischering, durch die preußische Regierung aus seiner Diözese entfernt und im November 1837 nach der Festung Minden abgeführt. Wie dieses Ereignis an verschiedenen Orten Erregung hervorrief, so besonders in Münster i. W. Am 11. Dezember 1837 kam es hier zu einem Krawall. Die Aufgabe, diesem zu begegnen, fiel dem General v. Wrangel zu, der damals in Münster Divisionschef war, außerdem aber, während der Abwesenheit des kommandierenden Generals v. Müffling in Berlin, den Oberbefehl führte. Wir haben vor einiger Zeit in der Lebensgeschichte des Generals v. Fransecky, des damaligen Adjutanten Wrangels, eine eingehende Schilderung seiner Thätigkeit bei der Unterdrückung jenes Krawalls erhalten.[2] Die Erinnerung an die Festig-

---

[1] Historische Zeitschrift Bd. 90, S. 183.

[2] Denkwürdigkeiten des Generals v. Fransecky, herausgegeben von W. v. Bremen, S. 177 ff. Es mag darauf hingewiesen werden, daß diese Biographie auch eine interessante Notiz über den späteren Bischof v. Kettler enthält (S. 183).

keit und Ruhe, die er hierbei bewährte und die höheren Ortes lebhafte Anerkennung fanden, mag mit dazu beigetragen haben, daß Wrangel im Jahre 1848 das berühmte Kommando in Berlin erteilt worden ist. Es begreift sich, daß die Münsterschen Kreise, die zum Erzbischof Klemens August hielten, dem Bekämpfer des Krawalls keine freundliche Gesinnung entgegenbrachten. Namentlich mit Rücksicht auf die Anfeindungen, die Wrangel von hier aus erfuhr, sah er sich veranlaßt, um seine Versetzung einzukommen. Der König ließ ihm jedoch antworten: „Die Versetzung könne nicht stattfinden, weil dies als eine Mißbilligung seines Verhaltens in Münster angesehen werden könnte.“ Die Stimmung in Münster besserte sich in der folgenden Zeit Wrangel gegenüber nicht. Es ist von besonderem Interesse, aus seinen unten mitgeteilten Berichten zu ersehen, wie die ganze Geselligkeit der Stadt durch den kirchlichen Konflikt bestimmt wurde. Es mußte das um so mehr der Fall sein, als die gesellschaftlichen Gruppen in Münster einen festgeschlossenen Charakter haben. Der in Wrangels Briefen erwähnte Damenklub oder „adlige Damenklub“, eine sehr alte und noch heute vorhandene Einrichtung, setzt sich aus den Damen des Münsterschen Adels zusammen und hat, wie sich Fransecky ausdrückt, „gewissermaßen als Schutzpatron“ den jeweiligen Bischof. Mitglieder können außerdem nur die Frauen des kommandierenden Generals, des Oberpräsidenten und des Divisionskommandeurs sein. Die Männer dieser Frauen werden nur als Gäste wie andre Gäste eingeladen. Einen weiteren Kreis umfaßt das „Zivilkasino“: es zählt als Mitglieder die höheren staatlichen und städtischen Beamten, die Professoren, angesehenen Bürger, auch mehrere Offiziere. Erhöhte Bedeutung erhielt die Frage der geselligen Beziehungen, wenn ein Mitglied des königlichen Hauses in der Provinz erschien. Wrangels Mitteilungen über die Aufnahme, die der Kronprinz und Prinz Wilhelm gefunden haben, und seine Ratschläge über die Besuche, die der Kronprinz zu machen oder zu unterlassen haben würde, sind überaus charakteristisch. Bemerkenswert ist nicht in letzter Linie, daß Wrangel empfiehlt, auf den Mittelstand Rücksicht zu nehmen.

Handelt es sich bei diesen Dingen um mehr lokale Beschwerden und Wünsche, so ist es andrerseits bekannt, daß die Bedeutung des Kölner Kirchenstreites sehr weit reicht, teilweise sogar über das kirchliche Gebiet hinaus. Es fehlt in unsrer Korrespondenz denn auch nicht an der Aeußerung von Vermutungen über internationale Zusammenhänge. Was die kirchliche Frage als Angelegenheit des preußischen Staates betrifft, so ist es uns aus den Briefen Wrangels über die Verhältnisse der Provinz Posen bekannt, daß er durch seinen Schwager den Kronprinzen im preußisch-deutschen Sinne zu beeinflussen suchte. Ebenso bittet er jetzt Gustav von Below, der im Jahre 1838 wieder in die Nähe des Kronprinzen kam, zweiter Adjutant desselben (mit dem Rang eines Obersten) war, ihn auf diese oder jene Schrift aufmerksam zu machen oder ihn auf andre Weise in antiklerikalem Sinne zu bestimmen. Wenn Wrangel mehrmals dem Kronprinzen in der Angelegenheit des Kirchenstreites Vertrauen schenkt, so widerspricht das insofern den thatsächlichen Verhältnissen nicht, als derselbe in diesen Jahren

lebhafteres Staatsgefühl gezeigt hat, als man nach seinen Handlungen in andern Jahren und bei andern Anlässen vermuten sollte.

Nach Treitschkes Darstellung[1]) verlief der Kölnische Bischofsstreit wesentlich deshalb für den preußischen Staat unglücklich, weil seine Diplomaten sich ungeschickt zeigten, seine Kirchenpolitik, die des polizeilichen Zwanges, veraltet war und, was teilweise damit zusammenhing, der alte Rationalismus es nicht würdigte, daß die wieder erstarkte römische Kirche „eine Macht war, arm an Ideen, aber reich an streitbaren politischen Kräften und festgewurzelt in den Gefühlen der Massen". Wrangel und ebenso seine Gattin stehen, wie ihre Briefe deutlich ergeben,[2]) noch ganz auf dem Standpunkt des Rationalismus. Eben daraus erklären sich auch mehrere scharfe und, wie wir hinzufügen müssen, in mehrfacher Beziehung ungerechte Urteile über einige Protestanten in ihrer Korrespondenz. Gerade in jenen Jahren, als der im 18. Jahrhundert aufgekommene Rationalismus andern Richtungen weichen mußte, erfüllte er sich aus verständlichen Gründen mit Bitterkeit, und diese Bitterkeit hat auch solche Urteile diktiert. Wenn Bunsen, der im April 1838 von seinem Gesandtenposten in Rom abberufen worden war, wegen seiner Geschäftsführung getadelt und gegen seine Wiederzuziehung protestiert wird, so ist das ganz in der Ordnung. Aber wenn ein Brief ihn einen „verkappten Jesuiten" nennt, so liegt hier eine ähnliche Entstellung vor, wie wenn Bethmann-Hollweg, dem späteren Kultusminister der neuen Aera, von andrer, ebenfalls rationalistischer Seite der Vorwurf des Katholizismus gemacht wird. Auch in den Urteilen über die „Pietisten" oder „Mucker" (wie die Rationalisten ihre rechtsstehenden Gegner mit nicht viel Kritik[3]) schlechthin zu bezeichnen liebten) finden sich Uebertreibungen. Insbesondere hat Graf Anton Stolberg nicht das harte Urteil verdient, das die Wrangelschen Briefe über ihn aussprechen.[4]) Bezeichnend für jene Tage ist es, daß Wrangel einmal beauftragt wird, Erkundigungen darüber einzuziehen, ob ein Rittmeister ein „Mucker" sei (s. den Brief vom 13. November 1839). Wenn wir aber auch zu konstatieren haben, daß Wrangel sich von den Feindschaften seiner Zeit nicht ferngehalten hat, so werden wir ihm doch nie die Anerkennung versagen, daß er ein treuer Wächter der Rechte des Staates gewesen ist. Und lehrreich vom Standpunkte

---

[1]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. 4, S. 683 f. und 720.

[2]) Vergl. Deutsche Revue, September-Heft 1902, S. 322.

[3]) Am 21. März 1839 schreibt Frau v. Wrangel an ihren Bruder: „Jeder Deiner Briefe spricht so ganz meine Ansicht aus, sowohl über die Katholiken als Pietisten, welche letztere ich aber mit Jesuiten gleichstelle." Uebrigens ließ sich Frau v. Wrangel durch das Bekenntnis zum Rationalismus nicht hindern, ein Buch des Rationalisten Bretschneider (s. darüber weiter unten) matt zu finden.

[4]) Vergl. Treitschke Bd. 4, S. 697 f. (vergl. auch S. 495) und Bd. 5, S. 18; Erich Marcks, Historische Zeitschrift Bd. 75, S. 313. Gerade beim Kölner Kirchenstreit trat der Gegensatz der streng kirchlichen Protestanten gegenüber den Ultramontanen hervor. Vergl. Treitschke Bd. 4, S. 717. Andrerseits eiferte Görres zu eben dieser Zeit gegen den „Pietismus". Treitschke S. 715.

des Historikers sind auch die ungerechten Urteile, die durch die scharfen Gegensätze einer Zeit hervorgebracht werden.

Ist es die kirchliche Frage hauptsächlich, womit sich die Wrangelschen Briefe beschäftigen, so bieten sie Belehrung ferner dadurch, daß sie Mitteilungen über einzelne Persönlichkeiten enthalten, die unter der Regierung des folgenden Königs, Friedrich Wilhelms IV., in den Vordergrund getreten sind. Vor allem ist hier General v. Pfuel zu nennen, der im Jahre 1838 den General von Müffling im Kommando des VII. Armeecorps ersetzte. Er kam von Köln, wo er die 15. Division kommandiert hatte, und behielt auch als kommandierender General die von ihm schon seit 1831 bekleidete Nebenstellung als Gouverneur des Fürstentums Neuchatel bei.[1]) Die Beurteilung der Rolle, die er im Jahre 1848 bei den Märzereignissen und später als Minister gespielt hat, ist wesentlich von dem Urteil über seine Persönlichkeit im allgemeinen[2]) abhängig, und da trifft es sich denn günstig, daß Wrangels Briefe so viel über Pfuels Persönlichkeit und Privatleben in der vorausgehenden Zeit berichten. Weiterhin sei auf die Bemerkungen über den schon genannten Grafen Anton Stolberg, unter Friedrich Wilhelm III. Regierungspräsidenten in Düsseldorf und Magdeburg, unter Friedrich Wilhelm IV. Minister des königlichen Hauses, über den von Wrangel nicht sonderlich freundlich beurteilten Grafen Gröben, der zu der Zeit, als unsre Briefe geschrieben wurden, Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf, nachher Adjutant Friedrich Wilhelms IV. war, die beiden vertrauten Freunde dieses Königs, und den ebenfalls an dessen Hofe angesehenen General v. Neumann hingewiesen. Endlich sind unsre Briefe eine wichtige Quelle für die Erkenntnis der eignen Persönlichkeit des Briefschreibers. Wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, daß seine in der Deutschen Revue veröffentlichte Korrespondenz ein ganz neues Licht auf ihn wirft. War er bisher als Reformator der preußischen Kavallerie geschätzt, im übrigen aber nur nach dem Eindruck beurteilt worden, den er bei abnehmender Kraft in den letzten Jahrzehnten seines sehr hohen Alters machte, so offenbaren seine Briefe über die polnische Frage und über den Kölner Kirchenstreit Schärfe der Beobachtung und Energie des Willens auf politischem und kirchlichem Gebiet. Indessen auch die preußische Heeresgeschichte bleibt nicht ohne neuen Ertrag. So zum Beispiel ist lehrreich, was Wrangel in seiner ungenierten Art über seine und des Grafen Gröben entgegengesetzten Grundsätze in Bezug auf die Manöver sagt. Bemerkenswert sind ferner seine Mitteilungen über die Stellung des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm[3]) zur Armee. Den ersteren glaubt er gegen den Vorwurf, daß er von dem Detail des Exerzierens keine Kenntnis habe,[4]) verteidigen zu müssen. Ueberall tritt

---

[1]) Vergl. über ihn Franseckys Denkwürdigkeiten S. 184.

[2]) Vergl. Rachfahl, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution im Lichte neuer Quellen, Preußische Jahrbücher Bd. 110, S. 272, 274 und S. 280.

[3]) Vergl. übrigens über den Prinzen Wilhelm und Wrangel auch Fransecky S. 196 f.

[4]) In einem ältern Briefe — der zugleich ein Zeugnis von der strengen Anschauung vom Dienst ist, die Wrangel besaß — teilt er selbst jene Ansicht über den Kronprinzen.

die Pflichttreue Wrangels aufs glänzendste hervor. General v. Stosch hat in seinen Denkwürdigkeiten, die in dieser Zeitschrift jetzt zum Abdruck gelangen, einen aus Posen datierten Brief vom Jahre 1856 mitgeteilt,[1]) in dem der deutschen Auffassung, daß es zum Ehrgeiz des Offiziers gehöre, gut für den Untergebenen zu sorgen, die polnische, in Posen herrschende gegenübergestellt wird, daß es in einem slavischen Lande „nicht Menschen, sondern Herren und Knechte giebt." Wrangel hat gerade während seiner Thätigkeit in Posen den Grundsatz vertreten, daß der Offizier stets das Interesse des gemeinen Mannes im Auge behalten müsse.[2])

Außer von Wrangel teile ich im folgenden noch ein paar Briefe seiner Gattin, einer nicht immer liebenswürdigen, aber klugen und energischen Dame, ferner einen Brief des Obersten von Felden und (in einer Anmerkung) einen des Oberregierungsrat Süvern in Posen mit. Auch sie liefern ein Stimmungsbild aus jener Zeit. Nur bei den nicht von Wrangel herrührenden Briefen habe ich den Absender besonders namhaft gemacht.

Der letzte der zum Abdruck gelangenden Briefe betrifft Wrangels Ernennung zum kommandierenden General in Königsberg.

Münster, den 7. Juni 1838.

„Pfuel ist noch nicht hier. Er tabagiert, wie man sagt, im Lande herum und soll jetzt in Köln sein.

Die kölnische katholische Angelegenheit scheint jetzt eine bessere Wendung in Rom genommen zu haben."

*

Es heißt in einem undatierten, vermutlich dem Winter 1833/34 angehörigen Schreiben an seinen Schwager Below:

„Der Oberst Graf K. hat beim Kronprinzen schlecht abgeschnitten. Er bekümmert sich sehr wenig um sein Regiment und lebt größtenteils in Berlin, wo auch Kraft sehr häufig ist, wenn er nicht in Kraftshagen seinen Aufenthalt hat. Rüchel lebt größtenteils auf seinem Gut Hoffelde, und sein Adjutant ... schickt ihm wöchentlich durch Ordonnanzen die fertigen Sachen zur Unterschrift. Eine solche Wirtschaft ist wirklich arg. Krieg thut uns not.

... Ob und was für eine andre Bestimmung ich zum Frühjahr erhalten werde, wissen die Götter. Nach Stettin würde ich mir nicht wünschen. Denn da der Dienst im II. Armeecorps so sehr als Nebensache behandelt wird, so müßte ich befürchten, mit dem Kronprinzen bald in Kollision zu kommen."

[1]) Deutsche Revue, Februar-Heft 1902, S. 141.

[2]) D. D. Posen d. 6. August 1833 schreibt Wrangel an seinen Schwager Below, der gerade Kommandeur der schwarzen Husaren in Danzig geworden war:

„Daß Du mit der Bekleidung des Regiments Ursache hast, zufrieden zu sein, freut mich sehr; und wenn ich Dir raten soll, so behalte stets das Interesse des gemeinen Mannes im Auge. Bei mir ist es Gesetz, daß ich es unter keinen Umständen gestatte, daß man am kleinen Montierungsgelde Ersparnisse mache. Die Stiefel, Hemden, Stallhosen müssen stets vom besten Material beschafft werden. Der Soldat sieht's bald ein, wenn man auf seinen Vorteil bedacht ist. Wie ich das Kürassier-Regiment hatte, habe ich mastricher Sohlen dem gemeinen Mann gegeben und bin mit dem Etatspreis ausgekommen; doch [habe ich] hievon absichtlich nie einen Thaler erspart." — Ueber Wrangels Gutmütigkeit bringt Fransecky mehrere hübsche und rührende Züge (z. B. S. 194).

Münster, den 30. September 1838.

„Nachdem ich die Division dreimal im größten Regen exerziert hatte, traf der Prinz Wilhelm hier ein und hielt am 2. dieses, einem Sonntag, große Parade. Am 3. war Divisionsexerzieren und am 4. Feldmanöver. Der Prinz war sowohl mit dem Zustand der Truppen als auch ihren Leistungen vollkommen zufrieden. Bei der Frühjahrsbesichtigung war er mit zwei Landwehrbataillons nicht zufrieden und tadelte namentlich das Gewehrtragen und das Avancieren in Linie, und ging so weit, daß er hierbei das Bataillon selber kommandierte. Unstreitig fordert er von dieser Truppe zu viel und nimmt darauf keine Rücksicht, daß wir per Bataillon 150 Mann eingestellt hatten, die drei und sechs Wochen bei der Landwehr ausexerziert und seit Jahren nicht einberufen waren. Ueber die Art und Weise, wie der Prinz die Inspizierung sowohl hier als im VIII. Armeecorps, wo ich in Koblenz zugegen war, abgehalten hat, ist nur eine Stimme, daß er hierin viel weiter geht, als die betreffende Kabinettsordre vorschreibt. Denn nach Beendigung der Exerzierübungen versammelt er die sämtlichen Stabsoffiziere und spricht im Beisein der kommandierenden Generale sein Lob und Tadel aus und befiehlt gleich zur Stelle, was für Abänderungen eintreten sollen, und später haben wir noch schriftliche Armeeinspektionsbefehle erhalten. Doch bei der letzten Anwesenheit des Prinzen war er viel gelassener und ging nicht so weit, daß er selber das Kommando eines Bataillons übernahm, wie es das erste Mal bei der Landwehr der Fall war. Es ist übrigens nicht zu leugnen, daß es für die Armee eine wahre Wohlthat ist, daß die Prinzen die Inspizierungen vornehmen, indem dies die beste Art ist, wie sie die Armee und Offiziere kennen lernen. Wir schmeicheln uns hier, daß uns das kommende Jahr das Glück zu teil werden wird, den Kronprinzen als Inspekteur hier zu sehen, was auch in politischer Beziehung sehr seinen Nutzen haben würde. General Pfuel ist noch nicht hier, überhaupt haben wir ihn nur 14 Tage im ganzen hier gesehen. Um die Truppen bekümmert er sich ganz und gar nicht, von den Dienstvorschriften hat er keine Kenntnis. Ueberhaupt habe ich nie einen General gesehen, der weniger praktischer Soldat ist als er. Doch habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß er ein höchst angenehmer Vorgesetzter ist . . .

Daß der Münstersche Adel sich gegen den Prinzen Wilhelm unter aller Würde und Anstand schlecht benommen hat, wirst Du wissen, und auch diejenigen Herren, die da sicher geglaubt haben, daß ich in meiner Schilderung über den hiesigen Adel zu weit gegangen bin (worunter der Prinz Wilhelm aber nicht gehört), werden jetzt hoffentlich einsehen, daß ich dem König die lauterste Wahrheit berichtet habe. Wie denkst Du über diese Angelegenheit? Doch Dein Prinz dürfte andrer Meinung sein.

Die Anmaßung des Papstes, die er in seiner am 13. dieses gehaltenen Allokution[1]) unverhohlen ausspricht, wird hoffentlich unser Gouvernement aus seinem

---

[1]) Ueber die Allokution vom 13. September 1838 s. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. 4, S. 711.

Schlaf wecken und zu energischen Schritten veranlassen, und das erste muß sein, daß das Konkordat sofort aufgehoben und die widerspenstigen Bischöfe unschädlich gemacht werden. Wohl ist dann vorauszusehen, daß der König in Bann gethan wird. Doch das hat nichts zu sagen. Die Hauptsache ist, daß wir jetzt Kraft entwickeln. Vincke will und rät immer zum Nachgeben, Bodelschwingh [1]) zum Festhalten am Gesetz. Und dafür stimme ich auch. Möge uns doch hierin Württemberg [2]) zum Beispiel dienen."

*

Münster, den 30. Oktober 1838.

„Der alte Vincke will so gut sein, diese Zeilen selber abzugeben. Leider hat er auch die Idee, in der katholischen Angelegenheit stets nachzugeben, und will aus Besorgnis, daß der Erzbischof von Köln in Minden sterben könnte, auf seine Freilassung wiederholt antragen, eine Maßregel, die selbst von allen gemäßigten Leuten als höchst gefährlich betrachtet wird. Ich sehe es als ein großes Unglück an, daß bei Erörterung über die katholische Angelegenheit man nicht den Kronprinzen zu Rate zieht. Denn gewiß würde sein heller und richtiger Verstand und sein hoher Sinn für Rechtlichkeit wohlthätig auf die Entschließungen der zu treffenden Regierungsmaßregeln einwirken und nicht solche widersprechenden und tollen Erlasse vom geistlichen Ministerium in die Welt geschickt werden, als ganz kürzlich die Regierung in Posen erhalten hat, wie Du solches aus dem einliegenden Schreiben des Oberregierungsrats Süvern aus Posen [3]) mit mehrerem

---

[1]) 1834 bis 1842 war Ernst v. Bodelschwingh, der spätere Minister Friedrich Wilhelms IV., Oberpräsident der Rheinprovinz.

[2]) Vergl. Treitschke S. 713.

[3]) Aus Süverns Brief (dessen Datum nicht festzustellen ist, da die ersten Blätter fehlen) sei hier folgendes mitgeteilt:

„Die hiesigen geistlichen Kämpfe werden seitens der Regierung eben so schwächlich betrieben, als überall. Es giebt zwei Befehlende im Innern des Staats, und der Erfolg ist bis jetzt auf seiten des Papsttums. Als z. B. neuerdings wiederholte offenbare Nichtbefolgungen der Staatsgesetze, Zuwiderhandlungen gegen höhere bestimmte Anordnungen von seiten der katholischen Geistlichkeit verübt wurden, fragte man in Berlin an, welches Verfahren dagegen angewendet werden solle, da man in dieser Beziehung sich die Instruktion vorbehalten habe; worauf die gewiß sehr merkwürdige Antwort erfolgte, daß man doch noch einmal recht gründlich untersuchen möge, ob es nach den bestehenden Gesetzen denn überhaupt wohl strafbar sei, daß die katholische Geistlichkeit verlange, alle Kinder aus gemischten Ehen seien in der katholischen Konfession zu erziehen. Ist dies wirklich zweifelhaft, wozu denn der erste gewaltsame Anlauf, wozu alle übrigen Maßregeln und Worte? — Die neue päpstliche Allokution hat auch hier einen großen Eindruck gemacht. Die polnische Fraktion jauchzt. Die katholische Geistlichkeit wird renitenter, denn sie findet darin Schutz, der ihr, was auch die Zeitungen über einige abweichende Fälle erzählt haben mögen, von seiten des Staats bisher noch gänzlich fehlt. Welche Gedanken diese merkwürdige kühne Allokution in mir erregt, erlaube ich mir im Nachstehenden auszudrücken. Sie ist eine Vorbereitung im Frieden zum wahrscheinlichen Kriege. Sie ist eine Fortsetzung dieser Vorbereitungen. Sie wirft ein immer helleres Licht auf die im Westen von Europa sich türmenden gewitterhaften Wolkenmassen, die sich abermals über den berühmten belgischen Ebenen von Fleurus furchtbar zu entladen drohen. In jener Anrede figurieren aber vorzüglich vier Personen: der Papst, der König

entnehmen willst. Man findet nicht Worte für eine solche Unklugheit. Glaube mir, daß nach allem, was hier vorgeht, es an der höchsten Zeit ist, daß man entschieden auftritt."

Frau v. Wrangel an ihren Bruder.

Münster, den 30. Dezember 1838.

„... Pfuels kommen wohl, wenn man sie bittet, sehen aber immer ennuyiert aus. Setzt sich jedes mit einem Leutnant in eine Ecke und spielen Schach.

Louis Philipp, der neu ernannte belgische Kardinal und der Erzbischof von Gnesen und Posen. Eine bemerkenswerte Zusammenstellung, wenn man sich erinnert, daß Belgien und Polen für den Fall eines Krieges von seiten Frankreichs als Vorpostenstationen betrachtet zu werden pflegen. Man sieht zwei Herren und zwei Diener: das regierende Oberhaupt der katholischen Hierarchie, das herrschende Oberhaupt der Franzosen und zwei dem ersteren untergeordnete sogenannte Kirchenfürsten. Was bedeutet diese plötzliche innige Freundschaft zwischen dem Oberhaupte der katholischen Hierarchie und dem neuen Bürgerkönige der Franzosen? Dem Chef der liberalen Revolution von 1830? Welche ist hier die bestimmende Kraft? welche die bestimmte? Ohne Zweifel hat Louis Philipp den Regenten der Hierarchie bestimmt, so zu handeln, wie wir ihn seit einigen Jahren handeln sehen. Oder sollte Louis Philipp etwa wirklich ebenso schnell und ebenso aufrichtig römisch-katholischer Christ geworden sein, als der reuig und selig verstorbene verknöcherte Diplomat Talleyrand? Es ist dies aus vielen Gründen zu bezweifeln. Aber dennoch thut Louis Philipp, unterläßt und giebt Louis Philipp manches dem Papste, ohne Zweifel um andres von ihm zu erlangen, was seinen Zwecken dienlich ist. Er besetzt und dotiert Pfarreien und Bischofssitze; er ist nachsichtig gegen die Operationen der Jesuiten und ihrer Missionarien; er wendet seine Waffen nicht gegen Don Carlos; er versöhnt sich mit seinem anfänglich bittern Feinde, dem zelotischen Erzbischofe von Paris; er läßt seinen erstgebornen Enkel von diesem taufen und hört dabei ohne Befremden eine Taufrede an, die aus dem katholischsten Mittelalter zu uns herübertönt; endlich giebt er dem Papste Veranlassung und Mittel, von neuem die Fahne der triumphierenden Kirche in dem lange verlorenen mohammedanischen Afrika aufzuflanzen; ja er wird, wenn es sein muß, noch mehreres thun, geben und unterlassen. Aber er thut, er giebt, er unterläßt nichts ohne Gewährung einer vollwichtigen Vergeltung. In der Wahl der Mittel und Zwecke kann der neue Bürgerkönig, der sich vielfach bedroht weiß, nicht zweifelhaft sein. Die englische Allianz kann die innern Stürme seines Volks nicht mehr beschwören, wenn England selbst mit Rußland mehr als vollauf beschäftigt sein wird. Aber er wird England, dies ihn nicht lassen. Da ergreift er in Ermangelung jedes andern einen neuen Verbündeten, den Papst, keinen ohnmächtigen, wenn es gilt, durch innere Zerrüttungen dem Schwerte den Weg zu bahnen. Der Papst gewährt ihm unter den angedeuteten Bedingungen seinen Beistand, indem er von oben herab durch die Organe seiner Provinzial-Fürsten Angst, Besorgnis und Zwiespalt in den Gemütern vorzüglich der preußischen Katholiken anzuzünden versucht, um diese gegen ihre Landesobrigkeit — unter deren Schutze sie doch bisher des ungestörtesten Religionsfriedens genossen — aufzuwiegeln und ihnen das Zusammenleben mit ihren evangelischen Mitbürgern — mit denen sie doch bisher wie gute und treue Brüder Hand in Hand lebten und gemeinschaftlich mit ihnen in Zeiten der Gefahr Gut und Blut zum Wohle des teuern Vaterlandes und des bewährten väterlichen Herrschers freudig darbrachten — verdächtig und unbequem zu machen. Diese Agitation droht den innersten Frieden des preußischen Volks zu stören, droht den freien Gebrauch der gesamten Staatskraft des preußischen Reiches zu lähmen, wenn nicht das Volk selbst ihr widersteht oder wenn nicht die Staatsgewalt dieselbe kräftig zurückzuweisen versteht." — Süvern führt weiterhin in seinem Brief des nähern den Gedanken aus, daß die preußischen Bischöfe indirekt den französischen Zwecken dienstbar gemacht werden.

Haben bis jetzt noch nichts erwidert als mit kleinen Herrendiners, und alles ist gespannt auf einen Ball. Das trägt doch nicht zur Geselligkeit bei. Vom Adel sieht man noch nichts. Doch behaupten einige, daß welche hereinkämen und sogar Damenklub sein würde, wenn nicht die Erbdrostin stürbe (die sehr krank ist), nämlich die, die dem Kronprinzen den Ball gab, als er hier war (Nichte des Erzbischofs). Sonst ist's hier ruhig, bis aufs Insultieren der Wachen ... Daß Du Vincke alt geworden findest, freut mich. Ich wollte, andre fänden es auch nur. Schläft er nicht immer?"

*

Münster, den 31. Dezember 1838.

„Noch immer hoffen wir sehnsuchtsvoll, auf energische Maßregeln betreffs der katholischen Wirren aus Berlin zu erhalten.[1]) Doch nachdem die Vorschläge des Oberpräsidenten Allerhöchsten Orts nicht gebilligt worden sind, darf man wohl keiner kräftigen Entscheidung entgegensehen; ich kann dem v. Wert[2]) nicht volles Vertrauen schenken, er steht unter der Fuchtel seiner Ehehälfte, die Katholikin ist. Hier werden die Katholiken immer frecher, so hat der Pater Heinricus (Goslar) in Paderborn von der Kanzel die Sonntagsschulen Teufelswerke gescholten und der Pastor Fieg daselbst über Makkabäer 1 gepredigt und sich für die nächste Festpredigt die Anwendung vorbehalten. Unter gewöhnlichen Umständen würden derartige Predigten gewiß ohne Erfolg in der Luft verhallen. Jetzt ist zu befürchten, daß, wenn die Jugend und die in geistiger Finsternis vegetierende untere Volksklasse das Thema über Gefahr und Verfolgung der Kirche so oft wiederholen und zum Widerstand sich aufrufen hört, solche Reden Anklang finden. Ich habe hiervon dem Konsistorium hierselbst Mitteilung gemacht, und [es] ist auch darauf eingegangen, und soviel ich weiß, ist auch der alte Vincke hiervon in Kenntnis gesetzt.

Krieg würde uns aus allen Wirren ziehen, und ich gebe noch nicht die Hoffnung auf, daß gegen den Willen von Louis Philipp die Franzosen sich in der Gebietsabtretung von Luxemburg widersetzen. Dann würde Oesterreich ernstlich bemüht sein, die katholischen Wirren mit Rom beizulegen, daß Preußen kräftig und vereint mit ihm nach außen wirken kann.

Hier in Münster vergeht keine Woche, wo nicht eine Schildwache oder ein Soldat auf der Straße verhöhnt wird. Doch bis jetzt haben sich die Militärs so ausgezeichnet energisch durch ihre Waffen Respekt zu verschaffen gewußt, daß sie dieserhalb vom General Pfuel öffentlich belobt sind.

Daß der pp. Kamptz[3]) als Justizminister entlassen ist, hat in den Rheinlanden vielen Jubel erregt und dem König aller Herzen zugewandt.

General Pfuel spielt Schach oder läuft Schlittschuh und läßt den schwarzen

---

[1]) Die Konstruktion ist hier, wie man sieht, inkorrekt.

[2]) Ohne Zweifel ist der Minister des Auswärtigen v. Werther gemeint. Vergl. Treitschke Bd. 4, S. 530 und 722.

[3]) Vergl. Treitschke S. 551.

Felden[1]) das Regiment führen. Pfuel geht mit allen Klassen von Menschen um und hat sich die Liebe der hiesigen Bürgerschaft ganz zu eigen gemacht. Der Adel ist noch auf dem Lande ... Wenn Du Zeit hast, so lese das schwarze Buch und auch Irenäus.[2])

(Nachträglich ist noch hinzugefügt): Der Pater Heinricus hat dem Konsistorium wissen lassen, daß er fernerhin nicht mehr von der Kanzel gegen die Sonntagsschulen reden würde. Aber im Beichtstuhl würde er desto eifriger gegen dieses Teufelswerk ankämpfen."

*

Münster, den 30. Januar 1839.

„Von der westfälischen Pferdezucht läßt sich nicht viel Gutes sagen. Doch ist nicht zu leugnen, daß sie im Vorschreiten ist. Doch wie es hier mit allem Neuen und Guten geht, so geht es auch mit der Verbesserung der Pferdezucht sehr langsam vorwärts. Die Bauern ziehen ihre Füllen wie die Kühe in engen Ställen und mit denselben Futterkräutern auf und nehmen das Füllen alle Jahr ein paarmal heraus, und mit dem zweiten Jahr wird das Füllen schon gewöhnlich angespannt. Alles eifert gegen diese fehlerhafte Behandlung der Füllen. Doch nur die Zeit kann diesem Mißbrauch steuern, und vorzüglich muß man das eigne Interesse der Pferdezüchter dadurch zu beleben suchen, daß man die ungebrauchten jungen Pferde zur Remonte kauft und gut bezahlt, und obgleich die hiesigen Pferde im Vergleich der preußischen sehr weichlich, von schwacher Hinterhand und ganz ohne allen schönen Tritt sind, so muntere ich doch stets die Remontekommission auf, hier recht viele Pferde zu kaufen. Für Artilleriezugpferde ist die hiesige Rasse mehr geeignet ...

So betrübend einesteils die Abdankung des Fürstbischofs von Breslau[3]) ist, so wird es doch andernteils der Regierung klar werden, daß selbst Ehrenmänner wie Sedlinizky nicht gegen den mächtigen Willen vom Papst im Amte bleiben können. Die Regierung wird hoffentlich zum kräftigen Handeln gezwungen werden und demnach alle und jede Verbindung in Rom abbrechen. Bayern[4]) nimmt sich schändlich, der König ist ganz in den Händen der Jesuiten und wird nächstens nach Jerusalem pilgern, und wenn der Kronprinz, wie es heißt, eine französische Prinzessin heiraten sollte, so ist Bayern für Deutschland so gut als verloren.

Hast Du das schwarze Buch noch nicht gelesen? Habe die Liebe für mich und kaufe es Dir und gieb es wo möglich recht bald Deiner hohen Umgebung zu lesen. Es enthält merkwürdige Aktenstücke über das Treiben der ultramontanen

---

[1]) Oberst v. Felden war unter General v. Pfuel Chef des Generalstabs des VII. Armeecorps.

[2]) Irenäus, Ueber die Kölner Angelegenheit. Darstellungen, Betrachtungen und Vorschläge. 1838. Der Verfasser ist Gieseler, der berühmte Kirchenhistoriker. Vergl. Maurenbrecher, Die Preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit S. 136.

[3]) Ueber Fürstbischof Graf Sedlnitzky s. Treitschke S. 710.

[4]) Vergl. Treitschke S. 721.

Partei in den Niederlanden seit dem Jahr 1815 bis 1838 und ihr systematisches Umsichgreifen in den Rheinlanden. Es wäre ein wahres Unglück, wenn Bunsen nach Preußen zurückkehren sollte. Sein Einfluß ist höchst gefährlich, da seine Handlungsweise keinen Zweifel übrig läßt, daß er ein verkappter Jesuit ist. Nimm doch Gelegenheit, über diesen Gegenstand mit dem so besonnenen als klugen Humboldt zu sprechen, damit er gewissen Personen über das Treiben des Bunsen Aufklärung gebe.

Der hohe Adel ist hier, auch hat Pfuel denselben zu seinen Bällen eingeladen. Doch sind nur drei auf eine halbe Stunde gekommen und haben ziemlich öffentlich erklärt, daß sie nicht eher tanzen werden, als bis der Erzbischof wieder in Köln sein wird. — Der Adel giebt unter sich große Diners, doch haben sie Pfuel noch nicht die Ehre erwiesen, darauf zu bitten, und daher geht Pfuel auch nicht mit seinem Fuß auf den adligen Damenklub."

*

Münster, den 19. Februar 1839.

„Betreffs des Berliner Treibens, so sehe ich immer mehr ein, daß wir eine unheilvolle Zukunft zu erwarten haben. Auch das sehe ich für ein Unglück an, daß man den schwachen Anton Stolberg noch zu einem höheren Posten bestimmt hat. Aus Düsseldorf ist er als ein schlechter, ganz unschlüssiger Arbeiter bekannt, der die Menschen nach ihren religiösen Handlungen beurteilt und ein Mucker erster Art ist. Ein Kultusminister müßte lieber keine Religion haben, als Pietist sein.

Mit Ausnahme des hohen Adels denkt hier kein Mensch an die katholischen Wirren, und alles ist im Karneval vergnügt und heiter gewesen.

Merkwürdig sind aber die monatlichen Berichte der Landräte an die Regierungen betreffs der Stimmung der Eingesessenen. Da heißt es vom hochgeborenen Landrat: Die Stimmung ist schlecht, alles ist über die kirchlichen Wirren in größter Aufregung und tiefster Trauer. Der nicht adlige, aber katholische Landrat sagt: man muß hoffen und wünschen, daß die kirchlichen Wirren bald ausgeglichen werden. Und die evangelischen Landräte berichten: die Stimmung sei im allgemeinen ganz gut, mit Ausnahme des hohen Adels und der Geistlichkeit, und letztere halte viele geheime Zusammenkünfte. Beikommend erhältst Du das schwarze Buch. Lese es und sei bemüht, daß es der Kronprinz liest."

*

Münster, den 19. Februar 1839.

Frau v. Wrangel an ihren Bruder.

„Glaube nur, wir sehen hier auch sehr schwarz in die Zukunft, weil man in Berlin noch gar keine rechte Ansicht der Dinge hat. Ihr amüsiert euch da mit so einem dummen Roman wie dieser Fr. v. Sandau,[1]) der nichts nützt,

[1]) Es ist hier des Theologen Bretschneider Schrift „Der Freiherr v. Sandau oder die gemischte Ehe" gemeint. Sie erschien im Jahre 1839 (das Vorwort ist vom November 1838). Ihre Form ist ganz die eines Romans.

aber wohl schadet. Denn die Protestanten, die ihn lesen, bilden sich ein, ‚nun, so läßt sich ja alles hübsch ausgleichen,‘ und dadurch unterbleiben alle ernstlichen Maßregeln gegen das Umsichgreifen des Katholizismus, während von denen niemand so ein Buch liest oder es belächelt, wie falsche Ansichten die Gegenpartei von ihnen hat, zu glauben, daß durch Vernunftgründe sie zu bewegen sind. Sie wollen keine Vernunft, keine Aufklärung, die ist eben bei ihnen verpönt, denn die kommt vom S..... Jeder Redliche kann jetzt nur betrübt sein, wenn Gott nicht ein Wunder thut, und die Zeit der Wunder ist leider vorbei.“

*

Düsseldorf, den 20. März 1839.

Oberst v. Felden an Wrangel.

„Die Sache mit Graf von der Gröben und Binterim wird hier allgemein als wahr und wirklich vorgefallen erzählt. Binterim[1]) soll über diesen Besuch sehr unwillig gewesen sein und die betreffende Behörde gebeten haben, ihn künftig gegen dergleichen zu schützen. Als der edle Graf geäußert, er könne weiter nichts für ihn thun als nur beten, soll Binterim geantwortet haben, er möge sich nicht inkommodieren, dies würden schon alle guten Katholiken thun, besonders aber seine Gemeinde. Major v. Bosse weiß vielleicht noch mehr Details.

Ich lebe hier, außer vieler Arbeit, in Saus und Braus, und selten sowohl mittags als abends zu Hause. Der hiesige Adel und die Beamtenwelt scheint von andern uns freundlicher gesinnten Ansichten als die Mehrzahl der Münsterschen auszugehen. Auch kann man selbst über die vorliegenden Wirren der Zeit ganz vernünftig und ruhig mit ihnen sprechen. Ueber die Verhältnisse der 14. Division, besonders aber die der 14. Kavallerie-Brigade, wird Major v. Bosse hinlänglichen Aufschluß geben können. Die noch ziemlich roh formierten Batterien sollten auch in den allgemeinen Strudel des Manövrierens mit hineingezogen werden, als Excellenz v. Pfuel noch zur rechten Zeit Halt gebot und den Batterien drei Wochen Zeit bewilligte, um in ihrer inneren taktischen Ausbildung wenigstens etwas vorschreiten zu können.“[2])

(Schluß folgt).

---

[1]) Der Pfarrer Binterim in der Düsseldorfer Vorstadt Bilk entwickelte in dem Kölner Kirchenstreit einen polemischen Eifer, der ihm wegen ungebührlichen Tadels der Landesgesetze die Verurteilung zu sechsmonatlicher Festungsstrafe zuzog.

[2]) Dieser Brief Feldens ist Below als Beilage zu dem Brief Wrangels vom 23. März, der im nächsten Hefte mitgeteilt werden wird, übersandt worden.

Die silberne Venus.

Novelle

von

Balduin Groller.

Das Abenteuer eines Künstlers sei hier erzählt, oder sagen wir lieber, eine Episode aus seinem reich bewegten Leben, da das Wort Abenteuer übertriebene Erwartungen wecken könnte, die dann in eine Enttäuschung verrinnen müßten. Das Richtige wird wohl sein, von einer abenteuerlichen Episode zu sprechen. Es kommen dabei nicht sonderlich große und erschütternde Begebenheiten ins Spiel, aber es werden bei den Beteiligten doch so eigentümliche psychologische Regungen ausgelöst, daß die Novelle sich förmlich von selbst ergiebt. Die Novelle lebt ja von den Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten der menschlichen Seele. Und noch eine Vorbemerkung sei gestattet. Mit vollem Recht verlangt man, daß auch die Novelle ihre bestimmte Lokalfarbe habe. Man will doch wissen, wie und wo, in welchem Lande, in welcher Stadt die Begebenheit sich abspielt, in die der Leser sich hineinleben soll, und man möchte wo möglich auch noch die Straße und die Hausnummer erfahren. Dieser ästhetischen Forderung kann hier nicht entsprochen werden. Es wird in diesem Punkte der Phantasie oder dem Spürsinn der Leser freier Spielraum gelassen.

*

Es war bei Hofe, daß der Bildhauer Andor der schönen Lady Maud auf ihren Wunsch vorgestellt wurde. Sie wollte ihn nur bitten, daß er sie am nächsten Tage besuchen möge. Er sagte freudig erregt zu, denn er konnte sich ja denken, zu welchem Zwecke sein Besuch erbeten wurde. Auch sie wird ihre Porträtbüste bei ihm bestellen wollen, und das war das Erfreuliche. Nicht um der Bestellung willen überhaupt, — daran fehlt es ihm wahrhaftig nicht, — sondern daß es gerade diese Bestellung war. Wie viele langweilige und nichtssagende Köpfe hatte er schon monumental verarbeiten müssen, weil sie eben bestellt und glänzend bezahlt wurden. Hier aber eine königliche, sieghafte Schönheit, die bilden zu dürfen er selbst gerne das fürstliche Honorar bezahlt hätte, das zu fordern er gewohnt war. Er war nämlich in raschem Siegeszug der Porträtbildhauer der europäischen Höfe geworden, und dabei war er — seltsam genug — in seinem eignen Vaterlande und beim großen Publikum überhaupt ziemlich unbekannt geblieben.

Als junger Steinmetzgehilfe hatte er in seiner Vaterstadt bei dem Vertreter einer auswärtigen Großmacht einen geborstenen Marmorkamin auszubessern gehabt. Er nahm das beschädigte Mittelstück des Gesimses ganz heraus und lieferte mit frischem Wagemut ein ganz neues Stück nach eigner Komposition,

das den hohen Besteller dermaßen befriedigte, daß er den jungen Handwerker zu einem Künstler ausbilden zu lassen beschloß. Er versah ihn mit Mitteln, die als Anzahlungen für spätere Bestellungen gelten sollten, und schickte ihn nach Paris, damit er dort etwas Rechtes lerne.

Der feinsinnige Diplomat war wirklich ein Talententdecker, und hier hatte er Glück gehabt. Andor entwickelte sich so rasch und so vielverheißend, daß sein Mäcen ihn schon nach wenigen Jahren mit warmen Empfehlungen an seinen Hof schicken konnte. Dort gab es sofort Arbeit in Hülle und Fülle. Fremde Diplomaten sahen die rasch entstehenden Werke und empfahlen ihn dann an ihre Höfe, und so kam er bei einer ganzen Reihe von Regenten und Regentinnen herum, gewann Ansehen, Ruhm und Vermögen, ohne daß das Publikum recht etwas davon erfahren hätte, zumal da seine Arbeiten nur sehr selten auf die Ausstellungen gebracht wurden.

Andor erschien pünktlich im Palast der schönen Herzogin Maud und wurde gleich vorgelassen. In ihrem glanzvollen und doch so trauten Heim erschien ihm die wunderbare Frau noch unvergleichlich schöner, als mitten im höfischen Zwang. Welch ein Kopf und welch eine Gestalt! Sie war eine Königin der Mode, weil sie sich in allem den Geboten der Mode unterwarf, nur in einem Punkte blieb sie beharrlich konservativ: wie sie ihr sinnverwirrendes, goldrotes Haar trug. Immer trug sie es — mochte da welche Haartracht immer gerade an der Tagesordnung sein — so angeordnet, daß es wie ein Diadem ihr Haupt krönte. Und sie wußte, was sie that. Kein Künstler hätte für sie eine Haartracht ersinnen können, die ihr blühendes Angesicht und den blendenden, königlichen Nacken besser zur Geltung hätte bringen können. Das Herz des Bildhauers, der gerade mit den Haaren so oft schon seine liebe Not hatte, lachte förmlich bei diesem Anblick.

Lady Maud war seit drei Jahren verwitwet. Ihr Gemahl, der junge Herzog, Pair von England, hatte drei große Leidenschaften im Leben gehabt: seinen Rennstall, seine Frau und den Alkohol. Die dritte Leidenschaft war am spätesten erwacht, aber dafür auch gleich mit einer verheerenden Kraft. Dagegen war die Herzogin machtlos — aber in England, dem Vaterlande Darwins, der klassischen Pflegestätte der Vollblutzucht, weiß man das Gesetz der Vererbung zu würdigen und die hereditäre Belastung zu fürchten. Die Herzogin verschloß dem erlauchten Gemahl die Thüre zu ihrem Schlafzimmer. Wie er auch flehte und wie er sich auch gebärdete, sie blieb unerbittlich. Erst solle er sich von jener Leidenschaft befreien, völlig befreien — eher nicht. Sie wollte keine Kretins oder Epileptiker zu Kindern haben. Er versuchte es, sich zu befreien, versuchte es mit der Wut der Verzweiflung, es ging nicht — es ging nicht! Da that er denn noch das Vernünftigste, was sich in einem so unlösbaren Zwiespalt thun ließ, und schoß sich eine Kugel vor den Kopf.

Also richtig, eine Porträtbüste sollte es werden! Andor stimmte begeistert zu.

„Ich habe über das Material nachgedacht,“ setzte die Herzogin fort.

„Es bleibt uns keine große Auswahl,“ entgegnete Andor. „Wir werden uns für Marmor oder Bronze entscheiden müssen.“

„Gegen beides habe ich Bedenken. Neue Bronze ist mir nicht sympathisch; künstliche Patina hasse ich, und die echte — ich möchte es doch auch erleben, mich an dem Kunstwerk zu erfreuen!“

„Wohlan, Herzogin, so nehmen wir Marmor, feinkörnigen pentelischen Marmor. Das ist ja schon Freude, an den nur zu denken!“

„Es wird wohl nichts andres übrig bleiben, obschon vielleicht Holz vorzuziehen wäre.“

Andor riet ab.

„Ich weiß, daß manches dagegen spricht,“ gab sie zu, „und doch befriedigt mich auch der Marmor nicht ganz. Es bleibt da doch immer ein unaufgelöster Rest, etwas Starres und Kaltes —“

„Ja, Ihnen fehlt die Farbe, die kann ich Ihnen freilich nicht geben!“

„Warum nicht, Herr Andor? Gerade davon wollte ich sprechen. Sie sollen nicht dem Maler und auch nicht dem Wachsfigurenkabinett Konkurrenz machen, aber einen leichten, warmen Ton können Sie dem kalten Stein geben, eine Farbe wenigstens andeuten bei den Lippen, beim Haar. Das hat schon Donatello gethan.“

Andor versprach eine diskrete Polychromierung, obschon er nicht viel davon hielt. Das schien ihm auch nicht wichtig, ihn beschäftigte schon etwas andres in Gedanken. Aus dem Handwerk hervorgegangen, wie Lenbach und Munkacsy, und wie letzterer von einer ganz erstaunlichen Entschlossenheit schönen Frauen gegenüber, ging er, wenn eine heikle Angelegenheit aufs Tapet kam, nicht erst lange und sachte um den heißen Brei herum, sondern stieg hinein resolut und ohne sich viel von Erwägungen zarter Rücksichtnahme bedrücken zu lassen. Er begann also couragiert:

„Herzogin, ich hätte eine große Bitte an Sie.“

„Lassen Sie hören.“

„Ich möchte Sie sehen!“

„Sie sehen mich ja,“ erwiderte sie lächelnd.

„Wie Sie die ganze Welt sehen kann. Der Bildhauer möchte Sie sehen!“

„Sie meinen doch nicht —?“

„Allerdings meine ich —!“

Die Herzogin erhob sich. Nach der allgemein gültigen Regel war Andor nun entlassen, er aber blieb ruhig sitzen.

„Es scheint, daß Sie die Absicht haben, mich hinauszuwerfen, Herzogin?“ fragte er mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt.

„Ich kann solche Unterhaltungen nicht fortsetzen.“

„Sie thun ja rein, als wenn ich Sie beleidigt hätte.“

„Wenigstens waren Sie im Begriffe, es zu thun.“

„Ist mir nicht im Schlafe eingefallen! Bitte, haben Sie doch die Gnade, erlauchte Frau, sich wieder zu setzen und mir einen Augenblick Gehör zu schenken.“

Die Herzogin setzte sich.

„Jawohl,“ fuhr er ruhig fort, „ich habe den lebhaften Wunsch, Sie nackt zu sehen, — so bleiben Sie doch nur sitzen! — jawohl, ganz nackt, splitternackt! Bin ich denn ein Stutzer, der Ihnen mit frechen Zumutungen kommt? Ich bin ein Mann der Arbeit, ein Künstler! Ich verweise nicht auf die Fürstinnen der Renaissance, weil Sie mir antworten würden, daß ich ja kein Michelangelo, kein Raffael, kein Tizian bin. Auch an den Arzt will ich nicht erinnern, weil der Vergleich hinken würde, aber ich kann sagen, daß ich die volle Berechtigung fühle, meine Bitte zu stellen. Es ist freilich an Ihnen, sie zu gewähren oder abzuschlagen.“

„Man stellt solche Bitten nicht an eine Dame!“

„Verzeihung, Herzogin, man stellt sie! Dafür ist ja der Beweis soeben erbracht worden. Sie thun, als wenn Sie beleidigt worden wären. Verzeihen Sie die freimütige Meinung, daß Sie wirklich nur so thun.“

„Es wird immer besser!“

„Sie finden mich einigermaßen unverschämt, Herzogin? Das thut nichts; jedenfalls beunruhigt es mich nicht. Die Unverschämtheit ist unter Umständen jenes Laster, das von den Frauen am allerleichtesten verziehen wird. Ja, ich kann mir denken, daß so mancher Unverschämtheit sogar eine dankbare und pietätvolle Erinnerung bewahrt wird.“

Die Herzogin lachte.

„Ich kann mir denken,“ fuhr Andor, die günstige Stimmung benutzend, fort, „daß eine Frau mit dem Andenken an den letzten Unverschämten geradezu einen Heiligenkultus treiben wird.“

„Das wäre immerhin möglich,“ gab die Herzogin gut gelaunt zu.

„Aus alldem ergiebt sich aber, daß die Beleidigung, wenn es eine war, nicht gar so schlimm gewesen sein konnte. Von Rechts wegen wären Sie sogar verpflichtet gewesen, meine Bitte als eine Schmeichelei — nein, als eine Huldigung aufzufassen.“

„Das auch noch!“

„Allerdings. Ich werde Ihren Kopf modellieren. Ich bin kein Süßholzraspler, Lady Maud, und darum können Sie mir's glauben, wenn ich es sage, es ist der schönste und der edelste Kopf, der mir jemals untergekommen ist.“

„Sie werden mich noch stolz machen, Herr Andor!“

„Das sind Sie schon. Gehen wir weiter. Nach dem Kopfe zu urteilen und nach dem, was man so ungefähr sieht, nehme ich an, daß auch die ganze Gestalt — so bleiben Sie doch endlich ruhig sitzen, sonst werde ich noch grob! — daß auch die ganze Gestalt von einem wundervollen Ebenmaß sein muß. Ist das etwa beleidigend?“

Dieses Mal sagte Lady Maud gar nichts.

„Und wenn ich das annehme,“ fuhr Andor standhaft fort, „dann wird mein Wunsch doch begreiflich, diese seltene Pracht mit meinen Augen zu sehen. Ist d a s beleidigend?“

„Sie sind Künstler, lieber Freund, und Sie können nicht verlangen, daß meine Ansichten sich mit den Ihrigen decken sollen.“

„O, das kann ich ganz gut; ich habe ja auch das bewiesen. Verlangen kann ich, darf ich, das Gewähren steht in Ihrer Gnade. Etwas Verletzendes mag ja wirklich in meiner Bitte gelegen haben, aber das haben Sie in Ihrer falschen Empfindlichkeit gar nicht herausgefühlt, schöne Herzogin.“

„Erklären Sie mir das.“

„Ich will es — auf alle Gefahr hin. Ich bat um die Erlaubnis, Sie zu sehen. Ich hätte bitten müssen, Sie in ganzer Figur als Venus victrix modellieren zu dürfen. Diese Vorsicht hätte Sie verletzen können. Denn diese schließt noch einen Zweifel in sich.“

„Und wenn ich dann nicht entsprochen, Ihnen eine Enttäuschung bereitet hätte, dann hätten Sie mich wieder fortgeschickt?“

„Ich glaube, daß ich mich auf mein Auge verlassen kann.“

„In diesem Falle doch nicht. Sie sehen, — die einfachste weibliche Klugheit gebietet mir, es auf die Entscheidung nicht ankommen zu lassen.“

„Ich bin andrer Ansicht. Ich glaube vielmehr, daß das einfachste weibliche Gefühl Ihnen keine Ruhe lassen wird, bis die Entscheidung herbeigeführt ist.“

Die Herzogin legte die mit Diamanten geschmückte Hand an die Stirne und dachte eine Weile nach. Dann sagte sie:

„Lassen wir das heute. Ich werde morgen kommen, mir Ihr Atelier anzusehen.“

Andor ging in gehobener Stimmung davon. Er wird sie sehen. Er wird eine Statue schaffen, die die Krone seines Lebenswerkes sein wird! Er eilte in sein Atelier und ließ in dem prunkvollen Raume die nötigen Vorkehrungen treffen. Eine Estrade wurde aufgerichtet, die mit einem einfarbigen, tief dunkelroten Teppich belegt wurde. Ueber die zwei Stufen, die zu ihr hinaufführten, wurde ein mächtiges Eisbärfell gebreitet. Vier starke Lanzenschäfte dienten als schlanke Säulen, die oben durch Metallstangen verbunden waren, die die Vorhänge trugen, die den Raum der Estrade nach allen vier Seiten abschlossen. Die Vorhänge bestanden aus hochedlen, kostbaren Bocharateppichen, die innere Verkleidung aus köstlichem grünem Plüsch mit jenem goldigen Glanz, der das Sonnenlicht auszustrahlen scheint. Auf der Vorderseite war der Vorhang durch eine Schnur auf- und zuzuziehen. Ein antikes Ruhebett bildete die gesamte Einrichtung des in feenhaftem Lichte schimmernden Raumes.

Als am nächsten Vormittag die schöne Herzogin im Atelier erschien, da war auch ein ganzer Berg von dunkelglühenden, duftenden Rosen zu ihrer Begrüßung aufgeschichtet. Andor führte sie zur Estrade.

„Sie müssen vorlieb nehmen, Lady Maud, aber von gestern auf heut —!“

„Ein wahres Schmuckkästchen!“ rief sie entzückt.

„Da es für ein Juwel bestimmt ist —!“

Sie verschwand hinter dem Vorhang.

„Sie müssen Geduld haben, Andor!“ rief sie nach einer Weile hinter dem

Vorhang hervor, „es geschieht zum ersten Male in meinem Leben, daß ich mich beim Auskleiden ohne Zofe behelfen muß."

„Und ich biete Ihnen nicht einmal meine Dienste an!"

„Woran Sie sehr recht thun; denn sie würden mit Entrüstung abgelehnt werden!"

„Ich begreife vollkommen. Sie sind bereit, sich mir hüllenlos zu zeigen, aber wenn ich Ihnen ein Schuhband lösen wollte, das wäre ein Skandal!"

„Das ist gar nicht so ungereimt, wie Sie glauben."

„Es ist auch gar nicht ungereimt, und ich möchte Ihnen auch gar nicht helfen. Es würde mich beunruhigen, während ich so mit olympischer Ruhe den Anblick der Venus erwarte."

Für eine Weile wurde es nun still. Dann erklang die Stimme von innen.

„Die Thüre ist doch versperrt?"

„Selbstverständlich!"

„Dann ziehen Sie die Schnur, Andor!"

Andor zog die Schnur. Die schaumgeborene Göttin, umkost von den spielenden, goldigen Lichtern, nicht verwirrt, nicht schämig, nicht unruhig, sondern sieghaft lächelnd in der Sicherheit der Unschuld.

„Nie war ein Künstler höher begnadet," sagte Andor förmlich erfüllt und gehoben von weihevoller Andacht. Dann griff er nach dem Kohlenstift und begann auf dem vorbereiteten Karton die Zeichnung. „Für heute wollen wir nur die Stellung festhalten," fuhr er fort emsig arbeitend. „Bleiben Sie nur bei der selbstgewählten Stellung, Herzogin. Ich hätte sie nicht besser anordnen können."

Für das erste Mal wollte er sie nicht allzusehr ermüden, und schon nach einem halben Stündchen zog er den Vorhang wieder zu. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie vollständig und mit peinlichster Sorgfalt angekleidet wieder hervortrat.

„Nun?" fragte sie lächelnd, „werde ich wieder fortgeschickt?"

„Ich würde Sie lieber erdrosseln, als auf Sie verzichten, Lady Maud. Es wird also eine lebensgroße Figur gemacht. Sie kommen doch morgen wieder und übermorgen und immer, solange es nötig sein wird?"

„Ich kann mich doch nicht erdrosseln lassen," meinte sie, und ein Strahl von Güte bedeckte dabei ihr Gesicht.

„Wissen Sie, Herzogin, als ich Sie vorhin so sah, da hatte ich förmlich eine Vision, und ich sah das ganze Werk fertig vor mir. Wissen Sie, was wir für Material nehmen?"

„Nun?"

„Silber, pures, gediegenes Silber! Auf die Kosten darf es uns bei einem solchen Anlaß nicht ankommen!"

„Darauf kommt es nicht an," gab sie lächelnd zu.

„Eine lebensgroße Statue aus gediegenem Silber! Und nicht glänzend soll sie sein, sondern matt, mit einem zarten, duftigen Hauch, bereift wie die

unberührte Pflaume oder der Pfirsich, so gewissermaßen angelaufen wie das helle Glas vom quellfrischen Wasser, und nur an einzelnen erhöhten Stellen soll der Glanz durchschimmern, wie eine Ahnung des Glücks!"

„Sie verstehen es, mir Lust zu machen an unserm Unternehmen. Auch ich habe nun die Vision, wie sich das Kunstwerk in einem nischenartigen Einbau in meinem Schlafzimmer ausnehmen wird. Kein fremdes Auge wird es erblicken, solange ich lebe, aber nach meinem Tode sei es für die königliche Sammlung bestimmt."

Nun wurde Tag für Tag rüstig geschafft. Drei Wochen lang war die Herzogin täglich gekommen, und Andor hatte sein Werk mit eisernem Fleiß gefördert. Schon war das Thonmodell fertig, und nun ging der Künstler daran, einen naturgroßen Gipsabguß mit allem erdenklichem Raffinement zur Wirkung der fertigen Silberstatue zu bringen, damit für Gießer und Ziseleur die verläßliche Vorlage geschaffen sei. Der Guß sollte in Paris hergestellt werden, damit nicht ein Arbeiter oder sonst ein Unberufener die Züge der Herzogin erkennen sollte.

Der Bildhauer hatte sein Werk vollendet, und nur noch einmal sollte die hohe Frau ihm Modell stehen zur allerletzten Vergleichung. Kaum hatte er den Vorhang wieder aufgezogen, als an der Thür gepocht wurde. Niemals zuvor war das geschehen, er hatte strenge Befehle gegeben. Unwillkürlich schrie er hinaus, was es denn gäbe.

„Botschaft vom König!" rief der wachehaltende Diener zurück.

Andor zog den Vorhang wieder zu und ging dann zur Thür.

„Fürst Berthold, Generaladjutant Seiner Majestät!" tönte es ihm dort entgegen.

„Durchlaucht," rief Andor aufschließend, „ich bin untröstlich —"

„Seine Majestät läßt bitten, sich bereit zu halten. Majestät wird allergnädigst geruhen, in einer Viertelstunde zur Besichtigung des Ateliers hier zu erscheinen."

„Durchlaucht, es ist ganz unmöglich —"

Durchlaucht lächelte erstaunt.

„Man weist Seine Majestät den König nicht ab!"

„Aber, Durchlaucht, ich versichere — einfach unmöglich — ich habe Modell —"

Nun steckte Durchlaucht aber eine andre Miene auf.

„Verzeihung," sagte der Fürst trocken. „Ich habe mich vorhin vielleicht nicht ganz korrekt ausgedrückt. Wenn ich sagte, Majestät läßt bitten, so heißt das, Majestät befiehlt!"

Damit nickte er sehr von oben herab und ging. Lady Maud hatte alles gehört, und auch sie fand, daß man einen König nicht abweist.

„Sie haben ja nicht die Zeit, da unbemerkt wegzukommen!" rief Andor verzweifelt.

„Darum will ich mich ruhig in meinem Versteck verhalten, bis er wieder fort ist."

Andor umwickelte die silberne Venus mit Tüchern, rückte noch einige Sachen zurecht, zog sorglich den Vorhang zu und war kaum noch mit allem fertig, als auch schon der König erschien.

Er sah sich die verschiedenen Reliefs, Büsten und Statuetten an und äußerte sich über alles sehr gnädig. Da blieb sein Auge auf der verhüllten Statue haften.

„Die Hauptsache will man mir nicht zeigen?“ fragte er gnädig scherzend.

„Ihnen, Majestät, bin ich bereit, alles zu zeigen.“

Der König verstand.

„Lieber Baron,“ wandte er sich an seinen Begleiter, „wollen Sie gütigst meinen Besuch im Arsenal anmelden.“

Der Begleiter verschwand und Andor enthüllte seine Statue, nur vom Kopf nahm er das Tuch nicht weg.

„Ah, eine silberne Venus! Ein herrliches Werk — den Kopf darf man nicht sehen?“

„Des Königs Wille ist der mächtigste — bis auf einen, der noch mächtiger ist.

„Und das wäre?“

„Der Wille einer schönen Frau.“

Dem König gefiel das, und er reichte Andor die Hand für die hübsche Bemerkung. „So wollen wir denn den Willen der schönen Frau respektieren.“

Während der König so herumsprach und im Atelier herumstöberte, kam er auch den Vorhängen bedenklich nahe. Andor wurde ängstlich, und endlich konnte er nicht umhin, auszurufen:

„Majestät, dort beginnt das Reich der schönen Frau!“

Der König stutzte.

„Was Sie nicht sagen?! Die silberne Venus, die Göttin in persona? Wenn sie Gnade walten läßt, dann läßt sie ihren Anblick einem armen, sterblichen König zu teil werden.“

Eine spannungsvolle Pause folgte, dann sprach Andor wie folgt:

„Ich werfe diese Rose der Göttin zu; wird sie uns nicht zurückgeworfen, so nehmen wir das als Zeichen, daß die Göttin gnädig sein will. Sie wird das Stück weißer chinesischer Seide vom Ruhebett nehmen und sich damit das Antlitz verhüllen. — Die Rose ist nicht zurückgekommen. Ich nehme die Uhr zur Hand, nach Verlauf von drei Minuten ziehe ich die Schnur.“

Er zog die Schnur, und in der Glorie ihrer Schönheit stand das herrliche Weib da, genau so wie der Künstler die silberne Statue gebildet hatte, nur das Antlitz war verhüllt. Der König sah die Erscheinung in sprachloser Ergriffenheit, und nur langsam und fast in ehrfurchtsvoller Scheu entrangen sich nach langer Pause seinen Lippen die Worte:

„Ich grüße die schönste Frau in meinen Reichen und sage Dank für die gewährte Huld. Glücklich ist der Künstler zu preisen, der solche Schönheit bilden

darf, und glücklich auch der König, den sie solcher Gunst gewürdigt. Habe Dank, du Göttin; Frau Venus, habe Dank!“

Andor zog wieder an der Schnur, und als er den König dann zum Wagen geleitete, sagte dieser:

„Ich habe nur eine Frau gekannt mit jenem königlichen Halsansatz. Ich hätte meine Krone darum gegeben, ihre Liebe zu gewinnen — sie wollte nicht. Lassen Sie sich nochmals danken, mein Freund. Der heutige Tag wird mir unvergeßlich bleiben!“

Die silberne Venus wurde in Paris gegossen und sodann im Schlafgemach der Herzogin aufgestellt. Bald nach dem Besuche des Königs in Andors Atelier brachte das Amtsblatt die Verlautbarung, der König habe geruht, der Lady Maud das große Ehrenzeichen für Verdienste um Kunst und Wissenschaft gnädigst zu verleihen. Kein Mensch wußte eigentlich recht — warum?

Der Sturm auf Englands Machtstellung und die englisch-deutschen Beziehungen in Asien.

Von

Prof. Dr. H. Vambéry.

I.

Die Erscheinung, die wir im Alltagsleben so häufig wahrnehmen, wie einzelne vom Glück begünstigte Menschen, die im harten Kampfe ums Dasein es zu etwas gebracht, den Dorn des Neides im Auge ihres Nachbarn bilden und bisweilen ohne jegliche Ursache von den Minderbegünstigten unablässig befeindet und bekämpft werden — derselben Erscheinung begegnen wir auch im staatlichen Leben der Völker. Wenn es einzelnen Nationen gelungen, durch geschichtliche Entwicklung, durch geographische Bedingung und im Schutze einer speziellen ethnischen Charakteristik über andre sich hervorzuthun, so kann es als sicher angenommen werden, daß ihr höher erhobenes Panier und ihr mehr strahlender Glücksstern im Busen ihrer Nachbarn wilden Neid und bitteren Groll erzeugen wird. Solange diese Nachbarn kraftlos und ohnmächtig dem Prozesse der Aufblühung und Erstarkung eines solchen Staates gegenüberstehen, so lange pflegen sie die Machtentwicklung entweder mit kalter Gleichgültigkeit anzusehen oder, was wohl selten ist, ihnen platonische Bewunderung zu zollen, doch im Maße, daß sie selber, auf der Bahn der politischen und wirtschaftlichen Kämpfe fortschreitend, ihre Stellung zu befestigen im stande sind, im selben Maße wächst ihr Neid und

Haß gegenüber dem mit mehreren Kopflängen fortgeschrittenen Nachbarstaat, den sie nicht nur einholen, sondern um jeden Preis übertreffen, besiegen, niederwerfen und vernichten wollen. Ob der unter besseren Auspizien ans Ziel gelangte Nachbar die Interessen des Nachstürmenden beeinträchtigt, ob er feindliche Anschläge hat oder nicht, das kommt nicht in Frage. N. N. ist groß, reich und mächtig, er muß gedemütigt und erniedrigt werden, selbst dann, wenn seine Ruine, ohne dem Rivalen zu nützen, die heiligen Ziele der Menschheit verzögern oder vernichten sollte.

Eine Erscheinung, wie die hier gekennzeichnete, bietet sich unsern Augen dar, wenn wir den Sturm betrachten, der neuestens gegen England ausgebrochen und auf der ganzen Linie des asiatischen Festlandes mit einer seltenen Vehemenz und Beharrlichkeit wütet. Wo wir hinsehen, stehen die drei europäischen Großmächte, nämlich Rußland, Frankreich und Deutschland geharnischt und mit allen Waffen in Bereitschaft ihrem Rivalen gegenüber. Kein Mittel bleibt unversucht, kein Opfer wird gescheut, um dem Gegner an den Leib zu gehen, ihn in seiner moralischen und materiellen Stellung zu erschüttern, und die größte Anstrengung wird gemacht, ihn zum Falle zu bringen. Es ist dies eine in jeder Beziehung merkwürdige Erscheinung, die verhältnismäßig neueren Datums ist, denn obwohl Wohlstand, Macht und Größe von jeher Neid und Mißgunst wachgerufen, so hat die Sturmkolonne sich doch erst im Laufe der letzten Jahrzehnte gebildet. Vor 50 Jahren noch war England teils ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung, ein Staat, auf dessen gedeihliches Wirken im alten und dekrepiten Asien man mit Stolz zu blicken pflegte, und den man als Fahnenträger unsrer westlichen Kultur anpries und verherrlichte. Hat doch Fürst Bismarck, der bekanntermaßen für England nicht besonders geschwärmt hat, die Aeußerung gethan: „Wenn England seine großen Denker und alle seine Geistesheroen verlieren würde, das, was es für Indien geleistet, würde seinen Namen auf ewig unsterblich machen.“ In ähnlicher Weise haben auch hervorragende Franzosen und viele andre sich geäußert. Man lese bloß Garcin de Tassys, Barthélemy St. Hilaires, Baron Hübners und andrer hierauf bezügliche Kundgebungen. Nirgends, oder sehr selten, hat der schrille Ton des Neides oder der Geringschätzung sich bemerklich gemacht, und dieser Umschwung und dieser schroffe Gegensatz zu ehedem muß selbst denjenigen befremden, der der Ambition und Rivalität der um Superiorität ringenden einzelnen Regierungen Rechnung trägt und der das Anwenden aller Mittel zur Sicherung des Erfolges für berechtigt hält. Vor 50 Jahren waren allerdings die Rivalen Englands nicht in der Lage, mit dem Stachel des Neides, wenn sie ihn auch besessen hätten, hervorzutreten. Deutschland, damals nur ein geographischer Begriff, hatte weder die Mittel noch die Lust, seinen Blick von Zentraleuropa nach dem fernen Osten hin zu lenken, und es waren höchstens theoretische Spekulationen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der die deutschen Geister auf den Gefilden der Alten Welt beschäftigte. In Frankreich hatte Napoleon III. alle Sorge darauf verwendet, mit dem Erzfeind seines großen Onkels jenseits des Kanals auf gutem Fuße zu stehen, die Fran-

zosen hatten die Konsolidierung ihrer Macht in Algier vor den Augen, und man war zufrieden, wenn England der Expansionspolitik des Kaiserreiches in Hinterindien nicht in die Wege trat, ja wir sahen sogar die französischen und englischen Fahnen vereint gegen China auftreten und dem nordischen Koloß den Weg nach dem Bosporus hin verrammen. Was Rußland anbelangt, so waren seine Pläne einer Alleinherrschaft in Asien wohl damals schon fertig, doch trat man mit der Verwirklichung derselben nur schüchtern und mit großer Vorsicht auf, denn die Wege waren noch nicht geebnet, die Mittel noch nicht bereit, und um keinen Verdacht zu erwecken, verhielt man sich mäuschenstill und ließ so manche Beleidigung ruhig über sich ergehen.

*

Die Art und Weise, wie der Scenenwechsel sich vollzogen hatte, ist äußerst interessant, und wir wollen mit dem Zarenreiche beginnen, da dieses entschieden der größte und gefährlichste Gegner der britischen Großmachtstellung in Asien bildet. Nachdem man dem russischen Adler in der Krim die Fittiche gestutzt und seine Schwungkraft, allerdings nur dem Scheine nach, geschwächt hat, sahen wir, wie die Politiker an der Newa einerseits die Straße durch die Kirgisensteppe nach den Chanaten zu sich vorbereiteten, andrerseits wieder, wie man durch das Niederwerfen Scheich Schamils die endgültige Unterwerfung des Kaukasus, ein enges Heranrücken an Persien und an die Nordgrenze Anatoliens hingezielt hatte. Auf der einen sowie auf der andern Seite hatte man es weniger auf die Vernichtung der ohnehin siechen, in sich selbst zerfallenen asiatischen Staaten abgesehen, als vielmehr auf die Möglichkeit, dem durch die russische Scheinpläne schon aufmerksam gewordenen britischen Leoparden den Daumen an die Kehle setzen zu können. Solange die Spitzen der Kosakenlanzen nur zeitweise in weiter Ferne aufgetaucht waren, so lange gab man sich in St. Petersburg alle mögliche Mühe, John Bull durch Freundschaftsversicherungen, durch Unschuldsbeteuerungen und mitunter auch durch kleine Liebesdienste in den Schlaf der Sicherheit einzulullen; ja ein Wiegenlied vorzusingen, das jeden andern in Schrecken versetzt hätte, den Engländern aber sonderbarerweise ganz gefällig in den Ohren klang. Auf die lange Dauer konnte jedoch dieses Versteckspielen selbst beim hartgesottenen Optimismus der Engländer nicht ohne Wirkung bleiben. Jeder Schritt, den Rußland nach dem Süden gethan, wurde mit einer größeren oder kleineren Vorwärtsbewegung nach dem Norden beantwortet. Auf die Einverleibung der zentralasiatischen Chanate folgte die englische Besitzergreifung Beludschistans und die Ausdehnung der Pischinbahn bis nahe an den Thoren von Kandahar, und nachdem die Russen mit der Unterwerfung der Turkomanen und mit dem Bau der transkaspischen Bahn fertig waren, mußten die Engländer das Suzeränverhältnis Afghanistans zu Indien mit bedeutenden Opfern an Subsidien und Waffen befestigen und die sogenannten Prellkissen zwischen der Suleimanskette und dem Oxus, so weit nur möglich, sicherstellen. Jahre hindurch, von 1880 bis auf die Gegenwart hat die Ausführung dieses Problems sich vollzogen, und

zwar unter der Maske einer erheuchelten Freundschaft, obwohl die beiden Gegner ein scharfes Aug' aufeinander gerichtet hatten und mit zuckersüßen Worten ihre Schachzüge zu verhüllen trachteten. Selbst heute noch wird diese Komödie ununterbrochen weitergespielt. St. Petersburg und London liegen sich dem Scheine nach in den Armen, an den Ufern der Newa und der Themse spielt die Friedensschalmei immer neue und neue Weisen auf, doch in den Grenzregionen der beiden Rivalen ist von diesem dulce jubileum nur eine geringe Spur vorhanden, denn nachdem Rußland sein Eisenbahnnetz bis nach Kuschk, in einer Entfernung von zehn Meilen von Herat ausgedehnt, somit dieser wichtigen Etappe auf dem Wege nach Indien sich gesichert hat, und im Fort Murgabski am Pamir eine permamente Garnison unterhält, haben die Engländer einen Vorstoß in nordwestlicher Richtung gegen die persische Grenze unternommen und sind eben daran, von Quetta über Nuschki bis nach Persien eine Bahn zu bauen, wie es heißt, um den Handel zwischen Indien und Turkestan zu begünstigen, richtiger gesagt: um den russischerseits geplanten Weg von Chorasan nach Bender Abbas am Persischen Meerbusen abzuschneiden.

Wie ersichtlich, sind die Beziehungen zwischen den beiden Rivalen im Innern Asiens in der Wirklichkeit ganz anders gestaltet, als nach den offiziellen Kundgebungen angenommen wird. Beide stehen auf dem Qui vive! Beide rüsten sich, und beide sind jenes Momentes gewärtig, bei dem die Kollision der gegenseitigen Interessen unausweichbar eine längst gefürchtete Katastrophe herbeiführen wird. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß, während England, das seine Besitzung in Indien abgerundet, auf der Bahn der Eroberung sein Endziel erreicht, und nunmehr das Gewonnene zu behalten und zu sichern bestrebt ist; Rußland hingegen, zum Endziel seiner Eroberungspläne noch nicht gelangt, auf dem Zuge nach dem Süden sich befindet, und Afghanistan daher als Durchzugsstraße betrachtend, den Zusammenstoß mit seinem Rivalen heraufbeschwört und beschleunigen will. Seitens des offiziellen Rußlands wird allerdings ein solches Vorgehen in Abrede gestellt und alle hierauf bezüglichen Beweise werden rundwegs abgeleugnet. Doch Thatsachen sind viel beredter als all die noch so feierlichen Dementis und diplomatischen Aktenstücke. Was in der jüngsten Vergangenheit von der russischen Thätigkeit an der Südgrenze seiner zentralasiatischen Besitzungen in die Oeffentlichkeit gelangt ist, sind schwerwiegende Argumente für unsre Behauptung. Vor allem wollen wir auf die Flankenbewegung in Persien hinweisen, wo die russische Politik in verhältnismäßig kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht und, nicht zufrieden mit der Ausnahmestellung im ganzen Norden des iranischen Landes, nun seinen hungrigen Blick auch nach dem Süden gewendet und mit aller Gewalt sich im Persischen Meerbusen einnisten will. Vorderhand hat diese Bewegung sich kaum durch einen offiziellen Akt manifestiert. Es waren zumeist russische Zeitungsstimmen, die mit einer seltenen Unverfrorenheit für Rußlands Rechte zur Besetzung eines Hafens im Persischen Meerbusen eintraten, indem sie urbi et orbi verkündeten, daß die Regierung von St. Petersburg angesichts der großen Opfer, die Persien

bisher gekostet, es unter keinen Umständen dulden könne, daß neben dem russischen Einflusse im Lande des Schah noch der einer andern Nation geduldet werde, daß Rußland behufs Förderung seiner wirtschaftlichen Interessen den Ausgang in das südliche Meer nicht länger entbehren könne, und daß seine Machtstellung nicht nur über den nördlichen, sondern auch über den südlichen Teil Irans sich erstrecken müsse. Um diese Notwendigkeit zu motivieren, hat man seit einigen Jahren den Verkehr mittels des Dampfers „Kornilow" gewaltsam ins Leben gerufen, und trotzdem die geschäftliche Seite dieses Unternehmens null und nichtig ist, denn der Import beschränkt sich auf Holzschachteln zur Verpackung von Datteln und auf Kerosine, während der Export kaum nennenswert ist, fährt die Regierung mit Subsidierung der Linie Odessa-Bender-Buschir unentwegt fort, einzig und allein um das Pied à terre aufrecht zu halten und um das Vorhandensein russischer wirtschaftlicher Interessen im Persischen Meerbusen ad oculos demonstrieren zu können. Wie gesagt, bisher hat bezüglich dieser neuen Bewegung zwischen London und St. Petersburg kein nennenswerter diplomatischer Notenwechsel stattgefunden. In London und in Kalkutta hat man ein Auge zugedrückt, mit dem andern aber die Bewegung der Russen genau verfolgt, das Terrain gehörig vorbereitet, und falls die Herren an der Newa mit der Verwirklichung ihres Vorhabens öffentlich auftreten sollten, so mag es, nach den Parlamentsreden der englischen Minister zu urteilen, zwischen den beiden Regierungen zu einer ganz außergewöhnlich heftigen Kontroverse kommen. Objektiv beurteilt, hat England gar nicht unrecht, wenn es die Machtstellung eines fremden Staates im Indischen Meere abwehren will. Seit der Verdrängung der Portugiesen und Holländer hat England im Persischen Meerbusen eine Alleinherrschaft geübt, es hat Handel und Wandel belebt, die Piratenwirtschaft der arabischen Küstenbewohner mit großem Opfer an Blut und Gut unterdrückt, es hat von der persischen Südküste aus seine Handelsbeziehungen in den anstoßenden Provinzen Persiens befestigt, dieses alles, um seine Position im Nordwesten Indiens sicher zu stellen, und es ist kaum denkbar, daß es gegenüber dem Erscheinen seines Rivalen und erbitterten Gegners in diesen Gewässern seine Gleichmütigkeit bewahren und die russischen Machenschaften ruhig ansehen werde. Wer den regen Handelsverkehr zwischen Indien und zwischen Südpersien und Mesopotamien kennt, wer den kulturellen Einfluß der Briten auf den besagten Gebieten dem Gebühre nach schätzt, und wer da weiß, daß England einen Ueberlandweg von Indien via Beludschistan, mit Anschluß an die Bagdadbahn, eventuell auf einer andern Linie, plant, dem wird es nie einfallen, daß man in London eine russische Stellungnahme im Persischen Meere leichten Herzens zugeben wird.

Mehr verhängnisvoll und gefährlicher aber sind die Absichten, die Rußland neuestens mit Bezug auf Afghanistan kundgegeben. Wie bekannt, hat in England nach den russischen Erfolgen in den turkestanischen Chanaten die Besorgnis bezüglich der zukünftigen Gestaltung der Dinge im Nordwesten des indischen Kaiserreiches stark zugenommen. Man hat es zwar versucht, sich gewaltsam zu

trösten mit dem bekannten Satze Disraelis, daß Asien groß genug wäre, um beiden europäischen Großmächten als Tummelplatz ihrer Ambition zu dienen, im stillen jedoch hatte man nichts versäumt, nötige Fürsorge zu treffen und etwaigen Eventualitäten vorzubeugen. Man sondierte Rußlands Absichten bezüglich des zukünftigen Marsches nach dem Süden, und 1873 gab das Kabinett von St. Petersburg die Versicherung ab, daß Afghanistan außerhalb des Bereiches russischer Aspirationen liege und daß man daselbst den Engländern freie Hand lassen werde. Zwei Jahre später hatte man sich an der Newa schon eines andern besonnen. Fürst Gortschakow trat mit dem Vorschlage auf: Rußland hätte zwar in Afghanistan nichts zu suchen, doch wäre besser, wenn dieses Land, auch von den Engländern unabhängig, einen Pufferstaat zwischen den beiden Rivalen bilden würde — womit man natürlich dem wandernden Rubel eine offene Straße geschaffen hätte. Da Rußland damals am Nordrande Persiens sich noch nicht festgesetzt hatte, da die Turkomanen sich noch frei bewegten, und da schließlich die Transkaspibahn damals selbst im Plane noch nicht existierte — faßten die Engländer Mut und wiesen das Anerbieten Rußlands zurück. Rußland ließ sich den Refus gefallen, aber trotz der Anerkennung der englischen Souveränität hatte General Kauffmann, der damalige Generalgouverneur von Turkestan im Jahre 1877, dennoch den General Stoljetow in einer geheimen Mission an Schir Ali Chan nach Kabul geschickt, mit der Absicht, diesen Fürsten gegen England aufzuwiegeln, was ihm auch gelang. Der Emir ging den Russen aufs Eis, er glitt aus, und mit seinem Falle verlor er Leben und Thron. Es folgte nun bald, 1880, die Thronbesteigung Abdurrahman Chans, dem die Russen auf die Beine geholfen in der Hoffnung, daß er sich dankbar erweisen und zum russischen Stachel in den Seiten Englands sich gestalten werde. Doch diesesmal wurde der Fopper gefoppt. Abdurrahman, ein gewiegter und schlauer Orientale, wurde anstatt Feind ein Freund der Engländer, allerdings ein Freund, der, kühl bis an die Brust hinan, seine Gefühle an den Meistbietenden verschacherte, und da sein scharfer Blick in England den minder gefährlichen Gegner entdeckte, so hielt er auch zeit seines Lebens fest an England und strich ruhig die aus Kalkutta kommenden Subsidien an Geld und Waffen ein. Während der zwanzigjährigen Regierung dieses begabten Fürsten, der in den afghanischen Bergen Ordnung geschaffen und das Land mit einer 50000 Mann starken Armee gekräftigt, verhielt Rußland sich so ziemlich ruhig, wenn wir von der gewaltsamen Besitzergreifung am Pamir, am Murgab und Herirud absehen, und wenn wir die dem besiegten Thronprätendenten Issa Chan gewährte Gastfreundschaft unerwähnt lassen. Rußlands Enthaltsamkeit während dieser Periode war teils von den Umständen geboten, teils lag auch nicht die Notwendigkeit vor, denn seine Stellung entlang der ganzen Linie des Rivalitätsgebietes war eine erdenklich günstige; es hatte seinen Plan mit solcher Geschicklichkeit ausgelegt, daß die Realisierung desselben zu jeder beliebigen Zeit hätte vor sich gehen können. Als Abdurrahman mit dem Tode abgegangen war, trat im russischen Verhalten eine merkliche Veränderung ein. Habibullah, der

Nachfolger Abdurrahmans, ist zwar weit entfernt, ein Erbe der geistigen Eigenschaften seines Vaters zu sein. Es ist dies ein Fürst von ruhigem Temperament, der sich streng an die Ratschläge hält, die sein Vater in der bekannten, in London veröffentlichten Autobiographie ihm gegeben, und der vor allem den Frieden und die Eintracht in seiner Familie aufrecht zu halten bemüht ist. Bisher ist dieses ihm auch gelungen, denn sowohl Prinz Nußrullah als auch Omar, ein Sohn der ränke- und herrschsüchtigen jungen Witwe Abdurrahmans, haben sich bis jetzt ruhig verhalten, und eingedenk der aus einem Bruderzwiste drohenden Gefahr, noch mehr aber infolge der seitens Lord Curzons zukommenden Ratschläge, werden sie sich wohlweislich hüten, dem Bruder auf dem Throne Verlegenheiten zu bereiten. Habibullah teilt redlich mit ihnen die Herrschaft, und von dem allgemein, namentlich aber seitens Rußlands erwarteten Zusammenbruch des neu errichteten afghanischen Staates haben bis jetzt sich keine Spuren gezeigt.

Rußlands Aussicht, im Trüben fischen zu können, ist daher zu nichte geworden; ja noch mehr, das als Werkzeug zukünftiger Komplikationen in Samarkand bereit gehaltene Mittel, nämlich das in Issa Chan, den Großonkel Habibullahs, gesetzte Vertrauen hat sich diesmal nicht bewährt, denn wie wir vernehmen, haben die Afghanen in seinem Gefolge Russisch-Turkestan verlassen, sie sind ans linke Ufer des Oxus zurückgekehrt und vom Herrscher in Kabul freundlich aufgenommen worden. Angesichts dieser Aussichtslosigkeit blieb den Politikern an der Newa nichts übrig, als zu diplomatischen Schikanen Zuflucht zu nehmen, und zu diesem Behufe ist das Kabinett von St. Petersburg neuestens mit dem Begehr aufgetreten: in Kabul einen diplomatischen Agenten des Zaren anstellen zu wollen, um auf diesem Wege jene Streitigkeiten zu schlichten, die zwischen den russischen Grenzbehörden und der Regierung des Emirs von Kabul sich von Zeit zu Zeit ergeben, sowie auch das Hemmnis zu beseitigen, das bei der in Afghanistan bestehenden Grenzsperre dem russischen Handel im Wege steht. Da England die Vertretung von Afghanistan nach außen hin von jeher, besonders aber in dem 1893 abgeschlossenen, sogenannten Durand-Agreement, sich ausbedungen und demzufolge auch die Anwesenheit eines afghanischen Repräsentanten in London nicht zugeben will, so ist wohl leicht erklärlich, daß man sowohl an der Themse als auch am Hooghli dem russischen Ansinnen gegenüber entschieden Front machen wird und Front machen muß. Vor allem würde das Gewähren eines derartigen russischen Verlangens allen erdenklichen Intriguen Thür und Thor in Afghanistan öffnen, und die Folge hiervon wäre, daß der afghanische Suzeränstaat, den England als Schutzmauer an der nordwestlichen Grenze seines indischen Kaiserreiches aufgerichtet und aufrecht erhält, gar bald ins russische Fahrwasser gelangen und Englands Machtstellung bedeutend gefährden würde. Wenn Rußland seine Handelsinteressen im benachbarten Afghanenlande thatkräftig befördern will, so dürfte nicht übersehen werden, daß die Engländer viel größere und tiefgehendere Handelsinteressen jenseits des Cheïberpasses haben, daß es ihnen bisher dennoch nicht gelungen ist, einen geborenen Engländer als Gesandten in Kabul accreditiert zu sehen, und daß sie gezwungen sind, zur Belebung des

anglo-indischen Handels mit Nordpersien und Turkestan Afghanistan zu umgehen und die schon erwähnte Straße via Quetta-Nuschki und Sistan anzulegen, nur um das Mißtrauen der Afghanen zu beruhigen und etwaigen Mißhelligkeiten auszuweichen. Vorteile, die England für sich selbst nicht sichern kann, wird es wohl den Russen zu erlangen nicht behilflich sein? Man geht daher keinesfalls zu weit, wenn man annimmt, daß England das russische Verlangen bezüglich einer offiziellen Vertretung am Hofe zu Kabul nie gewähren lassen wird und auch nicht lassen kann.

*

Während Rußland mit Hochdruck von Norden und Nordwesten her auf Indien losstürmt, findet es in Frankreich, in seinem eifrigen und treuen Verbündeten, von Osten her einen nicht zu verachtenden Helfershelfer, denn wer den Fortschritt der französischen Kolonialpolitik in Indo-China mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, der wird wohl zur Einsicht gelangen, daß der Grundgedanke eigentlich eine Annäherung an die englischen Besitzungen in Indien bildet. Man scheint die sträfliche Vernachlässigung, die Dupleix seinerzeit am Hofe zu Versailles teilhaftig geworden, nun durch einen Vormarsch von Osten her wettmachen zu wollen. Der französischen Machtstellung in Tonking schwebt allerdings als nicht fernes Ziel die Handelsstraße nach Yünnan und der politische Einfluß in dieser Provinz Chinas vor den Augen, doch seit dem letzten Kriege der Franzosen mit China haben die Politiker an der Seine ihr Hauptaugenmerk auf die Beziehungen mit Siam gerichtet, in welchem Lande sie fortwährend vordringen und von Zeit zu Zeit die Grenzen von Anam und Kambodscha auf Kosten Siams vorwärtsschieben. Im Jahre 1885 war das obere Flußgebiet des Mekongs noch siamesisches Gebiet, und Garnier, der eigentliche Begründer der französischen Macht in Indo-China, als auch Lanessan gestehen zu, daß die Ostgrenze Siams vom Mekong aus in 50 bis 200 englische Meilen bis zum Grenzgebirge Anams sich erstreckt, während die heutige Grenze des französischen Schutzgebietes nicht nur vom linken aufs rechte Ufer des Mekongs verschoben wurde, sondern der französische Einfluß hat sich in Luang-Prabang festgesetzt, er hat in den vormals siamesischen Provinzen von Malu-Prei und Bassac sich Geltung verschafft, und nach dem neuesten zwischen Siam und der französischen Republik abgeschlossenen Uebereinkommen fällt das Gebiet zwischen den Flüssen Rolnas und Prekompong, folglich bis zum 15. Breitegrad unter französische Jurisdiktion, wobei wir noch hervorheben wollen, daß die schon längst versprochene Evakuation des wichtigen Hafenortes von Tschantabun französischerseits noch nicht stattgefunden hat. Siam schrumpft daher zusehends zusammen, und infolge der Eroberungslust seiner Nachbarn hat es im Verlauf weniger Jahrzehnte mehr als die Hälfte seines ehemaligen Besitzes eingebüßt.

Hätte Siam in neuester Zeit nicht vollauf bewiesen, daß es aus der Lethargie asiatischer Staaten erwacht ist und auf der Bahn der modernen Bildung fortschreiten will, so wäre es ihm jedenfalls so ergangen wie seinen Schwesterstaaten

im Osten, die nach der Reihe von der lockeren Angehörigkeit zu China in die feste Umarmung Frankreichs gefallen sind. Die Lehrerschaft auf dem Pfade der abendländischen Reformen hat selbstverständlich nicht Frankreich, sondern England übernommen, denn England war nach Festsetzung seiner Grenze im Westen und Nordwesten Siams diesem Lande nicht nur in Freundschaft zugethan, sondern es hat schon lange her in Siam einen solchen neutralen Staat sehen wollen, dessen Unabhängigkeit gewahrt werden und als Prellkissen zwischen seinen und den französischen Besitzungen dienen soll. In diesem Vorhaben kam die im Laufe sich befindliche Regenerierung Siams den Engländern auch zu statten. König Chulalongkorn und die Prinzen seines Hauses haben eine englische Erziehung genossen, und während ihrer verschiedenen Reisen in Europa sind sie überall, was ihre Sitten, Gebräuche und Umgangssprache anbelangt, als vollkommen englische Gentlemen aufgetreten; ja noch mehr, wie der amerikanische Gesandte in Bangkong, Herr J. Barrett (s. Asiatic Quarterly Review, Jahrg. 1899, S. 85), mitteilt, reden fast alle leitende Männer in Siam das Englische so fließend und korrekt wie ihre eigne Muttersprache. Der Fortschritt, den Siam bis heute auf dem Wege der Reformen gemacht, ist, wenn auch bei weitem nicht so groß wie in Japan, sehr bedeutend und verspricht in der Zukunft noch bedeutender zu werden. England hat in dieser Beziehung wesentliche Dienste geleistet. Mit Ausnahme der Marine, wo Dänen behilflich waren, waren es in erster Reihe Engländer, die auf verschiedenen Gebieten der Administration sich nützlich gemacht haben. Die Finanzen hat ein Engländer in Ordnung gebracht, im Unterrichtswesen haben Engländer Verbesserungen eingeführt, wie auch die erste Eisenbahn von Engländern gebaut worden ist. Ganz neuestens findet auch deutsche Arbeitskraft, so z. B. bei Post und Telegraphie, bei öffentlichen Bauten u. a. eine passende Verwertung; doch England spielt im allgemeinen die erste Rolle und dementsprechend überragt es auch mit seinem wirtschaftlichen Gewinn seine sämtlichen Rivalen. Wie der früher erwähnte amerikanische Gesandte mitteilt, befinden sich 80 % des Handels in Bangkok in englischen Händen, und ungefähr 80 bis 90 % des Importhandels gelangt unter britischer Flagge dahin. Es ist mithin auch ganz ausgeschlossen, daß der überwiegende Einfluß Englands durch eine andre Westmacht verdrängt werden wird. Dieses wäre auch ein Unglück für Siam, denn der amerikanische Gesandte hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Der ausgestreute Same beginnt jetzt zu keimen und wird in seiner Zeit auch seine Ernte bringen. Aber es muß besonders hervorgehoben werden, daß Siam hauptsächlich von der Stellung und der Politik Englands abhängt. Bei all seiner Selbstachtung muß Siam es doch anerkennen, daß seine Zukunft hoffnungslos wird, wenn England seine schützende Hand von ihm abnehmen würde, und falls Großbritannien, die ihm gebotene Gelegenheit mißkennend, nicht einsehen wollte, daß seine Machtstellung im südöstlichen Asien von der Erhaltung der Integrität Siams abhängt.“

Wie leicht erklärlich, kann diese Ansicht des amerikanischen Diplomaten den Franzosen am wenigsten behagen. Sie wollen aus Siam alles, nur keinen

Pufferstaat machen, ihnen schwebt die Möglichkeit vor den Augen, mit Siam so vorzugehen, wie dies mit Tongking, Anam und Kambodscha geschehen ist, denn das Endziel der indochinesischen Politik ist und bleibt der Flankenangriff auf Indien und die Schädigung der britischen Handelsinteressen im südwestlichen China. Mit Verfolgung dieses Zieles leistet die Republik auch ihrem russischen Alliierten einen wesentlichen Liebesdienst, da England gegenüber den Velleitäten Frankreichs im Osten Indiens seine Wachsamkeit nach zwei Seiten hin lenken muß. Russischerseits wird natürlich Frankreich zur Fortsetzung dieser Politik ermuntert, denn jede englische Verlegenheit nützt in erster Reihe den Russen, und Fürst Uchtomski, der den jetzigen Zaren auf seiner Weltreise begleitete, sagt in dem von ihm veröffentlichten großen Reisewerke bezüglich der französischen Stellung in Indo-China folgendes: „Wenn die französische Republik im fernen Ostasien die ihr gebührende Rolle einer Großmacht einnehmen will, so kann sie rasch einen hervorragenden Einfluß dadurch gewinnen, daß sie die Siamesen nicht in die Umarmung Englands stößt, sondern mit Liebe an sich zieht. Das beinahe schutzlose Volk einzuschnüren oder zu beseitigen, hat wahrlich keine Berechtigung, auch wenn es im Namen des glorreichen französisch-indischen Zukunftsreiches geschieht, das sich doch nicht auf Grundlage von Vergewaltigung und Blutvergießen erheben sollte, sondern durch den Zauber vernünftiger Selbstlosigkeit auf dem Gebiete der Politik. Nur so kann es dem Abendländer gelingen, den Orientalen auf seine Seite hinüberzulocken, um mit ihm Hand in Hand Werke fruchtbarer, bedeutungsvoller Kulturarbeit zu schaffen.“ (S. Asien, Organ der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, 1902, Oktober-Heft, S. 17.)

*

Die dritte Macht, die erst jüngst zur Bekämpfung Englands Machtstellung in Asien aufgetreten ist, ist Deutschland, ein Faktor, der bisher im friedlichen Kleide des wirtschaftlichen Mitbewerbers erschienen, der, wie es heißt, nur seinen Handel und Industrie heben will und das Verfolgen politischer Ziele rundweg in Abrede stellt. Mit diesem dritten im Bunde gegen die britische Machtstellung in Asien hat es eine ganz besondere Bewandtnis, denn während es einerseits heißt, die Regierung des Deutschen Reiches lebe im besten Einvernehmen mit den Engländern, ja man spricht sogar von einem zwischen beiden abgeschlossenen geheimen Vertrag, finden wir andrerseits die öffentliche Meinung in Deutschland von tiefstem Haß gegen England ergriffen, von einer Feindschaft, die tiefer und leidenschaftlicher ist als in Rußland, wo die Gegnerschaft schon über hundert Jahre alt ist. Diesen grellen Widerspruch zwischen der offiziellen und nichtoffiziellen Welt, wollen einige dahin erklären, daß die Freundschaft der Regierung nur eine geheuchelte sei und nur so lange anhalten werde, bis die deutsche Flagge an gewissen Punkten festen Fuß gefaßt und Deutschland über eine Flotte verfügen wird, mit der es seine Ansprüche thatkräftig unterstützen und aus der Reserve heraustreten kann. Mit Hinweis auf die Worte des Deutschen Kaisers, daß die Zukunft des Reiches auf dem Meere sei, hat letzterwähnte Annahme wohl viel

Berechtigung, und da die moderne Krankheit, Kilometritis genannt, in Deutschland ebenso wie anderswo endemisch geworden ist, so wäre es wohl kindisch, bezüglich der politischen Harmlosigkeit der deutschen Absichten in Asien sich noch ferneren Illusionen hinzugeben. Der Satz: „Auf Warenballen folgen Kanonen“ wird auch mit Hinblick auf die deutsche Kolonialpolitik in Asien sich bewähren, nur will uns bedünken, daß Deutschlands Vorhaben in Asien vorderhand noch nicht den Samen unbedingter Feindschaft gegen England in sich trägt, daß beide, wenngleich nicht mit-, sondern nebeneinander bestehen und, ohne in Kollision zu geraten, ihre Ziele verfolgen können. Vorderhand hat Deutschland sein Augenmerk nur auf Westasien, richtiger auf Anatolien gerichtet, wo es nach vorhergegangener Anstellung deutscher Offiziere und Beamten und nach dem Bau der anatolischen Bahn in der Türkei einen herrschenden Einfluß erlangt hat und nach Fertigstellung der Bagdadbahn diesen Einfluß gewiß noch bedeutend erhöhen wird. Wer die Genesis dieses zwischen Deutschland und der Türkei zu stande gekommenen Verhältnisses kennt, der wird über dessen Intimität sich gar nicht wundern. Die Türken als ein Militärvolk par excellence waren von jeher Bewunderer der preußischen Armee, wie aus dem Gesandtschaftsberichte des zu Friedrich dem Großen geschickten Ali Resmi Efendi hervorgeht. Diese Bewunderung ist natürlich durch den siegreichen Feldzug von 1870 noch erhöht worden, und da Preußen oder Deutschland unter den europäischen Großmächten das einzige Land gewesen, das den Türken bisher feindlich nicht gegenübergestanden, vom Besitz des ottomanischen Reiches keinen Zollbreit annektiert und mithin dem Islam gegenüber stillschweigende Sympathien bekundet hat, so war es für Sultan Abdul Hamid nicht schwer, Deutschland als seinen einzigen und treuen Freund zu bezeichnen und ohne weiteres sich in dessen Arme zu werfen. Was Bismarck mit geschickter Hand begonnen, das hat der rege Geist und der Thatendurst Kaiser Wilhelms II. zu einer fruchtbringenden Reife gebracht. Der deutsche Einfluß spielt heute am Bosporus und in Anatolien dieselbe Rolle wie der englische während der Gesandtschaft Lord Stratford Cannings, vielleicht noch in einem höheren Maße und mit mehr handgreiflichen Folgen, denn England war selbst zur Zeit des Glanzpunktes seiner Stellung nicht besonders verschwenderisch in Liebesbezeigungen gegenüber der Türkei, während der Kaiser dem Sultan Besuche abstattet, ohne Gegenbesuch zu empfangen, öffentlich Komplimente macht, die Kalifatswürde verherrlicht und in Freundschaftskreisen den Großherrn als einen sehr tüchtigen Herrscher darstellt. Daß diese deutschen Liebesergüsse der äußeren Politik der Türkei wenig nützen, das haben die Begebenheiten gelegentlich der Cession Kretas zur Genüge bewiesen, doch wer überall Feindschaft wittert, dem ist selbst teuer erkaufte platonische Liebe willkommen. England hätte natürlich am allerwenigsten Ursache, über den Verlust seines Einflusses am Bosporus sich zu beklagen, da sowohl die Regierung als auch die öffentliche Meinung in der Beurteilung der türkischen Zustände in Widerspruch mit sich selbst geraten und in arge Fehler verfallen ist.

Im Völkerverkehr zwischen Ost und West giebt es schwerlich einen grelleren

Abstand als derjenige, der zwischen der Zeit des Krimkrieges sowie des Erscheinens der Urquarthschen Schrift „The Spirit of the East“ und der Periode der „Atrocity Meetings“ und der „Armenian Massacres“ sich offenbart. Daß man sich in England von einem Extrem ins andre gestürzt, das ist eigentlich nur dem politischen Parteihader und dem allzu mächtigen Einfluß der Kirche zuzuschreiben. Fanatismus, ein schlechter Berater, war in beiden Lagern der spiritus movens, und während man anfangs blindlings in die Anbetung des Türkentums verfiel, war man später ebenso ungerecht, den Türken alles Böse nachzusagen, weil sie nicht urplötzlich zu Europäern geworden und aus der vielhundertjährigen asiatischen Kultur nicht gleichsam als ein Deus ex machina als Abendländer hervorgegangen sind. Ohne die Unmöglichkeit eines solchen Salto mortale einzusehen, ist der ehemalige Freund in bittere Feindschaft verfallen, und man kann es den Türken keinesfalls übelnehmen, wenn der Kreuzzug des Herrn Gladstone während des letzten russisch-türkischen Krieges und das Unterstützen der armenischen Revolutionäre in Anatolien den Glauben an das Wohlwollen der alten Freunde erschüttert und die treuesten türkischen Anhänger Englands in Verzweiflung gebracht hat. Es war dies leider eine ebenso kurzsichtige als ungerechte Handlungsweise, die sich hervorragende Politiker in England der Pforte gegenüber zu schulden kommen ließen. Kurzsichtig deshalb, weil es England an Mitteln gebrach, die Pforte von der Bestrafung ihrer rebellischen Unterthanen abzuhalten, indem eine bewaffnete Intervention den entschiedenen Widerstand Rußlands und auch andrer Mächte hervorgerufen hätte; und ungerecht deshalb, weil die armenischen Komitees in Europa und in Amerika in den armenischen Bergen thatsächlich das Feuer der Revolte entflammt hatten, so daß die türkischen Behörden zum Einschreiten gezwungen waren. Daß das eigentliche Uebel in der türkischen Mißwirtschaft und in den anarchischen Zuständen jener Gegenden wurzelt und daß die Mittel zur Unterdrückung des Aufruhrs seitens der türkischen Regierung sehr arg gewählt wurden, das wird und kann niemand in Abrede stellen, doch die Intervention eines einzelnen Staates war an und für sich ein Unsinn, zumal das benachbarte Rußland, das Herüberschlagen des Brandes auf sein eignes, von Brennstoff gefülltes Gebiet befürchtend, die türkischen Metzeleien gutgeheißen hatte, und da, wie zur Genüge bekannt, Deutschland dem Zustandekommen einer gemeinsamen Aktion hindernd im Wege stand.

Beleidigungen und Angriffe von besagter Art läßt sich kein Staat, wenn er auch noch so schwach und krank ist, von einem andern gefallen, und der gegenüber dem Kabinett von St. James sich überdies stets argwöhnisch und mißtrauisch zeigende Sultan Abdul Hamid hatte nun um so leichter sich von England entfremdet und sich ohne Vorbehalt einerseits in die Arme Deutschlands geworfen, andrerseits aber sich alle Mühe gegeben, den Erzfeind seines Landes mittels Liebesäugeleien freundlich zu stimmen. Inter duos litigantes ist nun das Deutsche Reich zum tertius gaudens geworden, und da die rührigen und klugen Politiker an der Spree keine Gelegenheit versäumten, die vorteilhafte Stellung in jeder Beziehung auszubeuten, so hat sich Deutschland zum alleinigen

und maßgebenden Faktor in der Türkei herausgewachsen. So wie früher a la franca, so ist jetzt alaman (deutsch) zum Losungswort der offiziellen Welt im ottomanischen Kaiserreiche geworden. Alamans sind tonangebend auf den verschiedenen Gebieten der Administration, bei der Armee, bei den Finanzen und namentlich beim Kommunikationswesen. Deutsche Fabrikanten und Kaufleute erfreuen sich überall eines Vorzuges, und anstatt Paris und London ist jetzt Berlin der Ort, wohin türkische Offiziere und Beamte mit Vorliebe zur Ausbildung geschickt werden, denn, abgesehen von der Gründlichkeit des deutschen Unterrichtes, ist es das strenge preußische Regime, das dem absolutistisch gestimmten Sultan am besten behagt. Wie leicht erklärlich, ist die bevorzugte Stellung zunächst den wirtschaftlichen Interessen Deutschlands zu statten gekommen, wie aus den diesbezüglichen statistischen Daten ersichtlich ist. Nach den Angaben des Bureaus der Handelsstatistik von Hamburg in 1901 hat der deutsche Importhandel in der europäischen Türkei von 1000000 Mark im Jahre 1890 auf 10000000 Mark im Jahre 1901 sich erhöht und bestand zumeist aus Eisenbarren, Galanteriewaren, Wollstoffen, Baumwollstoffen u. s. w., während derselbe in der asiatischen Türkei im Laufe derselben Zeit von 300000 auf 10000000 Mark gestiegen ist. In ähnlicher Weise ist auch der deutsche Exporthandel gewachsen. Zwischen 1890 und 1901 ist die deutsche Ausfuhr aus der europäischen Türkei von 130000 auf 7000000 Mark und aus der asiatischen Türkei von 5600000 auf 14600000 Mark gestiegen und bezieht sich zumeist auf Rohprodukte und Teppiche. Selbstverständlich ist hier im Laufe der Zeit und bei fortschreitender Verlängerung der Eisenbahn in Kleinasien eine wesentliche Steigerung zu erwarten, doch die Frage, wie weit die Steigerung der deutschen wirtschaftlichen Interessen auf die Vermehrung und Kräftigung der politischen und kulturellen Beziehungen des Deutschen Reiches in der Türkei fördernd wirken mag, darauf kann vorderhand schwerlich eine kategorische Antwort gegeben werden.

In den politischen Kreisen Deutschlands war man bisher vorsichtig genug, die zukünftigen Pläne bezüglich einer deutschen Kolonisation in Anatolien entschieden in Abrede zu stellen, und Dr. Rudolf Fitzner (Siehe Anatolien-Wirtschaftsgeographie S. 63—65) warnt seine Landsleute, mit der Propaganda für eine solche aussichtslose Kolonisation lieber schweigen zu wollen, da dies nur das gute Einvernehmen mit der Türkei stören würde. Er hat vollkommen recht, nur will uns bedünken, daß die Deutschen, die bisher nahe an den größeren Bahnstationen in Kleinasien sich angesiedelt, Ländereien gekauft und mit deutscher Emsigkeit auf den Ackerbau sich verlegen, ganz andern Sinnes sind, und daß trotz seiner Mahnworte die öffentliche Meinung im Reiche für eine deutsche Kolonisation Anatoliens schwärmt und mit der erhitzten Phantasie entlang der Bagdadbahn in einer nicht fernen Zukunft das Erblühen deutscher Städte und Dörfer sieht. Diesen Schwärmern steht entschieden eine arge Täuschung bevor, denn Anatolien kann ebensowenig je deutsch werden, als der Kaukasus nach einer mehr als hundertjährigen Herrschaft in ethnischer Beziehung russisch geworden, denn bis heute macht die russische Bevölkerung höchstens 2 Prozent aus,

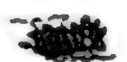
und dies trotz allen Versuchen einer gewaltsamen Russifizierung. Das gleiche ist in Indien der Fall, wo die englische Herrschaft schon nahezu 200 Jahre alt ist, wo ein Eisenbahnnetz über die ganze Halbinsel sich spannt und wo, abgerechnet vom Militär, unter einer Bevölkerung von 288 Millionen Seelen kaum 100000 Briten leben. Kraft der Ausdauer, des Fleißes und des gründlichen Wissens der Deutschen mag die bis nach Bagdad und dem Persischen Meerbusen verlängerte Bahn auf die kulturelle Entfaltung jener im Altertume auf einer hohen Bildungsstufe gestandenen Gegenden ohne Zweifel von merklichen Folgen sein, doch ethnische Neubildungen sind total ausgeschlossen, und politische Umgestaltungen können und dürfen angesichts der unter den Großmächten herrschenden Rivalität kaum in Betracht kommen. Die Frage ist wohl berechtigt: welche ethnische Veränderungen hat die 1856 konzessionierte, 5042 Kilometer lange Bahn der Ottoman Smyrna and Aidin Railway Company nach einem nahezu fünfzigjährigen Bestand hervorgerufen, und kann dieses Beispiel als Ermunterung für zukünftige Germanisation Kleinasiens wirken? Kein Kenner des Volkscharakters der Orientalen, und namentlich der Mohammedaner, wird sich solchen Illusionen hingeben. In der Vergangenheit ist es wohl den Russen gelungen, in den Chanaten von Kasan, Astrachan und der Krim das slavisch ethnische Element auf Kosten des moslimischen Türkentumes und einiger heidnischen ugrischen Völkerfragmente zu bereichern, doch die Absorption war nur deshalb möglich, erstens weil jene Gegenden zur damaligen Zeit noch sehr dünn bevölkert, daher den ihnen in der Waffenkunst und auch sonst kulturell überlegenen Russen keinen entsprechenden Widerstand leisten konnten; zweitens weil der Geist des islamischen Verbandes den ganz oder halb nomadischen Tataren gefehlt, und mit Ausnahme der Krim, die sich auch länger gehalten, hatten die Ueberreste der ehemaligen Goldenen Horde gar keine Fühlung mit ihren damals noch mächtigen Stammesverwandten, den Osmanen. Im heutigen Anatolien sind die Verhältnisse ganz anders. Hier ist der türkische Islam in überwiegender Majorität und lehnt sich noch obendrein an seine arischen und semitischen Glaubensbrüder an, und angesichts des bei den Osmanen erwachten Nationalgefühls, oder in Anbetracht der bei den Spitzen der Gesellschaft offenbaren Zeichen des Fortschrittes auf der Bahn der modernen Kultur ist es gewiß nicht anzunehmen, daß es je Germanen oder Slaven gelingen wird, das heutige türkische Volkselement in Anatolien zu verdrängen oder zu absorbieren.

Also wie gesagt, eine politische oder ethnische Eroberung Deutschlands in Kleinasien ist daher gänzlich ausgeschlossen, selbst wenn wir die Möglichkeit voraussetzen, daß der morsche Thron der Osmanen gänzlich zusammenbricht und daß mit der Zeit große politische Umwälzungen hier vor sich gehen sollten. Deutschlands Erfolge können im besten Falle, wenn der von Neid angestachelte nordische Koloß nicht störend eingreift, nur von rein wirtschaftlicher und kultureller Natur sein. Unter deutscher Leitung und Unterricht wird hier Ackerbau, Handel und Industrie sich zusehends heben. Türken, Kurden, Araber, Griechen und Armenier werden einer besseren Zukunft entgegen gehen, und angenommen,

daß Deutschland für seine Lehrerschaft durch wirtschaftliche Vorteile sich gehörig belohnt, seinen Handel belebt und seiner Industrie ein reiches Absatzgebiet öffnet, so sehe ich nicht ein, warum die auf einem bisher brach liegenden Gebiete errungenen Vorteile seine sämtlichen vom Schauplatze der Thätigkeit fern gebliebenen Konkurrenten zur Feindschaft reizen sollten? Es ist wohl leicht verständlich, daß man in England den Verlust eines so großen Absatzgebietes, wie Anatolien, nicht leicht verschmerzen kann; auch mag der von Deutschland unternommene Bau der Bagdadbahn den Engländern nicht gleichgültig sein, da bekanntermaßen die Idee einer Ueberlandbahn von Indien via Bagdad schon lange früher, und zwar schon in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von General Chesney angeregt worden ist, bei den englischen Staatsmännern aber niemals eine gehörige Würdigung gefunden hat. Ebenso ist es den Engländern bezüglich des Suezkanals gegangen, dessen Ausführbarkeit noch lange vor Lesseps ebenfalls von Chesney vergebens befürwortet wurde. Hat nun einmal England die sträfliche Nachlässigkeit sich zu schulden kommen lassen, zu einer Zeit, wo sein Einfluß an der Pforte am allermächtigsten gewesen, so sehe ich nicht ein, warum man heute an der Themse den mehr rührigen und unternehmungslustigen Deutschen wegen Realisierung dieses Projektes grollen soll? Wir können es noch erleben, daß das Geschäft mit dem Suezkanal im Laufe der Zeit auch mit der Bagdadbahn sich wiederholen wird, und selbst wenn nicht, ist es etwa denkbar, daß der englische Handel auf dieser Bahn ohne weiteres lahmgelegt werden kann? Mit einem Worte, übertrieben wie der deutsche Sanguinismus bezüglich des jähen Aufschwunges und der Alleinherrschaft deutscher Handelsinteressen in Westasien sich heute zeigt, ebenso ungerechtfertigt ist die Furcht der Engländer vor einem Verdrängtwerden von dem Markte in Kleinasien und vor einer Gefährdung ihrer Machtstellung im Persischen Meerbusen. Auf der einen sowie auf der andern Seite gehen die Wogen der Leidenschaft viel zu hoch, und der Federkampf hat die Gemüter zu sehr erbittert, um einzusehen, daß anstatt einer gegenseitigen Bekämpfung und anstatt einer Schädigung der beiderseitigen Interessen es wohl zweckmäßiger und nützlicher wäre, diejenige Macht im Auge zu halten, die beiden gleichmäßig gefährlich ist, gegen die Ziele und Absichten der beiden gewappnet und gehörig vorbereitet auf dem zukünftigen Schauplatze des Weltkampfes dasteht; ja eine Macht, die sich nicht so leicht den fetten Bissen vor den Lippen wegschnappen läßt und die, was ihre Zukunft in Asien anbelangt, mit den Rivalen nie und nimmer transigieren wird.

Von diesem Standpunkte beurteilt wird jeder besonnene und vorurteilsfreie Politiker im Zusammengehen Deutschlands mit England die beste Gewähr für eine gedeihliche und friedliche Entwicklung der Kulturbedingungen im nahen Osten entdecken müssen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so sind die Regierungen beider Länder von dieser Notwendigkeit schon längst überzeugt und auf dem besten Wege, im besagten Sinne vorzugehen, und trotz der auf beiden Seiten zu Tage getretenen Leidenschaftlichkeit ihre zukünftige Politik demgemäß zu gestalten. Das Gegenteil dünkt uns absolut unmöglich, und sollte aber allen

unsern Erwartungen gegenüber es dennoch eintreffen, d. h. sollte Deutschland, von den Strahlen seiner aufgehenden Sonne in Westasien geblendet, durch das Spiel trügerischer Illusionen verleitet, in allzu kühne Spekulation sich einlassen wollen, so mag eine solche Politik verhängnisvoll für seine zukünftige Stellung in Asien ausfallen, denn allein wäre das Deutsche Reich, trotz der Jugendkraft, von der es strotzt, der riesigen Aufgabe nicht gewachsen, während sein natürlicher Verbündeter, selbst ohne jeglichen Beistand, seine Weltstellung zu behaupten und in Ansehen zu erhöhen im stande ist. (Schluß folgt.)



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Das Oberkommando konnte sich nicht auflösen, solange unsre Armeen noch in Frankreich standen. Meine Thätigkeit war daher vorderhand bestimmt, und ich erhielt mein Bureau im Gebäude des Großen Generalstabes.

An Gustav Freytag.

Berlin, 2. 4. 71.

„Es war nicht meine Absicht, daß Sie den Inhalt meines neulichen Schreibens veröffentlichen sollten. Ich hatte sehr flüchtig geschrieben, und jedenfalls fehlte der Schluß. Ihre Bearbeitung aber gleicht alles aus, und so will ich Ihnen noch mehr Material zur Behandlung der militärisch-politischen Fragen geben, denn Sie müssen sich doch demnächst über die Pariser Angelegenheiten auslassen.

Roggenbach hatte im November v. J. den Vorschlag gemacht, Paris zu nehmen und seine ganzen Schätze als Pfand für die Kriegszahlungen mit Beschlag zu belegen. Diese Idee taucht jetzt wieder auf, wo man die Möglichkeit erwägt, in Paris einzudringen, um Thiers und seine Regierung zu stützen. Ich kann es aber nicht gut heißen, irgend eine französische Regierung zu stützen. Die Verhältnisse sind derartige, daß sie nur durch die Gewalt eines militärischen Machthabers in Ordnung gehalten werden können, ein solcher aber kann heute nicht erstehen. Das moralische Element ist derart verschwunden, daß selbst heute

ein jeder Franzose seine öffentliche Stelle nur als Quelle ansieht, um Geld daraus zu machen.

Nur Thiers und Favre sind hier auszunehmen.

Thiers ist klug und hat Pflichtgefühl. Er erkennt alle Schwächen voll; er sieht, daß nirgends ein gesundes Fundament ist, um darauf ein neues Staatsgebäude zu errichten, aber er wirft die Flinte nicht ins Korn und läßt kein Mittel unversucht, zu helfen und zu bessern. Dabei hilft ihm seine große Eitelkeit; er glaubt an sich und seine staatsmännischen Fähigkeiten. Er sieht aus wie ein sehr beschäftigter Arzt der vornehmen Welt; gute Toilette, glatte Formen, gefällige Worte, hier und da eine gewisse Schärfe und manchmal ein feiner Witz. Und wenn sein Kranker unrettbar dem Tode verfallen ist, so hat er immer noch ein Mittel und schiebt das Sterben durch seine Kunst hinaus. Von Operationen, bei denen ihm der Patient unter den Händen sterben könnte, ist er kein Freund, das überläßt er andern.

Jules Favre ist Advokat vom Kopf bis zur Zehe, eine derbe, untersetzte Gestalt, hat sein Leben lang wacker gearbeitet und verdankt alles, was er besitzt, sich selbst. Jetzt wendet er alle Künste und Kniffe an, um den vorliegenden Prozeß zu gewinnen, denn er hat keine Neigung, das Schicksal seines Klienten zu teilen, falls dieser an den Galgen kommt; aber er wird auch nicht versuchen, beim Kauf oder Verkauf des Stricks noch einen Handel zu machen, wie sonst wohl seine Ministerkollegen älterer und neuerer Edition.

Die Machthaber der Kommune können viel frischer an ihr Werk gehen, denn ihre ganze Existenz liegt in der Zukunft; sie wollen gewinnen. Man könnte fast behaupten, daß aus diesem inneren Grunde die Kommune stärker ist wie die Regierung, aber es ist nicht außer acht zu lassen, daß in Versailles die größeren Kräfte noch hinter den Kulissen arbeiten. Thiers und Favre sind nur Puppen; die Kräfte bilden auch hier die vorwärtsstrebenden Elemente der Bourbons, der Orleans, Louis Napoleons und mit allen dreien die Geistlichkeit und endlich irgend ein oder gar mehrere Generale. Alle diese Elemente arbeiten zurzeit mit vereinten Kräften an der Formation einer Armee zur Niederwerfung von Paris. Die besten militärischen Kräfte sammeln sich gegen die Kommune, an deren endlicher Niederlage nicht zu zweifeln ist. Was aber dann? — Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der siegreiche General entscheidet, welches der oben genannten Elemente zur Regierung kommen soll. — Auch Thiers scheint dieser Ansicht zu sein. Republiken, deren Bürger sich befehden, verfallen immer der Tyrannei ihrer Generale; deshalb nennt auch jeder Tag einen andern General als Führer der Armee von Versailles. Nach den neuesten Nachrichten ist Mac Mahon berufen, der angesehenste und geachtetste der Napoleonischen Generale, aber wie allgemein bekannt, Legitimist und sehr guter Katholik. Diese Parteien hatten sich bei Beginn des Krieges geeinigt, ihm durch Nationalsubskription gleich nach dem siegreichen Kriege ein Denkmal zu setzen. Vielleicht war er schon damals zur Fahne gegen Napoleon bestimmt. Würde er aber noch heute der Mann dazu sein? — Kann er, dessen Armee durch seine Schuld

so vollständig geschlagen, und der die militärische Verantwortung für Sedan trägt, die Kraft und Elastizität haben, ein ganzes Volk um sich zu scharen? — Es erscheint unmöglich; und wenn er als Sieger in Paris einzieht, so wird er nicht im stande sein, die widerstrebenden Elemente, die er vereint geführt, weiter zusammenzuhalten. —

Doch es ist ein gefährliches Ding, den Gang der Geschichte vorherzusagen.

Inzwischen ist Ihr letzter Brief ohne Datum eingegangen; schönen Dank. Ich weiß noch nicht, was aus mir wird; solange wir mit großen Armeen in Frankreich stehen, so lange muß ich die Verpflegung leiten und bin frei von dem Aktenstaub des Ministeriums."

*

Berlin, 10. 4. 71.

„Eben empfange ich Ihren Brief vom achten und beantworte sofort Ihre Fragen:

1. Zurzeit steht noch die ganze Armee in Frankreich; nur die Landwehr ist nach Haus gegangen, und die Besatzung von Elsaß-Lothringen sowie die badische Division, zusammen ungefähr 600000 Mann. Diese Massen wären schon vermindert worden, wenn nicht die Pariser Revolution die ganze Lage zu unsicher machte. Die Franzosen bezahlen bis zur Ratifizierung des Friedens für 500000 Mann und 150000 Pferde die Verpflegung; nach Zahlung der ersten halben Milliarde für 150000 Mann, nach der zweiten für 120000, nach der dritten für 80000 und nach der vierten halben Milliarde für 50000 Mann, die dann bis zur vollen Bezahlung in den sechs östlichen Departements stehen bleiben.

2. Die Verpflegung wird jetzt, wie früher, von der deutschen Verwaltung geliefert, aber genau nach den Bestimmungen des Kriegsverpflegungsreglements. Es wird nicht mehr aus Requisitionen geschöpft, sondern aus den Magazinen geliefert. Außerdem bekommt der gemeine Mann eine Zulage von 2½ Silbergroschen, Unteroffiziere doppelte Löhnung, Offiziere täglich 5 Franken. Es ist noch nie soviel Geld in der preußischen Armee verausgabt worden; man ist eben verwöhnt, das ist alles, was man sagen kann. Sind die Lieferungen schlecht, so sind die Truppen schuld, sie brauchen schlechte Ware nicht anzunehmen.

3. Wenn nun weiter darüber geklagt wird, daß man jetzt exerzieren muß, so ist das nur die Stimme der Faulheit und des Unverstandes. Der lange Krieg hat nichts so sehr gelockert wie die Disciplin, und es bedarf großer Konsequenz, um sie wieder straff zu machen. Das beste Mittel ist der Drill, in dem jedes Glied, jede Muskel und jeder Pulsschlag sich dem Willen des Vorgesetzten auf Kommando hingeben muß. Er ist das Hauptelement der preußischen Siege und der Zuverlässigkeit im Feuer. Sollen wir also sicher sein, daß unsre Armee, falls die Franzosen neu anfangen, dem Feinde wieder ruhig ins Auge schaut, so müssen wir tüchtig im Detail exerzieren; daran ist nicht zu drehen und zu deuteln.

Es ist eine andre Frage, weshalb wir noch so ungeheure Massen in Feindesland lassen. Als wir auszogen, das mächtige Frankreich in der Fülle seiner Kraft zu bekriegen, da zählten unsre Armeen gegen 500000 Mann. Jetzt, da alle französischen Armeen verschwunden, wo das Land sich im Bürgerkriege zerfleischt, sollten wir 100000 Mann mehr brauchen? Sollte die Politik den militärischen Kräften neue Aufgaben gestellt haben, die den Abmarsch von Truppen unzulässig machen?

Fürst Bismarck hat im Reichstage gesagt: ‚Wir müssen die Entwicklung der Ereignisse noch eine kurze Zeit hindurch abwarten. Sollten aber die Interessen Deutschlands durch weitere Enthaltung gefährdet werden, d. h. namentlich die Ergebnisse des Präliminarfriedens in Frage gestellt werden, so werden wir mit derselben Entschlossenheit, mit der wir bisher gehandelt haben, das Nachspiel dieses Krieges zu Ende führen.‘

Das wird wohl den Schlüssel zur Sache geben.

Ich habe neulich bei Roggenbach mit einem Staatsrat Gelzer gegessen, der mir durch allerhand Kenntnisse wohlgefiel. Roggenbach sehe ich sonst selten, er ist zu beschäftigt mit der Kammer, seinen Parteigenossen und namentlich mit dem sich entwickelnden katholischen Konflikt. Er ist von Baden her für dergleichen interessiert und möchte eigentlich, daß der Staat sich dabei beteiligt. Ich denke, das wäre ein Fehler.“

*

Berlin, 8. 5. 71.

„Ich habe mich sehr gefreut, durch Crowes zu erfahren, daß es Ihnen wieder gut geht. Jetzt denken auch wir ans Impfen; hätten Sie doch diese Vorsichtsmaßregel gebraucht!

Die ganze Welt sieht starren Blicks auf Paris. Der dortige Kampf ist von ungeheuerster sozialer Bedeutung, und jedes Land und Volk, am meisten aber wir, ist an dem Ausgang direkt beteiligt. Sind wir schon Zeugen der endlichen Auflösung, oder wird Lebenstrieb und -kraft siegen? Es scheint, der Eiter fängt an sehr übel zu riechen, und das würde nicht auf Heilung deuten. Der alte Doktor Thiers schreibt zwar stets das Gegenteil; er spricht von dem Elan, den seine Reizmittel zu Tage bringen, aber niemand spürt etwas davon. Wie lange er noch auf seinem Platz bleiben wird, steht dahin; es wird wohl von Rouher gesprochen, der allen ruhebedürftigen Franzosen im günstigsten Lichte erscheint. Man denkt gern an die geschickte Art, mit der er seinerzeit die Kammern leitete, an die Sicherheit, die er allen oppositionellen Geistern gegenüber zeigte, an sein inniges Verhältnis zur katholischen Hierarchie. Wenn er aber wieder obenauf kommt, so wird sein alter Herr und Meister sich wohl auch bald wieder einfinden, und den zu rufen, schämen sie sich doch.“

*

Berlin, 16. 5. 71.

„Ich werde in den nächsten Tagen nach Frankreich gehen müssen. Die Klagen unsrer Truppen über mangelnde Verpflegung verstummen nicht, und so

soll ich die occupierten Provinzen bereisen und nach dem Rechten sehen. Die Frage ist hier erst akut geworden, als auch von der Garde Beschwerden kamen. Nun soll mit aller Macht abgeholfen werden. Ich gehe über Straßburg, Nancy, Dijon bis vor Paris, und denke manche interessante Beobachtung einzuheimsen.

Leben Sie wohl und halten Sie uns Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen."

Ihr v. St.

An meine Frau. Dijon, 26. 5. 71.

„Da bin ich wieder in Frankreichs schönsten Gefilden, habe die Arbeit hinter mir und denke Dein.

Bis Frankfurt ging es mit aller Geschwindigkeit; von da ab aber näherte man sich entschieden der Armee, und es traten Hindernisse und Stockungen ein, man kam überall zu spät und bekam nichts zu essen. Um 12 Uhr nachts kam ich endlich in Nancy an, fand einen gut vorbereiteten Empfang und erholte mich.

Andern Morgens lag ich noch im Bett, als man bei mir eindrang, um Neuigkeiten zu erfahren. Ein jeder glaubt, ich brächte ihm persönlich die Ordre mit, nach Haus zu kommen. Dann gab es heiße Arbeit. Abends um 7 war bei Bitter feierliches Diner, dann kam noch der alte Zastrow, und es gelang mir erst nach 11, mich loszureißen, denn ich mußte schon morgens 5 Uhr weiter fahren.

Hier kam ich dann nachmittags 6 Uhr bei großer Hitze an. Alle Felder stehen in üppigster Frucht, das Korn bereit, sich zu färben, der Klee in voller Blüte, alle Wasser mit weißen Blumen bedeckt, und sogar meine Freundin, die Saubohne, im Begriff, ihre Blüten zu entfalten. Hier in den Straßen sitzen die Marktleute mit großen Körben voller Kirschen, ich hätte die Kinder bei mir haben mögen. Die Gegend ist im ersten Teil hübsch, später nur fruchtbar, Dijon selbst aber liegt schön. Ich soll heute nachmittag in die Details eingeweiht werden.

Ich wurde vom Kommandanten des Hauptquartiers empfangen und sofort zur Tafel befohlen. Manteuffel regiert hier und versteht es sehr wohl, den Grandseigneur zu machen. Er ist voller Gnade, aber durchaus interessant, und es ist ein Vergnügen, mit ihm zu plaudern. Er bestellte mich zu heut früh 8 Uhr und sprach mir zwei Stunden lang über Staat und Kirche und hohe Politik. Er ist brennend ehrgeizig und in steter Konkurrenz mit Bismarck, an dem er alles tadelt. Er würde aber als Kanzler ein genau so persönliches Regiment führen.

Er sagt, der König würde jeden opfern, um Bismarck nicht zu verlieren, würde diesen aber nach drei Tagen vollständig vergessen haben. Mir macht er die Cour; ich sei der einzige General, der Kriegsminister werden könne u. s. w.

Dann haben wir lange über unsern Freund Hartmann gesprochen. Er hat ihn sehr gern, aber auch er ist der Ansicht, daß Hartmann nicht Truppenkommandeur bleiben kann. Wir wollen sehen, was aus ihm wird.

Schreibe mir nach Metz, wo ich wohl am 2. sein werde, und küsse die Kinder."

Metz, 2. 6. 71.

„Von Dijon fuhr ich in einem Tage bis nach Châlons. Die Gegend ist frisch angehaucht von dem Leben der neu arbeitenden Natur; die Menschen geistig erregt durch die Pariser Ereignisse. Die gebildeteren Franzosen haben das Bedürfnis, sich gegen uns auszusprechen, denn untereinander trauen sie sich nicht. Da kommt nun mit jedem neuen Menschen auch eine neue Spannung in das Coupé. Erst ein Legitimist, der mir die Notwendigkeit auseinandersetzt, Graf Chambord sei auf den Thron zu berufen; kaum ist er ausgestiegen, da sitzt ein Mitglied der Kommune mir gegenüber, das flüchtig die deutsche Grenze sucht und auch glücklich erreicht. Dieser fing an zu erzählen, sobald wir allein waren, seine Nerven waren zu sehr gespannt, er mußte sich erleichtern. Er meinte er habe eine so hohe Achtung vor dem preußischen Offizier gewonnen, daß er das Bedürfnis habe, sich einem solchen ganz zu eröffnen.

Wir saßen vier Stunden allein, und so kannst du dir denken, was der Mann in mich hineingeschüttet hat. Er war entschiedener Idealist und in seiner Aufregung unfähig, zu heucheln; er habe die Kommune verlassen, als man anfing, die Gefangenen zu füsilieren; bis dahin habe die Kommune sich edler gezeigt als die Versailler. Aus der Kommune sei wohl eine bessere Regierung für Frankreich zu entwickeln, ein Orleans würde eine gesunde Unterlage dort finden; aus den Versaillern aber könne nur ein Tyrann hervorgehen. Die Angst und der Ehrgeiz diktiere die Handlungen der Assemblée, und der allgemeine Wunsch nach Ruhe würde den zurückführen, der es zwanzig Jahre verstanden habe, Frankreich zu knechten.

In Châlons fand ich Krenski, sehr heiter, nahm dann Richtung auf Paris und langte am Sonntagnachmittag bei unserm Sohn an, den ich auf einem Fest des Erbgroßherzogs traf. Auch Wussow war zur Stelle.

Wir fuhren bald in die Welt hinaus, in die herrliche Natur, während Paris in ungeheure Rauchwolken gehüllt zu unsern Füßen lag, mehr wie je ein Rätsel. Von dem Schlosse von Vincennes wehte merkwürdigerweise immer noch die rote Fahne; die Kommune konnte sich dort noch halten, weil es innerhalb unsrer Linie liegt. Am andern Tage zogen wir zurück, und die Föderierten ergaben sich an die Versailler.

Am Abend ging ich nach Margency zum Kronprinzen von Sachsen, den ich aber zunächst im Theater von St. Denis auffand, wo gemischte Kräfte der Pariser Bühnen und unsre militärischen Dilettanten unsre Offiziere und Leute zu unterhalten suchen. Darauf feierliches Souper beim General Pape, und um 2 Uhr war ich endlich im Bett in Margency, wo mich der Kronprinz in sein Schloß geladen hat. Da bin ich denn noch einen Tag geblieben. Alle jene reizenden Villen, die ich noch im Frühjahr öde und wüst sah, sind jetzt voll bewohnt. Die elegante Welt hat Paris geflohen und lebt hier unter preußischem

Schutz sehr gut und sehr teuer, und es ist gar kein Wunder, wenn unsre Gardeoffiziere über großen Geldmangel klagen.

Leb wohl für heut, ich werde unterbrochen."

*

Belfort, 3. 6. 71.

„Ich sitze hier bei Kritters, die Dir selbst schreiben werden, habe besichtigt und gesehen und will nun für Dich noch meine Erlebnisse nachholen.

In Margency aß ich den Abend bei Fabrice, und zwar recht gut. Auch er ist der Ansicht, die Franzosen würden nicht zahlen können, und giebt der jetzigen Regierung noch vier Wochen. Man träumt vom Duc d'Aumale als Generalgouverneur für Chambord, aber man sieht nirgends einen Anfang des Einverständnisses zwischen diesen beiden Linien der Bourbonen und auch keine Fundamente, auf denen sie bauen könnten. Man spricht von Changarnier als Nachfolger von Thiers, fürchtet aber sein Alter und lange Entfernung von den Geschäften. Man möchte Mac Mahon an die Spitze stellen, aber man sagt sich, daß die Einnahme von Paris mit allem Morden und Brennen ihn zu unpopulär macht. Hinter allen steht Napoleon als Gespenst.

Nach Tisch fuhren wir zur Partie Whist zum Kronprinzen von Sachsen zurück. Am andern Morgen frühstückte ich noch mit ihm, und dann ging es nach Amiens zu Goeben. Der Aermste ist sehr niedergeschlagen in der furchtbaren Gewißheit des rasch herannahenden Todes seiner Frau. Dann ein Tag in Metz, und gestern von Nancy hierher mit einem sehr intelligenten Franzosen, der ebenso trostlos in die Zukunft sieht wie die andern alle.

Morgen gehe ich nach Straßburg und dann nach Karlsruhe, und hoffe am 9. früh in Berlin zu sein."

*

Karlsruhe, 7. 6. 71.

„Ich bin jetzt so gut wie fertig, und es wird bei meinen Dispositionen bleiben. Meine Reise wird für die Armee ihre Früchte tragen, und mir hat sie in manchem, namentlich Personenfragen, neue Klarheit gegeben. Mit Manteuffel und Stiehle bin ich zum erstenmal in nähere Berührung gekommen. Sie sind beide geistreiche Macher, ihre Person drängt sich unausgesetzt als das Wichtigste in den Vordergrund, sie müssen sich also notgedrungen abstoßen. Manteuffel mehr Politiker, Stiehle mehr Soldat.

Der Kronprinz von Sachsen war ein sehr liebenswürdiger und kameradschaftlicher Wirt, unbefangen im Urteil und Verkehr und ganz zweifellos ein wirklicher und hervorragender Soldat. Er wäre auch gern nach Haus gegangen wie unsre Prinzen, erfüllt aber hier seine Pflichten mit großem Nachdruck und zeigt überall Stahl.

Goeben macht einen ganz vortrefflichen Eindruck; unendlich einfach und klar, der volle Gegensatz zu Manteuffel. Er hat mir von allen unsern Generalen am besten gefallen. Man sagt ihm nach, daß er als Führer an den Erfahrungen seiner Jugend im spanischen Guerillakrieg kranke. Ich kann das nicht zugeben;

alle seine Untergebenen haben Vertrauen zu ihm, und seine Führung hat sich überall bewährt. Manteuffel sagt, Goeben sei zuletzt nervös geworden und habe das Vertrauen zu sich verloren gehabt. Ich glaube das nicht; er wollte nur Manteuffels fliegenden Gedankensprüngen nicht folgen, so ist es aber noch vielen gegangen.

Der Großherzog war abwesend, und ich schrieb mich bei ihm auf. Eine Stunde später befahl mich die Großherzogin und sprach mit mir lange über den Kaiser und den Kronprinzen, worüber ich mündlich berichten werde.

Auf Wiedersehn also!"

... Hierzu will ich Folgendes erzählen. Wenige Wochen vor der erwähnten Unterredung mit der Frau Großherzogin hatte mich Seine Majestät der Kaiser in Berlin auf der Straße angerufen und ins Palais befohlen. Der Herr empfing mich dann ungefähr mit folgenden Bemerkungen: „Sie stehen im Vertrauen des Kronprinzen. Mein Leben geht zu Ende, und es macht mir Sorge, daß mein Sohn der heutigen Regierung so fern steht und gar nicht recht für den Thron vorbereitet ist. Ich fürchte, daß er mit der Negierung des Bestehenden beginnt. Dies möchte ich verhindern und wünsche, daß der Kronprinz mit meinen Ministern in Fühlung steht. Ich habe als Prinz von Preußen mich an den Sitzungen und Arbeiten des Staatsministeriums dauernd beteiligt; es wäre mir sehr lieb, wenn es Ihnen gelänge, den Kronprinzen in diesem Sinne zu bestimmen. Sie können mir ja dann darüber berichten."

Es gelang mir nicht, den Kronprinzen dazu zu bringen, daß er an den Sitzungen teilnahm, und ich konnte seiner Begründung innerlich nicht ganz unrecht geben, wenigstens war es zweifelhaft, wie weit er dort, der unbedingten Herrschaft des Kanzlers gegenüber, Boden finden konnte zur Aussprache und Geltendmachung seiner Ansichten. Wohl aber erreichte ich, daß der Herr fortan alle staatsministeriellen Arbeiten, Voten der Minister, Protokolle der Sitzungen, sich zusenden ließ. Es ist ein Verdienst des spätern Justizministers Friedberg, der wöchentlich einmal diese Sachen mit dem Kronprinzen durcharbeitete, den Herrn in die positiven Verhältnisse des Staates eingeführt zu haben. Zu einer ernsten Arbeit kam es natürlich nicht, aber doch wurde die Stellung zum Kaiser dadurch erheblich besser.

Der Kronprinz schrieb damals:

Potsdam, 10. 5. 71.

„Mein lieber Stosch!

Die Mitteilungen, die Sie mir auf Befehl Seiner Majestät über Ihre mit dem Kaiser und König gehabte Unterredung gemacht haben, mußten mich zu ernstem und reiflichem Nachdenken bestimmen. Wenn ich mir wohl das Zeugnis geben darf, die Akte und Maßnahmen der Regierung bisher unbefangen und vorurteilslos verfolgt zu haben, und wenn es mir auch gelungen ist, mir eine feste Ansicht über den Gang unsrer öffentlichen Angelegenheiten zu bilden, so will ich doch keineswegs verkennen, daß es in hohem Grade wünschenswert wäre,

wenn ich in mancher wichtigen Frage über die leitenden Gesichtspunkte und alle einschlagenden Verhältnisse mich vollständiger zu unterrichten Gelegenheit fände.

Wenn Seine Majestät befehlen wollten, daß mir alle Drucksachen des Ministeriums und Bundesrats nebst den Voten der einzelnen Minister regelmäßig zur Kenntnisnahme übersandt und die letzteren angewiesen würden, mir auf meinen Wunsch entweder selbst oder durch einen von ihnen zu bezeichnenden Rat ihres Ministeriums über diejenigen Punkte Aufklärung zu geben, die mir einer solchen zu bedürfen scheinen, so möchte damit ein Mittel gefunden sein, dem vorhandenen, auch von mir anerkannten Uebelstande abzuhelfen. Aus vielen und triftigen Gründen, deren Aufzählung ich unterlasse, halte ich diesen Weg für den einzigen, der geeignet wäre, ohne irgendwelche Inkonvenienzen zum Ziele zu führen.

In alter Anhänglichkeit

Ihr aufrichtig ergebener

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Die Frau Großherzogin kannte diese ganzen Verhandlungen aus Briefen ihres Vaters und Bruders und sprach lange und sehr eingehend über die einschlägigen Verhältnisse. Dann kam sie auf den Grund meines Aufenthalts in Karlsruhe zu sprechen und zeigte sich erstaunlich orientiert und bestimmt in den Landesangelegenheiten.

Ich hatte dabei Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, sie besitze einen großen Einfluß auf den Großherzog; sie entgegnete: ‚Nur so viel, wie eine gute Frau auf ihren Mann haben muß.'

An meine Frau.

Berlin, 18. 6. 71.

„Ich beneide Dich um die grüne Ruhe in Schlangenbad und freue mich, daß Du so zufrieden schreibst. Du kannst leichter zusammenfassen, was Dir und unsrer Tochter passiert, wie ich den hiesigen Einzugstrubel, und ich verweise Dich damit auf die Zeitungen.

Mein Diner am Donnerstag war gut und verlief mit Normann, Roggenbach und Freytag sehr angenehm; nur Geffcken konnte sein Streben, in der Welt eine Rolle zu spielen, wieder nicht unterdrücken. Dann gingen wir noch spät zum Zoologischen Garten und saßen mit Holtzendorff und Familie.

Am Einzugstage saß ich von 10 bis 5 Uhr zu Pferde. Wir an der Spitze des Zuges genossen den großartigen Eindruck des wunderbaren Schmuckes und der jubelnden Menge mit ganzer Frische; schließlich aber, bei dem dreistündigen Vorbeimarsch am Palais bei barbarischer Hitze bekam das Ding seine Längen, nur für den alten König nicht, der wunderbar frisch blieb. Ich hatte dann Petersons und Freytag zu Tisch und sah später die Illumination. Gestern, Sonnabend, verlief der Tag ebenso bis 3 Uhr, dann fuhr ich Visiten, zu einem kolossalen Diner im Schloß und in das Schwitzbad des Galatheaters. Heut morgen war feierliche Kirche, aber so voll, daß wir Generale, die wir den

Kaiser auf der Straße erwartet hatten, nicht mehr hinein konnten, und heut abend ist zum Schluß Soiree im Palais.

Den Orden habe ich mit folgender Kabinettsordre erhalten: ‚Und wünsche Ihnen hierdurch zu bethätigen, daß ich Ihres rühmlichen Anteils an den Erfolgen des Feldzuges mit dankbarer Anerkennung eingedenk bin.'"

*

Berlin, 21. 6. 71.

„Die ganze Welt erwartet täglich Personalveränderungen, aber es wird wohl noch bis Ende des Monats dauern. Als Nachfolger von Roon soll Bismarck durchaus Fabrice haben wollen, aber ich denke, dieses Mal kann er nicht zum Ziel kommen, denn der König will nicht. Es ist doch auch unmöglich, daß man gerade jetzt einen Nichtpreußen in die Stelle berufen soll, der nicht einmal einen Krieg mitgemacht hat. Jedenfalls hoffe ich, für meine Person noch einige Zeit frei zu bleiben, und dann fliege ich zu Euch und bringe Ulrich mit."

*

Berlin, 26. 6. 71.

„Die erste Nachricht von dem, was mir bevorsteht und was wohl noch diese Woche über mich befohlen wird, sollst Du erhalten. Ich werde als Chef des Generalstabs der Armee in Frankreich für die nächsten Monate kommandiert. Manteuffel geht auf Urlaub nach Gastein, ich soll in seiner Vertretung das Kommando führen. Da die Armee zurzeit 150000 Mann stark ist und noch eine Menge politischer Dinge mitspielen, so muß ich das Kommando als eine große Auszeichnung ansehen, und das ist alles, was ich vorläufig sagen kann. Nur eins weiß ich, daß Manteuffel zwei Monate Urlaub hat.

Wann ich reise, weiß ich noch nicht, jedenfalls aber besuche ich Dich in Schlangenbad und treffe Witte mit den Pferden in Bingen. Ich nehme meine Residenz auf dem Schloß zu Compiègne.

Wie leid mir unsre abermalige Trennung ist, brauche ich Dir nicht zu sagen, mein Trost ist vorläufig, daß man mich nicht lange da lassen kann. Ich rechne, daß wir zum 1. Oktober eine Dienstwohnung beziehen, und dann werden wir Frieden und Ruhe haben."

*

Berlin, 29. 6. 71.

„Noch habe ich keine Ordre und werde sie in den ersten Tagen auch nicht bekommen, denn man ist im Kabinett mit Arbeit überhäuft und auch der König stark in Anspruch genommen. Manteuffel muß warten, bis ich komme, so liegt die Sache. Wahrscheinlich muß ich auch noch nach Ems, um mich auf der Durchreise zu melden. Also ruhig Blut.

Ich war gestern in Potsdam, kam aber nicht sehr glücklich zurück. Es ist wieder allerhand Zündstoff bei den Herrschaften aufgestapelt; sie möchten nach England, es paßt dort nicht, auch wünscht es der König nicht; schließlich werden sie doch reisen.

Meine Thätigkeit auf dem Generalstab ist heut abgelaufen, ich bin ganz frei und doch angebunden wie der Maikäfer am Bändel. Gruß und Kuß für Euch."

*

Berlin, 1. 7. 71.

„Der König ist krank, es ist kein Vortrag, und die Weltgeschichte steht still. Ich habe also volle Zeit zu warten. Außerdem spielt noch allerhand hinter den Kulissen, worüber ich mir noch nicht ganz klar bin, also werde ich heut Ferien machen; Moltke ist nach Gastein, ich habe also auch da nichts mehr zu suchen. Durch die Spannung wegen meines Schicksals fehlt mir aber auch die Ruhe zu arbeiten, und so werde ich bis Montag nach Gorgast fahren."

*

Berlin, 4. 7. 71.

„Wir waren beide Tage ganz allein mit Rosenstiels und genossen gute Luft und Erdbeeren. Alles grüßt Dich herzlichst. Da hier noch nichts über mich entschieden ist, habe ich ein Urlaubsgesuch beim Minister eingereicht und meine Abreise auf Freitag festgesetzt. Ob meine Verwendung etwa beim König auf irgend ein Hindernis gestoßen ist, habe ich nicht ermitteln können. Uebrigens scheinst Du mein Kommando nicht richtig aufgefaßt zu haben. Ich bin jüngerer General wie die Mehrzahl der in Frankreich befindlichen Divisionäre, deshalb kann ich Manteuffel nicht anders vertreten, als wenn ich zum Chef seines Stabes gemacht werde.

Berlin leert sich täglich mehr, und man wird immer unruhiger von hier fort zu kommen."

*

Berlin, 7. 7. 71.

„Endlich! Das Urlaubsgesuch nötigte die Leute zum Aussprechen, ich bekam einen Brief von Tresckow mit der Nachricht, der Kaiser habe meinen Urlaub bewilligt, wünsche aber, ich möge ihn beschränken, da ich zur Vertretung von Manteuffel designiert sei. Ich habe also zugesagt, vom Rhein aus am 17. meine Reise nach Compiègne anzutreten. In der Zwischenzeit aber möchte ich noch einige ruhige und behagliche Tage mit Dir und den Kindern verleben, denn es werden wieder die letzten für längere Zeit.

Zum Trost will ich Dir noch mitteilen, daß mir Tresckow sagt, der Kronprinz und Bismarck verfolgten beide die Idee, mich zum Marineminister zu machen, und Roon sei einverstanden. Damit würde ich dann aus Frankreich zurückgerufen werden.

Der Kaiser war heut bei der Meldung außerordentlich gnädig: ‚Warum sind Sie auch für alle Sättel gerecht und können überall Gastrollen geben?‘

Also die Zukunft lacht. Gruß und Kuß und auf bald."

(Fortsetzung folgt.)

Die Nervenkrankheiten und ihre Bekämpfung.

Von

Dr. Engelmann,

Regierungsrat im Kaiserlichen Gesundheitsamt.

Vor noch nicht langer Zeit war man geneigt, die Nerven- und Geisteskrankheiten als völlig verschiedenartige Krankheitsgruppen aufzufassen. Die neuere Wissenschaft hat indessen gelehrt, daß sie beide auf mehr oder weniger umfangreichen Störungen der Funktionen des Nervensystems, das heißt des Gehirns oder Rückenmarks mit ihren Anhängen, beruhen und daher in enger Beziehung zu einander stehen. Der Zusammenhang zwischen diesen Krankheitsformen erhellt schon aus der Thatsache, daß mit manchen Geisteskrankheiten Störungen der Thätigkeit der peripheren Nerven und andrerseits mit gewissen Nerven- und Rückenmarkskrankheiten Veränderungen der psychischen Thätigkeit verbunden zu sein pflegen und daß nicht selten auch leichtere nervöse Störungen nach kürzerer oder längerer Zeit in schwere Geisteskrankheit übergehen.

Bei der Entstehung der Mehrzahl der Nervenkrankheiten — mögen diese mit Störungen der Psyche einhergehen oder nicht — spielt, wie die Erfahrung lehrt und die Statistik beweist, die Vererbung, das heißt die Uebertragung der Krankheit oder der krankhaften Anlage von einer Generation auf die andre, eine Hauptrolle. Denn ebenso wie die normalen erben sich häufig genug auch die anormalen körperlichen und geistigen Eigenschaften der Erzeuger weiter fort und kommen unter gelegentlicher Ueberspringung einer Generation bei den Nachkommen wieder zum Vorschein. Sehr bemerkenswert ist hierbei, daß nicht selten in der Folge der Geschlechter eine Steigerung der krankhaften und krankmachenden Dispositionen zu Tage tritt; nicht nur, daß Geistesstörungen der Vorfahren bei den Nachkommen wiederum Geistesstörungen erzeugen, genügt in vielen Fällen eine den Eltern oder Großeltern anhaftende Neurose leichten Grades, die vielleicht nur in Form eines moralischen Defekts oder von Charakterschwäche oder von krankhaften Neigungen, beispielsweise zum Trunke, zum Ausdruck gekommen ist, um bei den Kindern oder Enkeln Psychosen schwerster Art zur Entwicklung zu bringen. Es vollzieht sich eben hier in mehreren Geschlechtern ein ähnlicher Uebergang von leichter, dem Laien kaum wahrnehmbarer nervöser Störung zur ausgesprochenen Geisteskrankheit, wie er bei dem gemütskranken Einzelindividuum gewöhnlich ist.

Außer der Heredität kommen bei der Entstehung der Nervenkrankheiten vielfach noch andre prädisponierende Momente in Betracht. Bereits im Kinde kann durch Fehler in der Familienerziehung oder durch übermäßige Inanspruchnahme der geistigen Thätigkeit in der Schule der Keim der Krankheit eingepflanzt oder geweckt werden. Aber auch bei dem Erwachsenen hat die Ueberspannung

der Geisteskräfte, die die erhöhten Berufsanforderungen der Gegenwart auf den meisten Gebieten erfordern, in zahlreichen Fällen Störungen im Nervensystem und im weiteren Verlaufe geistige Erkrankungen zur Folge. Man hat neuerdings versucht, die Bedeutung dieses Moments herabzusetzen, da kaum anzunehmen sei, daß geistige Anstrengung und selbst zeitweise Ueberanstrengung an und für sich geeignet sein sollen, bei erwachsenen normalen Menschen Nervenkrankheiten auszulösen. Offenbar ist es hier nicht das Uebermaß geistiger Thätigkeit allein, das krank machend wirkt, es gehört dazu noch das Hinzutreten besonderer schädigender Einflüsse und Einwirkungen, wie erbliche Belastung, häuslicher Kummer, Sorgen, gescheiterte Hoffnungen, Zurücksetzung oder Unbefriedigtsein im Beruf, Anregung der geistigen Leistungsfähigkeit durch Reiz- und Genußmittel, insbesondere durch Alkohol.

Es mag billig angezweifelt werden, ob der Verbrauch alkoholhaltiger Getränke überhaupt in der Neuzeit die von mancher, auch autoritativer Seite behauptete Ausdehnung gegen früher erfahren hat; in früheren Jahrhunderten war Trunksucht und Völlerei bei uns entschieden stärker und in dem Maße verbreitet, daß sie geradezu als Nationallaster der Deutschen bezeichnet werden konnten. Aber in seiner konzentriertesten und gefährlichsten Form, dem Branntwein, der namentlich in seinen billigen fuselhaltigen Sorten ein direktes Nervengift darstellt, ist der Alkohol niemals so verbreitet gewesen als jetzt.

In engem Zusammenhange mit den erhöhten Anforderungen der Gegenwart, die den Erwerb des Lebensunterhaltes ungleich schwieriger gestaltet haben, als dies jemals vorher der Fall war, steht noch ein andres schädigendes Moment: die Erschwerung der Eheschließung. Viele, namentlich geistige Arbeiter sind erst in vorgerücktem Lebensalter in der Lage, zu heiraten, vielen ist die Ehe ganz verschlossen. Abgesehen davon, daß bei diesen der ethische Einfluß des Ehe- und Familienlebens in Fortfall kommt, sind beim weiblichen Geschlechte die durch die Ehelosigkeit bedingten seelischen Enttäuschungen und gewisse Störungen in der sexuellen Sphäre, bei den Männern die ungeregelte Ausübung des Geschlechtsgenusses mit seinen Gefahren und Folgen[1]) erfahrungsgemäß in hohem Grade geeignet, die Entstehung von Nervenkrankheiten zu begünstigen. Ueber das Vorwiegen der letzteren bei unverheirateten Personen lassen die vorhandenen statistischen Aufzeichnungen nicht in Zweifel; beispielsweise waren nach Hagen unter je 100 an verschiedenen Formen von psychischen und nervösen Krankheiten leidenden Männern 61, unter der entsprechenden Anzahl kranker Frauen 55 ledige.

Als weitere Schädlichkeiten kommen gewisse akute Infektionskrankheiten wie Unterleibstyphus, Diphtherie und Malaria in Betracht; auch die letzten Influenza-Epidemien hatten nicht selten mehr oder minder schwere Erkrankungen des Nervensystems im Gefolge.

Unter den einzelnen Altersklassen werden das kindliche und das Greisenalter

[1]) Bei einigen Geisteskrankheiten, besonders bei der Paralyse wird der Syphilis als Entstehungsursache eine hauptsächliche Bedeutung zugeschrieben.

viel weniger häufig von Nervenkrankheiten befallen als das mittlere arbeitsfähige; im Kindesalter sind besonders Gemütskrankheiten sehr selten. Man rechnet, daß in dieser Altersklasse 1 Geisteskranker auf etwa 73000 überhaupt Lebende kommt; dieses Verhältnis stellt sich für das Alter von 16 bis 35 Jahren auf 1 : 4000 und bleibt bei Männern bis zum 45. Lebensjahre ziemlich auf derselben Höhe, während es bei Frauen in diesem Alter fast um die Hälfte sinkt. Vom 46. Jahre ab ist dann bei beiden Geschlechtern eine gleichmäßige Abnahme bemerkbar. Bei den erblich Belasteten ist nach Hagen der Prozentsatz der Nervenerkrankungen zwischen dem 16. und 20. Lebensjahre am höchsten.

Ueber den Einfluß der verschiedenen Berufsarten auf die Entstehung von Nervenkrankheiten ist nur so viel bekannt, daß geistig thätige Personen ungleich stärker gefährdet sind als Handarbeiter; bei den letzteren kommen nervöse Erkrankungen infolge von Betriebsverletzungen neuerdings häufiger als früher zur Wahrnehmung.[1]) Unter den geistig thätigen Männern scheinen Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, unter den Frauen Gouvernanten, Lehrerinnen, Telephonistinnen u. s. w. relativ oft zu erkranken; vermutlich wird beim weiblichen Geschlechte die Eröffnung der gelehrten Berufe und das vermehrte Eintreten in das Berufsleben der Gegenwart überhaupt nicht ohne Einfluß auf das Zustandekommen nervöser Störungen bleiben.

Kurz erwähnt sei schließlich, daß einzelne Völkerstämme wie die Slaven und Juden für Erkrankungen des Nervensystems besonders empfänglich zu sein scheinen.

Auf die bei der Entstehung der Nervenkrankheiten in Betracht kommenden schädigenden und prädisponierenden Momente mußte um deswillen etwas ausführlicher eingegangen werden, weil die Maßregeln, zu denen das vermehrte Vorkommen dieser Krankheiten in der Gegenwart auffordert, notwendig an die Entstehungsursachen anknüpfen müssen. Daß aber neuerdings eine numerische Zunahme der meisten Nervenleiden stattgefunden hat, während andre Krankheiten durch die Fortschritte der Wissenschaft, vornehmlich der Hygiene, an Häufigkeit abgenommen haben, erscheint zweifellos und bei dem Ueberhandnehmen zahlreicher schädigender Faktoren leicht verständlich.

Bei manchen Erkrankungen des Nervensystems, namentlich bei den unter dem Namen der Nervosität zusammengefaßten leichteren und Anfangsformen, sowie bei der weitverbreiteten Gruppe der Neurasthenie und andrer funktioneller Neurosen läßt sich zwar diese Zunahme auf Grund sicherer Beobachtung mit Gewißheit annehmen, jedoch zahlenmäßig um so weniger nachweisen, als diese Erkrankungen nicht in allen Fällen unter ärztliche Beobachtung und leider noch viel zu selten in Anstaltsbehandlung gelangen. Bei manchen andern Nervenkrankheiten ist dieser Nachweis eher zu erbringen. So ist bei den Psychosen im ganzen genommen — denn einzelne von ihnen wie Kretinismus scheinen wenigstens

---

[1]) Nach einer von Hoffmann aufgestellten Statistik waren unter 1523 Fällen von Nervenleiden (ohne Geisteskrankheiten) 150 durch Verletzungen entstanden.

an manchen Orten seltener aufzutreten als früher — in fast allen Kulturstaaten eine rasche Zunahme unschwer statistisch festzustellen. In Norwegen beispielsweise kamen im Jahre 1825 auf je 1000 Einwohner 1,8, im Jahre 1865 3,1, in den Niederlanden im Jahre 1825 0,8, im Jahre 1876 1,5 Geisteskranke; in Frankreich ist die entsprechende Ziffer 1835/1872 von 0,5 auf 2,4, in England 1859/1871 von 1,9 auf 3,0, in Schweden 1855/1870 von 1,1 auf 2,2 gestiegen. In Preußen waren im Jahre 1867 unter 1000 Einwohnern 1,6, 1871 und 1895 nach den damaligen Volkszählungen 2,2 beziehungsweise 2,6 geisteskrank, doch sind dies Minimalziffern, da bei derartigen Erhebungen die Zahl der Irrsinnigen erfahrungsgemäß stets zu niedrig angegeben wird. Nach der Ansicht vieler Fachmänner sind zurzeit fast in allen Ländern etwas mehr als 4 Geisteskranke auf je 1000 Einwohner zu rechnen.

Das numerische Anwachsen der Psychosen ist beinahe überall in der Vermehrung der Zahl der Irrenanstalten, ihrer Krankenbetten und Insassen zum Ausdruck gekommen. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren nach einer damaligen Feststellung in einer Reihe von Staaten von je 1000 Einwohnern durchschnittlich 0,22 in Anstalten untergebracht, 40 bis 50 Jahre später betrug diese Ziffer bereits 0,75,[1]) hatte sich also mehr als verdreifacht. Im Deutschen Reiche wurden im Jahre 1886 von je 1000 Einwohnern durchschnittlich 1,3, im Jahre 1897 1,93 in Irrenanstalten verpflegt. Innerhalb dieses Zeitraums ist hier die Zahl der genannten Anstalten von 244 auf 308, d. h. um 26,2 %, diejenige der Anstaltsbetten von 47 402 auf 79 393, d. h. um 67,5 % angewachsen.

Am 1. Januar 1886 befanden sich 42 580, am 1. Januar 1898 71 954 geisteskranke Personen in den deutschen Irrenanstalten, die Zahl der Pfleglinge hat also hier während dieser kurzen Periode um beinahe 69 % zugenommen. In Baden wurden im Jahre 1870 1455, im Jahre 1901 3559, d. h. 144,5 % mehr Irrenanstaltspfleglinge als in dem erstgenannten Jahre gezählt. In den preußischen Irrenanstalten hat sich die Zahl der verpflegten Geisteskranken in den Jahren 1871 bis 1895 mehr als verdreifacht. Ebenso ist in den allgemeinen Krankenhäusern des Reichs der Zugang von „Krankheiten des Nervensystems“ in den beiden dreijährigen Perioden 1886/1888 und 1894/1897 von 98 181 auf 161 224, d. h. um 64,2 %, derjenige von Geisteskrankheiten allein um 47,9 % angestiegen.

An und für sich kann zwar aus der Vermehrung der Zahl der Anstalten und ihrer Insassen ebensowenig auf eine Zunahme der Nervenkrankheiten unter der Bevölkerung geschlossen werden, wie etwa aus der numerischen Zunahme der Aerzte auf eine solche der Krankheiten überhaupt. Im einzelnen darf

[1]) In einigen Ländern, deren Ziffern direkt miteinander verglichen werden konnten, waren die Unterschiede noch weit höher: für Norwegen z. B. stellte sich das betreffende Verhältnis wie 0,08 : 0,57, für England wie 0,34 : 1,75, für Schottland wie 0,24 : 1,95, für Irland wie 0,08 : 1,56, für Württemberg wie 0,13 : 0,83, für die Schweiz wie 0,15 : 1,09.

jedoch, wenigstens für manche Formen der Nervenkrankheiten aus deren prozentualer Vermehrung innerhalb der Anstalten, besonders wenn sie in Vergleich mit der andrer verwandter Krankheitsformen gestellt werden kann, ein Rückschluß auf eine entsprechende allgemeine Zunahme wohl gezogen werden. So stimmt die Thatsache, daß in den deutschen Irrenanstalten die paralytische Seelenstörung während des oben erwähnten Zeitraums um nicht weniger als 163,6 % zugenommen hat, mit der privatärztlichen Erfahrung überein, wonach Fälle von Gehirnerweichung jetzt ungleich häufiger als vordem zur Beobachtung kommen. Nächst der Paralyse zeigten ebendort die Seelenstörungen mit Epilepsie sowie die Idiotie und Imbecillität innerhalb dieser Zeit die größte Zunahme (um 118,9, bezw. 103,9 %). Während die Zahl der an einfacher Seelenstörung Leidenden um 56,4 % angewachsen war, hatten die Anstaltsfälle von „delirium potatorum“ nur um 36,5 %, also im Vergleiche mit den übrigen Krankheitsformen relativ wenig zugenommen. Auch in den allgemeinen Krankenhäusern war nur eine verhältnismäßig geringe Vermehrung der Zahl der Trunksüchtigen festzustellen; 1886/1888 gingen ihnen 34767, 1894/1897 40792 Fälle von „chronischem Alkoholismus“ zu, die Vermehrung betrug also nur 17,3 %. Beträchtlicher war in diesen Heilanstalten während dieses Zeitraumes die Zunahme der Fälle von Epilepsie (78,6 %) und von Veitstanz (19 %).

Der Thatsache, daß die meisten Nervenkrankheiten neuerdings in rascher numerischer Zunahme begriffen sind, steht leider die andre gegenüber, daß die Verhütung gerade dieser Krankheiten leichter gewünscht als bewirkt ist. Denn die Ursachen und schädigenden Momente, die bei der Entstehung der Nervenkrankheiten von Bedeutung sind und auf die in dieser Hinsicht in erster Linie zurückgegangen werden müßte, können zumeist nicht ohne weiteres beseitigt oder unschädlich gemacht werden. Es gilt dies besonders von den allgemeinen schädigenden Einflüssen des modernen gesellschaftlichen und Berufslebens, denen wir im ganzen machtlos gegenüber stehen. Im einzelnen könnte zwar auch hier die bessernde Hand angelegt werden, auch ist dies thatsächlich vielfach schon geschehen, doch kommen die sozial-reformatorischen Bestrebungen der Gegenwart einstweilen mehr den Muskelarbeitern als den nervösen Erkrankungen vorzugsweise ausgesetzten geistigen Arbeitern zu gute. Ebensowenig läßt sich der Einfluß der Vererbung ohne weiteres aus der Welt schaffen. Eine radikale Tilgung dieses prädisponierenden Moments wäre nur in der Weise zu erreichen, daß die Verbindung belasteter Personen untereinander oder gesunder mit degenerierten Individuen unter Verbot gestellt würde, was selbstverständlich nicht angeht. Wenn man indessen erwägt, daß in der erblichen Belastung ebenso wie in den durch soziale Mißstände oder durch die Einflüsse der wachsenden Kultur veranlaßten Schädlichkeiten zwar die Keime der Erkrankung liegen, diese aber selbst noch keine Krankheit sind, so scheint sich doch hier der Prophylaxe ein in mannigfacher Beziehung dankbares Feld zu bieten. Es wird sich vor allem darum handeln, die gegebene krankhafte Disposition abzuschwächen und

eventuell zu tilgen, bezw. die krankmachenden Einflüsse für das betreffende Individuum unschädlich zu machen. Beides wird dadurch erreicht, oder wenigstens gefördert werden können, daß die Widerstandsfähigkeit des Organismus der belasteten oder bedrohten Person auf geeignete Weise erhöht und gestärkt wird.

Gelingt es auf diesem Wege, dem Einflusse der bestehenden erblichen Anlage wirksam entgegenzutreten und das belastete oder auf andre Weise bedrohte Individuum vor dem Ausbruche der Krankheit zu bewahren, so wird damit auch der weiteren Vererbung eine Grenze gesetzt und allmählich ein widerstandsfähigeres und gesunderes Geschlecht geschaffen. Dasselbe wird der Fall sein, wenn eine bereits zum Ausbruche gelangte Erkrankung durch geeignete Heilbehandlung in ihrem Beginne beseitigt und dadurch in ihrer Weiterentwicklung in dieser oder einer folgenden Generation gehemmt wird. Es ergiebt sich daraus die Lehre, eine Nervenkrankheit nicht einwurzeln zu lassen, sie vielmehr schon frühzeitig zu bekämpfen.

Mit den Maßregeln zur Erhöhung der körperlichen und geistigen Widerstandsfähigkeit ist am besten schon im Kindesalter einzusetzen, in der Familienerziehung sowohl als in der Schule, in der eine allzu frühe Weckung und Anspannung der intellektuellen Kräfte auf Kosten der körperlichen Gesundheit streng vermieden werden muß. Besondere Aufmerksamkeit und Ueberwachung erfordern ferner bestimmte physiologische Lebensthätigkeiten des kindlichen Alters, namentlich das gerade bei belasteten Kindern besonders früh und stark sich entwickelnde Geschlechtsleben. Es versteht sich von selbst, daß auch mit der Anwendung der die Stärkung und Abhärtung des Körpers und die Erhöhung der psychischen Energie unmittelbar bezweckenden Maßregeln, die auch dem Erwachsenen auf seinem weiteren Lebensweg ihren Schutz gegen körperliche und geistige Schädigungen nicht versagen werden, bereits im Kindesalter der Anfang gemacht werden muß. Es würde zu weit führen, diese Mittel der rationellen Körperpflege im einzelnen aufzuzählen und ihrem Werte nach abzuschätzen; im Hinblick auf die seit einiger Zeit eingeleitete Agitation für Volksspiele und Sportübungen nach englischem Muster sei hier nur kurz erwähnt, daß gerade von England aus neuerdings Stimmen laut geworden sind, die sich gegen diese Art von Körperübungen aussprechen und auf die Gefahren ihrer allzu einseitigen Anwendung hinweisen. Zum Teil werden sie jedenfalls bei uns durch die militärische Dienstpflicht mit Erfolg ersetzt.

Gegen einige andre die Entstehung von Nervenkrankheiten begünstigende Faktoren, wie die Trunksucht und die die Verbreitung der Syphilis begünstigende Prostitution wird erfreulicherweise neuerdings ein eifriger Kampf geführt. Ebenso kommen die Fortschritte, die in der Verhütung der akuten Infektionskrankheiten zu verzeichnen sind, indirekt auch derjenigen mancher Nervenkrankheiten zu gute.

Der unmittelbaren Bekämpfung dieser Krankheiten — abgesehen von derjenigen der ausgesprochenen Geistesstörungen — ist von Staat und Gesellschaft

bisher die Aufmerksamkeit nicht geschenkt worden, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen wäre; es ist dies um so auffallender und bedauerlicher, als die Bestrebungen, die in der Gegenwart auf andern verwandten Gebieten, beispielsweise in der Bekämpfung der Tuberkulose, zu Tage treten, in weiten Schichten der Bevölkerung Anklang und Unterstützung gefunden haben.

Bei der Bekämpfung der zur Entwicklung gelangten Nervenkrankheit kommt, wie natürlich, der Umstand wesentlich in Frage, ob es sich um eine leichtere und Initialerkrankung oder um eine schwerere Form und ein fortgeschrittenes Stadium der Krankheit handelt. Bei manchen leichteren Formen genügt es schon, wenn der geistig überarbeitete, „nervös werdende“ Patient durch zeitweiligen, wo möglich längeren und regelmäßig wiederholten Aufenthalt auf dem Lande oder an der See die überspannten Nerven zur Ruhe kommen läßt. Leider finden sich unter den minderbemittelten Ständen zahlreiche beginnende Nervenkranke, deren Verhältnisse ein auch nur vorübergehendes Fernbleiben von den Sorgen und Anstrengungen des Alltagslebens nicht gestatten; bei diesen hat man sich bisher damit begnügen müssen, die die Erholung und Kräftigung des Nervensystems und des Gesamtorganismus bezweckenden therapeutischen Maßregeln, so gut es ging, am Wohnorte des Kranken in Anwendung zu bringen. Gerade dieser Klasse von Nervenkranken würde eine frühzeitig einsetzende Anstaltsbehandlung zu besonderem Segen gereichen.

Denn seit einiger Zeit hat sich die Erkenntnis immer mehr Bahn gebrochen, daß bei manchen Erkrankungen des Nervensystems die Behandlung in Anstalten, die eigens für solche Kranke eingerichtet und von sachverständigen Aerzten geleitet sind, wesentliche Vorteile bietet, in vielen Fällen sogar ein unbedingtes Erfordernis ist. Da es sich bei den nervösen Leiden zumeist um chronische Krankheitsprozesse handelt, reicht oft der gute Wille der Kranken zu ihrer Heilung allein nicht aus, es ist vielmehr zur Erzielung der Heilung ein gewisser Zwang erforderlich, wie er nur in gut geleiteten und beaufsichtigten Anstalten ausgeübt werden kann und darf. Außerdem ist die Ruhe, in die Geist und Gemüt durch eine zeitweilige absolute Trennung von der Außenwelt versetzt werden, in Verbindung mit den übrigen Heilmitteln der Anstalt am ersten geeignet, die Genesung zu fördern.

Ueber die Krankheitsformen, die sich zur Aufnahme in eine Nervenheilanstalt vorzugsweise eignen, sind sich die Fachmänner im ganzen einig. Es sind dies vor allem zahlreiche funktionelle Neurosen, namentlich die unter dem Namen der Neurasthenie und der Nervosität zusammengefaßten Symptomenkomplexe und die Hysterie mit ihren unbegrenzt mannigfachen Erscheinungsformen, sodann die Chorea und einzelne vasomotorische Neurosen, wie die Migräne. Zweifelhafter erscheint es, ob auch leichtere Fälle von Hypochonderie und Melancholie und andern dem Grenzgebiete der Psychosen angehörenden Nervenkrankheiten derartigen Anstalten zugeführt werden dürfen.. Darüber, daß die ausgesprochen Geisteskranken ebenso wie die Epileptiker, Alkoholisten und Morphiumsüchtigen von der Aufnahme gänzlich auszuschließen und wo möglich in besonderen An-

stalten zu behandeln, beziehungsweise unterzubringen sind, herrscht in Fachkreisen volle Uebereinstimmung.

Zu der Gruppe der Nervenkrankheiten, bei denen eine Anstaltsbehandlung unter Umständen erwünscht, wenn auch nicht unbedingt geboten erscheint, sind u. a. die Neuralgien und andre Affektionen der peripheren Nerven, sowie Muskellähmungen leichterer Art und gewisse durch Verletzung infolge mechanischer Gewalt bewirkte nervöse Leiden zu rechnen, ferner ein Teil der chronischen Rückenmarkskrankheiten, sofern bei ihnen ein Heilerfolg noch zu erhoffen ist. Ist dies nicht der Fall, so werden sie wie die übrigen Nervenkrankheiten, bei denen eine Heilung oder wenigstens ein Stillstand nicht zu erwarten steht, der Familien- oder gegebenenfalls der Krankenhauspflege zu überlassen sein.

Man kann nicht gerade sagen, daß zurzeit ein Mangel an sogenannten „Anstalten für Nervenkranke“ bestünde. Aber größtenteils sind unter dieser Bezeichnung Privatirrenanstalten verborgen, oder es handelt sich um Spezialkrankenhäuser oder um offene — vielfach aus den früheren Wasserheilanstalten hervorgegangene — Kuranstalten, die ausschließlich für Nervenkranke aus den wohlhabenderen Ständen eingerichtet und den Unbemittelten und dem weniger begüterten Mittelstande durch die Höhe ihrer Verpflegungssätze verschlossen sind. Leider scheinen auch die wenigen Nervenheilstätten und Sanatorien, die bis jetzt für minder Wohlhabende errichtet sind, zum Teil reichlich hohe Pflegesätze (von 4 Mark und mehr täglich) zu beanspruchen, deren Aufbringung dem nervenleidenden kleinen Beamten oder Volksschullehrer u. s. w. um so schwerer fallen wird, als die Dauer der Kur sich notwendig auf längere Zeit erstrecken muß. Es müßte erreicht werden, daß auch unter strenger Innehaltung der für die Einrichtung von Nervenheilstätten neuerdings aufgestellten Grundsätze für die große Masse der in eben auskömmlichen Verhältnissen lebenden Personen des Mittelstandes sowie für die Nervenkranken aus den unteren Berufsklassen Anstalten einfachster Art mit geringen, zur Erhaltung des Betriebes und eventuell zur Verzinsung und Amortisierung des aufgewendeten Kapitals gerade ausreichenden Kostensätzen in genügender Zahl geschaffen würden. Da dies nicht Sache der privaten oder ärztlichen Spekulation sein kann, ist hier der Thätigkeit wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine, größerer Verwaltungen und Genossenschaften sowie von staatlichen und Gemeindeverbänden ein weites Feld gegeben. Für die letzteren wäre die Unterstützung derartiger Bestrebungen schon aus volkswirtschaftlichen Gründen von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da der durch rechtzeitige Anstaltsbehandlung geheilte Nervenkranke vor der Entwicklung seines Leidens in unheilbare Geisteskrankheit bewahrt und der gemeindlichen oder staatlichen Fürsorge später nicht zur Last fallen wird. Wenn man ferner in Betracht zieht, wie häufig ein durch Unfall oder auf andre Weise entstandenes Nervenleiden zu längerer Krankenhausbehandlung Anlaß giebt oder langandauernde Erwerbsunfähigkeit oder Invalidität zur Folge hat, so erscheint es zweifellos, daß auch die Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten von der Errichtung oder Unterstützung derartiger Heilanstalten Vorteil ziehen würden.

Im Falle die Organe der staatlichen Versicherung oder andre der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen gewidmeten Vereinigungen und Genossenschaften aus äußeren Gründen von der Errichtung besonderer Anstalten für Nervenkranke fürs erste noch absehen müssen, würde sich für sie vielleicht die Einrichtung von Sanatorien empfehlen, deren Rahmen insofern etwas weiter gefaßt ist, als in ihnen neben den Nervenkranken noch Fälle andrer chronischer Krankheiten wie von Muskelrheumatismus, Emphysem, chronischem Katarrh der Atmungs- und Verdauungsorgane u. s. w., aber nicht von Tuberkulose und andern chronischen Infektionskrankheiten Aufnahme finden. Solche Heilstätten allgemeinerer Art sind von Krankenkassen und von privater Seite vereinzelt schon ins Leben gerufen worden und mit Erfolg thätig.

Für die Behandlung der Nervenleiden wird dies indessen nur ein Notbehelf sein und die Kur in eignen gesonderten Heilstätten immer die Hauptsache bleiben. Hinsichtlich der Anforderungen, die an wohlfeile Anstalten dieser Art in Bezug auf Baueinrichtung und Betrieb zu stellen wären, sind fachmännischerseits bestimmte Grundsätze aufgestellt worden. Im wesentlichen laufen sie auf folgende Forderungen hinaus: Die Nervenheilstätte soll in ruhiger, gesunder und wo möglich anmutiger Lage errichtet werden, Höhenlage und Klima kommen für die Platzwahl weniger in Betracht. Die möglichst einfach zu haltende Einrichtung wird im ganzen der jeder andern modernen Heilanstalt zu entsprechen haben, doch muß außerdem für behagliche Gesellschaftsräume und Einrichtungen zu gymnastischen Uebungen und leichtem Sport gesorgt werden und den Kranken Gelegenheit zu gärtnerischer oder landwirtschaftlicher Thätigkeit sowie zur Ausführung leichter Handwerksarbeiten gegeben sein. Es ist dies um so wesentlicher, als nach der übereinstimmenden Ansicht der Fachmänner die Verrichtung manueller, möglichst im Freien auszuführender Arbeiten vorzugsweise geeignet ist, die psychische und körperliche Energie der Kranken zu heben. Die Verpflegung soll ausreichend und kräftig, jedoch aus finanziellen und therapeutischen Gründen einfach gehalten sein, alkoholhaltige Getränke sind entbehrlich. Die Behandlungsdauer ist im Durchschnitt auf mindestens 6—8 Wochen zu bemessen. Die Anstalt soll für die gleichzeitige Aufnahme von höchstens 80—100 Kranken eingerichtet sein. Besser noch, wenn auch wirtschaftlich weniger vorteilhaft, wäre die Errichtung kleinerer Heilstätten zu etwa 30 Plätzen; es ist dann eher die Möglichkeit gegeben, die sehr wünschenswerte Trennung der Nervenkranken nach dem Geschlechte streng durchzuführen.

Der einfachen Einrichtung und Verpflegung entsprechend könnten und müßten niedrige Pflegesätze — wo möglich von weniger als 2 Mark für den Tag — festgestellt werden; erforderlichenfalls bliebe es unbenommen, der Anstalt eine besondere getrennte Station für wohlhabendere Kranke mit höheren Verpflegungssätzen anzuschließen.

Von beachtenswerter Seite ist vorgeschlagen worden, die neu zu errichtenden Volksheilstätten für Nervenkranke den bestehenden öffentlichen Irrenanstalten in der Weise anzugliedern, daß beide Anstalten unter gemeinsamer Verwaltung und

im Krankenaustausche miteinander zu stehen hätten. Ein so enges Verhältnis zwischen Irren- und Nervenanstalt würde indessen in Widerspruch zu der fachmännischerseits ausdrücklich betonten Forderung stehen, daß Geisteskrankheiten trotz der nahen Beziehungen zwischen ihnen und den andern Erkrankungen des Nervensystems von den Nervenheilstätten fernzuhalten sind.

Aus dem Leben Leopold v. Rankes.

Erinnerungen von seinem Sohne Friduhelm v. Ranke.

(Schluß.)

Einmal war es mir auch vergönnt, meinen Vater auf einer größeren Reise zu begleiten und ihm dadurch um vieles näher zu treten. Ich hatte kurz vorher im März 1865 das Abiturientenexamen gemacht, als wir uns am Abend des 6. Mai auf die Reise begaben, zunächst nach Paris. Mein Vater war damals fast 70 Jahre alt, aber noch völlig frisch, selbst körperlich allen Anstrengungen gewachsen, unermüdlich. Bei der Eisenbahnfahrt war er sehr munter; stets begann er ein Gespräch mit den Reisegefährten und wußte mit Geschick das aus ihnen hervorzulocken, woraus er selbst lernen konnte. Bei Nacht erfreute er sich festen Schlafs; dazu brauchte er sich weder hinzulegen noch einzuhüllen. Nach etwa 24stündiger Eisenbahnfahrt langte er ohne jede Spur von Mattigkeit in Paris an. Wir wohnten in dem von ihm schon seit 26 Jahren stets besuchten Gasthof. Es trug den stolzen Namen Hotel de Londres und lag in der Rue Bonaparte 3. Die Straße war ziemlich eng; das häßliche Gebäude hatte dicke, steinerne Wände und kleine, niedrige, unfreundliche Zimmer; es war auch die Bedienung wenig zuvorkommend; mir ist speziell noch die große ungeschickte Gestalt des alten, unfreundlichen Hausknechts in seiner blauen Bluse im Gedächtnis. Aber das Haus war für Rankes Zwecke praktisch gewählt: mitten in der Stadt, auf dem linken Ufer nahe an der Seine gelegen, fünf Minuten vom Louvre, nicht zu weit von den Archiven und Bibliotheken.

Mit großer Spannung hatte er dem folgenden Tag entgegengesehen; er war außerordentlich froh, als er in dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht bloß Zutritt, sondern auch das freundlichste Entgegenkommen fand. Nur wurde ihm nicht gestattet, auch mich, wie er es gern gethan hätte, dort zu beschäftigen. Dagegen, in andern Archiven, wo er sich ebenfalls umsah, fand er für mich ein reiches Feld der Thätigkeit, namentlich in dem des Kriegs-

ministeriums, wo ich täglich vor- und nachmittags Abschriften anfertigte, die später in den Analekten zur englischen Geschichte ihre Stelle gefunden haben.

Mein Vater befand sich sehr wohl in Paris. Er war schon manches Mal hier gewesen, zuerst im Jahre 1839. 1843 hatte er hier seine spätere Gattin kennen gelernt. Ein deutscher Professor Lanz hatte die Bekanntschaft vermittelt. Als dieser bei meiner Großmutter Visite gemacht hatte und die Konversation erlahmt war, hatte Miß Graves nach der Zeitung gegriffen. Ihr Blick war auf den Namen Rankes gefallen, dessen Ankunft angekündigt wurde. So hatte sie Lanz gefragt, ob er den Geschichtsschreiber kenne. Das weitere läßt sich denken. — Doch zurück zum Jahre 1865. Unter den Gelehrten von Paris erfreute sich Ranke großen Ansehens: auf seinen mit grünen Blättern bestickten Frack des Membre de l'Institut war er ganz besonders stolz.

Gleich am ersten Tage besuchten wir den Orientalisten Julius v. Mohl und Madame de Mohl, die in dem Hause wohl für meinen Vater den Hauptanziehungspunkt bildete und die uns mit ungemeiner Freude begrüßte. Sie war eine kleine, außerordentlich lebhafte Frau, voller Geist und Interessen, die die englische, deutsche und französische Sprache gleichmäßig beherrschte. So trafen wir auch in ihrem Salon Vertreter mindestens dieser drei Nationen. An diesem Tage war mein Vater in vortrefflicher Laune: er kam aus den Archiven und verglich sich mit einem Jäger, der viel und edles Wild aufgespürt habe.

Bald besuchten wir auch Thiers: in seinem Hause fanden wir ebenfalls herzlichsten Empfang, namentlich von seiten Madame Thiers und ihrer Schwester, Mademoiselle Dosne. Thiers, mit meinem Vater etwa gleichaltrig, war kaum größer als dieser, aber stämmiger gebaut und ebenso frisch und froh gestimmt. Es war eine Lust, dem Gespräche der beiden beizuwohnen; der Franzose war elegant in der Sprache, witzig, zungengewandt, sehr dazu geneigt, meinen Vater zu necken; er konnte auch rechthaberisch sein, aber blieb dabei doch verständnisvoll und liebenswürdig. Ich glaube, das waren damals die glücklichsten Tage in seinem Leben; er stand an der Spitze der Opposition und sah die Morgenröte der Republik dämmern. Die glänzenden Reden, die er im Corps législatif gehalten, hatten ihn in Paris zu einer volkstümlichen Persönlichkeit gemacht. In seinem reich und geschmackvoll eingerichteten Hause versammelte sich allabendlich ein großer Freundeskreis nach dem Diner, zu dem ich übrigens während des Aufenthalts in Paris ein für allemal eingeladen war. Hier genoß Thiers die unbedingteste Verehrung. Mignet, der allabendlich bei dem alten Jugendgenossen erschien, bildete mit seiner schlanken Figur, seinem gemessenen, zurückhaltenden Wesen zu ihm einen auffallenden Gegensatz. Von den französischen Verhältnissen wurde vor uns wenig gesprochen; die Namen Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie habe ich nicht nennen hören, dagegen wurden die preußischen Verhältnisse vielfach erörtert. Die Bismarcksche Politik fand bei diesen enragierten Vertretern des Parlamentarismus volle Verurteilung. Auch Thiers hatte, wie damals fast die ganze Welt, für diese kein Verständnis. Später jedoch, es war im Dezember 1874, habe ich Thiers wieder gesprochen. Welche Veränderung war

inzwischen mit ihm vorgegangen! Es war aus ihm ein Bewunderer des deutschen Reichskanzlers geworden, mit dem er in der Verurteilung des Grafen Harry Arnim einig war.

Mein Vater fand auch sonst noch reichlichen Verkehr in Paris, täglich war er ausgebeten, und so war ich viel auf mich allein angewiesen. Jeden Tag erhielt ich eine kleine Geldsumme, ich glaube fünf Franken, um damit mein Essen zu bestreiten und mich des Abends zu unterhalten. Ich genoß dabei die völligste Freiheit und bin doch heute erstaunt, daß mir — ich war noch nicht 18 Jahre alt — nichts Widerwärtiges begegnete, und was ich alles mit dem Gelde leisten konnte. Das lag wohl daran, daß sich zwei junge deutsche Gelehrte meiner freundlich annahmen, mit mir speisten und das Theater besuchten. Der eine war ein Dr. Schreiber, Lehrer an einem deutschen Institut, der andre der durch seine Arbeiten über Rousseau später bekannt gewordene, glänzend begabte Dr. Jansen. — Manchmal schloß sich mein Vater dem Theaterbesuch an: so sahen wir einmal in der Gesellschaft des Grafen Schlieffen-Sandow und seiner Familie die „Afrikanerin", die, wenn ich nicht irre, damals zuerst aufgeführt wurde und eine begeisterte Aufnahme fand. Wir waren in einer Loge hoch oben: mein Vater konnte so gut wie nichts von der Darstellung sehen, auch der Musik Meyerbeers, für die er sonst doch etwas übrig hatte, konnte er in dieser Oper keinen Geschmack abgewinnen. Dennoch ließ er mit Genuß den glänzenden Eindruck des Hauses auf sich wirken.

Während des ganzen Pariser Aufenthalts war er in glücklichster Stimmung. Es war ein köstlicher Mai: recht heiße Tage, unterbrochen von Gewittern, die stets volle Erfrischung brachten. Die Sonntage sind mir vornehmlich unvergeßlich. Zunächst benutzte Ranke die Morgenstunden, um die geschäftliche Korrespondenz zu erledigen, wobei ich als Sekretär diente. Er verfuhr dabei außerordentlich genau, fast pedantisch. Jedes Wort wurde so gründlich überlegt, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen war. Darauf diktierte er Privatbriefe, zunächst regelmäßig an seine Gattin, dann weiter an einen der Brüder, an Manteuffel u. s. f.[1]) Aber auch diese waren nicht leicht hingeworfen. Er überlegte sich vorher genau, was er sagen wollte, und feilte an jedem Satze; zum Schlusse ließ er sich den Brief vorlesen, und war er nicht ganz befriedigt, so wurde er noch einmal abgefaßt. (Das hat das Gute herbeigeführt, daß viele seiner Briefe im Konzept erhalten geblieben sind.) Ganz ebenso, nur noch weit gründlicher verfuhr er übrigens auch bei seinen Werken. Jedes einzelne Kapitel, fast jeder einzelne Satz wurde wiederholentlich umgeschrieben, ehe das Manuskript in die Druckerei kam. Auch nachher beschränkten sich die Korrekturen keineswegs auf die Druckfehler: alles wurde noch einmal auf Inhalt und Form geprüft; vier-, fünfmal gingen die Druckbogen hin und her. Wie mögen die Verleger gestöhnt haben; mußten sie sich doch einen besonderen Setzer erhalten, der die fast unleserliche

---

[1]) Ein großer Teil dieser Briefe befindet sich in dem Bande zur eignen Lebensgeschichte. S. 439 bis 465.

Rankesche Handschrift zu entziffern vermochte. So verging also der Sonntagvormittag in Paris unter der Abfassung und der Niederschrift der Briefe. Gegen Mittag wurde Toilette gemacht und dann Visiten abgestattet; einmal wurde dem bekannten Geschichtsschreiber die Ehre eines Empfanges durch die Kaiserin Eugenie zu teil. Meist kehrten wir in die eine oder andre Bildergalerie ein. Der Nachmittag war Ausflügen gewidmet, und gelegentlich wurde in öffentlichem Garten in schöner Gegend oder bei einem Freunde, so einmal bei Turgenjew in Bougival,[1]) ein andermal bei Laboulaye[2]) in Versailles, zu Mittag gegessen. An solchen Tagen fühlte sich mein Vater wahrhaft glücklich. Er fand großes Gefallen an dem Wesen und frohen Sinn der Pariser, wie sie sich so malerisch auf die Rasenflächen lagerten und sich ohne die bei uns üblichen Wirtshausgenüsse so harmlos vergnügten. Auch das höfliche Zuvorkommen gegen uns Fremde, denen sie stets gern und gut Bescheid gaben, gefiel ihm. Aber im ganzen zog er doch die Einsamkeit vor: auf der Terrasse von St. Germain en Laye hielt er's nicht lange aus; bald zog er sich in die Waldesstille zurück. Die Ausflüge dehnten sich bis in den späten Abend aus; dann wurde von irgend einer Vorortstation die Heimfahrt angetreten. Da wurden wir in dem engen Wartesaal buchstäblich eingesperrt und mußten in fürchterlichem Gedränge und argem Getümmel wohl eine halbe Stunde warten, bis wir zur Beförderung an der Reihe waren. Gerade das machte meinem Vater Spaß: er fühlte sich unter dem so lebhaften und so gutmütigen Pariser Volke ganz zu Hause.

Aber trotz dieser ausgesprochenen Vorliebe für Paris und den vielen Einladungen, die noch an uns ergangen waren, blieb er nicht eine Stunde länger daselbst, als bis die dortige Arbeit zu Ende geführt war. Wir reisten am 7. Juni ab, nahmen den Weg über Dieppe und trafen am folgenden Morgen auf dem Bahnhof Charing Croß in London ein. Wir fuhren in einem Cab in die Gegend des British Museums und nahmen hier eine ganze Anzahl möblierter Wohnungen in Augenschein. Endlich mietete mein Vater Dean-Street 34, Soho, einer Querstraße der Oxford-Street, mehrere recht bescheidene Zimmer. Er mochte wohl an dem Wirt, einem uralten, komischen, weißbärtigen Männchen, besonderes Gefallen gefunden haben: mein Geschmack war er nicht.

Auch hier in London fand der Historiker für sich und mich Arbeit, freilich nicht im erhofften Maße. Er war hier völlig zu Hause. Der Botschafter Graf Bernstorff nahm sich seiner freundlich an und vermittelte Einladungen zu einem Drawingroom und zu einem Hofball, bei denen die Prinzessin Helene die Königin vertrat. Auch sonst traf er, zumal die Season noch in vollem Gange war, viele alte Bekannte und fand im Verkehre mit ihnen unendlichen Genuß.

---

[1]) Die Villa Turgenjews suchte ich am 31. Januar 1871 wieder auf. Sie hatte offenbar einer preußischen Feldwache monatelang als Aufenthalt gedient und, obwohl am 19. Januar hier lebhaft gekämpft worden war — der Garten lag noch voll von französischen Tornistern —, merkwürdig wenig gelitten. Die Bibliothek war völlig unversehrt.

[2]) Bekannter Rechtslehrer, Publizist und Journalist, gest. 1883.

Er speiste meist im Athenäum und verbrachte hier die Mehrzahl der Abende. Selbstverständlich wurde ich hier nicht zugelassen: ich hatte es damals überhaupt nicht so gut wie in Paris. Ich arbeitete eine Anzahl Stunden im British Museum und fand das bloße Abschreiben der alten Berichte doch recht öde; den übrigen Tag war ich mir selbst überlassen. Das Geld, das ich täglich erhielt, soviel Schillinge wie vorher Franken, reichte nur für die Mahlzeiten; der Besuch von Theatern war unmöglich, und so trieb ich mich denn abends in Regents-Street und Picadilly umher, ohne glücklicherweise zu Schaden zu kommen. Nur selten war ich in Gesellschaft. Manchmal durfte ich mich freilich zum Abend da einfinden, wo mein Vater diniert hatte, so einmal bei Mrs. Tiarks, der Großmutter meiner künftigen Frau. In ihrem Salon fand ich lebhafte politische Unterhaltung und, zu meiner großen Freude, für die Südstaaten Nordamerikas ausgesprochene große Sympathie, die ich völlig teilte. Ihre Sache war schon verloren, allein man haßte die Yankees, die sie gewaltsam und ungerecht bezwungen hatten, und denen das nur geglückt war, weil ihnen mehr Menschenmaterial und ein größerer Geldsack zur Verfügung stand. Mein Vater war freilich weit davon entfernt, diesen Standpunkt zu teilen. Er hatte überhaupt keine rechte Freude am politischen Gespräch im Londoner Salon; er fand zu wenig eigne Gedanken: jeder, meinte er, wiederhole nur das, was er am Morgen in seiner Zeitung gelesen. Daß Preußen am Rande der Revolution, des Untergangs sei, daran zweifelte im Juni 1865 kein Mensch in England.

Es herrschte eine tropische Hitze; in den drei Wochen unsers Aufenthaltes in London fiel kein Tropfen Regen. Darum brachten uns hier auch die Sonntage keine Erfrischung. Einmal waren wir in Windsor; nach der Besichtigung des Schlosses wollten wir zu Mittag speisen, aber am Sonntagnachmittag wurde im Hotel kein Feuer angemacht. Wir kehrten großenteils zu Fuß nach London zurück; überall schauten wir nach einer Restauration aus — alle Lokale waren geschlossen. Erst spät am Abend, mitten in der Stadt, bekamen wir irgendwo etwas kalten Braten. So habe ich nie wieder, kaum im Feldzuge, gehungert. Aber meinen Vater focht es nicht an.

Von London begaben wir uns Ende Juni nach dem hübschen Cheltenham, einer beliebten englischen Pensionopolis, zum Besuche meines Paten, des ältesten Bruders meiner Mutter. Er lebte in kinderloser Ehe in den angenehmsten Verhältnissen. Die Tage hier — eine Woche war in Aussicht genommen — sollten lediglich der Erholung gewidmet sein. Da betrachtete ich es doch als ein Verhängnis, daß wir gleich in den ersten Tagen unsers Aufenthaltes in das benachbarte Haus des Sir Thomas Phillips geführt wurden; denn was ich schon vorher gehört hatte, ließ mich Schlimmes ahnen. Sir Thomas, ein mittelgroßer Herr von 74 Jahren, das Gesicht voller Runzeln, mit langem, weißem Barte und wenig soigniertem Aeußern, war eine Art Einsiedler; er sammelte Schätze und hatte seine Freude an ihnen. In seiner umfangreichen Gemäldegalerie fand sich wohl nicht viel Bedeutendes. Dagegen hatte er sich in den Besitz einer gewaltigen Zahl zum Teil wirklich wertvoller Handschriften, wohl an zwanzig-

tausend, gesetzt. In diesen wirtschaftete er die volle Nacht: bei Tage ruhte er und kam kaum zu den Mahlzeiten zum Vorschein. Er kam mir wie ein alter Zauberer vor, und von Herzen bedauerte ich die gütige Lady Thomas, die vergeblich ihren Haushalt nach den sonst üblichen Gewohnheiten zu führen versuchte. Aber er war der rechte Mann für meinen Vater, der gerade hier auf das stieß, was er in London umsonst gesucht hatte, nämlich Handschriften, die in großer Vollständigkeit die Parlamentsberichte von der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts enthielten. Schon am nächsten Tage hielt er genaue Musterung unter ihnen und sah mit immer wachsender Freude, welch ein Schatz hier zu heben sei.

Doch das konnte nicht sofort geschehen, denn er hatte eine Einladung nach Dublin angenommen, wo er, wohl auf Veranlassung des jüngeren Bruders[1]) meiner Mutter, vom Trinity College feierlich zum Doktor beider Rechte promovieren sollte. Wir fuhren abends von Cheltenham mit einem Bummelzuge ab; mitten in der Nacht erreichten wir in Birmingham Anschluß an den Schnellzug. Hier herrschte auf dem Bahnhof ein gewaltiges Treiben. Wir hatten nur wenige Minuten Zeit zum Umsteigen, und ich mußte den alten Herrn unter den Arm nehmen und ihn durch das Gedränge an den Fleck führen, wo der Zug nach Holyhead hielt, dabei zugleich für das Gepäck sorgen. Kaum hatten wir Platz genommen, so setzte sich der Zug in Bewegung. Das hatte nun einen solchen Eindruck auf meinen Vater gemacht, daß er es für sich nicht ratsam erachtete, in England allein zu reisen. Und so mußte ich denn mit ihm nach Cheltenham zurückkehren, nachdem wir im Dubliner Schloß glückliche Tage verlebt hatten.

Der Aufenthalt in Dublin war für ihn eine ununterbrochene Reihe von Huldigungen und Auszeichnungen. Ein Fest jagte das andre. Die Engländer verstehen sich ja meisterhaft darauf, so etwas in Scene zu setzen. Jedenfalls hatte ich die Empfindung, daß in Großbritannien der Verfasser der „Päpste" ein viel berühmterer und populärerer Mann war als in der Heimat, und mir schien es, als ob davon auch etwas für mich abfiele. Und so wurde es mir nicht allzuschwer, daß der ursprüngliche Plan, den Landsitz meines Onkels an der Bay of Kenmare im Südwesten Irlands zu besuchen und über Schottland heimzukehren, aufgegeben wurde, und daß ich statt dessen im Hause des Sir Thomas Phillips die alten Berichte über die Sitzungen des House of Commons abschreiben mußte. Auch mein Vater verzichtete ungern auf den Reiseplan. Aber daß es geschehen müsse, war für ihn unzweifelhaft, das sah er als göttliche Fügung an. Denn überall, nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch im alltäglichen Leben, erkannte er die Hand Gottes. Und so konnte dieser Mann mit dem klaren, durchdringenden Verstande, der alles abzuwägen schien

---

[1]) Charles Perceval-Graves, damals Dean of the Chapel Royal und zugleich Professor der Mathematik am Trinity College. Im Jahre 1866 wurde er Bischof von Limerick, als welcher er hochbetagt 1899 verstorben ist.

und jeder Sache auf den Grund ging, fast abergläubisch erscheinen. Er erzählte häufig, wie er Weihnachten 1823 in Frankfurt a. d. O. von der schweren Erkrankung des eignen Vaters geträumt und sofort am Morgen die Reise nach Wiehe angetreten, dort seinen Traum bestätigt, aber den Vater bereits auf dem Wege der Genesung gefunden habe. So war er auch später einmal im höchsten Alter in Angst um das Leben seines an Diphtheritis erkrankten Enkels. Im Traume sah er den Knaben in dem Arm der Holbeinschen Madonna. Seltsamerweise schöpfte er hieraus volle Zuversicht, die denn auch durch den gleichzeitigen Eintritt der Besserung bestätigt wurde.

Bei dem zweiten Aufenthalt in Cheltenham war er unermüdlich in der Arbeit, aber doch nicht in den Akten vergraben. Wir machten Ausflüge in die Umgebung und nahmen mehrfach an Festlichkeiten teil, bei denen mein Vater stets die Dame des Hauses zu Tisch führte. Es fanden damals die Parlamentswahlen statt, und wir nahmen lebhaftesten Anteil an all den aufregenden Vorgängen. In einer der vielen Volksversammlungen malte der Redner die ultramontane Gefahr in krassesten Farben; als er erzählte, der Prinz von Wales habe dem Papst den Fuß geküßt, brach ein Sturm der Entrüstung los, der mir noch heute in den Ohren gellt.

Sehr vergnügt waren wir in dem Kreise der Verwandten. Mein Vater war sehr begeistert von einer Schwägerin, Mrs. Williams, und ununterbrochen neckten sich beide. Beim Abschied verehrte sie ihm ihr Bild mit der Aufschrift: From a curious little woman to a coorious little man. Seine englische Aussprache ließ nämlich viel zu wünschen übrig. Obwohl er englisch alltäglich und fließend sprach, machte er regelmäßig die gleichen Fehler. In einem Omnibus in London erregte einmal seine Frage infolge der seltsamen Aussprache allgemeine Heiterkeit, in die er selber einstimmte, während es in meinem Innern ob dieser Gefühlsroheit kochte. Er ärgerte sich überhaupt nicht so leicht. Ein andres Mal waren wir in London mit der unterirdischen Bahn ein paar Stationen über unser Ziel hinausgefahren. Denn aus dem Rufe des Schaffners konnte nur ein Einheimischer „Paddington“ entnehmen. Als wir ausstiegen, sollten wir nachbezahlen. Mein Vater sagte dem Beamten: „But it is only a mistake.“ Die Antwort: „Yes, Sir, but people pay for mistakes“, amüsierte ihn königlich; er behielt sie in gutem Gedächtnis.

Den Rückweg nahmen wir über London, Hull, Rotterdam. Am 1. August langten wir im Haag an, wo wir auch reichliche Arbeit fanden. Wir wurden hier freundlich zumal bei der Familie v. Hogendorp aufgenommen. Fast täglich fuhren wir mit der Treckschuite nach Scheveningen, wo die Saison gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte. Auch ein Ausflug nach Leyden wurde unternommen, wobei uns ein angehender Diplomat, Graf Friedrich Byland, begleitete. Am Morgen des 12. August langten wir wieder in Berlin an, und es begann sofort die Arbeit an den eingeheimsten Schätzen.

Die nun folgenden Jahre Leopold Rankes bezeichnen einen doppelten Uebergang in seinem Leben, den vom Mannes- ins Greisenalter und den

des Familienvaters zum Einsiedler. Am 1. Januar 1866 heiratete meine Schwester; im nämlichen Jahre trat ich in die Armee ein; am 30. April 1871 starb meine Mutter, und Ende dieses Jahres verließ auch mein Bruder Otto das väterliche Haus. Zugleich begannen die Beschwerden des Alters sich einzustellen.

Außer in seiner Kindheit war seine Gesundheit stets vortrefflich gewesen. Die Pocken, die er damals gehabt hatte, hatten sichtbare Spuren auf seinem Gesicht hinterlassen; mehrfach war er dem Tode nahe gewesen. Später warnte freilich ihn sein Vater in seinen Briefen immer wieder vor übertriebener Nachtarbeit. Diese war auch wohl der Grund, daß er bald kurzsichtig wurde, und daß die Augen leicht entzündlich waren. Er trug allerdings keine Brille, doch schonte er die Augen, so gut er konnte, und setzte sie möglichst wenig grellem Lichte aus. Seine Studierlampe hatte eine Konstruktion, wie ich sie nie wieder gesehen habe, mit doppeltem Brenner und einem senkrechten grünen Glasschirm zum Augenschutz. Auch alle übrigen Lampen mußten mit Schirmen bedeckt werden, wenn er eintrat, und darum herrschte, wo er war, immer ein geheimnisvolles Halbdunkel. Er blieb übrigens der Oellampe treu; Petroleum war ihm ein „Greuel". — Mit der Zeit nahm auch sein Gehör ab; es war namentlich fast unmöglich, ihm, wenn er einmal einen Namen falsch verstanden hatte, den richtigen beizubringen. Sonst haben wir ihn bis 1869 eigentlich nie krank gesehen; ab und zu überfielen ihn wohl, wie er sich ausdrückte, „Hustio und Schnuppine", aber dann blieb er einen Morgen im Bett, schwitzte tüchtig, und es war vorüber. Zum ersten Male wurde er im Herbst 1864 gezwungen, das Zimmer zu hüten: er war in Frankfurt a. M. in einem Biergarten in einen Keller, dessen Fallthür versehentlich offen gestanden hatte, gestürzt und hatte sich einige Rippen gebrochen und auch sonst vielfach verletzt. Er konnte damals noch am selben Tage die Reise nach Marburg zu seinem Bruder Ernst ausführen. Hier fand er unter der Pflege seiner Tochter und Nichten bald Heilung. Im Jahre 1869 überfiel ihn aber auf einer Reise in München eine Blasenkrankheit; um die augenblickliche Genesung machte sich sein Neffe, Johannes Ranke, der spätere Verfasser von „Der Mensch", sehr verdient, doch vermochte er die Wurzeln der Krankheit nicht zu heben, und so wurde denn dieses Leiden Rankes Lebenskreuz, das ihn zwar nicht von Arbeit und Spaziergang, aber doch bald davon abhielt, Gesellschaften aufzusuchen.

Früher hatte er gern Einladungen zu Tisch angenommen. So war er in den fünfziger und sechziger Jahren viel bei Itzenplitz, Medings, Wichmanns, Senft-Pilsach, den er den „großen Baron" nannte, Krauses, Hitzigs zu Gaste gewesen. Auch bei Hofe verkehrte er viel, namentlich bei der Prinzessin Karl von Preußen, den Ministern und Gesandten. Die Abendgesellschaften des Prinzen Friedrich Karl besuchte er mehrfach. Ich habe ihn auch manchmal bei solchen Gelegenheiten gesehen; stets war er der geistige Mittelpunkt der Gesellschaft; seine Unterhaltung war frisch, lebensfroh, allseitig anregend; nie hörte man von ihm einen Gemeinplatz, oft erklang sein heiteres Lachen. Bei der großen

Cour fehlte er nie, die Hofbälle besuchte er gern. Er arbeitete dann solange wie irgend möglich; die Toilette wurde mit äußerster Hast gemacht. Das Anlegen der Halsorden, in früherer Zeit durch meine Schwester, war stets eine Staatsaktion. In der Gesellschaft wußte er es dann so einzurichten, daß er diejenigen sah und sprach, auf die es ihm ankam. Aus voller Seele erfreute er sich an den schönen Erscheinungen der Damen, an Toiletten und Uniformen. Aber bald vertrieb ihn der Lichterglanz, und er war verschwunden.

Sein fortschreitendes Uebel zwang ihn, fortab auf solche Freuden zu verzichten, besonders nachdem im April 1871 die Gattin von seiner Seite gerissen und er dadurch veranlaßt worden war, zunächst Gesellschaften zu meiden.

Trotz ihres Leidens war meine Mutter das gesellige Element im Hause gewesen. Sie war durch und durch musikalisch, hatte einen poetischen Anflug, und so war es bis zuletzt ihr Zeitvertreib gewesen, deutsche Dichtungen in das Englische zu übertragen, z. B. die Phädra des Prinzen Georg von Preußen. Den bedeutenden Leuten ihrer Zeit, sowie Freunden und Bekannten widmete sie Sonette. Sie empfing gern. An ihren Freitagabenden in den Wintern 1863 bis 1865 erschien regelmäßig eine große Zahl von Gästen, besonders viele Engländer und Amerikaner. Bei dieser Gelegenheit erschien auch der Hausherr, aber spät, nachdem sich die Gesellschaft schon vereinigt hatte, und bald zog er sich zurück, besonders wenn die Anwesenden nicht ganz nach seinem Sinn waren. Noch einmal, am 26. Oktober 1868, versammelte sich zur Feier der silbernen Hochzeit im Elternhause ein großer Freundeskreis. Als Geschenk brachten wir Kinder ein Konzert des Domchors dar und trafen damit den Geschmack der Eltern.

Später wurde es im Rankeschen Hause stiller und stiller; die Krankheit der Mutter griff immer mehr um sich, schließlich konnte sie buchstäblich kein Glied mehr bewegen. Als 1870 der Krieg, an dem ich teilnahm, begann, erstarkte sie geistig zu alter Thatkraft. Unablässig fuhr sie in ihrem Krankenwagen von Haus zu Haus und sammelte für die Soldaten im Felde; sie ließ auch an ihre Verwandte und Freunde in Großbritannien schreiben und brachte eine große Menge an Liebesgaben zusammen. Mit solchen für meine Mannschaft überschüttete sie mich förmlich. Als ich dann nach beendigtem Kriege unversehrt heimgekommen war, brachen ihre Kräfte vollends zusammen, und Gott nahm sie zu sich. Wie schwer mein Vater den Verlust fühlte, das zeigt sein Brief an Manteuffel vom 2. Mai 1871.

Fortan blieb er einsam. Es war damals eine vortreffliche ältere Köchin, Frau Alwine Loppe, im Hause, die nunmehr allmählich zur Wirtschafterin emporstieg. Sie verstand es ausgezeichnet, mit dem alten Herrn umzugehen; sie pflegte und versorgte ihn musterhaft. Ganz gewiß ist es zum großen Teile ihr Verdienst, daß er das 91. Lebensjahr erreicht hat. Auch das Hausmädchen, ihre Nichte, und der Diener Richard hielten bei ihm treu bis zuletzt aus.

Meiner Schwester war es ein wahrer Trost, ihn in so guten Händen zu

wissen. Ihr Gatte hatte schon 1868 das väterliche Gut übernommen, und so verbrachte sie nur immer einige Wintermonate in Berlin. Dabei nahm aber das Verhältnis zwischen Vater und Tochter an Innigkeit nur zu. Wenn sie in Berlin war, ließ sie selten einen Tag vorübergehen, ohne ihn gesehen zu haben. Und zwischen 1871 und 1876 ging er alljährlich auf mehrere Wochen auf ihr Gut nach Lodersleben, mehrfach von einem Schreiber Namens Schoof begleitet. Denn ohne seine Arbeit konnte er nicht leben. Brachte er keinen Gehilfen mit, so wurde jedermann, der sich irgendwie dazu eignete, herangezogen, um ihm mit Vorlesen oder Nachschreiben behilflich zu sein. Er war bei diesen Aufenthalten sehr glücklich, denn er konnte sich dort so recht in seiner Würde als Großvater fühlen; für seine Enkelinnen war er voll kleiner Aufmerksamkeiten, die sonst nicht in seiner Art waren. Im übrigen atmete er hier heimatliche thüringische Luft. Täglich „lustwandelte" er im Ziegelrodaer Forst, der im Nordosten an die goldene Aue grenzt; ab und zu besuchte er auch die kaum zwei Meilen entfernte Geburtsstadt Wiehe, an der er bis zum letzten Hauche mit treuester Hingabe hing.

Sein ältester Sohn Otto hatte inzwischen, wie schon erwähnt, das väterliche Haus auch verlassen und war als Divisionspfarrer zur Occupationsarmee gekommen. So bildete er in dieser Zeit das Bindeglied mit General Manteuffel, der ihn auch einmal nach Paris zu Thiers, dem damaligen Präsidenten der Republik, sandte. 1873 kehrte mein Bruder nach Berlin zurück und blieb dann, erst als Pfarrer in Gütergotz, dann am Großen Militärwaisenhaus in Potsdam stets in leicht erreichbarer Nähe. Zwischen Vater und Sohn herrschte völlige Uebereinstimmung der Ansichten und der Interessen. Denn auch der erstere hatte eine theologische Ader in sich, war doch von jeher sein Streben darauf gerichtet,[1]) Gott in der Geschichte zu erkennen und zu preisen. Und so hat er auch an niemandem einen treueren Bewunderer als an seinem Sohne Otto gehabt.

Aber eine eigentliche Hilfe in seiner Arbeit fand Ranke an keinem seiner Söhne, und je älter er wurde, um so mehr bedurfte er einer solchen, besonders nachdem ihn im Oktober 1878 ein schwererer Anfall seines Leidens betroffen hatte. Allmählich hatte er sich immer mehr abgewöhnt, zu lesen und zu schreiben. Er verließ das alte kleine Studierzimmer und arbeitete nebenan in einem größeren Raum mit vollen Bücherschränken an den Wänden und einem großen quadratischen Diplomatenschreibtisch in der Mitte, an dem er meist angelehnt stand, während er zuhörte oder diktierte. Früh zwischen 8 und 9 Uhr kam sowohl an den Wochen-, wie an Sonntagen der Amanuensis, ein junger Historiker, zu ihm. Und da war es ein wahrhaftes Glück, daß im Laufe der Jahre nur ganz vortreffliche junge Leute, begabt, voller Kenntnisse, von rastlosem Fleiße und unbedingter Zuverlässigkeit, wohl alle von Waitz empfohlen, diesen Dienst bei ihm

[1]) Vergl. Leopold v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte II, 7. Brief an Heinrich Ranke. S. 88, 89.

versahen. Es war das wohl auch eine gute Schule für sie; sie haben sich meist später einen Namen gemacht, ich nenne nur Jastrow, Bailleu und Georg Winter, von denen jeder mehrere Jahre Ranke in seiner Arbeit geholfen hat. Ich habe ihnen vollste Bewunderung geschenkt; denn die Anforderungen, die an sie gestellt wurden, waren wahrlich nicht leicht zu erfüllen. Es gehörte dazu ein gut Teil Geduld und Selbstüberwindung. Ganz unentbehrlich aber wurde meinem Vater mit der Zeit Dr. Wiedemann, ein schon ergrauter Privatgelehrter, ein Hagestolz, ein Sonderling. Viele Jahre hindurch fand er sich jeden Nachmittag in der Luisenstraße ein und blieb bis spät in die Nacht. Seine Arbeit war zwischen Vorlesen und Nachschreiben geteilt. Er wußte in der viele Tausend Bände fassenden Bibliothek genau Bescheid. Als Mann vom Fach war er in der historischen Litteratur völlig zu Hause, hatte ein gutes Gedächtnis, wußte immer die erwünschten Quellen herbeizuschaffen und schnell die richtigen Stellen zu finden. Bei sich zu Hause besorgte er die Korrekturen.

Gegen ein halb zehn Uhr abends wurde die Arbeit unterbrochen; um diese Zeit nahm Ranke am liebsten Besuch an. Denn über das Kommen ihm sympathischer Menschen war er stets erfreut, besonders wenn sie zu erwünschter Zeit kamen. Während der Arbeitsstunden sollte ihn niemand überfallen. Da bildete nur einer eine Ausnahme, das war der Kronprinz,[1]) der ihn mehrfach mit seinem Besuch völlig überraschte. Dabei trug sich auch einmal der zu einem hübschen Gedicht verwandte Vorfall zu. Der Kronprinz wird angemeldet, Ranke eilt dem hohen Gast im Schlafrock entgegen. Ein Pantoffel ist ihm dabei entglitten: der Kronprinz bückt sich und zieht ihn wieder auf den Fuß des greisen Professors. — Auch die Großherzogin Luise von Baden kam hin und wieder gelegentlich ihrer weihnachtlichen Besuche in Berlin zu meinem Vater: er wußte nachher kaum Worte zu finden, um die unvergleichliche Güte und Herzlichkeit der Fürstin zu schildern. Mit Sybel und Max Duncker war Ranke namentlich in der Zeit der Herausgabe der Hardenbergischen Denkwürdigkeiten in ununterbrochenem Verkehr. Mit besonderer Treue hielt der Staatssekretär von Thile zu ihm. Auch unterließen es seine alten Schüler wohl nie, wenn sie in Berlin weilten, ihn aufzusuchen. Gerade der Besuch auch der jüngeren und jüngsten gewährte ihm die größte Freude: waren und blieben doch seine Schüler sein Lebensstolz. Noch immer schaute er, wie er bei seiner Rede bei dem Bankett, Februar 1867, zur Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums im Englischen Hause gesagt hatte, in die Zukunft der deutschen Geschichtsschreibung wie in ein gelobtes Land. An jedem einzelnen Schüler nahm er bis zu seinem Ende lebhaftesten Anteil, und mit Genugthuung empfanden das Männer wie Theodor Lindner, Ottokar Lorenz, Alfred Dove, Max Lenz.

Von diesen Besuchen erzählte er mir dann, wenn ich mich, wie das regelmäßig viele Jahre hindurch Sonnabend abends um ein halb zehn Uhr geschah, bei ihm einfand. War ich einmal ausnahmsweise verhindert, so vertrat

[1]) Nachmaliger Kaiser Friedrich.

mich mein Freund Heinrich Freiherr von Gablenz.[1]) Nach dem Thee las ich ihm aus der Kreuzzeitung vor. Ich suchte zuerst dasjenige aus, was für ihn von Interesse sein konnte, also nur wenig aus den Personal-, Lokal- und Familiennachrichten. Dann kam der Leitartikel: die ersten zwei Sätze zeigten ihm, ob der Inhalt des Lesens wert sei. Hatte er doch auch die Gabe, bei dem Gespräch mit einer ihm bisher unbekannten Persönlichkeit sofort zu erkennen, wes Geistes Kind er vor sich hatte. Und glaubte er nichts Rechtes mit dem Betreffenden anfangen zu können, so existierte ein solcher Mensch, so hoch er auch gestellt sein mochte, nur so weit für ihn, als es die Regeln der Höflichkeit eben verlangten. Ebenso genügte ein kurzer Blick in ein Buch oder ein paar Seiten, die ihm vorgelesen wurden, ihn erkennen zu lassen, ob es Wert für ihn habe oder nicht. Gerade so bei der Zeitung: Ganz besonders hatte es ihm der Wiener Korrespondent der Kreuzzeitung angethan, oder langweilten ihn die dortigen Verhältnisse überhaupt? Einen Brief aus Wien durfte ich jedenfalls nie zu Ende lesen.

Leopold Ranke hat die Kreuzzeitung von ihrem ersten Entstehen an gehalten, kam sie doch seinem politischen Standpunkte am nächsten; ab und zu hat er wohl auch in den fünfziger Jahren für sie einen Artikel geschrieben. Aber er war keineswegs immer mit ihr einverstanden. Die persönlichen Angriffe Diest-Dabers auf Bismarck verletzten ihn tief; für die Hammersteinschen Gesetzentwürfe hatte er keine Spur von Interesse; die antisemitische Bewegung verwarf er; für das Auftreten Stöckers fehlte es ihm an Verständnis.

So kam es auch, daß er sich nie an den Wahlen beteiligte. Warum, sagte er, jemandem seine Stimme geben, der doch teilweise ganz andre Anschauungen hat? Am wenigsten war er, des allgemeinen Stimmrechts wegen, geneigt, bei der Reichstagswahl mitzustimmen. Denn er war überhaupt kein Freund des allgemeinen Stimmrechts; daß der Arbeiter sozialdemokratisch wähle, war ihm sozusagen Naturgesetz. Um so lebhafter war sein Interesse an den Reichstagsverhandlungen: Bismarcks, Windthorsts, Laskers, Richters Reden hörte er bis auf das letzte Wort an. Wenn die Zeitung eine besonders interessante Debatte brachte, so kehrte er später als gewöhnlich zur Arbeit zurück. Ich nahm dann wohl erst um Mitternacht Abschied und that es in aufrichtigster Bewunderung der beiden Greise, die ihr Tagewerk noch fortsetzten. Als indessen mein Vater fast das neunzigste Lebensjahr hinter sich hatte, änderte sich das. Der Arzt, der besonnene Dr. Reinke, der ihn seit der Erkrankung im Jahre 1878 behandelte, bewog ihn, die Nachtarbeit einzuschränken, und seine Pflegerin bat mich, ihn zu andrer Zeit aufzusuchen. Ich hatte inzwischen geheiratet. Obwohl mein Vater ein Gegner von Eheschließungen unter Verwandten war, hatte er meiner Verbindung mit Selma Ranke, einer Enkelin seines Bruders Heinrich, gern seinen Segen gegeben, um so lieber, als er im Jahre 1857 bei deren jung verheirateten Eltern in London gewohnt und dabei für ihre Mutter eine schwärmerische Zuneigung gefaßt hatte. So hatte er

[1]) Jetzt Kommandeur der 83. Infanteriebrigade in Erfurt.

uns dann mit großer Freude nach unsrer Hochzeit am 8. Januar 1885 in Berlin empfangen und uns ganz gegen seine Gewohnheit zu Tisch bewirtet, wobei er lustig von der eignen Hochzeitsreise erzählte und, wie damals „Mr. Wellbeloved" das junge Paar in Hamburg empfangen habe. Einmal hat er uns auch besucht und zwar an dem Tage, an dem mein Junge [1]) das Licht der Welt erblickt hatte. Ich wohnte damals in Alt-Moabit, angeblich drei Treppen hoch, thatsächlich im fünften Stockwerk, und die neunzig Stufen erkletterte er mit verhältnismäßiger Leichtigkeit; freilich machte er bei meinem Regimentskameraden Hauptmann von Versen [2]) im ersten Stock Station. Er brachte der Wöchnerin ein Huhn mit: den Knaben segnete er, wie er sagte, auf neunzig Jahre.

Gern ergötzte er sich in dem nun folgenden Winter an dem Klavierspiel meiner Frau. Sie kam an solchen Nachmittagen zu ihm, wo ihn die Ungunst des Wetters an das Haus fesselte, und da ließ er sich Beethovensche Sonaten vortragen. Dabei saß er mit geschlossenen Augen auf dem Lehnstuhl oder lag auf dem kleinen roten Sofa in der Ecke des Saales unter der ihm von seinem Verleger Karl Geibel zum neunzigsten Geburtstag geschenkten kostbaren Pelzdecke und sog die Töne in sich ein. Auch die Beethovensche Musik zu Egmont hörte er mit Vorliebe. Jedoch bemerkte er: „Das ist aber nicht der historische Egmont." Er wies auf das Bild seiner Eltern und meinte, welche Freude sie an dem Spiele haben würden.

Wenn wir aber des Abends zwischen sechs oder sieben Uhr kamen, dann wurden erst die Tagesereignisse in Familie, Stadt und Staat besprochen. Bei irgend einem Namen blieb er haften, und er knüpfte gewissermaßen einen Vortrag an, bei dem sich sein unfehlbares Gedächtnis zeigte; und mit Frische und vollster Anschaulichkeit schilderte er eine Persönlichkeit wie Friedrich Wilhelm III., den Rektor von Pforta Ilgen, den Dichter Platen, Varnhagen von Ense, Thiers, Macaulay, Döllinger oder Alexander von Humboldt. Besonders gern sprach er von seinem Aufenthalt in Rom in den Jahren 1829 und 1830 und dem fröhlich angeregten Kreise, in dem er damals gelebt hatte und von dem er bemerkte: „Es war damals unter uns Sitte, jung zu sein." Mitten im Erzählen mußte er aber abbrechen, wenn Alwine eintrat und sich, ohne ein Wort zu sagen, zu uns stellte. Und wenn er ihr dann barsche Worte zurief: „Was willst du denn? Scher dich raus!" so machte das durchaus keinen Eindruck auf sie, und sie sorgte dafür, daß er seine Ruhe zurückerhielt. Er mußte sich eben in die Einsamkeit, das allgemeine Los des Alters, ergeben, und er that es gern. Ja es sind seine letzten Jahre vielleicht die glücklichsten seines Lebens gewesen. Und das aus zwei Gründen, die freilich beide in engem Zusammenhang mit einander standen.

An Karl Geibel, der 1866 in jugendlicher Unternehmungslust die Verlagsbuchhandlung von Duncker & Humblot erworben hatte, hatte mein Vater einen

---

[1]) 13. Oktober 1885. Er ist am 20. September 1887 gestorben.

[2]) Jetzt Kommandeur der 6. Infanteriebrigade in Stettin.

Verleger gefunden, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Schon zu Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn war ihm Georg Reimer von eminentem Nutzen gewesen, und zwar nicht allein dadurch, daß er den Verlag des Werkes des jugendlichen Gymnasialoberlehrers übernahm, sondern auch, daß er vor dem Drucke der „Romanischen und germanischen Völker" das Werk einer gründlichen Durchsicht unterwarf, es mit vielem Verständnis kritisierte und auf Inhalt und Form von wesentlichem Einfluß war. Nun in seinem Alter fand er bei Karl Geibel ein gleiches Verständnis; denn er kam den Wünschen Leopold Rankes nicht bloß entgegen, sondern auch zuvor. Er unternahm die Herausgabe der „Sämtlichen Werke" und leistete darum nicht nur Unerwartetes für die Verbreitung seiner Geschichtsbücher, sondern er veranlaßte auch, daß der Verfasser sie wohl sämtlich einer erneuten Durchsicht und Vervollständigung unterzog. Geibels glücklicher Einfluß trat ganz besonders auch bei Leopold Rankes letztem Werke, der Weltgeschichte, glänzend hervor. Die ursprüngliche Absicht des Verfassers war nur die gewesen, Ideen zur Weltgeschichte herauszugeben. Geibel vermochte ihn zur Aenderung des Titels; und so kam es, daß der Inhalt viel umfassender wurde, als es sonst der Fall gewesen wäre.

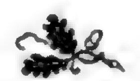
Gerade diese „Weltgeschichte" hat meinem Vater das höchste Lebensglück gewährt. Was er sich in der Jugend so lebhaft gewünscht hatte, das war ihm nun in Fülle zu teil geworden. Sein ganzes Hoffen war auf die Vollendung des Werkes gerichtet. Ein Lustrum, meinte er — es war das Frühjahr 1886 angebrochen —, dazu zu brauchen, nur darum bat er Gott.

Und diese Weltgeschichte ist ihm auch dadurch zu einer unversiegbaren Quelle der Genugthuung geworden, daß sie ihn zu einer volkstümlichen Persönlichkeit gemacht hat. Ganz Deutschland war stolz auf den Mann, der im höchsten Alter ein solches Werk zu stande brachte. An keinem Tage hat er das wohl so sehr empfunden, als bei der Feier seines neunzigsten Geburtstages, am 21. Dezember 1885, um die sich Dr. Theodor Toeche besonders verdient gemacht hat. Jedem Teilnehmer wird die Rede, die Leopold Ranke an diesem Tage hielt, gewissermaßen sein historisches Testament, unvergeßlich sein.

Aber noch arbeitete er unermüdlich weiter. Er überstand den Winter vortrefflich und begrüßte hoffnungsfroh das Frühjahr. Am 2. Mai 1886 beobachtete ich ihn auf seinem Spaziergange und freute mich, wie er an der Seite des Dieners tapfer einherschritt. Am 4. Mai besuchte ich ihn und fand ihn so frisch, so liebreich, so mitteilsam wie jemals. Allein am folgenden Tage erkrankte er. Noch arbeitete sein Geist; selbst in den Träumen schrieb er an der Weltgeschichte. Aber der Körper erlahmte: er lag bei Tage auf dem Sofa; sein Amanuensis Dr. Henneberg war jeden Augenblick bereit, die Feder zur Hand zu nehmen: noch einmal vermochte Ranke einige inhaltsschwere Worte zu diktieren; mitten im Satz brach er ab.[1]) Am 12. Mai verfaßte er den letzten Brief an den Verleger und war ganz stolz darauf, wie gut ihm die Unterschrift gelang. Noch

[1]) Vergl. Guglia, Leopold v. Rankes Leben und Werke S. 399.

war er fast eine Woche lang bei vollem Bewußtsein. Mit Freude erfuhr er, daß seinem Neffen Johannes, dem Anthropologen, in München eine ordentliche Professur übertragen sei, und täglich erkundigte er sich nach dem Befinden seiner Tochter, die ernst erkrankt war, es aber doch noch ermöglichte, ihn noch einmal zu sehen. Aber dann ergriff ihn heftiges Fieber; am 18. Mai las ich ihm den 126. Psalm vor, und er wiederholte einige Worte. Aber am folgenden Tage trat völlige Bewußtlosigkeit ein. Er atmete noch einige Tage hindurch und griff ab und zu mechanisch nach dem über dem Bett befindlichen Knopf der elektrischen Klingel. Am Abend des 23. Mai trat das Ende ein.



Die Fortschritte der Funkentelegraphie.

Von

Ober-Postinspektor **Otto Jentsch**.

Allgemeiner Ueberblick.

Die Bestrebungen der letzten Zeit auf dem Gebiete der Funkentelegraphie lassen hoffen, daß die Sturm- und Drangperiode, die jede epochemachende Erfindung mit sich bringt, bald überwunden sein wird. Das teilweise planlose Hasten, bei der Verständigung mittels der Funkentelegraphie den Weltrekord der größten Entfernung zu erzielen, hat jetzt der Erkenntnis Platz gemacht, daß der Allgemeinheit in erster Linie mit einer unbedingt sicheren und zuverlässigen Funkentelegraphie auf mäßige Entfernungen gedient ist, deren Einrichtungen einfach und wohlfeil sind. Um dies Ziel zu erreichen, war zunächst eine allgemeine Erforschung der wissenschaftlichen Grundlagen der Funkentelegraphie und eine Durchbildung der einzelnen Systeme auf Grund der hierbei gewonnenen Erfahrungen erforderlich. Besonders hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Untersuchungen der Professoren Slaby und Braun über die Theorie der Schwingungen in den einzelnen Strombahnen der Funkentelegraphensysteme. Sie haben unzweifelhaft festgestellt, daß die größten und sichersten Wirkungen dann erzielt werden, wenn Geber und Empfänger der Funkentelegraphenanlagen auf eine und dieselbe Wellenlänge derart abgestimmt sind, daß sämtliche Strombahnen der beiden Stationen die gleichen elektrischen Schwingungen ausführen. Das ist aber praktisch allein ausführbar, wenn von dem funkentelegraphischen Sender nur eine bestimmte Wellenart oder Wellenlänge in den Raum ausgestrahlt wird. Da jedoch ein elektrischer Funke im allgemeinen unzählig verschiedene elektrische Wellen

ausstrahlt, so muß das Wellenbündel zerlegt werden, und es sind außer der einen gewählten Wellenart die übrigen Wellen zu unterdrücken. Hierbei geht natürlich ein Teil der Energie des elektrischen Funkens verloren; es ist daher zweckmäßiger, in der von Professor Braun angegebenen Weise von vornherein in den Senderstationen elektrische Funken zu erzeugen, die nur eine einzige Wellenart, Wellen von einer vorausbestimmten Länge ausstrahlen. Braun erreicht dies dadurch, daß er die Funkenstrecke mit Induktionsspulen und mit Kondensatoren in Form von Leydener Flaschen zu einem geschlossenen Schwingungskreis vereinigt, und die in diesem Kreise erzeugten, sehr energischen, reinen und nachhaltigen, also nicht schnell abklingenden Schwingungen direkt oder induktiv durch Vermittlung eines Transformators auf den Senderdraht überträgt. Durch Wahl einer geeigneten Größe der Induktionsspulen und der Leydener Flaschen kann jede beliebige Wellenlänge erzielt werden; zumeist wird jedoch jetzt mit Wellen von 160 bis 300 Meter Länge gearbeitet.

Den geschlossenen Schwingungskreis zur Erzeugung reiner Wellen benutzen neuerdings auch das Slaby- und das Marconisystem für ihre Senderstationen. Die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie System Braun und Siemens & Halske hat deshalb die Klage gegen die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft als Eigentümerin des Slaby-Systems wegen Verletzung des Braunschen Patents vom 14. Oktober 1898 geltend gemacht. Die erste Verhandlung vor dem Landgericht I Berlin hat bereits stattgefunden, indes dürfte die Entscheidung vor mehreren Monaten nicht zu erwarten sein. Andrerseits hat die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Klage auf Nichtigkeitserklärung des bezeichneten Braunschen Patents erhoben. Die Klage ist in erster Instanz abgewiesen worden. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hat gegen das Urteil der Nichtigkeitsabteilung des Kaiserlichen Patentamtes Berufung beim Reichsgericht eingelegt. Der Termin der Reichsgerichtsverhandlung ist noch nicht festgesetzt; die Beantwortung des Berufungsschriftsatzes ist jedoch seitens der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie bereits erfolgt. Die Gesellschaft hofft — und das wohl nicht mit Unrecht —, daß das Reichsgericht ebenfalls zu Gunsten der Braunschen Erfindung urteilen wird.

Nach Einführung des Braunschen geschlossenen Schwingungskreises unterscheiden sich die zurzeit in der Praxis in größerem Umfange benutzten Funkentelegraphensysteme: Marconi, Slaby-Arco und Braun-Siemens im wesentlichen nur noch durch die Anordnung der Empfangsstationen und die Verbindung der Senderdrähte mit dem die Funkenstrecke enthaltenden geschlossenen Schwingungskreise. Mit den jetzt gebräuchlichen Systemanordnungen dürfte ein gewisser Stillstand erreicht sein; sie ermöglichen sämtlich eine den praktischen Bedürfnissen genügende Funkentelegraphie, die bei Verwendung mäßiger Energiemengen 200 Kilometer überbrückt, bei Aufwendung großer Kraftquellen aber noch entsprechend weitere Entfernungen überwinden kann. Frei von atmosphärischer Beeinflussung ist aber leider noch keins der angeführten drei Systeme; auch die Telegraphiergeschwindigkeit ist im allgemeinen noch eine mäßige. Doch scheint es in letzterer

Hinsicht möglich, ein besseres Ergebnis mit den von Marconi, Bleekrode, Branly, De Forest u. s. w. erfundenen neuen Wellenempfängern zu erzielen.

Im nachfolgenden soll ein Ueberblick über die Ausgestaltung der drei Hauptsysteme zu ihrer jetzigen Form und eine kurze Darstellung der neuen Erfindungen, soweit letztere von Bedeutung sind, gegeben werden.

Das Marconi-System.

Marconi verwendete bei seinen ersten Versuchen (Fig. 1) als Sender eine Funkenstrecke, deren einer Pol mit Erde und deren andrer mit einem vertikal aufgehängten Drahte verbunden war. Der Funkenstrecke wird die erforderliche elektrische Energie durch einen Induktionsapparat, etwa von der Art des Ruhmkorffschen Funkeninduktors, zugeführt, dessen sekundäre Spule mit den zu Kugeln ausgebildeten Polen der Funkenstrecke verbunden und in dessen primärer Windung eine Batterie, ein Selbstunterbrecher und eine Morsetaste eingeschaltet sind. Bei jeder Schließung des primären Stromkreises durch die Taste erzeugt der Selbst-

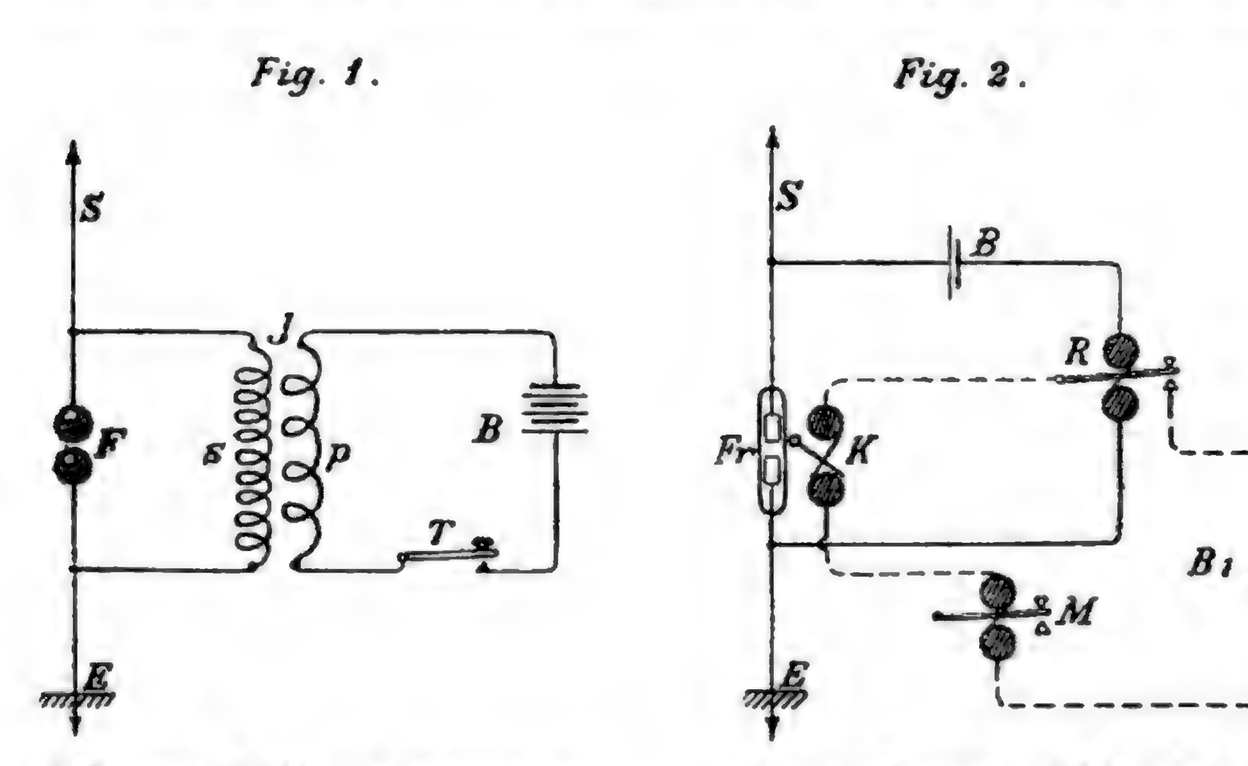


Fig. 1. *B* Batterie; *E* Erde; *F* Funkenstrecke; *J* Induktorium (*p* primäre, *s* sekundäre Spule); *S* Senderdraht; *T* Taste.

Fig. 2. *B* u. *B 1* Batterien; *E* Erde; *Fr* Fritter; *K* Klopfer zum Entfritten; *M* Morseschreiber; *R* Relais; *S* Empfängerdraht.

unterbrecher eine Reihe kurzer Stromstöße, die in der sekundären Rolle hochgespannte Wechselströme induzieren. Diese laden die Polkugeln der Funkenstrecke und den Senderdraht, bis der Spannungsausgleich durch Funkenbildung erfolgt. Von der Funkenstrecke und dem mit ihr verbundenen Luftdrahte, von letzterem in seiner ganzen Länge, werden dann elektrische Strahlen in den Luftraum ausgesendet, die ebenso wie die Lichtstrahlen Transversalwellen des Aethers sind, sich von ihnen nur durch ihre erheblich größere Wellenlänge unterscheiden und

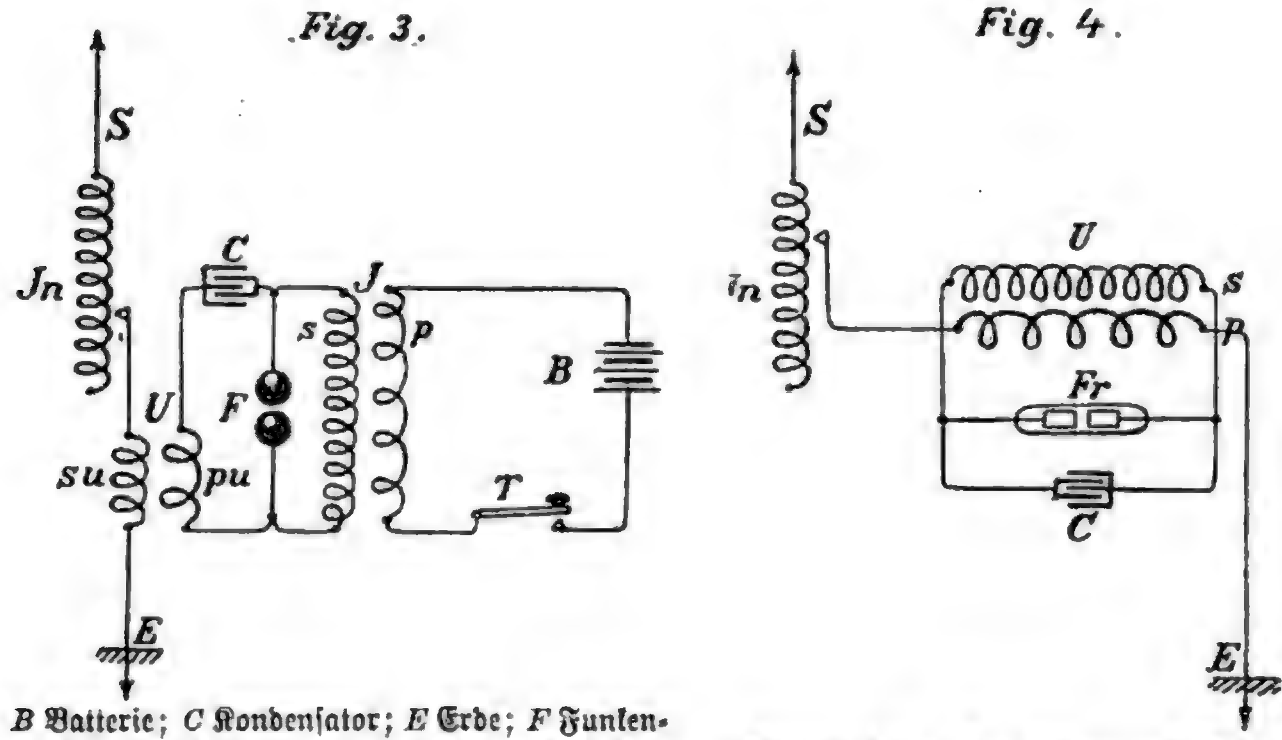
sich ebenso wie sie durch den Luftraum nach allen Richtungen hin fortpflanzen. Die Empfangsstation (Fig. 2) ist mit einem gleichen Luftdraht wie die Senderstation ausgerüstet; dieser saugt die ihn treffenden elektrischen Strahlen auf und führt sie zu dem eigentlichen Empfangsapparate, dem Wellenempfänger, der im Lauf der Zeit die verschiedensten Bezeichnungen: elektrisches Auge, Fritter, Kohärer, Wellendedektor u. s. w. erhalten hat. Der Wellenempfänger, dessen andres Ende mit Erde verbunden wird, ist ferner mit einer kleinen Batterie und mit einem empfindlichen Relais zu einem Stromkreis zusammengeschaltet. Wird dieser Stromkreis durch die elektrische Bestrahlung des Wellenempfängers in bekannter Weise geschlossen — die elektrische Bestrahlung macht die vorher nicht oder nur außerordentlich schlecht leitende Nickel-, Silber- oder Eisenfeileschicht des Kohärers leitend —, so bethätigt das Relais in einem zweiten Stromkreise den Empfänger für die telegraphischen Zeichen, und zwar entweder einen Klopfer oder Morse-Apparat und einen zweiten Apparat (in der Fig. 2 weggelassen), der die Fritter- oder Kohärermasse nach erfolgter elektrischer Bestrahlung mechanisch erschüttert und dadurch wieder nicht leitend, also wieder empfangsbereit für neue elektrische Wellen macht.

Mit dieser Einrichtung sind die ersten Marconistationen 1896 bis 1900 versehen worden; sie ergab im allgemeinen eine sichere Verständigung bis zu 100 Kilometer über Wasser, hatte aber viel durch atmosphärische Störungen zu leiden und gestattete nicht einen gleichzeitigen Betrieb mehrerer benachbarten Stationen, weil von dem Senderdrahte sämtliche Wellen der Funkenstrecke, also Wellen von den verschiedensten Längen zur Ausstrahlung kamen und demgemäß alle funkentelegraphischen Empfänger ansprachen, die von diesen Wellen in genügender Stärke getroffen wurden.

Die ferneren Versuche Marconis zur Erzielung einer größeren Uebertragungsweite gingen sodann dahin, die Kapazität oder elektrische Aufnahmefähigkeit des Senderdrahtes zu vergrößern. Der Abschluß dieser Versuche führte 1900 zur Verwendung von zwei hohlen ineinandergesteckten Metallcylindern für die Luftleiter der sendenden und empfangenden Funkentelegraphenstationen. Die elektrische Aufnahmefähigkeit des innern Cylinders ist dabei so groß bemessen, daß die ihm durch die Funkenentladung mitgeteilte Energie nicht in ein oder zwei kräftigen Wellenstößen zur Ausstrahlung gelangt, sondern daß die Ausstrahlung erheblich langsamer in Gestalt eines elektrischen Wellenzuges vor sich geht. Der äußere Metallcylinder verhindert die schnelle Ausstrahlung. Die Anordnung bietet, da die Metallcylinder in eine stark ausgeprägte Eigenschwingung geraten, auch einen teilweisen Schutz gegen die durch die elektrischen Vorgänge in der Atmosphäre erzeugten Aetherwellen.

Praktische Erfolge mit der vorbeschriebenen Schaltung hat Marconi Anfang 1900 zwischen St. Catherines Point auf der Insel Wight und Poole erzielt, er konnte über diese 50 Kilometer betragende Entfernung funkentelegraphische Verständigung erzielen, ohne daß die Zeichen von in unmittelbarer Nähe arbeitenden Stationen gestört wurden. Reine Wellen von gleicher Schwingungszahl

waren jedoch auch mit diesem System nicht zu erzielen; es gelang dies Marconi erst durch Benutzung des Braunschen geschlossenen Schwingungskreises, der einen Kondensator, bestehend aus einer Anzahl Leydener Flaschen, die Funkenstrecke und eine Selbstinduktionsspule enthält. Zuerst hatte Marconi mit dieser Anordnung keinen besonderen Erfolg; er trat erst ein, als der Senderdraht und der geschlossene Schwingungskreis auf ein und dieselbe Schwingungsperiode abgestimmt wurden. Zu diesem Zweck schaltete Marconi in den vertikalen Senderdraht eine regulierbare Selbstinduktionsspule ein; er konnte dann die Schwingungszahl in gewissen Grenzen vergrößern, wenn er mehr Spulenwindungen einschaltete,



B Batterie; *C* Kondensator; *E* Erde; *F* Funkenstrecke; *J* Induktorium (*p* primäre, *s* sekundäre Spule); *Jn* Regulierbare Selbstinduktionsspule; *U* Transformator oder Uebertrager (*pu* primäre, *su* sekundäre Spule); *T* Taste.

C Regulierbarer Kondensator; *E* Erde; *Fr* Fritter; *Jn* Regulierbare Selbstinduktionsspule; *U* Uebertrager (*p* primäre, *s* sekundäre Spule).

und verkleinern, wenn er Windungen ausschaltete. Mit dieser Schaltungsanordnung will Marconi bereits im Sommer 1900 praktische Erfolge bei Versuchen zur Herstellung einer gleichzeitigen Funkentelegraphie zwischen mehreren Stationen erzielt haben. Sonderbar erscheint es, daß Marconi erst jetzt und nicht gleich damals im Jahre 1900 mit der beschriebenen Senderanordnung an die Oeffentlichkeit getreten ist; die Schaltung unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von dem Professor Braunschen System der induktiven Sendererregung (Deutsches Patent vom 14. Oktober 1898).

Der geheimnisvolle Schleier, in den bisher die Einrichtung der berühmten Senderstation für die Ozeanfunkentelegraphie in Poldhu (Cornwall) gehüllt wurde, ist nun auch gelüftet. Die Station benutzt nach Marconis Mitteilungen ebenfalls den geschlossenen Braunschen Schwingungskreis und die Abstimmung

der Strombahnen auf dieselbe Wellenlänge. Als Luftleiter ist jedoch nicht ein einzelner Vertikaldraht, sondern zur Erhöhung der elektrischen Aufnahmefähigkeit und Erzielung langsameren Ausstrahlens der elektrischen Energie ein ganzes System von Vertikaldrähten zur Verwendung gekommen. 50 blanke Kupferdrähte sind an einem zwischen zwei 48 Meter hohen und 60 Meter auseinanderstehenden Masten ausgespannten Drahte in etwa ein Meter Entfernung voneinander befestigt. Angaben über die Größe der elektrischen Maschinen, die zur Erzeugung der Funkenwellen benutzt werden, hat Marconi noch nicht veröffentlicht. Man kann sich jedoch eine Vorstellung von der Größe der zur Verwendung kommenden elektrischen Kräfte machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Senderdrähte bei der Uebermittlung funkentelegraphischer Zeichen so stark geladen werden, daß am Aufhängungspunkte zwischen ihnen und einem in 30 Centimeter Luftzwischenraum angebrachten geerdeten Leiter lebhafte Funkenentladung stattfindet.

Wenn man auch schon Ende 1901 nach dem damaligen Stande der Funkentelegraphie die Möglichkeit einer Versendung von funkentelegraphischen Zeichen über den Ozean nicht von der Hand weisen konnte, so zweifelte man doch allgemein, daß es Marconi thatsächlich zu jener Zeit geglückt sei, das vielbesprochene „S“ über den Atlantischen Ozean zu senden. In seinem am 13. Juni v. J. vor der Royal Institution in London gehaltenen Vortrage erklärte jedoch Marconi, daß die Uebermittlung der Reihe „S“ unzweifelhaft gelungen sei, daß aber die Uebermittlung einer bestimmten Nachricht infolge der Schwäche der Zeichen und der Unzuverlässigkeit der Empfangsapparate nicht stattfinden konnte. Immerhin hätten ihn die gewonnenen Ergebnisse davon überzeugt, daß es möglich sei, mit etwas mehr elektrischer Kraft einen regelrechten Funkentelegraphendienst über den Atlantischen Ozean zwischen zwei festen Stationen an den beiderseitigen Küsten einzurichten. Die Lösung des ganzen Problems lag allein in den Worten: „etwas mehr elektrische Kraft“. Es sind zur Ueberwindung solcher Entfernungen außerordentliche Kräfte notwendig; stehen diese zur Verfügung, dann kann nicht nur mit dem Marconi-System, sondern auch mit jedem andern der heutigen Funkentelegraphensysteme die drahtlose Ozeantelegraphie verwirklicht werden; die Einrichtung ist lediglich eine Kostenfrage.

Im Sommer und Herbst vorigen Jahres ist Marconi mit Feststellungen beschäftigt gewesen, wie weit sich der Wirkungsbereich der Station Poldhu erstreckt. Zu diesen Versuchen ist ihm das italienische Kriegsschiff „Carlo Alberto“ zur Verfügung gestellt worden. Marconi will während der Reisen dieses Schiffes nach Rußland und Italien stets funkentelegraphische Nachrichten von der Station Poldhu empfangen haben. „The Electrician“ stellt als Schlußergebnis der Versuche auf dem „Carlo Alberto“ fest, daß eine Telegrammsendung von Poldhu nach dem Schiff bis auf 1200 Kilometer möglich gewesen ist, daß bei dieser Entfernung die Telegramme zwar vielfach entstellte Zeichen aufwiesen, immerhin aber bei einiger Uebung noch zu entziffern waren. Das von dem Electrician veröffentlichte Faksimile eines solchen Telegramms zeugt von einer

recht wohlwollenden Beurteilung; es sind in diesem Telegramm so viele Zeichenentstellungen vorhanden, daß es einer recht regen und glücklichen Phantasie bedarf, den richtigen Inhalt herauszufinden.

Die Einrichtung der Station für die Ozeanfunkentelegraphie auf dem amerikanischen Kontinent (Kap Breton) hat Marconi kürzlich fertiggestellt. Als Senderdrähte für diese Station sind 50 Kupferdrahtseile, je aus 7 Drähten bestehend, von 215 engl. Fuß Länge zwischen vier im Quadrat stehenden Holztürmen so aufgehängt, daß sie nach der Mitte der Bodenfläche des Turmquadrats zu konvergieren. Für die Wellensendung erzeugt eine Wechselstromdynamomaschine von 40 Pferdekräften Wechselströme von 2000 Volt, die durch einen Transformator zunächst auf 20000 Volt und dann durch weitere Hilfsmittel auf 50000 bis 70000 Volt gebracht werden.

Am 21. Dezember 1902 ist die Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans durch die Funkentelegraphie erfolgt; die beiden Marconi-Riesenstationen Poldhu und Kap Breton stehen seitdem durch den Aether in funkentelegraphischer Verbindung. Ob sich letztere zu einem betriebssicheren Verkehrsmittel ausbilden lassen wird, muß die Zukunft lehren. Trotzdem muß jetzt schon dem Erfolge des jungen Italieners rückhaltlose Anerkennung gezollt werden.

Das Marconi-System ist bis jetzt auf 40 englischen Kriegsschiffen und 17 Ozeandampfern im Betriebe; ferner sind über 40 Landstationen an den europäischen und insbesondere den englischen Küsten, die sich meist im Besitze des Britischen Lloyd befinden, mit ihm ausgerüstet. Die italienische Kriegsmarine hat sich ebenfalls entschlossen, auf ihren Schiffen das Marconi-System einzuführen.

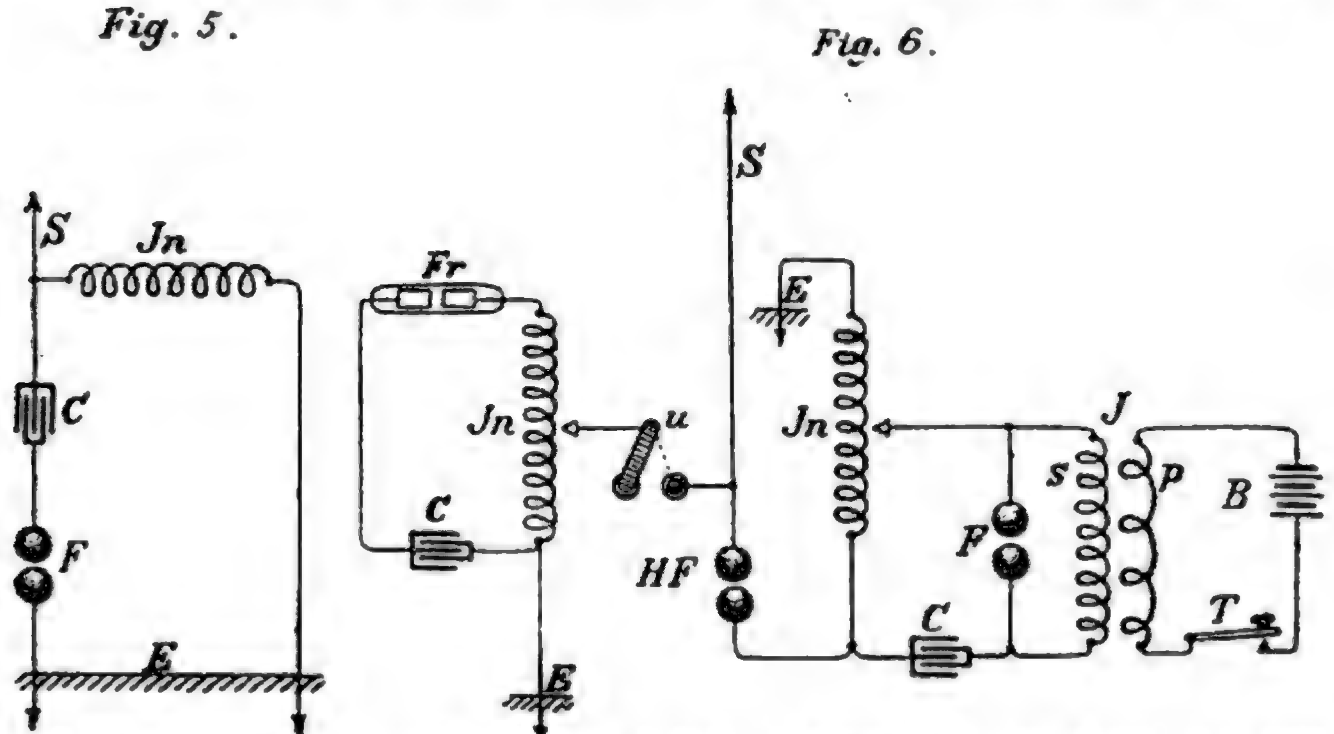
Von weittragender Bedeutung für die Schiffahrt auf dem Atlantischen Ozean wird die von der South West Wireleß Telegraph Ship Company Limited in Liverpool beabsichtigte Verankerung eines Schiffes als Marconi- und Proviantstation im Atlantischen Ozean unter 49° 40" nördlicher Breite und 8° westlicher Länge, d. h. in etwa 110 engl. Meilen Entfernung von Lizard sein. Das Schiff soll den funkentelegraphischen Verkehr mit den Ozeanfahrern und der Marconi-Station Lizard vermitteln, sowie außerdem Proviant, Wasser, Kohlen u. s. w. an die vorüberfahrenden Schiffe abgeben und erforderlichenfalls Rettungsdienste leisten. Die englische Marconi-Gesellschaft hat diesem mit einem Kapital von 25000 Pfd. Sterling gegründeten Unternehmen ihre jetzigen Patente und späteren Verbesserungen gegen 25% der mit dem Marconi-System zu erzielenden Bruttoeinnahmen überlassen und die Verpflichtung übernommen, keinen andern derartigen Schiffsstationen in der Nähe des Kanals solche Lizenzen zu geben. Es fällt angenehm auf, daß bei dieser Abmachung eine Beschränkung des Verkehrs der Schiffsstation auf Schiffe mit Marconi-Systemen an Bord, also ein Ausschluß andrer Systeme nicht vorgesehen ist. Die Gesellschaft hofft bei einer Einnahme von 4½ Pence für das Werk 60% Dividende zahlen zu können. Diese Hoffnung scheint doch etwas übertrieben.

Das System Slaby-Arco.

Professor Dr. Slaby hat bereits im Jahre 1897 erfolgreiche Versuche mit drahtloser Telegraphie angestellt und dabei auf eine Entfernung von 21 Kilometern funkentelegraphische Zeichen übermittelt. Die von ihm ursprünglich verwendete Schaltungsanordnung (Fig. 5) unterscheidet sich insbesondere von dem ältern, damals allein bekannten Marconi-System dadurch, daß das obere Ende des vertikalen Luftdrahtes nicht isoliert, sondern über eine Induktionsrolle mit Erde verbunden ist, und der Senderdraht sowie die Erdleitung der Funkenstrecke zu einer mehrdrähtigen Schleife ausgebildet sind. Infolge dieser Anordnung pulsieren die schnellen Entladungsschwingungen der Funkenstrecke nur in der Senderdrahtschleife, von der oberen Erdverbindung werden sie durch die Induktionsrolle ferngehalten. Zwischen Funkenstrecke und Luftleiter ist ferner ein Kondensator eingeschaltet; hierdurch wird erzielt, daß bei der Entladung erheblich größere Mengen von Elektrizität zum Ausgleich kommen, und daher bei gleicher Spannung größere Energiemengen ausgestrahlt werden als bei der älteren Marconi-Anordnung. Die Empfangsstation ist in ähnlicher Weise geschaltet.

Das vorgeschriebene ältere Slaby-Arco-System ist mit gutem Erfolge auf einer größeren Anzahl von deutschen Kriegsschiffen vielfach in der Weise zur Verwendung gekommen, daß eine elektrische Wechselstrommaschine die Primärwindungen eines Hochspannungstransformators speist, sobald die zur Zeichengebung dienende Taste niedergedrückt wird. Die sekundäre Spule des Transformators ist über die Funkenstrecke mit dem Senderdrahte verbunden.

Erheblich bessere Resultate als mit der älteren Marconi-Anordnung konnten,



C Kondensator; *F* Funkenstrecke; *Jn* Selbstinduktionsspule *S* Senderdraht.

C Kondensator; *E* Erde; *F* Funkenstrecke; *Fr* Fritter; *HF* Hilfsfunkenstrecke; *Jn* Regulierbare Selbstinduktionsspule; *S* Sender- bezw. Empfängerdraht; *u* Umschalter.

abgesehen von der geringeren Beeinflussung durch atmosphärische Störungen, auch mit dieser von Professor Slaby bis Mitte 1900 benutzten und von seinem früheren Assistenten Grafen v. Arco technisch ausgebildeten Schaltung trotz ihrer vielfachen augenscheinlichen Vorzüge nicht erzielt werden. Es mag dies wohl daran gelegen haben, daß bei diesem System eine Differenz in den Schwingungsperioden der einzelnen Strombahnen noch schädlicher wirken mußte, als bei der älteren Marconi-Schaltung, die nur den einfachen isolierten und durch die Funkenstrecke direkt erregten Senderdraht benutzte. Hierdurch dürfte sich auch der Umstand erklären, daß Marconi seinerzeit mit der vorbeschriebenen Slaby-Schaltung keinen guten Erfolg erzielte; bei den betreffenden Versuchen wird jedenfalls eine erhebliche Dissonanz der einzelnen schwingenden Strombahnen vorgelegen haben.

Seit dem Herbst 1900 ist das System Slaby-Arco bedeutend verbessert und vervollkommnet worden. Grundlegend dafür waren die von Professor Slaby im Sommer 1900 vorgenommenen Untersuchungen über die elektrischen Schwingungsverhältnisse der Leiter. Das Schlußergebnis dieser Untersuchungen war, daß zur Erzielung der größten Fernwirkung vollständige Uebereinstimmung in den Schwingungen der Strombahnen der Sender- und Empfängerstationen herrschen muß, und daß zu diesem Zwecke die Luftleitung der Sender- und Empfängerstationen gleich einem Viertel der zur Verwendung kommenden Wellenlänge oder einem ungeraden Vielfachen der Viertelwellenlänge gleichgemacht werden muß. Die Uebersetzung dieser theoretischen Untersuchungen in die Praxis hat dann zu einer Reihe von Schaltungsanordnungen geführt, die sehr gute Leistungen aufzuweisen hatten, auf die aber hier aus Mangel an Raum nicht näher eingegangen werden kann. Die jetzt bei einfachen Verhältnissen benutzte Gesamtanordnung des Slaby-Arco-Systems (Fig. 6) ist folgende:

Zur Erzeugung des Speisestroms für den Funkeninduktor dient ein zusammen mit einem Turbinenunterbrecher und einem Taster in die primäre Wickelung des Induktors eingeschalteter Motor. Die sekundäre Wickelung des Induktoriums ist mit einem Kondensator, bestehend aus einer Anzahl Leydener Flaschen, einer regulierbaren Induktionsspule sowie der Erregerfunkenstrecke zu einem geschlossenen Schwingungskreise verbunden, der über die Induktionsspule an Erde gelegt ist. Der Erregerkreis steht über eine sogenannte „Abschalte- oder Hilfsfunkenstrecke“ mit dem Senderdrahte in Verbindung. Die Schaltung des Erregerkreises stimmt, wenn man seine Erdverbindung und die Abschaltefunkenstrecke wegläßt, im wesentlichen mit einer im Braunschen Hauptpatent angegebenen Anordnung überein. Ob hierin eine Patentverletzung liegt, wird der bereits oben erwähnte Patentprozeß in Kürze zu entscheiden haben.

Wenn der Senderdraht durch Umlegen eines einfachen Kurbelumschalters als Empfangsdraht auf die Empfangsapparate geschaltet wird, so wird den von dem Drahte aus dem Aether aufgesaugten elektrischen Wellen durch die Abschaltefunkenstrecke der Weg zu den Geberapparaten gesperrt. Sie treten dann durch die für die Abstimmung des Empfängerstromkreises benutzte regulierbare

Induktionsspule in den Fritter, der mit der bezeichneten Spule und einem Kondensator zu einem geschlossenen, in einem Punkte geerdeten Stromkreis vereinigt ist. Parallel zum Fritter ist über den Anker eines Klopfers ein Relais und eine kleine Batterie eingeschaltet. Das Relais bethätigt einen Morseschreiber und den soeben erwähnten Klopfer, dessen zu einem Klöppel ausgebildeter Anker auf mechanischem Wege, d. h. durch einfache Erschütterung, die durch die elektrische Bestrahlung im Fritter geschaffene leitende Verbindung wieder zerreißt.

Bezüglich der Konstruktion der einzelnen Apparate des Slaby-Arco-Systems ist folgendes bemerkenswert. Für kleine Entfernungen bis 40 Kilometer kommen Funkeninduktoren von 15 Centimeter Schlagweite zur Anwendung, die mit gewöhnlichem Hammerunterbrecher versehen sind. Zur Speisung des Induktors dient eine Batterie von 20 bis 40 kleinen Trockenelementen; der Energieverbrauch beträgt nur 50 bis 100 Watt. Für mittlere Entfernungen von 40 bis 80 Kilometer werden Induktoren von 30 Centimeter Schlagweite benutzt, die durch Gleichstrom unter Anwendung eines Turbinenunterbrechers oder direkt durch Wechselstrom gespeist werden; der Energieverbrauch beträgt hier etwa 1 Kilowatt. Für größere Entfernungen von 80 bis 300 Kilometer genügen im allgemeinen 3 Kilowatt, die Induktoren werden dann entweder direkt mit Wechselstrom oder neuerdings zweckmäßiger aus einer Gleichstromquelle unter Anwendung eines Gleichstrom-Wechselstromumformers Patent Grisson gespeist.

Der Turbinenunterbrecher besteht aus einer Quecksilberturbine, durch die in einem gußeisernen Topf 3 Kilogramm Quecksilber in Rotation versetzt werden; die hierbei erzeugten Quecksilberstrahlen bringen Stromschlüsse und Stromunterbrechungen in regelmäßiger und rascher Folge — 200 bis 1000 in der Minute — zu stande.

Das Prinzip des Grisson-Umformers beruht darauf, daß von einer Gleichstromquelle zunächst Strom in die eine Spulenhälfte der Primärwickelung des Funkeninduktors geschickt wird, und dieser Strom so lange geschlossen bleibt, bis ein bestimmtes Strommaximum in der Spule aufgetreten ist. Sobald letzteres erreicht wird, kommt auch der Stromschluß für die zweite Spulenhälfte zu stande. Durch die Stromschließung der zweiten Spule wird eine elektromotorische Gegenkraft erzeugt, die die Stromstärke in der ersten Spule vermindert und angenähert zu Null macht. In demselben Augenblicke aber wird der Stromkreis in der ersten Spule unterbrochen, worauf der Strom in der zweiten Spule schnell zu seinem Maximalwert anwächst. Der gleiche Vorgang wiederholt sich dann in regelmäßiger Folge. Zur automatischen Schließung des Stromkreises der einen oder der andern Spulenhälfte oder beider gleichzeitig dient eine Kontakteinrichtung in Form eines Dynamokollektors, die durch einen kleinen Motor angetrieben wird. Der Umformer liefert reinen Wechselstrom, dessen Periodenzahl zwischen 15 bis 100 leicht geändert werden kann. Da keine eigentliche Unterbrechung der Ströme beim Maximalwert stattfindet, also auch keine oder nur kleine Unterbrechungsfunken auftreten, so ist es möglich, mit Hilfe dieses Umformers bedeutende Stromstärken zur Speisung des Induktoriums zu benutzen. Der Grisson-Umformer

wird daher für den Betrieb von Funkentelegraphenstationen mit großer Reichweite unentbehrlich werden.

Als Wellenempfänger benutzt das Slaby-Arco-System vorzugsweise Fritter, für leichte bewegliche Landstationen jedoch auch sogenannte Mikrophonempfänger oder Mikrophonfritter. Um das Fritterpulver gegen Oxydation durch die atmosphärische Luft zu schützen, und um es vollständig trocken sowie leicht beweglich zu erhalten, kommen nur Vakuumfritter zur Verwendung. Die Kolben der Fritter bestehen aus Silber und sind in die Glasröhren sehr genau eingepaßt. Trotz des luftdichten Abschlusses gestattet die Konstruktion der Fritter eine Regulierung der Empfindlichkeit. Zu diesem Zwecke sind die Stirnwände der Silberkolben nicht parallel gestellt, sondern abgeschrägt, so daß zwischen ihnen ein keilförmiger Spalt entsteht. Wird der Fritter so eingestellt, daß der schmälere Teil des Spaltes nach unten steht, so füllt das Pulver der Höhe nach einen größeren Teil des Spaltes aus, und der Pulverdruck vermehrt sich. Die Empfindlichkeit des Fritters ist dann am größten. Steht dagegen der breitere Teil des Spaltes nach unten, so vermindert sich der Druck infolge der Verteilung des Pulvers auf eine größere Fläche, und die Empfindlichkeit des Fritters ist dann am geringsten. Durch Drehung des Fritters um seine Längsachse mittels eines Stellrades kann ihm hiernach innerhalb gewisser Grenzen jede beliebige Empfindlichkeit gegeben werden.

Als Mikrophonempfänger wird bei dem Slaby-Arco-System ein Körner- oder Federmikrophon benutzt, das mit einem Trockenelement, einer Induktionsspule und einem Fernhörer zu einem Stromkreise vereinigt wird. Treffen die vom Luftleiter aufgefangenen elektrischen Wellen auf das Mikrophon, so schwankt dessen Widerstand, der zuerst etwa 150 Ohm beträgt, innerhalb kleiner Grenzen und veranlaßt hierdurch Stromschwankungen, die sich im Telephon als Geräusch äußern. Die Empfindlichkeit eines solchen Mikrophonfritters ist wesentlich größer als die der Feilspänefritter; indes ist es bisher nicht möglich gewesen, die im Mikrophon durch die elektrischen Fernwirkungen verursachten Widerstandsänderungen durch Vermittlung eines Relais und Morseschreibers aufzuzeichnen, so daß mit ihnen weder schriftliche Signale erhalten werden können, noch ein Anruf der Stationen möglich ist.

Für militärische Zwecke hat die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft jetzt neue fahrbare Funkentelegraphenstationen gebaut, die bei Versuchen zwischen Erkner und der Station der Gesellschaft am Schiffbauerdamm in Berlin, also auf rund 30 Kilometer über Land, trotz des geringen Energieaufwandes der Wagenstation von 12 Volt und 4 Ampère eine dauernd klare Verständigung mit dem Morseschreiber lieferten. Das vollständige Apparatsystem und sämtliche Hilfsmittel für diese beweglichen Stationen sind in einem Fahrzeug untergebracht, das aus einem Vorder- und einem angehängten Hinterwagen besteht und dessen Abmessungen, Einrichtungen für Bespannung u. s. w. den Normalien der deutschen Armeefahrzeuge entsprechen. Im Vorderwagen sind alle Sender- und Empfangsapparate, ein Teil der Hilfsmittel und die Hälfte der aus Trockenelementen

bestehenden Batterie untergebracht. Der Hinterwagen enthält die zweite Hälfte der Batterie und die Reserveteile. Infolge dieser Verteilung hat die Station eine weitgehende Beweglichkeit; erforderlichenfalls kann in besonders schwierigem Gelände mit dem Vorderwagen allein vorgegangen werden, da dieser alle notwendigen Teile der Station enthält und die halbe Batterie bereits den Strombedarf deckt. Zur Hochführung der Luftleitung, die aus Bronze- oder Stahldrahtlitze besteht, dienen Drachen gewöhnlicher Form, bei stärkerem Wind amerikanische Kastendrachen. Kleine Luftballons mit einem Fassungsvermögen von 10 Kubikmetern werden bei Windstille oder stark böigem Winde benutzt. Der zur Füllung der Ballons erforderliche Wasserstoff wird in 6 Stahlflaschen mitgeführt. Die für das System erforderliche Erdung vermittelt ein Band aus Kupferdrahtgaze von 10 Metern Länge und 1 Meter Breite, das auf eine an einer Seite des Vorderwagens angebrachte Rolle aufgewickelt ist. Das einfache Abrollen dieses Bandes und dessen flaches Auslegen auf dem Boden giebt eine ausreichende Erdung, insbesondere wenn dabei noch etwas lebender Pflanzenwuchs, Gras u. s. w. von der Gaze bedeckt wird. Die Reichweite der fahrbaren Stationen beträgt mindestens 30 Kilometer.

Mit dem Slaby-Arco-System sind zurzeit in Deutschland ausgerüstet: 50 Kriegsschiffe, 1 Torpedoboot, 6 Küstenstationen der Kaiserlichen Marine an der Ostsee, 2 Küstenstationen des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikalinie an der Nordsee, 1 Weserfeuerschiff und der Dampfer „Deutschland“ der Hamburg-Amerikalinie. In nächster Zeit sollen weitere fünf Küstenstationen an der Nordsee für die Marineverwaltung und eine Funkentelegraphenanlage zwischen der Zugspitze und Partenkirchen zur Ausführung kommen.

Auch im Auslande hat das Slaby-Arco-System bereits Boden gefaßt. In Dänemark sind eine Feuerschiffsstation und eine Küstenstation im Betrieb; eine weitere Feuerschiffsstation befindet sich in der Einrichtung. In Schweden hat die Kriegsmarine 4 Schiffsstationen im Betriebe, 4 weitere Schiffsstationen und 4 Küsten- oder Inselstationen gehen ihrer Vollendung entgegen. Norwegen hat 2 Schiffsstationen, Rußland 4 Landstationen, Oesterreich und Portugal je 1 Schiffsstation und 1 Küstenstation im Betriebe. In Frankreich werden zurzeit 2 Küstenstationen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 2 Landstationen und eine Küstenstation, in Chile 4 Landstationen installiert. Im Stadium des Projektes befinden sich 2 Küstenstationen für Holland und 2 Küstenstationen für Chile, letztere mit einer Reichweite von 700 Kilometer.

Auf Grund der mit ihren über 110 zur Ausführung gekommenen Funkentelegraphenstationen erzielten guten Ergebnisse und gewonnenen Erfahrungen baut jetzt die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft eine große Anlage für eine Reichweite von 800 Kilometer. Diese Anlage soll noch im laufenden Winter bei der Versuchsstation in Oberschöneweide bei Berlin probeweise in Betrieb genommen werden. Die Dimensionen der Luftleiter, die Größe der Erregerkapazitäten und die Leistung des vorgesehenen Hochspannungstransformators werden ungefähr der Größenanordnung der transatlantischen Marconistationen entsprechen.

Das System Braun-Siemens & Halske.

Während Marconi und Professor Slaby bei ihren Funkentelegraphensystemen lange Zeit die für die Fernwirkung erforderlichen elektrischen Wellen nur in offenen Strombahnen, d. h. in Drähten erzeugten, die nicht in sich zurücklaufen, und erst später dazu übergegangen sind, hierzu einen geschlossenen Stromkreis zu benutzen, hat Professor Braun von Anbeginn seiner Arbeiten an, die bis in das Jahr 1897 zurückreichen, als Erregerkreis für die elektrischen Wellen stets eine im Sinne der Geometrie nahezu geschlossene Strombahn zur Anwendung gebracht. Bei der offenen Strombahn schnüren sich, wenn sie in elektrische Schwingungen versetzt wird, nach Hertz Kraftlinien ab; sie wandern als elektromagnetische Strahlen in den Raum hinaus und kehren nicht mehr zurück, sobald sie einen gewissen Abstand erreicht haben. Durch die Abgabe von elektrischer Energie an die Umgebung verliert aber die offene Strombahn an ihrer eignen Energie; ihre elektrische Schwingung hört also bald auf, sie klingt schnell ab, oder sie ist, wie man es jetzt allgemein bezeichnet, infolge der elektromagnetischen Strahlung stark gedämpft. Bei einer geschlossenen Strombahn dagegen, z. B. einem Stromkreise aus Leydener Flaschen, der unter gewöhnlichen Umständen keine Energieabgabe nach außen aufweist, liegen die Verhältnisse anders. Eine in einem solchen Flaschenkreise einmal eingeleitete elektrische Schwingung würde unaufhörlich weiterschwingen, wenn nicht ihre Energie sich mit der Zeit in Wärme umsetzte. Es geschieht dies durch Erwärmung des Schließungsbogens infolge seines elektrischen Widerstandes und zu einem beträchtlichen Teile noch in der Funkenbildung. Eine Abnahme der Energie der elektrischen Schwingungen erfolgt also auch hier; die Dämpfung ist hier ebenfalls nicht zu vermeiden. Es ist jedoch der Leydener Flaschenstromkreis, um elektrische Schwingungen längere Zeit zu unterhalten, von allen bekannten Anordnungen die günstigste; ein solcher Schwingungskreis hat die geringste Dämpfung.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des Professors Braun, die außerordentliche Bedeutung des Leydener Flaschenstromkreises für die drahtlose Telegraphie nicht nur zuerst erkannt, sondern auch seine praktische Verwendung zuerst ermöglicht zu haben. Die Arbeiten Brauns dürften vorbildlich gewesen sein für den Ausbau der übrigen Systeme, und ihnen dürfte wohl ein guter Teil der auf dem Gebiete der Funkentelegraphie erzielten Errungenschaften zuzuschreiben sein. Ohne den Braunschen geschlossenen Schwingungskreis für die Wellenerregung würde auch Marconi seine Ozeanfunkentelegraphie nicht verwirklicht haben können. Braun benutzt bei seinem System die geschlossene Strombahn in Verbindung mit der offenen. Der schwach gedämpfte Leydener Flaschenstromkreis, der große Energiemengen aufnehmen kann, dient ihm zur Erzeugung der elektrischen Wellen und gleichzeitig als Energiereservoir; die offene Strombahn des vertikalen Luftleiters dagegen dient zum Aussenden der Wellen; ihr wird aus dem geschlossenen Erregerkreise immer neue Energie nachgeliefert. Die Schwingungen der offenen Strombahn werden auf diese Weise auch nachhaltiger.

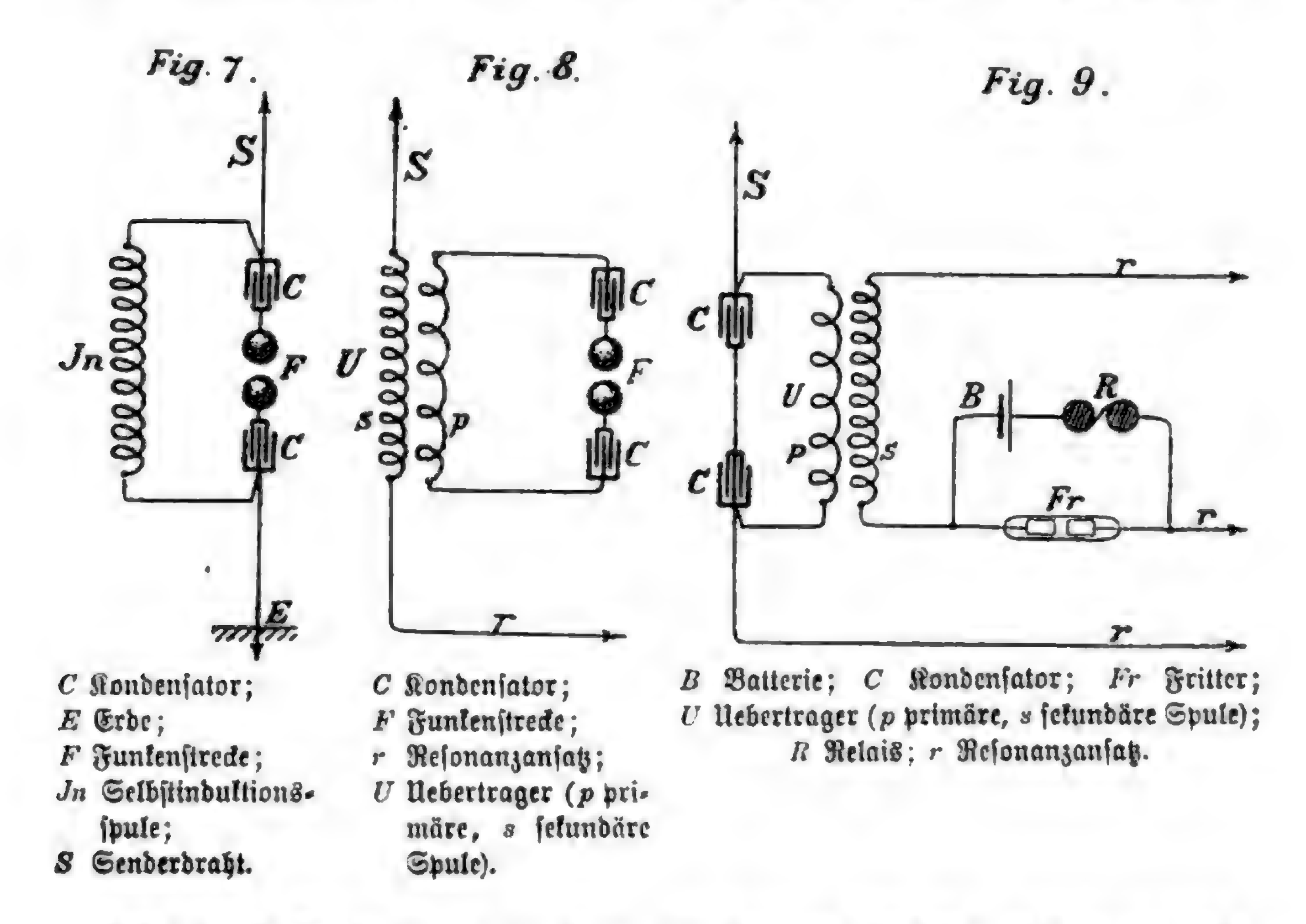
Die Verbindung des Flaschenstromkreises mit der offenen Strombahn bewirkt Braun auf zweierlei Weise; entweder schließt er letztere direkt an einen Punkt des geschlossenen Schwingungskreises (Fig. 7) an, oder er verbindet beide Strombahnen durch elektromagnetische Kuppelung (Fig. 8). Im ersteren Falle verbreiten sich die elektrischen Schwingungen von dem Anschlußpunkte aus in dem Senderdrahte ähnlich den Schwingungen eines langen elastischen Stabes, wenn man diesen an einem Ende rasch hin und her bewegt. Bei der elektromagnetischen Kuppelung wird der Senderdraht durch Induktion erregt; zu diesem Zwecke ist in den Flaschenkreis die primäre und in den Senderdraht die sekundäre Spule eines Induktionsübertragers besonderer Bauart eingeschaltet.

Braun fand bei seinen Untersuchungen bald, daß in dem auf diese Weise in elektrische Schwingungen versetzten Senderdrahte zwei Schwingungen entstehen; seine Eigenschwingung und die Schwingung des Flaschenstromkreises. Die Eigenschwingung erlischt aber infolge der starken Ausstrahlung bald; es bleibt dann nur noch die Flaschenkreisschwingung. Die Maximalintensität wird erreicht, wenn die Dimensionen des Senderdrahtes bestimmte Beziehung zu denen des erregenden Flaschenstromkreises haben, d. h. wenn die sogenannte Resonanzbedingung erfüllt ist. Dies ist der Fall, wenn die Eigenschwingung des Senderdrahtes gleich einem Viertel der Wellenlänge des Erregerkreises oder einem ungeraden Vielfachen davon ist. Die in dem Senderdrahte durch den Leydener Flaschenstromkreis erregten elektrischen Schwingungen wachsen erst allmählich zu ihrem Höchstwerte an; dieser ist dann erreicht, wenn der Senderdraht ebensoviel elektrische Energie in den Luftraum ausstrahlt, als ihm vom Flaschenstromkreise nachgeliefert wird. Die auf diese Weise erzeugten, lang anhaltenden Schwingungen sind auch das unerläßliche Hilfsmittel zur Abstimmung zweier Funkentelegraphenstationen derart aufeinander, daß sie durch eine dritte, mit andrer Schwingungsperiode arbeitende Station nicht gestört werden. Eine solche Abstimmung ist nur dann wirksam, wenn schwach gedämpfte Schwingungen zur Verwendung kommen, stark gedämpfte regen dagegen durch ihren kurzen Impuls jede Strombahn zu ihrer Eigenschwingung an.

Den Empfänger seines Funkentelegraphensystems (Fig. 9) bezeichnet Professor Braun als eine Umkehrung des Senders; der Empfänger spricht scharf und intensiv nur auf die eine vom Sender ausgehende Wellenart an. Die vom Empfängerdrahte aufgesaugten Wellen werden einem Resonanzflaschenkreise zugeführt, dessen Eigenschwingung auf die Schwingung des Sender- und Empfangsdrahtes abgeglichen ist. Für falsche Wellen, d. h. Wellen andrer Schwingungsperiode ist der Braunsche Empfänger nahezu unempfindlich. Hierauf ist auch zurückzuführen, daß das Braunsche System, zumal bei ihm von jedweder Erdverbindung abgesehen ist, wenig von atmosphärischen Störungen zu leiden hat.

Auf Grund dieser teils auf empirischem Wege, teils durch Versuche gewonnenen Ergebnisse hat Professor Braun sein System der Funkentelegraphie in Verbindung der auf diesem Gebiete von der Firma Siemens & Halske namentlich in Bezug auf die technische Ausführung bereits erzielten Erfolge

folgendermaßen gestaltet: Ein aus einer Kapazität und einer Selbstinduktion, sowie einer Funkenstrecke bestehender geschlossener Schwingungskreis wird durch einen Funkeninduktor zu elektrischen Schwingungen erregt. Die Kapazität wird



C Kondensator; *E* Erde; *F* Funkenstrecke; *Jn* Selbstinduktionsspule; *S* Senderdraht.

C Kondensator; *F* Funkenstrecke; *r* Resonanzansatz; *U* Uebertrager (*p* primäre, *s* sekundäre Spule).

B Batterie; *C* Kondensator; *Fr* Fritter; *U* Uebertrager (*p* primäre, *s* sekundäre Spule); *R* Relais; *r* Resonanzansatz.

gebildet durch Kondensatoren in Form von Leydener Flaschen, die symmetrisch zu beiden Polen der Funkenstrecke angeordnet sind (Fig. 8). Die Selbstinduktion bildet gleichzeitig die primäre Spule des Uebertragers für die elektromagnetische Kuppelung. Durch induktive Uebertragung werden die Schwingungen des Leydener Flaschenstromkreises der in die offene Strombahn, den Senderdraht, eingeschalteten Sekundärspule aufgezwungen. Um hierbei in der Sekundärspule ein Maximum der Intensität zu erhalten, wird sie mit Ansätzen versehen, die eine regelmäßige Reflexion der in ihnen erzeugten Wellen bewirken. Die Ansätze müssen nahezu einer Viertelwellenlänge oder einem ungraden Vielfachen davon elektrisch gleichwertig sein. Der eine Ansatz wird als Vertikaldraht in die Höhe geführt, um die Wellen in den Luftraum auszustrahlen, und der andre Ansatz wird aufgewickelt und isoliert aufgehängt oder aber auch durch eine isoliert aufgehängte Metallplatte von entsprechender Größe ersetzt.

Beim Empfänger (Fig. 9) werden die ankommenden Wellen von dem Luftdrahte zunächst einem Resonanzkreise, dem Kondensatorkreise, zugeführt, der auf die Wellenlänge des Gebers abgestimmt ist. Der Resonanzkreis enthält wie der Erregerkreis der Senderstation eine Kapazität aus Leydener Flaschen und eine gleichzeitig als primäre Uebertragungsspule benutzte Selbstinduktion. Das zur

Erzielung richtiger Resonanz und kräftiger Schwingung der Uebertragerspule erforderliche elektrische Gleichgewicht wird wiederum durch Anhängung eines einer Viertelwellenlänge elektrisch gleichwertigen Metallleiters an den Kondensatorkreis hergestellt. Die sekundäre Uebertragerspule ist an beiden Enden mit je einem Metallleiter von einer Viertelwellenlänge, beziehungsweise deren elektrischem Aequivalent verbunden; in den einen Leiter ist der Fritter eingeschaltet und ihm parallel das Empfängerrelais und das Fritterelement angeordnet.

Ebenso wie bei der bisher am meisten in der Praxis verwendeten induktiven Sendererregung ist auch bei der von Professor Braun angegebenen direkten Erregung des Senderdrahtes dessen genaues Abgleichen auf die Schwingungen des geschlossenen Erregerkreises zur Erzielung der Höchstwirkung unbedingtes Erfordernis. Mit der direkten Methode hat Professor Braun bereits im Winter 1899/1900 praktische Versuche angestellt und dabei gute Ergebnisse erzielt; über neuerdings mit der gleichen Schaltung angestellten Versuche werden noch späterhin Veröffentlichungen erfolgen.

Die Konstruktion sämtlicher beim Braun-Siemens-System zur Verwendung kommenden Apparate ist darauf berechnet, schwach gedämpfte Wellen und größte Resonanzen zu erzielen. Zum Betrieb des Funkeninduktors werden bei größeren Anlagen fast durchgängig der elektrolytische Wehnelt- oder Simon-Unterbrecher benutzt; bei Anlagen, die nur einen geringen Aufwand elektrischer Energie erfordern, genügt der gewöhnliche Quecksilberstrahlenunterbrecher. Für die in den Erregerkreis eingeschalteten Leydener Flaschen ist die Röhrenform gewählt. Die Röhren bestehen aus starkem Glase, innen und außen Belegung aus Zinnfolie; jede Flasche hat eine genau bestimmte Kapazität. Durch Herausnehmen oder Einsetzen von Röhren in das Flaschengestell kann die Kapazität und damit einerseits die Gesamtenergie, die zur Ausstrahlung kommt, sowie andrerseits die Schwingungszahl oder die Wellenlänge in den weitesten Grenzen geändert werden.

Die bei dem Braun-Siemens-System verwendeten Fritter haben Stahlelektroden, deren Endflächen stets Hochglanz besitzen müssen. Die Füllung besteht aus gehärtetem und gesiebtem Stahlpulver; je nach Verwendung feineren oder gröberen Stahlpulvers läßt sich die Empfindlichkeit vermindern oder steigern. Der Fritter ist fast unbegrenzt haltbar, seine Empfindlichkeit kommt der der besten luftleeren Nickelfritter gleich, während er an Sicherheit der Wirkung diese noch übertreffen soll. Die Regulierung der Empfindlichkeit des Fritters während des Betriebes erfolgt durch einen kleinen permanenten Ringmagneten.

Neben dem gewöhnlichen Morseschreiber kommt bei dem Braun-Siemens-System ebenfalls ein Mikrophonempfänger zur Verwendung, der durchaus sicher arbeitet und dreimal so empfindlich als der Stahlfritter ist, die Aufnahme der Telegramme aber nur mit dem Telephon gestattet. Der von Dr. Köpsel konstruierte Apparat enthält zunächst ein Mikrophon einfachster Bauart; es besteht dies lediglich aus einem an einer Blattfeder befestigten harten Stahlplättchen, gegen das eine meist zu einer Spitze ausgebildete Kohlen- oder Stahlelektrode

durch eine Mikrometerschraube gepreßt werden kann. Das Mikrophon wird mit einem Trockenelement und einem Telephon in Reihe geschaltet. Der so gebildete Wellenempfänger kann in jedes beliebige abgestimmte oder nicht abgestimmte Empfangssystem eingeschaltet werden; er spricht auf jede Welle an. Alle Versuche der Abstimmung, soweit sie die Wahrung des Telegraphengeheimnisses bezwecken, werden also durch diesen Apparat hinfällig.

Aus der Entwicklungsgeschichte des Braun-Siemens-Systems sind folgende Daten hervorzuheben. Die ersten praktischen Versuche mit der Funkentelegraphie stellte Professor Braun bereits im Frühjahr 1898 in alten Straßburger Festungsgräben sowie am Rhein- und Kinzigufer an. Bei diesen Versuchen wurde zwar schon der Leydener Flaschenstromkreis benutzt, als Wellenträger jedoch nicht die Luft, sondern das Wasser und die Erde. Diese und spätere Versuche ergaben für die elektrischen Wellen eine Uebertragungsweite im Wasser bis zu 3 Kilometer, in Erde die Hälfte bei einer schwachen Energiequelle von 8 Bunsenelementen und einem Induktor von 10 Centimetern Schlagweite.

Noch im Sommer 1898 erprobte Professor Braun sein System des geschlossenen Erregerkreises und der induktiven Sendererregung in Straßburg zur Herstellung einer Funkentelegraphie durch den Luftraum. Die Versuchsergebnisse bestätigten nach jeder Richtung hin die Richtigkeit des seinem Systeme zu Grunde gelegten Prinzips.

Größere Versuche fanden dann im Sommer 1899 und 1900 auf der Elbe bei Cuxhaven statt; ihr erfolgreicher Abschluß war die Einrichtung der großen Versuchsanlage Cuxhaven — Feuerschiff Elbe I — Helgoland, die sich als vollkommen betriebssicher erwiesen hat. Für die funkentelegraphische Ueberbrückung der 63 Kilometer betragenden Entfernung zwischen Cuxhaven und Helgoland waren nur 30 Meter hohe Masten zur Befestigung der Luftleitung erforderlich. Der Betrieb dieser Versuchsanlage hat insbesondere volle Klärung über die für eine gute Abstimmung der Schwingungskreise aufeinander zu beobachtenden Umstände geschaffen.

Zur Anstellung von Versuchen auf größere Entfernungen ist jetzt eine Funkentelegraphenanlage zwischen Saßnitz auf Rügen und Großmöllen bei Köslin in Betrieb genommen worden. Die Entfernung der beiden Stationen voneinander beträgt 165 Kilometer; die mit dem Morseschreiber erzielte Verständigung ist eine vollkommen zuverlässige. Als Luftleiter dient bei beiden Stationen ein 75 Meter langer isolierter Kupferdraht von 10 Quadratmillimeter Querschnitt, der in seinem oberen Drittel in ein Netz von 12 Drähten von je 1 Millimeter Durchmesser ausläuft. Das System ist auf eine Wellenlänge von 300 Metern berechnet; die zur Ausbalancierung der offenen Strombahnen erforderlichen elektrischen Gegengewichte werden durch Zinktrommeln dargestellt. Als Stromquelle dient eine Netzspannung von 110 Volt; der Induktor wird durch einen Wehnelt-Unterbrecher betrieben und braucht einen Strom von 20 Ampère. Nach dem erzielten Erfolge ist nicht zu zweifeln, daß die zur Ueberbrückung weit größerer Entfernungen demnächst beabsichtigten neuen Versuche ebenfalls gelingen werden.

———

Ganz hervorragende Erfolge hat das Braun-Siemens-System in der für Militärzwecke besonders ausgeführten Einrichtung bei den diesjährigen Kaisermanövern zu verzeichnen gehabt. Genauere Mitteilungen hierüber können erst später erfolgen.

Fernerstehende werden vielleicht die Frage stellen, weshalb das Braun-Siemens-System trotz seiner Einfachheit, Sicherheit und sonstigen zweifellosen Vorzüge bis jetzt noch nicht die gebührende Einführung in die Praxis gefunden hat? Die Antwort hierauf ist leicht gegeben. Professor Braun hat die ersten Jahre fast nur mit den gewöhnlichen Laboratoriumhilfsmitteln und ohne besonderen Kostenaufwand arbeiten müssen. Versuche von solcher Bedeutung wie die zwischen Cuxhaven und Helgoland, die mehrere hunderttausend Mark Kosten verursacht haben, waren erst mit Erfolg durchzuführen, als die zur Ausnützung des Braunschen Patents gegründete Finanzgesellschaft sich mit der Aktiengesellschaft Siemens & Halske zu der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, System Professor Braun und Siemens & Halske, G. m. b. H. verband. Bei der Rührigkeit dieser Gesellschaft, der rastlosen wissenschaftlichen Mitarbeit des Professor Braun und der von der Aktiengesellschaft Siemens & Halske dem Unternehmen zugewiesenen hervorragenden wissenschaftlichen und technischen Kräfte ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das Braun-Siemens-System auch in kommerzieller Beziehung gute Erfolge zeitigen wird.

Das System Fessenden.

Professor Reginald Fessenden, der frühere Leiter des Wetterbureaus der Vereinigten Staaten, hat ein neues Funkentelegraphensystem erfunden, bei dem zur Uebertragung der elektrischen Energie in die Ferne nicht die Hertzschen elektromagnetischen Wellen, sondern Wellen besonderer Art zur Verwendung kommen sollen. Fessenden nennt sie „halbfreie Aetherwellen"; sie sollen sich von den Hertzschen Wellen dadurch unterscheiden, daß sie keine vollkommenen, sondern nur halbe Wellen sind. Eine besondere Eigentümlichkeit des Fessenden-Systems ist die dauernde Bethätigung des Wellensenders bei der Abgabe von Telegrammen; die Empfangsstation erhält also zunächst dauernd Wellen, auf deren Länge die Strombahnen des Empfängers abgestimmt sind. Die eigentliche Zeichenübermittlung geht dann in der Weise vor sich, daß die Schwingungsperiode des Senders kürzere oder längere Zeit außer Uebereinstimmung oder Resonanz mit der Schwingung des Empfängers gebracht wird. Hierzu dient ein besonderer Apparat, der im wesentlichen aus einem mit Oel gefüllten Kasten besteht, in dem eine Anzahl parallele Drähte paarweise ausgespannt und durch bewegliche Kontakte miteinander verbunden sind. Durch Niederdrücken eines besonders konstruierten Telegraphenschlüssels kann eine beliebige Anzahl solcher Drahtpaare eingeschaltet und dadurch die Abstimmung zwischen Sender und Empfänger aufgehoben werden. Bei einer derartigen Anordnung erhalten fremde Stationen dauernd unverständliche Zeichen auf ihren Empfangsapparaten, bis sie sich auf

die zur Verwendung kommende Wellenlänge einreguliert haben, was allerdings nicht so leicht sein dürfte.

Als Wellenempfänger benutzt Fessenden eine Art Bolometer in Verbindung mit einem Telephon. Die Hitzekapazität des Empfängers ist von Fessenden so gering gewählt, daß bereits ein außerordentlich kleiner Zuwachs an elektrischer Energie genügt, dessen Temperatur merklich zu steigern. Er besteht im wesentlichen aus einem außerordentlich feinen Platindrahte von 0,0013 Millimeter Durchmesser und 0,25 Millimeter Länge, der zunächst zur Verhütung der Wärmeausstrahlung mit einem glockenförmigen Gefäß aus Silber und sodann mit einer luftleeren Glasbirne umschlossen ist. Sobald elektrische Wellen durch den Platindraht gehen, erhitzen sie ihn und ändern seinen Widerstand. Die Widerstandsänderungen werden durch das dem Wellenempfänger parallel geschaltete Telephon registriert. Der bolometrische Empfänger soll absolut zuverlässig sein und selbst dann noch Zeichen geben, wenn kein andrer Wellenempfänger mehr anspricht. Bei Versuchen zwischen Stationen auf Roanoke Island (Nordkarolina) und Kap Hatteras hat Fessenden mit seinem System gute Verständigung bei einer Telegraphiergeschwindigkeit von 30 Wörtern in der Minute erzielt. Ob das System die von den Freunden Fessendens gehegten überschwenglichen Hoffnungen erfüllen wird, läßt sich heute noch nicht voraussagen; immerhin bürgt die zielbewußte Arbeit Fessendens für einen gewissen Erfolg. Zurzeit werden mit dem System Versuche von der Marine der Vereinigten Staaten gemacht. In den maßgebenden Kreisen der Vereinigten Staaten legt man besonderen Wert darauf, ein eignes amerikanisches Funkentelegraphensystem zu schaffen.

Das System De Forest.

Das Charakteristische dieser Systeme ist der auf elektrolytischen Wirkungen beruhende Wellenempfänger, der von den Erfindern De Forest und Smythe „Responder“ genannt wird. Das Prinzip dieses Wellenempfängers ist bereits 1899 von Schäfer und Neugschwender erkannt worden und für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie auch zur praktischen Ausführung gekommen, ohne daß jedoch auf weitere Entfernungen die erforderliche Sicherheit erzielt werden konnte.

Der Responder des De Forest-Systems besteht aus zwei Metallelektroden, zwischen denen sich eine weiche Paste befindet, die aus einer teigartigen zähen Masse, einer elektrolytischen Flüssigkeit und einer großen Anzahl durch die ganze Masse verteilten winzigen Metallstückchen zusammengesetzt ist. Unter der Einwirkung einer kleinen Lokalbatterie bilden diese kleinen Metallstückchen eine leitende Brücke von verhältnismäßig geringem Widerstande zwischen den beiden Elektroden. Sobald elektrische Wellen diese Brücke bestrahlen, fällt sie in sich zusammen, indem der elektrische Widerstand infolge Ablagerung großer Mengen winziger Bläschen von freiem Wasserstoff an der einen Elektrode erheblich zunimmt. Nach Aufhören der elektrischen Bestrahlung tritt sofort der ursprüngliche Zustand wieder ein; die Wirkung geht augenblicklich vor sich; eine Erneuerung der Paste ist erst nach drei Tagen erforderlich. Als Empfänger selbst dient

ein Telephon. Als Senderstromquelle dient eine Wechselstrommaschine von 500 Volt Spannung, diese wird durch einen Transformator besonderer Bauart auf 25000 Volt erhöht. Die Pole der zweiteiligen Funkenstrecke sind nicht kugelförmig wie bei den übrigen Systemen, sondern bestehen aus sphärischen Scheiben, die vertikal und in einer Entfernung von 1/4 Zoll übereinander angeordnet sind. Es soll diese Anordnung eine besonders klare und wirksame Funkenstrecke ergeben. Das De Forest-System ist bei den diesjährigen Manövern der Land- und Seetruppen der Vereinigten Staaten versuchsweise zur Anwendung gekommen, und es sind damit gute Erfolge erzielt worden. Es wurden zum Beispiel zwischen dem Fort Mansfield und dem Kanonenboot „Unique" mit nur 20 bis 25 Meter hohen Luftleitungen auf 80 Kilometer Entfernung Telegramme mit einer Sprechgeschwindigkeit von 20 bis 40 Wörtern in der Minute gewechselt.

Neue Wellenempfänger.

Der Kohärer von Branly. Er besteht aus einem auf einer polierten Stahlplatte ruhenden stählernen Dreifuß, dessen Füße schwach oxydiert sind. Die Berührungspunkte zwischen dem polierten und dem oxydierten Metall bilden die Kohärerkontakte. Näheres über die erzielten praktischen Erfolge ist noch nicht bekannt.

Der Mikrophonfritter von Bleekrode. Er besteht aus zwei kleinen Kohlenstückchen, über die drei bis vier gewöhnliche Nähnadeln gelegt sind. Die Berührungsstellen zwischen den Nadeln und Kohlen bilden die Kohärerkontakte. Die Mikrophonfritter von Siemens & Halske sowie von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft erscheinen zuverlässiger.

Der Mikrophonfritter der italienischen Kriegsmarine. Er besteht aus einer starken Glasröhre mit Elektroden aus Kohle oder Eisen, zwischen denen sich Quecksilberkügelchen befinden. Marconi hat mit diesem Fritter gute Resultate erzielt und schreibt ihm eine besondere Verwendbarkeit für die Fälle zu, in denen die Luftdrähte durch Drachen oder Ballons in die Höhe geführt werden müssen.

Der magnetische Wellenempfänger Marconis. Er besteht aus einem Transformator besonderer Bauart, dessen aus einem Eisendrahtbündel geformter Kern sich unter der Einwirkung eines rotierenden Hufeisenmagneten befindet. Infolge der magnetischen Trägheit bleibt der in dem Eisendrahtbündel erzeugte Magnetismus hinter der magnetisierenden Kraft des rotierenden magnetischen Feldes zurück. Dies Zurückbleiben wird aber sofort aufgehoben, wenn eine elektrische Bestrahlung eintritt. Das hierdurch bedingte plötzliche Ansteigen des Magnetismus verursacht in der sekundären Transformatorspule einen Stromstoß, der in einem Telephon je nach der Länge der Bestrahlung als Morsepunkt oder Morsestrich gehört wird. Auf Grund der mit dem neuen Wellendedektor auf dem Carlo Alberto erzielten Erfolge bezeichnet Marconi ihn allen andern Kohärern oder Frittern überlegen, weil er keine Regulierung braucht, außerordentlich empfindlich und durchaus zuverlässig ist.

Die Blochmannschen Versuche über die Richtfähigkeit der Funkenwellen.

Unter Richtfähigkeit versteht man die Versendung elektrischer Wellen von einem Punkte aus in bestimmter, selbstgewählter Richtung, ferner die Möglichkeit, auf einer Empfangsstation nur elektrische Wellen aufzunehmen, die aus einer bestimmten Richtung kommen, und endlich die Möglichkeit der genauen Feststellung, aus welcher Richtung die Wellen eintreffen.

Dr. Rudolf Blochmann will die Richtfähigkeit der elektrischen Wellen durch Verwendung von linsenförmigen Körpern aus elektrisch durchlässigem Material ermöglichen, die für elektrische Strahlen dieselben Wirkungen hervorrufen sollen, wie die Glaslinsen für die Lichtstrahlen. Durch praktische Versuche in Schlebusch (Rheinland) glaubt Blochmann den Beweis einwandfrei erbracht zu haben, daß es mit Hilfe einfacher Linsen möglich ist, die Funkentelegraphie von dem ihr bisher anhaftenden Mangel der Richtungslosigkeit zu befreien. Blochmann benutzte bei seinen Versuchen auf der Geberstation eine elektrische Funkenstrecke mit den gewöhnlichen Hilfsapparaten; das Ganze eingeschlossen in einen Kasten mit elektrisch undurchlässigen, also elektrisch dunkeln Wänden aus Metall. Nur an einer Stelle oder an mehreren Stellen, wenn gleichzeitig in mehreren Richtungen telegraphiert werden soll, befinden sich Oeffnungen, die durch Linsen aus elektrisch durchlässigem Material ausgefüllt sind. Auf der Empfängerstation ist ein ähnlicher Kasten aufgestellt, dessen Linsenöffnungen gegenüber eine Anzahl von Kohärern angebracht ist. Von den Wellenempfängern werden nur die elektrischen Strahlen nachgewiesen, die aus einer bestimmten vor der Linsenöffnung liegenden Gegend kommen; die genaue Richtung ihres Ursprungs zeigt der Fritter an, der durch sie bethätigt worden ist.

Welchen Wert die Blochmannschen Versuche für die praktische Funkentelegraphie haben werden, läßt sich heute noch nicht voraussehen; immerhin zeigen sie einen neuen Weg, auf dem eine mehrfache und geheime Funkentelegraphie, die man bis jetzt ausschließlich mit Hilfe der Abstimmung erzielen wollte, vielleicht zu schaffen sein wird.

Schlußbetrachtungen.

Fast täglich werden jetzt größere oder kleinere Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete der Funkentelegraphie veröffentlicht. Nicht nur wissenschaftliche und technische Kapazitäten aller Länder, sondern vielfach auch Laien auf dem Felde der Elektrizität beschäftigen sich dauernd mit dem interessanten Probleme der Funkentelegraphie. Eine enorme Summe geistiger Kraft wird hierauf verwendet, und erhebliche materielle Opfer werden allerseits gebracht. Daß bei diesen Arbeiten in letzter Linie auch auf deren kommerzielle Verwertung Bedacht genommen wird, ist leicht verständlich. Eine solche wäre aber für alle andern Erfinder ausgeschlossen, wenn die Monopolbestrebungen der englischen Marconigesellschaft, die sich in dem bekannten Abkommen mit dem

Britischen Lloyd deutlich kennzeichnen, Erfolg haben sollten. Ein solcher Erfolg wäre gleichbedeutend mit einer vollständigen Unterbindung jedes weiteren wissenschaftlichen und technischen Wettbewerbs in der Funkentelegraphie; dem vorzubeugen dürfte die vornehmste Aufgabe der auf Anregung Deutschlands in Aussicht genommenen Konferenz zur internationalen Regelung der Funkentelegraphie sein. Bei der heute bereits allgemein anerkannten segensreichen Bedeutung der Funkentelegraphie für die Schiffahrt hat die gesamte zivilisierte Welt das größte Interesse daran, daß die Funkentelegraphie unbeschadet der Rechte der einzelnen Erfinder nicht dem Monopol einer einzigen Privatgesellschaft verfällt, sondern daß sie Gemeingut aller Nationen wird. Selbst in England erheben sich Stimmen, die eine internationale Regelung der Funkentelegraphie in diesem Sinne dringend empfehlen und die Marconigesellschaft zur Nachgiebigkeit ermahnen. Nachgiebigkeit dürfte auch im Interesse der Marconigesellschaft selbst liegen, denn den Beweis, daß mit seinem syntonischen System funkentelegraphische Nachrichten übermittelt werden können, die fremde Stationen weder stören noch von letzteren aufgefangen werden können, hat Marconi bis jetzt noch nicht erbracht. Die bekannte Londoner elektrotechnische Zeitschrift The Electrician behauptet sogar, daß die von der Poldhu-Station nach dem Carlo Alberto übermittelten Telegramme gerade das Gegenteil erwiesen hätten. Nach den Mitteilungen des Electrician sind die Telegramme der Poldhu-Station auch von andern, nicht im Besitze der Marconigesellschaft befindlichen Funkentelegraphenstationen aufgenommen worden. Hierdurch würde erwiesen sein, daß eine Geheimhaltung der Funkentelegramme mit Hilfe der Abstimmung zurzeit noch nicht möglich ist, und daß ferner bei Verwendung solcher mächtigen Energiequellen wie bei der Poldhu-Station eine Störung der andern, in nicht allzuweiter Entfernung arbeitenden Stationen nicht zu vermeiden ist. Solchen Störungen durch andre Systeme sind aber die Marconistationen in gleicher Weise ausgesetzt; es dürfte also auch für die Marconigesellschaft die Notwendigkeit vorliegen, eine friedliche Verständigung mit den übrigen, insbesondere mit den deutschen Funkentelegraphensystemen zu erzielen. Damit in dieser Hinsicht die deutschen Systeme Braun-Siemens und Slaby-Arco ihre Ansprüche nachdrücklich vertreten können, würde ihre baldige Vereinigung zu einem einzigen „Deutschen Funkentelegraphensystem“ durchaus wünschenswert sein. Man kann wohl annehmen, daß Neigung zu einer solchen Vereinigung auf beiden Seiten vorhanden ist; hoffentlich treten bei den angebahnten Verhandlungen alle kleinlichen Bedenken und persönlichen Interessen der Erfinder zurück, und hoffentlich finden sie im Hinblick auf die alte Wahrheit „Einigkeit macht stark“ in Kürze und noch vor Beginn der für Berlin in Aussicht genommenen Konferenz zur internationalen Regelung der Funkentelegraphie ihren erfolgreichen Abschluß.

Goethe und Italien.

Von

Prof. A. de Gubernatis (Rom).

(Schluß.)

Vom Glück weit mehr begünstigt als Dante und Shakespeare, gelangte Goethe rasch zu der ersehnten Berühmtheit, — nicht nur in seinem Heimatlande, sondern bei allen zivilisierten Nationen Europas, und lange ehe Frau v. Staël mit ihrer leidenschaftlichen Beredsamkeit dazu beitrug, die Zahl seiner glühenden Bewunderer zu vergrößern. Auch in Italien wurde Goethe bald berühmt.

Ich besitze die kleine, zierliche erste italienische Ausgabe des „Werther", die in zwei Bänden bei Giuseppe Rosa in Venedig erschienen ist. Da sie in Italien sehr selten und in Deutschland fast unbekannt ist, so wird, denke ich, eine eingehendere Beschreibung dieser Ausgabe hier nicht unwillkommen sein.

Ganz vorn im Buch befindet sich ein Blatt, auf dem man liest: „Verter, opera originale tedesca del celebre signor Goethe trasportata in italiano dal D. M. S."; dann folgt das erste, illustrierte Titelblatt mit der Aufschrift: „Verter, parte prima", und mit einem sehr graziösen Titelbild in der Mitte, das eine glückliche Familie darstellt: zwei kleine Mädchen und vier kleine Knaben freuen sich über die Geschenke, die sie vom Vater und von der Mutter bekommen. Unter dem Bilde stehen die vier Zeilen:

„Ogni garzon di così amar s'invoglia,
Brama si fatto amor ogni donzella;
Passïon la più dolce e la più bella,
Come mai da te nasce acerba doglia?" [1])

Unten steht: Venezia 1788, presso Giuseppe Rosa, con licenza dei superiori, e privilegio. Dem Titelblatt gegenüber stehen die zwei Zeilen aus dem ersten Sonett Petrarcas:

Ove sia chi per prova intenda amore
Spero trovar pietà non che perdono.

Dann kommt ein weiteres Blatt, für die Widmung: „A Sua Eccellenza la Nobil Donna Augusta Wynne Corraro"; in der Widmung wird gesagt, daß der „in seiner Art vortreffliche" Roman der genannten Dame gewidmet werde,

---

[1]) Uebersetzung der bekannten, von Goethe den „Leiden des jungen Werther" vorausgeschickten Verse:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

weil sein größter Wert „auf der Zartheit der Empfindungen, dem Adel der Gefühle, der Kraft der Gedanken und der feinen Sensibilität beruht, wovon er ganz erfüllt ist." Auf die Widmung folgen „historische Notizen" über das kleine Werk, und der Verfasser wird vorgestellt:

„Der berühmte Herr Doktor Goethe, der Verfasser dieser Briefe, ist ein Advokat aus Frankfurt am Main, der verschiedene andre lesenswerte Sachen geschrieben hat; aber besonders diese Briefe haben ihm allgemeine Wertschätzung erworben. Ihr Stoff ist nicht völlig erdichtet, aber seine glühende Phantasie hat das Wahre mit dem Erfundenen so trefflich zu mischen verstanden, daß er daraus eine ganze Dichtung in Briefform geschaffen hat. Manche behaupten auch, daß er irgend eine selbst erlebte Liebesgeschichte hineinverwoben hat, was sehr wahrscheinlich ist." Der Uebersetzer fügt hinzu, daß ein vortrefflicher Freund von ihm „die höchst ehrenwerte Dame, die gegenwärtig in Hannover lebt," für die der junge Werther „eine sehr heftige und hoffnungslose Leidenschaft" faßte, persönlich kenne, und bemerkt, daß er auch mit jemand gesprochen habe, „der in Wetzlar den genannten Werther in seiner Eigenschaft als Legationssekretär bei dem braunschweigischen Gesandten in dieser Residenz kennen gelernt hat." Dann ist die Rede von den Neuerungen, die Goethe mit seinem Werther in die deutsche Sprache eingeführt hat, von den durch ihn hervorgerufenen Polemiken, von seinem schließlichen Triumph „über die deutschen Krähen, die die Nachtigallen nachahmen wollen", von den „gelehrten und verständigen Bemerkungen" über das Werk Goethes, die sich im „Philosophen für die Welt" von J. J. Engel finden, den persönlich zu kennen der Uebersetzer sich rühmt; er schließt die „historischen Notizen" mit den Worten: „Der Herr Doktor Goethe hat später noch verschiedene andre Werke geschrieben, die ihm einen unsterblichen, in Deutschland epochemachenden Namen verschafft haben, und ist jetzt in Weimar Ratgeber und Freund jenes trefflichen Herzogs, der die Talente zu schätzen weiß und dessen Hof allgemein vorzugsweise der Hof der Genies genannt wird; es befindet sich dort auch der hochberühmte Herr Wieland, bekannt durch seine Schreibweise, die derjenigen unsers Autors gerade entgegengesetzt ist, indem dieser das Kräftige und Kernige, jener das Zarte und Weiche liebt, wie man an seinem unvergleichlichen ‚Agathon' erkennen kann. Diese beiden auserlesenen und hervorragenden Talente leben durch eine dem menschlichen Herzen allzu gemeine Schickung beständig in litterarischen Zwistigkeiten miteinander, aber der kluge Herzog schätzt den einen wie den andern sehr hoch und regt den Wetteifer zwischen ihnen an."

Die kleine italienische Ausgabe des Werther bietet uns noch zwei andre interessante Merkwürdigkeiten, nämlich einen Brief des Uebersetzers an Goethe und die Antwort Goethes an den Uebersetzer.

Der Uebersetzer entschuldigt sich, daß er es gewagt habe, als ersten Versuch einer Uebersetzung aus dem Deutschen die Uebertragung eines Werkes ins Italienische zu übernehmen, das „von den Deutschen selbst nicht recht verstanden" werde; doch habe ihm, wie er ehrlich bekennt, ein Landsmann Goethes geholfen,

„der eine lange Studie über die alte deutsche Sprache geschrieben hat.“ Er verteidigt dann die italienische Sprache gegen den Vorwurf der Schlaffheit. „Was die Schlaffheit betrifft, die der italienischen Sprache mit Unrecht vorgeworfen wird, so kenne ich Sie, verehrter Herr, als einen zu gelehrten Mann, um fürchten zu müssen, daß auch Sie einen so voreiligen Ausspruch unterschreiben; wer unsre Litteratur der Kraftlosigkeit zu beschuldigen wagt, ist sicherlich mit ihr nicht recht vertraut, und wenn die deutsche Sprache überaus rauh und herb ist, so folgt daraus nicht, daß die unsrige weich und schlaff genannt werden muß; wenn sie sich für die Musik besser eignet, so wird das vielmehr ein Vorzug mehr sein, den sie besitzt; aber wenn Petrarca sie vor Liebe weinen und seufzen zu lassen weiß, so weiß Dante sie dumpf und von dem dichten, schwarzen Rauch der Hölle verdüstert zu machen, und Tasso läßt sie vom Schall der Kriegstrompete erdröhnen. Es kommt nur darauf an, ob meine Feder sie jener Energie fähig zu machen weiß, für die sie in Prosa noch empfänglich ist, und deren Ihr unnachahmlicher Werther bedarf, um die Wirkung hervorzubringen, die Sie beabsichtigten, als Sie ihn schrieben.“

Der Uebersetzer schickt Goethe einige Proben seiner Uebertragung, damit er sie prüfen möge, und faßt dazu um so eher Mut, da in dieser Zeit eine verunglückte italienische Uebersetzung erschienen ist, die von einem Schweizer herrührt und voller Fehler ist; zum Schluß erklärt er sich als Arzt von Beruf: „Wiewohl ich die Medizin als Beruf ausübe, so pflege ich aus Neigung die schöne Litteratur, und was auch die Pedanten darüber sagen mögen, so werde ich doch darauf stolz sein, den ‚Werther‘ übersetzt zu haben, wenn Sie, verehrter Herr, die Güte haben, meine Arbeit wohlwollend aufzunehmen.“

Der Brief des Uebersetzers trägt das Datum: Padua, den 2. Oktober, und ist zweifellos aus dem Jahre 1787; Goethe antwortete aus Weimar in einem Briefe vom 20. Februar, der schlecht übersetzt wiedergegeben ist und italienisch im Druck folgendermaßen lautet (ob das deutsche Original des Briefes erhalten ist, weiß ich nicht):

„Avrei dovuto molto prima d'ora rispondere alla sua garbatissima Lettera, colla quale Ella m'invia un saggio della traduzione del mio Werter, avendola presso di me da qualche tempo. Perdoni, La prego, questo lungo ritardo alle mie indisposizioni, che spesso m'impediscono di fare verso gli esteri ciò che, per altro, riconosco essere di preciso dovere. Ho letto con piacere la di lei traduzione e vi ho potuto scorgere facilmente aver ella ben colto il mio piccolo scritto, e lo spirito di quello; nè so di poterle dare maggior attestato della mia gratitudine per la di lei fatica, quanto pregandola di lasciarmi scorrere il di lei manoscritto, a solo oggetto di manifestarle il mio sentimento, e lasciare in sua balia di farne quell' uso, che più le sarà in grado. A far ciò, non m'arrischierei, attesa la mia scarsa cognizione della lingua Italiana, se non avessi vicino un uomo erudito, che stette lungo tempo in Italia, a cui dopo il suo ritorno fu sempre a cuore lo studio d'essa lingua, e che fè prova ancor egli delle proprie forze nel tradurre de' tratti dello

stesso Werter. S'Ella stessa fosse qui, non farebbe d'uopo di questa terza persona, senza la quale però non credo di poterle esser utile in tanta lontananza.

Ricevuta ch'io abbia la di lei traduzione, voglio dedicarvi parecchie ore, che spero avere nella prossima state disoccupate, sino che abbia compiuta questa mia promessa, per quanto mi sarà possibile.

L'amore ch'io porto alla di lei lingua, mi fa desiderare di vedere que' pensieri e que' sentimenti, che cercai di scrivere e d'esprimere in tedesco, riprodotti nella di lei lingua, in una foggia per me nuova e seducente.

Ella si conservi lungamente, e conservi altresì in tutte le sue cose quella giovialità, e quello spirito che furon necessari a tradurre un' opera, la quale bramerei che fosse d'un merito corrispondente alle fatiche e alle difficoltà di così fatto lavoro etc.

Weimar, il 20 febbraio."

Zu deutsch ungefähr:

„Ich hätte auf Ihren freundlichen Brief, mit dem Sie mir eine Probe der Uebersetzung meines ‚Werther' schicken, schon viel früher antworten sollen, da ich ihn schon seit längerer Zeit bei mir habe. Halten Sie, bitte, diese lange Verzögerung den Störungen meiner Gesundheit zu gute, die mich häufig hindern, Auswärtigen gegenüber das zu thun, was ich sonst als eine unbedingte Pflicht anerkenne. Ich habe mit Vergnügen Ihre Uebersetzung gelesen und darin leicht wahrnehmen können, daß Sie meine kleine Schrift und ihren Geist richtig aufgefaßt haben; und ich weiß Ihnen keinen größeren Beweis meiner Dankbarkeit für Ihre Mühe zu geben, als daß ich Sie bitte, mich Ihr Manuskript durchlesen zu lassen, einzig und allein zu dem Zweck, Ihnen meine Empfindung kundzugeben und es Ihnen ganz anheimzustellen, davon Gebrauch zu machen, wie Sie es für das beste halten. Dies zu thun, würde ich mich in Anbetracht meiner mangelhaften Kenntnis der italienischen Sprache nicht erkühnen, wenn ich nicht einen gelehrten Mann in meiner Nähe hätte, der sich lange in Italien aufgehalten hat, nach seiner Rückkehr sich stets das Studium dieser Sprache hat angelegen sein lassen, und auch noch einen Beweis seiner Fähigkeiten gegeben hat, indem er Stellen aus demselben ‚Werther' übersetzt hat. (Wer kann dieser gelehrte Mann, der aus Italien zurückgekehrt ist und in Weimar das Studium der italienischen Sprache fortsetzt, anders sein als Goethe selbst? Wir haben also hier eine sehr merkwürdige Enthüllung, nämlich daß Goethe selbst daran gedacht hätte, seinen ‚Werther' ins Italienische zu übersetzen. Anm. d. Verf.) Wenn Sie selber hier wären, würde es dieser dritten Person nicht bedürfen, ohne die ich Ihnen jedoch in solcher Entfernung nicht nützlich sein zu können glaube.

Sobald ich Ihre Uebersetzung erhalten habe, will ich ihr einige Stunden, die ich im nächsten Sommer frei zu haben hoffe, widmen, bis ich dieses mein Versprechen erfüllt habe, soweit es mir möglich sein wird.

Die Liebe, die ich für Ihre Sprache hege, läßt mich wünschen, jene Gedanken und jene Gefühle, die ich auf deutsch zu schildern und auszudrücken suchte, in Ihrer Sprache, in einer für mich neuen und anziehenden Gestalt wiedergegeben zu sehen.

Mögen Sie sich lange und in gleicher Weise bei allem Ihrem Thun jenen Frohsinn und jenen Geist erhalten, die notwendig waren zur Uebersetzung eines Werkes, dem ich es sehnlich wünschen möchte, daß sein Verdienst den Mühen und Schwierigkeiten einer solchen Arbeit entspräche rc.

Weimar, 20. Februar."

Wir wissen nicht, ob der Uebersetzer dem Wunsch Goethes, das ganze Manuskript des „Werther" zu sehen, nachgekommen ist. Wir müssen wohl annehmen, daß es nicht der Fall war; denn da der Brief vom 20. Februar 1788, das Privileg der höchsten Unterrichtsbehörde der Universität Padua aber, worin die Genehmigung zum Druck des ersten Teiles des „Werther" in Venedig erteilt wird, vom 12. April 1788 datiert ist, und Goethe selbst erklärt, daß er erst im Sommer sich mit der Durchsicht der Uebersetzung beschäftigen werde, so kann man schließen, daß der ungeduldige Uebersetzer, zufrieden mit der ersten Gutheißung der Uebersetzungsprobe, ein weiteres Urteil nicht abgewartet habe. Indessen finden wir zu unsrer großen Verwunderung dem übersetzten Brief Goethes folgendes höchst seltsame Postskriptum gedruckt angefügt:

NB. „Intorno a quest' epoca, essendo comparso alla luce de' torchi di Poschiavo una infelice versione di Verter, lavorata sulla traduzione francese, e piena delle scorrezioni di quella, oltre le proprie, il presente Traduttore ha abbandonato il pensiero di pubblicare la sua, poichè, trattandosi d'un Romanzo, non ha creduto di dover moltiplicar enti senza necessità."

Zu deutsch: „Nachdem um diese Zeit in Poschiavo (in Graubünden) eine mißlungene Uebersetzung des ‚Werther' erschienen ist, die nach der französischen Uebersetzung gemacht und von deren Fehlern, außer den eignen, voll ist, so hat der gegenwärtige Uebersetzer den Gedanken aufgegeben, die seinige zu veröffentlichen, da es sich um einen Roman handelt und er geglaubt hat, unnötige Dinge nicht vermehren zu sollen."

Wie ist dieses Rätsel zu lösen? Allem Anschein nach giebt es nur eine einzige Lösung. Nachdem der Uebersetzer den Brief Goethes übertragen hatte, verlor er, als er die in Poschiavo erschienene italienische Uebersetzung des „Werther" zu Gesicht bekam, den Mut, gab die Idee auf, seine Uebersetzung drucken zu lassen, und schrieb die obenstehenden Worte. Später jedoch nahm er den Gedanken wieder auf, bekam wieder Lust, sich gedruckt zu sehen, und schickte das Manuskript kurzerhand an den Drucker in Venedig, ohne die Bemerkung auszustreichen, die er im Manuskript unter den Brief Goethes gesetzt hatte, gleichsam um sich zu rechtfertigen, daß er nicht das ganze Manuskript an Goethe geschickt hatte, um es sodann drucken zu lassen. Als er nun seinen Entschluß bereute, dachte er nicht mehr an diesen kleinen Zusatz, den er an einem Tage der Verstimmung

und Entmutigung gemacht hatte, und der Buchdrucker druckte alles, wie es war, also auch jene Erklärung des Uebersetzers, daß er den Gedanken, seine Uebersetzung des Romans zu veröffentlichen, aufgegeben habe. Der Fall steht vielleicht in der Geschichte der gedruckten Bücher einzig da und verdiente daher wegen seiner Seltsamkeit hervorgehoben zu werden.

Das Privileg der paduanischen Unterrichtsbehörde ist durch einen Irrtum des venezianischen Druckers hinter das kurze Vorwort gesetzt worden, mit dem Goethe die Geschichte Werthers bei seinen Lesern einführt.

Die italienische Uebersetzung ist mit Anmerkungen versehen, von denen einige pikant sind, so die zum neunten Brief Werthers, wo die Unzuverlässigkeit des schweizerischen Uebersetzers aufgedeckt wird. Dieser hat nämlich, um sein Vaterland nicht in einem ungünstigen Licht erscheinen zu lassen, an einer Stelle, wo von einem wegen einer Erbschaftsangelegenheit in die Schweiz gereisten Manne die Rede ist, in der französischen Uebersetzung an Stelle der Schweiz in wenig christlicher Weise Holland gesetzt. In einer andern Anmerkung, zum fünfzehnten Brief, fällt der Uebersetzer wieder über den schweizerischen Uebersetzer her, weil er eine Stelle ausgelassen hat, die darum auch in der zu Poschiavo erschienenen italienischen Uebersetzung ausgefallen ist; in einer dritten Anmerkung wird darauf aufmerksam gemacht, daß in den beiden vorausgegangenen schweizerischen Uebersetzungen der ganze achtzehnte Brief weggelassen ist.

Der erste Teil besteht aus 32 nicht numerierten, augenscheinlich hinterher eingefügten Seiten, und 108 numerierten: der zweite Teil umfaßt 132 Seiten und ist mit einem zweiten illustrierten Titelblatt versehen, das den jungen Werther als Selbstmörder darstellt und das Motto trägt:

Sensibil alma, a cui pregiata e cara
Fia sua memoria nell' obbrobrio involta
Ei ti sogguarda dalla tomba: ascolta,
Mortal, fa cor e a non seguirmi impara.[1])

In diesem zweiten Teil versucht der italienische Uebersetzer, obwohl er sich nicht für einen „großen Versemacher" hält, den Gesang Ossians aus dem Deutschen zu übersetzen, statt sich der schönen Uebersetzung des Paduaner Professors Melchior Cesarotti zu bedienen, und entschuldigt sich deswegen: „Ich habe Sorge getragen," schreibt er, „diese meine Verse ihm selbst, als einem Meister, vorzulegen, und er hat mit ausnehmender Güte sich herabgelassen, sie zu loben, wobei er mir einige Verbesserungen angegeben hat. Mein Autor ist dem englischen Original Ossians nicht immer treu geblieben, und aus diesem einzigen Grunde habe ich mich an dieses mühevolle Unternehmen gemacht, statt die Verse des vorerwähnten Herrn Cesarotti selbst abzuschreiben."

---

[1]) „Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach.
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach."

Als der italienische Werther in Venedig erschien, war Ugo Foscolo zehn Jahre alt; da er nach seinem eignen Bekenntnis erst mit sechzehn Jahren ernstlich zu studieren angefangen hat, so ist es wahrscheinlich, daß ihm erst im Jahre 1794 oder 1795 der Roman Goethes in die Hand gekommen ist und seine Phantasie entflammt hat, und daß erst nach dem Fall Venedigs, nach dem Frieden von Campoformio seine erste Liebesbegeisterung, seine erste politische Begeisterung, seine erste lyrische und tragische Begeisterung wach geworden sind, um miteinander vermischt in einem Kunstwerk Ausdruck zu finden, das in Italien unter dem Namen „Ultime Lettere di Jacopo Ortis“ bekannt ist. Es ist hier nicht der Ort, und es würde auch nicht der Raum vorhanden sein, einen Vergleich zwischen den Briefen Werthers und denen des Ortis anzustellen; aber daß die letzteren aus den ersteren entsprungen sind, kann nicht in Zweifel gezogen werden; und da der Zufall es gefügt hatte, daß ein Student Namens Ortis thatsächlich aus Liebe Selbstmord beging, so hatte Foscolo keine große Mühe, den deutschen Roman in italienische Verhältnisse zu übertragen, wobei er aus Ortis einen drehbaren Schatten seiner selbst machte, wie es zum Teil schon Goethe mit seinem Werther gemacht hatte.

Gewiß unterschied sich kein dichterischer Genius, kein Temperament von dem Goethes mehr als der Genius und das Temperament Foscolos; Goethe, der stets so leicht das innere Gleichgewicht wiederfand und der auf dem Rücken seiner leidenschaftlichen Faustina die Füße des Hexameters zählte, war bereits auf dem Wege, ein seelenruhiger Olympier zu werden. Foscolo zeigt uns, wenn er klassisch gedrechselte Verse schreibt, einen seltsamen Gegensatz zwischen seiner feurigen Natur und dem Zaum der Kunst, mit dem er oft seinen dichterischen Genius zügelte; doch in Goethes „Werther“ fand er ausnahmsweise seine eignen Affekte, dieselben, die sich uns in den Liebesempfindungen, den Ausbrüchen der Leidenschaft und der Verzweiflung seines Jacopo Ortis enthüllen.

Alle romantischen Schriftsteller Italiens, vom ersten bis zum letzten, haben in mehr oder weniger unmittelbarer Weise, in verschiedenem Maße und in verschiedener Gestalt irgend einen Funken von dem Genius Goethes, wie von dem Shakespeares, empfangen. Und derselbe Monti, der einige Jahre seines Lebens hindurch als litterarischer Nebenbuhler Foscolos, später Manzonis erschien, ein Koryphäe des Klassizismus, wie Manzoni ein Koryphäe des Romantizismus war, hatte viele von den Eigenschaften in sich, die Goethe zum Olympier machten. Seine drei Trauerspiele „Aristodemo“, „Caio Gracco“ und „Galeotto Manfredi“, die den Spuren Alfieris eben so nahe folgen, wie Foscolos „Tieste“, „Aiace“ und „Ricciarda“, atmen an vielen Stellen den Geist Shakespeares und den Geist Goethes. Der „Aristodemo“ geht sogar dem Verfasser des „Tasso“, des „Egmont“ und des „Faust“ voraus, und es war ein schöner Zufall, daß jener Goethe, der als Greis die beiden Trauerspiele Manzonis preisen, den „Cinque Maggio“ übersetzen und die Bewunderung des deutschen Volkes für die „Promessi Sposi“ wachrufen sollte, in Rom der ersten Aufführung des „Aristodemo“ beiwohnte. Die erste Mitteilung über den schönen Erfolg des „Aristo-

demo“ im Teatro Valle in Rom wurde den Deutschen Anfang 1787 von Goethe gemacht, der bei der ersten Vorstellung anwesend war, an dem großen Beifall, den das Stück beim Publikum fand, teilnahm und in seinen Erinnerungen auf den schönen Stil Montis und die Meisterschaft der Schauspieler, besonders Petronio Zamarinis, der die Hauptrolle gab, hinwies. Aber wer weiß, ob Goethe nicht auch in Weimar im Gespräch mit Frau von Staël, als er auf Rom und die italienische Litteratur zu sprechen kam, Monti als den ersten italienischen Dichter verherrlicht hat; denn als Corinna gegen Ende 1804 nach Mailand kam, verlangte sie nach nichts anderm so sehr als Monti näher zu treten, für den sie sich sofort begeisterte. Das erste Billet, das sie aus dem Gasthause an Monti schrieb, sagte ihm zeremoniös: „Il est impossible, Monsieur, à qui s'occupe des lettres, de n'avoir pas recueilli votre nom avec admiration, de n'avoir pas lu vos poésies qui soutiennent encore l'honneur de la littérature moderne en Italie.“ [1]) (Alfieri und Parini waren seit kurzem tot.) Vierzehn Tage genügten, daß der berühmte Monti für die leicht entzündbare Staël der „liebe“ Monti wurde, daß der Ton seiner Stimme ihr ins Herz geprägt blieb, daß die italienische Sprache in seinem Munde ihr edler erschien, und sie ihm schrieb: „Songez à la profonde amitié qui nous unit pour toujours, si vous le voulez, si vous soignez une affection que votre charme a fait naître si facilement et que vos qualités doivent conserver à jamais. Hommage au premier poète de l'Italie, tendres souvenirs au caro Monti; c'est votre nom que caro; je vous l'ai donné.“ („Denken Sie an die tiefe Freundschaft, die uns für immer verbindet, wenn Sie es wollen, wenn Sie eine Zuneigung pflegen, die Ihr Zauber so leicht hat entstehen lassen und die Ihre Eigenschaften für immer erhalten müssen. Ehrerbietige Hochachtung vor dem ersten Dichter Italiens, liebevolles Gedenken dem ‚caro‘ Monti; es ist Ihr Name, dieses ‚caro‘; ich habe ihn Ihnen gegeben.“) Und von Parma aus schreibt sie an ihn, nachdem sie mit dem berühmten Buchdrucker Giambattista Bodoni über Monti gesprochen hatte: „Il m'a répété ce mot qui est presque devenu votre surnom, ‚premier poète de l'Italie‘. Puis, au lieu de ‚procelloso‘, il a dit de vous ‚sulfureo‘; il me semble que l'on vous donne tous les attributs du feu. Cela m'inspire beaucoup de penchant pour la religion des Guèbres.“ („Er hat vor mir das Wort wiederholt, das fast Ihr Beiname geworden ist: der erste Dichter Italiens. Dann hat er von Ihnen statt procelloso (stürmisch) sulfureo (schweflig) gesagt; mir scheint, daß man Ihnen alle Attribute des Feuers beilegt. Das flößt mir viel Vorliebe für die Religion der Feueranbeter ein.“)

Corinna vergöttert in Deutschland Goethe und Schiller; in Italien begeistert sie sich, da sie in ihrer Zeit keinen findet, der ihm überlegen ist, für Vincenzo

---

[1]) „Es ist undenkbar, daß jemand, der sich mit Litteratur beschäftigt, Ihren Namen nicht mit Bewunderung vernommen, Ihre Dichtungen nicht gelesen hat, die das Ansehen der modernen Litteratur in Italien noch immer hochhalten.“

Monti. Eine Frau von Genie, betet sie das Genie an, und als sie Verse Montis zu Ehren einer Marchesa Malaspina gelesen hat, worin Dantes Verbannung erwähnt ist, versteigt sie sich zu einem Wunsch, der eine gewisse Eifersucht und einen geheimen Ehrgeiz verrät, vor der Nachwelt von Monti verherrlicht, doch noch mehr, von ihm geliebt zu werden: „Comme vos vers ont illustré cette marquise Malaspina! Faites donc une tragédie et mettez une note pour moi, ou plutôt aimez-moi assez pour qu'il vous en coûte de prononcer mon nom, et ce silence me sera bien cher!“ („Wie Ihre Verse diese Marquise Malaspina verherrlicht haben! Schreiben Sie doch ein Trauerspiel und fügen Sie eine Bemerkung für mich an, oder lieben Sie mich lieber so, daß es Ihnen schwer fällt, meinen Namen auszusprechen, und dieses Stillschweigen wird mir sehr teuer sein!“) Wie für Goethe, so ist auch für Frau von Staël Rom nicht mehr ganz Rom, wenn es keine Liebe darin giebt, wenn Monti nicht dort ist: „Je ne compare rien à vous,“ schreibt sie ihm, „et je me fais plaisir de vous le répéter de Rome.“ („Ich stelle Ihnen nichts gleich, und es macht mir Freude, Ihnen das von Rom zu wiederholen.“) In einem andern Briefe aus Rom schreibt Frau von Staël mit höchster Begeisterung: „Avant de finir ma lettre je vous dirai quelque chose des personnes cultivées que j'aurai vues, mais déjà M. de Humboldt[1]) m'a dit: ‚Ne vous flattez pas de trouver en Italie rien qui ressemble à Monti.‘ Oh non, je ne m'en flatte pas et j'ai même une sorte de plaisir à ne connaître personne que pour mieux sentir votre supériorité. Plus je vis d'étrangers, plus j'aimai ma patrie. Mais cette patrie qui est vous, mon cher Monti, puis-je y compter? Ma petite fille[2]) disait l'autre jour assez joliment: ‚Maman n'a aimé que deux choses en Italie, la mer et Monti.‘ Ajoutez à cela Saint-Pierre, et ces trois merveilles sont assez bien choisies.“ („Ehe ich meinen Brief schließe, will ich Ihnen etwas von den gebildeten Personen sagen, die ich gesehen habe, aber Herr von Humboldt hat mir bereits gesagt: ‚Machen Sie sich keine Hoffnung, in Italien etwas zu finden, was Monti gliche.‘ O nein, ich mache mir keine Hoffnung darauf, und ich finde sogar eine Art von Vergnügen darin, die Bekanntschaft andrer Leute nur zu machen, um Ihre Ueberlegenheit deutlicher zu fühlen. Je mehr Fremde ich sah, desto mehr liebte ich mein Vaterland. Doch das Vaterland, das Sie sind, mein lieber Monti, kann ich darauf zählen? Meine kleine Tochter sagte neulich recht hübsch: ‚Mama hat in Italien nur zwei Dinge geliebt: das Meer und Monti.‘ Nehmen Sie dazu noch Sankt Peter, und diese drei Wunder sind recht gut ausgewählt.“) Frau von Staël wollte Monti durch und durch zum Olympier machen, ihn von der Erde loslösen, in einen nur für ihn geschaffenen Himmel emporheben und ihn dort anbeten, in Coppet, wohin sie ihn voll Eifer einlud, und wo er

[1]) Wilhelm von Humboldt, der berühmte Philologe, der Bruder des Naturforschers, war damals preußischer Gesandter in Rom.

[2]) Die Tochter der Frau von Staël, Albertina, die, als sie Victor de Broglie heiratete, nach Mailand kam, um Montis „dichterischen Segen“ zu empfangen.

sein künstlerisches Meisterwerk schreiben sollte, „ein von allen äußeren Verhältnissen unabhängiges Werk“. Doch der zaghafte Ritter Monti würde nie gewagt haben, sein Glück aufs Spiel zu setzen, indem er seine Zuflucht in dem Asyl suchte, das ihm die Gegnerin Bonapartes anbot, die inzwischen aus Turin an den ferraresischen Dichter schrieb und ihn aufforderte, nach Goethe gleichfalls ein Drama über Tasso zu dichten: „Les amours de Tasse,“ schrieb sie, „avec la princesse de Ferrare et sa mort la veille du couronnement au Capitole; enfin je ne sais, mais il me semble qu'avec le pinceau que vous possédez tous les sujets deviendront ravissants si vous vous écartez des sujets politiques pour prendre tous ceux qui tiennent à l'imagination et au sentiment. Je suis persuadée que vous avez autant de grâce que d'énergie dans la manière d'écrire, et j'ai une ambition vive de vos succès. Je suis sûre par exemple, que si cette idée du Tasse pourrait s'adapter au théâtre, vous le feriez parler mieux que lui-même. Goethe a esquissé ce sujet en Allemagne, et il y a beaucoup réussi.“ („Die Liebe Tassos zur Prinzessin von Ferrara und sein Tod am Vorabend der Krönung auf dem Kapitol; nun, ich weiß ja nicht, aber mir scheint, daß unter Ihrer Feder alle Sujets entzückend werden, wenn Sie die politischen Sujets beiseite lassen, um alle die festzuhalten, die mit der Phantasie und dem Gefühl zu thun haben. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihrer Art zu schreiben ebensoviel Grazie wie Energie besitzen, und ich habe einen sehr lebhaften Ehrgeiz für Ihre Erfolge. Ich bin zum Beispiel sicher, daß, wenn diese Idee des Tasso sich für die Bühne passend gestalten ließe, Sie ihn besser sprechen lassen würden als er selbst. Goethe hat diesen Stoff in Deutschland behandelt, und er hat damit großen Erfolg gehabt.“)

Nach dem Tode Montis, der im Jahre 1828 erfolgte, wurde eine von ihm herrührende meisterhafte Uebersetzung des ersten Auftritts von „Torquato Tasso“ aufgefunden und von Paride Zaiotti in der „Wiener Rundschau“ des Jahres 1839 veröffentlicht, hierauf im selben Jahre in der „Gazetta di Milano“ wiedergegeben.

So blieben durch Vermittlung der Frau von Staël der Genius Goethes und der Montis in Verbindung miteinander, wie einige Jahre später Goethe durch Fauriel den Genius Alessandro Manzonis kennen lernte und der große Deutsche und der große Lombarde in Briefwechsel miteinander traten. Von diesem Briefwechsel berichtete nach der Veröffentlichung der „Promessi Sposi“ ein interessantes Werkchen, betitelt: „Teilnahme Goethes an Manzoni“, das bald ins Italienische übersetzt und in Lugano unter dem Titel „Interesse di Goethe per Manzoni“ herausgegeben wurde; zu diesem Werkchen hat ein in Wien lebender Italiener, Herr Sinigaglia, auf Grund neuer, in Weimar gesammelter Dokumente eine Ergänzung verfaßt und 1888 in der von mir sieben Monate lang in Florenz geleiteten und jetzt sehr schwer aufzutreibenden „Rivista Contemporanea“ veröffentlicht.

Es ist bekannt, wie Goethe in der Stuttgarter Zeitschrift für Kunst und

Altertum aus freien Stücken die Verteidigung des „Conte di Carmagnola“ gegen ungerechte Kritiken in der „Quarterly Review“ und in der mailändischen Biblioteca italiana übernahm.

In einem Dankbriefe an Goethe vom 23. Januar 1821 sprach sich Manzoni folgendermaßen aus:

„So sehr das litterarische Verbeugen und Danksagen außer Kredit gekommen, so hoffe ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemütes nicht verschmähen: denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken, was ich fühlen mußte, zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publikum ein so wohlwollendes Zeugnis geben zu können. Aber außer dem Wert, den eine solche Beistimmung für einen jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar.“ Manzoni legt dann diese besonderen Umstände dar; die andern Leser hatten in dem Trauerspiel ganz andre Dinge gefunden, als der Verfasser hatte hineinlegen wollen; Goethe allein war in die Absichten des Dichters eingedrungen. „Was,“ fährt er fort, „konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig, von ihm durchschaut zu werden, geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden! Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß, um ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Teiles der Leser.“ Und er schloß: „Ich werde einem an die Bewunderung Europas gewöhnten Manne nicht die Lobeserhebungen wiederholen, die ihm seit so langer Zeit im Ohre klingen, aber ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, die sich mir bietet, ihm die lebhaftesten und aufrichtigsten Wünsche für jegliches Wohlergehen darzubringen.“

Ueber das zweite Trauerspiel Manzonis, „Adelchi“, schrieb Goethe gleichfalls eine Analyse, worin er es sehr rühmte; auch sprach er mit Vorliebe über das Stück und äußerte sich darüber am 28. April 1825 in einer Unterredung mit Victor Cousin, der ihn besuchte und nachher sein Gespräch mit Goethe in der Zeitschrift „Le Globe“ wiedergab. Es finden sich darin interessante Urteile und Bemerkungen. Cousin berichtet: „‚Ich freue mich wenigstens,‘ sagte ich zu ihm, ‚daß zu den Dingen, mit denen sich zu beschäftigen Ihnen nicht langweilig ist, die neue italienische Litteratur und Manzoni gehören.‘ — ‚O, Manzoni,‘ erwiderte er, die Augen erhebend und seiner Stimme einen besonders ausdrucksvollen Klang gebend, ‚Manzoni ist ein lieber und werter junger Mann (Manzoni war damals vierzig Jahre alt, aber dem sechsundsiebzigjährigen Goethe

erschien er immer als ein junger Mann). Er hat begonnen, sich von den hergebrachten Regeln freizumachen, besonders von der der Einheit des Ortes. Aber les anciennistes,‘ fügte er hinzu, über sein eignes Wort lächelnd, ‚wollen es nicht erlauben. Gewiß, sie sind in Zorn über ihn geraten, obwohl er mit großem Verständnis zu Werke gegangen ist, wofür ich ihn nur loben kann. Zum Anfang mußte es so gemacht werden. Andrerseits werden gewisse Meinungsverschiedenheiten immer bestehen; und das ist auch gar kein Unglück; jeder soll es nach seiner Weise machen. Ich habe den „Adelchi“ erhalten und sogar eine kurze Analyse des Stückes geschrieben, die ich vielleicht eines Tages veröffentlichen werde. Ich habe dieses Trauerspiel wirklich studiert, es sind große Schönheiten darin. Bei den Einzelheiten halte ich mich wenig auf, ich meine, man muß immer auf das Ganze sehen. Manzoni hält sich an die Geschichte und an die wirklichen Persönlichkeiten, die sie darbietet; aber‘ (hier lächelte er fein, vielleicht in der Erinnerung an das, was er selbst bereits in seinen historischen Dramen gethan hatte) ‚er erhebt sich bis zu uns herauf durch den Charakter, den er ihnen beilegt, durch die humanen, ja liberalen Empfindungen, die er ihnen leiht, und er hat recht. Wir können uns nur für Menschen interessieren, die uns ein wenig ähnlich sind, und nicht für Lombarden und Langobarden und den Hof Karls des Großen. Sehen Sie Adelchi an: er ist ein ganz von unserm Manzoni erfundener Charakter.‘ — Bei diesen Worten warf ich ein wenig bewegt ein: ‚Die Empfindungen des sterbenden Adelchi sind die Manzonis selbst. Manzoni, der doch immer Lyriker ist, hat in Adelchi sich selbst gezeichnet.‘ — ‚Gewiß, gewiß,‘ erwiderte Goethe. ‚So habe ich vor einiger Zeit auch in seinen Hymnen seine Seele gefunden. C'est un catholique naïf et vertueux.‘ — Ich dankte ihm als Freund Manzonis dafür, daß er die Güte gehabt hatte, ihn, ohne ihn zu kennen, gegen die Kritiken der „Quarterly Review“ zu verteidigen. Er erwiderte mit einem Ton, der die innerste Ueberzeugung verriet: ‚Ich schätze den „Carmagnola“ sehr hoch, ich schätze ihn sehr hoch; der „Adelchi“ ist dem Stoffe nach größer, aber der „Carmagnola“ ist höchst bedeutend durch seine Tiefe; der lyrische Teil ferner ist so schön, daß der boshafte Kritiker (Ugo Foscolo) ihn gelobt und übertragen hat.‘“ Ueber die lyrische Begabung Manzonis konnte Goethe vortrefflich urteilen, da er seine Ode „Il cinque Maggio“ sogleich ins Deutsche übertragen und durch diese Uebersetzung bewiesen hatte, daß er ihn vollkommen verstand; denn wenn Goethe auch dadurch, daß er einige Worte falsch auffaßte, einige Ungenauigkeiten in seine Uebertragung hineinbrachte, so ist doch der lyrische Hauch Manzonis ganz in sie übergegangen. Cousin schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ich sagte ihm, daß Manzoni einen Roman schreibe, in dem er der Geschichte treuer sein würde als Walter Scott, — einen Roman, in dem er sein historisches System streng in die Praxis umsetzen würde. — ‚Der Stoff?‘ fragte er mich. — ‚Mailand im siebzehnten Jahrhundert.‘ — ‚Manzoni,‘ sagte er, ‚ist Mailänder, er wird dieses Jahrhundert gründlich studiert haben . . . O, wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn liebe und schätze.‘“

Als dann die „Promessi Sposi“ erschienen waren und Goethe sie gelesen hatte, gab er darüber in einem Gespräch mit Eckermann in wenigen Worten ein so treffendes und so zusammenfassendes Urteil ab, daß, wenn man den humoristischen Ton und das Hervortreten von Figuren, die durch Manzoni typisch geworden sind, dazu nimmt, man sagen kann, daß hier der ganze Roman Manzonis einem greifbar entgegentritt. Eckermann schreibt (am 18. Juli 1827): „‚Ich habe Ihnen zu verkündigen,‘ war heute Goethes erstes Wort bei Tische, ‚daß Manzonis Roman alles überflügelt, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen ... Der Eindruck beim Lesen ist derart, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben ... Manzonis innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleichkommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des einzelnen wie der italienische Himmel selber! ... Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden ... Im dritten Bande finde ich, daß der Historiker dem Poeten einen bösen Streich spielt, indem Herr Manzoni mit einemmal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Historiker dasteht. Und zwar geschieht dieses bei einer Beschreibung von Krieg, Hungersnot und Pestilenz, welche Dinge schon an sich widerwärtiger Art sind und die nun durch das umständliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutsche Uebersetzer muß diesen Fehler zu vermeiden suchen, er muß die Beschreibung des Kriegs und der Hungersnot um einen guten Teil und die der Pest um zwei Dritteile zusammenschmelzen', so daß nur so viel übrig bleibt, als nötig ist, um die handelnden Personen darin zu verflechten ... Manzoni hatte als Historiker zu großen Respekt vor der Realität ... Doch sobald die Personen des Romans wieder auftreten, steht der Poet in voller Glorie wieder da und nötigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung.‘“

Goethe war mit seinem überlegenen Genie ein wahrer Entdecker von Genies. In seiner Ueberlegenheit förderte er neidlos alle, auf die er stieß. Viele wurden von ihm in irgend einer Weise beeinflußt, und in Italien wurde er besonders von lyrischen Dichtern wie Giovanni Prati, Andrea Maffei, Luigi Carrer, Francesco Dell' Ongaro, namentlich in Balladen nachgeahmt, und bisweilen auch von Giosuè Carducci; einige Anklänge an den „Faust“ lassen sich im „Ariberto“ und im „Armando“ Pratis finden. Zahlreich sind auch die italienischen kritischen Studien über die Werke Goethes, von dem bizarren und paradoxen Vittorio Imbriani, der behauptete, daß der „Faust“ nur von denen bewundert werde, die ihn nicht verstünden, bis zu dem jungen, mit einer trefflichen und

umfassenden Bildung ausgerüsteten Dr. Carlo Segrè, der über Goethe so warm und so wahr geschrieben hat. Doch soll hier ein ruhmreicher Veteran der italienischen Kritik nicht vergessen werden, Tullo Massarani, ein Mitarbeiter des alten mailändischen „Crepuscolo“ (1857), der in einer ausführlichen, sehr schönen Studie über Heinrich Heine und die litterarische Bewegung Deutschlands uns bei der Schilderung der letzten Jahre des 18. und der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts in wenigen Zügen das Bild Goethes giebt. „Von der ungestümen, titanischen Aufgeregtheit jener Jahre,“ schreibt er, „gab Goethe später mit ruhig gewordenem Geist ein mächtiges Symbol in ‚Faust‘; hier ist nicht mehr nur ein einzelnes Interesse, die eine oder andre gekränkte Seele, die gegen diese oder jene Gewaltthätigkeit, gegen diese oder jene Verstümmelung protestiert; es ist geradezu das Gewissen der Menschheit, das sich ganz und gar gegen das Joch des Mittelalters auflehnt, gegen den Geist der Abtötung, und das entstellte Erbe der Naturtriebe, das antike Gleichgewicht der Kräfte mit den Fähigkeiten, die antike Totalität des Lebens zurückfordert.

„Doch dieses Gefühl der vergewaltigten Natur, dieses Verlangen nach einem nicht von neidischen Verboten getrübten, nicht von feigem Schrecken gespaltenen Glück hatte in Goethes Brust inmitten der germanischen Stürme wohl emporsteigen, aber nicht das Ideal finden können, zu dem er sich flüchten konnte; in Italien, im Angesicht eines lachenden Himmels, den menschliches Unglück nicht zu trüben vermag, inmitten der Ueberreste einer Kunst, aus deren ruhiger Harmonie der Formen die heitere Ganzheit der Seelen atmet, dort warf Goethe Anker an dem Ufer, dem sein Geist von selbst mit vollen Segeln zustrebte. Die Naturwissenschaften und die plastischen Künste führten ihn in die homerische Poesie hinein; Sizilien erläuterte ihm die Odyssee, das vatikanische Museum die Ilias; das Gesetz der Schönheit und des Ideals vereinigte sich in ihm mit der Begeisterung für die Wahrheit und die Realität; und aus den ersten leidenschaftlichen Geistesregungen der Jugend ging der geborene Besänftiger der litterarischen Stürme hervor.“

Alle standen bewundernd vor der Universalität und Ueberlegenheit von Goethes Geist und beugten sich vor ihm wie vor einer Majestät; und viele, die Goethe wie den großen Meistern der italienischen Renaissance alle Gaben, alle Fähigkeiten zusprachen, fanden in den einzelnen Wissenschaften, denen er seinen Geist zuwandte, noch besondere Gründe zur Bewunderung seines Genies. So stellen die Kunstkritiker noch immer seine Studien über Lionardos „Abendmahl“ und über die Maler der venezianischen Schule sehr hoch, die Naturforscher schätzen Goethe als einen Vorläufer, und noch in der jüngsten Zeit hat Carlo Del Lungo in der römischen „Rassegna Internazionale“ eine kurze Studie über die Goethesche Meteorologie veröffentlicht, worin er auf die Originalität einiger Gedanken hinweist, die Goethe bei der Beschreibung der Gestalt der Wolken ausgesprochen hat, lediglich von der kleinen indischen Dichtung „Meghadûta“ („Der Wolkenbote“) jenes Kalidâsa angeregt, dessen „Sakuntala“ er bereits so schön verherrlicht hatte. Carlo Del Lungo giebt eine reimlose metrische Uebersetzung

eines Gedichtes von Goethe zu Ehren Howards und schließt: „Goethe liebt es, am Schlusse seiner wissenschaftlichen Prosaarbeiten wieder zum Poeten zu werden, um sie mit einem Gedicht zu krönen. Wie er nach dem an tiefen Eingebungen so reichen ‚Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie' in jenen eigenartig schönen mächtigen Hymnus ‚Die Metamorphose der Tiere' ausbricht, den er Ἀϑροισμος (d. i. Versammlung) betitelt hat, so schließt er den Streifzug in die Gefilde der Luft, auf dem er sich Howard zum Führer und Meister genommen hatte, mit jenem polymetrischen Gedicht, das außer der Huldigung vor dem Forscher die Synthese und die symbolische Verherrlichung seiner Lehre enthält."

So kann man sagen, daß, wenn Goethe Italien sehr geliebt und gepriesen hat, vielleicht kein ausländischer Autor in Italien mehr studiert und bewundert worden ist als er, was übrigens auch die zahlreichen italienischen Uebersetzungen seiner Werke beweisen.[1]) Goethe hat für sich allein mit seinem Genie in Italien mehr von der Welt erobert als alle deutschen Heere in vielen Jahrhunderten. Seine ideale Welt ist jetzt unantastbar und unverletzbar und braucht weder Empörungen noch Schicksalsfälle zu fürchten. Indem er nach Italien kam, um sich an unserm Land und unserm Himmel zu erfreuen, hat er uns weder das eine noch das andre verkleinert, sondern vielmehr für uns selbst den Zauber unsers Landes erhöht, unsern Himmel erweitert und in ein schöneres Licht erhoben. Er hat Italien für alle Zeiten geistig erobert.

---

[1]) Der „Werther" ist — abgesehen von der ersten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Venedig erschienenen Uebersetzung — auch von Riccardo Ceroni übersetzt worden (Venedig 1883); der „Götz von Berlichingen" von Francesco Bergani, von Riccardo Ceroni und von Ettore Toci; „Torquato Tasso" (abgesehen von der Uebersetzung Vincenzo Montis) von M. Corcia (Neapel 1831) und von Casimiro Varese (Florenz 1896); der „Egmont" von Antonio Antinori (Florenz 1853); die „Iphigenie auf Tauris" von Andrea Maffei; zwei Bände „Teatro scelto di Goethe", in Versen übersetzt von Giuseppe Rota, erschienen 1860 in Mailand. Am „Faust" haben sich mehrere italienische Uebersetzer versucht: Giovita Scalvini, Giuseppe Gazzino, Andrea Maffei, Anselmo Guerrieri Gonzaga, Federico Persico, Vittorio di Marmorito; „Hermann und Dorothea" ist von Andrea Maffei, Anselmo Guerrieri Gonzaga, Luigi Visbio, Vittorio Betteloni übersetzt und von Marcello Caracino für die Schule mit Anmerkungen herausgegeben worden (Padua 1883). — Die lyrischen Gedichte Goethes haben mehrere bedeutende Uebersetzer gefunden, wie Carducci, Domenico Gnoli, Antonio Zardo, Luigi di San Giusto, und sind in alle Florilegien und Anthologien ausländischer Dichtungen aufgenommen worden; besonders das Lied Mignons und „Amor als Landschaftsmaler" haben verschiedene italienische Nachdichter gefunden. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" erschienen 1835 in Mailand, übersetzt von A. Courtheaux; 1880 ebenda Goethes Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit"; 1875 veröffentlichte Augusto di Cossilla, gleichfalls in Mailand, die Reiseerinnerungen; 1885 erschien zu Rom die erste, von Michele Lessona verfaßte italienische Uebersetzung von naturwissenschaftlichen Schriften Goethes unter dem Titel „Principi di filosofia zoologica e anatomia comparata." Ich führe hier summarisch an, was mir unter die Augen gekommen ist. Doch kann dies natürlich nur ein kurzer Auszug aus der Bibliographie der italienischen Uebersetzungen Goethescher Werke sein.

Eine edle Frau.

Von

Marie v. Bunsen.

Wagners Freundin und Wohlthäterin, Mathilde Wesendonck, lebt nicht mehr. In Berlin erschien sie mir das eine, unmittelbare Bindeglied mit unsrer ganz großen Kunst. Jene letzten, die Goethe kannten, waren dahin; wenn ich aber zu ihr ging und sie mir vom „Meister" erzählte, wehte ein Hauch, den ich jetzt nirgends mehr spüre. Es war nicht Goethe und Frau v. Stein, aber gerade dort habe ich dieser beiden gedacht.

Im großen steinernen Eckhaus am Königsplatz wohnte sie, von ihren Fenstern sah man durch grünes Baumgewirr auf Reichstag, Generalstabsgebäude und Siegessäule. Nachmittags empfing sie mich oben in ihrem blauen Zimmer. Rings umher und bis oben hinauf Bücherschränke, eine Bibliothek, wo alle Großen vertreten waren, und nur die Großen. Es war ihre Sammlung, und es waren die Bücher, die sie gelesen hatte. Dort der weiße marmorne Wagnerkopf, auf dem Tisch einige Treibhausblumen. Da saß sie, in Schwarz gekleidet; nur ein erfahrenes Auge vermochte die kostbare Eleganz dieses Umhangs, in den sie sich trotz der gleichmäßigen Wärme des Hauses leicht fröstelnd hüllte, einzuschätzen. Schwarze Spitzen umhüllten den feingeschnittenen Kopf, auf den welken, aber noch immer schönen Händen gaben einige Saphire den blauen Ton der Umgebung wieder. Unten waren prächtige Gemächer mit Kunstgegenständen aller Art, dann kamen Räume mit kostbaren Mappen, mit kunstgeschichtlichen Werken, und an diese schloß sich die bekannte Wesendoncksche Gemäldegalerie.

Dies war ihre Welt. Zart und schonungsbedürftig, verließ sie oft monatelang nicht das Haus, und dann nur im Wagen. Zu Fuß habe ich sie niemals gesehen, wäre auch nie auf den Gedanken gekommen, daß sie jemals zu Fuß durch die Straßen gegangen sei. Sie entstammte einem vermögenden rheinischen Haus, ihr Mann erfreute sich eines ansehnlichen Reichtums, so war ihr Leben in vornehmem Luxus verlaufen. Sie hatte jenen Sinn für das Vollendete in Aeußerlichkeiten, den man nicht allzu oft bei deutschen reichen Frauen findet und der doch so wohl ansteht. Sie trug nur die unauffälligen, vollendeten Schöpfungen der ersten Schneider, es machte ihr Freude, nur auserlesene Speisen und Getränke, nur seltene Blumen auf ihrer Tafel zu sehen. Schickte sie einen vergessenen Gegenstand, ein Buch zurück, so war es im glattesten weißen Papier eingeschlagen und sorgsam mit seidenem Band umschlungen. Ihre Briefe waren an Schrift, an Ausstattung so tadellos, als der Inhalt abgewogen und fein.

Doch war dieser Kultus äußerlicher Vervollkommnung durchaus untergeordnet und nebensächlich. Als das Eigenartige an ihr erschien mir immer eine gewisse Größe. Sie zersplitterte sich nicht; besonders in den letzten Jahrzehnten blieb

sie von allen neuen, wenn auch wichtigen Strömungen unberührt, lebte nach wie vor in ihrer Welt, in der Welt der großen Künstler und Denker. Mit Ausnahme einiger Biographien erinnere ich mich, nur einmal von einem „modernen" Buch mit ihr gesprochen zu haben, es war die Wilamowitzsche Aeschylus-Uebersetzung. Groß erschien sie mir auch, als bei einem Besuch die Rede auf eine neue, überaus geistvolle Wagner-Biographie kam. Ich sagte, ich hätte sie noch nicht gelesen, wüßte aber, daß diejenigen, die von der Züricher Zeit Näheres gehört hätten, durch die kurze, verständnislose, unfreundliche Erwähnung ihrer selbst und jener Episode gekränkt worden wären. Ich höre noch den tiefen, metallreichen Klang ihrer Stimme; sie räumte die unrichtige Darstellung ein, „... aber Sie müssen das Buch unbedingt lesen, es ist wunderschön, es ist eine herrliche Biographie, und da fallen verstreute kleine Irrtümer nicht ins Gewicht." Wie anders, wie himmelweit anders habe ich Schriften mit unliebsamer, persönlicher Erwähnung von den Betroffenen aburteilen gehört!

Es war für sie bezeichnend, daß sie auf das Bismarck-Denkmal sah; so warm hatte sie die Erfüllung des deutschen Einheitstraums empfunden, daß sie ihr glänzendes Dresdener Dasein aufgab, um nach dem ihr fremden Berlin überzusiedeln. Nur in der Hauptstadt des neuen Reiches wollte sie leben. Denn trotz ihres Geschmackes an Eleganz, trotzdem sie sich in vielen Ländern lange aufgehalten hatte, war sie gar nicht international, war sie ausgesprochen, fast übertrieben ausschließlich deutsch in ihren Gefühlen, in ihrer Bildung, in ihren Interessen geblieben.

Ich habe sie nur als ältere und alte Dame gekannt. Sie muß einen außerordentlichen Liebreiz besessen haben; das Sohnsche Porträt zeigt sie als junge Frau mit dem glattgescheitelten Haar, im ausgeschnittenen weißen Kleid jener Tage. Ein regelmäßiges Oval mit großen Augen und einem sanften, klugen Ausdruck und den zarten Händen, die mir bei meiner ersten Begegnung gleich aufgefallen waren.

Die große Zeit ihres Lebens, die Blüte ihres Daseins war in Zürich. Dort baute sich in den Fünfziger Jahren Otto Wesendonck, den ich nur als einen aristokratisch-schönen alten Herrn mit stolzer Freude an seiner Gemäldegalerie kannte, sich die prächtigste Besitzung am Seeufer, und während dessen hatten er und seine Frau einen interessanten Kreis im Hotel Bauer au Lac um sich versammelt. Da lernten sie Richard Wagner, den Heimatlosen, Verbannten, kennen. Es ging ihm schlecht; noch immer wurde er von den deutschen Behörden verfolgt, auch in der Ferne gequält; Geldsorgen drückten ihn nieder, von Verlegern und Opernintendanten wurde er immer aufs neue enttäuscht. Seinen „Lohengrin" und seinen „Tannhäuser" hatte er selber weder dirigiert noch gehört, und doch trug er sich unverzagt mit der gewaltigen „Nibelungen"-Schöpfung, unbekümmert, ob er ihre Aufführung erleben würde oder nicht. Er wußte, was er war, und glaubte doch oft zu erliegen. Ein Nervenbündel, ein reizbarer, anspruchsvoller Mensch, bedurfte er der harmonischen Umgebung, um schaffen zu können, vermochte nicht mit einer lauten Nachbarschaft, einer eng-nüchternen

Wohnung sich abzufinden. Da bereiteten die Wesendoncks ihm und der armen Frau Minna, die, hausbacken, früh gealtert, kränklich, weder sich selbst noch andre mehr zu beglücken verstand, ein Obdach. Zu einem nominellen Jahreszins bezog Wagner als lebenslänglicher Mieter ein von Baumesschatten und Blumen umgebenes Häuschen, unmittelbar am Wesendonckschen Garten. Er glaubte die oft erträumte, ihm noch nie gewordene Heimat gefunden zu haben. „Ich weiß nun, wo ich hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo ich Trost und Stärkung, Erhebung und Labung finden soll," schreibt er dankerfüllt seinen Wohlthätern. Hier, in jenem Frühling überkam ihn in der grünen Stille jener „Karfreitagszauber", der einer besseren Welt zu entstammen scheint, und hier reifte die traurige Mär von „Tristan und Isolde". Es war eine Zeit „fast verklärten Daseins", wie eine aus dem damaligen Kreis berichtet. Abends, in der Dämmerstunde ging er herüber zu Frau Mathilde und spielte ihr vor, sie dichtete die Lieder, und er setzte sie in Töne. Sie war ihm ein „unbeschriebenes Blatt", nicht nur eröffnete er ihr jene neue Kunstwelt, in deren Erschaffung er jetzt lebte, alles andre, das groß und schön war und das ihn bewegte, vor allem die Schopenhauersche Philosophie, brachte er ihr mit feinfühligem Verständnis ihrer inneren Bedürfnisse nahe. Ein Freund, der ihn damals besuchte, schrieb ein Vierteljahrhundert später, Wagner habe damals wohl seine glücklichsten Tage verlebt. Was alles neu in ihm erwachte, ahnen wir aus Schmerzensrufen früherer Briefe. „Ich habe keine Jugend, mehr zu leben steht mir nicht mehr bevor." — „Ich habe noch gar nicht gelebt." Dann der Schrei nach „einem Wort der Liebe", er hätte in seinem Leben „nie das eigentliche Glück der Liebe genossen". „Es liegt für uns in der Berührung einer liebevollen, edlen, weiblichen Natur ein unendlich wohlthätiger Genuß." — „Für mich hat das letzte Lied von der Welt ausgeklungen ... nur die Thräne eines Weibes kann sie uns aus ihrem Fluche erlösen ..."

Er hatte gehofft, auf immer Ruhe gefunden zu haben, aber es währte nur ein kurzes Jahr, und das Gartenhäuschen stand leer und einsam. In Venedig, in einem von verlorenem Glück und Glanz traurig redenden Palast, zum eintönigen Klang schwermütiger Kanäle schrieb er jenen unsterblichen Liebesgesang „Tristan und Isolde".

Es war eine reiche, selig qualvolle Zeit gewesen, wie sie nie wiederkehren kann. Doch blieben Wagners Beziehungen zu den Wesendoncks allezeit gute, von ihrer oft thatkräftig erwiesenen Freundschaft zeugen seine Briefe.

Die Wesendoncks sind bekanntlich keineswegs seine einzigen Wohlthäter gewesen, aber was sie ihm damals in Zürich waren, sollte die Welt nicht vergessen. Kein Großer ist vielleicht so nahe dem Untersinken gewesen, schwerlich waren andre Meisterwerke, mit Ausnahme derer von Heinrich v. Kleist, so nahe daran, ungeboren zu verkommen. Der kleinen Schar jener Männer und Frauen, die Richard Wagner hielten, gebührt ein nicht abzutragender Dank. Man mag mehr zur sogenannten klassischen Richtung oder mehr zu den Wagnerianern herüberneigen, man mag bejahen oder bezweifeln, daß diese Epoche eine ganz

große, rein künstlerische Leistung hervorbringen könne. Vergegenwärtigt man sich deutsche Kultur, Deutschlands künstlerische Rangstellung unter andern Nationen während der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit und ohne Wagner, so erfaßt man wohl am besten, was er nicht nur der Musik, nicht nur der Kunst, nicht nur der Ethik, sondern auch der gesamten Wertschätzung unsers Landes war. Er ist seinerzeit der einzige bahnbrechende, erschöpfende Ausdruck der modernen Empfindung gewesen. Keine andre Kunst keines Landes konnte nach dieser sehr wichtigen Richtung hin Gleichwertiges aufweisen. Wäre diesem Meister nicht geholfen worden, wäre eine ganze Epoche ihres intimsten Ausdrucks beraubt gewesen.

Was Mathilde Wesendonck in Richard Wagners Leben bedeutet, hat ihr in meinen Augen immer den goldenen Hintergrund verliehen, doch erschöpft dieser eine Moment keineswegs ihren Wert noch ihr Wesen. Kompliziert ist sie mir nie erschienen, ungewöhnlich gewiß, aber ausgeglichen und harmonisch. Ungewöhnlich war jenes Einfache, Große, das ich bereits erwähnte, ungewöhnlich der Hang zu ernsten, tiefen Dingen, ungewöhnlich bei einer Frau, die strenge, folgerichtige Urteile, die nach feinen empfindungsvolleren religiöseren Regungen verlangte. Dazu kam nun alles jenes Beglückende, das Frauen, die geliebt werden, zu eigen ist — Wärme der Empfindung, Freude am Schönen, Wohlwollen und Güte, Teilnahme und Anmut.

Ihre Wohlthätigkeit war ausgedehnt, und hierin war sie weicher als in ihrem Denken. Denn während moderne Philanthropen meistens vor allem erstreben, an die Wurzel des Elendes zu gelangen, vor allem wünschen, den Hilfesuchenden Arbeit, gesunde Daseinsbedingungen und Selbständigkeit zu gewähren, wollte sie vor allem die Frierenden erwärmen und bekleiden, den Hunger stillen und die Kranken heilen. Auch für ihre groß zugeschnittenen Verhältnisse hat sie sehr viel gegeben. Da ich einige persönliche Beziehungen zu denen habe, die unmittelbar mit Notleidenden verkehren, erlaubte sie mir, mit Bitten zu kommen, und so weiß ich, wie vielen ihre milde Hand fehlen wird.

Sie hat sich mit feinem Gefühl schriftstellerisch bethätigt, aber nur als Verfasserin der Worte zu Wagners „Träume“, diesem wehmütig bezaubernden Anklang an die Todes- und Nachtmotive aus Tristan und Isolde, wird ihr Name litterarisch bestehen. Unter ihren Zeitgenossinnen hat es weit stärkere Talente gegeben, aber nicht viele Frauen von ihrer persönlichen Bedeutung, verbunden mit ihrem persönlichen Reiz. Wenige vermochten mit so verständnisvoller Wertschätzung der Individualitäten, mit so anmutsvoller Würde ihre Gäste zu empfangen, ihnen eine edle Gastlichkeit zu gewähren. Gewiß erleichterte es ihr der glänzende Rahmen ihres Lebens, dieser spricht wohl mit, jedoch immer nur in zweiter Linie.

Durch äußere Umstände wurde sie daran verhindert, das Haus in Berlin zu machen, das ihren gesellschaftlichen Fähigkeiten entsprochen hätte. Ihr Mann war lange Jahre gebrechlich, dann kam die Witwentrauer, und darauf gestattete ihre eigne Gesundheit keinen ausgedehnten Verkehr. So war es in der letzten

Zeit nur ein kleiner, wenn auch interessanter, anregender Kreis im großen Haus. Sie empfing die Gäste im purpurroten Saal, am Fenster stand Böcklins „Schweigen des Waldes". Jetzt der Liebling aller „besseren" Studenten, aller wohlerzogenen jungen Mädchen, galt das Bild zu jener Zeit, als die Wesendoncks es als Krone ihren Schätzen einverleibten, für einen bedenklichen Auswuchs einer erkrankten Phantasie. Ich erinnere mich, daß ein Kunstkenner bei einer Gesellschaft in unserm Haus sich dem Wesendonckschen Ehepaar besonders vorstellen ließ — es interessiere ihn auf das lebhafteste, die Käufer eines nur so wenigen zugänglichen Bildes kennen zu lernen, er wüßte gar nicht, wie er sich solche Menschen vorstellen solle. Da stand das Meisterwerk, ganz für sich und leuchtete und schwieg.

An diesem sonntäglichen Frühstückskreis nahmen auch die jungen Familienmitglieder teil. Das Urbild der Isolde, jene weißgekleidete junge Frau mit dem zarten Oval und den großen Augen, war eine ideale Großmutter geworden, die sich besonders gern mit Enkeln umgab und mit besonderer Freude über diese, über ihre Entwicklung und Eigenart sprach. Da erzählte sie befriedigt von deren Puppentheater und den Stücken, die sie aufführten, von den naturwissenschaftlichen Sammlungen im Traunseer Sommerheim.

Dort, bei Gmünd, hatte sie eine herrliche Besitzung, sah sie auf Berge, auf Wälder, auf den See und auf grüne, blühende Matten. Hier, im dreiundsiebzigsten Jahre, uns und auch ihr viel zu früh, kam ungeahnt das Ende. Ein Ende, wie man es denen, die man lieb hat, wünschen könnte: einige Stunden der Schwäche und dann ein schmerzloses, abschiedsloses, thränenloses Entschlafen.

Es giebt unter den deutschen Frauen viele, die gut und reich und schön sind, viele begabte, viele mit ernsten Interessen. Möchte es viele geben, die man später in einem Atem mit Mathilde Wesendonck nennt! Der Einfluß solcher Frauen ist wohlthätig und groß, wenn auch fein verästelt und nicht jedem erkennbar. Sie erreichen, was oft den Mächtigen versagt wird, sie vermögen die Welt schöner zu gestalten; sie sind kostbare Blumen im Garten der Menschheit.

16*

Wasser und Luft auf dem Monde.

Von

Dr. F. W. Küster,

Professor der Chemie an der Bergakademie Clausthal.

Im November-Heft der „Deutschen Revue“ hat Herr Professor Dr. Julius Franz, Direktor der Kgl. Universitätssternwarte in Breslau, einen Aufsatz über „den Mond und seine Meere“ veröffentlicht, der mir Anlaß giebt, einige der dort berührten Fragen ebenfalls zu behandeln.

Es wird allgemein angenommen, daß dem Monde im Gegensatze zu unsrer Erde die atmosphärische Luft und das Wasser fehlen. Nicht nur dem gebildeten Publikum ist diese Annahme ganz geläufig, sondern auch die Astronomen von Fach, unter ihnen Herr Professor Franz, vertreten diese Ansicht. Die Gründe für letztere sind bekannt, es ist der vollständige oder doch fast vollständige Mangel der Strahlenbrechung am Rande des Mondes und die gleichmäßige Klarheit des Mondbildes, die das Vorhandensein von Wolken (Wasserdampf) ausschließt. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen diese Gründe einwandsfrei, und doch wird uns die Annahme widerstreben, daß atmosphärische Luft und Wasser, die auf unsrer Erde eine so gewaltige Rolle spielen, auf dem der Mutter Erde so nahe verwandten Monde ganz fehlen sollten. Lehrt uns doch andrerseits die Spektralanalyse, daß auch die fernsten Sonnensysteme, gegen deren Entfernung der Zwischenraum, der uns vom Monde trennt, ein Nichts ist, aus denselben Stoffen bestehen, wie unsre Erde. Warum sollte also gerade die Luft und das Wasser auf dem Monde fehlen?[1])

Zur Erklärung dieser Schwierigkeit führt nun Herr Professor Franz aus, der Mond sei wegen seiner Kleinheit gar nicht im stande, eine merkliche Atmosphäre, Luft und Wasser festzuhalten. Als Grund für diese unerwiesene Behauptung wird angeführt, daß die Anziehungskraft des Mondes nur ein Sechstel von derjenigen der Erde beträgt, so daß eine vorhandene Atmosphäre sich schnell

---

[1]) Herr Professor Franz schließt aus der Thatsache, daß der Mond ein andres Durchschnittsvolumgewicht hat als die Erde, auf eine wesentliche Verschiedenheit in der chemischen Zusammensetzung beider Himmelskörper. Grund hierfür ist die verbreitete Annahme, daß im Erdinneren die Schwermetalle (Eisen) relativ häufiger seien, als in der Erdoberfläche, weil das Durchschnittsvolumgewicht der Erde größer ist, als das Volumgewicht der gebirgsbildenden Massengesteine. Aber diese Annahme ist willkürlich, denn wir wissen gar nichts über das Verhalten der Stoffe bei Temperatur- und Druckverhältnissen, wie sie schon in relativ nicht großer Tiefe unter der Erdoberfläche herrschen können. Deshalb verlassen wir mit solchen Herleitungen durchaus den Boden der exakten Naturforschung. Es steht demnach der natürlichen Annahme nichts im Wege, daß die einzelnen Stoffe sich am Aufbau des Mondes und der Erde in gleichen Verhältnissen beteiligt haben.

verlieren müsse. Es ist zuzugeben, daß bei Gleichheit aller andern Bedingungen die Dichte der Mondatmosphäre infolge der kleineren Anziehungskraft des Mondes kleiner sein würde als die der Erdatmosphäre, aber nun und nimmer mehr in dem Verhältnis kleiner, wie es thatsächlich der Fall ist.

Frühere Messungen hatten nämlich ergeben, daß am Mondrande eine atmosphärische Strahlenbrechung überhaupt nicht nachweisbar sei, daß demnach eine etwa vorhandene Mondatmosphäre höchstens ein Neunhunderstel von der Dichte der Erdatmosphäre besitzen könne. Nach neueren, übrigens angezweifelten Messungen (Neison) soll nun doch eine geringe Strahlenbrechung vorhanden sein, jedoch soll die dadurch angezeigte Atmosphäre höchstens ein Dreihundertstel so dicht als die Erdatmosphäre sein. Diese Dichte ist demnach als die oberste Grenze für die Dichte der Mondatmosphäre anzunehmen. Es leuchtet nun auch ohne mathematische Ableitung, die hier nicht am Platze wäre, ein, daß durch eine Verminderung der Anziehungskraft eines Himmelskörpers auf nur ein Sechstel die Dichte der umschließenden Atmosphäre nicht auf ein Dreihundertstel oder noch weniger zurückgehen kann. Es kommt aber noch ein bisher übergangener Umstand hinzu, der den Widerspruch sogar noch verschärft. Der Anziehungskraft entgegen wirkt die durch die Rotation der Himmelskörper hervorgerufene Zentrifugalkraft, die mit der Geschwindigkeit der Umdrehung wächst. Nun rotiert bekanntlich der Mond viel langsamer als die Erde,[1]) letztere hat sich schon 28 mal um sich selbst gedreht, wenn der träge Geselle am Himmel erst eine Umdrehung vollendet hat. Dieser wird also im Vergleich zur Erde eine viel dichtere Atmosphäre an seine Oberfläche zu bannen vermögen, als es sich aus dem bloßen Vergleich der Massen beider Himmelskörper herleiten würde.

Wenn nun der Einwand als nicht stichhaltig zurückgewiesen ist, daß der Mond eine etwa vorhanden gewesene Atmosphäre nicht habe festhalten können, und wenn es andrerseits aus allgemeinen Gründen von vornherein als sehr unwahrscheinlich, man kann sagen als ausgeschlossen bezeichnet werden muß, daß atmosphärische Luft und Wasser (respektive deren Bestandteile) auf dem Monde nie anzutreffen gewesen wären, so wird die Frage erst recht eine brennende: wie ist es zu erklären, daß wir Luft und Wasser auf dem Monde, trotz der Vorzüglichkeit unsrer modernen Apparate und Meßmethoden, nicht nachzuweisen vermögen? Die Antwort auf diese Frage ist schon oft gesucht worden, jedoch immer vergebens, und doch erscheint sie mir eine sehr einfache und die Widersprüche ohne Rest lösende: Luft und Wasser können auf dem Monde vorhanden sein. Sind sie vorhanden, so sind sie infolge der Temperaturverhältnisse als krystallisierte Massen von so kleinem Dampfdruck vorhanden, daß sie eine Atmosphäre von sich bemerkbar machender Dichte nicht bilden.

---

[1]) Das Zusammenfallen des Mondtages mit der Umlaufszeit um die Sonne ist ebenfalls dahin gedeutet worden (Darwin), daß der Mond früher beträchtliche Wassermassen führte.

Der Beweis dafür, daß die Verhältnisse so liegen müssen, wie hier angenommen, läßt sich leicht erbringen, da wir im Besitz exakter Messungen über Temperaturen und Temperaturverschiebungen auf der Mondoberfläche sind und das Verhalten von Luft und Wasser bei den in Betracht kommenden Temperaturen genau bekannt ist.

Man nahm früher an, daß die der Sonne zugekehrte Mondscheibe infolge der langen, durch keine Atmosphäre geschwächten Bestrahlung durch die Sonne ganz außerordentlich heiß werde, so daß die Temperatur hier wohl auf 100 bis 150° steigen könne. Beobachtungen, die an hohen Bergen unsrer Erde gemacht wurden, deuteten aber schon darauf hin, daß diese Annahme vielleicht nicht zutreffend sei, denn unter der dünnen Atmosphäre großer Höhen erhitzt die Sonne trotz intensiverer Strahlung den Boden weniger als unter der dichteren, stärker absorbierenden Atmosphäre der Tiefebenen. Langley schloß hieraus, daß die bestrahlte Mondscheibe keineswegs trotz der langen Dauer der ununterbrochenen Bestrahlung sich allzu sehr erhitze, und direkte bolometrische Temperaturmessungen ergaben denn auch nur 50° C. Noch interessanter und für unsre Frage viel bedeutungsvoller sind aber die Messungen, die Langley über die Geschwindigkeit anstellte, mit der der Mond bei eintretender Beschattung die von der Sonne aufgenommene Wärme wieder verliert. Bei Mondfinsternissen angestellte Messungen ergaben, daß die Wärmestrahlung des Mondes schon 50 Minuten nach Eintritt der Beschattung auf ein Prozent zurückgegangen war. Nun liegt aber wegen der langsamen Drehung des Mondes jeder Punkt der Mondoberfläche während der Mondnacht 14 Tage lang oder rund 400 × 50 Minuten lang im Schatten, und da binnen 50 Minuten die Wärmestrahlung schon auf 1% sinkt, so müßte während der 400 mal so langen Mondnacht die Temperatur der dunkeln Seite praktisch auf die Temperatur des absoluten Nullpunktes, das sind —273° C., heruntersinken.

Wir haben uns nun die Frage vorzulegen, wie würden sich unter diesen Verhältnissen Luft und Wasser verhalten, wenn sie irgendwo und irgendwie auf dem Mond vorhanden wären. Auch Herr Prof. Franz erörtert die Frage, was würde aus dem Wasser werden, wenn es auf dem Monde vorkäme, aber er beantwortet sie nicht ganz richtig, denn er meint, das Wasser würde wegen des minimalen Luftdruckes zum Sieden kommen, und der Mond würde den entstandenen Wasserdampf ebenso schnell verlieren wie etwa vorhandene Luft. Er hat dabei ganz vergessen, den Einfluß der absolut kalten Rückseite des Mondes mit in Betracht zu ziehen.

Um diesen Einfluß zu verstehen, können wir folgenden Versuch anstellen. Wird etwas Wasser in eine lange, luftleer gepumpte und beliebig gebogene Glasröhre eingeschmolzen, so ändert sich an dem System nichts, so lange die Röhre überall die gleiche Temperatur, also etwa Zimmertemperatur hat. Die Röhre sei so aufgestellt, daß sich das flüssige Wasser in einem der Enden ansammelt. Steckt man nun das andre, leere Ende der Röhre in eine stark wirkende Kältemischung, so beschlägt sich sofort die Innenseite des gekühlten Röhrenendes mit Eis,

während das Wasser im andern Röhrenende ins Sieden gerät und auf Kosten der Wärme der Umgebung vollständig verdampft. Schließlich findet sich die ganze Wasserfüllung der Röhre als Eis in dem gekühlten Ende vor, und bei sehr starker Kühlung ist keine Spur von Wasserdampf auch in dem zimmerwarmen Ende der Röhre mehr nachweisbar, denn für den an irgend einem Punkte des Systems herrschenden Dampfdruck ist bekanntlich nur die Temperatur des kältesten Punktes des Systems bestimmend. Wenn das kalte Ende der Röhre selbst nur auf — 30° C. gekühlt wird, so ist der Dampfdruck des Wassers auch in den warmen Teilen nur etwa $^1/_{10}$ mm, also unmerklich klein. Auf dem Monde würde sich nun Wasser ganz gerade so verhalten wie in der zugeschmolzenen Glasröhre, die von der Sonne bestrahlte Mondscheibe entspricht dem wärmeren Ende der Röhre, die absolut kalte, in vierzehntägiger Nacht liegende Rückseite vertritt das gekühlte Röhrenende. Fände sich auf der beschienenen Mondseite Wasser in irgendwelcher Gestalt, sei es als Dampf, als Flüssigkeit oder als Eis, sofort würde die Abscheidung auf der Rückseite beginnen als Eismasse von so kleinem Dampfdruck, daß auch nicht der Hauch einer Wolkenbildung zurückbleiben könnte. Es ist deshalb durchaus unstatthaft, aus dem Fehlen von Wolken auf dem Monde auf das Fehlen von Wasser auf dem getreuen Begleiter unsrer Erde schließen zu wollen.

Es sind übrigens nicht nur Wahrscheinlichkeitsgründe, die dafür sprechen, daß dem Monde das Wasser von vornherein ebensowenig gefehlt haben kann als der Erde. Herr Professor Franz sagt zwar ausdrücklich, daß bei der Bildung der Mondoberfläche das Wasser keine Rolle gespielt habe, aber das ist nicht zutreffend, denn die Beschaffenheit der Mondoberfläche fordert die Mitwirkung von Wasser. Die Mondgebirge sind bekanntlich sehr stark ausgebildet und, wenigstens zum großen Teil, zweifelsohne vulkanischen Ursprungs. Krater von oft verhältnismäßig riesigen Dimensionen und ausgezeichneter Erhaltung der Formen erkennt man schon durch mäßig gute Ferngläser. Das Studium der vulkanischen Erscheinungen an unsrer Erde hat uns nun aber gelehrt, daß Vulkanismus untrennbar mit dem Vorkommen von Wasser und Gasen verbunden ist. Wir müssen deshalb annehmen, daß auch bei den vulkanischen Vorgängen auf dem Monde die in dem glutflüssigen Magma eingeschlossenen Gasmassen das treibende Agens waren. Im übrigen können die Krater des Mondes, zum großen Teil wenigstens, erst zu einer Zeit entstanden sein, als tropfbar flüssiges Wasser dauernd nicht mehr vorkam, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der Vulkanismus unsrer Erde noch in regster Thätigkeit sein kann, wenn infolge der fortschreitenden Abkühlung der Oberfläche letztere ein großes Gletscherfeld geworden sein wird. Feuerspeiende Berge in ausgedehnten Wüsten ewigen Eises sind ja keine Seltenheiten. Es darf deshalb gegen das Vorhandensein oder Vorhandengewesensein von Wasser auch nicht die Thatsache ins Feld geführt werden, daß die Oberfläche des Mondes Spuren ausgedehnter Verwitterung oder überhaupt Wirkung der Atmosphärilien noch nicht hat erkennen lassen. Uebrigens kann ja auch vorhanden gewesenes Wasser, ebenso wie

Sauerstoff, mehr oder weniger durch chemische Prozesse verbraucht worden sein. Jedoch kennen wir außerhalb der organischen Natur keine Prozesse, die analog zur auch nur angenähert vollständigen Bindung des Stickstoffs hätten führen können.

Das leitet uns nun, nachdem die Schwierigkeit bezüglich der Frage gehoben erscheint, wo das anfangs zweifelsohne vorhandene Wasser geblieben sei, zu der nicht minder brennenden Frage: Wie steht es mit der atmosphärischen Luft auf dem Monde? Die Antwort ist: Ganz analog wie mit dem Wasser. Luft in Gasgestalt kommt ja auf dem Monde ganz sicher in nennenswerter Dichte nicht vor. Aber das ist auch gar nicht möglich. Denn der Versuch, den wir vorher mit Wasser in dem zugeschmolzenen Rohre ausführten, läßt sich ganz ebenso wiederholen, wenn in das Rohr nur Luft von Atmosphärendruck eingeschmolzen, das Rohr also anfangs scheinbar leer ist. Das zu kühlende Ende muß dann allerdings auf eine sehr tiefe Temperatur gebracht werden. Zur Hervorrufung einer solchen ist flüssiger, unter Atmosphärendruck siedender Wasserstoff geeignet. Die mit diesem zu erreichende Temperatur ist — 252 °. Die im zugeschmolzenen Rohr vorhandene Luft verdichtet sich nun sofort in dem auf — 252 ° abgekühlten Ende so vollständig, daß in dem übrigen Rohre ein nachweisbarer Druck nicht übrig bleibt. Da nun die 14 Tage lang dem leeren, absolut kalten Weltenraume zugekehrte Mondseite dem absoluten Nullpunkte von — 273 ° wohl noch näher kommt als unser mit siedendem Wasserstoff gekühltes Röhrenende, so muß sich auf dem Monde etwa vorhandene atmosphärische Luft ganz geradeso verhalten, wie es oben vom Wasser gesagt wurde: sie muß sich vollständig als praktisch tensionslose Krystallmasse auf der kalten Rückseite des Mondes ansammeln. Eine Atmosphäre von bemerkbarer Dichte kann der Mond demnach nicht zeigen, auch wenn Luft und Wasser in beträchtlicher Menge auf ihm vorhanden sind. Die uns bekannten Thatsachen zwingen uns deshalb keineswegs zu der an sich so unwahrscheinlichen Annahme, daß Wasser und Luft, diese beiden für unsre Mutter Erde so ungemein wichtigen Faktoren, dem unserm Planeten so nahestehenden Monde fehlen sollten. Sie können auf ihm vorhanden sein, und sie werden dann für ihn insofern noch von Bedeutung sein, als sie, ihn während eines Mondtages als sublimierende Eismasse umkreisend,[1]) auf seine Rotation einen analogen Einfluß ausüben müssen wie das Wasser auf unsre Erde. Auch letztere wird dem grausigen Schicksal nicht entgehen, daß sich ihre Atmosphäre als Krystallmasse auf ihr niederschlägt, lange nachdem des wogenden Ozeans Flut und Ebbe verrauscht. — — Den Bewohnern ferner Welten aber wird dann die Erde im selben ewig gleichen, ewig klaren Glanze erscheinen wie uns jetzt unser todesstarrer Begleiter, und

[1]) Die Menge des Eises, die an der Mondoberfläche durch die Sonnenwärme während eines Mondtages verdampfen kann, läßt sich aus bekannten Daten leicht berechnen; sie beträgt pro Quadratcentimeter etwa 100 g. Die Verdampfung des Eises unter Verbrauch der von der Sonne zugeführten Energie erklärt die niedere Durchschnittstemperatur der voll bestrahlten Mondoberfläche.

keine Brechung der aus dem unendlichen Weltenraume kommenden Lichtstrahlen wird ihnen verraten, daß diesen erstorbenen Himmelskörper dermaleinst ein lebenspendendes Luftmeer umflutete.

Auf meinen Artikel „Der Mond und seine Meere“ im Novemberheft hat Prof. Dr. F. W. Küster den vorstehenden Aufsatz „Wasser und Luft auf dem Monde“ folgen lassen, der an einigen Stellen den Eindruck erwecken könnte, als wenn der Verfasser seine Ansichten in Gegensatz zu den meinigen setzen wollte. Das ist aber nicht der Fall. Denn der Verfasser schreibt mir, er halte es für völlig ausgeschlossen, daß sein Artikel auf den Leser den Eindruck machen könnte, daß wir in der Hauptsache verschiedener Ansicht seien. Ferner schreibt er, daß er nicht im entferntesten daran gedacht hat, gegen mich oder die von mir vertretenen Ansichten zu polemisieren. Ob er daher berechtigt war zu sagen, Aeußerungen von mir seien nicht richtig, überlasse ich dem Urteil der Leser.

Offenbar kam es dem Verfasser nur darauf an, die neue und vielleicht interessante Idee, daß der Mond auf der Nachtseite mit Eisniederschlägen bedeckt sein könne, anzuregen. Zu dieser hat ihn ein physikalisches Experiment geführt.

Hierzu bemerke ich, daß auf den Mond nicht anzuwenden ist, was für ein „System“ in einer geschlossenen Glasröhre gilt, da der Mond nicht in einem Glasballon eingeschlossen ist.

Aber abgesehen davon kann man versuchen, sich ein Urteil darüber zu bilden, inwieweit sich unbemerkt Eis auf der Nachtseite des Mondes niederschlagen könne. Offenbar würde das nach Sonnenaufgang verdampfende Eis sich vorzugsweise auf dem benachbarten Streifen der Nachtseite verdichten. Man müßte annehmen, daß es gleich nach Sonnenaufgang noch sichtbar wäre und sich von den dunkeln Meeren abhebt, wenn es — als Reif oder Schnee — den Boden so weit bedeckt, daß es ihn weiß färbt. Doch zeigt das Fernrohr bei Sonnenaufgang auf dem Monde keinen weißen Saum.

Auch müßten die Polargegenden des Mondes, die weniger Sonnenstrahlung empfangen, weiße Kappen zeigen, wie der Mars.

Die hypothetische Eisschicht könnte also nur minimal sein und noch nicht einen Millimeter Mächtigkeit haben.

Julius Franz.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

Der Zweikampf in England.

Seit einem halben Jahrhundert ist das Duell in England eine geschichtliche Kuriosität. Blackstone, der berühmte Kommentator des englischen Rechts, schrieb um die Mitte des 18. Jahrhunderts: „Die schärfsten Verbotsgesetze und Strafandrohungen werden nie wirksam genug sein, den unseligen Brauch des Duellierens auszurotten, solange kein Weg gefunden wird, den Provozierenden (original aggressor) zu zwingen, dem Beleidigten eine solche Genugthuung zu geben, daß die Welt sie als gleich ehrenvoll mit einer unter Daransetzung von Leben und Lebensglück beider Teile gegebenen, ansehen würde.“

Das Kapitel des englischen Strafrechts, auf das sich dieses sozial-psychologische Urteil bezieht, ist duellfeindlich genug: Provokation zum Zweikampf sowie alle auf einen solchen hinzielenden Vorbereitungen sollen, allgemein gesprochen, als Vergehen gegen die öffentliche Ordnung mehr oder weniger strenge geahndet werden. Hat ein Duell stattgefunden, so soll, im Falle einer Verwundung, Strafe wegen vorsätzlicher Körperverletzung oder auch Mordversuchs verhängt werden. Ist ein Duellant getötet, so soll der andre wegen Mordes, nur unter besonderen Umständen wegen Totschlags, bestraft werden. Das Gesetz macht kein Zugeständnis an eine verbrecherische Uebung, wie sehr sie auch durch die Gesellschaft sanktioniert sein möge. Dies ist die Theorie. Die Praxis der Gerichte bot allerdings ein wesentlich andres Bild dar. Zunächst sei bemerkt, daß bei Zweikämpfen mit nicht tödlichem Ausgange nur ganz ausnahmsweise Anklagen erhoben wurden. War einer der Gegner getötet worden, so trat, wenn der andre sich nicht durch die Flucht der Justiz entzog — ein Kontumazialverfahren in Strafsachen giebt es hier nicht — strafrechtliche Verfolgung ein. War aber der Zweikampf in regelrechter Weise ausgefochten worden, so war die Verhandlung und Urteilsfällung gewöhnlich mehr oder weniger Farce.

Zu den europäischen Duellen, die in Monographien verzeichnet werden, lieferte England ein stattliches Kontingent. Ich will einige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert anführen, die interessieren werden, teils wegen der dabei beteiligten Persönlichkeiten, teils als Illustrationen für den zwischen Theorie und Praxis herrschenden Widerspruch.

Das Jahr 1809 brachte das politische Duell zwischen dem Kriegsminister Lord Castlereagh und dem Minister des Aeußeren Canning, in dem der letztere verwundet wurde. Im Jahre 1817 fand ein Zweikampf statt zwischen einem Major Lodyer und einem Mr. Sutton Cochrane, der getötet wurde, ohne selbst gefeuert zu haben. Der Major floh, wurde aber später verhaftet und vor Gericht gestellt. Die Geschworenen fanden ihn des Totschlages (nicht des Mordes) schuldig, und der Richter verurteilte ihn zu drei Monaten Gefängnis. Im Jahre 1821 fanden in einer Duellsache die Geschworenen, dem stark sophistischen Resumé des Richters folgend, den Ueberlebenden „nicht schuldig“. Im Jahre 1822 wurde der Sohn des bekannten Biographen Johnsons, Boswell im Duell getötet. Der Gegner wurde auf Grund des Wahrspruches der Geschworenen freigesprochen. Im Jahre 1829 fand das historische Duell zwischen dem Duke of Wellington und Lord Winchilsea statt. Wellington hatte als Premierminister einen Gesetzentwuf, die Emanzipation der Katholiken betreffend, eingebracht. Darüber war in einem Teile der Bevölkerung große Aufregung entstanden, und eine heftige Agitation unter dem Rufe „No popery“ setzte ein. Winchilsea war einer der Wortführer. Der Herzog war der Ansicht, daß ihm staatsverräterische Motive untergeschoben würden. Es wurde eine längere Korrespondenz — aus der beiläufig gesagt, hervorgeht, daß der Herzog nicht prinzipieller Duellgegner war — geführt, deren Resultat der gedachte Zweikampf war. Er verlief unblutig. Es hieß, der Sekundant des Lord

Winchilsea hätte die Rolle nur auf die bestimmte Versicherung des letzteren hin übernommen, daß er in die Luft feuern würde. Ein späteres sensationelles Duell war das zwischen dem Earl of Castlereagh und dem Gatten der Sängerin Gusi.

Derartige Affairen interessieren das Publikum, geben mehr oder weniger Stoff zur Diskussion in der Presse und Rhetorik im Parlamente, übten aber keinen bemerkenswerten allgemeinern Einfluß auf die Praxis des Zweikampfs aus — ebensowenig wie ein Armeebefehl aus dem Jahre 1829, der bei Strafe der Kassation den Offizieren verbot, einen Vorgesetzten herauszufordern.

Im Jahre 1838 fand aber ein Duell statt, das auf das Schicksal des Instituts von tief einschneidender Bedeutung werden sollte. Die Gegner waren der Sohn eines Leinwandhändlers und der Sohn eines Gasthofbesitzers. Der erstere wurde getötet. Der andre wurde für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Die Jury empfahl ihn der Gnade der Königin, und die Todesstrafe wurde in eine einjährige Gefängnisstrafe (wovon der letzte Monat in Einzelhaft zu verbüßen) umgewandelt. Die zu Gunsten des Ueberlebenden vorgebrachten Argumente: daß es die eines „Gentleman" würdige Art, einen Konflikt zu erledigen, gewesen wäre und dem Kodex verfeinerten Ehrgefühls entspräche, forderte zu sarkastischen Urteilen in den Zeitungen und höhnischen Bemerkungen in den höheren Kreisen heraus. Der Vorgang wurde als eine schimpfliche Herabwürdigung der feudalen Gepflogenheit betrachtet, die „die Gesellschaft" so lange als einen natürlichen Ausfluß ihrer spezifischen Standesehre betrachtet hatte. Das Absurde der Situation mag bei der damaligen in der Aristokratie herrschenden Anschauungsweise ungefähr dieselbe Wirkung gehabt haben, wie, um eine hypothetische Parallele zu ziehen, es beispielsweise auf die Studentenschaft in Königsberg wirken würde, wenn die Nachtwächter sich zu einem Corps zusammenthun und ernstlich die Mensur kultivieren würden. Auf der andern Seite mag wohl auch die in jener Auffassung hervortretende Anmaßung gleichzeitig eine erhebliche Verstimmung in den Mittelklassen hervorgerufen haben, die zu jener Zeit schon anfingen, neben dem politischen auch ein soziales Selbstgefühl zu entwickeln, und der Ausdruck dieses Unwillens mag auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Jedenfalls stimmen alle Beobachtungen darin überein, daß das Duell hiermit einen starken Stoß, wenn auch noch nicht den Todesstoß, erhalten hatte.

Im Jahre 1840 fand ein Zweikampf statt zwischen Lord Cardigan, Kommandeur der 10. Dragoner, und einem Hauptmann a. D. der 11. Dragoner, deren Chef der Prinz-Gemahl war. Der Hauptmann wurde schwer verwundet und Lord Cardigan vor seinen Peers des Mordversuches angeklagt. Die Verhandlung, die mit dem im House of Lords üblichen Pompe geführt wurde, trug äußerlich das Gepräge höchsten Ernstes. Am Schluß erklärte jedoch auf die Frage, ob der Angeklagte schuldig wäre, jeder Lord einzeln: „Not guilty legally upon my honour," worauf Freisprechung erfolgte. Es war ein Formfehler herausgefunden worden.

Von nun ab scheint aber der Prinz-Gemahl seinen ganzen Einfluß, der sozial, wenn auch nicht politisch, ein sehr erheblicher war, eingesetzt zu haben, um dem Institut endgültig ein Ende zu machen. Es bildete sich bald darauf eine Anti-Duelling-Association, der die hervorragendsten Vertreter der englischen Gesellschaft, einschließlich hoher Offiziere, angehörten, die Agitation in der Presse wie im Parlament wurde mit größerem Nachdruck betrieben, und im Jahre 1844 wurde ein Armeebefehl erlassen, der als eine Art neuer Ehrenkodex anzusehen ist. Er verbot die Zuschickung oder Annahme einer Herausforderung und schrieb vor, daß, wer bei einer Duellangelegenheit beteiligt sei, die Pflicht habe, den Zweikampf zu verhindern, und machte es strafbar, einem andern Vorhaltungen darüber zu machen, daß er eine Herausforderung nicht geschickt, respektive eine solche abgelehnt habe. Zuwiderhandlungen könnten mit Kassation bestraft werden. Außerdem war in dem Armeebefehl gesagt, daß derjenige besondere Belobigung erhalten solle, der in einem Beleidigungsfall eine freimütige Erklärung und ein Anerbieten von Sühne geben respektive annehmen

sollte; daß er frei von Unehre und Zurücksetzung sein sollte, da er in dieser Weise als ehrenwerter Mann gehandelt und seine Schuldigkeit als Soldat, der sich der Pflicht der Disciplin bewußt wäre, gethan hätte.

Seit dieser Zeit fängt das Duellwesen an, gänzlich zusammenzubrechen.

Der letzte Zweikampf mit tödlichem Ausgange zwischen Engländern auf englischem Boden scheint im Jahre 1845 (zwischen zwei Offizieren) stattgefunden zu haben; der letzte bekannt gewordene, in dem ein Engländer beteiligt war (Mr. Dillon und der Duc de Grammont) im Jahre 1862.

Was ist als Ehrenrettungsmittel an die Stelle des Duells getreten? Nichts, das nicht schon vorher dagewesen wäre! Die Annahme Gladstones, daß eine gleichwertige Genugthuung substituiert werden müßte, hat sich in direktem Sinne nicht bewahrheitet. Daß der Engländer der höheren Gesellschaftsklassen persönlich feiger geworden im Vergleich zu seinen Standesgenossen früherer Generationen, wird kein objektiver Beurteiler behaupten können; ebensowenig daß sein Ehrgefühl, im besten Wortverstande, stumpfer geworden, wenn auch seine Epidermis nicht ganz so empfindlich ist wie die der Herren in den korrespondierenden Klassen kontinentaler Länder. Auch darüber herrscht kein Zweifel, daß der gesellschaftliche Ton in der seit Beseitigung des Duells verflossenen Zeit sich auffallend gebessert hat, wenn auch das propter hoc schwerlich wird nachgewiesen werden können, und die Thatsache wohl dem Aufhören des übermäßigen Trinkens und der allgemeinen Hebung der Kultur in höherem Maße zuzuschreiben ist. Der Raufbold aber, der früher eine große Rolle spielte, ist verschwunden.

Was die Genugthuung und Vergeltung für Bedingungen anlangt, so kann sie die gerichtliche oder die soziale Form annehmen, insofern es sich um wirkliche Schädigung der Ehre eines andern (nicht um ein bloßes pöbelhaftes oder stumpfsinniges Schimpfwort) handelt. Bei Beleidigungsprozessen ist die Zumessung der Vermögensstrafe dem Ermessen der Geschworenen überlassen, die auch von ihrem Rechte oft einen derartigen Gebrauch machen, daß selbst ein Reicher empfindlich davon getroffen werden kann. Die Richterbank versagt nur in den seltensten Fällen solchen Wahrsprüchen ihre Genehmigung. Sozial wird der Beleidiger, soweit er nicht durch Abbitte in zulänglicher Weise Genugthuung leistet, gestraft durch Ausschluß aus den Klubs (deren Statuten durchweg eine darauf bezügliche Bestimmung enthalten) und aus den besseren Gesellschaftskreisen.

Das Verschwinden des Duells scheint hier keine fühlbare Lücke zurückgelassen zu haben.

London. Dr. J. Hirschfeld.

Litterarische Berichte.

Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. Von Dr. Paul Hassel. Zweiter Teil: König Albert als Kronprinz. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Leipzig 1900. J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Wie der erste Teil des Werkes, der die „Jugendzeit“ des Königs Albert (1828—1854) behandelte, so bietet auch der vorliegende zweite Teil, der die Darstellung der Jahre 1854 bis 1873 umfaßt, einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte, der um so erwünschter kommt, als er sich vielfach auf ungedrucktes Material, namentlich auf eigenhändige Aufzeichnungen des Königs Johann stützt und viele wichtige Mitteilungen aus dem Briefwechsel Wilhelms I. und König Johanns zum erstenmal veröffentlicht. Bei dem wichtigen Anteil, den der damalige Kronprinz von Sachsen an den großen Entscheidungen der Jahre 1866 und 1870/71 hatte, thut sich in dem Werke nicht nur ein Stück sächsischer,

sondern auch deutscher Geschichte vor uns auf, das auf allseitige Beachtung rechnen darf. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Deutsche und sein Vaterland. Von Ludwig Gurlitt. Berlin 1902. Verlag von Wiegandt & Grieben.

Der Verfasser, ein Bruder des bekannten Kunsthistorikers in Dresden, nennt seine Schrift selbst politisch-pädagogische Betrachtungen; lebhaft vertritt er den Standpunkt, daß nicht nur in dem höheren Schulwesen eine gründliche Reform notthue, wobei ihm die persönliche Freiheit des englischen Lebens als wesentlicher Vorzug gegenüber der Machtfülle der Bureaukratie und dem Eingreifen polizeilicher Fürsorge in Deutschland erscheint. Die Ausführungen sind durchaus anregend, die oppositionelle Stimmung entspringt aus einem konservativen Standpunkt, und ihre Forderungen decken sich vielfach mit den Gesichtspunkten, die seinerzeit Kaiser Wilhelm II. für eine Schulreform aufgestellt hat. —u—

Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Von Martin Greif. Leipzig 1902. C. F. Amelangs Verlag.

Ausgehend von der Thatsache, daß alle bisherigen Versuche, Schillers Demetrius zu ergänzen, gescheitert sind, unternimmt es der Dichter M. Greif auf andre Weise das Ziel zu erreichen. Seine rhapsodische Fortführung ist in der That vorzüglich gelungen. Sie zeugt von tiefem Eindringen in Schillers Pläne. Die Sprache ist edel und erinnert an Schiller. Ob der Demetrius mit dieser Ergänzung schon aufgeführt wurde, ist uns nicht bekannt. Wir möchten aber für jede Aufführung diese neue Greifsche Ausgabe dringend empfehlen. E. M.

Erinnerungen aus dem Hofleben. Von Freiin Karoline v. Freystedt. Herausgegeben von Dr. Karl Obser, Großherzogl. Bad. Archivrat. Heidelberg 1902. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 234 S. Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.—

Im Mittelpunkt dieser Aufzeichnungen, die einen beachtenswerten Beitrag zur Memoirenlitteratur bilden, steht die Persönlichkeit der Markgräfin Amalie von Baden, deren Hofdame die Verfasserin 31 Jahre lang war. Besonders für die Zeit des Rheinbundes bietet das Buch viel Interessantes. Das Leben der Markgräfin war reich an Glück und an tiefster Trübsal; so ist auch diese Schilderung, obgleich sie häufig mehr an den äußerlichen Erscheinungen des Hoflebens zu haften scheint, doch als Ganzes spannend und zuweilen geradezu dramatisch reizvoll. Nicht nur für die Historiker vom Fach, sondern auch für ein größeres Publikum wird die Lektüre dieser Blätter lohnend sein. Br.

Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Von Ludwig Schemann. Stuttgart 1902. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Der Verfasser, in der litterarischen Welt als Gobineau-Uebersetzer bekannt, in der musikalischen auch durch die Teilnahme am Schicksal M. Plüddemanns, bietet uns mit seinen Erinnerungen eine Fülle neuer Aufschlüsse über die Persönlichkeit und über die Anschauungen des Bayreuther Meisters. Die Ausbeute an Klatsch, auf den leider viele Wagner-Erinnerungen berechnet sind, tritt ganz zurück gegen den Versuch einer umfassenden Charakteristik des Helden, die Schemanns großzügigem Wesen entspricht. Ist manches allzusehr mit den Augen der Liebe geschaut, wer wollte dem Erzähler einen Vorwurf daraus machen? In allem Wesentlichen wird Schemanns Auffassung recht behalten. Dr. K. Gr.

Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Von Dr. jur. P. Schubart. 17. neu durchgesehene Auflage. Breslau. Verlag von Wilh. Gottl. Korn.

Klar und übersichtlich ist hier alles zusammengefaßt, was für die Orientierung über die Verfassung und Verwaltung Deutschlands und Preußens notwendig ist. Die systematische Darstellung wird aufs glücklichste durch Hinweise auf die geschichtliche Entwicklung ergänzt. In einem Anhange ist die deutsche und die preußische Verfassungsurkunde abgedruckt. Die Gesetze und Verfügungen neueren Datums sind bis zum August 1902 verwertet. Ein genaues Sachregister erleichtert die Benutzung des vortrefflichen Buches in einer namentlich für Laien außerordentlich willkommenen Weise. Br.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte II. Heft 28/30. Die taktische Schulung der preußischen Armee durch König Friedrich den Großen während der Friedenszeit 1745 bis 1756. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Königliche Hofbuchhandlung.

Die elf Jahre zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege waren in Bezug auf taktische und strategische Weiterbildung des preußischen Heeres von der allerentscheidendsten Bedeutung. In dieser Zeit schuf sich der große König aus seinen Truppen

die furchtbare Waffe, mit der ausgerüstet er dann den Riesenkampf gegen ganz Europa siegreich aufnehmen konnte. Es ist das Verdienst dieser neuesten Veröffentlichung der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Generalstabes, die Einzelheiten dieser Friedensarbeit schärfer hervorzuheben, als dies bisher geschehen ist. Durch diese Darstellung wird die mehrfach ausgesprochene Ansicht, Friedrichs Thätigkeit sei in Bezug auf taktische Schulung nicht sowohl bahnbrechend gewesen, sondern habe sich darauf beschränkt, schon Vorhandenes verständnisvoll weiterzubilden, widerlegt. Es genügt in dieser Hinsicht, auf die Einführung der schrägen Schlachtordnung, der er später seinen schönsten Sieg, den bei Leuthen, verdanken sollte (besprochen S. 564—577), die völlige Umgestaltung der Gefechtstaktik der Kavallerie, sowie die 1758 erfolgte Schöpfung der reitenden Artillerie hinzuweisen. Das der Bearbeitung des Heftes zu Grunde liegende Material stammt größtenteils aus dem Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. Das Heft bringt ungemein viel Neues und ist für das Verständnis fridericianischer Kriegführung in der Folgezeit geradezu unentbehrlich.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ein Abenteuer in Konstantinopel und andre humoristische Erzählungen. Von Hugo Rosenthal-Bonin. 1. bis 5. Tausend. Stuttgart und Leipzig 1902, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der schlaflose Commis und andre humoristische Erzählungen. Von demselben in gleichem Verlag. 1902.

Die schwarze Dame und andre humoristische Erzählungen. Von ebendemselben in gleichem Verlag. 1902. Preis pro Band elegant geheftet M. 1.—.

Der erste der drei Bände des viel gereisten Schriftstellers bietet fünf, der zweite acht, der dritte sechs Erzählungen. Sie sind alle mit großer Kunst abgefaßt, sehr spannend geschrieben und voll natürlichen, gesunden Humors, der nichts Gesuchtes oder Gemachtes enthält. Zweifellos liegen allen diesen Erzählungen wirkliche Ereignisse zu Grunde. Das versteht sich von selbst bei den Erzählungen „Die Perruquière“, die eine Episode aus Händels Leben (2. Bd.) und „Rheinsberger Gespenster“ (1. Bd.), die eine köstliche Scene aus dem Rheinsberger Schlosse unter Friedrich dem Großen behandeln. Wie hier die historische Grundlage feststeht, so scheint auch der Stoff der übrigen Geschichten aus dem Leben gegriffen. Und wenn dies nicht der Fall ist, so ist wenigstens die Erfindung vorzüglich, dem Leben abgelauscht. Wir sind in der That im Zweifel, welcher der fesselnden, nicht schon im Titel bezeichneten Erzählungen wir den Vorzug geben sollen. Doch seien aus dem ersten Band die kleine, aber trefflich ausgeführte Erzählung „Nur nicht zu grau“ hervorgehoben, die an der Ostsee spielt, aus dem zweiten „Der Schreiber von San Carlo“ und der „Johannismorgen“, die uns nach Italien führen; aus dem dritten Bande ebenfalls zwei italienische Geschichten, „Der Antoniustag“, zweifellos eine der besten, und „Auf dem Lido“. Die Lektüre dieser Bände hat uns angenehme Stunden bereitet. Wir zweifeln nicht, daß es jedem andern Leser ebenso gehen werde.

E. M.

Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen. Heft 1: Die Abstammungslehre. Von Prof. Dr. L. Plate. Heft 2: Die Biologie im 19. Jahrhundert. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. Heft 3: Die Ernährung der Tiere im Lichte der Abstammungslehre. Von Dr. Heinrich Simroth. Heft 4: Die Entstehung und Bildung des Sonnensystems. Von Dr. B. Borchardt. Odenkirchen 1901. 1902. Verlag von Dr. W. Breitenbach.

Das Unternehmen bezweckt, die große Menge der Gebildeten, die keine Zeit zu speziellen naturwissenschaftlichen Studien haben, in einzelnen Heften von mäßigem Umfange und in allgemein verständlicher Sprache mit dem augenblicklichen Stande der Entwicklungslehre bekannt zu machen. Ein Brief von Haeckel, in dem dieser dem Herausgeber seine Befriedigung über dessen Vorhaben ausspricht und dem Wunsche Raum giebt, daß das Unternehmen in weiten Kreisen der Gebildeten Anklang finde und „kräftig zur Förderung und Anerkennung der natürlichen Wahrheit beitrage“, leitet das erste Heft ein. Die uns vorliegenden vier Hefte entsprechen ihrem Zwecke vollständig und sind auch für die lesenswert, die mit dem Referenten der Ansicht sind, daß der Darwinismus in seiner jetzigen Gestalt durchaus nicht aller Weisheit Schluß ist.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Deutsche Thalia. Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen. Herausgegeben von Dr. F. Arnold Mayer in Wien. I. Band. Wien und Leipzig 1902. Wilh. Braumüller. 553 S.

Ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Organ für das Theater, für seine Geschichte, Kritik und Praxis soll in diesem Unternehmen geschaffen werden. Der erste Band erfüllt die gegebenen Verheißungen in glücklicher Weise, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß die von den verschiedensten Verfassern herrührenden kritischen Beiträge über die deutschen und ausländischen Bühnen im Stil und Maßstab doch nicht gleichmäßig genug sind, um ein wirklich klares und einheitliches Bild über die Bühne der Gegenwart zu geben. Aber

auch dies Mosaikbild — ein andres zu entwerfen grenzt wohl an die Unmöglichkeit — ist in hohem Grade dankenswert und bietet eine Fülle von Belehrung. In loserem Zusammenhang damit steht der erste Teil, der mehrere vortreffliche geschichtliche Beiträge enthält. Gleichfalls größere Aufsätze behandeln mehr aktuelle Fragen aus der Praxis der Bühne. Ein reichhaltiger Nekrolog und eine Uebersicht über die Litteratur des Theaters im Jahre 1901 beschließen das verdienstvolle Werk. Br.

La Poétique de Schiller par Victor Basch, professeur de Littérature étrangère à l'Université de Rennes. Paris 1902. Félix Alcan. 4 Fr.

Im ersten Teil seines Buchs untersucht der Verfasser die Quellen von Schillers Poetik. Dabei schreibt er Kant einen größeren Einfluß zu, als dies nach der neuesten Forschung der Fall ist. Der zweite, wichtigere Teil enthält die Kritik von Schillers Theorie. Er hat daran manches auszusetzen. Er hält weder die Methode, noch die Prämissen, noch die Schlüsse in Schillers Poetik für durchaus gültig, aber doch schreibt er ihnen einen hohen Wert bei. Das beweist ihm schon die Lebensfähigkeit nach einem Jahrhundert. Baschs Werk ist für die Schiller-Litteratur nicht ohne hohen Wert, da gerade in neuester Zeit die ästhetisch-philosophischen Schriften Schillers eingehende Würdigung finden. E. M.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Autotypien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Zwei Halbbände. Zürich 1900, 1901. Verlag von Caesar Schmidt.

Die Bilder beziehen sich meistens auf Werke der Kunst, Baukunst, Bildhauerei, Malerei; wenige auf Naturansichten und Volksgruppen. Sie sind gut gewählt und trefflich wiedergegeben. Das Werk wäre ein Schatz ersten Ranges geworden, wenn der Herausgeber nicht im Interesse der Papierersparnis die Bilder so eng und unvermittelt an- und ineinander geschachtelt hätte, daß das Auge ermüdet wird, statt erfrischt zu werden. Auch die Verteilung des Textes, von dem ungefähr jedes achte Blatt vier Spalten bringt, ist nicht günstig. Der Text bricht beim Schluß des ersten Halbbandes im Text der Beschreibung von Lucca mitten im Satze ab, während die Bilder bis halb Pistoja gehen und Lucca erst im zweiten Halbbande beginnen lassen.

Der große mit der Sammlung und Herstellung der Bilder verbundene Fleiß hätte eine bessere äußere Erscheinung verdient. Warum mußte z. B. auf Seite 277 von der entzückenden Aussicht vom Monte Pincio über Rom die rechte Oberecke weggeschnitten werden, um einem andern Bilde Platz zu machen, das sehr gut auf der nächsten Seite gebracht werden konnte. Und das ist kein Ausnahmefall, sondern leider die Regel. K. F.

Johann Amos Comenius. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Pappenheim. (Greßlers Klassiker d. Pädagogik, Bd. XV.) 3. Auflage. Langensalza 1901, Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler. M. 3.50, geb. M. 4.20.

Dieser schon in dritter Auflage erschienene Band der bekannten pädagogischen Sammlung enthält einen Lebensabriß von Comenius, ferner dessen „Große Lehrkunst“, aus dem Lateinischen übersetzt. Weiteres von Comenius hat Prof. Pappenheim im 18. Bande der gleichen Sammlung zusammengestellt.

Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern von Wilhelm v. Wartenegg. Wien 1901. Carl Konegen.

Vorliegende Schrift ist ein Sonderabdruck aus dem Grillparzer-Jahrbuch. Mit vollem Recht sind dadurch diese äußerst interessanten Erinnerungen des Wiener Dramatikers und Romanschriftstellers W. v. Wartenegg, der vom Jahre 1859 an viel mit Grillparzer verkehrte, einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft XI und XII. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Arnold, Fr., Neues Fabelbuch. Berlin, Gerdes & Hödel. M. 2.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung

wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 42. Bändchen: Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Auspitz, Leopold und **Paul,** Aus der Weltliteratur. Erlesene Gedanken in erlesener Sprache. Mit einem Anhang „Geflügelte Worte". Wien, Georg Szelinski.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. IX. Band. Mit 51 Tafeln, 11 Karten und Plänen und 174 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Collin, Chr., Björnstjerne Björnson. In zwei Bänden. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Mjön. Erster Band 1832—1856. Mit 22 Illustrationen. München, Albert Langen. M. 4.—

Drachmann, Holger, Brav Karl. Schauspiel in vier Akten. Aus dem Dänischen übersetzt von Irene Forbes-Mosse. München, Albert Langen. M. 2.—

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 3. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Farina, Salvatore, Fino alla morte. Romanzo Milano, Libreria Editrice Nationale. L. 2.50.

Fitger, A., San Marcos Tochter. Ein romantisches Trauerspiel. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.—

Frantz, Prof. Dr. Erich, Die Kunst im neuen Jahrhundert. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Huber, Prof. Dr. F. C., Die Kartelle. Ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtschaftspolitik. Stuttgart 1903. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—

Jansen, Günther, Großherzog Nicolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900. Mit dem Porträt des Großherzogs. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 2.50.

Kohler, J., Aus Petrarcas Sonettenschatz. Freie Nachdichtungen. Berlin, Georg Reimer.

Kunst und Künstler. Monatschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Jahrgang I, Heft II: Redigiert von Emil Heilbut und Cäsar Flaischlen. Berlin, Bruno Cassirer. Pro Vierteljahr M. 4.—

Lehmann's Volkshochschule. Herausgegeben von Dr. Ernst Dannheisser. 1. Bändchen: Die Entwicklungsgeschichte der französischen Litteratur (bis 1901). Von Dr. E. Dannheisser. — 2. Bändchen: Kurze Geschichte der englischen Litteratur in den Grundzügen ihrer Entwicklung. Von Dr. R. Ackermann. Stuttgart-Zweibrücken, Fritz Lehmann. 80 Pf. pro Bändchen.

Lepsius, Johannes, Reden und Abhandlungen. 2. Adolf Harnack's Wesen des Christentums. Berlin, Reich Christi-Verlag. M. 1.50.

Mann, Heinrich, Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy. Band I Diana, II Minerva, III Venus. München, Albert Langen. Pro Band M. 3.—

Marshall, Prof. Dr. W., Charakterbilder aus der heimischen Tierwelt. Mit Abbildungen. Leipzig, A. Twietmeyer. Gebunden M. 6.—

Oeser, Rudolf, Wie stellen wir uns zu den Kartellen und Syndikaten? Vortrag gehalten auf dem 22. Parteitag der Deutschen Volkspartei. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 60 Pf.

Pöschel, Johannes, Prof. Dr., Taschenbuch der deutschen Rechtschreibung, nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz gültigen amtlichen Bestimmungen. Leipzig, Carl Ernst Pöschel. Gebunden M. 1.—

Promber, Otto, Träumereien eines Nachtwandlers. Zittau i. S., im Selbstverlag des Verfassers. M. 1.—

Renaissance. Monatschrift für Kulturgeschichte, Religion und schöne Literatur. Herausgegeben von Dr. Jos. Müller, München. 4. Jahrgang. Heft 1. Vierteljährlich M. 2.—. Straßburg i. E., Carl Bongard.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 24. 15 Décembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Scala, Rudolf v., „Was uns noth thut!" Ein Weg zur Besserung der österreichischen Verhältnisse. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Briefe 15 u. 16. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.— Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.— Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 28. und 29. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Sybel, Ludwig v., Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Mit drei Farbentafeln und 380 Textbildern. Zweite verbesserte Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 10.—

Vaillant, Theodor, Hans. Ein feucht-fröhliches Burschenlied aus Altheidelberg. Kassel, Georg Weiß. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1860 bis 1863.

Von

Friedrich Graf Revertera.

Es war nicht meine Absicht, die Erlebnisse einer diplomatischen Laufbahn, deren Anfänge um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückreichen, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Persönliche wie sachliche Bedenken bestimmten mich bisher, alle darauf bezüglichen Anfragen ablehnend zu beantworten. Wenn ich heute, einem neuerlichen Ansuchen entsprechend, dennoch einige meiner Erinnerungen niederschreibe, so thue ich es mit der Beschränkung auf einen kurzen und weit entfernten Zeitabschnitt, in dem es mir vergönnt war, eine Reihe politischer Persönlichkeiten, die seither vom Schauplatze verschwunden sind, in ihrem Verhalten zu großen Ereignissen kennen zu lernen, deren Verkettung den meisten Menschen der jüngeren Generation nicht mehr gegenwärtig sein dürfte.

Am 2. November 1858 war in Paris der österreichische Gesandte am russischen Hofe, Graf Valentin Esterházy, gestorben, ein Mann, der wegen seines konzilianten und gewinnenden Charakters besonders geeignet erschien, den seit dem Krimkriege getrübten Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland wieder eine bessere Wendung zu geben. Die Wahl seines Nachfolgers fiel im Jahre 1859 auf den Grafen Friedrich Thun, einen in verschiedenen hohen Stellungen bewährten Diplomaten, der auch in St. Petersburg nicht unbekannt war. Es hatte ihm der Eintagsminister des Jahres 1848, Graf Ficquelmont, zu jener Zeit den Auftrag erteilt, dem Kaiser Nikolaus über die Wiener Revolution vertrauliche Aufklärungen zu geben. Er hatte bei dieser Gelegenheit einen günstigen Eindruck hinterlassen, und es wurde seine Ernennung für den erledigten Gesandtenposten beim Hofe und in der Gesellschaft beifällig aufgenommen. Seinem Wunsche zufolge wurde ich ihm als Legationsrat beigegeben und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem anfangs 1863 erfolgten Rücktritte. Ich hatte den Grafen Thun mehrmals als Geschäftsträger zu vertreten. Zwischen ihm und mir bestand schon aus früherer Zeit ein vertrauensvolles Verhältnis, so daß, wenn er mit seiner Familie in Oranienbaum wohnte, durch Jagden oder Krankheit verhindert war, dringende Angelegenheiten mit dem Minister der auswärtigen

Angelegenheiten Fürsten Gortschakow zu besprechen, ich mit dessen Einwilligung jederzeit ermächtigt war, an seine Stelle zu treten. Die Erfahrungen, die ich dabei sammelte, wurden von mir genau verzeichnet, und ich kann sie heute, soweit sie sich zur Mitteilung eignen, ebenso genau wiedergeben.

Ich wurde dem Kaiser Alexander II. bei Gelegenheit eines Hofballes am 26. Februar 1860 vorgestellt. Er begrüßte mich überaus gnädig, nachdem ich ihm, wie er sagte, durch seine Schwester, die Königin Olga, empfohlen war.[1]) „Et d'ailleurs," fuhr er scherzend fort, „nous sommes des frères d'armes, car moi aussi je suis lancier en Autriche." Der Kaiser war nämlich Inhaber eines österreichischen Ulanenregiments, und ich hatte erst nach dem Feldzuge des Jahres 1859 die gleiche Uniform und den Militärcharakter abgelegt. Zu Graf Thun gewendet, erzählte er sodann, es sei soeben in London ein Gerücht verbreitet worden, das die Kurse zum Sinken brachte. Danach wäre zwischen uns und Rußland ein Vertrag geschlossen worden zu gegenseitiger Garantie von Venedig, Ungarn und Polen. „J'ai répondu: tant mieux," schloß der Kaiser diese Mitteilung.

Aehnliche Aeußerungen waren im Munde des Kaisers Alexander keine Seltenheit, und man hätte daraus leicht schließen können, der Schatten sei verschwunden, der sich über die einst so warme Freundschaft der benachbarten Kaiserhöfe gelagert hatte. Den Gefühlen der Monarchen entsprach aber keineswegs die Richtung, die Fürst Gortschakow der russischen Politik zu geben bemüht war. Die Verschiedenheit der Auffassung trat, wie sich uns zeigen wird, bei vielerlei Gelegenheiten hervor, und als Graf Thun nach mehr als drei Jahren seine Entlassung gab, verhehlte er dem Fürsten Gortschakow nicht die Verstimmung, die er darüber empfand, daß seine Bemühungen, ein herzliches Einvernehmen mit Rußland herzustellen, erfolglos geblieben waren. Der Vizekanzler[2]) trat dieser Auffassung entgegen mit den Worten: „On ne peut pas savoir, si dans un temps très-prochain un accord complet ne s'établira entre nos deux Gouvernements."

Ganz anders lauteten die Worte des Kaisers in der dem Grafen Thun erteilten Abschiedsaudienz. Er drückte seine Freude darüber aus, daß die alten freundschaftlichen Beziehungen mit Oesterreich wieder hergestellt seien, ließ Kaiser Franz Joseph für sein loyales Verhalten danken und ihn dringend bitten, französischen Zuflüsterungen kein Gehör zu schenken. Frankreich, sagte er, wird immer Oesterreichs Feind bleiben. Schon in Stuttgart habe ihm (Kaiser Alexander) Napoleon Galizien angeboten, wenn er in eine Teilung Oesterreichs einwilligen wollte. Der Zusammenhang dieser Worte mit der polnischen Insurrektion war

[1]) Ich war im Jahre 1853 durch einige Monate der Gesandtschaft am württembergischen Hofe zugeteilt gewesen.

[2]) Nach dem Tode des Grafen Nesselrode war Gortschakow am 29. April 1862 Vizekanzler geworden. Er hatte darauf gerechnet, den Rang des Reichskanzlers zu erhalten. Die böse Welt aber meinte: „L'Empereur fait de l'esprit. Il a trouvé moyen de donner à Gortschakow un Vice (Vice-Chancelier) qu'il n'avait pas."

allerdings nicht zu verkennen, ebensowenig aber, daß, wenn Gortschakow notgedrungen von der Nützlichkeit einer Verständigung sprach, der Kaiser diese als eine nicht allein erwünschte, sondern bereits vollzogene Thatsache hinstellte.

Gortschakow war ein prinzipieller Gegner Oesterreichs. Wie er es geworden, will ich mir erlauben, kurz zu erwähnen. Er war als Gesandter am württembergischen Hofe und zugleich beim Deutschen Bunde in Frankfurt beglaubigt, als in den Jahren 1850—52 Graf Thun dort das Präsidium führte. Die tiefliegenden Differenzen der zwei deutschen Großmächte, die auch das persönliche Verhältnis der beiderseitigen Vertreter ungünstig beeinflußten, konnten dem scharf blickenden Auge des russischen Diplomaten nicht entgehen. Er gewann den Eindruck, daß der preußische Bundestagsgesandte, Herr v. Bismarck-Schönhausen, das Ziel verfolgte, Oesterreich aus der ersten Stelle in Deutschland zu verdrängen. Während des russisch-türkischen Krieges auf den Gesandtenposten in Wien und danach zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nach St. Petersburg berufen, faßte bei ihm der Gedanke immer tiefere Wurzeln, daß eine Schwächung Oesterreichs im russischen Interesse notwendig sei. Zu diesem Zweck schien es ihm dienlich, die Rivalität Preußens gegen Oesterreich in Deutschland zu schüren, um seine Aktionskraft im Orient zu lähmen. Die übertrieben hohe Vorstellung von der Macht des napoleonischen Frankreich nach dem Pariser Frieden verleitete ihn ferner zu einer unausgesetzten Bewerbung um dessen Freundschaft, mit der Hoffnung, dadurch für seine orientalische Politik freie Hand zu gewinnen. Daraus erklärt es sich, daß er alle die Schwankungen Napoleons in Bezug auf Italien willenlos mitmachte, obwohl diese die konservativen Gefühle des Kaisers Alexander, der den Umsturz des europäischen Staatensystems mit Bedauern und Mißtrauen verfolgte, auf das tiefste verletzten. Vermeinte er so Frankreich und Preußen zu benutzen, um das Uebergewicht Rußlands im Orient unbestritten ausüben zu können, so war seine Berechnung nach beiden Seiten eine irrige. Napoleon ließ es sich gerne gefallen, daß in allen Fragen, die das russische Interesse nicht unmittelbar berührten, Gortschakow mit ihm Hand in Hand gehen wollte. Das hinderte ihn dennoch nicht, Rußland die Treue zu brechen, wenn es ihm die Umstände rätlich erscheinen ließen. Ebensowenig sah Gortschakow voraus, daß Preußen mit überwältigender Macht Oesterreich aus Deutschland verdrängen und nötigen würde, sein Schwergewicht nach Osten zu verlegen. Das Gefühl der Enttäuschung, als er gewahr wurde, daß Bismarck sich mit überlegener Staatskunst seinem Einflusse gänzlich entzog, legte den Grund zu dem nachfolgenden Zerwürfnisse. Auch nicht die Hilfe Frankreichs, sondern dessen Niederlagen brachten es mit sich, daß die Rußland im Pariser Frieden auferlegten Beschränkungen wieder aufgehoben wurden. Das wäre, nachdem die Mächte ihre Nutzlosigkeit eingesehen hatten, unter allen Umständen, vielleicht aber am schwersten geschehen, wenn das zweite napoleonische Kaisertum fortbestanden hätte.

Es wäre ungerecht, bei diesen Bemerkungen stehen zu bleiben, ohne den vorteilhaften Seiten des Mannes Beachtung zu schenken, der neben seinen Fehlern

auch unbestrittene glänzende Eigenschaften besaß. Gortschakow war kenntnisreich und literarisch hoch gebildet, ein Freund alles Schönen, der schönen Künste und schöner Frauen, denen er mit jugendlichem Feuer abwechselnd den Hof machte. Er liebte es nicht, dabei von andern gestört zu werden, erfuhr aber auch von mancher gefeierten Dame, der er seine Huldigungen auferlegte, empfindliche Zurechtweisungen.[1]) Reich an Gedanken, wußte er ihnen im Gespräche sowohl als mit der Feder eine anziehende Form zu geben. In Gesellschaft versammelte er oft um sich einen Kreis von Zuhörern beiderlei Geschlechtes, der mit Aufmerksamkeit seinen Erzählungen folgte. Mehr als eines seiner geflügelten Worte wurde wiederholt, kommentiert, zuweilen auch bekrittelt und verlacht; ein Funke seines sprudelnden Geistes war darin immer zu finden. Der Stil seiner mit Sorgfalt gearbeiteten Depeschen fand in den europäischen Kanzleien allgemeine Anerkennung. Für Lob und Tadel gleich empfindlich, legte er Wert darauf, in den öffentlichen Blättern günstig beurteilt zu werden. Wegen eines Artikels der „Ostdeutschen Post“, die durchaus keinen offiziösen Charakter hatte und sich über ihn unvorteilhaft äußerte, geriet er einmal in die größte Aufregung, die sich erst legte, nachdem Graf Rechberg mit aller Entschiedenheit die Zeitung gemißbilligt und sein Bedauern ausgesprochen, daß der Regierung kein gesetzliches Mittel zu Gebote stehe, um dergleichen Ausschreitungen zu verhüten.

Zu der Zeit, als Graf Thun eben daran war, sich in seiner neuen Stellung zurechtzufinden, geschah von englischer Seite der erste Schritt, um den französischen Einfluß aus Italien zu verdrängen. Der Züricher Friede enthielt Bestimmungen, deren Ausführung den Kaiser Napoleon mit der von ihm selbst entfesselten Revolution verfeindet hätte. Die Rückkehr der aus Florenz, Parma und Modena verjagten Fürsten war nur mit Waffengewalt zu bewerkstelligen. Entweder die noch in Oberitalien stehende französische Armee mußte zu diesem Zwecke aufgeboten oder den österreichischen Truppen gestattet werden, den kaum beendeten Kampf wieder aufzunehmen, ohne daß Frankreich seinem bisherigen Alliierten zu Hilfe käme. Die Verlegenheit, aus diesem Dilemma einen Ausweg zu finden, veranlaßte Napoleon bekanntlich, einen europäischen Kongreß zur Regelung der italienischen Angelegenheiten in Vorschlag zu bringen. Eine unter seinen Auspizien im Dezember 1859 erschienene Broschüre „Le Pape et le congrès“ vereitelte jedoch seine Absicht. Das darin aufgestellte Programm erschien dem Papste unannehmbar, und ohne seine Beteiligung wollten auch die Mächte über die Zukunft des Kirchenstaates nicht in Beratung treten: der Kongreß wurde ad infinitum vertagt. Da trat England auf den Plan.

Ich machte am 19. Januar 1860 mit Graf Thun einen Morgenbesuch bei

---

[1]) Die zahllosen Orden aller Länder, die vor dem Katafalk des 1862 verstorbenen Reichskanzlers Grafen Nesselrode ausgebreitet waren, überblickend, konnte sich Fürst Gortschakow nicht enthalten, wohlgefällig zu bemerken: „Tout ceci je l'ai aussi.“ Worauf eine der anwesenden Damen boshaft einfiel: „Sauf l'esprit,“ indem sie auf den Orden des heiligen Geistes hinwies, der bekanntlich seit der französischen Juli-Revolution nicht mehr verliehen wurde.

Gortschakow, als er uns die soeben aus London erhaltene Nachricht mitteilte, Lord John Russell schlage vor, für Italien das Prinzip der Nicht-Intervention aufzustellen. Aus Wien kam nach wenigen Tagen die Bestätigung. England wollte unsre Zustimmung zu folgendem Programm: Räumung Oberitaliens und Roms durch die Franzosen; Nicht-Intervention Oesterreichs und Frankreichs in Italien ohne Einverständnis der andern Mächte; Enthaltung der Mächte in Bezug auf die inneren Angelegenheiten Venedigs; Annexion Mittelitaliens an Sardinien. Graf Rechberg wollte wissen, wie das russische Kabinett die Sache auffasse. Unsrerseits konnte die Ablehnung keinem Zweifel unterliegen, aber auch Frankreich den englischen Vorschlag nicht annehmen. Das mag Lord John Russell gewußt haben. Was er wollte, war dennoch erreicht, wenn es ihm gelang, die italienische Bewegung Frankreich aus der Hand zu nehmen, indem er es als das Hindernis bezeichnete, das der Erfüllung der nationalen Wünsche im Wege stand. Für Venedig war ebenfalls keine Sicherheit geboten; der Revolution und einem etwaigen Angriffe Piemonts gegenüber war die eigne Kraft das einzige, worauf wir rechnen konnten; die Nicht-Intervention der Mächte war nichts als ein Freibrief zu Gunsten der nationalen Erhebung, der Züricher Vertrag thatsächlich zerrissen und Napoleon die Möglichkeit entzogen, auf ihn zurückzugreifen, so oft Piemont Miene machte, sich seiner Bevormundung zu entledigen. Alle die Widersprüche, in die sich der Kaiser verwickelte, nachdem er die Geister gerufen, die er nun nicht mehr zu bannen vermochte, kamen England zu gute. An dem Tage, wo Garibaldi unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe seine Landung in Sizilien bewerkstelligte, war die Patenschaft des jungen Italiens an England übergegangen. Die siegreiche Revolution kehrte demjenigen den Rücken, der sie eindämmen wollte, und schloß sich der Macht an, die im voraus entschlossen war, die letzten Konsequenzen, die sich daraus ergeben konnten, rückhaltlos anzunehmen. Mit der Freundschaft des geeinigten Italiens fiel ihm das Uebergewicht im Mittelländischen Meere als eine reife Frucht in den Schoß. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben, denn immer erringt in der Politik die letzten Vorteile, wer an der mit Vorbedacht eingeschlagenen Richtung festhält, während Unsicherheit im Wollen und in der Wahl der Mittel den Verlust mühsam erworbener Güter nach sich zieht. So hat Napoleon gegen das Interesse Frankreichs Italien auf die eignen Füße gestellt und England ohne die geringsten Opfer an Geld und Blut an ihm einen nützlichen Alliierten gewonnen.

Rußland, wenn es nicht aus Interesse für die legitimen Fürstenhäuser in Italien gegen den Vorschlag des Lord John Russell eingenommen gewesen wäre, hatte Grund genug, eine Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelländischen Meere zu Gunsten Englands nicht zu begünstigen. Fürst Gortschakow stellte sich auch sofort auf die Seite Frankreichs, als Kaiser Napoleon, die Nicht-Intervention ablehnend, den Gedanken anregte, an Stelle des vorläufig unausführbaren Kongresses in Paris Konferenzen der fünf Großmächte abzuhalten. Oesterreich sollte durch die russische und preußische Regierung veranlaßt werden, sich daran zu beteiligen. In seinem Eifer dafür ging der Fürst so weit, daß er, um die Be-

denken des Grafen Rechberg zu überwinden, die Möglichkeit vor Augen stellte, es könnten die Konferenzen zu vieren, auch ohne Oesterreich, zu stande kommen. In Wien machte diese Aeußerung begreiflich den übelsten Eindruck, so daß Prinz Alexander von Hessen, der als General in der österreichischen Armee diente, seinem kaiserlichen Schwager Alexander darüber ernstliche Vorstellungen machte. Der Kaiser war entrüstet und bezeigte dem Minister sein ganzes Mißfallen. Dieser aber beschwerte sich bei Graf Thun bitter über die Einmischung unberufener Personen in Sachen der auswärtigen Politik.

Graf Rechberg wies übrigens die Konferenzen nicht von der Hand. Er wollte darauf eingehen, wenn sich die drei nordischen Kabinette vorher über das zu beratenden Programm einigen würden. Gortschakow erklärte sich dagegen, mit der Motivierung, es dürfe, um die Sachlage im allgemeinen zu beurteilen, keine der bereits vollzogenen Thatsachen oder daraus resultierende Veränderungen a priori von den Beratungen ausgeschlossen werden. So aber war auf dem Pariser Kongresse eine italienische Frage improvisiert worden und konnte, bei der Unberechenbarkeit der napoleonischen Politik, jeder Tag eine neue Ueberraschung bringen, wenn nicht der Diskussion eine bestimmte Grenze im voraus gezogen war. Soeben war die Einverleibung von Toskana, Parma und Modena in das Königreich Sardinien ohne Befragung der Mächte dekretiert und die Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich in der Oeffentlichkeit bekannt geworden, gegen letztere aber in England die lebhafteste Opposition entstanden. Lord John Russell wollte die deutschen Mächte und Rußland zu einem gemeinsamen Proteste bewegen. Darin, sagte Gortschakow, läge der Keim zu einer Koalition gegen Frankreich, die erst notwendig werde beim Hervortreten fernerer Expansionsgelüste, die, setzte er hinzu, Kaiser Napoleon ferne zu liegen scheinen.

Wie gerufen, befiel den Minister in diesem Augenblicke ein leichtes Unwohlsein, das ihm Gelegenheit bot, unter dem Vorwand der Erkrankung seine Thür zu verschließen. Man erfuhr nachderhand, daß zwischen ihm und der französischen Botschaft ein ununterbrochener Verkehr bestanden hatte, und als nach mehreren Tagen die Diplomaten wieder empfangen wurden, erklärte er dem Grafen Thun auf sein Befragen klipp und klar, der englische Vorschlag sei ein Unsinn, das europäische Gleichgewicht werde durch die Besitzübertragung von Savoyen und Nizza nicht bedroht, und Rußland habe keinen Grund, sich darüber mit Frankreich zu verfeinden. Bei so weit differierenden Auffassungen war von einer Konferenz weit mehr ein folgenschwerer Konflikt zu besorgen, als eine Verständigung zu hoffen. Sie wurde neben dem Kongresse zu Grabe gebettet.

Eigentümlich war, in Anbetracht der sich nun in Italien rasch vollziehenden Ereignisse, die Haltung des französischen Botschafters, Duc de Montebello. Die Mitschuld des Kaisers Napoleon an der Invasion der päpstlichen Legationen war ihm ein Greuel. Er bot alles auf, um durch Rußland einen Druck auf ihn auszuüben, damit der Kirchenstaat und Neapel vor den sie bedrohenden Angriffen geschützt werden. Den Grafen Thun suchte er von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß Oesterreich die Emilia und Toskana preisgebe, um das übrige

zu retten. Im Herzen Orleanist, machte er kein Hehl aus seiner geringen Zuneigung zu der Person des Monarchen, dessen Botschafter er geworden war. „Vous savez“ sagte er einmal dem Grafen Thun „je suis l'auteur d'une note par laquelle je crois avoir rendu service à l'Europe“. Er hatte nämlich als Gesandter Louis Philippes bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft die Ausweisung Louis Napoleons verlangt.

Bei Kaiser Alexander war Montebello beliebt, denn das Mißtrauen in die Ränke der napoleonischen Politik war beiden gemein. Gortschakow ließ sich jedoch dadurch in seiner Ueberzeugung nicht beirren, daß der enge Anschluß an Frankreich dem russischen Interesse förderlicher sei als die Verteidigung durchlöcherter Verträge, auf denen das italienische Staatensystem beruhte. Das Frondieren Montebellos hatte zur Folge, daß zwischen Paris und St. Petersburg die Fäden hinter seinem Rücken gesponnen wurden und Gortschakow die Ratschläge des Botschafters unbeachtet ließ, wenn sich darin die eignen Wünsche getreuer abspiegelten, als die Instruktionen seiner Regierung. Das nun war der Fall in Bezug auf Italien, nicht so in andern Fragen und speziell in solchen, die den Orient betrafen.

Hier vermeinte Gartschakow bereits ernten zu können, was er in Frankreich gesät hatte. Er berief am 4. Mai die Vertreter der Großmächte zu einer gemeinsamen Besprechung für den folgenden Tag und überraschte sie mit der Verlesung einer soeben nach Paris gesendeten Depesche, die er auch den andern Kabinetten abschriftlich mitteilen wollte, um ihre Aufmerksamkeit auf die Lage der Dinge im türkischen Reiche zu lenken. Er erklärte, damit die Anregung zu einem gemeinsamen Schritte der Mächte geben zu wollen, damit den gerechten Beschwerden der christlichen Bevölkerung abgeholfen werde. Niemand war darauf gefaßt, über diese Eröffnung eine Meinung abzugeben. Nur allein der französische Botschafter rückte mit einem anscheinend vorbereiteten Projekte hervor, das die andern, ohne sich in eine Debatte einzulassen, ad referendum nahmen.

Am 6. schon erfolgte eine zweite Einladung zu Gortschakow, der den großmächtlichen Vertretern eine Zirkulardepesche vorlesen wollte, die er geschrieben hatte, um ihren Regierungen über den Zweck und Verlauf der ersten Konferenz authentischen Aufschluß zu geben. Die Mitteilung wurde abermals zur Kenntnis genommen, ohne daß sich daran eine Erörterung geknüpft hätte.

Was Gortschakow beabsichtigte, war leicht zu durchschauen. Glückte es ihm, die aus dem Stegreife berufene Konferenz zu einer stehenden Einführung zu machen, so wurde die orientalische Frage in einer Weise neuerdings angeregt, die Rußland als Schutzmacht der Christen im osmanischen Reiche die führende Rolle zuerkannte. Unter diesem Eindrucke besuchte mich — Graf Thun war mit Urlaub abgereist — der englische Gesandte Sir John Crampton und äußerte seine Bedenken gegen einen gemeinsamen Schritt im Orient unter russischer Führung. Die nacheinander einlaufenden Antworten der vier Großmächte lauteten ziemlich übereinstimmend, diejenige Thouvenels am zuvorkommendsten dahin, daß gegen eine Untersuchung der von Gortschakow hervorgehobenen Uebelstände nichts

einzuwenden sei. Durch wen und in welcher Art die Untersuchung geführt werden sollte, blieb unerörtert. Sie wurde schließlich der Türkei selbst überlassen und die Petersburger Konferenzen fanden keine Fortsetzung. Fürst Gortschakow ließ mich zwar am 1. Juni zu sich bitten und gab mir ein langes Sündenregister gegen die türkische Verwaltung zu lesen, das er den Kabinetten mittels Zirkulardepesche mitteilen wollte. Er gab aber selbst zu, daß in den Konsularberichten — ich nannte sie die Annalen der Hölle —, denen die Angaben entnommen waren, manche Uebertreibungen vorkommen mochten. Ein Ministerwechsel in Konstantinopel gab bald danach den Vorstellungen der Mächte scheinbare Genugthuung, und alle stellten sich damit zufrieden, daß der Großvezier Kibrisli Pascha beauftragt wurde, eine strenge Untersuchung einzuleiten und das Resultat seinerzeit bekannt zu geben.

Die kleine Befriedigung, seine fein gemeißelten Depeschen verlesen zu können, war ihrem Schreiber leicht zu gönnen. Er that es gern und erntete dafür verdienten Beifall. Es kam auch vor, daß er, während er einen andern Diplomaten empfing, mir im Nebenzimmer bei offenen Thüren etwas zu lesen gab und mich so zum unfreiwilligen Lauscher an der Wand machte, wobei seine Worte wohl auch zur Thüre hinaus gesprochen sein mochten. Je besser er gelaunt war, um so weniger zügelte er seine Zunge, konnte aber auch recht derb werden, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. Eines Tages empfing er mich in Schlafrock und Pantoffeln, saß mir gegenüber an seinem Schreibtische und legte schließlich, vom Feuer des Gespräches fortgerissen, die Füße auf diesen, nach amerikanischer Art. Die Formlosigkeit seines Wesens bekamen am meisten die kleineren Diplomaten zu verspüren, wenn ihr Besuch nicht willkommen war. Ein erschwerender Umstand bestand darin, daß Gortschakow keine bestimmten Empfangstage hatte, man sich schriftlich anmelden mußte, wenn man ihm etwas zu sagen hatte und ebenso mit Billet von ihm eingeladen wurde, so oft er eine Besprechung wünschte. Das eine wie das andre war bei Diplomaten sekundärer Staaten selten der Fall, daher ihnen die Gelegenheit fehlte, sich aus erster Quelle über vieles zu unterrichten, was ihnen Stoff zu guter Berichterstattung liefern konnte. Kam einer ohne triftigen Grund, so hatte er sich keiner freundlichen Begrüßung zu erfreuen. Nach dieser Abschweifung greife ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Savoyen und Nizza wollten noch immer nicht zur Ruhe kommen. Die Schweiz war besorgt um die Neutralität der an Genf grenzenden Landstriche und schickte einen Herrn Dapples nach St. Petersburg, um dafür das Interesse Rußlands zu erwecken. Er klopfte bei Gortschakow an und auch bei Montebello. Beide erteilten den wohlfeilen Rat, sich vertrauensvoll an Kaiser Napoleon zu wenden, der gewiß nicht beabsichtige, ein wohlerworbenes Recht zu verletzen. Aber mehr als die Sorgen der Schweiz fesselten die Bedrängnisse des Königs von Neapel die Aufmerksamkeit der Kabinette. Kaiser Alexander legte für Franz II. die lebhafteste Sympathie an den Tag und äußerte gegen den Grafen Thun, als er sich vor Antritt seines Urlaubes zur Abschiedsaudienz einfand, seinen Unwillen

über die zweideutige Politik Napoleons, von dem, wie er meinte, den alten Monarchien die größten Gefahren drohten. Nach wie vor seiner Begegnung mit ihm in Stuttgart sei seine Ueberzeugung die gleiche geblieben. Die Zeitungsgerüchte über eine angeblich dort geschehene Abmachung sei aus der Luft gegriffen. Er habe sich in keiner Weise gebunden.

Der gute Wille, Neapel zu helfen, war also beim Kaiser vorhanden. Der Nachdruck fehlte. Ich erhielt aus Wien die Weisung, den Wunsch des Königs Franz, für die Integrität seiner Staaten — Sizilien war bereits in den Händen Garibaldis — eine internationale Garantie zu verlangen, nach Möglichkeit zu befürworten und mich deshalb mit dem neapolitanischen Gesandten zu benehmen. Dieser befand sich in der denkbar peinlichsten Lage. Ein alter Mann mit einer jungen und schönen Frau, der Gortschakow mit gewohnter Galanterie huldigte, hatte er in finanziellen Nöten zu ihm seine Zuflucht genommen. König Franz war außer stande, die Besoldungen seiner Getreuen regelmäßig zu bezahlen. Regina erhielt dafür Ersatz aus dem russischen Staatsschatze, befand sich aber dadurch in einem mit seiner Stellung unvereinbaren Abhängigkeitsverhältnisse.

Gortschakow zeigte sich nicht im geringsten geneigt, auf eine Garantie für Neapel einzugehen. Er habe in Paris angefragt, ob Frankreich den Einbruch Garibaldis ohne Widerspruch dulden wolle, darauf aber noch keine Antwort erhalten. Voraussichtlich werde Kaiser Napoleon nur dann einschreiten, wenn durch die Lostrennung von Sizilien ein französisches Interesse geschädigt würde. So weit seien die Dinge noch nicht gediehen, und um so weniger sei für Rußland ein Anlaß geboten, sich einzumischen. „Entre un Souverain et ses sujets il n'y a pas de médiation", sollte Napoleon kürzlich erst gesagt haben, während England dem Könige als letztes Mittel, Sizilien zu retten, den Rat erteilte, die Bentinckſche Verfassung von 1812 zu proklamieren, und Lord John Russell sich äußerte, die Geschichte werde darüber entscheiden, ob Garibaldi ein großer Mann ist, wie Wilhelm der Eroberer, oder ein bloßer Abenteurer.

Nach alledem war für König Franz von keiner Seite Hilfe zu erwarten. Wollte Oesterreich sich voranstellen, so war seine Isolierung eine vollständige und darüber ein Zweifel um so weniger zulässig, als Mitte Juni ohne seine Beteiligung in Baden-Baden ein deutscher Fürstentag abgehalten wurde, bei dem sich auch Napoleon einfand und, unter Beteuerung seiner Friedensliebe, Preußen und dessen Anhang auf seine Seite zu ziehen suchte. Dem Fürsten Gortschakow war diese Monarchenbegegnung nicht erwünscht, denn sie störte sein Tete-a-tete mit Napoleon, zu dem sein Vertrauen überdies nicht unerschütterlich fest stand. Beruhigende Versicherungen kamen ihm aus offiziellen Quellen bald zu, daneben aber kursierten doch Gerüchte, die keine vollkommene Sicherheit aufkommen ließen. Ein aus Paris angekommener russischer Diplomat erzählte zum Beispiel, es wäre dort die Nachricht verbreitet und habe Glauben gefunden, daß Napoleon dem Prinzregenten die Rolle Viktor Emanuels in Deutschland zugemutet habe, wenn dafür Frankreich die Rheingrenze erhielt. Das erste Aufleuchten dieses Gedankens machte einen peinlichen Eindruck. Gortschakow sann auf ein Mittel,

um Napoleon bei seinen russischen Sympathien festzuhalten, und glaubte es in einer für ihn schmeichelhaften Begegnung mit der Kaiserin-Mutter gefunden zu haben, die ihrer Gesundheit wegen auf einer Reise durch das südliche Frankreich und Italien begriffen war. Lyon sollte die Antwort auf Baden-Baden sein.

Ein Zufall, dem Gortschakow in die Hände arbeitete, führte auch die verwitwete Großfürstin Helene nach Lyon, die ich nicht nennen kann, ohne mich bei ihr kurz aufzuhalten. Voll Geist und Verstand, trug sie damals noch die Spuren vergangener Schönheit, und das riesige Vermögen, über das sie verfügte, erlaubte ihr die edlen Zwecke, denen sie ihr Interesse zuwendete, freigebig zu unterstützen. Ihre Hofhaltung vereinigte immer eine Anzahl aufstrebender Kunstjünger, von denen mehr als einer in der Folge zur Berühmtheit gelangte. An der Politik nahm sie lebhaften Anteil und begegnete sich in vielen Punkten mit Gortschakow, so in ihrer Abneigung gegen Oesterreich, wie in der Ueberschätzung Napoleons, während sie an Enthusiasmus für Italien und Begeisterung für die preußische Hegomonie in Deutschland ihn weit überbot. Die künstlerisch hervorragenden Feste, bei denen sie mit Grazie und Liebenswürdigkeit alle höfische Steifheit zu bannen wußte, und ein Kranz durch Bildung und allerhand Vorzüge ausgezeichneter Damen, mit denen sie sich umgab, machten das prachtvolle Palais Michel, in dem sie wohnte, zum Zentrum einer in jeder Hinsicht auserlesenen Gesellschaft. Großfürstin Helene, geborene Prinzessin von Württemberg, hatte die seltene Gabe, die Personen, die sie nach sorgfältiger Wahl an ihren Hof heranzog, zu dankbaren und ergebenen Mitarbeitern zu machen. Sie benutzte diese, um über alle Erscheinungen auf sozialem, litterarischem und künstlerischem Gebiete genau unterrichtet zu werden. Eine ihrer Ehrendamen mußte sich einmal einer Art Noviziat in einem katholischen Orden unterziehen, nach dessen Vorbild die Großfürstin eine Kongregation russischer Schwestern der Barmherzigkeit gründen wollte. Diese haben sich seither in Krieg und Frieden vorzüglich bewährt.

Als Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter benachrichtigt wurde, daß Großfürstin Helene sich in Lyon einfinden würde, äußerte sie ihre Ueberraschung in den Worten: „Pourquoi cela? Je n'ai pas besoin de Gouvernante.“ Es ging aber alles gut von statten. Kaiserin Eugenie bezauberte durch den Reiz ihrer Persönlichkeit, Napoleon überbot sich an Höflichkeit, und die hohen Häupter der Zusammenkunft trennten sich alle gleich befriedigt, eine Befriedigung, die niemand lebhafter empfand, als der Vater des Gedankens: Fürst Gortschakow.

Sein Vertrauen zu Kaiser Napoleon war doch nicht so felsenfest, als daß er sich den Zweifeln über dessen Absichten, bei den unverkennbaren Fortschritten der Revolution in Italien hätte entziehen können. Die Reihe, von ihr verschlungen zu werden, schien an Neapel gekommen zu sein. Bei der Antrittsaudienz des russischen Gesandten, Fürst Wolkhovsky, sprach zu ihm der König mit Entmutigung die Worte: „Ich fürchte, Sie sind gekommen, um einem Leichenbegängnisse beizuwohnen.“ Kaiser Alexander war beunruhigt und ließ in Paris schüchterne Vorstellungen machen. Die Frage, wohin die prinzipien-

lose Politik Napoleons noch führen würde, drängte sich auch Gortschakow mit Gewalt auf.

Ich befand mich an einem Juniabend des Jahres 1860 im Salon der Fürstin K., den auch der Minister fleißig besuchte. Als er meiner ansichtig wurde, rief er mir mit erhobener Stimme zu: „Gedenken Sie bald nach Wien zu schreiben?“

„Gewiß, schon in den allernächsten Tagen.“

„Wohlan, dann möchte ich dem Grafen Rechberg gerne einen Rat erteilen, wenn ich wüßte, daß er ihn gut aufnimmt.“

„Dafür kann ich mich verbürgen; die gute Absicht wird er gewiß zu schätzen wissen.“

„Glauben Sie das?“ fuhr er fort, „so sagen Sie ihm gefälligst, ich lege großen Wert darauf, daß er sich mit Preußen verständige.“

Vor Zeugen, die bereits neugierig die Ohren spitzten, schien mir Zeit und Ort zu einer so delikaten Erörterung nicht geeignet. Ich verabredete eine Stunde für den folgenden Tag und bat ihn sodann unter vier Augen um eine Erklärung, die er beiläufig in folgender Weise abgab:

„Sehen Sie,“ sagte er, „ich habe bestimmte Nachricht aus Berlin, daß der Prinzregent ernstlich wünscht, sich mit Oesterreich zu vergleichen. Die Sache ist wichtig genug, daß auch Rußland sich dafür interessiere. Ich will die friedlichen Absichten des Kaisers Napoleon nicht in Zweifel ziehen, meine aber, er kann darin nur gefestigt werden, wenn er ein geeinigtes Deutschland vor sich sieht. Ihre Regierung sollte nicht versäumen, diesen Vorteil mit einigen Opfern zu erkaufen. Es mag gut sein, daß ich in der Lage bin, Ihre Vermittlung in Anspruch zu nehmen in Abwesenheit des Grafen Thun, in dem der alte Präsidialgesandte noch lebendig ist, daher er zur Nachgiebigkeit gegen Preußen weniger geneigt sein dürfte.“

Ich versprach Gortschakow, das eben Gehörte an Graf Rechberg zu berichten mit dem Beifügen, daß mir die augenblicklich zwischen Wien und Berlin schwebenden Verhandlungen ebenso unbekannt wären wie die Opfer, die für die preußische Freundschaft gebracht werden müßten.

Damit schloß die Unterredung, nach der ich, mehr als zuvor, überzeugt war, daß die Entrevue in Baden-Baden einen Stachel im Herzen des Fürsten Gortschakow zurückgelassen hatte. Daß die Berliner Nachrichten wirklich so lauteten, wie er mir erzählte, hatte ich allen Grund für wahr zu halten. Indem ich daran zurückdenke, tritt mir zugleich der damalige Gesandte Preußens in St. Petersburg, Herr Otto v. Bismarck, wieder in Erinnerung. War er mit dem Prinzregenten einverstanden? Hätte es ihm genügt, Oesterreich zu Opfern zu bestimmen, die so viel gewesen wären wie ein Verzicht auf die traditionelle Vorherrschaft und eine Gleichstellung mit Preußen in Deutschland? Und hätte ein mit dieser Voraussetzung geschlossenes Uebereinkommen einen dauernden Frieden begründet?

Eben damals war, um den Manövern des Gardeducorps beizuwohnen, der

Feldmarschall-Leutnant Graf Festetics und fast zu gleicher Zeit, nach Beendigung seines Urlaubs, Graf Thun in St. Petersburg eingetroffen. Kaiser Alexander bereitete dem österreichischen General einen auszeichnenden Empfang und trug ihm auf, unserm allergnädigsten Herrn die Versicherung seines festen Willens zu überbringen, daß die temporäre Erkaltung der alten herzlichen Beziehungen aufhöre und ein inniges Freundschaftsverhältnis auf dauerhafter Basis hergestellt werde. Auch knüpfte er an die soeben, am 25. Juli, stattfindende Begegnung der regierenden Häupter von Oesterreich und Preußen in Teplitz die Hoffnung, daß es gelingen werde, allen Zwistigkeiten der beiden Staaten ein erfreuliches Ende zu machen. Ein Austausch kaiserlicher Handschreiben war der Ausdruck gegenseitiger Zuneigung. Eine vielversprechende Annäherung hatte sich vollzogen.

Das Bedürfnis eines engeren Einvernehmens mit Oesterreich trat immer mehr hervor, je weniger man in Rußland damit zufrieden war, daß Kaiser Napoleon die Christenverfolgung in Syrien und das Gemetzel von Damaskus am 9. Juli dazu benutzte, manu militari zum Schutze der katholischen Maroniten einzuschreiten. Mit schwerem Herzen gab Gortschakow dazu seine Zustimmung, wollte aber zugleich den eignen Einfluß über die orthodoxe Bevölkerung des türkischen Reiches erweitern und sicherstellen. Der Umfang und die Dauer der französischen Intervention in Syrien sollte durch ein in Paris zu unterzeichnendes Protokoll normiert werden. Diesem wünschte Gortschakow einen geheimen Artikel anzufügen, womit ein gemeinsames Vorgehen der Mächte zum Schutze der Christen in der europäischen Türkei eingeleitet würde. Er ließ Graf Rechberg dringend ersuchen, diesen Antrag zu unterstützen, und das offiziöse „Journal de St. Petersbourg" schrieb am 27. Juli: „L'Europe ne suivra pas la France dans une mission humanitaire que cette nation aurait plus spécialement reçue du ciel, mais la France aura l'honneur, à cause de sa position géographique de former l'avant-garde de l'Europe dans une mission humanitaire qu'il appartient à la civilisation toute entière de remplir, à titre d'impérieux devoir."

Nicht ein Protokoll, sondern deren zwei wurden am 2. August in Paris unterschrieben, der geheime Artikel aber mußte fallen gelassen werden, nachdem die Türkei, von England unterstützt, diesem einen unbesiegbaren Widerstand entgegengesetzt hatte. Der russische Botschafter Graf Kisseleff schrieb darüber, es haben der türkische Botschafter und Lord Cowley den Konferenzsaal verlassen, als er die Diskussion über den geheimen Artikel eröffnen wollte. Fürst Metternich habe ihn nur lau unterstützt und ihm zu seiner Rechtfertigung eine Instruktion vorgelesen, die ihn ermächtigte, den Artikel zu unterschreiben, wenn die andern Mächte einverstanden wären. Die Depesche war offenbar nicht zur Mitteilung geeignet und ein Wermutstropfen in den Kelch der russischen Verbrüderung. Gortschakow äußerte sich darüber mit großer Bitterkeit. Thouvenel hatte nach Kisseleffs Berichten den Artikel warm befürwortet, Metternich aber diesen vorher Lord Cowley zu lesen gegeben, worauf letzterer in London angefragt und Befehl erhalten habe, sich dem Antrage zu widersetzen. Gegen den

Vorwurf, der daraus gegen Metternich erhoben wurde, schützt ihn der Verdacht, daß Gortschakow durch Kisseleff unrichtig informiert war.

Während Thouvenel bemüht war, durch sein Entgegenkommen bei den Pariser Verhandlungen Rußland zu beruhigen, warfen die Ereignisse in Italien ein eigentümliches Licht auf die Zweideutigkeit der französischen Politik. Die Invasion der Marken und Umbriens durch die von Cialdini befehligten Piemontesen, die Napoleon, früheren Erklärungen entgegen, geschehen ließ, ohne sie offen zu billigen; Castelfidardo und die Gefangennehmung Lamoricières einerseits, die Abberufung des Gesandten Talleyrand aus Turin, der nach einigen Tagen die des Grafen Nigra aus Paris folgte; das waren schwer zu vereinbarende Gegensätze, die in St. Petersburg, namentlich bei Hofe, den übelsten Eindruck machten. Es verlautete, daß in Neapel Mazzini, Ledru-Rollin und Kossuth miteinander konspirierten. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien fand unter solchen Umständen Rußland bereit, das gegebene Beispiel nachzuahmen. Der russische Geschäftsträger erhielt Befehl, Turin zu verlassen, und es wurde beschlossen, am Tage der Ankunft des Kuriers, der diese Weisung zu überbringen hatte, dem piemontesischen Gesandten Marchese Sauli die Pässe zuzustellen.

Nachdem das verfügt war, reiste Kaiser Alexander am 12. Oktober zu den Jagden nach Litauen und Fürst Gortschakow nach Warschau, wo am 22. die beiden Kaiser und der Prinzregent von Preußen einander die Hände reichen sollten. Diese Begegnung war seit mehreren Wochen in Vorbereitung. In Wien war angedeutet worden, daß es dem Kaiser Alexander erwünscht wäre, persönlich mit Kaiser Franz Joseph zusammenzutreffen. Graf Thun erhielt die Weisung, vertraulich anzufragen, welcher Glaube dem Gerüchte beizumessen sei. Er wandte sich, um darüber Gewißheit zu erlangen, an den Generaladjutanten Grafen Adlerberg und erfuhr durch ihn, der Kaiser hoffe, der Vorschlag zu einer Begegnung würde bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Warschau von österreichischer Seite gemacht werden. Das geschah.

Am Alexandertage war Hoftafel in Schönbrunn, und Kaiser Franz Joseph sagte dem dazu geladenen Herrn v. Balabin, es würde ihn freuen, seinen Monarchen baldigst zu begrüßen. Darauf erfolgte von russischer Seite die formelle Einladung, die Graf Thun anzunehmen im voraus beauftragt war.

Fürst Gortschakow konferierte mittlerweile fleißig mit dem französischen Botschafter, und am 23. Oktober brachte der „Constitutionnel“ die Nachricht, Napoleon habe von Kaiser Alexander ein eigenhändiges Schreiben erhalten, worin der Warschauer Entrevue jede Bedeutung abgesprochen und der Verdacht einer gegen Frankreich gerichteten Spitze im voraus beseitigt wurde.

Am gleichen Tage erschien im Journal de St. Petersbourg eine offiziöse Note folgenden Inhalts: Par ordre de S. M. l'Empereur le Chargé d'affaires de Russie près la Cour de Sardaigne a demandé ses passeports et a quitté Turin avec tout le personnel de la Légation Imperiale. So stand also Rußland mit Frankreich auf einer Linie, als die Begegnung in Warschau vor sich

ging. Bevor ich weiter fortfahre, muß ich mir erlauben, dazu einige Bemerkungen zu machen.

Es ist schon häufig geschehen und wird wahrscheinlich noch oft vorkommen, daß Minister das Vertrauen oder die Schwäche ihrer Monarchen dazu benutzen, um sie in einer Richtung mit fortzureißen, die ihnen ursprünglich fremd war. Welterschütternde Ereignisse sind mitunter auf solche Art vollzogen worden, daß die Monarchen, anfangs widerstrebend, dann durch Erfolge berauscht oder in ihren Ueberzeugungen erschüttert, sich der führenden Hand ihrer Minister überließen. Die notwendige Voraussetzung besteht in einer auf Einsicht und Willenskraft beruhenden Ueberlegenheit der betreffenden Staatsmänner. Dazu kommt, daß der beste Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Bedingungen seines erfolreichen Auftretens in den inneren Verhältnissen vorfindet oder die Möglichkeit haben muß, diese seinen Zwecken gemäß umzugestalten. In dieser Lage war Gortschakow nicht. Sein Urteil über Menschen und Dinge war häufig von vorgefaßten Meinungen beherrscht, die ihn hinderten, die Wahrheit voll zu erfassen. Sein unruhiger Geist drängte ihn zu Thaten, die er nicht auszuführen vermochte, weil das damalige Rußland, in einer krisenhaften Entwicklung befangen, keine Stoßkraft nach außen besaß, er aber auf die im Innern sich vollziehende Umwandlung, aus der die bis dahin gebundenen Volkskräfte erst allmählich zu freierer Entfaltung gelangen sollten, gar keinen Einfluß hatte.

Wie sich mit der Zeit herausstellte, wäre die aufrichtige Verständigung mit Oesterreich, wie sie Kaiser Alexander wollte, besser geeignet gewesen, die beiderseitigen Interessen mit dem Wohle der Christen in der Türkei in Einklang zu bringen, als das Bestreben Gortschakows, für sich allein, auf Frankreich gestützt, freie Hand zu gewinnen. Hätte die russische Politik zu jener Zeit weniger von ihm, als von dem ritterlichen Kaiser die Richtung erhalten, so wäre Rußland, aber vielleicht auch ganz Europa, viel Unheil erspart geblieben.

In Warschau, wohin ich nach dieser kurzen Abweichung nunmehr zurückkehre, verlief nicht alles so, wie es sich Gortschakow gedacht hatte und wie er es haben wollte. Der Prinzregent erschien ohne die Begleitung andrer deutscher Fürsten, die erwartet waren und in letzter Stunde sich entschuldigten. Auch der Minister von Schleinitz erklärte sich verhindert und schickte an seiner statt den Unterstaatssekretär von Gruner, den Gortschakow nicht als solchen anerkannte, vor dem er seine Gedanken entwickeln wollte. Auf seinen Wunsch wurde eiligst der Fürst von Hohenzollern berufen, der soeben in der Schweiz verweilte. Graf Rechberg hatte der Einladung Folge geleistet, und auch Graf Thun war anwesend.

Nun zog Gortschakow ein Programm in drei Punkten hervor, über das er den beiden Kaisern und dem Prinzregenten in Anwesenheit der Minister Vortrag hielt:

1. Wenn Oesterreich in Italien angegriffen würde, darf es den Krieg gegen Sardinien führen, mit der Erklärung, den Boden des Züricher Vertrages nicht zu verlassen.

2. Der deutsche Bund hat in diesem Falle neutral zu bleiben.

3. Ein Kongreß soll die Sachlage prüfen und je nach Umständen die nötige Entscheidung treffen.

Dieses Programm rühmte sich Gortschakow dem Kaiser Napoleon mit Mühe entwunden zu haben; dafür, sagte er, würde Rußland mit ganzer Macht einstehen, wenn es angenommen würde. Nachdem jedoch Kaiser Franz Joseph und der Prinzregent einmütig erklärten, sich in dieser Weise nicht binden zu können, so trennte man sich am vierten Tage, ohne etwas zu beschließen. Die Monarchen wechselten die herzlichsten Freundschaftsversicherungen, der diplomatische Erfolg aber blieb null, ebenso wie es der der Teplitzer Zusammenkunft in dem wichtigsten, die deutsche Verhältnisse betreffenden Punkte leider geblieben war. Nur einer konnte in seinem Innern erfreut sein, daß hier wie dort nichts zu stande kam. Er war nicht anwesend. Wäre aber eine Einigung erzielt worden, so blieben Bismarcks Zukunftspläne vereitelt.

Sorgen verschiedener Art lasteten in jenen Tagen auf dem Herzen des Kaisers Alexander. Er klagte über die bedenkliche Stimmung in Polen. Alle großen Familien hatten Warschau verlassen. Wo sich die Monarchen zeigten, wurden sie kalt und mit Gleichgültigkeit begrüßt. Im Theater wurden von der Nationalpartei Logen und Sitze gemietet und mit übelriechenden Stoffen verunreinigt, die die Polizei Mühe hatte, rechtzeitig zu entfernen. An einem andern Abende fand man im Saale die Vorbereitungen zu einer Feuersbrunst, die während der Vorstellung ausbrechen sollte. Sie konnte deshalb anstatt um acht erst um zehn Uhr beginnen. Dem unerfreulichen Aufenthalt des Kaisers wurde ein vorschnelles Ende durch die Nachricht bereitet, daß im Befinden der schwerkranken Kaiserin-Mutter eine Verschlimmerung eingetreten war. Er beschleunigte die Abreise und traf am 28. Oktober wieder in Zarskoje-Selo ein. Am 1. November verschied die hohe Frau, und am 10. wurde sie mit dem üblichen Zeremoniell in der Peter-Paulsfestung beigesetzt.

Zu dieser wenig gelegenen Zeit war ein Abgesandter des Königs von Neapel, General Catrofiano in St. Petersburg eingetroffen, um die Bedrängnisse seines Hofes zu schildern und ein Darlehen zu negozieren, das die Fortsetzung des Widerstandes gegen die Revolution ermöglichen sollte. Kaiser Alexander war geneigt zu helfen, ließ sich aber doch bestimmen, die Bitte abzuschlagen. „Das wäre verlorenes Geld,“ soll Gortschakow dem General gesagt haben. „Wozu sich noch verteidigen, mit der Gewißheit, in drei Monaten zu unterliegen.“ „Wäre die geographische Lage eine andre, so würde Rußland 100000 Mann dem Könige zu Hilfe schicken. Wir sind aber zu weit entfernt, um das zu können.“

„Ich glaubte doch zu wissen,“ erwiderte Catrofiano, „daß vor 60 Jahren russische Heere in Italien gefochten haben. Die Geographie hat sich seither nicht verändert, wohl aber die Politik Rußlands.“

Allerdings wäre es Rußland schwer gewesen, anders als mit Geld dem Könige unter die Arme zu greifen. Im Innern des Reiches standen große Reformen bevor, und in Polen nahm die Gärung immer mehr überhand. Hausdurchsuchungen, die in Warschau vorgenommen wurden, erbrachten den Beweis

einer weitverzweigten Verschwörung. Das Experiment der Bauern-Emanzipation stand vor der Thüre. Wie viele Hoffnungen und Befürchtungen knüpften sich daran! Das war für den Kaiser und seine Berater wichtiger als Gaëta, wo König Franz den letzten Verzweiflungskampf kämpfte.

Eine Migräne, an der er häufig litt, nötigte den Grafen Thun, durch mehrere Tage das Bett zu hüten, als aus Wien eine Depesche anlangte, des Inhaltes, es habe sich Kaiser Napoleon bereit erklärt, ein Schiff vor Gaëta zu lassen, wenn Oesterreich, Preußen, Spanien und Rußland das Gleiche thäten. Graf Rechberg verlangte schnelle Antwort, und ich wendete mich auch ohne Zögern an Fürst Gortschakow, um zu hören, wie er darüber denke. Er erklärte sofort, sich an einer Flottendemonstration nur beteiligen zu wollen, wenn Frankreich die russische Flagge vor einer Beleidigung sicherstellen würde; dann aber, meinte er, wäre die Mitwirkung andrer Mächte zu entbehren. Seiner Ueberzeugung nach werde Napoleon den König nach Ablauf des Waffenstillstandes im Stiche lassen u. s. w. Als nun König Franz das diplomatische Corps aufforderte, sich mit ihm in Gaëta einzuschließen, folgten die Gesandten seinem Rufe mit Ausnahme derjenigen von Preußen und Rußland. Auf eine Anfrage des Grafen Rechberg, ob das der Absicht des Kaisers etwa entspreche, wurde uns mitgeteilt, Fürst Wolkhovsky habe berichtet, er sei vom Könige selbst gebeten worden, in Rom zu bleiben, wo er ihm nützlicher sein könne. Nachderhand erfuhr man, Wolkhovsky habe darauf bestanden, Rom nicht zu verlassen, und der König dazu mit Widerstreben seine Einwilligung gegeben. Der Kaiser ließ ihm sein Benehmen verweisen und befehlen, nach Gaëta zu gehen, der Gesandte aber meldete sich krank und blieb, wo er war. (Schluß folgt.)

Janie, der Dieb.

Von

Max Grad.

Das Vieh brüllte in den Ställen; Hühner und Gänse gackerten und schnatterten. Die eingesperrten Tiere drängten sich an das Drahtgitter, die frei umherlaufenden scharten sich immer wieder um die leeren Tröge. Vom Gesindehaus herüber, dessen faulendes Strohdach die Sonne röstete, drang gedämpft Jammern und Stöhnen, Beten und Fluchen. Darein mischten sich Töne, die gar nichts Menschliches mehr hatten.

Niemand war zu sehen.

Der nur teilweise gepflasterte Gutshof war ekelhaft schmutzig, und in wüster

Unordnung lagen allerlei Geräte umher. Weit offen standen Stall- und Scheunenthüren. Man konnte das unruhige, hungrige und dürstende Vieh sehen und einen Teil der eben eingebrachten Ernte.

Endlich wurden in dem plumpen, grauen Steinkasten, der das Gutshaus darstellte, Schelten und Fluchen eines Mannes laut, dazwischen zwei weinerliche Frauenstimmen. In der Halle stand Bogumil von Zamajski und fuchtelte mit einer zusammengelegten Hundepeitsche vor seiner spindeldürren Gattin Jadwisia herum. Ratlos rang diese die Hände, und wenn sie etwas bemerkte oder auch nur einen Ruf oder Laut ausstieß, wiederholte alles getreulich ihre alte Jungfer und Vertraute, die dicke Basia.

„O d'la Boga, — Herr Jesus, — was nun? — Was wird aus uns?!" jammerte die Baronin. Der Gatte zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und murmelte etwas von: „Weibern, die wohl heulen, aber nicht helfen können." Dann ging er wieder einmal hinab, um zu sehen, ob sich inzwischen nicht doch etwas geändert habe. Aber alles war beim alten geblieben. Auf der Rampe überblickte Bogumil von Zamajski wütend die trostlose Bescherung. Der Ekel schüttelte ihn vom Wirbel bis zur Sohle, wenn sein Auge den übel zugerichteten Boden streifte. Verstärkt tönten Heulen und Jammern aus dem Gesindehaus und von der Scheune herüber, worin sich auch jemand verkrochen haben mußte. Die Medizin, die der Doktor verordnet hatte, konnte noch nicht gewirkt haben.

Sämtliche Dienstboten, männlich wie weiblich, lagen krank darnieder. Heute war auch noch das siebzehnjährige Küchenmädchen — wegen ihrer Winzigkeit nur „Malenka" d. h. „Kleinchen" genannt — ohnmächtig hingestürzt. Die würde jedenfalls sterben, hatte der Arzt gemeint. Einen so mächtigen Bogen beschrieb die Peitsche, die der Baron schwang, als wollte sie über einer ganzen Reihe von Rücken tanzen.

„Die Schweine! Gierig wie Bestien, verlogen und falsch, — versoffenes Volk! Und wie nötig man dieses Gesindel hat!"

Langsam wandte er sich, und sein Zorn wuchs wo möglich noch, als er die Beete, die mit Kapuzinerkresse, Löwenmaul und Fuchsien bepflanzt waren, zertrampelt sah. Ein kleines rundes, in dem verschiedenfarbige Buschnelken üppig und feurig geblüht hatten, war ganz zerstört. Man sah, daß ein mächtiger Körper darauf gefallen sein und eine Zeitlang darin gelegen haben mußte.

„Kanaillen, verfluchte! — Mögen sie alle in die Hölle fahren!"

Der Richtung nach trafen alle Schimpfworte und Flüche die elende Hütte der Mutter Malenkas, die einen Büchsenschuß von dem Stachelzaun des herrschaftlichen Gartens inmitten elenden Ackerlandes stand. Zum Schrecken der Alten hatte der Doktor die schießschartenartigen Fenster, über die Schweinsblase gespannt war, aufgerissen und bei Tod und Verderben geschworen, Malenka sterbe zur Stunde, wenn sie nicht genügend Luft bekäme.

So konnte Pan Zamajski ein Teilchen des Innern dieser schmutzstarrenden Behausung sehen, in die die Sonnenfluten eindrangen. Scheckig schien die eine Wand im aufdringlichen Schmuck grellbunter Heiligenbilder. Aber wem von

den Herrschaften wäre wohl je eingefallen, eine der Hütten oder das Gesindehaus zu betreten? Niemals! — Und wenn sie jetzt litten, die elenden Dümmlinge, die drinnen wohnten, so war es ganz allein ihre eigne Schuld.

Der Baron hatte Wein von auswärts erhalten und war, nachdem er kaum eine Flasche geleert, recht unwohl geworden. Sogleich hatte man auf den Verdacht des Arztes hin Proben an einen Untersuchungschemiker für Nahrungsmittel in der nahen Stadt geschickt. Der Lieferant wurde nach dessen Ausspruch verklagt, allein er schwur hoch und teuer, keine Ahnung zu haben, wie der Wein hätte so verdorben werden können. Umgehend ließ er eine gleiche Anzahl Fässer als Ersatz an den Baron abgehen und ein Schreiben dazu, das von Entschuldigungen und Beschwörungen nur so strotzte. Das nun wirklich reine und treffliche Getränk mundete Pan, Pani und Basia so gut, daß keines mehr daran dachte, die Klage aufrecht zu halten. Sie verlief im Sande. — Die „Giftjauche“ aber, wie sie Macios, der Oberknecht, verächtlich, aber dennoch mit lüsternen Augen darauf hinschielend, nannte, sollte in die Mistgrube geleert werden. So kam es, daß ein Dienstbote nach dem andern, trotz des strengsten Verbotes, auch nur daran zu nippen, von toller Gier übermannt, davon getrunken hatte bis zur völligen Bewußtlosigkeit. Zu guter Letzt hatte noch Kasia die harmlose, niedliche Malenka verführt, davon zu versuchen. Die beiden Knechte, Macios und Jach sowie Kasia und Marysia, die zwei Mägde, wanden sich in heftigen Krämpfen; der herrschaftliche Diener war erst vor Angst ins nächste Krankenhaus gelaufen, aber dort bereits wieder als gesund entlassen worden; allein aus Furcht war er nicht mehr zum Baron zurückgekehrt, und niemand wußte etwas von ihm.

Bogumil Zamajskis Haare wollten sich sträuben, dachte er an all das Elend, das ihm erwachsen. Aus dem Dorfe half ihm keines aus, denn alle haßten ihn. Jetzt aber würde am allerwenigsten ein Dienstbote bei ihm einzutreten geneigt sein.

Fluchend ging er rings ums Haus herum. Am Nordende des Gartens, wo Gemüse gepflanzt war, lärmten und bellten die Hunde wie toll. Was es wohl da wieder geben mochte? Näher gekommen, gewahrte der Baron aber gar nichts Auffälliges. Nur ein großer, kräftiger, aber fahlbleicher Mann stand am Zaune und blickte erwartungsvoll und sehnsüchtig herüber.

„Was willst du? Scher dich weg! Hier giebt's nichts zu gaffen für Landstreicher!“ herrschte ihn der Herr an. — „Lankoz! Huze go!“ — hetzte er den Hund.

Aber der Fremde zuckte mit keiner Wimper, als das größere der beiden Tiere auf des Herrn Geheiß das Gitter mit einem Satz übersprang und ihm beide mächtige Tatzen auf die Schultern legte. Nur groß und starr bohrten sich des Mannes Augen in die des Hundes, der sofort von ihm abließ und sich demütig auf den Boden legte. Der Landstreicher zog dann die Mütze von dem lichtblonden Haar, das von Ferne wie weiß ausgesehen, und sagte bescheiden:

„Prosze Pana, — ich habe gehört, daß hier die Dienstleute alle krank seien

und daher wohl für mich Arbeit sein könne. Ich fand nicht gleich den rechten Eingang. O, Herr Baron, ich kann so vielerlei und würde alles thun, was Sie befehlen! O nehmen Sie mich, — nehmen Sie mich, Pana!"

Der Gutsherr ließ den Fremden doch wenigstens ausreden und musterte ihn scharf und überlegend. Wie ordentlich und sauber er aussah! Aber, — von der Gasse weg den ersten besten? — Indes, stark schien er zu sein, und wie zum Beweise, so, als hätte er des Herrn Gedanken erraten, streifte der Mann den Rockärmel weit zurück und ließ die kräftig entwickelten Muskeln am sehnigen Arme spielen. Keinen Blutstropfen schien er jedoch im Gesicht zu haben.

„Woher kommst du?"

„Aus Wilna, zu dienen, Herr. Ich konnte keine Arbeit finden, — nirgends, — und ich — ich — ich wollte auch gerne auf ein Gut, und —"

Er sprach eilig und überhastend, so daß er die Worte nicht gleich finden konnte. Auch schien es, als wolle er um jeden Preis verhindern, jetzt noch mehr gefragt zu werden.

„Versuchen Sie es wenigstens, — Pana — nur versuchen!"

Der Baron zog die langen Schnurrbartspitzen erregt durch die Zähne. Er überlegte zaudernd und wußte sich keinen Rat. Da erklang plötzlich erneutes Gejammer aus dem Gesindehaus. Laut schrie die Mutter Malenkas vor der Thüre Beschwörungsformeln an den Tod, über das Dach ihrer Hütte hin. Der Baron schüttelte sich. So keine Menschenseele zu haben, die beisprang und half bei all der Arbeit und dem Elend!

Plötzlich enschlossen, winkte er dem Manne, in dessen Augen es freudig aufblitzte. — Am Seitenpförtchen empfing er ihn und besah ihn unverhohlen mit größtem Mißtrauen vom Kopf bis zu den Füßen. Durch den Garten führte er ihn zum Hofe; die Hunde folgten dem blonden Hünen schnuppernd, aber sanft dicht auf den Fersen.

„So, nun kannst du fürs erste den Hof aufwaschen, Ordnung machen und die umherliegenden Geräte wegräumen. Wollen dann weiter sehen — nachher — später!"

Auf der Rampe stehend fuhr er dann fort, dem Manne Befehle zu geben, der sein Bündelchen fein säuberlich in eine Ecke gelegt hatte. Ruhig und dennoch schnell ging dem die Arbeit von statten. Es war auffallend, wie geschmeidig sich die mächtige Gestalt bewegen konnte. Mit raschem Blick überflog sein Auge das Feld der Thätigkeit und hatte im Nu das Wichtigste entdeckt. Geschickt packte er alles an. Der Baron atmete etwas auf. In einem Anfalle ihm sonst fremder Gnädigkeit meinte er:

„Wäre eines da, das kochen könnte, so würde uns ein Mittagmahl wohl gut thun. Du könntest dann auch eine Suppe haben. Aber die Gans — die Basia — kann ja nichts, und die Mägde sind krank. Hol' s' der Henker!"

Die Not all der Wirrnisse übermannte ihn wieder.

„Prosze Pana — ich kann etwas kochen — etwas ganz gut — wirklich —

noch von früher her. Darf ich mit Ihnen in die Küche gehen und sehen, was sich thun ließe?"

Bogumil von Zamajski war starr. So ein Mensch war ihm im Leben noch nicht unter die Augen gekommen. Dann rief er eiligst seine Frau und deren Jungfer. Sie sollten dem Manne scharf auf die Finger passen.

Da saßen diese dann wie die sieben fetten und die sieben mageren Jahre auf der Holzbank unter dem aufgehenkten Kupfergeschirr und sahen mit namenlos thörichten Augen zu, wie der Bursche, der ihrer nach ehrerbietigem Gruße gar nicht weiter zu achten schien, flott herumhantierte. Die Speisekammer hatte man erbrechen müssen, denn die Schlüssel waren nirgends zu finden gewesen. Gewiß hatte sie Marysia mitgenommen, und zu der konnte man doch unmöglich gehen.

„Heilige Jungfrau! Man könnte ja angesteckt werden," meinte Pani Jadwisia und schüttelte bedenklich den Vogelkopf auf dem mageren Halse.

„Ansteckung — ja, Ansteckung ist oft gleich da," pflichtete ihr Basia bei.

Als der ereignisreiche Tag zu Ende war, wollte der Baron den seltsamen Fremdling, der wie mit einem Zauberstabe in diese gräßliche Unordnung hineingefahren war, ausfragen und sich seine Papiere geben lassen. Er verschob es aber; morgen war auch noch ein Tag, und der gewandte Mensch konnte noch viel — wohl beaufsichtigt natürlich — thun und in die Reihe bringen. Drüben im alten leeren Backhäuschen mochte er nächtigen. Mit wahrer Gier hatte er gegessen, was man ihm endlich vorgesetzt: Abfälle der guten Mahlzeit, die er selbst hatte bereiten müssen, während er gemeint vor Hunger umzusinken.

Um elf Uhr nachts schlichen sich die Baronin und Basia an das kleine Schiebebrett des Häuschens, das ein Fenster vertrat und eine breite klaffende Spalte besaß. Sie mußten den „Hergelaufenen" beobachten. Beide starben fast vor Neugierde, und angenehm prickelnd rieselten ihnen Schauer den Rücken hinab. Wie ein Kind faßte Pani Jadwisia die Alte beim Rockzipfel. Sie drückten sich — eine nach der andern — die Nasen fast platt. Der Mann sprach da drinnen; allerdings mit sich allein. Dann klang es wie Gesang. Es war eine jener uralten Dainos, wie sie noch im litauischen Volke weiterleben. Hierauf zog er ein verschlissenes, scheckiges Heiligenbildchen aus einem Papier unter dem Hemde hervor, das die mächtige Brust freiließ. Er kniete nieder und faltete die schwieligen Hände.

Basia, die eben an der Reihe war, schlug gewohnheitsmäßig auch ein Kreuz, wie der da drinnen.

„Pani Jadwisia — weiß der Himmel — er betet!"

„Rasch, rasch — laße mich nun hin!" verlangte die Baronin.

Zum Schlusse kam das halblaute: „Amen!"

„Ja, ja, er betet! Die Worte des heiligen Kreuzeszeichens waren es, Basia! Jetzt können wir alle Gott danken, denn nun wird er schon kein Feuer legen und uns nicht etwa ermorden und berauben wollen!"

„Morden und berauben!" schwatzte ihr die dicke Alte erschauernd nach.

*

Am kommenden Morgen vor Sonnenaufgang hatte der Bursche schon den Stall besorgt, gemolken, alle Tiere gefüttert und getränkt und sauber gefegt, wo ihm das Not gedünkt hatte. In der Küche sah es so reinlich aus wie nie vorher unter Maryfias Führung. Das alles war schon geschehen, als Basia kam, um eine gewisse scheinbare Regentschaft zu führen. Sie war noch ungewaschen und ungekämmt, und ihre Füße staken in verlotterten Filzschlappen. Weiß und blank dagegen, etwas gerötet vom eisigen Brunnenwasser, das ihn im Troge überspült, begrüßte sie der junge Mensch.

„Friede diesem Hause!"

„Und allen, die darinnen wohnen!" stammelte mechanisch Basia und blickte erstaunt von dem Manne weg und in der Küche umher, die sie gestern nacht, wie auch die Hausthüre, natürlich zu schließen vergessen hatte. Er zählte nicht auf, was er gethan, aber sie fühlte, alles, was nur geschehen konnte, hatte er sicherlich vollbracht. Sehr knapp, noch halb in Verwunderung versunken, gab sie ihm den Kaffee vor. Trotzdem schmeckte er der Herrschaft sehr gut, denn er war mit viel Sorgfalt bereitet.

Was man als kommende Ereignisse mit Sicherheit prophezeien zu können glaubt, bleibt oft aus, während Unerwartetes geschieht. So war in dieser Nacht Macios gestorben, die Malenka hingegen lebte noch immer, und zwar — wie ihre Mutter behauptete — nur deshalb, weil sie alle Gegenstände im Hause umgedreht hatte. Der fremde Bursche, der drüben bei Pan Zamajski schuftete wie ein Verrückter, und den sie angerufen, war ihr bei dem Geschäft brav behilflich gewesen. Dann hatte er noch einen Häckselsack für die Kranke zurechtgemacht, der viel weicher sei denn ein mit Stroh gefüllter, und zuletzt das Häufchen Elend, das ihm wie ein Nichts im Arme gelegen, sorgsam zwischen die vier Beine der gleichfalls umgedrehten Lade gebettet.

Mitleidig über sie gebeugt, hatte er das magere Händchen, das dem eines zehnjährigen Kindes glich, mit seiner großen umschlossen.

„Möge dir Gott helfen!"

Kaum hörbar lispelte Malenka ihren Dank.

Auf dem in allen Farben schillernden Dache hatten die Tauben gegurrt, eine gelbgesträhnte Katze war schmeichlerisch um des Mannes Kniee geschlichen. Weiße Gewitterwolken, wie gehäufter Schaum, standen hinter dem Herrenhaus geballt, um dann, sich zerteilend, wie silberige Feenschlösser auf dem lichtblauen Firmamente hinzuziehen. Und der große Mann hatte wie ein Kind zu ihnen hinaufgesehen und gedacht, wenn die Malenka stürbe, so würde sie im Himmel sicherlich in einem solchen Schlosse wohnen.

Als er gespült hatte, wollte der Rastlose sich schon wieder nach neuer Arbeit umsehen. Da kam ein alter Priester zum Thore herein, schritt über den reinlichen Hof, in dem er sich verwundert umsah, und wollte an der Küche vorbei zu den Kranken im Gesindehaus. Er kam soeben von Malenka und war des Staunens voll über das, was er dort vernommen. — Wahrlich einem Heiligen gliche der fremde Knecht von Pan Zamajski!

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief er auf polnisch zur offenen Küchenthüre hinein.

„In Ewigkeit, Amen!“ und „schönsten guten Morgen, hochwürdiger Herr!“ tönte es frisch zurück. Der Bursche trat heraus und küßte des Priesters Kleid.

„Ihr helft hier aus? — Ihr schafft ja wie ein Regiment zusammen, — das ist brav und selten hier zu Lande!“

Der blonde Riese stand rot und hilflos bei dem Lobe. Er hatte im Leben noch kein solches empfangen.

„Ihr seid römisch-katholisch?“

„Natürlich, Hochwürden.“

„Natürlich? Das ist es nicht. Es giebt gar viele jetzt, die der griechisch-katholischen Kirche angehören, und es werden derer immer mehr. Dann bekämpfen sie sich! Leider — ja, leider!“

„Thun sie das? — Das ist ja dumm!“

Er hatte noch nie davon gehört. Der alte Mann nickte betrübt:

„Sie sind thöricht, daß sie es thun und erzürnen Gott damit, den sie täglich zur Güte anflehen müßten, auf daß er das namenlose Elend so vieler lindere und mehr Gerechtigkeit sei auf Erden!“

„Gerechtigkeit?!“

Betroffen sah der greise Diener Gottes auf. Aber sagen konnte er nichts weiter, denn Basia trat heraus und beschied den Fremdling zum Herrn. Der Bursche erblaßte tief, so daß sein durch die Arbeit und das Gespräch mit dem Geistlichen erst mattrot überhauchtes Gesicht wieder genau so erdfahl wurde, wie es zuerst gewesen. Er ahnte, jetzt kam das Verhör. Kleiner schien er geworden zu sein, als er gleich darauf vor dem Gebieter stand:

„Du bist ein —“

„Litwini,“ fiel er rasch ein.

„Dacht' mir's schon bei deiner Aussprache, daß du ein Litaue sein würdest. Woher kommst du?“

„Woher? — Ich sagte es schon gestern: aus Wilna, Pana!“

„Wo, — bei wem warst du denn da?“

Der Riese fiel ganz in sich zusammen. Wie auf ewig Abschied nehmend umfing er mit traurigem Blick Menschen und Stätte, die ihm bereits etwas geworden waren.

„Nun, — kommt es bald? Also, wo?!“ — wiederholte ungeduldig der Baron.

Wie gehaucht und doch messerscharf, daß man jede Silbe verstand, kam es über die grau-weiß gewordenen Lippen des Verhörten:

„Im Zuchthause!“

„Herr des Himmels!“ kreischte Pani Jadwisia auf und drückte sich wie eine Ente hinter dem nächsten Lehnstuhl am Boden zusammen. Das konnte ihr Basia mit dem besten Willen nicht auch noch nachmachen. Ordentlich hilf- und ratlos sah sie sich um. Dann rief sie wenigstens ebenso: „Herr des Himmels!“

Die Hand des Herrn griff nach der Hundepeitsche, die auf dem Tische lag. Die Stirnader drang geschwollen nach außen:

„Hund — du! Elender Lump!! — Und du wagtest es trotzdem doch —!!"

„Kein Hund — kein elender Lump, Herr," sagte der Mann trübe und trostlos und doch mit gewisser Festigkeit. „Im Zuchthause war ich wohl, aber — unschuldig! — Sehen Sie hier das Schreiben."

Er griff an die Brust, wo er auch das heilige Bild bewahrte.

„Hier ist der Beweis. Man hat den Rechten erst spät entdeckt und mir dann die Freiheit wiedergegeben. Aber auch nichts wie diese! Doch nein, — hier noch ein Zeugnis vom Anstaltsgeistlichen."

Der Baron las jedes der Papiere, als wolle er den Inhalt auswendig lernen und wandte und drehte sie hin und her, indem er Stempel wie Unterschriften auf ihre Echtheit untersuchte. Die zwei Frauen lamentierten, über seine Schultern lugend, unausgesetzt dazwischen. Sorgenvoll hefteten sich die hellen Augen des Fremden auf des Herrn Gesicht.

„Es hat mich keiner nehmen wollen, Pana, — denn im Zuchthause war ich eben doch gewesen!"

Eine wahnsinnige Angst, abermals hinausgestoßen und heimatlos zu werden, ergriff ihn:

„Pana, — Pana, o haben Sie Erbarmen, schicken Sie mich nicht fort und wieder hinaus. Arbeiten will ich Tag und Nacht, immerzu — nur behalten Sie mich!"

Es löste sich eine schwüle Spannung damit, daß Pani Jadwisia dann wichtig bemerkte:

„Aber wie heißen Sie denn, Mann? — Man kann Sie ja gar nicht anrufen."

Sie sah so einfältig dabei aus, daß es sogar Basia auffiel.

Der blonde Riese war jetzt nicht mehr bleich. Seine hellen, blauen Augen leuchteten wie Weihnachtslichter, denn er hatte eine gnädige Handbewegung des Barons gesehen, die bejahend wirken sollte. Thränen wollten ihm kommen, aber er würgte sie mannhaft hinunter. Mit einem frohen, fast knabenhaften Lächeln beantwortete er dann der Herrin Frage:

„Janie heiß' ich und liege zu Ihren und des Herrn Füßen!"

*

Janie blieb da, und es kam Ordnung in so mancherlei, was auch bei gesundem Gesinde sonst stets im argen gelegen hatte. Jach ging jetzt wieder umher, wenn auch vorerst schlapp und schleichend. Er arbeitete aber gar nichts. Erstens aus Krankheit, zweitens aus Trauer um den toten Macios und drittens, weil er nie besondere Anlagen zum Arbeiten besessen. Die pechschwarze Marysia war noch gelb wie eine Quitte, that aber wenigstens so, als wäre sie die Köchin. In Wahrheit kochte Janie. Kasia lag noch größtenteils wimmernd zu Bette, schimpfte aber bereits weidlich auf ihren treulosen Schatz, der in die Fremde

gezogen. Das war bei ihr ein gutes Zeichen baldiger Genesung. Malenka, die erst das Sterben so ganz fest im Sinne gehabt, war nun die Gesundeste von allen. Zierlich wie eine Bachstelze hüpfte sie immer da herum, wo sie Janie, den sie anbetete, behilflich sein konnte. Bisweilen hätte man in einem engen Raume fürchten können, er trete sie tot. Mit den blanken Mausezähnchen zwischen den roten Lippen lachte ihn das kleine Mädchen an, wo es ihn traf. Mit ihr allein sprach er manchmal. Sonst war der Bursche äußerst stumm und wechselte kaum die nötigsten Worte mit den Genossen. Die Kleine war auch das einzige Wesen, das ihn nicht unausgesetzt mehr oder weniger versteckt belauerte und ihm auf Schritt und Tritt mißtraute. Ohne dieses schreckliche Gefühl hätte sich Janie zufrieden gefühlt, ja, wenn er an das liebliche Kind dachte, sogar glücklich. Eine tiefe Dankbarkeit wohnte in ihm, die er für den Herrn und dessen Frau empfand, und die zu bethätigen ihm eine Lust war. So schaffte er denn für viere, und keiner, nicht einmal der neue Diener, hegte deshalb Haß gegen den Eindringling. Kein Vieh weit und breit hatte es im Grunde so schlecht wie er. Immer fauler wurden sie alle, nur Malenka nicht, die auf die andern deshalb schimpfte, bis sie eines Tages von Jach kopfüber in den Brunnentrog gestoßen wurde. Sie verklagte ihn aber nicht bei Janie, denn sie wußte, der würde sie rächen und ohne Zweifel dann um Brot und Obdach kommen.

Marysia begann immer offener im Vereine mit Kasia um die Liebe des stattlichen Mannes zu werben. Ließ jene ihre schwarzen Augen spielen, daß es eine Schande war, so hatte Kasia die Art sanfter Bescheidenheit, indem sie das gleiche Ziel verfolgte. — Einmal lagen sie sich eifersüchtig in den Haaren, — dann wieder einigten sie sich, daß jede sozusagen eine Hälfte bekommen solle. Von Heiraten würde ja doch niemals die Rede sein können bei einem ehemaligen Zuchthäusler!

Malenka lächelte nur still vor sich hin, sang und war munter und völlig selig, wenn die große, feste Hand Janies einmal im Dunkeln über ihr rotlockiges Haar strich. Jach wollte den Schweiger zu seinen Zwecken abrichten. Nur dieser — er hatte ihn außerdem im Verdachte, im Stehlen Uebung zu besitzen — fand außer dem Diener Zutritt im Herrenhause, um da einiges zu helfen. So ließ der Knecht nicht ab, Janie anzustiften. Besonders an die Zigarren sollte er gehen. Aber der Bursche gab ihm gar keine Antwort und ließ ihn einfach stehen. Er hatte genug zu thun und keine Sekunde Zeit zum Schwatzen. In der Küche rekelte sich faul Marysia und zog beim Eintritt des Burschen rasch den Rock weit zum Knie hinauf. Der aber schenkte ihr keinen Blick.

Und weiter, — weiter in furchtbarer Hetze. Janie hier und Janie dort! Keine Minute hatte er Ruhe, bis tief in die Nacht hinein; und vor dem grauenden Morgen ging's von neuem an. Jedes fand, daß der „hergelaufene Riese“ nur dazu da sei, ihn zu entlasten. Die Herrschaft besaß scheinbar überhaupt keinen andern Dienstboten mehr; Basia machte es natürlich ebenso. Selbst sein karges Mittagbrot mußte er oft, wie ein Vogel im Fluge, in einzelnen kalten

Brocken erhaschen. Im Herbste trat auch noch Hochwasser ein. Der Damm schien brechen zu wollen, und so galt es, diesen neu zu festigen.

Janie war wohl etwas weniger fahl durch die viele Arbeit im Freien, aber er war viel magerer geworden, und seine Hände zitterten oft wie bei einem Greise. Er hatte besser ausgesehen, als er aus dem Zuchthause gekommen war. Immer kürzer konnte er nur mehr sein sogenanntes Bett aufsuchen, das sich noch immer im Backhäuschen befand. Wild und hoch hatte er die graugrünen Disteln darum wuchern lassen, damit man ihn wenigstens darin eher in Ruhe ließe.

Eines Tages hätte er dann ein paar Stunden Rast genießen können, als die Herrschaft zu einer Taufe gefahren war. Aber da kam erst Jach und bat um eine Menge Gefälligkeiten und kleine persönliche Dienste; hierauf belagerten ihn Marysia und Kasia zudringlich, während diese dabei unausgesetzt im Rocksack ihr Beutelchen mit einigen Münzen festhielt, was Janie wohl bemerkte. Als endlich die dreie in den Krug tanzen gegangen waren, schlich langsam mit zurückgeworfenem Kopfe, um den das rote Haar flimmerte, Malenka heran. Ihre Augen blitzten, die roten Lippen, so jung und frisch, waren halb über den blanken Zahnreihen geöffnet. Zwei weiße Nelken wippten hinter ihrem Ohr. Sie schmeichelte, daß der Freund ihr erzählen möge, wie schon einmal mitten in der Nacht, da sie ihn hinausgelockt an den Schlehenhag, über den sich das Mondlicht bleich ergossen.

„Bin ich nicht Malenka, ‚das Kleinchen‘, — habe ich überhaupt einen Namen wie andre? — Kleine Kinder aber wollen alle erzählt haben!“

Sie strich mit der Puppenhand über seinen Nacken, daß der Riese erbebte, und kitzelte ihn mit einer der weißen Nelken, die er flink erhaschte und barg. Er vergaß, daß er sich Ruhe ersehnt hatte, und erzählte der Kleinen:

Diener bei einem vornehmen Herrn war er einmal gewesen. Mit diesem hatte er in der Bjélawescher Heide im saftigen Quellgebiete des Nacéw jagen dürfen. Ungeheueren Urwald hatten sie durchbrochen und abgestreift und Wisente gejagt, die riesigen Waldochsen, die es sonst nirgends mehr giebt. Und auf jenem Grund und Boden hatten einst die stolzen, herrlichen Könige Polens dem edeln Weidwerke obgelegen, wie später dann sein Herr und er!

Stolz sah Janie dabei aus und schön, wie er so in Feuer geriet.

Malenka saß, hörte und und staunte, und ihre Augen hingen an dem Munde, der so prachtvoll zu erzählen wußte. So unendlich süß sah sie dabei aus, daß er nicht mehr an sich halten konnte, sie plötzlich auf seine Knie zog und küßte. Innerlich beschloß er fest, das Mädchen zu heiraten. Er sagte aber noch nichts davon, denn einmal mußte er noch vorher ausgeschlafen haben! — Ganz tief, — tief und lange!

Malenka wurde von ihrer Mutter gerufen. Nun war Janie allein.

„Ah, — Schlaf! Schlaf!“ murmelte er und fiel gegen den Baum, an dessen Stamm er saß. Wie Blei lag es auf seinen Lidern. Schon halb im Schlummer fuhr er dennoch wieder auf. Er hatte sich nicht getäuscht! Donnergrollen, das

näher und näher kam. Die Fenster! Die Läden! Die offene Veranda der Pani! — Pflichten ohne Ende!

Er sprang auf und war hier und dort. Ehe noch der erste Tropfen fiel, war alles wohl verwahrt. Bald darauf kam auch schon die Herrschaft zurück. Er mußte Pani Jadwisia, die entschieden durch den genossenen Tauftrunk etwas angeregt war, in ihre Stube geleiten, ihre Stiefel ausziehen und Dienste leisten, die sonst Basia hätte erfüllen müssen. Aber die — sie war auch mit zur Taufe gewesen — hatte bereits im Wagen schnarchend gelegen, und die Herrschaft staunte laut, als Janie sie wie einen schweren Sack lüpfte, sie sich einfach auflud und die Rampe emportrug bis in ihr Zimmer. Panie weinte vor Lachen Thränen, weil die Alte im Schlafe seufzte: „Ach, wie der Wagen stößt!"

Die Gnädige hatte heute auch keine Scheu vor dem Burschen und hegte kein ängstliches Mißtrauen gegen ihn wie sonst. Eine der Melodien summend, die sie heute bei dem Feste gehört, nestelte sie die Brosche vom Halse, die sich in ihrer plumpen Pracht bunter und wasserklarer Steine protzig genug dort ausgenommen hatte. Sie besah sie noch einmal wohlgefällig und befahl dann Janie, nachdem er die schweren Läden geschlossen, den Toilettetisch unter die Hängelampe zu setzen. Er hob ein Kämmchen auf, das ihr aus dem Haar gefallen war und noch etwas, das er einsteckte. Dann küßte er der Herrin Kleidersaum, sagte gute Nacht, was Pani nicht mehr beachtete, und ging hinunter. Viel, viel Arbeit war noch zu thun, bis er endlich sein hartes Lager aufsuchen konnte. Auf der Treppe unter der Lampe besah er mit leuchtenden Augen ein kleines Ding, das er aus seiner Tasche gezogen. Als er Schritte hörte, verbarg er es eiligst.

*

Knechte, Diener und Mägde schliefen bis in den hellen Tag hinein. Alle waren mehr oder weniger angetrunken erst spät in der Nacht vom Kruge heimgekommen. Janie schaffte wieder einmal seit Tagesgrauen für alle, und früh schon half ihm Malenka mit der Flinkigkeit einer Eidechse.

Ungefähr gegen neun Uhr drang aus dem Herrenhause ein seltsames Surren. Es klang, als sprächen mehrere Menschen gleichzeitig, aber dabei bestrebt, leise zu bleiben. Basia und der Baron — die Dicke noch ganz verschlafen — gingen im Hause umher und suchten auf die thörichste Weise irgend einen Gegenstand.

Pani Jadwisia hatte beim Aufstehen die kostbare Brosche vermißt und deshalb gleich einen Nervenkrampf bekommen. Der Baron wetterte und fluchte — Basia heulte. Nach einer Stunde traten Pan, Pani und die Alte zum hohen Rate zusammen. Abermals trug die Baronin umständlichst vor, wie es mit dem Schmucke gewesen. Kein Mensch, außer dem Fremden — diesem elenden Zuchthäusler — hatte ihr Zimmer betreten. Sie glaubte sich auch zu erinnern, daß Janie sehr „gierige Blicke" darauf geworfen habe. Da ein Verdacht unter diesen Umständen auf die andern Dienstboten völlig sinnlos gewesen wäre, beschloß man den Vorgang so lange geheim zu halten, bis die Polizei im Hause sein würde. So bliebe der Thäter ganz ahnungslos und würde auch keinen Flucht-

versuch machen. Die Baronin und Basia aber wisperten so lange unter Augenverdrehen und Händezusammenschlagen miteinander, bis das Geschehene als offenes Geheimnis von Mund zu Munde ging. Zamajski war in größter Aufregung, daß der Dieb etwas merken und seine Maßregeln darnach treffen könne. Er wollte ihn sogleich herrufen und innerhalb des Hauses beschäftigen, während ein Mann aus dem Dorfe mit der Bestellung nach der Polizei ritt.

„Janie — Janie — hollaische ho!!“ klang es mit Donnerstimme über den Hof.

„Stuchan — Pana!“

Aber nur die helle Stimme der Malenka war es, die antwortete.

Das Mädchen stürzte herbei, ganz bleich und innerlich furchtbar erregt, denn es hatte längst von dem Verdachte gehört, den man gegen den Geliebten hegte. Das kleine Herz krampfte sich zusammen. Wenn er es wirklich gethan hätte? — Dann aber gewiß nicht für sich selbst! Sicherlich nur, um dadurch Geld zur baldigen Heirat mit ihr zu erhalten. Dies entlastete ihn geradezu in ihren Augen, und eine Art freudigen Stolzes schwellte ihr sogar dabei die Brust.

„Ich rief Janie, nicht dich!“

„Aber Pana hatten ja doch gestern befohlen, daß er heute über Mittag draußen in der Waldhütte helfen solle. Aller Kienteer muß ja heute noch nach Warschau abgehen.“

Richtig! — Der Baron bekam große Angst. Wie leicht konnte der Schlaue längst geflohen sein!

Der Tag verrann langsam, und es war ein Glück, daß die Herrschaft im aufgeregten Warten auf die Polizei keinen Hunger hatte, denn Marysia hatte geradezu unergründliche und ganz schlechte Gerichte auf den Tisch gebracht.

Endlich, am Spätnachmittage, rückten zwei Gendarmen an. Zu allererst schritten sie auf das Backhäuschen zu, rissen den Strohsack heraus und streuten dessen Inhalt auf den Hof. Halm für Halm wurde von ihnen untersucht. Auch kein Winkelchen der jammervollen Schlafstätte blieb von ihnen undurchforscht. Hierauf kam Pani Jadwisias Zimmer daran. Auch hier keine Spur des Kleinodes. Man bewirtete darauf die beiden reich und gut und beriet, was zu thun sei. Die Baronin und Basia, deren sinnloses Geschwätze selbst den nervenstarken, abgehärteten Dienern der Gerechtigkeit zu viel wurde, schickte man aufs Dach, um auszulugen, ob Janie heimkehre. Jetzt war die Zeit dazu gekommen, und traf er nicht ein, so war er sicher bereits geflohen.

Indes hatte der Bursche die Moorwiese längst betreten, über die sich ein dreiviertelstündiger, schmaler Weg zum Gutsgrunde hinschlängelte. Allein die zwei Wächterinnen, eifrig miteinander redend, hatten ihn gar nicht bemerkt.

Janie schwankte wie ein Betrunkener. Seine Augen waren entzündet; kaum trugen ihn noch seine Füße, — der Kopf brannte ihm wie Feuer. Fast ohne Pause und nahezu nüchtern hatte er gearbeitet bis jetzt. Zwei mit verpichten Fässern voll Birken- und Kienteer beladene Wagen waren soeben nach der nächsten Bahnstation abgegangen.

Vor dem Manne schien sich das bunte Moorland zu wellen. Der halbfaulige Duft, der ihm entstieg, legte sich betäubend auf des Uebermüdeten Brust. Automatisch setzte er die Beine voreinander, mechanisch zählte er im Geiste die Anzahl der verladenen Fässer immer wieder nach. Langsamer und langsamer ging er. Die Trostlosigkeit der Gegend spiegelte ihm die seines Lebens wider, die er vor lauter Arbeit nicht so recht gefühlt. Dabei war ihm, als ziehe ihn eine ungeheure Last zu Boden, und er ermunterte sich, indem er an Malenka dachte. Instinktiv griff er dabei nach der Brust, wo er seine Papiere und das geweihte Bild verwahrte. Geld war keines da verborgen, denn er hatte nie einen Pfennig erhalten. Es war Gnade genug, den Zuchthäusler aufzunehmen und zu füttern. Aber auch das Ding, das er nun in der hohlen Hand hielt, bannte ihm diese furchtbare Müdigkeit nicht hinweg.

„Ah, — Schlaf! Nur einige Minuten!!"

Da breitete sich eine Torfmulde aus vor ihm, fast ganz mit Stroh ausgefüllt. Wie goldgelb — wie weich — wie verführerisch! „O Gott im Himmel — nur einen Augenblick da ruhen! — Wie Sammet müßte es ja sein!"

Er konnte nicht mehr widerstehen.

Unmittelbar bevor Janie so scheinbar vom Erdboden verschlungen worden war, hatten die Baronin und Basia ihn entdeckt. Wie eine Furie raste Pani Jadwisia die Treppe hinunter zu den Männern und schrie dazu gellend:

„Er kam und floh unter die Erde; — er ist gar nicht mehr da!"

Basia, heiß und blaurot, konnte nur langsam folgen, rief aber dafür desto lauter alles der Herrin nach.

So schnell sie konnten liefen die zwei Gendarmen und der Baron nach der Moorwiese und verfolgten den Schlangenpfad. Von wilder Freude und geradezu einer Art Mordgier erfüllt, mit funkelnden Augen folgte Jach, nachdem er für alle Fälle eine geladene Flinte vom Nagel gerissen hatte. Fünfzig Schritte von der Mulde entfernt kam ihnen der alte Priester entgegen, der von einem Krankenbesuche auf irgend einem der armseligen umliegenden Dörfer kam.

Fast genau da, wo Janie schlief wie ein Toter, kamen sie zusammen.

Eine reine Luft wehte, gemischt von Walddüften und dem Aroma des wuchernden Thymian. Schwarz und drohend stand drüben das Gehölz. Die Sonne neigte sich zur Rüste und breitete langsam ihr Purpurkleid aus.

„Da — da!" brüllte plötzlich Jach auf wie ein wildes Tier. „Hier liegt er in seinem Rausche wie ein Sack!"

Er riß Janie am Fuß; der aber rührte sich nicht im tiefsten Schlafe der Erschöpfung. Bestürzt drängte sich der Priester heran, der mit Schrecken soeben das Geschehene — denn sie thaten alle längst, als wäre des Burschen Schuld klar erwiesen — vernommen hatte. Er sah auf den blonden Mann, der da preisgegeben lag, und schüttelte das greise Haar:

„Gott helfe mir, — aber so schläft kein Schuldiger!"

Bogumil Zamajski und die Gendarmen lachten spöttisch auf und zerrten Janie aus der Mulde. Taumelnd richtete sich dieser in die Höhe. Seine eine Faust

blieb geballt, wie sie im Schlafe gewesen war, und schien — vielleicht unbewußt — etwas krampfhaft zu umschließen. Der Baron faßte den Burschen am Halse. Dahinter pflanzten sich die Gendarme auf und seitlich, ganz dicht, mit schußbereiter Waffe, der freudigst erregte Jach.

„Gestohlen hast du!“ fuhr der Gutsherr Janie an. „Was hast du gestohlen — Hund!?“

Halb nur erst bei Sinnen, verwirrt und entsetzt umherblickend stammelte Janie:

„Schlaf — Schlaf — Pana, nur ein bißchen Schlaf!“

Dem greisen Geistlichen zitterten die morschen Kniee. Namenloses Erbarmen für diesen Mißhandelten und Empörung gegen dessen Peiniger trieben ihm die Thränen in die Augen. Er hob die gefalteten Hände empor ins klare Licht.

„Gerechtigkeit für Gewaltthat! Tag und Nacht hat er nur gearbeitet für Euch, kein Mensch hat er sein dürfen unter Menschen. Ihr mordet ihn, Pan Zamajski! — Schlummer hat er sich rauben müssen, den Ihr ihm nicht vergönnt habt. Schlaf stahl er — Schlaf! — sonst nichts!!“

Aber ohne auf den Priester zu hören packten die Gendarmen den Beschuldigten; doch dieser war nun völlig klar und wach, und die langentbehrte Ruhe, so kurz sie auch gewesen, hatte ihm seine Riesenkräfte zurückgegeben. Wie Mücken schüttelte er die Männer von sich ab. Es war, als wüchse er gigantisch ins Abendrot hinein.

„Was wollt ihr eigentlich von mir?“

In rascher Bewegung stieß er gegen Jach; dieser stolperte — ein Schuß, — und wie ein gefällter Baum stürzte Janie vornüber und lag mit weit ausgestreckten Armen am Boden. Es war, als küsse er die Erde, die ihn nun aufnehmen und erbarmender sein würde wie die Menschen, die auf ihr leben.

Zwiefach gab das Echo den Schuß wieder. Ganz betäubt standen alle, wie aus Stein gemeißelt. Die untergehende Sonne, die glühend verloderte, übergoß die Gruppe mit rotem Schein. Ein purpurnes Rinnsal schlängelte sich auf dem Moorgrunde und versickerte zu des Barons Füßen. In Jach kam zuerst wieder Bewegung. Blitzschnell wandte er sich und floh zum Walde. Niemand verfolgt ihn.

Finster sah der Baron auf den Toten nieder, neben dem ratlos und befangen die Gendarmen standen. Außer sich kniete der alte Priester neben Janie, horchte an dessen Rücken und versuchte ihm den Kopf zu heben. Allein es war, als wolle dieser Mund sich an der Erde festsaugen. Der Seelsorger so vieler Armer und Zurückgesetzter brach in helle Thränen aus:

„Glaube — Glaube! — Ein Gott ist über uns allen! Seid römisch- oder griechisch-katholisch, — was ihr wollt — aber seid Menschen! — Lernt Erbarmen und Gerechtigkeit!“

Verbissen in einen Gedanken sah Pan Zamajski nur immer auf die anscheinend noch immer fest geschlossene Hand des Erschossenen. Diese eisernen Finger hielten ohne Zweifel das vermißte Kleinod umklammert, das der Schurke

nicht mehr hatte verbergen können, als sie ihn geweckt. Entschlossen kniete er nieder, und mit äußerster Spannung verfolgten der Greis und die Gendarmen seine Bewegungen. — Schon bei dem leisesten Versuch lösten sich die eiskalten Finger.

Eine welke, weiße Nelke fiel heraus.

Stumm starrten alle auf die kleine Blume. Niemand sah, daß Malenka mit fliegenden Haaren und wehendem Rocke einherstürmte. Keuchend, strahlend vor Glück rief sie schon von weitem:

„Sie ist da — sie ist da! — Pani Jadwisia hatte die Brosche selbst noch gestern abend spät unter das Kopfkissen gelegt und es bei Tage dann nicht mehr gewußt. Sie hat sie gefunden und —"

Wie blödsinnig starrte sie mit irren Augen und offenem Munde auf den Leichnam. Die Schweißperlen rollten nun kalt über ihr erdfahles Gesicht; ihre Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen. Sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, stürzte wild neben dem Toten nieder, sprang wieder auf, trat mit dem Fuße gegen den Baron und krallte nach den Gendarmen.

Dann warf sie sich laut jammernd quer über den Leichnam und schluchzte laut jammernd:

„Janie — mein Janie!! — Sie haben dich umgebracht!! Du Armer — Armer!! —"

Sie richtete sich etwas auf und rang verzweifelt die Hände.

„Gemordet ist er — gemordet — und er hätte mich geheiratet!!"

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

An Gustav Freytag.

Bingen, 19. 7. 71.

Ich habe mit den Meinen verschiedene schöne Touren gemacht und die letzten frohen Stunden erlebt, ehe ich wieder nach Frankreich, in die Einsamkeit und in den Dienst gehe. Hier in Bingen aber glaubte ich mich nicht aufhalten zu dürfen; nun haben meine Burschen, die ich mit den Pferden hier erwarte,

anscheinend sich verschlagen lassen; ich telegraphiere nach allen Richtungen, um ihrer habhaft zu werden. Wie kann ich aber die Zwischenzeit besser ausfüllen, als indem ich mit Ihnen plaudere?

Vor vier Tagen bin ich dem Kronprinzen hier begegnet, der sehr frisch von England nach München fuhr. Er war erfreut im Vorgefühl der guten Rolle, die er da spielt.

Gestern und vorgestern war ich auf allerhöchsten Befehl in Ems. Der alte Herr ist merkwürdig angegriffen, und man ist ernst besorgt um ihn; mein Eindruck ist, daß er rasch seinem Ende entgegen geht, und Sie mögen ermessen, welch eine Menge von Reflektionen diese Verhältnisse in mir wachgerufen haben. Noch ist die Person des Kaisers das wichtigste Moment für die Konstituierung Deutschlands. Wir können ihn mit der ruhigen Würde seines Alters noch nicht entbehren, und am wichtigsten ist seine Erhaltung für den Kronprinzen, dem ich noch viele Jahre ruhiger Arbeit wünsche, ehe er auf den Thron steigt.

Die Aerzte wollen den Kaiser nach Gastein schicken, er will aber nicht, da ihm die Reise nach Süddeutschland widersteht. Die Kaiserwürde geniert ihn den Reichsfürsten gegenüber; beim jungen Herrn ist es genau das Gegenteil. — Ich erfreute mich großer Gnade und von allen Seiten äußerster Zuvorkommenheit. Daß man mich nur ganz kurze Zeit in Frankreich lassen wird, ist mir an entscheidender Stelle wiederholt gesagt worden. Ich will wünschen, daß es sich bestätigt; es würde mir sehr schwer werden, auf die Dauer im täglichen Geschäft von einem Vorgesetzten abhängig zu sein."

An meine Frau.

Compiègne, 22. 7. 71.

„Zwei große Prachträume mit wundervollen Gobelins im kaiserlichen Schloß sind mein Quartier; Schlafzimmer mit großem Himmelbett in schwerstem gelbem Atlas; ebenso Möbel, Causeusen u. s. w. Im Salon bildet rote Seide den Grundton. Ein sehr großer Park mit den schönsten Reitwegen schließt sich direkt an das Schloß an, und ich habe meinen alten Braunen schon darin getummelt. Pferde und Leute sind gesund angekommen, obgleich sie in dem Zuge waren, der bei Forbach übergefahren wurde. Es gab eine Menge Tote und Verwundete, aber nur Becker hat sich geschunden, als er aus dem Wagen sprang.

Ich kam um acht Uhr nach leidlich direkter Fahrt hier an und wurde von Manteuffel außerordentlich wohlthuend empfangen. Es wird viel zu thun geben; weil ich noch nicht voll orientiert bin, halte ich mich ganz zurück, und habe vorläufig noch gar kein Urteil, wie es mir hier gehen wird.

Mein Tag beginnt um zehn mit Vortrag bis ein Uhr. Das ist nun wahrhaft furchtbar, aber dieses Schwatzen scheint Manteuffel direkt Bedürfnis zu sein und sehr zu gefallen. Dann frühstücke ich bei mir, arbeite, reite um ein halb sechs und diniere um ein halb acht bei Hofe, wo ich ein für allemal eingeladen

bin. Darüber wird es zehn Uhr, die Post kommt, und die Nacht folgt. Schlaft alle wohl, Du und die Kinder."

*

Compiègne, 29. 7. 71.

„Wie gern käme ich heut mit dir in Berlin an, anstatt hier meinen einsamen Strang zu ziehen. Ich verlasse mein Zimmer nur zum Reiten, zum Diner und zum Vortrag, und wenn ich nicht arbeite, so lese ich und bin erstaunt, wieviel Zeug zum täglichen Bedarf gehört.

Gestern hat mir Manteuffel erzählt, der König habe ihm geschrieben, er solle sich nicht von Thiers ‚über den Löffel barbieren lassen'. Da war nun die Aufregung groß, und er hat im ersten Eifer antworten wollen. Ich habe nun mit ihm gehandelt, und schließlich war er sehr dankbar und zog die sanfteren Saiten auf, die ich ihm bot. Der Schluß vom Schreiben des Königs an Manteuffel war mir sehr interessant. Ich hatte Manteuffel gesagt, der König wolle nicht nach Gastein, weil es ihm unangenehm sei, in Süddeutschland den Großen zu spielen. Manteuffel antwortete, darin habe er unrecht, er müsse sich gerade jetzt kurz nach dem Kriege dort zeigen. Nun wird der König auch wirklich gehen. Ich aber hoffe, daß auch Manteuffel um so früher reist, denn ich habe ungemeine Sehnsucht, aus meiner zweiten Stelle heraus zu kommen. Uebrigens stehen hier die Sachen so gut wie irgend möglich, und ich meine, Manteuffel hat bis jetzt gut mit Thiers operiert."

*

Compiègne, 31. 7. 71.

„Ja, so schnell wie aus der Pariser Zeit geht die Korrespondenz nicht, meine Briefe entbehren des königlichen Kuriers; aber wenn du erst fest in Berlin etabliert bist, wird es besser werden.

Ich habe mir hier einen ganz hübschen Wagen gekauft zum Spazierenfahren; 280 Thaler, viel Geld, aber er ist gut. Ich mußte gleich Manteuffel drei Stunden lang herumkutschieren, auf sehr schönen Waldwegen, und habe dabei wieder sehr viel Interessantes von ihm gehört. Er hat ungemein viel persönliche Verhältnisse zu entscheidenden Kreisen gehabt und kennt so viele geheime Ursachen für die großen Weltereignisse. Ich frage mich oft, woher es kommt, daß der Mann so vielfach verhaßt ist, auch bei Leuten, die seine politische Ultrastellung teilen. Ich kann das nur auf seine Eitelkeit und Eigenliebe schieben, andre schlechte Eigenschaften habe ich noch nicht an ihm entdeckt. Er erscheint mir sogar verhältnismäßig wahr, obgleich durchaus Diplomat. Er ist jetzt durch die ‚Frankfurter Zeitung', die Schandartikel über ihn brachte, deren inneren Zusammenhang er noch nicht recht plazieren kann, in eine Preßfehde verwickelt. Ich habe ihm vorgeschlagen, lieber dafür zu sorgen, daß er mit voller Ignorierung jener Bosheiten aus einer ganz andern Ecke der Presse gelegentlich gelobt werde. Freytag wird das wohl arrangieren. — In summa, man wird vielfach angeregt, und das ist hier ein Glück, denn ich habe trotz der vielen Menschen, die mich umgeben, noch nie so einsam gelebt wie hier. Der Quadratmeilen große

Wald, in dem man allein fährt, geht und reitet, erhöht noch dieses Gefühl der Weltabgeschiedenheit. Dafür lese ich eine Unmasse französischer Sachen, mit denen man überschwemmt wird. Alles über den Krieg. Jeder einzelne rechtfertigt sich und schiebt die Schuld auf den andern, der dann wieder einen dritten verantwortlich macht; wenn man so gut orientiert ist wie ich, so ist das doppelt interessant.

Die Franzosen wollen nun rasch zahlen, es sollen große Wechsel gegeben werden; von der andern Seite hört man aber, daß Thiers' Stelle unsicher wird, dann kann sich auch alles wieder verschieben. Alle Parteien aber wünschen, daß wir die Forts räumen.

Eins ist mir sehr klar: Ich muß auf meiner Hut sein, damit Manteuffel mich nicht ‚über den Löffel barbiert'. Er hat eine merkwürdige Art, einem seine Ideen für den Augenblick plausibel zu machen."

*

Compiègne, 5. 8. 71.

„Gestern war Hans Bendemann bei mir und Janson, Sarah Holtzendorffs Bräutigam, der mir sehr wohl gefallen hat. Ich habe mich den jungen Herren gewidmet und fand sie entzückt von unsrer ruhigen Existenz. Sie liegen dicht vor Paris in Vorstadtbevölkerung.

Mir sind infolge gestern eingegangener Kabinettsordre Familienheranziehungsgelder zuständig. Ihr würdet also ohne Kosten zu mir nach Nancy kommen können. Freilich würde es keinenfalls lange dauern, aber noch haben wir sieben Wochen bis zur Entscheidung. Nancy würde im Herbst eine sehr schöne Abwechslung bieten. Nun überlege. Gestern schloß Manteuffel die Unterhaltung hierüber: ‚Sie können ganz sicher sein, daß ich am 23. September wieder hier bin und Sie dann frei werden.'

Meine Existenz hier ist unverändert. Ich fange an zu begreifen, daß Manteuffel verhaßt ist, denn er reduziert die ganze Welt auf sich und verachtet die Menschen; das kann keine Liebe erzeugen. Aber klug ist er. Der Zeitungskrieg nagt an seiner innersten Seele, und es ist wirklich toll, wie er damit verfolgt wird. Zweimal des Tages bekommt er die gemeinsten anonymen Artikel mit der Post zugeschickt. Er weiß gar nicht, was er gegen diese Wespenstiche machen soll. Er spricht sich gegen mich allein ganz offen aus. — Ich aber lerne hier den Ehrgeiz aufgeben, denn ich habe nichts, was ihn befriedigen könnte. Die vier Wände meines Zimmers und der stille Wald sind meine einzigen Zuhörer.

Manteuffel ist von seinem Besuch bei den Franzosen gestern ganz entzückt zurückgekehrt, und in den nächsten Tagen kommt der französische Finanzminister zu Besprechungen über die Zahlungen hierher. Wir bereiten langsam unsern Rückzug aus der Nähe von Paris vor.

Ich habe an den Kronprinzen geschrieben; ich hoffe, der Brief trifft ihn nicht mehr in England, wenigstens möchte ich nicht, daß er dort Berichte von mir über hier hätte."

*

Compiègne, 5. 8. 71.

„Ich war so stark in Anspruch genommen, daß ich zur Privatschreiberei keine Zeit hatte, aber ich hoffe, es ist Dir in der Zwischenzeit so gut gegangen wie mir.

Pouyer-Quertier, der Finanzminister, war von vorgestern nachmittag bis gestern abend hier, und ich mußte unausgesetzt hören und sprechen. Bei dem sehr feinen Diner um 7 Uhr saß er zwischen mir und Manteuffel, der sich meist mit seinem andern Nachbarn, der Marquise du Vallon (?), unterhielt. So mußte ich dem Minister Rede stehen über Zahlungserleichterungen und Beschleunigung der Evakuation. Nach Tisch spazierten wir im Park bis 1/2 12, immer mit dem gleichen Thema beschäftigt, und andern Morgens um 5 Uhr saß ich schon wieder am Schreibtisch, um für Manteuffel niederzuschreiben, was ich gehört und gesagt, damit dieser zum Kaffee voll orientiert war und richtig operieren konnte. Damit wurden nun die Verhandlungen gewichtiger, und so ging es den ganzen Tag weiter, bis endlich abends 10 Uhr die Gäste und dann die Kuriere an Bismarck und den König spediert waren. Du ermißt, wie äußerst glücklich ich war, als ich endlich im Bett lag. Ich denke, die Sache ist ein ganzes Stück gerutscht.

Madame du Vallon ist eine alte Schachtel voller Verstand und mit vielem Geschick zur Intrigue. Mit Pouyer-Quertier verkehrt es sich ganz charmant, er ist ein gescheiter und jovialer Mann, und was ihm an äußerer Feinheit abgeht, das gewinnt er durch wirkliche Ehrlichkeit. Er hat nur eine Not, das sind die Demokraten, und er sieht für die bedeutendste Aufgabe des Ministeriums an, diese niederzuhalten. Der Haß gegen den gemeinen Mann, den solch besitzender Franzose äußert, läßt sich nur vergleichen mit dem, den jenes Mitglied der Kommune mir gegen die Versailler Gewalthaber aussprach. Der Racheschrei gegen Deutschland ist längst verstummt gegen das Zorngeheul im Klassenkampf. ‚Ach was,‘ sagte Pouyer-Quertier, ‚Krieg gegen Deutschland? Daran können wir gar nicht denken, wir haben schlimmere Feinde im Lande.‘ — Sie müssen jetzt schon sehr häufig die Truppen in Paris wechseln, um sie in der Hand zu behalten. Der Gedanke der allgemeinen Dienstpflicht hat nicht ein Atom von Zeugungskraft, das wird einfach zugegeben.

Es war ein amüsanter Tag. Die Marquise war so wohl informiert, daß sie mich auf meine Beziehungen zum Kronprinzen ansprach.

Zum Schluß kam noch Freytags Artikel in den ‚Grenzboten‘, der zur Verteidigung von Manteuffel eine viel schärfere Haltung annimmt, wie ich gedacht hatte. Das thut dem General besonders wohl; er hat das Heft behalten und seiner Frau geschickt.

Podbielski schreibt mir etwas sauer lächelnd, daß Roon wieder ganz wohl ist und die Geschäfte behält.“

Compiègne, 14. 8. 71.

„Ich komme schwer zum Schreiben, denn ich bin im heftigsten politischen Gefecht mit engagiert. Manteuffel steht im Feuer gegen Bismarck, und wenn

ich in Versailles häufig bedauerte, daß sich Moltke von Bismarck zu viel gefallen ließ, so sehe ich jetzt, daß Manteuffel den Handschuh fast zu schnell aufnimmt und auf die Mensur tritt. Der arme König wird in seiner Baderuhe arg gestört, aber es ist ihm nichts abzunehmen, er muß den Kampf entscheiden. Ich bin im höchsten Grade gespannt. Es ist schade, daß der Kronprinz nicht zur Stelle ist, er könnte Gutes wirken.

Manteuffel schrieb an den König: ‚Hier in Frankreich vergleicht man Bismarck mit Richelieu und mich mit dem Connétable; aber ich hoffe, mein König wird mit mir nicht verfahren wie Louis XIII. mit dem Connétable.' Der wurde nämlich geköpft.

Es scheint übrigens, daß Manteuffel nunmehr doch an das Gehen denkt, denn die Räumung der Forts steht kurz bevor. Wenn er nur nicht in Gastein alles aus den Augen läßt, nur um Bismarck zu stürzen. Sie hassen sich gegenseitig.

Otto ist seit vorgestern hier, hat an dem jungen Manteuffel einen Kumpan und macht sich für mich nützlich. Ich brauchte jemand zu meiner unmittelbaren Disposition.

Gestern war der belgische Kriegsminister hier, als Gast vom Kronprinzen an mich adressiert; ich bin mit ihm spazieren gefahren, Otto als Rosselenker.

Wenn ihr solche Hitze habt, wie wir, so muß die Leipziger Straße in der Mittagstunde der Hölle gleichen, und ich denke, Du wirst sie meiden. Unsre Abende auf der Terrasse vor dem Speisesaal sind aber sehr schön. Waldersee war hier, er wird mich demnächst nach Paris einladen."

Der Kronprinz schrieb:

Osborne, Insel Wight, 9. 8. 71.

„Mein lieber Stosch, diese Zeilen sollen Ihnen den belgischen Kriegsminister empfehlen, der Mitte August sich in Nancy befinden wird.

Als bei meiner neulichen Begegnung mit dem König der Belgier dieser mich bat, ihm jemand bei uns zu bezeichnen, der ihm oder seinem Vertrauten lehrreiche Mitteilungen über unsre Heereseinrichtungen zu machen verstände, nannte ich Sie.

Der König möchte nun, daß gegenwärtig bereits seinem Kriegsminister Mitteilungen gemacht würden, und bitte ich Sie also, je nachdem was jener General — Guillaume heißt er, glaube ich — sagen und fragen wird, belehrend sein zu wollen!

Privatnachrichten reisender Engländer lauten zum Teil dahin: Daß das Benehmen unsrer jungen Offiziere namentlich dem Landvolk auf offener Straße gegenüber im Elsaß vielen Anstoß errege; auch hörte ich Citate von bramarbasierenden Redensarten nicht allein gegen Frankreich.

Ich lege kein entscheidendes Gewicht auf dergleichen, was immer nur einzelne von einzelnen hören, zumal ich auch manche zu unsern Gunsten redende, ja anerkennende Dinge gehört habe; dennoch wollte ich Ihnen dies gesagt

haben, da Sie Ihrerseits sprechend und durch richtige Kanäle im stillen ermahnend wirken können, damit wir nicht durch Fehler im Frieden das Ansehen unsers Offiziersstandes Abbruch leiden sehen.

Uns geht es hier vortrefflich im ruhigen Landleben, das leider bald zu Ende ist. Die Münchener Reise kann ich als vollständig gelungen ansehen. — Meine Frau grüßt Sie herzlich.

In alter treuer Anhänglichkeit

Ihr aufrichtig ergebener
Friedrich Wilhelm von Preußen."

*

Compiègne, 17. 8. 71.

„Es wird den ganzen Tag gefochten, die Telegramme fliegen hin und her, Zeitungsartikel und Briefe kommen und gehen. Es ist ein Divertissement höchst eigner Art, das ich hier durchmache, sehr lehrreich für eine politische Zukunft und zur Beurteilung der Menschen. Heute kommt nun Bismarck in Gastein an und betritt damit das eigentliche Schlachtfeld; Manteuffel aber ist der Boden dort für eine Badekur zu heiß, und er bleibt hier, was mich auf die Dauer in meiner zweiten, höchst unbequemen Lage erhält. Charakteristisch ist, wie Manteuffel trotz aller Niederträchtigkeiten immer wieder von Bismarck angezogen wird, wie er jetzt nach ihm haut und gleich darauf ihm zu schmeicheln sucht. Seine Kinder sind konsequenter. Er zeigte mir einen Brief seines ältesten Sohnes, worin dieser ihn im Namen der Geschwister bittet, gegenüber den schnöden Angriffen auf eine Dotation zu verzichten. Der Brief ist durchaus einfach und hat deshalb dem Alten wie mir sehr gut gefallen.

Gestern war ich also in Paris. Ich fuhr gegen 9 Uhr hier fort, war $^1/_2$11 Uhr dort und verhandelte mit Waldersee bis gegen 2. Dann fuhren wir aus, um die hauptsächlichsten Verwüstungen in und vor der Stadt zu sehen. Die Stadt ist so groß, und die Brandstätten liegen so weit auseinander, daß man trotz der gewaltigen Massen keinen grausigen Eindruck erhält. Die Straßen sind belebt wie früher, und man hat es nur im Gefühl, daß nicht alles in Ordnung ist, daß jeden Augenblick ein neuer Ausbruch des Vulkans erfolgen kann. Die Truppen machen einen schlechten Eindruck; die Offiziere sitzen schnapstrinkend wie immer den Tag über vor den Cafés.

Nach der Fahrt bin ich allein in das Zentrum der Stadt gegangen. Man bewegte sich ganz ungeniert. Ueberall Schandbilder auf unsern König und Bismarck, in allen Variationen; Zoten und Karikaturen, nichts Gescheites.

Kritter schreibt sehr befriedigt, daß er den Rang eines Brigadekommandeurs erhielt; das hat seine Zukunft klar gemacht. Ich muß Dir noch melden, daß ich seit acht Tagen nur weißen Wein bei Tische bekomme; das ist eine besondere Liebenswürdigkeit von Manteuffel, ich habe aber trotzdem den lebhaftesten Wunsch, ihn loszuwerden. Er hat auch gesehen, daß mir sein Champagner nicht schmeckt, da hat er mich gestern ersucht, ihm Cliquot zu bestellen. Und doch möchte ich, er wäre fort."

An Frau v. Rosenstiel.

Compiègne, 18. 8. 71.

„Anbei übersende ich Ihnen und besonders Rosenstiel die Schilderung eines Gutes in Ihrer Nähe, das mir im Hinblick auf meine Dotation empfohlen wird. Da die letztere anscheinend ausbleibt, so kann ich mich mit dem Gedanken, Ihr Nachbar zu werden, nicht weiter beschäftigen, auch lockt mich ein Grundstück wenig, dessen Hauptreichtum Kies ist. Guter Boden ist doch immer die erste Garantie der Verwertung. Hier sieht man schöne Felder mit reicher Ernte, aber es scheint an Arbeitskräften zu fehlen; Sie haben doch gute Ernte und gutes Wetter gehabt? Gestern habe ich die ersten Weintrauben gegessen.

Ich hatte immer gehofft, schreiben zu können, daß Ihr Gatte mich besuchen möge; aber Manteuffel will nicht fort, und so lange habe ich kein eignes Haus und keine Freiheit."

An Gustav Freytag.

Compiègne, 20. 8. 71.

„Schon längst bin ich daran, Ihnen zu schreiben, um mich für den Artikel über Manteuffel zu bedanken. Sie haben meinen Entwurf sehr viel schärfer redigiert, aber auch sehr viel wirksamer, und so ist Ihr Werk das einzige, das Manteuffels Verteidigung richtig führt. Er war unendlich dankbar. Sachlich ist zu bemerken, daß der gewisse Befehl an Werder von Moltke ausging und nicht von Manteuffel, wie Sie annehmen; dieser hat deshalb berichtigend an die Redaktion geschrieben.

Wir hatten gehofft, noch in diesem Monat die Truppen aus den Forts zurückziehen zu können, aber Bismarck hat sich dem entgegengestellt, gewiß mit aus Haß gegen Manteuffel, der durch seine Position bei dem König ihm immer noch Rücksichten auferlegt. Der Kampf in der Frankfurter Zeitung stammt aus diesem Gegensatz. Die sämtlichen Artikel verraten eine ganz intime Kenntnis der Sachen und Personen und fanden eine offiziöse Gegenerklärung, wie sie schädlicher für Manteuffel gar nicht möglich war. Hätte sich nun dieser darauf eingelassen, die Zeitung zu verklagen, so mußte ein gräßlicher Klatsch daraus entstehen. Diese Intention wurde aber dadurch vereitelt, daß Manteuffel sich auf nichts einließ. Da kam eine neue Gelegenheit, die Bismarck geeignet erschien, den Gegner mit Keulenschlägen zu vernichten.

Manteuffel empfing hier im Privatverkehr Pouyer-Quertier und hörte von diesem, daß es zur Erhaltung des heutigen Gouvernements ungemein vorteilhaft wäre, wenn man von der Tribüne herab plötzlich die Räumung der Forts verkündigen könne. Die dazu erforderliche halbe Milliarde wolle er in sehr soliden Wechseln bezahlen. Da wir nun unsrerseits das lebhafteste Interesse haben, unsre höchst prekäre und unangenehme Stellung in den Forts zu räumen, so nahm Manteuffel den Vorschlag entgegen, mit dem Bemerken, er wolle ihn bei Bismarck befürworten. Und über diese sogenannte Einmischung in die Politik hat sich nun ein Kampf entsponnen, in dem von beiden Seiten gehauen und

gestochen wird, und daß bisher noch keine Entscheidung gefallen ist, beweist, daß die Lage sehr hart ist. Der König sowohl wie Bismarck werden die Störung ihrer Kur übel empfinden, aber wer regiert, hat kein Recht zur Ruhe.

Es scheint nach all diesem, — dem Zurückweisen des Pouyer-Quertierschen Vertrages — und nach den fulminanten Artikeln über die Polignyer Mordscenen, daß wir Frankreich gegenüber wieder sehr scharf stehen. Man möchte fragen, ob das nötig und richtig ist? Wir haben anscheinend nur zwei Aufgaben: erstens, unser Geld zu bekommen; und das bekommen wir von der jetzigen Regierung am ersten, denn sie muß sich durch Evakuierung unsrer Armeen populär machen und muß gegen Deutschland gefällig sein, um von außen keinen Stoß zu bekommen. Jede neue Regierung aber würde Krieg führen müssen und würde einen neuen élan geben, und damit kann man in Frankreich das dümmste Zeug anrichten.

Zweitens müssen wir unsre Armeen wieder kampfbereit machen, was bei der jetzigen Verteilung in Feindesland äußerst schwierig ist.

Hieraus scheint sich nun die Pflicht zu ergeben, Thiers' Regierung nach Kräften zu stützen. Oder muß man mal gelegentlich eine Pression ausüben, damit das Geld wieder fließe? In auswärtigen Dingen hat unser Reichskanzler schon so oft die richtige Witterung bewiesen, er wird auch jetzt wohl nicht nur den Zorn gegen Manteuffel zum Berater haben. Und für die Armee wird unser Altmeister Roon sorgen, auch dafür, daß wir das nächste Mal weiter treffen wie jetzt."

An meine Frau.

Compiègne, 24. 8. 71.

„Ich will diesen Morgen benutzen, um Dir sofort zu antworten, weil die Politik wieder meinen Tag in Anspruch nehmen dürfte. Heute kommt nämlich der Kardinal Bonnechose aus Paris, und wir werden um elf Uhr zusammen frühstücken. Das Feuergefecht von hier nach Gastein dauert fort, und so scharf Manteuffel nach dort schießt, so milde operiert er gegen Paris. Thiers und er begießen sich gegenseitig mit einer Flut schöner Redensarten; alles eitel Lüge und mir ein Greuel, aber er nimmt sie für sich als bare Münze; und daß er dadurch die ganze Diplomatie in Paris brach legt, giebt Bismarck ihm gegenüber wieder recht.

Die Sorge um meine Position aber schlage Dir ruhig aus dem Kopf, und verdirb Dir die gute Stimmung nicht. Du weißt, daß ich mich in meinem Handeln nie von egoistischen Gesichtspunkten leiten lasse, und hier liegen die Ziele zu klar, als daß ich einen falschen Schritt machen könnte, aber selbst wenn man mir den Abschied giebt, kann ich nicht mehr Hungers sterben; also frisch voran nach Pflicht und Gewissen.

Inzwischen war der Kardinal hier. Er sagt, die Ordnungspartei in Paris sei der Ansicht, Bismarck versage Thiers jede Unterstützung, weil er die Regierung der Kommune oder Napoleon wieder haben wolle. Sie würden unter allen Umständen bis zum Ende dieses Monats die dritte halbe Milliarde bezahlen.

Bismarck wird als das böse Prinzip für Frankreich angesehen und unendlich gehaßt. Weiter sagt Bonnechose, daß Arnim, der jetzt nach Paris kommt, sich schon in Rom als unzuverlässig und Gegner der Franzosen gezeigt habe. Kurz, man kajoliert von Paris aus Manteuffel und macht ihm die Cour, um durch seine Eitelkeit auf den alten König zu wirken und Bismarcks Gewicht zu erleichtern."

*

Compiègne, 28. 8. 71.

„Es beunruhigt mich, daß ich von Dir keine Nachricht habe; es handelt sich ja nur um ein paar Worte, denn wenn man so isoliert lebt wie ich hier, empfindet man jede Sorge um seine Lieben doppelt. Da war ich in Versailles viel besser dran, hier fehlt mir jede privatere Aussprache. Manteuffel ist immer nur er selber. Wenn er an andre Menschen denkt, so geschieht das nie, diesen zu gefallen, sondern um sich in möglichst vorteilhafter Pose zu zeigen, als gnädig, liebenswürdig, entgegenkommend. Er könnte Fürst sein; er strahlt von Gnade, aber alle Menschen sind Würmer neben ihm. Auch sein Kampf gegen Bismarck verliert jede Objektivität; jetzt will er der Nachfolger werden und berechnet den Effekt, den das macht. Zu seinem Leben gehört unbedingt der Hof. Er hat ein amüsantes Talent, lange Briefe zu schreiben; er sieht sich dann bei jedem Wort in den Spiegel und ist begeistert von seinen Wendungen. Schade um all dieses äußere Beiwerk, wodurch seine ursprüngliche große Gescheitheit oft verdeckt wird. Er fängt auch jetzt schon an, mir seine Geschichten zum zweitenmal zu erzählen, aber ich hoffe immer noch, er geht demnächst.

Immerhin habe ich viel gelernt mit ihm und fange an, auf den künstlichen Wegen der Politik heimisch zu werden. Soeben geht nach zweistündigem Bericht ein Preßdirigent von mir; ich bin immer ganz starr über alle Gemeinheiten, die ich höre."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturm auf Englands Machtstellung und die englisch-deutschen Beziehungen in Asien.

Von

Prof. Dr. H. Vambéry.

II.

Nachdem wir in Kürze der Mächte Erwähnung gethan, die der englischen Machtstellung in Asien teils offen gegenüberstehen, teils mit geheimen Anschlägen sich zum Kampfe vorbereiten, so wollen wir vor allem die Frage untersuchen: 1. Wie weit die Kraft dieser Mächte reicht, um die britischen Interessen zu schädigen oder den Rivalen gänzlich aus dem Felde zu schlagen?

2. Ob dieses ihnen schon in der nächsten Zukunft oder in der weiten Ferne gelingen kann? Bei Erwägung dieser Fragen kommt selbstverständlich Rußland in erster Reihe in Betracht; Rußland, dessen Sinnen und Trachten, dessen Streben und Wirken immer in England sein größtes Hindernis sieht und gesehen, und zu dessen Beseitigung es alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung setzt. Fassen wir nun, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, die einzelnen Gebiete der langgestreckten gegnerischen Linie ins Auge, so werden wir finden, daß die russisch-englische Rivalität in der Türkei durch das Auftreten Deutschlands gegenstandlos geworden ist, indem Rußland sein Augenmerk auf den in die Schranken getretenen neuen Kämpen zu richten hat und an der Stelle des sich in neuester Zeit zurückhaltenden alten Feindes einen nicht zu verachtenden neuen, mit geschlossenem Visier erschienenen Rivalen bekämpfen muß. In Deutschland will man dieses Verhältnis mit aller Gewalt in Abrede stellen, die öffentliche Meinung verhält sich mäuschenstill in dieser Beziehung, die offizielle Welt hingegen fließt in Liebenswürdigkeiten gegen den östlichen Nachbarn über, alles, was russisch ist, wird geschmeichelt und geliebkost — doch drüben scheinen die Liebeserklärungen nicht fangen zu wollen, denn dem Russen ist Deutschlands überwiegender Einfluß am Bosporus, die Konzession zur Bagdadbahn und das Ueberhandnehmen der Deutschen in Anatolien ein Dorn im Auge. Er sieht hierin ein mächtiges Bollwerk gegen seinen Vormarsch nach dem Euphratgebiete, und es ist leicht erklärlich, wenn es seinen Gleichmut stört, vom kalten Armenien aus nach dem reichen und sonnigen Mesopotamien nicht mehr mit jener Zuversicht blicken zu können wie ehedem. Für die heißhungrigen Politiker an der Newa ist dies eine arge Enttäuschung, denn nach den schon im Anfang des vergangenen Jahrhunderts ausgesteckten Fäden zu urteilen, muß die während des letzten russisch-türkischen Krieges erworbene Stellung bei Diadin und Erzerum nur als eine Etappe auf dem Marsche nach dem Süden betrachtet werden; eine Etappe, von der man schon mit voller Sicherheit vordringen zu können glaubte. Da dieser schöne Zukunftsplan nun selbstverständlich in die Brüche geht, so hat einstweilen die russische Presse ihre Giftfläschchen über die Deutschen ausgeschüttet, während die offizielle Welt, namentlich die russische Botschaft in Konstantinopel, eifrigst bemüht ist, den Deutschen alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen und unter andern die Anschaffung der zur Effektuierung des deutschen Vorhabens nötigen Mittel zu hintertreiben. Demzufolge ist das Projekt Rouvier zur Unifizierung der türkischen Staatsschuld, mit dessen Ertrag der Bau der Bagdadbahn begonnen werden sollte, bisher noch nicht zu stande gekommen. Ob es Rußland im allgemeinen gelingen wird, dieses Unternehmen, an dem sein französischer Alliierter mit 40 Prozent beteiligt ist, zu vereiteln, ist schwer denkbar, hier wollten wir nur konstatieren, daß die englisch-russische Rivalität in der Türkei und namentlich in Anatolien für den Augenblick nur unter der Decke ihre Thätigkeit fortsetzt, indem an deren Stelle die deutsch-russische Gegnerschaft zum Vorschein gekommen und als solche schon in der nächsten Zukunft an Erbitterung zunehmen wird und zunehmen muß.

Bei Erörterung der „Mittelorientalischen Frage", d. h. in Persien und Zentralasien, verhält es sich ganz anders. Hier hat Rußland entschieden einen Vorsprung über seinen Gegner, und zwar einen bedeutenden Vorsprung, denn wie die Verhältnisse heute stehen, hat die Rast und Ruhe nicht kennende Aktion der Herren an der Newa auf dem strittigen Gebiete solche Vorteile errungen, daß sie beim zukünftigen Kampfe schwer in die Wagschale fallen und der englischen Defensive bedeutende Opfer kosten werden. Die Frage: ob England klug gehandelt, von der früheren einflußreichen Stellung in Persien zurückzutreten und das Terrain allmählich seinem Rivalen zu überlassen, ist neuestens oft erörtert und verschiedenartig beantwortet worden. Die Thätigkeit der englischen Diplomatie am Hofe zu Teheran während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht allerdings in auffallendem Mißverhältnisse zur Nachlässigkeit und zum Laissez aller während der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts. Man will sich an der Themse damit entschuldigen, daß durch die russische Eroberung des Kaukasus am Nordrande Persiens und in Zentralasien eine Lage geschaffen wurde, der gegenüber eine Eindämmung des russischen Machteinflusses schwer möglich, eine wirksame Opposition nutzlos geworden wäre. Man weist auf Rußlands bedeutende strategische Vorteile im Norden Irans hin und findet es ganz naturgemäß, wenn der dermaßen eingeschüchterte Schah den russischen Wünschen gegenüber sich fügsam zeigt, wenn der russische Handel die nördliche Hälfte Persiens erobert und sich nun auch des Südens bemächtigen will, und schließlich sind in neuerer Zeit in England Stimmen laut geworden, die sogar Rußlands Pläne auf Erwerbung eines Hafens im Persischen Meerbusen gutheißen und für ungefährlich halten in der Erwartung, daß für eine derartige Konzession die zukünftige Eintracht zwischen den beiden Rivalen hergestellt werden könne. Wie trügerisch und illusorisch eine solche Hoffnung sei, das wird jedermann einleuchten, der, die Beharrlichkeit der russischen Politik in den Augen haltend, zur Einsicht gelangen muß, daß es sich hier nicht nur um rein wirtschaftliche, sondern um vorwiegend politische Ziele handelt, daß der angestrebte Ausgang in die südlichen Meere bloß eine Phrase, ein leerer Vorwand sei, hinter denen die unersättliche Ländergier und der Wunsch, dem Rivalen in jeder Beziehung an dem Leibe zu gehen, sich versteckt halten. Die Willfährigkeit Englands gegenüber den russischen Plänen im Persischen Meerbusen ist daher gleichbedeutend mit einem politischen Selbstmord, und wenn englische Staatsmänner, wie Lord Curzon und Cranborne, sich im selben Sinne geäußert, so darf es dieses Mal nicht bei den bisher in Anwendung gekommenen leeren Drohungen und beim Faustballen in der Tasche bleiben, sondern es muß unter allen Umständen zur Thätlichkeit und zu einem energischen Sichaufraffen übergegangen werden.

Die in Persien begangenen Fehler wett zu machen, ist heute allerdings viel schwerer als vor zehn oder fünfzehn Jahren. Dem englischen Prestige im Orient hat die Nachgiebigkeit und Vertrauensseligkeit der Politiker an der Themse unermeßlichen Schaden zugefügt, und wie Schreiber dieser Zeilen im persönlichen Umgang mit den leitenden persischen Staatsmännern sich überzeugt hat, ist der

Schah sozusagen gewaltsam in die Arme Rußlands gedrängt worden. Sowohl Naßreddin als auch sein Nachfolger Muzaffareddin waren durchwegs von englischen Sympathien beseelt, sie haben flehentlich um britischen Beistand gebeten, und wenn der Letztgenannte in äußerster Not, wie angegeben wird, richtiger aber um dem Vergnügen einer Lustreise in Europa zu huldigen, von Rußland schon beinahe fünf Millionen Pfund Sterling geborgt hat, so ist jedenfalls schwer begreiflich, warum englische Financiers diese Summe nicht vorgestreckt haben? Wenn die konservative Regierung keine Garantie übernehmen wollte, wie allgemein behauptet wird, so scheint sie doch nur vom Standpunkte ausgegangen zu sein, daß die desolaten Zustände in Persien und die verhängnisvoll um das Land sich schlingenden russischen Polypenarme eine staatliche Bürgschaft nicht sehr empfehlen würden, und daß selbst eine englischerseits gewährte finanzielle Unterstützung die eigentliche Sachlage nicht zu Gunsten Englands verändert hätte. Wenn dies wirklich der Beweggrund der britischen Staatsmänner gewesen, wie es auch zu sein scheint, so hat England hiermit sozusagen den ersten Federstrich zum Entsagungsakte gemacht, es hat in die Absorption Irans durch das Zarenreich stillschweigend eingewilligt, und als ganz einfache Folge hiervon muß eine spätere gänzliche Räumung des Gebietes betrachtet werden. Nun ist dem aber nicht so. England hat Persien noch nicht gänzlich aufgegeben, es wird und kann es auch nicht aufgeben, und die Motive der bisherigen lauen und schläfrigen Handlungsweise sind eigentlich nur in jener Fahrlässigkeit und Nonchalance zu suchen, die das politische Auftreten Englands auch an andern Punkten Asiens neuestens charakterisiert. Wenn es Stimmen giebt, die die Ansicht vertreten, England wäre heute schon viel zu sehr beschäftigt, seine Interessensphäre hätte sich viel zu weit ausgedehnt, und die zehn Finger seiner Hände wären nicht hinreichend, um das große und weite Gebiet seiner Kolonien zu fassen und festzuhalten, so vergessen diese Herren, daß Rasten und Rosten nicht nur lautlich verwandte Begriffe sind, daß das kleinste Lockern des Griffes dem lauernden Gegner zu gute kommen muß und daß Selbstentsagen der erste Schritt zum Untergehen sei.

Was daher Persien anbelangt, so ist ein Zurücktreten Englands weder vom wirtschaftlichen noch vom politischen Standpunkte aus gerechtfertigt. Es ist allerdings wahr, daß der britische Handel nicht nur in der nördlichen Hälfte, sondern im ganzen persischen Lande durch die russische Konkurrenz bedeutend gelitten und noch größere Verluste zu erwarten hat. Dieses beweisen die gewaltsamen Anstrengungen, die Rußland in neuester Zeit auf verschiedenen Punkten, nicht nur im Norden, sondern auch im Süden Persiens zur Förderung seiner Handelsinteressen gemacht. Der von der Regierung subventionierte Dampfer Kornilow setzt ununterbrochen seine Fahrten von Odessa nach Bender Buschir fort, obwohl er bisher nur mit Schaden arbeitet. Russische Konsulate sind in Isfahan, Jezd, Kerman, ja sogar in Ahwaz, um den Karunhandel der Engländer zu beeinträchtigen, errichtet worden, und die durch Belgier besorgte Zollverwaltung arbeitet ganz entschieden in russischen Interessen, denn Herr Naus, der Direktor

dieses Departements, weiß ganz gut, woher der Wind bläst, und trachtet den Russen sich gefällig zu zeigen. Die Engländer können darauf gefaßt sein, daß ihr Handel selbst in Südpersien, wo ihr Einfluß seit zwei Jahrhunderten Alleinherrschaft ausübte, in Nachteil geraten wird. Bezüglich der Qualität kann die russische Industrie keinesfalls mit der englischen konkurrieren, doch das persische Volk ist arm, und da die russischen Waren infolge der erleichterten Kommunikation mit dem Mutterlande und der billigeren Arbeitslöhne daheim viel billiger auf den Markt gebracht werden können als die Erzeugnisse der englischen Industrie, so ist eine stetig fortschreitende Abnahme des britischen Handels kaum zu vermeiden. Durch diesen Verlust wird auch der anglo-indische Handel in Südpersien stark in Mitleidenschaft gezogen, und es ist in der That ganz unbegreiflich, wie die Politiker an der Themse gegenüber dieser vom nationalen Standpunkte aus brennenden Lebensfrage ihren Gleichmut bewahren können. Lord Curzon, der energische, tüchtige, in asiatischen Dingen wohlunterrichtete Vizekönig von Indien, hat es allerdings versucht, den russischen Angriff durch einen Flankenstreich zu parieren, indem er von Quetta an über Nuschki nach der Ostgrenze Persiens eine Bahnverbindung plant, um auf dieser Route mit Umgehung Afghanistans dem britischen Handel in Persien und in Russisch-Turkestan Vorschub zu leisten. Doch das Terrain ist hier nicht besonders günstig, denn der Weg geht durch wasser- und graslose Steppen, infolge des russischen Einflusses in Chorasan werden die russischen Behörden den indischen Kaufleuten gegenüber es an Schikanen nicht fehlen lassen, und da die Armut und Anarchie in Ostpersien viel größer ist als im südlichen und westlichen Teile des Landes, so muß der Erfolg dieses englischen Bahnprojektes noch lange problematisch bleiben, mindestens so lange, bis nicht eine Verbindung via Kerman mit der Bagdadbahn hergestellt ist — eine Zeitfrist, die wohl heute noch kaum zu übersehen ist.

Also wie gesagt, wie die Verhältnisse heute stehen, kann der englischen Machtstellung in Persien kein allzu günstiges Prognostikon gestellt werden. Die schon erlittene Einbuße ist groß, noch größer sind die bisher begangenen Fehler, aber noch immer ist eine Reparatur möglich, wenn man in London in die Bahn einer aktiven Politik einlenkt und jenen Geist erneuert, der zur Zeit Malcolms, Mac Neils und Rawlinsons am Hofe zu Teheran thätig gewesen und den englischen sowohl als den persischen Interessen gefrommt hat. Ich will nicht behaupten, daß man mit einer Fortsetzung dieser energischen Politik das Heranrücken Rußlands an der iranischen Grenze und den allmächtig gewordenen russischen Einfluß hätte verhindern können. Nein! Man hätte aber eine solche Eventualität bedeutend verzögern können, wenn man alle Mühe daran gesetzt hätte, Persien auf die Beine zu helfen, denn das in jeder Beziehung begabte Volk dieses Landes würde kraft der noch nicht entfalteten Reichtümer des Bodens und gestärkt durch das Prestige seiner geschichtlichen Vergangenheit sich viel leichter aus dem Marasmus des asiatischen Lebens erwecken lassen als so manche andre Völker des moslimischen Ostens. Wenn den Engländern das Kunststück

gelungen ist, in so manchen der Feudalstaaten Indiens, wo Anarchie, Despotismus und Zügellosigkeit doch viel ärger hausten als in Persien, Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit herzustellen, ohne Waffengewalt anzuwenden, sondern mit redlichen, wohlgemeinten Ratschlägen — so sehe ich nicht ein, warum ähnliche Mittel in Persien den Dienst versagt hätten? Es kann niemand einfallen, die schauerlichen Zustände der persischen Regierung zu ignorieren oder gar zu beschönigen, doch wäre es ebenso ungerecht, den Schah und seine Ratgeber einer freiwilligen Hinneigung zu Rußland zu beschuldigen. Nur die äußerste Not der zwingenden Umstände, nur die Furcht vor der unmittelbaren Nachbarschaft des mächtigen und eroberungslustigen Zarenreiches hat die Dynastie der Kadscharen gezwungen, bei ihrem Erbfeinde Schutz zu suchen und den allgewaltigen Einfluß des Hofes von St. Petersburg sich gefallen zu lassen. England ist stets nur mit platonischen Liebeserklärungen auf dem Felde erschienen, und es hat zum Widerstand gegen die nordische Macht angeeifert, ohne durch Thaten seine Sympathien zu bekunden. Und dieses war jedenfalls sehr schade, denn soweit uns die Gefühle und Anschauungen der persischen Staatsmänner und des persischen Volkes bekannt sind, hat es im Laufe des vergangenen Jahrhunderts und der Gegenwart so manche einflußreiche Perser gegeben, die mit vollem Herzen England zugethan waren und es noch heute sind, und die es sehr wohl wissen, daß England keinen Zollbreit des iranischen Bodens an sich reißen will, während Rußland den Persern schon die schönsten Provinzen und ein ganzes Meer abgenommen hat. Ich kenne vornehme Perser in unmittelbarer Nähe des Königs, die, in England erzogen, auf englischen Hochschulen den Doktortitel erlangt haben und ihr Land sehr gern in englischer Allianz sehen würden, wenn sie von London oder von Kalkutta aus Unterstützung gefunden hätten. Vom jetzigen König und seinem Vater habe ich Aehnliches in Erfahrung gebracht, und wir huldigen gewiß keinem Sanguinismus, wenn wir behaupten, daß ein Entgegenkommen seitens Englands und eine Ermunterung der englischgesinnten Partei noch immer eine Wendung zum Bessern herbeizuführen im stande wäre. Die Gefahr ist wohl in Sicht, doch stehen England noch genug Mittel zur Verfügung, um den Anschlägen seines Gegners zu begegnen, wie wir dies weiter unten ausführlicher andeuten werden.

Leider hat man in England Persien nie jene Aufmerksamkeit gewidmet, die es vom Standpunkte der Sicherung Indiens und in Anbetracht der großen Handelsinteressen, die England hier zu wahren hat, verdient. Mit dem zeitweiligen und problematischen Erfolg bezüglich der freien Schiffahrt auf dem Karun und der Eröffnung einer Straße von Ahwaz nach Isfahan zufriedengestellt, hat man ganz übersehen, daß diese vielverheißende Konzession nur dann fruchtbringend werden kann, wenn die Regierung hier thatkräftig eingreift, und da dies bis heute nicht geschehen, so ist aus dem hochangepriesenen Projekte ein armseliger Karawanenweg hervorgegangen, und der Handel, in Ermangelung einer für Wagen fahrbaren Chaussee, stockt wie früher. Dieses ist um so mehr zu bedauern, als der vom Persischen Meerbusen nach Isfahan führende Weg 530 englische Meilen, der von Ahwaz aus nur 277 englische Meilen lang ist. Die

Russen sind in dieser Beziehung viel praktischer und energischer vorgegangen als die Engländer, denn auf der von Rußland konzessionierten Straße von Enzeli nach Kazwin, wo man mit nicht geringen Terrainschwierigkeiten zu kämpfen hatte, hat sich neuestens ein reges Leben entwickelt und den russischen Einfluß bedeutend verstärkt. Ein ähnliches Verhältnis waltet zwischen der englischen sogenannten Imperial Bank of Persia und der russischen Escompte-Bank ob, denn während erstere durch fehlgeschlagene Unternehmungen im Ansehen gesunken, hat sich letztere fortwährend gehoben und ist heute dem persischen Staate unentbehrlich geworden. Die Russen sind nun einmal im Umgange mit den Orientalen den Engländern überlegen, sie sind größere Meister in Lug und Trug und haben weniger Gewissensbisse, daher auch größeren Erfolg. Dieses beweist am besten die Geschicklichkeit, mit der es dem Obrist Kossakow gelungen ist, persische Kosakenregimenter zu organisieren, die, gut bewaffnet, gut bekleidet und regelmäßig besoldet, die einzige reguläre Truppe des Schahs bildet. Vor den Russen haben bekanntermaßen Engländer, Franzosen, Oesterreicher und Ungarn es versucht, als Instructeurs Militaires dem Perserkönig Dienste zu leisten, und keinem ist dies in solchem Maße gelungen, wie den Russen. Dieses nicht genug zu beherzigende Beispiel mag den Engländern besonders als Fingerzeig dienen. In Persien sowie anderswo im Oriente kann nur Entschlossenheit und nötigenfalls Einschüchterung, nicht mit Worten, sondern mit Thaten, erfolgreich wirken. Noch hat England Zeit genug, das Beispiel Rußlands im Süden Persiens zu befolgen. Hier muß die Anlage einer Straße vom Meeresufer bis ins Innere des Landes ernst ins Auge gefaßt und baldigst effektuiert werden. Das Terrain ist wohl viel schwieriger als im Norden Persiens, doch die britischen Handelsinteressen, die hier auf dem Spiele stehen, sind wohl der größten Opfer wert, und auch in politischer Beziehung darf England nicht zugeben, daß es durch eine andre Macht vom persischen Litorale verdrängt werde.

*

Wenn wir von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß Indien die Achillesferse der englischen Machtstellung in Asien bildet, und daß Persien sowohl wie Afghanistan als wichtige Bollwerke in der Verteidigung des wertvollen Besitzes zu betrachten sind, so muß gleich im vorhinein hervorgehoben werden, daß die Fürsorge zur Sicherung der englischen Stellung in Afghanistan glücklicherweise größere Resultate erzielt hat als in Persien. Durch die Errichtung und Befestigung der sogenannten „wissenschaftlichen Grenze“ einerseits und durch die Konsolidierung der inneren Zustände Afghanistans andrerseits ist den russischen Aspirationen ein kräftiger Riegel vorgeschoben worden; ja ein Bollwerk, demgegenüber der bekannte Skobeleffsche Plan — „eines Zuges à la Timur“ — heute schon nicht mehr ausführbar ist und wodurch die heißblütigen russischen Strategiker bedeutend abgekühlt worden sind. Diese Maßregeln der Defensive waren es, infolgederen Rußland seine Aufmerksamkeit im Osten auf den Pamir und im Westen auf Persien gerichtet, folglich eine Unterstützung gegen die schwieriger gewordene Zentrallinie der Offensive, womit aber den Russen wenig

geholfen sein wird, denn die Sachlage in Afghanistan selbst hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in merklicher Weise zu Gunsten der Briten und zu Ungunsten der Russen verändert. Wenn früher, ich rede speziell von der Zeit meiner Reise im nördlichen Afghanistan, jeder Europäer in den Augen eines Afghanen das verhaßteste Wesen der Welt war, ein Mensch, gegen den er vom blinden Fanatismus und heftigsten Rachegefühl beseelt gewesen und den zu ermorden er als eine heilige Religionspflicht betrachtete, so ist dies heute ganz anders geworden. Sowie der Engländer in den Augen der Afghanen für einen aufrichtigen opferwilligen Freund, mit dem er gemeinsame Interessen hat, gehalten wird, ebenso sieht der Afghane in den Russen einen heimtückischen und gefährlichen Gegner, der auf die Unterjochung seines Heimatlandes zielt, mit dem er nie Frieden schließen kann, und mit dem es unbedingt eines Tages zur Abrechnung kommen wird und muß. Von diesem tiefen Groll können die an den afghanischen Grenzen postierten Russen wohl mehr wie ein Geschichtchen erzählen; dieser Groll wird auch nie schwinden, und es ist schwer einzusehen, wie es Rußland gelingen kann, nach den bitteren Erfahrungen, die Schir Ali Chan von der russischen Freundschaft gemacht, das Volk der Afghanen durch irgendwelche Versprechen ködern zu können. Die alte Blutschuld der Engländer ist durch die den Emiren gewährte reiche Unterstützung und durch die Hilfe zum Aufbau und zur Konsolidierung der Herrschaft schon längst beglichen worden, doch das afghanische Blut, das die Russen 1885 bei Pendschdeh vergossen, kann um so weniger gesühnt werden, da die Zweiglinie von Merw nach Kuschk als permanente Drohung gegen Herat, folglich gegen die Unabhängigkeit Afghanistans aufgefaßt wird, während England andrerseits den Afghanen freie Hand zur Eroberung Kafiristans gelassen, und in der Durand-Vereinbarung von 1892 Zugeständnisse gemacht hat, die das junge Reich der Afghanen von innen kräftigen und ihm gegen äußere Angriffe Schutz verleihen.

Mit Ausnahme der Lesghier im Nordosten des Kaukasus, deren verzweiflungsvoller Todeskampf gegen Rußland von 1832 bis 1859 wohl noch in der Erinnerung der älteren Generation leben wird, ist uns kein asiatisches Volk bekannt, das mit solcher Leidenschaftlichkeit Gut und Blut für sein Vaterland aufzuopfern bereit wäre wie die afghanischen Gebirgsbewohner. Die Unterjochung eines solchen Volkes gehört also nicht zu den leichten Aufgaben, zumal da die nahezu 1000 englische Meilen lange Grenzlinie im Nordwesten Indiens in einem so befestigten und gegen jede Ueberrumpelung vorhergesehenen Zustand sich befindet. Russische Heißsporne mögen wohl von der Leichtigkeit eines Marsches gegen Indien sprechen, doch daß die russischen Politiker und Strategiker wohl andern Sinnes sind, das beweist am besten die große Vorsicht und Behutsamkeit, die man sowohl auf diplomatischem als militärischem Gebiete mit Bezug auf das Heranrücken an den Grenzen Indiens zur Schau trägt. In englisch feindlich gesinnten Kreisen heißt es immer: die britische Herrschaft in Indien befinde sich auf einem Krater mit der steten Gefahr eines verheerenden Ausbruches, und daß die Grenzregionen einer Pulvermühle gleichen, wo ein feindlicher Funke die ärgste

Explosion nach sich ziehen muß. Ehedem war dies der Fall, doch hat sich in letzterer Zeit hierin eine bedeutende Verbesserung bemerklich gemacht. Dort, wo 280 Millionen Eingeborene von einer Handvoll von Fremden beherrscht und regiert werden, dort wird es immer Unzufriedene geben, da zumal die durch England stark gehobene moderne Schulbildung in Indien ein geistiges Proletariat großgezogen hat und die anglo-indische Regierung nicht alle aus den Hoch- und Mittelschulen Indiens hervorgegangene Eingeborene mit reichen Aemtern versehen kann. Hierzu gesellt sich noch der Umstand, daß das ehemals mächtige moslimische Herrscherelement den Verlust seiner einflußreichen Stellung nur schwer verschmerzen kann, noch immer schmollt und wohl noch lange den Trotzigen spielen wird. Doch wie verschwindend klein und wie machtlos ist die kleine Anzahl dieser Unzufriedenen gegenüber der im Schutze der Ordnung und Gerechtigkeit der englischen Herrschaft sich wohlfühlenden Mehrzahl der Eingeborenen, die in Ruhe und Frieden eine früher nie gekannte Existenz genießen! Nichts spricht mehr für die felsenfeste Stellung der Engländer in Indien als die Bereitwilligkeit, mit der sowohl Private als Fürsten der Feudalstaaten ihre Dienste anbieten, so oft dem britischen Weltreiche irgendwo Gefahr droht. Gelegentlich der Kämpfe in China, in Südafrika, an der Somaliküste, überall haben Hindustaner ihr Gut und Blut für das Wohlergehen Großbritanniens angeboten und auch eingesetzt, und wollten wir in Vergleiche uns einlassen, so möchten wir fragen: wo sind die mohammedanischen oder buddhistischen Unterthanen des Zaren, die aus freien Stücken an den Kämpfen Rußlands gegen die Türkei oder China sich beteiligt und ihre Sympathien für das Zarenreich thatkräftig bewiesen haben?

Wenn wir daher auch zugeben, daß das englische Vertrauen in die Stabilität des afghanischen Bollwerkes Erschütterungen ausgesetzt ist, denn Habibullah Chan kann nicht als Erbe der Fähigkeiten und Herrschertugenden seines Vaters betrachtet werden, und wenngleich die Eventualität nicht ausgeschlossen ist, daß Naßrullah Chan, Omar Chan oder ein andrer Thronprätendent, von Rußland ermuntert oder unterstützt, im Lande jenseits des Cheiberpasses die Fackel des Bürgerkrieges anzündet, so sehen wir hierin noch keine Gefahr für den Bestand der englischen Herrschaft in Indien. Durch den Bau der transkaspischen Bahn und der Zweiglinie nach Kuschk hat die russische Offensive an Stärke gewonnen, und noch mehr wird dies in einigen Jahren der Fall sein, wenn die Orenburg-Taschkendbahn hergestellt, die turkestanische Besitzung in direkte Verbindung mit dem Zentrum des Zarenreiches gebracht sein wird. Aber auch die englischen Außenwerke der Befestigung Indiens haben von Tschitral bis nach Quettah an Stärke gewonnen, und wenn die Russen auf der Endstation in Kuschk das nötige Material zum Ausbau der Bahn nach Herat bereit halten, so haben die Engländer ähnliche Vorbereitungen schon lange früher auf der Sibibahn am nördlichen Ausgange des Chodscha-Amranpasses, nicht weit von Kandahar, gemacht. Hier so wie dort sind alle erdenkliche Schutzmaßregeln getroffen worden. Jeder Schritt, den einer der Rivalen vom Norden nach dem Süden macht, wird von dem andern durch einen Vormarsch vom Süden nach dem Norden erwidert,

und trotz allen freundschaftlichen Versicherungen und trotz allen zuckersüßen Worten der beiderseitigen Diplomatie ist es bisher dennoch nicht gelungen, die Rivalität abzuschwächen und den gegenseitigen Verdacht zu bannen. Optimistisch gesinnte Engländer haben sich vergebens bemüht, der Welt einzureden, daß es den Russen nie eingefallen, Indien zu erobern, oder daß sie gar nicht die Macht dazu hätten, oder daß die beiden Großmächte in Eintracht und Frieden im großen Asien nebeneinander existieren könnten. Heute giebt sich niemand mehr solchen Illusionen hin. Es herrscht kein Zweifel über die Endziele Rußlands, nur daß die Verwirklichung dieser noch in ziemlich weiter Ferne weilt, und ich beharre auch heute noch bei der Ansicht, der ich darüber vor 18 Jahren im Februarheft der Nineteenth Century Ausdruck verliehen. Ich sagte damals: „Nor is this (die Eroberung Indiens durch Rußland) by no means the work of a lustrum; it cannot be conjured up as it were by a deus ex machina; and seeing that the English have time and leisure enough left to consolidate their power in India during the intervening period and to prepare effectual safeguards against the designs of their rival, we are constraint to admit, that as yet, the plan of a Russian conquest of India belongs to the land of Utopia, and to add that in this sense we agree with Professor Seely in his saying that ‚the end of our Indian Empire is perhaps almost as much beyond calculation as the beginning of it‘ —“

*

Bei genauer und objektiver Betrachtung der gegenseitigen Stellung der beiden Rivalen und bei voller Würdigung der Machtmittel, die dem einen wie dem andern zu Gebote stehen, werden wir zur Ueberzeugung gelangen, daß die Eventualität eines Zusammenstoßes und die endgültige Lösung der großen Frage noch nicht herangerückt ist. Die Zeitfrist mag von einer längeren oder kürzeren Dauer sein, aber sie bietet entschieden weniger Vorteile dem Engländer als dem Russen, denn während letzterer zur Ausführung des langgehegten Planes der Offensive keinen Weg und kein Mittel unberücksichtigt gelassen, daher schon längst mit voller Rüstung im Felde steht, hat bei ersterem erst gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Notwendigkeit einer Gegenwehr sich aufgedrungen, und das Bewußtsein der drohenden Gefahr ist eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten erwacht. Vor allem müssen wir bemerken, daß die Mittel, die England bisher zur Gründung seines gigantischen Reiches und zur Sicherung seiner riesigen Handelsinteressen auf dem ganzen Erdball angewendet, weder der Größe und Bedeutung seiner Eroberungen, noch der Kraft seiner nationalen Eigenschaften, auch nicht mit der ihm zu Gebote stehenden Macht gleich waren. Wohin wir blicken, welches Beispiel wir auch immer anführen, stets wird die Erfahrung uns lehren, daß es zumeist eine kleine Schar beherzter Männer gewesen, die, von Ambition, Patriotismus oder Lust nach Abenteuern angespornt, oft auf eigne Faust und mit Gefährdung ihres Lebens in die kühnsten Unternehmungen sich gestürzt, die Fahne ihres Landes aufgepflanzt und Tausende von

Meilen weit von der Inselheimat entfernt inmitten hundertfach überlegener Massen fremder Elemente so lange aufrecht zu halten im stande waren, bis die Regierung unterstützend eingegriffen und die Sache der Privaten zur Staatsangelegenheit gemacht hatte. Wozu es leugnen? England hat nie eine Streitkraft besessen, die der Ausdehnung seiner überseeischen Besitzungen und der Seelenzahl der seinem Zepter unterworfenen Unterthanen entsprechend groß gewesen wäre. Mit Zuversicht auf seine über alle Weltmeere verbreitete, überall geschätzte und gefürchtete Flagge hinblickend, hat es die Notwendigkeit eines großen stehenden Heeres bisher unberücksichtigt gelassen. Daß England, ohne Militärstaat zu sein und ohne dem friedlichen Bürger gewaltsam die Waffen in die Hand zu drücken, eine Weltrolle gespielt und als Fahnenträger der abendländischen Kultur überall thätig gewesen, das hat den Friedensfreund und den Humanisten des 19. Jahrhunderts stets mit Stolz erfüllt. Doch leider haben die Zeiten sich verändert, neue Verhältnisse sind eingetreten, und in der Neuzeit, wo das Feuer des Wettkampfes um die wirtschaftlichen Interessen die Oberhand gewonnen, heute muß auch England in neue Bahnen einlenken und — ohne den freiheitlichen Geist des Landes zu beeinträchtigen oder zu schmälern — wird und muß es binnen kurzem eine solche Waffenkraft zu stande bringen, die im Einklange mit seiner Machtstellung steht. Solange England auf dem Gebiete der Eroberung und bei Eröffnung des Weltmarktes für seine Industrie allein gestanden oder den Wettkampf europäischer Rivalen weniger gefürchtet, so lange war die Kraft der geistigen Mittel hinreichend; heute jedoch, wo andre abendländische Völker vom Reichtum und von der Macht Großbritanniens angespornt mit ihm konkurrieren wollen, heute sind materielle Kraftmittel unentbehrlich, um die gewonnenen Vorteile und die Großmachtstellung zu behalten.

*

Die neue Sachlage erheischt aber nicht nur eine Vermehrung der Militärkraft und eine sorgfältigere Ueberwachung der Absichten der übrigen Großmächte in Asien, sondern England muß heute nach einem Verbündeten sich umsehen, da es alleinstehend dem Kampfe gegen alle nicht mehr gewachsen ist; es muß sich zu einem solchen Staate gesellen, dessen politische und wirtschaftliche Interessen mit den seinigen vorläufig nicht kollidieren; mit einem Staate, der trotz der ihm zu Gebote stehenden Nationalkraft und nationalen Bestrebungen noch immer auf die stützende Hand eines Freundes angewiesen ist und der obendrein von der Gegnerschaft eines mit England gemeinsamen Feindes stark bedroht wird. Dieser Staat ist selbstverständlich Deutschland. Wie die Verhältnisse heute stehen, mag unsre daraufbezügliche Annahme als ganz ungeheuerlich und unausführbar betrachtet werden, denn eine ärgere und mehr erbitterte Feindschaft wie die, die heute diese beiden teutonischen Schwesternationen entzweit, kann man sich wohl schwerlich vorstellen. Und dennoch ist dies der einzige Ausweg für beide. Glücklicherweise waren die Schicksalslenker beider Nationen weise genug, an den Wutausbrüchen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern sich nicht zu be-

teiligen, sie blieben kühl bis ans Herz hinan, und von den kleinlichen Eifersüchteleien der großen Massen sich fernhaltend, haben sie inmitten des Zanks und Haders der gereizten Menge zu jenem Bande Vorbereitungen getroffen, das früher oder später, wenngleich nicht ein Miteinander-, jedoch ein friedliches Nebeneinandergehen ermöglichen wird. Nur ein Einvernehmen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche kann das Gleichgewicht der europäischen Mächte in Asien herstellen; und bevor wir uns mit den Einzelheiten einer solchen Eventualität befassen, wollen wir erstens die Möglichkeit, zweitens die Nützlichkeit dieses Einvernehmens beleuchten.

Die Frage, warum Deutsche und Engländer sich so feindlich gegenüberstehen, ist in der Neuzeit gar häufig erörtert worden, doch dünkt uns die Leidenschaftlichkeit beider Parteien die richtige Antwort erschwert zu haben. Nationale Eitelkeit und materielle Interessen haben bisher einer unparteiischen Beurteilung im Wege gestanden und auf der einen sowie auf der andern Seite den zu einer nüchternen und ruhigen Auffassung nötigen Blick getrübt. In einem „The Enemies of England“ betitelten Buche von George Peel lesen wir, daß weder Rassenhaß noch Religion, Sitten, Handel und Neid diese Animosität erzeugt hätten, und daß nur die durch Englands Einmischung in die europäischen Angelegenheiten während der letzten acht Jahrhunderte verletzte Ambition den Widerwillen hervorgerufen hätten. Diese Anschauung ist schwer zu teilen. Ich glaube, ein dritter, der weder Deutscher noch Engländer ist, mag hier mit mehr Glück an die Lösung der Frage sich machen, und ein solch neutraler Schiedsmann wird gleich bei erster Prüfung der Streitfrage zur Ueberzeugung gelangen, daß hier wie dort gesündigt worden ist, und daß beide, im Strudel der Leidenschaften hineingerissen, eigentlich gar nicht wußten, warum sie streiten, und gar nicht ahnten, daß ihre Gehässigkeit und ihr Gezank ihnen beiden ebensoviel schaden als ihrem gemeinsamen Feinde nützen wird. Ja! der tertius gaudens lacht sich vergnügt ins Fäustchen, und dieses ist in Deutschland sowohl wie in England übersehen worden. Wenn von der Anglophobie in Deutschland die Rede ist, hören wir immer solche Beweggründe vorführen, die viel mehr als Ausfluß gegenwärtiger Gereiztheit als eine berechtigte Vergeltung für die in der Vergangenheit englischerseits dem deutschen Volke zugefügte Beleidigungen oder Schäden betrachtet zu werden verdient. Einige wollen die Animosität schon auf die Geschehnisse des 18. Jahrhunderts zurückführen, andre wieder meinen, die englischen Sympathien für Dänemark während des deutsch-dänischen Krieges, oder daß englische Firmen 1870 den Franzosen Waffen geliefert, hätten in Deutschland jenen Haß erzeugt, der während des Kampfes der Buren gegen England zum Ausbruch kam. Möglich, aber vielmehr Wahrscheinlichkeit hat der Umstand, daß in dem in sich selbst geeinigten, in Macht und Kraft erstandenen Deutschen Reiche, teils um sein Ansehen nach außen zu erhöhen, teils auch aus wirtschaftlichen Gründen der Trieb zur Entfaltung der nationalen Kräfte erwacht ist. Da nun ein solcher Begehr nur durch Erwerbung von Kolonien und durch Schaffung einer entsprechenden

Seemacht befriedigt werden kann, so hat man, allerdings in nicht immer berechtigter Weise, in England, dessen Flagge die Meere beherrscht und das mit seinen Kolonien den Erdball umgürtet, den versteckten Gegner und den Erzfeind der deutsch-nationalen Aspirationen entdeckt. Bei einem Volke, das, seiner Schaffenskraft bewußt, die in seinem Nationalgeiste reichlich vorhandenen Vorzüge und Tugenden verwerten will, ist es wohl zu entschuldigen, wenn es im Feuer der jugendlichen Kraftentfaltung die Banden, die seinen Wirkungskreis bisher beengten, gewaltsam brechen will, und wenn es in diesem Eifer der nationalen Expansion in seinen vom Schicksal früher begünstigten Nachbarn Neider und Feinde entdeckt. Dieses Mißtrauen ist den Deutschen keinesfalls zu verargen, nur will es uns bedünken, daß der wilde Ausbruch der nationalen Gehässigkeit, das maßlose Spotten und Beschimpfen Englands nicht hinreichend sind, um die vorhandene oder vermutete Gegnerschaft zu entwaffnen, und daß die Anglophobie noch lange nicht das richtige Mittel ist, mit dem man neue Kolonien gründen oder die alten Besitzungen den Engländern entreißen kann. Hierzu sind wohl andre Behelfe nötig. Die Kolonialpolitik Deutschlands hat allerdings einen schweren Stand, denn nach dem Satze: „Tarde venientibus ossa“ haben andre ihm schon längst die besten Bissen vor dem Munde weggeschnappt, und zugegeben, daß auf dem weiten Raum der Erde noch so manche Acquisitionen möglich sind, können wir nicht umhin, der Meinung Ausdruck zu verleihen, daß ein daraufbezügliches Vorgehen mehr Vorsicht und Behutsamkeit und weniger Leidenschaftlichkeit erheischt, als bisher in Deutschland der Fall gewesen.

Aber ebenso ungerechtfertigt und am allerwenigsten zweckdienlich dünkt uns auch die in den letzten Jahrzehnten in England erwachsene Germanophobie, die sich sozusagen wie ein Lauffeuer sämtlicher Klassen des britischen Insellandes bemächtigt hat und leider bei dem sonst nüchternen, kalten und berechnenden Briten noch immer fort wütet. Es hat allerdings eines ganzen Jahrhunderts bedurft, um den auf dem Schlachtfelde von Waterloo besiegelten Freundschaftsbund auf jenen Gefrierpunkt zu bringen, der im Satze: „Made in Germany“ sich heute offenbart, und wie ersichtlich haben bei dem Engländer mehr ökonomisch-industrielle als politische Motive den Ausschlag gegeben. Wenn ein durch und durch praktisch angelegtes Volk, wie die Engländer, die Schädigung seiner materiellen Interessen, die erfolgreiche Konkurrenz der deutschen Industrie und des Handels auf dem Weltmarkte sich zu Herzen nimmt, und wenn es seinen Rivalen, dessen plötzliches Auftreten ihn überrascht und seinen Handel auch beeinträchtigt hat, nun aus dem Felde schlagen will, so finden wir ein solches Ansinnen ganz natürlich. Nur muß jeder neutrale Zuschauer es offen eingestehen, daß, sowie die Deutschen in der Wahl ihrer Mittel irrtümlich vorgehen, ebenso ungeschickt und ungerechtfertigt die Mittel sind, deren die Engländer zur Abwehr sich bedienen. Es ist geradezu unverständlich, daß der Engländer, bekanntermaßen ein Freund des sogenannten fair play, es nicht einsieht, daß ein Volk, wie das deutsche, in Verwertung seiner hohen wissenschaftlichen Bildung und seiner gründlichen Kenntnisse auf sämtlichen Gebieten der modernen Gelehr-

samkeit, gerade an der Ausbeutung der technischen Wissenschaft, der es das Aufblühen seiner Industrie verdankt, nicht verhindert werden kann. Die zahlreichen Fabrikschlote, die sich in der Neuzeit auf den deutschen Gauen erhoben, sind eine Folge der deutschen Kultur, deutschen Fleißes und der deutschen Großmachtsstellung, ebenso wie die noch viel zahlreicheren englischen Fabriken eine ganz natürliche Folge des Unternehmungsgeistes, der starken Individualität und der hohen Bildung des zeitlich früher erwachten und in Freiheit erzogenen britischen Volkes sind. Dort, wo der Same auf einen günstigen Boden gefallen, läßt das gedeihliche Wachstum, wenngleich das wohlthuende Licht etwas später aufgegangen, sich nicht gewaltsam unterdrücken. Nur auf dem Felde des Mitbewerbes kann der Engländer Schutz gegen seinen Konkurrenten suchen, und vorderhand findet er ihn auch, denn erstens ist er auf dem asiatischen Markte länger bekannt, und die Erzeugnisse seiner Industrie sind höher geschätzt und auch besser bezahlt als die seines deutschen Rivalen; lauter Vorzüge, die, wenn vermehrt und gehörig ausgebeutet, dem britischen Kaufmann und Industriellen viel mehr nützen werden als die Ausbrüche der Germanophobie und die Aufschrift „Made in Germany“, mit der man die Industrie-Erzeugnisse des Rivalen diskreditieren will.

Und fürwahr, wer sich die großen Interessen des Weltfriedens vor Augen hält, und wer den kürzlich zwischen England und Deutschland ausgebrochenen Zwist objektiv und ohne Voreingenommenheit betrachtet, der wird zugestehen müssen, daß diese Mißhelligkeit zu den bedauernswertesten Erscheinungen auf dem politischen Gebiete gehört. Sind doch diese beiden teutonischen Schwesternationen vermöge der hervorragenden Züge ihrer Nationalcharaktere, infolge der religiösen und ethischen Beziehungen, nicht minder aber auch wegen der geographischen Lage ihrer Heimat sozusagen aufeinander angewiesen, beide ergänzen sich gegenseitig, und beide vereint geben die beste Garantie für das erfolgreiche Wirken unsrer abendländischen Kultur im Morgenlande. Wenn der Engländer kraft der alten freiheitlichen Institutionen seines Landes ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl und einen regeren Unternehmungsgeist bekundet, so zeichnet den Deutschen dafür eine mehr gründliche Sachkenntnis, ein tieferes Eindringen in die Einzelnheiten und ein seltener Fleiß und Beharrlichkeit aus. Der Engländer ist bisweilen tollkühn und läuft blindlings allen Gefahren entgegen, der Deutsche hingegen ist behutsam, er schreitet bedachtsam vorwärts und setzt nur dort seinen Mut ein, wo der Erfolg sicher scheint. Der Engländer ist von eminent praktischen Gesinnungen beseelt, er kann sich nur für Thatsachen (matter of facts) begeistern, während der Deutsche, schwärmerisch beanlagt, auch solchen Idealen nachjagt, deren Realisierung oft im Dunstkreise der Phantasie liegt. Der Patriotismus des Engländers und die Eigenliebe zu seinem Stamme bleibt unter allen Himmelsstrichen und im buntesten Gemenge der verschiedensten Nationalitäten sich immer gleich, während der Deutsche stark zum Kosmopolitismus hinneigt und nur seit der Begründung des Deutschen Reiches seinen Nationalstolz bekundet. Der Engländer, den die Idee eines Weltreiches und der glänzende Erfolg seiner geschicht-

lichen Entwicklung großgezogen, tritt bisweilen dem Fremden gegenüber mit verletzendem Stolz und mit übermäßigem Selbstgefühle auf, während der Deutsche in der Fremde mit einer an die Unterthänigkeit grenzenden Geschmeidigkeit auftritt, hingegen durch das Verraten der Unsicherheit dem Asiaten weniger imponiert als der Engländer. Infolge des größeren Nationalvermögens und des älteren staatlichen Ansehens erscheint der Engländer gern als Grandseigneur und gebärdet sich auch als solcher, während der Deutsche in vielen Dingen kleinlich, sparsam und karg sich zeigt, und wenngleich sich diese Handlungsweise dem besonnenen Anfänger weislich empfiehlt, bei dem an Glanz und Luxus sich ergötzenden Orientalen aber muß sie ihren Zweck verfehlen. Schließlich wollen wir einen Umstand hervorheben, der beim streng konservativen Charakter der Orientalen schwer in die Wagschale fällt, nämlich, daß der Deutsche in Asien ein homo novus ist, während der Name Ingliz oder Ingiliz in der Türkei und in der ganzen südlichen Hälfte des Morgenlandes zu den bestbekannten, ja vielleicht zu den ältesten Repräsentanten des Westens gehört und den verschiedenen Asiaten viel geläufiger ist als der in der Neuzeit erst bekannt gewordene Name Alaman (Deutsch).

Nichts wäre daher leichter, als die Unterschiede in den Charakteren der beiden Nationen ausführlicher zu schildern, doch ich glaube, selbst diese wenigen vergleichenden Züge werden hinreichen, um dem Leser zu beweisen, wie sehr diese beiden Nationen sich gegenseitig ergänzen und wie wohlthuend es für beide wäre, wenn sie in friedlicher Eintracht mit- oder nebeneinander in den Gauen der Alten Welt fortschreiten wollten.

*

Wer vor einem Jahre noch in England von der Nützlichkeit der Allianzen im allgemeinen gesprochen, der bekam immer von den Vorzügen der — splendid isolation zu hören; ja es gab sogar Politiker, die meinten, Großbritannien würde sich selbst genügen, und auf Verträge sei überhaupt kein Verlaß. Nach dem Schutz- und Trutzbündnis, das England mit Japan eingegangen, hat das oben erwähnte Schlagwort seine Bedeutung verloren. England hat den zeitgemäßen Erfordernissen Rechnung getragen, und ohne Scheu, seine staatliche Würde durch Verbindung mit dem noch ganz jungen asiatischen Lande beeinträchtigt zu sehen, hat das mächtige Gebot der Interessengemeinschaft die Allianz mit der aufkeimenden Macht im fernen Osten hervorgerufen. Was im fernen Osten für nötig befunden und möglich gewesen, dessen Thunlichkeit kann auch im nahen Osten sich empfehlen, und der etwaigen Einwendung gegenüber, daß mächtige wirtschaftliche Interessen und ein tief eingewurzelter Rivalitätskampf eine Annäherung zwischen Engländern und Deutschen unmöglich machen, darf nicht außer acht gelassen werden, daß auch die japanische Industrie als ein nicht zu verachtender Rivale in China und sogar in Indien den Engländern in den Weg zu treten beginnt und daß das politische Auftreten Japans in China für die Zukunft Englands im Reich der Mitte keinesfalls als ganz harmloser Faktor

betrachtet werden darf. Doch Not bricht Eisen, und der Schritt, den England weislich in Japan gethan, dürfte sich gegenüber Deutschland um so mehr empfehlen, als durch ein solches Einvernehmen Englands seine anderseitige politische Lage einen erheblichen Schutz finden würde, indem Rußlands neidischer Blick auf den stets wachsenden deutschen Einfluß in Kleinasien und auf das Vorrücken des deutschen Handels gegen Persien den Engländern an den Grenzen Indiens jedenfalls zu gut kommen muß. Das Zarenreich, wenn auch noch so mächtig, kann füglich nicht immer die Rolle eines Hundertarmigen spielen, und der Preis, den England für das neue Bollwerk auf dem Vormarsche seines Gegners im Westen Asiens bezahlt, wird niemand als exorbitant bezeichnen. Erstens hat doch England seiner wirtschaftlichen und politischen Einflußnahme auf den nahen Osten selbst entsagt, indem es den Schwerpunkt seiner Machtstellung nach Indien und dem fernen Osten verlegt hat. Zweitens wird es wohl noch sehr lange dauern, wenn es überhaupt je möglich ist, bis Deutschland Indien gegenüber jene drohende Stellung einnehmen kann, zu der Rußland schon in der Gegenwart gelangt ist. Drittens ist der wirtschaftliche Schaden, den England durch den überwiegenden deutschen Einfluß im Norden Kleinasiens erlitten, noch lange nicht so groß, um die Jeremiaden des englischen Kaufmannes zu rechtfertigen. Nach den statistischen Ausweisen zu urteilen, steht der englische Importhandel in der Türkei noch immer obenan und wird, trotz der zeitweiligen Einbuße, seinen Konkurrenten gegenüber wohl noch lange diese Stelle behaupten. Laut einem statistischen Ausweis vom Jahre 1897 bis 1898 betrug der englische Import in der Türkei 987303527 Piaster und der Export 592907444 Piaster, während Deutschland in der gleichen Zeit um 33023682 Piaster Waren importierte und um 45513112 Piaster Waren exportierte. Aber gesetzt, daß der außerordentlich rasche Aufschwung, den die deutsche Industrie genommen, den englischen Handel in Anatolien und im westlichen Persien schädigen würde, ist es wohl denkbar, daß diesem Aufschwunge des deutschen Handels durch Gewaltthätigkeit beizukommen ist, und dürfte denn etwa der Nutzen übersehen werden, den Englands Machtstellung in Indien und im fernen Osten aus der deutsch-russischen Rivalität in der Türkei ziehen kann? Die zwischen den beiden teutonischen Schwesternationen angestachelte Leidenschaft hat in bedauernswerter Weise solche Dimensionen angenommen, daß gewisse Politiker in England auf den absonderlichen Gedanken gekommen sind, lieber mit Rußland zu paktieren, d. h. in den hungrigen Rachen des Bären sich freiwillig zu werfen, als den Ausgleich mit Deutschland zu versuchen. Ein solches Ansinnen besteht, wie schon erwähnt, in England seit geraumer Zeit, ist aber jetzt mit um so größerer Beharrlichkeit aufgetreten. Die National Review hat sich besonders auf diesem Gebiete hervorgethan, und Sir Rowland Blennerhasset hofft sogar, durch Zulassung Rußlands an den Persischen Meerbusen den Groll und Hunger des nordischen Kolosses stillen zu können. Daß ein solches Rettungsmittel ganz wesentlich den Niedergang Englands nur beschleunigen würde, wird wohl niemand bezweifeln. Rußland kann und darf auf seinem Wege nach dem Süden nicht stehen bleiben, denn all die Vorwände, mit denen es bisher zur

Rechtfertigung seiner aggressiven Politik aufgetreten, sind eitel und nichtig und können nur jene täuschen, die gewaltsam ihre Augen zudrücken. Früher ward die beabsichtigte Stabilisierung seiner Grenzen gegenüber unruhigen Nomaden und anarchischer Länder als Parole ausgegeben, später ward als Losungswort der Zulaß zu den südlichen Meeren verbreitet, und in neuester Zeit tritt man mit der Erweiterung des Absatzgebietes für die russische Industrie auf. Wie die Erfahrung in Mittelasien gezeigt, ist Rußland gar bald von der stabilisierten Grenze zu neuen Eroberungen und zur Festsetzung neuer Grenzen fortgeschritten. Der Ausgang in die südlichen Meere wird den Appetit zur Erlangung südlicher Territorien erwecken, und schließlich, was das unumgänglich nötig gewordene neue Absatzgebiet anbelangt, so ist es jedenfalls auffallend, daß die russische Industrie noch auf eignem heimatlichen Boden der Konkurrenz des Auslandes nicht gewachsen ist.

Von diesen und andern ähnlichen Vorwänden mag nur der sich täuschen lassen, der, den Geist der russischen Staatsverfassung unberücksichtigt lassend, nicht einsehen will, daß Rußland, ein Militärstaat par excellence, von mannigfachen Umständen zur Eroberungspolitik getrieben wird. Der zum strammen Despotismus unentbehrliche Militarismus kann nur durch Kriege, die Ordensbänder, Rang- und Gageerhöhungen in Aussicht stellen, geködert und in Treue erhalten werden. Auch ist Menschenfleisch im Zarenreiche viel billiger als im Westen, und angesichts der der russischen Politik gegenüber bekundeten, an Unterthänigkeit grenzenden Willfährigkeit unsrer Kabinette darf es gar nicht wundernehmen, wenn Rußland, zum Angriff ermuntert, seinen Erdhunger bisher noch nicht gestillt hat und noch lange nicht stillen wird. Unter solchen Umständen sind Verträge mit Rußland nie ernst zu nehmen, es bricht diese, sobald sie ihm lästig werden, und wenn jemand von dieser Unzuverlässigkeit sich schon oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt, so ist es jedenfalls England. Uebrigens geben die russophilen Politiker an der Themse sich ganz vergebens die Mühe, mit ihren Liebeswerbungen das ersehnte Einvernehmen herzustellen, denn in der russischen Presse sind diese rundweg abgewiesen worden. Im 19. Jahrhundert hat man von der Newa aus dem Kabinett von St. James mehrere Male einen friedlichen Ausgleich vorgeschlagen, heute jedoch spielt Rußland den Stolzen, den durch seine Erfolge übermütig gewordenen Rivalen, der im Vorgefühle seiner Uebermacht zu keiner Transaktion geneigt ist.

In Deutschland hat man in dem Verhalten gegenüber den Rivalmächten größere Vorsicht bekundet, und selbst die enragiertesten Feinde Englands haben sich noch nicht so weit verstiegen, um im Schutze einer russischen Allianz die Vernichtung Englands und das Gedeihen ihrer Pläne in Westasien fördern zu wollen. Die deutsche Regierung jedoch nimmt einen der öffentlichen Meinung ganz entgegengesetzten Standpunkt ein. Die freundschaftlichen Gefühle des Deutschen Kaisers zum englischen Hofe mögen jedenfalls als Ausfluß der verwandtschaftlichen Beziehungen betrachtet werden, doch im Betragen der Reichspolitik während der englischen Verlegenheit in Südafrika und in dem hieraus erwachsenen schroffen

Gegensatz zwischen dem Fürsten und seinem Volke liegen untrügliche Zeichen eines größeren Hinneigens zu England als zu Rußland. Das Publikum in Deutschland will hiervon nichts wissen, doch in Rußland giebt man sich hierüber keiner Täuschung hin, daher die in der russischen Presse immer wachsende Animosität gegen alles, was deutsch ist, und besonders gegen die Bagdadbahn und gegen den allmächtigen deutschen Einfluß am Goldenen Horn. Es fragt sich nun: ob Deutschland diese Gegnerschaft des russischen Kolosses in Asien ganz allein besiegen will und kann, und ob es nicht zweckdienlicher wäre, sich jener Macht anzuschließen, die infolge der Interessengemeinschaft ein und denselben Feind zu bekämpfen hat, und zur Abwehr der ihr drohenden Gefahr einen Verbündeten suchen und finden muß? Es giebt allerdings in Deutschland Stimmen, die, so wie in England, aus Nationalstolz und im Selbstvertrauen in die Nationalkraft, jede Mithilfe entbehren zu können glauben. Ja, wer der schwierigen Situation unbewußt, die Mittel und Wege des Gegners unberücksichtigt läßt, der mag solchen Illusionen sich hingeben, doch bei einem tieferen Einblick und bei einer genauen Würdigung der vorhandenen Schwierigkeiten wird dies nicht möglich sein. Vom deutschen Gesichtspunkte darf vor allem nicht außer acht gelassen werden, daß die heutige Präponderanz Deutschlands in der Türkei noch lange nicht jene feste Grundlage hat, auf der der Bau fernerer Pläne mit voller Zuversicht aufgeführt werden kann. Gegenwärtig ist es bloß der Sultan und sein Hof, von dem die deutschen Sympathien ausgegangen sind und genährt werden, beim türkischen Volke, das, wie alle Orientalen, streng konservativ ist, hat der Name Aleman noch einen viel zu fremden Klang und ist weniger geläufig als die Namen Fransiz (Franzose) und Ingiliz (Engländer). Es darf fernerhin nicht außer acht gelassen werden, daß Sultan Abdul Hamid, allerdings ein sehr begabter Fürst, infolge seines streng absolutistischen Regimes bei den Osmanen lange nicht so beliebt ist, wie man sich in Deutschland einreden will.

Auch hat die alte orientalische Redensart — „El nas ala dini mulukuhum“, d. h. „Das Volk befolgt den Glauben seiner Herrscher,“ heute in der Türkei und Persien ihren alten Zauber eingebüßt, und nicht nur die Organe der Jungtürken führen einen überaus heftigen Krieg gegen die deutsch-türkische Allianz und gegen das Ueberhandnehmen des deutschen Einflusses, sondern selbst bei einem großen Teile der Beamtenwelt und des gebildeten Volkes wird die deutschfreundliche Politik des Sultans abfällig beurteilt. Oberflächliche Kenner der heutigen Türkei werden wohl das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung im ottomanischen Reiche in Abrede stellen, doch ist dem nicht so, denn in der heutigen Türkei ist die Presse ein nicht zu verachtender Faktor, das Volk beginnt mit seinem eignen Kopfe zu denken, und ob beim Eintreten eines Herrscherwechsels dem deutschen Einflusse nicht eine Verminderung oder Erschütterung bevorsteht — ist jedenfalls sehr fraglich. Bei dieser und andern ähnlichen Voraussetzungen würde ein zwischen Deutschland und England zu erzielendes Einvernehmen sich um so mehr empfehlen, als England noch immer große Sympathien im osmanischen

Volke besitzt, und zwei Drittel der Efendiwelt in Konstantinopel blicken noch heute hoffnungsvoll auf die Ufer der Themse hin, wie aus der Flucht des Großveziers Kutschuk Said Paschas ins englische Botschaftspalais und aus den zeitweiligen türkischen Deputationen beim britischen Botschafter ersichtlich ist.

Aber abgesehen von diesem Umstande, glaubt man etwa in Deutschland, daß Rußland die Durchkreuzung seiner Pläne in Kleinasien, woraus die Schädigung seiner vitalsten Interessen erfolgen muß, so leichter Dinge zugeben kann und wird? Diese Interessen sind teils wirtschaftlicher, teils politischer Natur und datieren nicht von heute oder gestern, sondern von einer mehr als hundertjährigen politischen und militärischen Thätigkeit her. Wie bekannt, hat Rußland schon unter Katharina II. im Jahre 1768 den Katholiken Simon daran erinnert, daß ihre Vorgänger auf dem Throne Rußlands, Peter der Große und Katharina, die Armenier der Türkei ihrer kaiserlichen Huld versichert hätten. Auch Paul I. stand im brieflichen Verkehr mit den armenischen Kirchenfürsten Ghukas und Arguthianz, und als Rußland nach Einverleibung Georgiens einerseits mit Persien, andrerseits mit der Türkei in Kriege sich verwickelt hatte, da waren es vorzüglich die Armenier, deren Sympathien den Russen behilflich waren. Schon damals hatte Rußland den Samen ausgestreut, aus dem die neuesten armenischen Bewegungen allmählich emporkeimten, und nur die Furcht, daß die Ermunterungen und Aufwiegeleien der unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Armenier bei ihren Glaubens- und Stammesgenossen im Kaukasus eine freiheitliche Bewegung nach sich ziehen konnte, hat den Hof von St. Petersburg von einer mehr aktiven Unterstützung der Rebellen in Türkisch-Armenien zurückgehalten. Die leeren Versprechen und ewigen Täuschungen der Russen haben allerdings die Armenier heute schon ernüchtert, doch an der Newa glaubt man noch immer in den durch kurdische Zügellosigkeit hart mitgenommenen Christen eine sichere Handhabe zur Realisierung späterer Pläne zu finden. So hat die russisch-kirchliche Propaganda erst vor einigen Jahren die Nestorianer in den kurdischen Bergen ins Netz ihrer Intriguen gezogen, und nur in der Hoffnung, mit der Zeit vom armenischen Hochlande aus weiter nach dem Süden vordringen zu können, hat die russische Diplomatie dem Sultan das Versprechen abgerungen, im Norden Kleinasiens keiner fremden Macht außer Rußland eine Eisenbahnkonzession erteilen zu wollen. Man muß eben die Machenschaften der russischen Konsuln und Agenten in Kleinasien eingehend kennen, um sich zu überzeugen, daß die Herren an der Newa den schon längst vorgefaßten Plan einer einflußreichen Stellungnahme in Anatolien niemand, aber am allerwenigsten Deutschland zuliebe aufgeben werden. Rußland betrachtet diesen Teil des ottomanischen Staates als schon unter seinen Fingern liegend, daher als eine Beute, die ihm nicht entschlüpfen kann. Wenn nun Deutschland, wie vorauszusehen ist, infolge der Bagdadbahn dem wirtschaftlichen Rußland den Weg nach dem Süden verrammt hat, ist es wohl denkbar, daß man sich dies an der Newa gefallen lassen oder etwa einen Rückzug antreten wird? Russische Fußstapfen in umgekehrter Richtung, d. h. vom Süden nach dem Norden zu, hat

die neueste Geschichte nur bei Kuldscha, im chinesischen Turkestan, aufzuweisen, wo Rußland zurückgegangen ist, um einen besseren Anlauf zur Eroberung von Kaschgar zu nehmen, und da ein russisches Zurückweichen in Kleinasien nicht vorauszusetzen und auch ein friedliches Zusammenleben zweier Rivalen für die Dauer nicht möglich ist, so gehört die Vermeidung eines Zusammenstoßes zwischen Rußland und Deutschland in Anatolien zu den absoluten Unmöglichkeiten.

Es ist also keine leere Redensart, wenn wir behaupten, daß der Kampf zwischen Slaven und Germanen nicht an der Weichsel oder Memel, sondern in Kleinasien zum Ausbruche kommen wird, und da das Deutsche Reich trotz der ihm zu Gebote stehenden großen und tüchtigen Armee und trotz seiner heute noch günstigen Allianzverhältnisse diesen Kampf solange wie nur möglich hinauszuschieben sich bemühen wird, so muß sein Zusammengehen mit England in Asien sich als eine gebieterische Notwendigkeit empfehlen.

*

Ist man nun einmal in England zur Einsicht gelangt, daß es zur Aufrechterhaltung seiner Großmachtstellung in der Zukunft ganz andre Wege einzuschlagen hat als bisher, daß seine Herrschaft über die Meere allein nicht hinreicht, seinen überseeischen Ländereien den nötigen Schutz zu gewähren, und namentlich, daß zur Schirmung seiner politischen und kommerziellen Interessen das freundliche Zusammengehen mit einem oder dem andern kräftig aufkeimenden, blutverwandten und ähnliche Ziele verfolgenden Volke unvermeidlich und unentbehrlich geworden ist, so wird die Frage nach dem ungeschmälerten Bestand seiner Machtstellung in Asien sich leicht beantworten lassen. In keiner Zeit, aber am allerwenigsten heute, wo der Kampf um wirtschaftliche Vorteile im Vordergrund steht, hat ein Staat durch Isoliertheit dauernde Vorteile erringen können. Das stolze Selbstgefühl, in die stark umworbene Arena einzeln und allein einzutreten und ohne Beistand und Mitwirkung den Kampf fortsetzen zu können, muß in England überwunden werden, und im Hinblick auf die bisher ohne Allianz erreichten glänzenden Erfolge wird hierdurch an Albions Ruhmespanier gewiß kein Makel haften. Aber nicht nur nach außen, sondern auch nach innen müssen in England solche Umgestaltungen und Verbesserungen um sich greifen, die den Zeiterfordernissen entsprechen und im Insellande bisher auch schon deshalb unberücksichtigt geblieben, weil man ohne diese jenen politischen, wirtschaftlichen und ethischen Höhepunkt erreicht hat, der andern Völkern versagt gewesen. Dieser Umstand hat in England unstreitig einen gewissen Grad von Selbstüberhebung und Eigendünkel hervorgerufen, mit dem es einerseits seine Nachbarvölker verletzt, andrerseits aber sich selbst bedeutenden Schaden zugefügt hat. Die Strahlen der Sonne, die auf den britischen Besitzungen des Königs nie untergeht, haben die Augen leicht geblendet, und man hat den Satz „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“ vielfach übersehen. England hat ohne Zweifel der abendländischen Kultur im Osten große und glänzende Dienste erwiesen, es hat kraft der freiheitlichen Ideen seines

Volkes auch auf die Entwicklung der abendländischen Institutionen einen belebenden und segensreichen Einfluß ausgeübt, doch beim rapiden Fortschritte unsrer Kulturwelt im 19. Jahrhundert sind so manche seiner Nachbarn ihm ebenbürtig geworden; ja, sie haben sogar in mancher Beziehung ihn übertroffen. Die in England von alters her gewohnte Geringschätzung des Foreigner (Fremden) ist heute nicht mehr am Platze, und die durch den stramm konservativen Geist der Inselbewohner entstandenen Mängel sind einer gründlichen Verbesserung bedürftig. So ist z. B. in England das Unterrichtswesen arg vernachlässigt, und bei dem auf den Hochschulen herrschenden mittelalterlichen System ist so mancher Zweig des modernen Wissens zu Schaden gekommen. Der Unterricht in Geo- und Ethnographie sowie in modernen Sprachen liegt im argen, und ein verschwindend kleiner Prozentsatz der aus den Schulen von Oxford, Cambridge, Harrow ꝛc. hervorgegangenen jungen Leute ist fähig, in einer fremden Sprache sich mündlich und schriftlich auszudrücken, und nur äußerst wenige wissen Bescheid in den ethnographischen und ethnologischen Beziehungen jener zahlreichen Völkerschaften, die England unterworfen sind und denen sie oft im späteren Leben als Lehrer und Führer vorzustehen berufen sind. Ich habe auf meinen Kreuz- und Querwanderungen durch das Vereinigte Königreich mich des Staunens nicht enthalten können, als ich in den Zentren der Industrie und des Handels die krasse Ignoranz und die kalte Gleichgültigkeit gewahrte, die in der Kenntnis von Land und Leuten der britischen Kolonien und Besitzungen vorherrscht. Diese Wahrnehmung hat mich oft traurig gestimmt, und ich fragte mich: wie in der Welt wird es möglich sein, daß diese Leute das durch die Kraft, Eifer und Patriotismus ihrer tüchtigen Vorfahren gegründete Reich im bevorstehenden Kampfe mit den Rivalen erhalten können?

Wenn man in England jammert, daß Amerikaner und Deutsche als gefährliche Rivalen auf dem Weltmarkte erscheinen und dem sprichwörtlich gewordenen blühenden Handel Großbritanniens beträchtlichen Schaden zufügen, so scheint man zu vergessen, daß bei besagten Völkern das Studium der Chemie und Mechanik in Hinsicht auf die praktische Anwendung gründlicher betrieben wird und viel weitere Verbreitung gefunden hat als in England. Auch die Sitten und Gebräuche, der Bedarf und die Geschmacksrichtung der Bewohner der fernen Absatzgebiete werden von den Geschäftsreisenden des Kontinents emsiger und besser studiert als von den Engländern, denn letztere nehmen die Dinge gar zu leicht, und im allzu starken Vertrauen auf die bisherige Suprematie sind so manche Vorteile verloren gegangen. Da der Schüler selbstverständlich den Meister übertroffen, so wird letzterer mit Neid und Mißgunst wohl wenig ausrichten. Nur ein kräftiges Sichaufraffen, nur ein gründliches Aufräumen mit dem alten Schlendrian im Unterrichtswesen kann hier Hilfe bringen. Mit dem auf den englischen Hochschulen arg übertriebenen Sport wird die Stellung in der Politik und im Handel kaum zu behaupten sein, und Rudyard Kipling hat vollkommen recht, wenn er in seinem Gedichte „The Islanders“ ausruft:

And ye vaunted your fathomless power and ye flaunted your iron pride
Ere — ye fawned on the younger Nations for the men who could shoot and ride!
Then ye returned to your trinkets; then ye contented your souls
With the flanneled fools at the wicket or the muddied oafs at the goals.

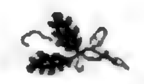
Ja, wer Englands geschichtlichen Beruf nach Gebühr würdigt, wird leider eingestehen müssen, daß das allgemeine Niveau der wissenschaftlichen Bildung heutzutage nicht auf jener Höhe steht, die von seinen großartigen Leistungen in der Vergangenheit vorausgesetzt werden kann, und daß die Zahl der Fachgelehrten sich nicht in jenem günstigen Verhältnisse zur Seelenzahl seiner Gesamtbevölkerung befindet, wie z. B. in Deutschland. Dieser Mangel tritt besonders in den Kenntnissen von Land und Leuten des moslimischen Ostens zu Tage. Männer wie Sir Henry Rawlinson, Lord Strangford, Sir Richard Burton u. a., die ein gründliches Wissen auf dem Gebiete der Litteraturen, Sprachen und Geschichte mit der genauen praktischen Kenntnis jener Völker verbunden haben und in den politischen Tagesfragen Bescheid wußten, sind heute viel seltener anzutreffen, und das Fehlen ihrer auf langjähriger Erfahrung beruhenden Ratschläge macht sich in der Regierungspolitik sehr bemerklich. Ein in den weiteren Kreisen der englischen Gesellschaft herrschendes lebhaftes Interesse für die Vorgänge in Asien würde zur Folge haben, daß auch im Parlament jene Lässigkeit und Indifferenz schwände, die in der Neuzeit bei den Volksvertretern in der Diskussion über die wichtigsten Fragen sich zeigt und, als Hauptursache der Schläfrigkeit und Unentschlossenheit der Regierung, die Staatsinteressen gefährdet. Die Annahme, daß Rußland nur in Ermangelung einer streng konstitutionellen und parlamentarischen Regierung groß und mächtig geworden, ist keinesfalls zutreffend; denn eine patriotische, vom Parteihader nicht beeinflußte Volksvertretung kann beim Aufbau eines mächtigen Reiches viel gedeihlicher wirken als der Wille eines absolutistisch-autokratischen Herrschers. Die Schöpfung des freien Mannes ruht auf einer viel solideren Basis als das mit Zwang und auf Befehl durchgeführte Werk des Geknechteten, und die Mittel und der Geist, die bisher zur Mehrung des britischen Weltreiches geholfen, können auch zu seiner Erhaltung beitragen.

Die mannigfachen Schäden, unter denen England leidet, sind leider nicht zu verkennen. Eine Umkehr ist aber auch schon deshalb von gebieterischer Notwendigkeit, da Zeit und Gelegenheit zum Einlenken auf einen besseren Weg noch reichlich vorhanden sind und da der Stern Großbritanniens noch nicht so tief gesunken ist, wie seine Neider und Feinde sich einreden wollen. Reichtum, Wohlstand und nationale Größe eines Volkes waren und werden stets ein Dorn im Auge der Nachbarvölker sein, und das auf „Finis Britanniae" ausgehende düstere Prognostikon der Gegner ist keinesfalls gerechtfertigt. Wenn die zahlreichen Feinde und Neider Englands die freudige Entdeckung gemacht zu haben glauben, daß der südafrikanische Dorn die Seifenblase der britischen Macht zum Platzen gebracht und das Trugspiel der Größe Albions dargelegt hätte, so möchten wir nur fragen, warum sie diese Ohnmacht des Gegners nicht besser verwerteten

und warum sie die angebliche Macht- und Hilflosigkeit ihres Rivalen nicht besser ausgebeutet haben? Englands Streitkräfte waren zweitausend Meilen weit von ihrer Basis entfernt, und dennoch hat das an den Grenzen der englischen Interessensphäre bis an die Zähne bewaffnet stehende Rußland keinen Schritt unternommen, um der Ausführung seines langgehegten und sehnlichst erwünschten Zieles näher zu kommen. Ebenso hat Frankreich das Rachegefühl wegen Faschoda weislich verborgen, nicht aus Humanität oder aus Zärtlichkeit, sondern in der vollen Ueberzeugung, daß der Löwe, dessen Mähne etwas zerzaust wurde, noch immer ein Löwe ist, und daß ein Anbinden mit dem erbosten Tiere nicht sehr ratsam sei. Nun ja, Englands Flagge liegt noch nicht danieder, John Bull steht noch fest auf seinen Füßen und kann auf der ganzen Linie des strittigen Gebietes in Asien mit Zuversicht den Kampf mit seinen Gegnern aufnehmen.

Es ist jedenfalls eine müßige Spekulation, wenn man bei flüchtiger Beurteilung der Sachlage heute schon vom Niedergang Englands in Asien spricht und wenn man mit Hinblick auf die russischerseits ausgestreckten Fühler die unvermeidliche Alleinherrschaft des Zarenreiches über den größten Teil Asiens prognostizieren will. Auf dem Schauplatz der Alten Welt vollziehen sich die Umgestaltungen noch immer in einem langsamen, schleppenden Gange, an dem der Uebereifer des geldgierigen und erdhungrigen Westens nicht so leicht zu ändern vermag. Die Frist mag bei so manchen der Stürmer eine Abkühlung des Feuers hervorrufen, und die Frist wird auch England bei Anschaffung jener Mittel unterstützen, die zur Kräftigung seiner Stellung und zur Abwehr der drohenden Gefahr nötig sind. Die Feinde und Neider Englands irren sich, wenn sie annehmen, daß die außergewöhnlichen Anstrengungen, die das britische Reich in Afrika macht, im Bewußtsein seines unvermeidlichen Niederganges in Asien erfolgen, und daß man mit den Eroberungen im dunkeln Erdteile die in der Alten Welt verlorene Stellung ersetzen will. Nein! So arg ist es noch nicht bestellt. Eine solche Eventualität wäre nicht nur für England, sondern auch für unsre Kulturinteressen in Asien äußerst verhängnisvoll. Man hat im Abendlande irrigerweise den Grundsatz aufgestellt, daß die Russen zur Bildung und Hebung der Menschheit in Asien mehr befähigt sind als die Engländer, weil erstere mit so manchen Attributen asiatischer Denkungsweise, letztere hingegen mit stramm abendländischem Geiste auftreten. Im täglichen Umgange ist dies auch der Fall, doch nicht so bezüglich des Endresultates der Kulturarbeit. Rußland kann im besten Falle aus Asiaten Halbasiaten, d. h. Russen machen, während England den fremdländischen Stoff ganz umknetet und urwüchsige Asiaten in regelrechte Europäer verwandelt. Trotz nahezu vierzigjährigen russischen Einflusses hat Bochara und Chiwa nur wenig oder gar nichts von den rauhen, barbarischen Sitten, von der anarchistischen und despotischen Regierung seiner Vergangenheit verloren, während z. B. in den Feudalstaaten Indiens Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit fortwährend zunehmen. In den Staaten des Nizams, Baroda, Bhopal und anderswo atmet die ehedem geknechtete Bevölkerung frei auf, und wer die Jahresberichte von der Regierung des kleinen Staates von

Gondal liest, dessen Herrscher zum Nutzen seiner Unterthanen in Edinburg Medizin studierte, wird glauben, er habe den Administrationsbericht eines vollkommen europäisch gebildeten Landes vor sich. Vom Riesenfortschritte der Asiaten unter unmittelbarer Verwaltung Englands, d. h. vom mächtigen Aufschwunge des öffentlichen Unterrichts, der Litteratur und der freiheitlichen Ideen der Eingeborenen Hindostans will ich gar nicht reden, denn eine solche Stufe werden die asiatischen Unterthanen des Zaren nie erreichen; denn selbst nach mehr als dreihundertjähriger russischer Herrschaft hat die Bildung der Baschkiren, Kazaner und andrer Tataren sich fast gar nicht gehoben. England als Fackelträger unsrer Kultur in Asien wäre schwer zu ersetzen, und die Superiorität Rußlands über die Alte Welt wäre ein Unglück nicht nur für Asien, sondern auch für Europa.



Einiges über die Zerlegung des Lichtes.

Von

Dr. Aug. Hagenbach.

Das ganze Leben auf Erden verdanken wir dem Licht und der Wärme, die von der Sonne zu uns gelangt. In kurzer Zeit würde alles aufhören, wenn diese Quelle einmal versiegte; alles Wachstum würde ein Ende nehmen, alle Tiere und Pflanzen würden zu Grunde gehen, es würde eine für immer tote Masse entstehen, auf der schließlich keine Bewegung mehr stattfinden würde; kein Regen, kein Wind mehr würde vorhanden sein, die Erde würde als leblose Kugel die dunkle Sonne umkreisen.

Ist es denn wunderbar, daß das Wesen von Wärme und Licht die Menschen seit alters her beschäftigte? Heute ist man im stande, sich eine ganz bestimmte Vorstellung von Licht und Wärme zu machen, und durch die allgemeinen Bestätigungen, die diese Theorien gefunden haben, ist diese Vorstellung schon so weit bekannt in ihren Grundzügen, daß nicht nur der Fachmann, sondern auch der Laie einiges davon aufgenommen hat.

Ausgehend von den Grundanschauungen möchte ich versuchen, dem Leser einen Begriff zu geben, wie die Untersuchung des Lichtes bis zur heutigen Zeit eine immer vollkommenere geworden ist und inwiefern die neuen Beobachtungsmethoden und Resultate Anwendungen und Schlüsse auf die strahlenden Körper zu machen gestatten.

Licht und Wärme sind Erscheinungen von gleicher Natur. Ein Körper, der Licht oder Wärme ausstrahlt, befindet sich in einem Zustand, der dadurch

charakterisiert ist, daß von ihm pendelnde oder überhaupt schwingende Bewegungen ausgehen, Bewegungen von periodischer Aenderung.

Diese Bewegungen werden als Schwingungen durch den Raum fortgepflanzt in dem hypothetischen gewichtslosen Lichtäther und erzeugen, wenn sie in unser Auge fallen, die Empfindung von Licht. Es würde zu weit führen, die Eigenschaften des Aethers hier weiter auszuführen und zu begründen, es genüge die Thatsache, daß der ganze Raum des Weltalls von etwas erfüllt ist, das die strahlende Energie in Wellenform zu übermitteln vermag, und dies nennen wir den Aether.

Die Schwingungen sind verschieden lang, für unser Auge giebt das die verschiedene Farbenempfindung; die roten Wellen haben eine Länge von rund 800 Milliontel Millimeter, während die blauen, die kürzesten Wellen, etwa halb so lang sind. Vergleichen wir das mit den Verhältnissen in der Akustik, so entsprechen die sichtbaren Lichtschwingungen ungefähr einer Oktave. Die Luftschwingungen der höheren Oktave entsprechen Bewegungen, die doppelt so rasch verlaufen, d. h. die Wellenlänge ist dann nur halb so groß.

Will man eine komplizierte Erscheinung studieren, so sucht man diese möglichst zu zerlegen, und sucht die Gesetze zu ergründen für die einzelnen Komponenten, dann ist es meistens auch leicht, die Gesetze für die Kombination festzustellen. Zu diesem Zwecke benützt der Naturforscher das Experiment.

Der erste, dem das gelungen ist, das Licht in seine Bestandteile zu zerlegen, war Isaak Newton im Jahre 1672. Er erkannte in einem Glasprisma das Mittel, weißes Licht in die Farben zu zerlegen, und er bewies zugleich, daß einerseits die Wiedervereinigung der Farben das ursprüngliche Weiß des Sonnenlichtes ergab, und andrerseits stellte er fest, daß die Farben das Fundamentale sind, indem bei weiterem Zerlegen diese bestehen bleiben. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die große Entdeckung weiter gefördert und zwar zuerst durch Wollaston und Fraunhofer, wodurch der Grundstein für die ganze Spektralanalyse gelegt war. Während Newton noch auf einer stofflichen Emissionstheorie des Lichtes stand, drang die neue Huyghenssche Wellentheorie sehr bald durch, gewann den Sieg und behauptet noch bis heute das Feld. Das in seine einzelnen Wellen zerlegte Licht nennt man ein Spektrum, und die Lehre davon ist die Spektralanalyse.

Man erkannte bald die Wichtigkeit der Zerlegung des Lichtes in die Bestandteile. Vor allem zeigte es sich, daß das Licht, das von einem leuchtenden Körper ausging, unter bestimmten Umständen ein Charakteristikum für den betreffenden Körper ist. Jeder Körper, der in Dampfform durch Erhitzen zum Leuchten gebracht wird, sendet ein ganz charakteristisches Spektrum aus, d. h. es enthält nur eine bestimmte Anzahl von Wellenlängen.

Der Wert dieser Entdeckung liegt auf der Hand, man ist dadurch im stande, aus dem Licht, das von einem entfernten Körper, z. B. von einem Stern zu uns gelangt, auf dessen Beschaffenheit zu schließen, wenn wir sein Licht zerlegen und vergleichen mit den Spektren bekannter irdischer Stoffe. Was

das für die Astrophysik bedeutet, braucht wohl kaum weiter ausgeführt zu werden.

Eine weitere große Entdeckung war die Beziehung von Emission und Absorption, das sogenannte Kirchhoffsche Gesetz. Dies Gesetz sagt aus, daß ein Körper gerade diese Strahlen aussendet, die er auch absorbiert, d. h. auslöscht, wenn Licht auf ihn fällt. Daraus ersehen wir, daß wir nicht nur im stande sind, aus dem Licht, das ein Körper aussendet, sondern auch aus dem Licht, das er, wenn er bestrahlt wird, selbst absorbiert, also zurückhält, auf seine Zusammensetzung schließen können. Dies ermöglicht uns z. B., die Elemente, die auf der Sonne sind, zu erkennen. Das Licht, das von dem Sonnenkern ausgeht, enthält alle Wellenlängen und liefert deshalb ein sogenanntes kontinuierliches Spektrum, das Licht muß aber durch die äußeren gasförmigen Schichten, die Sonnenatmosphäre, hindurch, und diejenigen Wellenlängen, die diese Dämpfe auszustrahlen vermögen, absorbieren sie auch nach dem Kirchhoffschen Gesetz; somit liefert uns die Sonne ein Absorbtionslinienspektrum. Von allen Gestirnen hat für uns die Sonne am meisten Interesse, und es sind infolgedessen auch gerade mit ihrem Licht viele Untersuchungen angestellt. Wir können von vielen chemischen Elementen mit Bestimmtheit behaupten, daß sie auf der Sonne vorhanden sind.

Das Interesse, das Licht zu zerlegen, wurde allgemein, und nach verschiedenen Richtungen hin suchte man den Bedürfnissen für die Vervollkommnung der Methoden gerecht zu werden. Es würde zu weit führen, die historische Entwicklung wiederzugeben, nur sei versucht, einen kurzen Ueberblick über die Gesichtspunkte, die bei der wissenschaftlichen Fortführung in Betracht kamen, zu geben, um darauf an der Hand einiger Exempel die Wichtigkeit klarzulegen.

Die erste Methode, das Licht in seine Bestandteile, d. h. in die einzelnen Wellenlängen zu zerlegen, war die von Newton angegebene, mittels eines Glasprismas. Newtons Versuche ergaben aber durchaus kein „reines“ Spektrum, sondern es war nur eine relative Trennung, die noch sehr unvollkommen war. Seine Nachfolger erst waren im stande, durch Anwendung eines feinen Spaltes als Lichtquelle die Trennung der Wellenlängen zu steigern, und dadurch ist es auch Fraunhofer zuerst gelungen, im Sonnenspektrum einzelne schwarze Linien, jetzt die Fraunhoferschen Linien genannt, zu erkennen. Je mehr Gewicht man auf Reinheit des Spektrums legte, um so mehr Fraunhofersche Linien wurden entdeckt, und zu gleicher Zeit steigerte sich auch bei den Emissionslinienspektren, d. h. bei den Spektren leuchtender Dämpfe und Gase das Bedürfnis, mehr und mehr Einzelheiten zu erkennen und zu trennen.

Die theoretischen Untersuchungen über die Prismen führten allmählich zu dem Resultat, daß man die Faktoren erkannte, die die Reinheit der Spektren bedingen, d. h. die mögliche Trennung zweier nahe aneinander liegender Linien. Man fand, daß die Größe und die Anzahl der Prismen das maßgebende waren.

Bei der Entwicklung der Spektralanalyse trat die Frage immer mehr in den Vordergrund: hat jeder Stoff ein charakteristisches Spektrum und kann eine

bestimmte Spektrallinie von einem und nur von einem Stoff hervorgebracht werden. Um diese und andre Fragen zu entscheiden, wurde man geradezu gezwungen, die Linien zu messen. Es war wohl möglich, die Lage der einzelnen Linien gegeneinander anzugeben, aber damit war nur wenig gewonnen, und die Spektren, die mit verschiedenen Prismen, mit Prismen aus verschiedenen Glassorten und verschiedenen Flüssigkeiten u. s. w. ausgeführt waren, ließen sich nicht miteinander vergleichen. Jedes Prisma erzeugte ein verschieden langes Spektrum, und was das schlimmste war, die relative Lage der Linien zueinander war nicht die gleiche. Man war also genötigt, nicht nur die Lage der Linien, sondern die Wellenlänge der Linie selbst zu suchen. Es sei hier nochmals in das Gedächtnis zurückgerufen, daß die Wellenlänge der Tonhöhe in der Akustik entspricht, d. h. man wollte wissen, wieviel Schwingungen in der Sekunde ausgeführt werden oder, was das analoge ist, wie lang, in Millimetern ausgedrückt, eine Welle ist, genau so, wie man bei Wasserwellen Abstand zwischen zwei Wellenthälern angeben kann.

Hier versagte aber die Prismenmethode. Dazu war nämlich notwendig, daß man die Aenderung der Ablenkung mit der Wellenlänge kannte. Wohl sind darüber Theorien und zahllose Rechnungen aufgestellt worden, und es ist gelungen, bis auf einen gewissen Grad diese Beziehung, d. h. die Dispersion zu finden, aber ungenügend für die gewünschte Genauigkeit ist sie geblieben und sogar bis heutzutage. Glücklicherweise fand man jedoch andre Mittel, um die Wellenlängen zu messen. Gehen wir dazu über und betrachten wir den weiteren Fortschritt.

Die neue Methode beruht auf der Beugung des Lichtes. Es ist nicht möglich, in rein populärer Darstellung die Beugung des Lichtes zu behandeln, aber es ist möglich, den Begriff wenigstens klarzulegen, und das wird genügen für das nötige Verständnis.

Jedermann nimmt ohne weiteres die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes an; daraus auch erklärt sich ohne Schwierigkeit die Schattenbildung. Greifen wir nun auch hier wieder zur Analogie des Schalles, den wir schon öfters als Vergleich benutzt haben. Wir haben es ja auch mit einer Wellenbewegung zu thun, und wer würde deshalb hier die Fortpflanzung des Schalles in gerader Linie bezweifeln? Aber wie steht es denn hier mit der Schattenbildung? Wir können auch eine Lokomotive pfeifen hören, wenn wir hinter einem Haus stehen, deshalb sagt man auch, daß der Schall um die Ecke gehe; der Ton kann also auch um ein Hindernis herumgehen, aber er ist dabei geschwächt. Genau die gleiche Erscheinung existiert nun auch bei dem Licht, allein sie ist viel schwieriger zu beobachten, und das kommt daher, daß seine Wellen rund 1 000 000 mal kleiner sind wie die Schallwellen. Dementsprechend müssen wir auch die Dimensionen der Lichtquelle respektive der Schirme verkleinern, um beobachten zu können, daß das Licht auch um die Ecken geht. Und doch hat es jeder schon hundert- und tausendmal in der Natur gesehen, aber wenige wohl haben sich davon Rechenschaft gegeben. Wer hätte nicht schon nach dem Hof des Mondes gesehen, oder durch eine beschlagene Scheibe nach einer Laterne und dabei bemerkt, daß

Kreise um das Licht sind; oder wer hätte nicht beobachtet, daß das Laub, besonders von Nadelbäumen, in der Richtung der Sonne hell glitzert und alle Ränder selbst zu leuchten scheinen. Alle diese und noch viele andre Erscheinungen zeigen uns, daß das Licht wirklich um die Ecken zu gehen vermag, daß das Licht „gebeugt" wird, wie man es wissenschaftlich ausdrückt. Gerade solche Erscheinungen sind es nun, die man für die Zerlegung des Lichtes herangezogen hat, weil sie uns einwandsfrei die gewünschten Beziehungen zu messen und zu berechnen gestatten.

Denken wir uns eine Glasplatte in gleichen Intervallen mit durchsichtigen und undurchsichtigen Streifen versehen, so haben wir ein einfaches Mittel, gebeugtes Licht zu beobachten. Ein solches Instrument heißt ein Gitter. Die Beugung hängt nun sehr einfach von der Wellenlänge des auffallenden Lichtes und von dem Abstand der Streifen ab, deshalb werden die verschiedenen Wellenlängen verschieden abgelenkt, d. h. gebeugt, und demnach treten sie unter verschiedenen Winkeln aus. Wir erhalten also hier gerade so wie bei dem Prisma durch verschiedene Brechbarkeit ein Spektrum, aber, und darin liegt der Hauptvorteil, wir wissen genau, wie die Wellenlänge mit dem Beugungswinkel und dem Streifenabstand zusammenhängt und können also die Wellenlängen einwandsfrei messen. Je enger man in einem Gitter die Streifen wählt, um so länger ist das Spektrum, und außerdem, je mehr Streifen wir nehmen, um so feiner werden die Spektrallinien und um so mehr Einzelheiten werden sichtbar.

Um einen Begriff zu geben, wie ein solches Gitter aussieht, sei bemerkt, daß die vollkommensten die von Rowland konstruierten sind mit 120 000 Streifen und zwar ca. 600 pro Millimeter. Solche Gitter können nicht nur für durchgehendes Licht benutzt werden, sondern sie können ebensogut für reflektiertes Licht ausgeführt werden. Man denke sich dazu einfach einen Metallspiegel, der mit feinen Furchen in gleichen Abständen durchzogen ist, alsdann hat man ein sogenanntes Reflexionsgitter.

Mit diesen höchst vollkommenen Instrumenten gelang es, die Zerlegung des Lichtes viel besser und vollständiger zu untersuchen. Ohne auf die Untersuchungen einzugehen, wollen wir uns mit einigen Resultaten begnügen.

Wir haben oben gesehen, daß vor allem die Linienspektra, d. h. die Spektra leuchtender Dämpfe charakteristisch sind, und es kamen hauptsächlich zwei Fragen in Betracht; die eine Frage war, ob eine bestimmte Spektrallinie oder sagen wir besser ein bestimmtes Linienspektrum nur von einem bestimmten Stoff ausgeht, und die zweite Frage lautete, ob ein Stoff nur ein bestimmtes Spektrum erzeugen kann.

Die erste Frage wurde bejaht. Trotz der vielen tausend Spektrallinien ist es bei der großen Dispersion der Gitter nicht gelungen, eine sogenannte Coïncidenz zu finden, d. h. ein Zusammenfallen zweier Linien von verschiedenen Elementen.

Die zweite Frage ist zu verneinen; es gelang sehr bald zu konstatieren,

daß einzelne Substanzen mehrere Spektren besitzen je nach der Temperatur und der Art, wie der Dampf zum Leuchten gebracht wurde.

Und nun sehen wir zu, was man für Schlüsse ziehen konnte auf die leuchtenden Teilchen.

Eine Spektrallinie oder sagen wir besser eine bestimmte Anordnung von Spektrallinien kann nur von einem Stoff herkommen, z. B. von einem chemischen Element. Man war deshalb versucht anzunehmen, daß die Atome, d. h. die kleinsten Teilchen der Masse, diese Schwingungen ausführten. So wie eine Glocke, wenn sie angeschlagen wird, einen bestimmten Ton giebt, so sollte ein Atom durch seine Größe und Beschaffenheit auch eine ganz bestimmte Anzahl von Schwingungen aussenden können. Man glaubte also, in den Spektren eine bestimmte Eigenschaft der Moleküle gefunden zu haben. Somit sehen wir zugleich, daß wir ein Mittel haben, aus der Untersuchung des Lichtes auf die Anwesenheit bestimmter Stoffe zu schließen. Und da das Licht durch den ganzen Weltenraum geht, so sind wir im stande zu sehen, welche Stoffe auf der Sonne oder überhaupt auf den Gestirnen vorhanden sein müssen.

Berechtigterweise fand man eine Schwierigkeit darin, daß ein Stoff unter verschiedenen Umständen verschiedene Spektren haben konnte. Besonders auffallend ist dabei, daß solche Spektren meist ganz anders aussehen. Bei verschiedener Erregung zeigt eine Substanz bald ein Linienspektrum, bestehend aus einzelnen Linien, bald ein sogenanntes Bandenspektrum, wobei zahlreiche Linien in ganz bestimmter Weise geordnet sind. Man half sich über die Schwierigkeit hinweg, indem man sagte: wenn wir das Molekül auf eine andre Weise anregen zum Schwingen, sei es durch Elektrizität oder durch verschiedene Temperatur, so hat es eine andre Beweglichkeit; es kann durch die benachbarten Moleküle ganz anders beeinflußt sein, und so lassen sich unstreitig Gründe dafür angeben, aber eine gewisse Schwierigkeit bleibt doch noch darin bestehen.

Um diesen wichtigen Punkt zu erörtern, ist es nötig, etwas weiter auszuholen.

Man hatte gleich anfangs gehofft, in der Spektralanalyse ein Mittel zur Ergründung der Konstitution der Materie zu haben. Man hoffte, aus der Art des Lichtes, d. h. aus der Art der Schwingungen der Teilchen auch auf die schwingenden Teilchen selbst Rückschlüsse machen zu können; wie wir aber gesehen haben, ließen sich hier einwandsfreie Schlüsse nicht ziehen.

Nun sind aber in allerneuester Zeit Erscheinungen aus andern Gebieten zu Hilfe gekommen und haben Fingerzeige gegeben, die vielleicht nicht nur für die Entstehung der Lichtschwingungen, sondern für die Erkenntnis der Konstitution der Materie von großer Bedeutung sind.

Die Zerlegung des Lichtes zeigt uns, daß das Licht eine Schwingungsform ist. Diese Schwingungen müssen aber von den leuchtenden Teilchen ausgehen, also müssen die gleichen Schwingungen in der Lichtquelle vor sich gehen. Nun kommt die Frage: Was schwingt denn? Ist es die Materie selbst, oder was für Teile der Materie sind es, oder ist es etwa gar nicht die Materie

selbst, sondern nur etwas, was mit der Materie eng und unzertrennlich verbunden ist?

Diese Fragen legte sich schon Faraday vor, der große englische Physiker Mitte vorigen Jahrhunderts, und er suchte die Frage zu lösen. Seine Ueberlegung ging dahin, daß er annahm, daß auf den materiellen Teilchen, auf den Molekülen, ein Quantum Elektrizität haftete, und daß diese Elektrizität die Schwingungen ausführe, die wir als Licht und Wärme wahrnehmen. Bewegte Elektrizität wird nun aber von einem Magneten beeinflußt; entsprechend wie auch eine Magnetnadel von einem elektrischen Strome abgelenkt wird; demnach müßte auch eine Lichtschwingung, d. h. direkt die Farbe des Lichtes unter der Einwirkung eines Magneten geändert werden.

Diesen Effekt hat Faraday vergeblich gesucht. Viel später, erst vor wenigen Jahren, ist es Zeemann gelungen, nachzuweisen, daß dieser Effekt thatsächlich vorhanden ist. Zeemann erkannte auch, daß Faraday den Effekt nicht beobachten konnte, weil die damaligen Hilfsmittel nicht ausreichten.

Diese wichtige Entdeckung[1]) bewies einwandsfrei, daß die Lichtschwingungen von einem Quantum Elektrizität ausgehen, das an der Materie haftet.

Die Untersuchungen und Messungen ergaben aber noch viel mehr. Aus der Stärke und Richtung der Einwirkung eines Magneten auf die Farbe des Lichtes konnte man beweisen, daß es negative Elektrizitätsmengen sind, die mit sehr kleinen materiellen Teilchen verbunden sind, mit Teilchen, die viel (circa tausendmal) kleiner wie die Atome und Moleküle sind.

Man kam also da zu dem Schluß, daß die Linienspektren, d. h. das Licht eines leuchtenden Dampfes, aus Schwingungen besteht, die von negativ geladenen, sehr kleinen Teilchen ausgehen.

Wenn nun aber ein Körper elektrisch neutral ist, d. h. nach außen keine elektrischen Eigenschaften besitzt, so ist das nur möglich, daß er unelektrisch ist oder daß ebensoviel positive wie negative Elektrizität vorhanden ist, denn nur dann wird die Wirkung der einen durch die der andern aufgehoben.

Unsre Lichtquellen sind aber elektrisch neutral, folglich muß auch positive Elektrizität vorhanden sein; wo befindet sich diese? Runge hat sich zuerst darüber Rechenschaft gegeben. Die Masse, die sich mit der negativen Elektrizität bewegt, macht nur etwa den tausendsten Teil der wirklich vorhandenen Masse eines Moleküls aus. An der übrigen Masse nun, so nimmt man an, haftet ebensoviel positive Elektrizität.

Zu gleicher Zeit muß ich nun beifügen, daß eine Kategorie von Spektren, die sogenannten Bandenspektren, von einem Magneten nicht beeinflußt werden. Diese Spektren waren bis jetzt ziemlich wenig untersucht und haben ihren Namen von dem Aussehen. Die Linien der Spektren sind zu ganz bestimmten Gruppen zusammengefügt.

---

[1]) Ich verweise hier auch auf den in dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel (September-Heft 1902 S. 340).

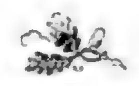
Die Vermutung liegt nun nahe, daß gerade diese Bandenspektren von den Schwingungen des großen positiv geladenen Kernes ausgehen, und die Einwirkung des Magneten muß so klein sein, weil die Masse so groß, daß es aussichtslos ist, daß sie beobachtet werden können. Man bedenke, daß es nur mit den stärksten Elektromagneten und den vollkommensten Spektralapparaten den Zeemann-Effekt zu sehen gelingt, und bei den Bandenspektren wäre dieser nach unsrer Anschauung etwa tausendmal kleiner zu erwarten.

Und so kommen wir zu einer ganz bestimmten Vorstellung der Materie. Das, was man chemisch als Atom oder Molekül bezeichnet, d. h. der nicht mehr zerlegbare Teil der Materie besteht aus einem großen positiv geladenen Kern, der beim Leuchten ein Bandenspektrum liefert und einem, vielleicht auch mehreren negativ geladenen kleinen Teilchen, die beim Leuchten ein Linienspektrum erzeugen.

Diese beiden Bestandteile nennt man nun das positive und negative Elektron.

Als grober Vergleich möge das Planetensystem dienen. So wie die große Sonne von ihren kleinen Trabanten umkreist ist, so ist ein positives Elektron von den negativen umkreist, und das ganze System erscheint nach außen als eine chemische Einheit.

Diese Elektronentheorie ist ja heutzutage in naturwissenschaftlichen Kreisen eine viel besprochene und viel kritisierte Hypothese. Es möge dieser Aufsatz dazu dienen, dem Leser einen Begriff zu geben, wie sie mit den Erscheinungen des Lichtes zusammenhängt.



Der Kirchenstreit in Preußen in den Jahren 1838 und 1839.

Aus der Korrespondenz des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Georg v. Below.**

(Schluß.)

Münster, den 21. [März 1839?].

Frau v. Wrangel an ihren Bruder.

Das hiesige Leben ist wirklich schrecklich. So ungern Pfuel in Düsseldorf ist, V[orstell]s [1]) wegen (an den er ‚Befehlshaberdes VIII. Armeecorps' schreiben muß), so findet er doch, daß dort der Adel sich ganz anders beträgt wie hier

[1]) General v. Vorstell, berühmt durch seine Thätigkeit in den Freiheitskriegen, führte 1825 bis 1840 das Kommando des VIII. Armeecorps. Er war ein stolzer und herrischer Charakter. Das zwischen ihm und Pfuel bestehende militärische Verhältnis, auf das in dem Briefe angespielt wird, habe ich nicht feststellen können.

gegen ihn. Man hat ihm dort eine Menge Diners gegeben, und hier hat ihm doch noch kein Mensch je ein Butterbrot angeboten, und obgleich er die Leute bei sich eingeladen, sind sie nicht gekommen auf seine Bälle (namentlich der alte Schmising). Aber einige Tage darauf war er auf dem Krönungsball im Verein. Pfuel meint daher, es müßten hier weder Generalkommando noch Oberpräsidium, überhaupt gar keine evangelischen Angestellten sein, damit Münster ein Nest würde wie Warendorf oder dergl. Zum adeligen Damenklub haben sie Pfuels zwar durch einen Lohnbedienten einladen lassen, aber ohne die Tochter (die ein allerliebstes Mädchen ist), obgleich sie seit einigen Jahren schon die Ausnahme, Nichtadelige einzuladen, mit Duvignau gemacht, wie auch Offiziersdamen, die ungeboren, als Frau v. Felden ꝛc. Pfuels sind daher auch niemals hingegangen, worin sie sehr recht haben. Der zweite, d. h. neue hiesige Adel ist aber, so wie die ersten der Bürgerschaft, sehr höflich gegen Pfuels, und hat er sich bei ihnen, sowie auch sie, schon Liebe erworben. Trotz dem vielerlei Gerede über diese Frau halte ich sie doch für ebenso gut als klug, sie ist noch sehr hübsch; doch sah ich nie jemand, der weniger eitel als sie war."

*

Münster, den 23. März 1839.

„Der alte Vincke ist über die, wie er meint, ziemlich gewisse Aussicht, daß sein Vetter Anton Stolberg Minister des Kultus werden wird, auf eine solche Art entrüstet und unglücklich, als man es kaum erwarten kann. Er sieht in dieser Ehrung ein wahres Unglück für den Staat anbrechen. Auch die endliche Ankunft von Bunsen, der glücklicherweise noch durch Krankheit in seiner Familie in England zurückgehalten wird, sieht der v. Vincke als ein betrübendes Ereignis an. Nach meiner Ansicht könnte der alte Fürst Wittgenstein am ersten Rat schaffen, daß Bunsen entfernt und der Pietist Anton in Magdeburg verbleibe.

Ueber den schleppenden Geschäftsgang des Staatsrats, und daß Personen desselben, die dereinst berufen sind, einen hohen Standpunkt einzunehmen, so wenig Geschäftskenntnisse verraten, und wenn sie eine Meinung aussprechen, hierin von keinem Mitglied unterstützt werden, macht der v. Vincke ein jeden Preußen betrübendes Bild, und kann ich Dir nicht genugsam sagen, wie schwarz auch ich in die Zukunft sehe.

Auf die Untersuchung des Erzbischofs von Köln hat Vincke auch angetragen, aber es erfolgt noch immer nichts.

Der alte Flottwell hat sich betreffs der Berufung von Truppen nach dem Posenschen schon fürchterlich blamiert. Mit einem Offizier, der zwei geladene Pistolen bei sich hat, kann man den Dunin [1]) hinführen, wohin man will. Den

---

[1]) Der Erzbischof von Posen-Gnesen Martin v. Dunin hatte im Jahre 1838 seinen Pfarrern die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen bei Strafe der Suspension verboten. Im Verlauf der darüber entstandenen Auseinandersetzungen wurde er im April 1839 zu Festungshaft verurteilt. Ueber seine Persönlichkeit s. Wrangels Urteil in der „Deutschen Revue", September-Heft vom Jahrgang 1902, S. 324 und 328. Ueber Flottwells Verhältnis

jungen Polen, der den Clapowsky einen Verräter genannt hat, sollte man doch zu ermitteln suchen und ihm und seinesgleichen jede Anstellung im Staat versagen ... Ich lege Dir noch ein Schreiben von Felden bei, wozu ich einige Anmerkungen als Erläuterung zur Verständigung gemacht habe."

(Es ist der vorhin mitgeteilte Brief Feldens vom 20. März gemeint. Aus den von Wrangel beigefügten „Anmerkungen" setze ich folgendes hierher):

„Die Regimenter der 14. Division werden schon seit Monaten im Ganzen exerziert, auch Feldmanöver nach allen Richtungen ausgeführt, wodurch die Truppen in der inneren Ausbildung so zurückgekommen sind, daß der Kavallerist weder reiten [kann] noch im Gebrauch seiner Waffe gehörig geübt ist, und die Pferde so abgeritten sind, daß auf ihnen kaum der Sattel hält. Mit der Infanterie geht Groeben ebenso unbarmherzig um, und alle Kommandeurs sind außer sich. Jeder Vernünftige will den Felddienst üben, aber man muß hiezu die Truppen allmählich vorbereiten. Der Kavallerist muß erst reiten und der Infanterist sich selber gehörig tragen [1]) können. Kurz, Gröben und Barner sind beide verrückt."

*

Münster, den 15. April [1839].

Frau v. Wrangel an ihren Bruder.

„Nun, mein lieber Bruder, muß ich Dir doch sagen, daß wir uns sehr gefreut haben der Ernennung Deines Prinzen zum hiesigen Inspekteur, aus der Ursache, weil es uns die Hoffnung gab, Dich bei der Gelegenheit wiederzusehen. Es wäre zu traurig, wenn es nicht geschähe, ja es wäre aus manchen Ursachen unrecht, wenn Du ihn nicht begleitetest; sobald Du etwas Bestimmtes darüber erfährst, schreibst Du es uns doch gleich. Ob es aber sonst gut ist, daß gerade er diese Inspektion bekommen, das muß die Folge lehren. Einige meinen, als künftiger Thronfolger dürfte er sich hier nicht avantürieren. Den Truppen was Schönes zu sagen ist nicht nötig, denn gerade die mobil gewordenen sind glücklich, und selbst von unserm Husarenregiment werden die, die marschiert sind, von den andern beneidet, ohne Unterschied der Religion, weil es doch einmal etwas andres ist als das langweilige hiesige Einerlei.

Und der Adel? Nun, wir wollen hoffen, daß der sich aus Klugheit anders gegen ihn als gegen Prinz Wilhelm benehmen wird — dem aber Schönes zu sagen? Wofür? Vincke flattiert sie ja schon genug. Und dem General Pfuel zu Ehren hat er noch nicht ein Butterbrot gegeben, jedesmal, wenn der hier ist, verreist er, es kann Zufall sein, aber da das Stück schon ein Jahr spielt, so fällt es auf. Hat er doch in diesen Tagen sogar einen Ball gegeben

---

zu Dunin vergl. Treitschke Bd. 4, S. 708. Wir wissen aus Wrangels Briefen über die polnische Frage, daß er Flottwell die größte Hochschätzung widmete. In jener tadelnden Aeußerung tritt nur die Verschiedenheit der Auffassungen des Zivilbeamten und des (kaltblütigeren) Militärs zu Tage.

[1]) Das hier stehende Wort ist ganz undeutlich geschrieben. Wrangel scheint „tragen" geschrieben zu haben.

(obgleich es hier nie üblich in dieser Jahreszeit ist), da waren denn wirklich einige Repräsentanten desselben,[1]) jedoch nur wie Erscheinungen sichtbar, als Schmisings, Graf Galen (der Ex-Gesandte)[2]) mit Gemahlin u. s. w.

Nach Cleve hat man eine Batterie[3]) und ein Detachement von 25 Husaren unter Graf Solms-Sonnenwalde (ein Großsohn von der Ompteda) geschickt. Vom dortigen Spektakel hört man hier folgendes: Ein Steueroffiziant hat vor vielen Jahren ein Buch geschrieben über den Katholizismus, daraus haben jetzt einige Auszüge kursiert (wahrscheinlich weil sie Passendes auf die jetzige Zeit enthielten), das ärgert einen jungen katholischen Pastor, und der predigt darüber und hetzt das Volk auf, das aus der Kirche nach der Wohnung des unglücklichen Schriftstellers stürzt, da dieser entflieht, sich an den Effekten rächt und alles zerstört, von da sich zur Wohnung des evangelischen Predigers begiebt und die Fenster demselben einwirft, genug, der Unfug soll einen Teil der Nacht gedauert haben. Als man den katholischen Pastor zur Rede gestellt, soll er geantwortet haben, er hätte ja nicht gegen den König oder die Regierung, sondern nur gegen den Mann gepredigt."

*

Münster, den 5. Mai 1839.

„Wir sind unendlich erfreut, endlich die frohe Nachricht erhalten zu haben, daß Du den Kronprinzen auf seinen Reisen nach dem Rhein und Westfalen begleiten wirst.

... Hast Du das Schreiben des Oberpräsidenten v. Vincke an den Kronprinzen gelesen? und seine Gründe erwogen, die ihn veranlaßt haben, dem Kronprinzen von der Reise nach Westfalen und den Rheinprovinzen[4]) abzuraten? Auch ich kann Dir nicht verhehlen, daß die Stimmung in beiden Provinzen gerade jetzt wieder mehr denn je gegen das Gouvernement gerichtet ist. Hierzu hat beigetragen die jetzt kürzlich bekannt gewordene neueste römische Staatsschrift, worin der Papst alle Schritte, die der p. Dunin gethan, belobt und dem König in allen Punkten unrecht giebt und Protest gegen die Schritte der Regierung einlegt. Zweitens das dem hohen Adel bewilligte Successionsgesetz, und drittens der so betrübende Handelsvertrag mit Holland, viertens, daß man den p. Clemens August nicht vor Gericht stellt.

Würde der Kronprinz dem hohen Adel, der sich in dieser Zeit und gegen den Prinzen Wilhelm so auffallend ungezogen und im allgemeinen so offen feindselig gegen die Regierung benommen hat, als so wie Loe, Merfeldt, Galen, freundlich entgegenkommen, so wird der Mittelstand, der noch die besten

---

[1]) D. h. des Adels.

[2]) Der preußische Gesandte in Brüssel Graf Galen hatte sein Amt aus Anlaß des Kölner Kirchenstreits niedergelegt, weil er die Ansichten der Regierung nicht mehr vertreten könne. Treitschke Bd. 4, S. 707.

[3]) Dies Wort ist nicht recht leserlich.

[4]) Vergl. über die Reise des Kronprinzen im vorausgehenden Jahre, v. Fransecky, S. 189.

Gesinnungen bewährt hat, hierüber eifersüchtig sein. Kann der Kronprinz der Geistlichkeit, die in ihren heiligsten Rechten sich gekränkt fühlt, Trost bringen, daß es besser wird? Kann der Kronprinz der Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung am Rhein eine Hoffnung geben, daß der Handelsvertrag mit Holland, der den dasigen Wohlstand untergraben wird, aufgelöst werden wird?

Auch habe ich gleichfalls mit Betrübnis erfahren, daß zu besorgen steht, daß der Pfarrer Becker und Binterim, die beide appelliert haben, aller Wahrscheinlichkeit nach ganz freigesprochen werden, und das dürfte gerade mit der Ankunft des Kronprinzen zusammenfallen.

Der Erzbischof von Köln ist noch immer sehr leidend und ist noch keine gegründete Hoffnung, daß er außer Gefahr ist. An eine gerichtliche Untersuchung, wenn die Minister hierüber auch wirklich einig werden sollten, ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu denken.

Am besten wäre es daher, wenn gar kein Prinz herkäme. Will der Monarch aber durchaus einen Prinzen senden, so ist der Kronprinz mit seiner Liebe und versöhnlichem Wesen der einzige, der diese schwierige Aufgabe zu lösen vermag. Doch würde ich dem Kronprinzen auf jeden Fall abraten, in den großen Städten, ja selbst in Paderborn, Abendmusik, großen Zapfenstreich rc. anzunehmen, denn unvermeidlich könnten unter dem Schleier der Nacht die böswilligsten Leute den Ruf: ‚Es lebe Clemens August!‘ ‚Nieder mit dem Handelsvertrag!‘ rc. erschallen lassen. Du wirst daher solchen Skandal zu vermeiden suchen, daß keine nächtlichen Musiken u. s. w. gehalten werden.

Wenn der Reiseplan schon offiziell bekannt sein sollte, so teile ihn mir mit.

*

Es ist Dir bekannt, wie sehr es mein aufrichtigstes Bestreben ist, die mir untergebenen Truppen in bester Weise dem Inspekteur vorzuführen. Da nun ein jeder der Musterungskommissarien seine besondere Vorliebe für taktische Exerzierübungen und Felddienstübungen hat, ich die des Kronprinzen aber nicht kenne, mein Freund Groeben aber mit allen den Anforderungen bekannt ist, so bitte ich, habe die Liebe, mir vertraulich aber offen zu sagen, was der Kronprinz für Anforderungen an der Linie und der Landwehr, sowohl Infanterie als Kavallerie, zu machen gedenkt oder bei der 16. Division gemacht hat. Von Deiner Freundschaft hoffe ich, daß Du Zeit gewinnen wirst, mir hierüber Auskunft zu geben, wofür ich Dir treulich und dankbar verpflichtet bleiben werde.

Der Fuchswallach Traveller, den der Kronprinz bei Kalisch geritten und dann an den Oberst v. Klüchzner verkauft hat, ist jetzt hier in Münster in den Händen des Oberst v. Björnstjerna, der sich sehr geehrt fühlen würde, wenn der Kronprinz den Fuchs reiten wollte. Mit dem Prinzen Wilhelm ist dieser Fuchs aber im vorigen Jahre im kurzen Galopp gestürzt; ich will dem Kronprinzen aus diesem Grunde nicht dazu anraten . . .

Noch wollte ich Dir fragen, ob Du bei der Anlegung des Reiseplanes auch

auf die vielen katholischen Festtage gerechnet hast, an denen Truppenbesichtigungen und Manövers durchaus nicht stattfinden dürfen?

Mit Pferderennen werdet Ihr in Düsseldorf, hier und überall regaliert werden, hier aber wird es mit allem am traurigsten aussehen."

*

Münster, den 26. Mai 1839.

„Der Fürst Salm-Horstmar, ein Neffe des Fürsten Wittgenstein, würde sich sehr geehrt fühlen, wenn der Kronprinz am 15. Juni von Borken ihn in Varlar bei Coesfeld zum Mittag oder Nacht besuchten möchte. In diesem Falle kann die Küche des Kronprinzen von Wesel aus direkt nach Münster dirigiert werden.

Die Bewohner von Westfalen sind in gespannter Erwartung, welchen Empfang der Kronprinz in den Rheingegenden und namentlich in Trier gehabt haben wird, und wünsche ich von Herzen, daß der Kronprinz mit dem Empfang Ursache gehabt hätte, zufrieden zu sein, und wenn es der Fall gewesen ist, so könnte es nur einen sehr erwünschten Eindruck auf die hiesigen Einwohner hervorrufen, wenn wir über den Empfang des Kronprinzen durch die öffentlichen Blätter Kunde erhielten.

In Wesel, Hamm, Bielefeld, Minden wird man den Kronprinzen mit wahrer, ungeheuchelter Freude und Herzlichkeit empfangen.

Wie mir der p. Vincke sagt (der Deinen Brief betreffs der Reise nach Attendorn noch heute beantworten wird), hat der Graf Westfalen[1]) den Kronprinzen eingeladen, bei ihm und Loe die Nacht zu bleiben. Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß es der Kronprinz nicht annehmen wird. Dieses ist auch die Ansicht des ehrlichen Vincke.

Der Fürst von Lippe-Detmold würde sich sehr geehrt fühlen, wenn der Kronprinz am 22. Juni bei ihm auf die Externsteine ein Frühstück einnehmen wollte.

Hier in Münster will der Kronprinzen-Verein ihm am Sonntage ein ländliches Fest geben, was gut wäre, wenn es der Kronprinz annähme. Der Verein besteht aus geachteten Bürgern der Stadt.

Abends will die Stadt einen Ball und Theater geben. General Pfuel will am 17., nachdem das Pferderennen der Landleute stattgefunden hat, abends einen Ball geben."

*

Münster, den 19. Juli 1839.

„Des Kronprinzen Anwesenheit wirkt auch selbst nachhaltig[2]) sehr wohlthätig auf die Stimmung der Münsterer ein, denn in früheren Jahren hielt es sehr schwer, zu Königs Geburtstag eine Gesellschaft zusammenzubringen, während die Bürger in diesem Jahr selber ein Komitee ernannt haben, um mit den

---

[1]) Graf Westfalen hat später, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., auf dem westfälischen Provinziallandtag die Forderung gestellt, der Landtag möchte die Freilassung Drostes beim König erbitten. Maurenbrecher, Die Preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit, S. 103.

[2]) Wohl verschrieben für: nachträglich.

Militärs die erforderlichen Verabredungen wegen Feier des 3. August zu besprechen.

Die Ansicht vieler Militärs, daß der Kronprinz von dem Detail des Exerzierens keine Kenntnis [habe] und Ihn alles Exerzieren langweilte und Er nur ungeregeltes Manöverieren, wie es der General Graf Groeben übt, liebe, ist auch sehr berichtigt, kurz, ich kann Dir ehrlich versichern, daß des Kronprinzen Reise in jeder Beziehung von wahrem Nutzen und Frommen des Landes und der Armee gewesen ist. Nur hätte ich gewünscht, daß Er mehr Unterstützung an Bittende hätte verabreichen können, denn dergleichen Gaben machen stets einen guten Eindruck ...

Wenn Du Zeit hast, so lese das Buch vom Major v. Prittwitz über die Grenzen der Zivilisation."

*

Münster, den 19. August 1839.

„Nachdem die Rückkehr des Kronprinzen erfolgt ist, hoffe ich, daß auch Du, mein guter Bruder, wieder in Berlin eingetroffen sein wirst, und daher eile ich Dir zu sagen, daß der König die Vorschläge zur Abhaltung der Herbstübungen genehmigt hat ...

Auch dem VIII. Armeecorps ist es anheimgegeben, seine Herbstübungen in ähnlicher Weise abhalten zu lassen wie wir, indem das Kriegsministerium sich schmeichelt, bei dieser Art der Zusammenziehung große Ersparnisse zu machen, die aber schwerlich bedeutend sein werden.

General Graf Groeben hat alle nur möglichen Schritte gethan, um auch in diesem Jahr die Zusammenziehung der ganzen Division zu erlangen, was aber durchaus gegen die Intentionen von Pfuel war. Ersterer wollte hierdurch vielleicht eine Veranlassung geben, daß der Kronprinz bewogen würde, herzukommen, was gar nicht in des letzteren Absicht war."

*

Münster, den 3. Oktober 1839.

„Da der Major Höft vom 13. Infanterie-Regiment nach Berlin geht, so benutze ich diese Gelegenheit, Dir dieses Schreiben und das Werk „Der erste Triarier" [1]) zu überschicken. Es ist eine sehr gründliche und gelungene Widerlegung der Görresschen Ansichten. Ich hoffe, Du wirst es nicht ohne Interesse lesen, und gieb es auch an den biederen General Neumann. [2]) Vielleicht kannst Du es veranlassen, daß es der Kronprinz liest."

*

[1]) Görres hatte 1838 die Schrift „Die Triarier H. Leo, P. Marheineke und K. Bruno" veröffentlicht. Der genaue Titel der oben genannten Gegenschrift lautet: Ellendorf, der erste Triarier an J. Görres, 1839 (218 Seiten).

[2]) General v. Neumann war jetzt Stabschef des Kronprinzen. Fransecky S. 189. Ueber Neumanns Persönlichkeit s. ein Urteil bei Rachfahl, Preußische Jahrbücher, Bd. 110, S. 271.

Münster, den 13. November 1839.

„Pfuel ist wohlbehalten aus Neufchâtel zurückgekehrt und fischt am Tage, und abends spielt er Schach ...

Wegen dem Rittmeister v. d. Oberstadt in Hamm habe ich genaue Erkundigungen eingezogen und kann Dir sagen, daß dieser Mann nicht zu den Muckern gehört.

Wir hoffen, daß die Flucht des Dunin den König endlich bestimmen wird, die schon im vorigen Jahr festgesetzten Gesetze und Strafbestimmungen betreffs der Geistlichen vollziehen und publizieren zu lassen, was wirklich eine Wohlthat wäre. Im Posenschen sollen die Gemüter sehr aufgeregt sein, und mit dem p. Flottwell soll man in Berlin wieder unzufrieden sein, daß er nicht mehr Energie gezeigt und es erlaubt hat, daß die Kirchen schwarz ausgeschlagen sind. — Hier sagt man, daß der General Grolmann sehr krank sein soll."

*

Münster, den 4. Dezember 1839.

„Die Gnade des Königs hat mich überrascht und unbeschreiblich glücklich gemacht — alle, alle meine Wünsche sehe ich so erfüllt. Ob ich aber im Frieden alle die Anforderungen dieser hohen Stellung so genügend ausfüllen werde, als es im Allerhöchsten Interesse notwendig ist, ist eine Frage, die ich nicht unbedingt mit Ja beantworten kann. Doch an redlich gutem Willen, meiner Pflicht nachzukommen, soll es nicht fehlen."

Die Märtyrer des Nordpols.

Von

Marquis de Nadaillac.

I.

Die Jahre gehen dahin, die Nordpolexpeditionen werden unverdrossen fortgesetzt, und die schon so lange Liste der Märtyrer des Pols wird immer noch länger. Mit Greely, de Long, Jackson, Peary, Nansen, Andrée und dem Herzog der Abruzzen hat das 19. Jahrhundert geschlossen; um den Preis der härtesten Opfer haben sie einige Meilen Eisfelder erobert, und der Kapitän Cagni, der Adjutant des Herzogs der Abruzzen, ist bis 86° 33′ 49″ nördlicher Breite vorgedrungen, der höchste Punkt, der bis jetzt erreicht worden ist.[1]) Die kleine

[1]) Der Herzog der Abruzzen war während eines Schneesturmes unter seinen Schlitten gekommen; die Finger waren ihm erfroren, und da der Brand hinzu kam, mußten ihm zwei davon abgenommen werden. Dieser Unfall zwang ihn zu seinem größten Bedauern, das Kommando dem Kapitän Cagni zu übergeben.

aus neun Männern bestehende Kolonne unter Cagnis Befehl war in drei Gruppen geteilt, die nacheinander ins Lager zurückkehren sollten, das in der Tafelbai an der Westküste des Erzherzog Rudolf-Landes aufgeschlagen war. Die tapferen Pioniere drangen langsam vor; oft, wenn der Schnee weich war, sanken Menschen, Hunde und Schlitten ein, dann mußte die Karawane Halt machen, um sie herauszuziehen, und jeder Aufenthalt verursachte eine Verminderung der schon zu knapp bemessenen Rationen; andre Male nahm die Kälte zu, der Thermometer zeigte 40—46 Grad; das Eis wurde spröde und holperig, die Schlitten brachen unter dem vielfachen Druck, und abermals ging eine kostbare Zeit verloren. Doch dies waren nur augenblickliche Verspätungen; noch größeres Unheil stand den Italienern bevor. Die erste Abteilung unter dem Befehl eines hervorragenden Marineoffiziers, der den Alpenführer Ollier und den Mechaniker Stokken bei sich hatte, erreichte das Lager niemals. Die eifrigsten Nachforschungen, die auch noch nach der Rückkehr des Prinzen nach Europa fortgesetzt wurden, konnten weder Spuren von ihnen auffinden, noch das geringste Licht auf ihr Schicksal werfen. Die kleine Truppe war für immer verschwunden, und die Märtyrerliste des Nordpols war um drei Namen reicher.

Dies sollten für das 19. Jahrhundert die letzten Opfer sein. Andre waren ihnen im Tode fast unmittelbar vorausgegangen. Der schwedische Ingenieur Andrée wollte den Pol im Ballon erreichen. Er war ein erfahrener Aeronaut, der mit allen Künsten der Luftschiffahrt vertraut war. Er hatte mit seinem Ballon „Svea"[1]) neun Aufstiege allein gemacht, eine Fahrt über die Ostsee unternommen und die Landung auf einer öden Insel an der Küste Finlands bewerkstelligt.

Ein Mann von ruhigem und festem Mut, ließ er sich unglücklicherweise von seiner glühenden Einbildungskraft fortreißen; seine Zuversicht war unbegrenzt, und die verständigen Ratschläge, die er erhielt, konnten sie nicht ins Wanken bringen. Eines der hervorragendsten Mitglieder der Académie des Sciences hielt sein Projekt für chimärisch.[2]) „Dieses Projekt," so schrieb der Gelehrte, „ist nicht ausführbar. Es ist undenkbar, daß man den Pol erreichen kann, ehe die Polarnacht zu Ende ist. Man kann also erst im März daran denken, mit dem Ballon aufzusteigen, aber gerade zu dieser Zeit werden die bis dahin konstanten Winde unzuverlässig und neigen sogar dazu, in der entgegengesetzten Richtung zu wehen. Jeder Versuch hat also, was die Richtung der Winde betrifft, die allerungünstigsten Aussichten. Nur ein wunderbarer Zufall könnte ihn gelingen lassen."

Faye, dessen Verlust das Institut de France vor kurzem zu betrauern hatte, behauptete in einem Bericht, daß, wenn alle Umstände exzeptionell günstig wären, der tapfere Luftschiffer vielleicht zum Ziele gelangen könnte, daß aber, da nichts einen plötzlichen Umschlag dieser Winde verspreche, die Rückkehr un-

---

[1]) Die „Svea" hatte nur 100 Kubikmeter Inhalt.

[2]) De Lapparent im „Correspondent" vom 25. April 1897.

möglich sein würde. Der Direktor der Luftschifferstation in Meudon hatte noch weniger Vertrauen; für ihn waren die Gefahren unermeßlich. Eine davon ist die Kälte, eine andre die Einwirkung des Eises auf den Stoff des Ballons. Auch können die wenigsten Menschen es aushalten, so lange zwischen Erde und Wasser zu schweben, ohne vom Schwindel erfaßt zu werden. Der geringste Irrtum aber bedeutet den Tod.

Alle diese Ratschläge und noch viele andre von seiten der bedeutendsten Fachmänner konnten Andrée nicht zu einer Aenderung seines Planes bestimmen. Sein Entschluß war gefaßt. Ahnte er die Gefahr im letzten Moment vielleicht doch? Im Jahre 1896 hatte er mit seinen beiden Gefährten einen ersten Versuch unternommen: alles war für den Aufstieg vorbereitet, aber andauernd konträre Winde machten ihn unmöglich, und Andrée mußte seinen Ballon entleeren und ihn bis zum nächsten Jahre unter Dach und Fach bringen. Das war ein Wink des Himmels; aber Andrée scheint ihn nicht verstanden zu haben und bestand darauf, das Wagnis zu unternehmen, sobald die Jahreszeit günstig wäre. Mit einer wahren Leidenschaft stellte er alle möglichen Versuche an, die alle die von ihm gewünschten Resultate ergaben. So geht es immer, wenn man schon eine feststehende Ueberzeugung hat. In einer Unterredung mit dem Direktor des „Lokal-Anzeigers“ kündigte er seine Abreise nach Gotenburg an, wo der Ballon untergebracht war,[1]) und er dachte, daß gegen Ende Juni der Aufstieg von der Insel Norskearna aus, an der nordöstlichen Spitze von Spitzbergen, ungefähr 1200 Kilometer vom Pole entfernt, werde stattfinden können. An dieser Stelle war im Jahre 1896 der Ballon gefüllt worden.

Die zwei Gefährten Andrées bei seinem ersten Versuch waren zurückgetreten; sie hatten den Tod zu nahe vor sich gesehen, um noch einmal die Probe machen zu wollen. Andre Vertrauensvollere meldeten sich in Menge, so daß Andrée nur die Qual der Wahl hatte.

Eine amerikanische Zeitung, hieß es, sollte sogar die Zahlung von 100000 Franken angeboten haben, wenn einer ihrer Redakteure mitgenommen würde. Es war zu spät, die Wahl war getroffen und die Herren Fränkel und Strindberg erkoren.

Die Füllung hatte am 22. Juni 1897 begonnen; sie dauerte drei Tage, und die Dichtigkeit des Ballons war vollkommen befriedigend. Nach einer Wartezeit von einigen Tagen wurde, da sich ein Süd-Westwind aufzumachen schien

---

[1]) Der Ballon faßte ungefähr 6000 Kubikmeter. Er war aus chinesischer Pongéeseide von kolossaler Widerstandsfähigkeit, das Netz aus paraffiniertem italienischem Hanf. Die 4500 Kubikmeter Gas sollten eine Tragkraft von 5000 Kilogramm haben. Das Ausrüstungsmaterial wog 2600 Kilogramm. Die Hülle machte 1000 Kilogramm dieses Gewichtes aus, das Netz 800. Der Rest entfiel auf die Gondel, den Ring, die Segel und das Schlepptau. Es blieben also 2400 Kilogramm für die drei Männer, die Instrumente und den Ballast. Es war für alles gesorgt; eine Küche hing in einer Entfernung von 10 Metern unter dem Boden der Gondel. Die Luftschiffer konnten also im Bedarfsfall warme Nahrung haben.

und zwei Versuchballons, die nacheinander steigen gelassen wurden, dies bestätigten, die Abfahrt beschlossen.

Am 11. Juli gehen die Luftschiffer an Bord. Andrée giebt das Kommando, die Seile werden durchschnitten, majestätisch erhebt sich der Ballon in die Lüfte unter unbeschreiblichem Enthusiasmus und unter den tausendfach wiederholten Rufen: „Es lebe Schweden, es lebe Norwegen!“

Eine halbe Stunde nachher waren Andrée und seine Gefährten verschwunden. Niemand sollte sie jemals wiedersehen!

Was war das Schicksal dieser Männer, deren Mut und Selbstverleugnung man nicht genug bewundern kann, oder vielmehr welchen Todes sind sie gestorben? Man schaudert bei dem Gedanken daran. Schon sehr bald stellten sich nur allzuberechtigte Besorgnisse ein. Keine Nachricht traf ein, kein Zeichen wurde aufgefunden. Zweimal verließ der Dampfer „Goothaab“ Kopenhagen, um die Küsten des Kap Dan zu durchforschen, wohin Andrée, wie man überzeugt war, verschlagen worden war. In Christiania wurde zum gleichen Zwecke die „Victoria“ unter dem berühmten Forscher Paul Bjorvig ausgerüstet. Nach allen Orten, an denen man hoffen konnte, irgend welche Spuren des Ballons zu finden, gingen noch ansehnlichere Expeditionen aus. Der schwedische Ingenieur Stadling durchsuchte die sibirischen Inseln. Die Nachforschungen des Professors Nathorst an der Westküste Grönlands und die des Kapitäns Kjeldsen im Franz-Josephsland sowie eine deutsche Expedition nach Spitzbergen, die von Herrn Bauendahl,[1]) einem energischen und sachverständigen Forscher geleitet war, blieben nicht weniger ergebnislos. Man hatte Flintenschüsse in den öden Gegenden von Grönland zu vernehmen geglaubt und darin einen Hilferuf der unglücklichen Schiffbrüchigen sehen wollen. Der Telegraph hatte die Nachricht bekannt gemacht, die Zeitungen hatten sie der zivilisierten Welt wiederholt, aber man erkannte bald, daß es nur eine Täuschung war und daß diese von den Eskimos gehörten Flintenschüsse der Auffahrt Andrées vorausgegangen waren. Skelette waren im Norden Sibiriens aufgefunden worden. Der Oberst Kowanko, der Direktor der Luftschiffahrtsstation, ordnete eine strenge Untersuchung an. Es wurde festgestellt, daß es die Skelette europäischer Handelsleute waren, die von den Eskimos getötet worden waren. In Bezug auf die Expedition Andrées ist der Oberst, der als Autorität gilt, der Meinung, daß sie zu Grunde gegangen ist und daß die Ueberreste der Opfer nicht an die sibirischen Küsten getrieben worden sein können, sondern daß sie sich entweder im Norden Grönlands oder vielleicht sogar im Norden Amerikas[2]) befinden müssen.

Die Jahre vergingen, und mit ihnen schwanden die letzten Hoffnungen auf Andrées Rückkehr. Selbst Nansen, der an seiner Ueberzeugung so lange festgehalten hatte, sah sich gezwungen zuzugestehen, daß, selbst wenn man die weitestgehenden Zugeständnisse in Bezug auf die Zeit machte, man nicht mehr hoffen dürfe, Andrée

---

1) Bauendahl kehrte im Oktober 1901 nach Hamburg zurück.

2) Bulletin de la Société de Géographie de Paris, April 1899.

lebend wieder zu finden. Es bleibt also nur noch übrig, die Einzelheiten dieses erschütternden Dramas in Erfahrung zu bringen. Es hat wahrscheinlich im Innern der Länder, inmitten des ewigen Eises, weit entfernt von aller menschlichen Hilfe, seinen Abschluß gefunden.[1])

II.

Andrées trauriges Schauspiel entmutigte niemand. Einige glauben mittels Flugmaschinen von den verschiedensten Formen ans Ziel gelangen zu können Ein Amerikaner aus Baltimore schildert ein Unterseeboot, das unter den treibenden Eismassen vordringen und es so fertig bringen soll, dieses unübersteigliche Hindernis zu überwinden. Aber lassen wir diese Hirngespinste beiseite, die nicht einmal die Ehre verdienen, erörtert zu werden. Es giebt glücklicherweise ernsthaftere und praktischere Expeditionen. Sir Clements Markham, der treffliche Präsident der „Royal Geographical Society“ in London spricht sich begeistert über die von Sverdrup erzielten Resultate aus.

Sverdrup ist, wie man sich erinnert, der Kapitän des Schiffes „Fram“ gewesen, das Nansen an Bord hatte. Nach der Trennung von seinem Chef, der seine abenteuerliche Wanderung begann, setzte Sverdrup seine Fahrt gegen Norden fort. Er erreichte, von günstigen Winden und Strömungen getrieben, 85° 57′ nördlicher Breite. Dies war beinahe die gleiche Breite, bis zu der Nansen um den Preis der furchtbarsten Leiden gekommen war. Auch Sverdrup hatte die äußerste Kälte zu erdulden, und am 15. Januar fiel der Thermometer auf 56 Grad; sein Schiff blieb im Packeis stecken. Durch Sprengungen mit Pulver und Dynamit gelang es ihm, den „Fram“ zu befreien und nach Skerjvö zurückzubringen.

In keiner Weise entmutigt, wollte er nach seiner Heimkehr von neuem versuchen, den Pol zu erobern, und mit denselben „Fram“, den Nansen ihm zur Verfügung gestellt hatte, gelang es ihm, mehrere wichtige Probleme zu lösen.

Unsre Geographen glaubten bisher, daß sich in der unermeßlichen Wasserfläche, die sich von Sibirien bis nach Amerika erstreckt, keine Länder mehr befänden. Die Sverdrupsche Expedition hat drei noch unbekannte Inseln in diesem Meere entdeckt. Für Sir Clements bezeichnen diese Inseln deutlich die südlichen Grenzen des Polarmeeres. Die Entdecker hatten in der That festgestellt, daß im Norden eine ohne Zweifel unzählige Jahrhunderte alte Eismasse die Küsten dieser Inseln umschloß, während im Süden alles darauf hindeutet, daß das Eis das des vorhergegangenen Winters war. Auf einer dieser Inseln, im Westen von Ellesmere, entdeckte der Norweger die Spuren einer Steinkohlenmine und zahlreiche fossile Abdrücke. Die Mine wie auch die Abdrücke zeigen, daß in grauester Vorzeit

[1]) Am 11. September 1899 fand ein Robbenjäger an der nördlichen Küste der König Karl-Insel (östl. Spitzbergen) eine Boje, die von der Expedition Andrées stammte. Sie wurde nach Stockholm gebracht, wo man in dem Fund eine der besonders großen Bojen erkannte, die die Luftschiffer vom Pol aus ablassen wollten. Die genaueste Untersuchung hat kein Dokument in dieser Boje entdeckt. Géographie, 1900, I, p. 244.

das Leben in diesen von der Natur so stiefmütterlich bedachten Zonen fortbestanden hat, und die Abdrücke, die erst noch genau bestimmt werden müssen, werden uns vielleicht sagen, welcher Art die Fauna und die Flora in den Polarländern gewesen sein mögen.

Tiefseeforschungen haben uns bereits neue Wesen kennen gelehrt, deren Untersuchung uns wichtige Aufschlüsse liefern wird, und die Geographen der Expedition sind damit beschäftigt, die Entdeckungen, die man ihnen verdankt, auf Karten zu verzeichnen, die uns ermöglichen werden, sie besser zu verwerten.

Indem Sir Clements dem Kapitän Sverdrup einen gerechten Tribut der Bewunderung zollt, will er aber auch Nansen nicht vergessen wissen. Seine Expedition hatte nur das eine Ziel, dem Pol so nahe wie möglich zu kommen, und er hat nicht nur seine Vorgänger überholt, sondern ist von Cagni nur um 35 Meilen geschlagen worden und hat so unsre arktischen Kenntnisse bedeutend bereichert. Trotzdem kommt der ausgezeichnete Präsident der „Royal Geographical Society" zu sehr strengen Schlußfolgerungen. Er verurteilt durchaus den gegenwärtigen Wetteifer, der sich oft in geradezu tollen Fahrten zum Pol äußert, und den Wahnwitz, der die Nationen ergreift.[1]) Alle diese in schlechtem Zusammenhang miteinander stehenden und schlecht geleiteten Expeditionen', fährt er fort, können nur auf kostspielige Täuschungen hinauslaufen. Seit der Rückkehr Sverdrups, dessen Forschungsreise von allen, die den Gegenden um den Pol nahe gekommen sind, die gelungenste war, wissen wir alles, was in geographischer Hinsicht zu wissen möglich ist, und wir sind überzeugt, daß über die Inseln hinaus, die jetzt entdeckt worden sind, sich nur noch ein riesiger Ozean befindet. In geologischer Hinsicht dagegen ist es vielleicht nicht ebenso; es bleibt noch mancherlei aufzuklären über die Beschaffenheit des Erdballs, die Hydrographie, die Meteorologie, über die Fauna und die Flora, mit einem Worte über das Leben in jenen Zeitaltern, über die wir erst anfangen uns klar zu werden. Es sind noch wichtige Entdeckungen möglich. Sir Clements lehnt es ab, sich darüber auszusprechen, wiewohl er zugesteht, daß die geologischen Studien sich noch ganz im Anfangsstadium befinden.

Das Urteil Sir Clements' ist, ich wiederhole es, streng. Zweifellos hat er vollkommen recht mit der energischen Mißbilligung der zahlreichen Expeditionen, die sich die Nationen scheinbar zur Zierde gereichen lassen wollen. Zweifellos sind nützliche Leben tollkühn geopfert, kolossale Summen vergeudet worden, ohne die Resultate zu ergeben, die man das Recht hatte, zu erwarten. Aber die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts haben unsre arktischen Kenntnisse erstaunlich bereichert. Indem sie die bewundernswürdige Willenskraft des Menschen im Kampfe mit unsagbaren Schwierigkeiten und Gefahren zeigen, werden sie den auf uns folgenden Generationen als Vorbild dienen.

Sverdrup liefert uns dafür ein neues Beispiel. Im Mai 1900 brach durch

---

[1]) „I think it is tomfoolery," sagte er kürzlich in einem Gespräch mit einem Vertreter der „St. James Gazette".

aus dem Kamin sprühende Funken in dem Zelte, das auf dem Deck zu wissenschaftlichen Beobachtungen aufgestellt war, Feuer aus. Es griff auf den mit Petroleum und Teer getränkten Bohlen des Deckes rasch um sich. Noch ein Augenblick, und das Schiff wäre in den Flammen verschwunden. Dank dem Mute der Mannschaft und der Ruhe Sverdrups wurde das Feuer gelöscht, und alle waren auf wunderbare Weise gerettet!

III.

Wir wissen eigentlich nicht recht, ob Sverdrup in die Liste der Märtyrer des Nordpols eingetragen werden soll. Er hat seine zwei Nordpolfahrten auf einem solid gebauten Schiffe ausgeführt, reich ausgerüstet mit Lebensmitteln erster Güte, mit Waffen und Munition zum Angriff wie zur Verteidigung, mit vorzüglicher Kleidung, um dem Frost zu widerstehen, und vor allem hatte er immer ein Obdach in der Nähe, das dem erschöpften Pionier Ruhe und Sicherheit gewährte.

Ganz anders hatte es der Leutnant Peary von der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten. Es giebt wenig Unternehmungen, die mit einem größeren Aufwand von Energie durchgeführt worden sind als die seinigen.[1]) Seine Grönlandexpeditionen folgten in einer langen Reihe von Jahren aufeinander. Man müßte ein Buch schreiben, um sie zu schildern, und wir haben nur einige Seiten zur Verfügung. Wir sehen uns also gezwungen, uns auf einige Episoden zu beschränken, die seine Gefahren und seine Willenskraft am besten in die Augen fallen lassen können.

„Wir kamen,“ so erzählt er von einem seiner Märsche, „nach langem und unnützem Suchen einer ansehnlichen Herde von Moschusochsen auf weniger als 50 Meter nahe; ein riesiger Stier ragte über alle hinaus. Sobald er uns bemerkte, senkte er drohend die Hörner und machte sich zum Angriff auf uns bereit. Die Herde wäre ihm instinktiv gefolgt, und wir wären wie von einer unwiderstehlichen Lawine zermalmt worden. Ohne meine Schritte zu verlangsamen, ergriff ich mein Winchestergewehr und streckte den Stier mit einem Schuß in den Kopf nieder, daß er sich im Schnee wälzte. Drei weibliche Tiere fielen nacheinander unter meinen oder meines Gefährten Schüssen. Als die Herde ihren Führer fallen sah, merkte sie die Gefahr und ergriff die Flucht. Wir verfolgten sie. Eine Büffelkuh drehte sich um, um uns anzugreifen, mein Kamerad rief mir, während er auf sie schoß, zu: ‚Das ist meine letzte Patrone.‘ Ich besaß deren noch zwei und erlegte damit noch zwei Büffel.

„Die Hunde und wir selbst waren buchstäblich am Verhungern. Seit mehreren Tagen hatten wir fast nichts gegessen; man kann sich also das Hochgefühl vorstellen, mit dem wir diese zuckenden Tierleiber betrachteten. Wir rissen große Stücke Fleisch ab und konnten unsern Hunger kaum stillen. O, wie köstlich

---

[1]) Er hat von 1886 bis 1897 sieben Forschungsreisen gemacht und festgestellt, daß Grönland eine Insel ist.

kam uns dieses Fleisch vor, und wie groß war unsre Freude, große Stücke davon unsern armen Hunden zuwerfen zu können, die kaum mehr die Kraft hatten, sie zu packen. Die Verhungerten waren dem Leben wiedergegeben!"

Es war dies nicht das einzige Mal, daß Peary den Schrecken des Hungers zu trotzen hatte. Er befand sich mitten in den Eisfeldern Grönlands und drang mit seinem Freunde Lee, seinem treuen schwarzen Diener Henson, drei Schlitten und einundvierzig Hunden todesmutig in die unbekannten Gegenden vor. Nach vierzehn Tagen waren sie zweihundert Meilen von ihrer Station entfernt, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Kälte wechselte zwischen 25 und 43 Grad, ihre Leiden waren fürchterlich, das Atmen wurde schwerer, das Blut rann ihnen aus den Nasenlöchern. Mit jedem Tag wurden die Märsche erschöpfender, die Lebensmittel unzureichender zur Stärkung ihrer sinkenden Kräfte. Es wurde notwendig, einen Entschluß zu fassen. Peary und Henson sollten vorwärts marschieren auf der Suche nach Büffeln — ultima spes! — Lee sollte mit dem Zelte und den Hunden zurückbleiben. Mit dem Fleisch der schwächeren mußte er die stärkeren ernähren. Läßt sich eine fürchterlichere Lage denken, als die Lees, allein wie er war, in einem Klima, dessen Härte er kannte, mit der einzigen Aussicht auf einen qualvollen und einsamen Tod? Peary und Henson waren nicht viel besser daran. Sie drangen unablässig vor, ohne die geringste Spur von Büffeln zu finden, teilten mit den Hunden die wenigen Stücke Walroßfleisch, die sie noch hatten, und schliefen auf dem harten Felsen. Ein Hase, den sie gierig hinunterschlangen, war ihre letzte Nahrung. Sie hielten sich schon für verloren, als sie fast unvermutet auf die Herde stießen, die sie so lange umsonst gesucht hatten. Ein Stier, fünf Kühe, vier Kälber fielen ihnen zum Opfer, abermals waren sie gerettet.

Nachdem sie wieder zu Lee zurückgekehrt waren, wollten sie ihre Pläne wieder aufnehmen und die Independencebai erreichen, wo Peary 1891 die amerikanische Flagge auf der Spitze eines hochragenden Felsens aufgepflanzt hatte. Der Weg führte durch Schluchten, die mit Geröll übersät und von schrecklichen Abgründen durchschnitten waren. Die Hunde waren vollständig erschöpft und konnten kaum laufen; die Menschen mußten an ihre Stelle treten und die Schlitten ziehen, ja sogar tragen. Ihre Tapferkeit wurde belohnt. Am vierten Tage nach dem Aufbruch der Expedition erreichten sie die Bai, die sie sich zum Ziel genommen hatten. Ihre Rückreise war noch mühevoller als die vorhergegangenen Märsche. Neun Hunde waren noch am Leben. In einem Versteck fanden sich sechzehn Rationen Walroßfleisch und sechzehn Rationen Rentierfleisch, in die sich Menschen und Hunde brüderlich teilten.

Das Ende dieser traurigen Odyssee nahte. Fünfundzwanzig Tage nach dem Verlassen der Bai kamen drei Männer, die sich kaum schleppen konnten, bei der Station an; sie waren zerschlagen, abgezehrt, an den Füßen und Beinen geschwollen. Ein einziger Hund folgte ihnen, ebenso lahm wie seine Herren. Ihre letzten Vorräte waren verzehrt, und sie befanden sich noch einundzwanzig Meilen vom Ziel. Sie brauchten vierzig Stunden, um diese zurückzulegen.

Zehn Tage lang blieben sie vollständig entkräftet. Nach und nach kehrten ihre Kräfte wieder, aber erst nach mehr als einem Monat gab ihnen die Ankunft des „Kite" mit Lebensmitteln die Gewißheit ihrer Rettung.

Durch seine wiederholten Mißerfolge keineswegs entmutigt, entschloß sich Peary abermals, eine Nordpolfahrt zu unternehmen. Harmsworth, der hochherzige Beschützer Johnsons, hatte ihm den „Windward" zur Verfügung gestellt. Am 13. August verließ er Etah, das 50 Meilen weiter nördlich liegt als der bis dahin an dieser Küste erreichte höchste Punkt. Der „Windward" konnte sogar weiter vordringen und sein Winterquartier in der Aliman-Bai (Ost-Grinnell-Land) aufschlagen. Dort ging Peary mit seinem Arzt Dr. Diedrick, Henson und einigen Eskimos ans Land.

Durch seine früheren Erfahrungen belehrt, sorgte er für die Anlage von Lebensmitteldepots in einer Entfernung von 40 zu 40 Meilen. Im Dezember gelangte er zum Fort Conger,[1]) das Greely am 9. August 1883 verlassen hatte. In der Behausung Greelys war nichts verändert. Seine Effekten, seine Papiere, die Reste seines letzten Mahles bezeugten noch seine Anwesenheit. Peary konnte sie an sich nehmen, um sie als ruhmreiche Reliquien dem Arctic-Klub von New York zu überreichen, und setzte fast unmittelbar danach seinen Weg fort. Auf einem seiner Ausflüge wurde er von einem wütenden Schneesturme überfallen und genötigt, sich in die Höhlung eines Eisberges zu flüchten. Die Kälte war intensiv, seine Füße waren erfroren, der Brand brach aus, und es mußten ihm sieben Zehen abgenommen werden. Peary und Henson waren auf Rekognoscierung ausgegangen und mehrere Tage vom Schnee eingeschlossen gewesen, der sich bis zu sechs Fuß Höhe um sie herum anhäufte; dieses Mal aber waren die Folgen schlimmer, das Unternehmen war gescheitert, Peary mußte sich mehrere Monate hindurch darauf beschränken, Rekognoscierungen im Schlitten zu unternehmen, um das Land zu erforschen und die günstigste Route herauszufinden.

Kaum geheilt, verließ er das Kap Hecla. Er scheint auf bedeutendere Wasserflächen gestoßen zu sein, als sie der Admiral Markham gefunden hatte, der vor mehr als 20 Jahren die gleiche Fahrt versucht hatte. Aber die paläokrystischen Eismassen bildeten ein unüberwindliches Hindernis, was man auch immer für einen Umweg machte, um sie zu vermeiden, und er konnte nur 75 Meilen von seinem Ausgangspunkte aus bis 84° 17′ nördlicher Breite gelangen. Sein Bericht bestätigt die einmütige Ansicht der Gletscherkenner, daß sich von dieser Seite der Pol nicht erreichen läßt. Doch hält Peary wenigstens den Rekord an der amerikanischen Küste des nördlichen Eismeeres; aber Cagni

[1]) Das Fort Conger war von Greely an der Nordküste der Franklin-Bai errichtet worden. Greely hatte dort zwei Jahre in der fürchterlichsten Ungewißheit zugebracht. Der „Protée", der ihn hingebracht hatte, sollte ihn abholen und ihm frische Lebensmittel zuführen. Greely wußte nicht, daß der „Protée" bei dem Versuche gesunken war. Man kann den Heldenmut nicht vergessen, den Greely in seiner Abgeschnittenheit entfaltete, wo so viele seiner Gefährten zu Grunde gingen.

ist, wie wir gesehen haben, an der entgegengesetzten Küste dem Ziele um zwei Grade, d. i. ungefähr 150 Meilen, näher gekommen.

Von da an hat Peary seine Entdeckungsfahrten mehrmals wiederholt, ohne seinen vorausgegangenen Erfolgen noch viel hinzuzufügen. Seine Frau und seine Tochter sind seit zwei Jahren wieder bei ihm, und vom Peary-Klub wurde das Schiff „Erik“ gemietet, um sie alle nach Amerika zurückzubringen.[1])

Den Zeitungsberichten zufolge hält Peary seine Aufgabe nicht für beendet und will die Erforschung dieser unermeßlichen Eiswüsten fortsetzen, aber ich ersehe aus Privatbriefen, daß die Fonds, die die Großmut der Amerikaner gestiftet hat, erschöpft und die Stifter nicht mehr zu weiteren Zeichnungen geneigt sind, die allerdings dazu dienen, die heldenhafte Ausdauer eines Mannes darzuthun, aber bis jetzt zu keinem wirklich ernsthaften Resultat geführt zu haben scheinen.

IV.

Während des letzten Jahrhunderts sind nahezu 200 Schiffe in den arktischen Meeren verloren gegangen. Beinahe 125 Millionen sind aufgewendet, zahlreiche kostbare Leben geopfert worden, und noch harrt die Polfrage ihrer Lösung. Man sollte glauben, so viele Enttäuschungen, so viele Leiden, so viele Unglücksfälle müßten den Eifer der Forscher abgekühlt haben; dem ist aber nicht so, und es herrscht eine wahre internationale Begeisterung für die Erreichung des vom menschlichen Stolze erträumten Zieles. Aber diese neuen Pioniere verdienen es nicht, in das Märtyrerbuch eingetragen zu werden. Die Expeditionen werden jetzt mit einem Komfort und einem Luxus ausgestattet, die ihren Vorgängern unbekannt waren, die Resultate indessen bleiben weit hinter denen der letzteren zurück. Unter diesen Pionieren stehen die Amerikaner in erster Reihe. Ehrgeizig, zäh und begierig, die andern Nationen in Schatten zu stellen, wollen sie, daß das Sternenbanner das erste sei, das im höchsten Norden flattert, doch sie wollen von der für den Erfolg unerläßlichen strengen Disziplin nichts wissen; sie ist mit dem demokratischen Geiste unverträglich. Herr Ziegler, einer jener Millionäre, die ihrem Gelde durch seine nützliche Verwendung Ehre machen, hatte den ausgezeichneten Meteorologen Baldwin mit dem Kommando über ein Walfischfängerboot betraut, das wieder den Namen „Amerika“ erhalten hatte. Noch niemals war eine Forschungsreise mit ähnlichem Luxus ausgerüstet worden. Baldwin führte 42 Leute, 426 Eskimohunde, 16 Ponys, Renntiere und sogar einen Petroleummotor mit sich. Ein norwegisches Schiff „Fridtjof“ begleitete ihn mit Lebensmitteln und Lagergerätschaften nach Franz Joseph-Land. Ein weiteres Schiff lag bereit, um ihnen frische Lebensmittel zuzuführen.

---

[1]) Frau Peary hatte ihren Mann auf seinen ersten Fahrten begleitet und alle Mühseligkeiten und Gefahren mit ihm geteilt. Er hatte sie genötigt, nach Amerika zurückzukehren, weil er fand, daß die neuen Unternehmungen, die er plante, die Kräfte einer Frau überstiegen. Während ihres ersten Aufenthaltes war Frau Peary einer Tochter genesen. Dies ist meines Wissens der einzige Fall der Niederkunft einer Europäerin in der arktischen Zone.

Diese großartigen Vorbereitungen waren nutzlos. Schon vor der Abreise waren zwischen den Offizieren und den Gelehrten Streitigkeiten entstanden; sie setzten sich nach der Einschiffung ununterbrochen fort, die „Amerika“ mußte in den Hafen zurückkehren. Sie brachte als einzige Trophäen einige Photographien von Schnee- und Eisgegenden und von Tieren mit, die sie bewohnen. Baldwin hatte zu Ehren seines Schutzherrn das „Lager Ziegler“ errichtet in geringer Entfernung vom Kap Flora, wo Jackson drei Jahre lang tapfer gekämpft und von wo aus er die Topographie des Franz-Joseph-Landes oder vielmehr der Inseln, die es bilden, fast vollständig festgestellt hatte.[1])

Die Russen gedenken mit einem originelleren Mittel ans Ziel zu gelangen; der „Jermak“, der auf den Werften des Tyne nach den Plänen des Admirals Makarow ganz aus Stahl gebaut ist, ist 335 Fuß lang und 71 breit und hat einen Tiefgang von 41½ Fuß. Sein Deplacement beträgt 8000 Tonnen. Die Ventilation ist die denkbar beste, und das Schiff hat zwei Maschinen mit je 10000 Pferdekräften. Die eine ist der Motor des Schiffes, die andre setzt einen Eisbrecher aus Stahl von erheblicher Angriffskraft in Bewegung. Die Versuche an den Küsten Spitzbergens hatten günstige Resultate ergeben. Das Fahrzeug bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch das Packeis und legte in 87 Stunden 230 Meilen, also im Durchschnitt mehr als zwei Meilen in der Stunde zurück. Es hatte eine Havarie erlitten, indem es auf einen Eisblock stieß, der zwölf Meter tief im Wasser ging, aber das Leck konnte verstopft werden, und das mächtige Schiff nahm seine Fahrt wieder auf.[2]) Die erste Reise sollte über Nowaja Semlja zum Karischen Meer gehen. Da das Eis nicht gestattete, diesen Plan auszuführen, wandte sich der „Jermak“ sodann nach Franz-Joseph-Land. Er wurde mehrere Male aufgehalten durch Anhäufungen von Eisschollen, die sein Eisbrecher, so stark er auch war, nicht zu zermalmen vermochte. Es war ein vollständiger Mißerfolg, die Natur zeigte sich stärker als der Mensch, und im September 1900 kehrte der „Jermak“ nach Tromsö zurück.

Dieser Mißerfolg war vorauszusehen. Eine der Hauptschwierigkeiten war die Mitnahme des zum Betrieb der Maschinen nötigen Kohlenvorrats. Man mußte sich nicht nur für die Hinfahrt versorgen, sondern auch bedeutende Reserven zurückbehalten für die Rückreise und für unvorhergesehene Fälle, die in den Polarmeeren immer drohen. Der tägliche Bedarf ist bekannt, die Kohlenvorräte haben demnach bestimmte Grenzen und können nur für eine Reise von einigen Monaten ausreichen; wer aber würde es wagen, einem so verwegenen Unternehmen eine derartige Grenze zu ziehen?

Während Peary und Sverdrup sich mühsam durch das schwierige Fahrwasser an der Westküste von Grönland durcharbeiteten, bemühten sich zwei dänische Expeditionen unter dem Befehl des Leutnants Amdrup die östliche Küste zu

---

[1]) Ein Telegramm aus Tromsö berichtet, daß der Pilot der Expedition eine Untersuchung über die geheimnisvollen Todesfälle, die auf der Fahrt vorgekommen sind, verlangt.

[2]) Ch. Rabot, Géographie 1900, I, p. 165.

durchforschen. Sie nahmen diese Küste vom Kap Farewell bis zum Franz-Joseph-Land auf, von 69° 28′ bis 67° 22′ und brachten eine reiche zoologische, botanische und paläontologische Ausbeute mit.

Diese Forschungsreise ging inmitten riesiger Gletscher vor sich, die um die Pioniere hermschwammen. Eines Tages zählte Amdrup deren bis zu sechshundert in seinem Gesichtskreise. Viele waren mit Kies und Steinen belastet, die sie mit sich führten.

Einstmals hatte sich das Leben in diesem Teil der Erde frei entfaltet, sogar der Mensch hatte dort in einer relativ nicht weit zurückliegenden Zeit gelebt. An manchen Stellen fand Amdrup auf seiner zweiten Reise im Laufe des Sommers 1900 Ueberreste von Wohnstätten und Lagern der Eskimos. Einer dieser Wohnplätze war voll von Skeletten, die Menschen lagen ausgestreckt auf den Betten der Hütte, die Hunde waren zu den Füßen ihrer Herren verendet. Die zahlreichen Gebeine von Bären und Robben, die um die Hütte gehäuft lagen, bewiesen, daß sie nicht dem Hunger erlegen waren, und unvollendete Jagdgeräte ließen darauf schließen, daß die Katastrophe unvermutet eingetreten sein muß.

Mit der Erwähnung dieses Fundes beschließen wir unsre Aufgabe, indem wir nochmals auf die verständigen Worte Sir Clements Markhams hinweisen, die er im letzten Heft des „Geographical Journal“ noch einmal wiederholt hat. Er bezeichnet es als nutzlos, in Zukunft noch weitere Nordpolfahrten zu machen; als nutzlos für die Geographie, da wir seit den letzten Expeditionen so ziemlich alles wissen, was der Mensch in Erfahrung bringen kann; als nutzlos für die Naturwissenschaft, da wir bereits mehrere magnetische Pole kennen, ohne daß sie uns etwas Neues gelehrt haben.

Was in China zu thun ist.

Von

M. v. Brandt.

Aus China kommen allerhand beunruhigende Nachrichten, die in gewissen Zeitungen und Kreisen viel Schütteln der Köpfe verursachen. In Südchina spukt der Aufstand, der nach der sogenannten Reformpartei bestimmt sein soll, den Anfang vom Ende zu bilden, d. h. die Vertreibung der mandschurischen Dynastie aus China einzuleiten; in Kansu sollen Prinz Tuan und General Tung fu Hsiang, die Hauptheldden der Boxerepisode und der der Belagerung der fremden Gesandtschaften, Truppen sammeln und einen Einfall nach Shensi vorbereiten, eine Nachricht, die dadurch einen Anschein von Wahrheit erhält, daß

Mr. Fraser, der britische Generalkonsul in Hankau, nach telegraphischen Berichten, die englischen Missionare aufgefordert haben soll, diese Provinzen zu räumen und alle Frauen und Kinder nach den Hafenstädten zu senden. Endlich soll Jung lu, der Schwiegervater des Bruders Kaiser Kwanghsüs und unzweifelhaft der einflußreichste Mann in Peking und damit in China, auf die Idee gekommen sein, die Boxer durch die Mandschus zu ersetzen, d. h. den kommenden Krieg zur Befreiung Chinas von den rothaarigen Barbaren durch die Mandschus statt durch die Boxer führen zu lassen, welch letztere sich als für den Zweck unbrauchbar erwiesen hätten. Den Grund für diese Annahme findet man darin, daß Jung lu den Mandschutruppen besondere Aufmerksamkeit zuwende und bei einer neulichen Audienz der Kaiserin-Regentin geraten haben soll, die Macht der Generalgouverneure und Gouverneure einzuschränken und die Truppen in den Provinzen unter besondere Führer zu stellen.

Wie in allen Gerüchten ist auch in diesen ein Körnchen Wahrheit. Die beiden Kwangs sind immer ein Schmerzenskind aller chinesischen Regierungen, nicht nur der jetzigen mandschurischen gewesen; die Bevölkerung der beiden Provinzen enthält auch heute noch sehr viele unruhige Elemente, die sich aus Opium- und Salzschmugglern und den Banditen rekrutieren, die an der Grenze von Tonkin ihr Wesen treiben. In letzterer Beziehung ist seit der französischen Besitznahme Tonkins manches besser geworden, aber die Verhältnisse sind doch immer noch besonders auf der chinesischen Seite derartig, daß eine Menge ruhestörender Elemente Zeit und Gelegenheit zur Ausübung ihres Handwerks findet. Es ist dies das Gesindel, aus dem sich die Aufständischen rekrutieren, denen von chinesischen und fremden Freunden Kang Yu weischer Observanz politische Motive untergeschoben und wohl auch Waffen und Geld geliefert werden. Es war ein großer Fehler, daß man bei der Wiederherstellung geregelter Beziehungen der chinesischen Regierung die Einfuhr von Waffen und Kriegsmaterial untersagte. Man hatte genug Gelegenheit gehabt, sich während der Ereignisse von 1902 zu überzeugen, daß auch mit den modernsten Waffen in der Hand der chinesische Soldat kein übermäßig gefährlicher Gegner sei, und man hätte sich auf der andern Seite sagen können, daß durch das Verbot ein amtlicher Schmuggelhandel großgezogen werden müsse, der auch dem nichtamtlichen zum Vorteil gereichen würde. Die als Seeräubereien bezeichneten Plünderungen von Fracht- und Passagierbooten auf dem Westfluß sind ebenfalls nichts Neues, sie können erfolgreich nur unterdrückt werden, wenn man die chinesische Exekutive in den Provinzen stärkt und sie vorkommendenfalls auf Grund eines internationalen Abkommens durch fremde Wachtboote unterstützt; ein solches Abkommen bleibt aber wegen französischer und sonstiger Gelüste auf die in Frage kommenden Gegenden immer ein bedenkliches und schwieriges Unternehmen. Daß Tuan und Tung fu Hsiang sich rühren, ist nicht zu verwundern; die Regierung war nicht stark genug, nach Beendigung der Boxerepisode mit ihnen abzurechnen, und Methoden wie die, mit der man seinerzeit in Deutschland die Wallenstein-Frage löste, haben auch in China, trotz aller Räubergeschichten,

die man von dem Lande der Mitte erzählt, ihre Schwierigkeiten. Jedenfalls würde es sich empfehlen, es der chinesischen Regierung zu überlassen, mit ihren unbotmäßigen Prinzen und Generalen allein fertig zu werden; zur Zeit des großen mohammedanischen Aufstandes hat der Kampf in Kansu und Shensi von 1860 bis 1873 gedauert, ohne daß die Fremden im übrigen China und man darf wohl sagen das übrige China anders als durch die Heranziehung zur Deckung der Kosten für die Unterdrückung des Aufstandes dadurch berührt worden wären. Heute ist die Sache insofern verwickelter, als zahlreiche fremde Missionare sich in den in Frage kommenden Provinzen aufhalten. Für die Herren war es von Wichtigkeit, so bald als möglich auf die während der Boxerbewegung verlassenen Stationen zurückzukehren, schon um die Welt glauben zu machen, daß nun die Bekehrung Chinas mit verdoppelter Kraft einsetzen werde, und à conto dessen ganz besonders an die Börsen der Gläubigen zu appellieren; jetzt kommt der Rückschlag, der zu erwarten war, und man steht vor dem Dilemma, wieder einmal den Rückzug antreten zu müssen oder die Veranlassung zu einem sonst sehr überflüssigen und darum bedenklichen Kreuzzug zu geben. Hoffentlich erinnern sich die Regierungen daran, daß zur Zeit des Taiping-Aufstandes trotz der vertragsmäßigen Eröffnung des Landes der Aufenthalt in den von den Rebellen besetzten Gebieten den Fremden untersagt war, und vermeiden so die Wiederholung von Vorkommnissen, die nach keiner Richtung hin einen guten Einfluß ausüben würden. Was endlich die angebliche Beschäftigung mit den Mandschutruppen, gewissermaßen den Haustruppen der regierenden Dynastie, anbetrifft, so ist seit der Eroberung Chinas jeder Mandschu immer zum Kriegsdienst verpflichtet gewesen und erhielt und erhält dafür einen Sold und eine gewisse Naturalverpflegung; eine Anzahl dieser Bannersoldaten, wie der Ausdruck lautet, denn diese Haustruppen sind in je acht mandschurische, mongolische und chinesische Banner eingeteilt, waren 1862 in eine Shen Chi Ying, die Pekinger Feldarmee genannte Division formiert worden, die nach den Niederlagen von 1860 den Kern einer neuen, besseren, nach fremdem Muster ausgebildeten Armee bilden sollte; Jung lu verfolgt heute nur die gleiche Idee, ob mit besserem Erfolge, muß abgewartet werden, scheint jedoch zweifelhaft.

Bedenklicher ist vielleicht die Frage der Zahlung der Kriegsentschädigung in Gold zum Kurse von 3 Schillingen für den Tael, woraus sich bei dem heutigen niedrigen Stande des Silberpreises eine Mehrbelastung Chinas von annähernd 100 Millionen Taels ergiebt, bedenklich weniger wegen des Widerstandes, den China gegen die vertragsmäßig verbriefte Forderung leisten könnte, als wegen der amerikanischen und wohl auch englischen Zetteleien, die hinter der Sache stecken dürften, um sich auf dem Rücken der andern Beteiligten lieb Kind zu machen. Berechtigt ist die Forderung der Mächte jedenfalls, sie ist aber auch, und das muß ganz besonders hervorgehoben werden, in keinem Fall erdrückend oder unerschwinglich. In dem vor ungefähr zwei Jahren erschienenen Buche „John Chinaman" von dem früheren britischen Konsul E. B. Parker hat dieser nachgewiesen, daß die Besteuerung der Bevölkerung in den verschiedenen

Provinzen sich pro Kopf auf zwischen 87 Tael Cents (Kiangsu) und 8 Tael Cents (Szechuen) und im Durchschnitt auf 23 Cents beliefe, was, den Tael selbst zu 3 Mark gerechnet, nicht ganz 69 Pfennige ausmachen würde, ein Steuersatz, der in lächerlichem Mißverhältnis zu dem steht, was Bürger und Bauer in Europa und Amerika zu bezahlen haben. Bedenklich ist freilich auch, daß gerade diese Frage unzweifelhaft zum Aufhetzen der großen Menge gegen die geldgierigen Barbaren benutzt wird, wie das in letzter Zeit sogar mit Bezug auf den englisch-chinesischen Vertrag vom 5. September v. J. geschehen ist.

Lehrreich in dieser letzteren Beziehung ist die Kundgebung eines zum Stabe Chang Chih tungs, des Generalgouverneurs der beiden Hu-Provinzen, gehörigen Beamten. Ku Hing meng, der eine gute fremde Bildung genossen und sich wiederholt in verschiedenen Fragen, so in der Missionarfrage in seiner „Defensio populi" hat vernehmen lassen, hat diesmal die Frage der Likinsteuer als Gegenstand gewählt. Er behauptet, daß Likin nicht den Fremden, sondern den Chinesen schädige und dessen Kaufkraft vermindere und daher von den Fremden im Interesse ihrer Fabrikanten bekämpft werde; Likin könne aber nicht aufgehoben werden, da es das Ergebnis der Anwesenheit und des Verhaltens der Fremden sei. In Wirklichkeit gebe es nur zwei wirksame Mittel, um mit dem Likin aufzuräumen, entweder die Fremden müßten eine Haltung einnehmen, die China gestatte, von dem fremden Handel so viele Abgaben zu erheben, wie erforderlich seien, um die Extraausgaben, die die Anwesenheit der Fremden China auferlege, zu begleichen, oder China müsse das Recht erhalten, einen autonomen Zolltarif einzuführen. Was auf dem Grunde der ganzen Frage liege, seien daher die Aufhebung der Exterritorialität und die Herstellung eines autonomen Tarifs. Die britische Regierung habe in dem Vertrage vom September 1902 versucht, China etwas Erleichterung zu teil werden zu lassen, aber sie habe den Wert dieser Handlungsweise dadurch vermindert, daß sie eine ganze Menge von Zugeständnissen für englische Kaufleute verlangt und erhalten habe. Diese Zugeständnisse würden den englischen Kaufleuten nichts nützen, aber sie würden China eine Menge Mühe und Arbeit machen. Die Frage, ob England China gegenüber recht und billig handeln wolle, könne nicht umgangen werden, und es dürfe nicht vergessen, daß dasjenige Volk, das sich China gegenüber gerecht und billig zeige, der Führer der Völker in Ostasien sein werde.

In dieser Kundgebung steht viel Unsinn, unter anderm, daß Li Hung chang seinen fremden Freunden zu Gefallen die Likinsteuer aufrecht erhalten habe, die sonst nach der Beendigung des Taiping-Aufstandes aufgehoben worden sein würde. Der Verfasser übersieht dabei, daß der Taiping-Aufstand bereits im Jahre 1864 beendet war und Li erst 1870 als Generalgouverneur von Chili in eine Stellung kam, in der Beziehungen zu Fremden einen Einfluß auf seine Auffassung und Handlungsweise hätten haben können. Es sind außerdem gerade die Fremden gewesen, die immer auf die Aufhebung der Likinsteuer gedrängt haben, so daß diese ganz gewiß nicht, um ihren Wünschen entgegenzukommen, aufrecht erhalten worden ist. Er scheint aber auch nicht zu wissen, daß die Verhandlungen, die

schließlich zum Abschluß des Vertrages vom 5. September v. J. geführt haben, von englischer Seite ursprünglich auf einer viel breiteren Grundlage und mit der Absicht einer gründlichen Reform des gesamten chinesischen Steuer- und Finanzwesens im Januar 1901 mit dem Vorschlage eingeleitet wurden, alle innere Besteuerung aufzugeben und den so entstehenden Ausfall in den Staatseinnahmen durch die Einführung eines Monopols auf einheimisches Opium nach dem Muster des in Britisch-Indien bestehenden zu decken. Der Vertrag, wie er heute vorliegt, beruht im wesentlichen auf Gegenvorschlägen, die Ende Mai 1902 von den chinesischen Kommissaren gemacht worden waren. Die Art und Weise, wie die britische Regierung und ihr Vertreter für die Vertragsverhandlungen, Sir James Mackay, dabei von Schritt zu Schritt zurückgedrängt worden sind, läßt kaum annehmen, daß man in London, selbst wenn man sich dort überreden lassen sollte, den Vertrag vom 5. September v. J. nicht zu ratifizieren, zu irgendwelchen einseitigen Zugeständnissen China gegenüber bereit sein würde.

Versucht man die Lage in China in wenigen Worten zusammenzufassen, so kommt man dazu, daß dort noch immer eine nach den Ereignissen von 1900 und 1901 erklärliche Unruhe herrscht, die gewisse chinesische und fremde Elemente im eignen Interesse auszubeuten nur zu geneigt seien. Gleichzeitig tritt wieder die Erscheinung in den Vordergrund, daß die nach unsern Begriffen gebildeteren Elemente unter den Chinesen am meisten unter der gegenwärtigen Lage leiden und geneigt sind, ihre Ursache in dem Verhalten der Fremden gegen und in China zu sehen, eine Auffassung, in der sie sehr zum Schaden der Sache selbst durch einzelne fremde Persönlichkeiten und Regierungen bestärkt und unterstützt werden. Die Haltung, die die Regierungen der verschiedenen Vertragsmächte dieser Lage gegenüber einnehmen werden, hängt im wesentlichen von ihren Interessen, ihren Plänen und den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ab; hier soll nur das erörtert werden, was den deutschen Interessen am meisten zu entsprechen scheinen würde.

Deutschlands Interessen in China fallen unter drei Kategorien: allgemeine politische, allgemeine kommerzielle, die zugleich die industriellen und finanziellen umfassen, und die sich auf Kiautschou beziehenden. Um mit den letzteren zu beginnen, kann die Entwicklung unsers Schutzgebiets als eine günstige bezeichnet werden. Wenn der Wert des dortigen Handelsverkehrs 1899 auf 2 210 164 Taels, 1900 auf 3 957 130 Taels, 1901 auf 8 730 920 Taels angegeben wurde und die Zollerträgnisse in den gleichen Jahren auf 32 637 Taels, 59 482 Taels und 107 414 Taels heraufgegegangen waren, so haben diese letzteren innerhalb der ersten sechs Monate dieses Jahres bereits 84 393 Taels betragen, berechtigen also dazu, für das Jahr 1902 eine recht erhebliche Steigerung des Handelsverkehrs zu erwarten. Auch der Wert der Ausfuhr hat sich in befriedigender Weise gehoben; während er 1899 weit unter einer Million Taels blieb, überschritt er die Million im nächsten Jahre, um 1901 auf beinahe 3 Millionen heraufzugehen. Ebenso zeigt der Schiffsverkehr eine erfreuliche Zunahme; für die ersten sechs Monate 1902 wird der Gehalt ein- und ausklarierter Schiffe auf 251 517 Tonnen

angegeben. Die Entwicklung scheint sich also, wenn auch langsam, wie das nicht anders der Fall sein konnte, doch günstig zu gestalten, und wir dürfen für das Jahr 1903, wenn der erste in Tsingtau eingetroffene Kohlenzug nicht ein Potemkinsches Dorf gewesen sein sollte, auf eine bedeutende Steigerung des Verkehrs und damit weitere günstige Entwicklung Kiautschous rechnen. Ein Teil und wohl nicht der geringste des Erfolgs ist unzweifelhaft auf die vernünftige Verwaltung der Kolonie zurückzuführen, und es kann daher nur als erwünscht bezeichnet werden, daß auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren werde. Dies bezieht sich auch ganz besonders auf die zollamtliche Behandlung des Handelsverkehrs. Gewisse hypersensitive Gemüter fühlen sich durch das Vorhandensein eines chinesischen Zollamts in Tsingtau verletzt und wünschen es durch ein deutsches ersetzt zu sehen; die der russischen Regierung zugeschriebene Absicht, in Dalny (Talienwan) und andern Plätzen russische Zollämter einzurichten, scheint diesem Wunsch neue Nahrung zugeführt zu haben. Es würde im Interesse unsrer aufblühenden Kolonie zu wünschen sein, daß derartige Bestrebungen ergebnislos blieben. Abgesehen davon, daß die Verhältnisse in Dalny ganz anders liegen, da die von dort ausgehende Bahnlinie ihre Endpunkte auf russischem Gebiet hat, während die von Tsingtau ausgehende Bahn nur auf chinesischem Gebiet endigt, hat die Erfahrung vieler Jahre in Hongkong bewiesen, daß nur der Schmuggelhandel, aber nicht der regelmäßige Verkehr daraus Gewinn ziehe, wenn die Kontrolle nach außen verlegt wird, statt an Ort und Stelle stattzufinden. Eine Einzäunung unsers Gebiets durch chinesische Zollinien würde sich bald als ein sehr entschiedener Nachteil erweisen. Vielleicht ließe sich für manche geringfügigen lokalen Nachteile durch die Errichtung eines Freihandelsgebiets in Tsingtau Abhilfe schaffen, prinzipiell muß aber daran festgehalten werden, daß jede Erschwerung und Belästigung des Verkehrs, wie sie sich aus einer Vermehrung und Verschärfung von Zollrevisionen u. s. w. ergeben würde, zu vermeiden ist.

Was die allgemeinen deutschen politischen und kommerziellen Interessen in China anbetrifft, so läßt sich über diese eigentlich nur sagen, daß alle Vorbedingungen für ihre günstige Entwicklung vorhanden sind. Das Jahr 1901 zeigte eine erfreuliche Zunahme der Beteiligung der deutschen Flagge am Schiffsverkehr, die von 7,23 Prozent der Fahrten und 8,21 Prozent des Tonnengehalts in 1895, auf 10,24 Prozent der Fahrten und 15,58 Prozent des Tonnengehalts heraufgegangen war, und das bei einer Zunahme des Gesamtverkehrs um 27 712 Fahrten und 18,6 Millionen Tonnen in diesem Zeitraum, während die für den eigentlichen Handelsverkehr vorliegenden, allerdings sehr unvollständigen Zahlen ebenfalls eine bedeutende Steigerung des deutschen Anteils an demselben erwarten lassen. In politischer Beziehung sind die teilweise Räumung Nordchinas und die gänzliche Shanghais mit Freuden zu begrüßen, und es ist zu hoffen oder wenigstens lebhaft zu wünschen, daß diesen Maßregeln bald die vollständige Räumung Nordchinas und Pekings bis auf kleine Gesandtschaftswachen folgen möge. Man unterschätzt im allgemeinen den wenig vorteilhaften

Einfluß, den die Anwesenheit einer geschlossenen Truppenabteilung in fremden Landen auf die gegenseitigen Beziehungen und den Gang der Geschäfte ausübt, und der Tag wird nicht fern sein, an dem man mit Bedauern auf die Befestigungen blicken wird, mit denen die Gesandtschaften umgeben worden sind. Es ist dies eine Ueberzeugung, zu der ein Teil der bei der Frage beteiligten Mächte bereits gekommen ist, und es wird nicht lange dauern, bis die Mehrzahl sich dieser Auffassung angeschlossen haben wird. Daß auf chinesischer Seite der Wunsch nach einer solchen Lösung der Frage vorhanden ist, unterliegt keinem Zweifel, und je tüchtiger und energischer die Leute sind, die dort an die Spitze der Geschäfte treten, desto stärker wird sich die Notwendigkeit einer solchen vollständigen Abwicklung der Vergangenheit bei ihnen fühlbar machen. Wir Deutschen haben aber weniger als irgend eine andre Macht eine Veranlassung, uns einem solchen Wunsche zu widersetzen und damit die Last und die Verantwortung eines Zustandes auf uns zu nehmen, der nach der Natur der Dinge nur ein vorübergehender sein konnte. Militärisch, politisch und finanziell wird es auch für uns eine Erleichterung sein, zu ganz regelmäßigen Beziehungen zurückzukehren, freilich wird von chinesischer Seite der Beweis geliefert werden müssen, daß nicht nur der Wille, sondern auch die Kraft vorhanden ist, die Wiederholung von Vorfällen, wie die des Jahres 1900, zu verhindern. Aber auch dies scheint durchaus im Bereich der Möglichkeit zu liegen.

Die Theater in Frankreich zur Zeit Corneilles, Racines und Voltaires.[1]

Von

Prof. Frantz Funck-Brentano (Paris).

Beim Lesen der Tragödien des klassischen französischen Theaters, von Corneille, Racine und Voltaire, und selbst der Lustspiele von Molière und Marivaux mit ihrem einfachen ruhigen Aufbau und der Schönheit, die ihnen Maß, Ordnung, edler Anstand und eine antike Einfachheit verleihen, — man hat oft die griechischen Stücke Racines mit der harmonischen Einfachheit des Parthenons verglichen —, könnte man versucht sein, sich ein ernstes, andächtig lauschendes Publikum vorzustellen, die Logen mit feinen, eleganten und vornehmen Damen besetzt, das Parterre voll korrekter und ruhig gearteter Kavaliere, die mit den

---

[1]) Nach unveröffentlichten, in den Archiven der Bastille (Bibliothek des Arsenals in Paris) aufbewahrten Urkunden.

Fingerspitzen applaudieren, nur mit einem leichten Verziehen der Lippen lachen und die Empfindungen, die sie beseelen, nur mit der größten Reserve und der äußersten Diskretion zum Ausdruck bringen.

Wir haben schon an eben dieser Stelle in historischen Studien über den Hof Ludwigs XIV. gezeigt, wie roh, naiv und ungestüm die Temperamente waren, die sich unter kühlen und korrekten Formen bargen, und wie viel Gewaltthätigkeit von einer pomphaften Würde verdeckt wurde. Die Dokumente jener Zeit, die uns einen Einblick in das Innere der Theatersäle thun lassen, führen uns zu ganz gleichartigen Betrachtungen. Besonders denen, die das klassische französische Theater genauer kennen, werden die folgenden Blätter, die sich auf die unmittelbaren Zeugnisse archivalischer Urkunden stützen, gleichwohl vielleicht einigen Anlaß zur Verwunderung liefern.

Im 17. und 18. Jahrhundert genoß das Publikum im Theater eine viel größere Freiheit als heutzutage. Es war nicht selten, daß Geschrei, Gelächter oder ein betäubender Spektakel losbrach; dann kam es unter den 700 oder 800 Zuschauern, die im Parterre standen, zu einem Hinundherdrängen, zu „flots“, „flux“ und „reflux“, wie die Ausdrücke jener Zeit lauteten — die Worte sind an und für sich bezeichnend genug —, einer Bewegung, wie die der Meereswellen. Dieses Parterre — das berühmte, von den Dichtern so viel besungene und so sehr gefürchtete Parterre — setzte sich aus Leuten von jeder Art zusammen: Lakaien, jungen Schreibern, Lehrlingen, Offizieren, Bürgern aus dem Marais, dem Geschäftsviertel des alten Paris, und vielen biederen Provinzialen, die mit ihren fremdartigen Trachten ein Gegenstand der Belustigung für das Publikum waren. Viele dieser Zuschauer sind mit Degen bewaffnet, und selbst die Theaterwache, die unter dem Befehl eines dem Theater speziell zugeteilten Exempten, eines Polizeioffizianten steht, getraut sich nicht immer einzuschreiten, um die Ordnung und die Ruhe wieder herzustellen. Wir sind eben, vergessen wir es nicht, bei Racine und Marivaux. Es entstehen Streitigkeiten, die Klingen fahren aus den Scheiden; die Zuschauer erleben oft dramatischere Scenen als die auf der Bühne gespielten: zwei Männer kommen miteinander ins Gefecht und verfolgen sich mit Degenstößen durch die Gänge und die Logen hindurch.

Doch nun wollen wir, von den Berichten der Polizeioffizianten geführt, in das Innere des Theaters eintreten.

Gleich im Peristyl, welcher Lärm, welche Aufregung! Am 29. Juli 1724 wird der „Britannicus“ von Racine und ein Lustspiel „Ami de tout le monde“ gegeben. Die zu den Logen führende Thür, durch die die Damen ihren Weg nehmen, ist von jungen Leuten belagert. Jedesmal, wenn eine Dame aus dem Wagen steigt, werden Bemerkungen über sie gemacht:

„Ah, wie die häßlich ist!“

„Die hat unschöne Beine!“

„Seht nur, wie der dort die Strümpfe stramm sitzen!“

„Die, die jetzt aussteigt, die im gelben Kleid, hat einen größeren Busen als die andre.“

Unter diesen jungen Leuten thut sich besonders der Chevalier de Bergue hervor. Der Exempt Pannelier will ihn zurechtweisen.

„Geh zum Teufel; ich will hier dabei sein; ich werd' dir gleich hundert 'naufsalzen."

Er greift zum Degen und sucht den Beamten damit zu durchbohren, der sich zuerst mit seinem Stock verteidigt, dann gleichfalls seinen Degen zieht. Die Umstehenden werfen sich dazwischen. Einige Tage Gefängnis im For l'Evêque beruhigten den Chevalier de Bergue.

Das For l'Evêque war ein Gefängnis in Paris, in dem ein sehr mildes Regime herrschte; es wurden darin besonders die Schauspieler und, wie man weiter unten sehen wird, diejenigen, die die öffentlichen Theatervorstellungen allzu gewaltthätig störten, untergebracht.

Wir treten in den Saal der Comédie Française. Es herrscht ein Höllenlärm. Der Saal ist voll besetzt; mehrere hundert Zuschauer aus allen Ständen stehen im Parterre; in den Logen haben überall die Damen die Vorderplätze inne. Ein lautes Stimmengewirr dringt durch den noch herabgelassenen Vorhang; es rührt von den Begünstigten her, die ihren Platz „au théâtre" haben, d. h. auf der Bühne selbst, wo die Schauspieler auftreten. Auf den Galerien gehen Kolporteure herum, die die neuesten Werke ausrufen.

Am 3. Dezember 1743 wird in der Comédie Italienne „Arlequin muet par crainte" gegeben. Fünf oder sechs Militärs, zum Teil Offiziere, zum Teil Gendarmen, belustigen sich im Parterre damit, einen der großen Hunde, die den Kutschen nachlaufen, bellen und apportieren zu lassen. Der diensthabende Exempt drängt sich zwischen die Störenfriede, um sie zur Ruhe zu verweisen, doch diese rufen sofort ein „flux" gegen ihn hervor, um ihn gegen die Balustrade zu drängen. „Und ich habe darunter einen bemerkt," schreibt der Exempt Dureau, „der sich umgedreht hatte, um mehr Kraft zu haben, indem er sich mit den Absätzen einstemmte."

Diese „flux" und diese „flots" gehören zu den beliebten Vergnügungen der im Parterre zusammengedrängten jungen Leute; aber „flux" und „flots" genügen nicht. Am 30. November 1733 wird Voltaires „Oedipus" gegeben, worauf das „Badinage", eine Parodie der Oper „Hypolite et Aricie", folgte. Das kleine Stück hat übrigens keinen großen Erfolg. Es ist zum erstenmal am 23. November gegeben worden, und jetzt ist es bereits bei der letzten oder vorletzten Vorstellung angekommen. „Eine Schar junger Leute," schreibt der Exempt Bazin, „verabredete sich, einen Kreis im Parterre zu bilden, um darin zu tanzen. Ich drang in die Mitte vor und machte den Tänzen und dem Tumult ein Ende, indem ich zwei von den jungen Leuten verhaftete, die ich habe in das For l'Evêque bringen lassen. Einer davon, ein Tapeziererlehrling, heißt Michel Cornu, der andre ist Schreiber bei einem Prokurator im Parlament und heißt Nicolas Camus. Beide verdienen eine exemplarische Strafe," fährt Bazin fort; „deshalb kann ihre Haft nicht lange genug dauern. Vielleicht werden Sie, Herr Polizeidirektor, es sogar als zweckmäßig erachten, scharf vorzugehen

und sie auf einige Zeit im Hôpital einsperren zu lassen. Ich möchte mir die Freiheit nehmen, zu bemerken, daß beim Beginn des Winters Strenge notwendig ist, um das Parterre in der schwierigsten Jahreszeit im Zaume zu halten."

Am 18. März 1747 wird Racines „Athalie" gegeben, gefolgt von dem „Magnifique", dem kleinen Stück Lamottes, das mit seinem chinesischen Divertissement den größten Erfolg hat. Die Leute im Parterre machen „flux", drängen, um in der Mitte Platz zu haben; und nachdem dieser Platz einmal erobert ist, beginnen einige von ihnen „pantins en rondeaux" zu tanzen und zu singen. Wir wissen nicht recht, wie dieser Tanz „pantins en rondeaux" beschaffen gewesen ist; doch läßt sein Name wenigstens einen Schluß zu (etwa Hampelmänner-Rondo). Einer dieser Hampelmänner wird mitten in seinem Rondo verhaftet und in das For l'Evêque gebracht; er hieß Arnauld, sein Vater war Direktor der Münze in Bayonne.

An den Zugängen zum Parterre hielten Leibgardisten Wache, doch ließ man es nicht an Insulten gegen sie fehlen.

„Mehrere Individuen schrieen," bemerkt der Exempt Lemaître unter dem 10. März 1730. „Ich war genötigt, mit der Wache ins Parterre zu gehen, um zu versuchen, dem Lärm ein Ende zu machen. Doch ein Individuum schrie, als es die Wache kommen sah, ganz laut: ‚Geht den Halunken zu Leibe, und schmeißt sie hinaus!'"

Lafort, ein pensionierter Kapitän vom Regiment Royal-Roussillon, spricht laut im Parterre der Comédie Italienne, während auf der Bühne gespielt wird. Der dienstthuende Exempt bittet ihn wiederholt, still zu sein. Als er sieht, daß seine Aufforderungen vergeblich sind, will er ihn hinausschaffen. Lafort zieht seinen Degen und verwundet damit einen der Gardisten an der Hand und am Unterleib. Lafort wird ins For l'Evêque gebracht. Unterm 22. Juli 1736 wurden dort die Brüder Gaudin in die Gefangenenliste eingetragen, weil sie in der Opéra Comique mit dem Degen auf die Wache losgegangen waren, die in das Parterre gedrungen war, um dort die Ordnung wieder herzustellen.

Wenn es den Anschein hat, als ob es im Saal zu besonders stürmischen Scenen kommen wird, trifft der diensthabende Exempt die Vorsichtsmaßregel, gleich am Anfang der Vorstellung mehrere bewaffnete Gardisten mitten im Parterre Aufstellung nehmen zu lassen. Der Anblick dieses militärischen Apparats trägt dazu bei, die Ruhestörer im Zaume zu halten. Bei Premieren werden Geheimpolizisten in bürgerlicher Kleidung im Theater verteilt, und zu jeder Zeit sind die „mouches", die Polizeispitzel, dort sehr zahlreich vorhanden. Die Aufgabe dieser „Beobachter" beschränkt sich nicht darauf, der Wache im Bedarfsfalle Beistand zu leisten; sie sind vor allem dazu da, die Gespräche und umlaufenden Gerüchte zu erlauschen, auf Grund deren die Polizeidirektion die „Gazetins secrets", die Geheimberichte, abfaßt, die sie den Ministern sendet.

Am 3. November 1748 herrscht bei der Aufführung des „Joueur" von Régnard ein so großer Lärm, daß zahlreiche Zuschauer den Saal verlassen und ihr Geld zurückverlangen, „mit dem Bemerken, daß es drinnen wie in der Hölle

zugeht.“ — „Heute ist Racines ‚Mithridate‘ aufgeführt worden,“ schreibt der Exempt Bazin am 20. Januar 1743, „darauf ‚Pourceaugnac‘, Lustspiel von Molière. Das Haus war vollbesetzt, und im Parterre ging es außerordentlich stürmisch zu; die Leute schrieen unaufhörlich derart, daß die Schauspieler genötigt waren, auf der Bühne zu bleiben, ohne spielen zu können.“

Die Zuschauer reden über das Spiel und die Schönheit der Schauspielerinnen. Es sind junge Leute. Einer davon ruft:

„Mademoiselle Dangerville spielt mit Geist, hat aber keinen außerhalb des Theaters.“

Auf diese Worte wendet sich einer seiner Nachbarn gegen ihn und protestiert. Der Ton wird lebhafter, es kommt zu Beleidigungen und schließlich zu einer Herausforderung. Die Degen fliegen aus den Scheiden, und ehe die Gegner noch auf die Straße gelangt sind, ist das Duell im Innern der Comédie Française im vollen Gange. Es wurden „Amphitryon“ von Molière und Régnards „Folies amoureuses“ gegeben. Mit Mühe gelingt es der Wache, die hitzigen Kritiker zu entwaffnen. Im For l'Evêque tauschten sie mit mehr Ruhe ihre Ansichten über die Talente Mademoiselle Dangervilles aus. „Der Vater des Angreifers, ein gewisser Moyen,“ schreibt der Exempt Bazin an den Polizeidirektor, „ist auf die Nachricht von dieser Affaire zu mir gekommen. Er wird die Ehre haben, Sie zu bitten, daß Sie seinem Sohne das Tragen des Degens auf ein Jahr verbieten, um ihn für die Zukunft vernünftiger zu machen. Der andre ist ein gewisser Leclerc; dieser scheint nur gezwungen mit hinausgegangen zu sein.“ Moyen, der Angreifer, blieb 5 bis 6 Tage im For l'Evêque, während Leclerc am dritten Tage nach seiner Verhaftung freigelassen wurde.

Bisweilen entstanden ganze Verschwörungen. Mlle. Gautier hat in der Comédie Française am 3. September 1716 debütiert und am 8. Oktober die Zulassung erhalten. Am 25. Januar 1717 spielt Mlle. Fonpré in „Electra“. In dem Augenblick, wo sie auf der Bühne erscheint, erhebt sich im Parterre ein großer Tumult, „welche Ruhestörung noch viel ärger war als am Freitag vorher. Mlle. Gautier, die die erste zugelassene Schauspielerin ist, war die Ursache dieser Ruhestörung, weil sie gern möchte, daß Mlle. de Fonpré zurücktrete, um eher zum Genuß des ihr versprochenen halben Anteils an der ersten freien Stelle zu kommen.“ Der Rädelsführer bei dieser Verschwörung war ein Hofprokurator Namens La Mare. Er wurde im Parterre verhaftet und ins For l'Evêque gebracht. Mlle. Gautier errang im Theater glänzende Erfolge, zuerst in den Rollen der „grandes princesses“, dann in Charakterrollen. Sie gab die Mme. Jobin in der „Devineresse“ von Donneau de Vizé und Thomas Corneille. Als sie auf dem Gipfel ihrer Beliebtheit war, verließ sie plötzlich die Bühne, um Karmeliterin zu werden. Sie war erst sechs Jahre beim Theater gewesen und hatte kein Recht auf eine Pension; doch man ließ es sich nicht nehmen, ihr eine Pension von 1000 Livres zu gewähren, die sie alljährlich bis zu ihrem am 8. April 1757 erfolgten Tode regelmäßig den Armen überließ.

Manche Zurufe und Scherze waren traditionell geworden. Es waren ab-

gedroschene Späße wie in Frankreich in neuerer Zeit „Obé Lambert!“ oder „Connais-tu la ferme?“ Manchmal geriet trotzdem der ganze Saal darüber außer Rand und Band. Wenn der Lichtputzer an der Rampe oder beim Lüster erscheint, ertönen die Rufe:

„Rira, rira pas!“

Die entfesselte Flut ist nicht einzudämmen. Der Vorhang geht in die Höhe, die Schauspieler sind auf der Bühne, aber noch immer wird geschrieen:

„Rira, rira pas!“

Und die Schauspieler müssen manchmal eine Viertelstunde warten, ehe sie den neuen Akt beginnen können, während aus dem Parterre, aus dem Amphitheater, aus den Logen unaufhörlich der Ruf ertönt:

„Rira, rira pas!“

Wir sind in der Comédie Française. Im italienischen Lustspiel suchen diejenigen, die sich im Theater befinden, d. h. auf der Bühne auf Bänken rechts und links von den Schauspielern sitzen, den Lampenputzer von der Rampe ins Orchester hinunterzustoßen.

Ein andrer Ruf lautete: „Bas les chapeaux!“ oder „Bas les nez!“, ein andrer: „Haut les bras, Monsieur l'abbé!“ [1]) Denn der Abbé des 18. Jahrhunderts war ein eifriger Theaterbesucher. Die Anzahl der jungen Leute, die ins For l'Evêque gebracht wurden, weil sie die Vorstellung durch den Ruf: „Haut les bras, Monsieur l'abbé!“ gestört hatten, ist unglaublich. Man rief auch: „Ouvrez les loges!“ („Die Logen aufmachen!“), und das rief jedesmal eine Aufregung hervor, weil das Publikum dachte, daß die eine oder andre in eine Loge eingeschlossene Person unwohl sei.

Ferner wurde gerufen: „Place au théâtre!“ („Platz auf der Bühne!“), um die Zuschauer, die nach dem Brauch der Zeit auf der Bühne selbst Platz genommen hatten, zu veranlassen, den Schauspielern aus dem Wege zu gehen. Ein andrer Ruf: „Paix là!“ („Ruhe dort!“) wurde häufig ohne jeden Anlaß wiederholt.

„Ich habe“, schreibt der Exempt La Garenne, „einen gewissen Bibaut in das For l'Evêque geschickt, weil er wiederholt ‚Paix là!‘ gerufen hat. Dieser Ruf ist heute überall im Parterre ausgestoßen worden, das außerordentlich dicht besetzt war, zum größten Teil von ungebärdigen Handwerkern, denen es sehr not thut, daß warnende Exempel statuiert werden.“

Manchmal ertönten die Rufe in dem Augenblick, wo die ganze Aufmerksamkeit des Publikums bei einer besonders ergreifenden Stelle auf den Dialog der Schauspieler gerichtet war. „Ich habe,“ schreibt der Offiziant Amblard, „Goury de Montigny in das For l'Evêque gebracht, weil er an den interessantesten Stellen des Stückes mehrere Male: ‚Bas les nez!‘ geschrieen hat.“

Bei der Premiere des Lustspiels „Réveil d'Epiménide“ von Poisson wird die Vorstellung durch einen jungen Mann gestört, der sich damit belustigte, seine

---

1) „Hüte ab!“ — „Kopf ducken!“ — „Arme in die Höhe, Herr Abbé!“

Stimme „auf eine Art und Weise, die nicht natürlich war,“ zu verstärken und unaufhörlich ohne Anlaß zu schreien: „Paix là!“ was fortwährend Gelächter und Unterbrechungen hervorrief, ohne daß es gelang, ihn zum Schweigen zu bringen. Beim Schluß der Vorstellung wurde er endlich von Geheimpolizisten in bürgerlicher Tracht festgenommen und ins For l'Evêque gebracht.

Einer der Rufe, die am häufigsten ausgestoßen wurden, machten der alten französischen Galanterie alle Ehre. Das Publikum ließ nicht zu, daß in den Logen oder auf den Galerien Männer in der ersten Reihe saßen, während sich dahinter Damen befanden. In solchen Fällen ertönte unaufhörlich der Ruf: „Place aux dames!“ „Ich habe,“ schreibt der Exempt Dureau unterm 18. Februar 1749, „Ruhestörungen zu verhindern geglaubt, indem ich in die Logen des zweiten und dritten Ranges ging und die Personen, die die Vorderplätze inne hatten, bat, sie den Damen abzutreten, die auf den Rückplätzen saßen. Ich fand nur einen Herrn, dessen Namen ich nicht weiß, der sich entschieden weigerte und von mir sogar die Vorzeigung schriftlicher Befehle verlangte. Ich antwortete ihm, daß ich ihm keine Befehle vorzuzeigen hätte; es sei ein feststehender Brauch, und ich sei der Ansicht, daß er sich ihm nicht entziehen könne, weil die Vorstellung nicht seinetwegen gestört werden dürfe und die Höflichkeit erfordere, daß er es thue. Ich war schließlich genötigt, ihm zu erklären, daß, wenn die Vorstellung durch seine Schuld gestört werden sollte, ich nicht würde umhin können, ihn in Ihr Amtsgebäude zu führen,“ — Dureau schreibt an den Polizeidirektor —; „als er das gehört hatte, verließ er seinen Platz.“ Während Dureau diese Maßregeln traf und parlamentierte, schrieen die Zuschauer unaufhörlich: „Place aux dames!“, und manche hielten, um mehr Lärm zu machen, die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund.

Die Polizeioffizianten sind bisweilen von einer merkwürdigen Langmut. „Mehrere junge Leute,“ schreibt einer von ihnen unterm 3. Dezember 1730 an den Polizeidirektor, „die heute im Parterre der Comédie Italienne waren, sahen in den Logen des zweiten Ranges Männer auf den Vorderplätzen sitzen und hinter ihnen Frauen; sie schrieen: ‚Place aux dames!‘ Die Schauspieler, die in Bereitschaft standen, die Vorstellung zu beginnen, konnten nicht auf der Bühne erscheinen, weil das Schreien unaufhörlich fortdauerte; ich entschloß mich infolgedessen, mich mit der Wache ins Parterre zu begeben, um zu versuchen, dem Lärm ein Ende zu machen; doch da diese erste Maßregel keinen Eindruck machte, so war ich gezwungen, in die Logen des zweiten Ranges hinaufzugehen und die Herren, gegen die die Rufe gerichtet waren, zu bitten, ihre Plätze den hinter ihnen befindlichen Damen abzutreten, damit so dem Geschrei im Parterre ein Ende gemacht würde; doch trotz aller inständigen Bitten, deren ich mich bediente, um sie zum Nachgeben zu bewegen, erklärten sie, sie seien, da sie ihre Plätze bezahlt hätten, der Ansicht, daß man kein Recht habe, sie zu vertreiben. Schließlich war ich, da ich sah, daß ich auf dieser Seite nichts erreichen könne, gezwungen, mich wieder ins Parterre zu begeben, wo ich genötigt war, zwei der ärgsten Schreier zu verhaften, um dadurch die andern so viel wie möglich ein-

zuschüchtern. Diese Maßregel schaffte Ruhe und gewährte den Schauspielern die Möglichkeit, auf der Bühne zu erscheinen, nachdem sie sich zweimal von dort zurückgezogen hatten." Von den verhafteten jungen Leuten hieß der eine Laurent de Saint-Amant, der andre, ein Abbé, der die Tonsur trug, François Giraut.

In der Comédie Italienne singt ein Teil der Zuschauer gleichzeitig mit den Schauspielern. Man begnügt sich, diejenigen, die „zu laut" singen, ins For l'Evêque zu schicken.

Zuweilen tritt der diensthabende Exempt vor und läßt sich in Unterhandlungen mit den Ruhestörern ein. Am 3. Januar 1733 gaben die Schauspieler der Comédie Française „Le double Veuvage" von Dufrény, „Le Badinage" von Boissy und „Les trois cousines", als deren Verfasser seit mehr als dreißig Jahren Dancourt galt, obwohl manche Leute behaupteten, daß es in Wirklichkeit von einem gewissen Barrau sei; indessen hatte Dancourt seinen Namen daruntergesetzt und strich die Autorgebühren ein. Im Saal wurde gerufen: „Bas les chapeaux!" und überall gab es Lärm. „Ich war," schreibt der Exempt, „mehrere Male vorgetreten und hatte gerufen: ‚Ein wenig Ruhe, meine Herren!' was aber gar keinen Eindruck gemacht hatte;" und während der Exempt sich dem Parterre zuwendete, fing der Lärm beim Orchester wieder an. „Mehrere junge Leute sagten zu einander: ‚Wir können ruhig schreien, bis zu uns kommt er nicht.' Und es wurde wieder geschrieen: ‚Bas les chapeaux!' Das veranlaßte mich," fährt der Exempt fort, „den, der am lautesten schrie, vor den Augen des ganzen Parterres zu verhaften, von dem ein Teil rief: ‚Das ist recht!'"

Manche dieser von den dienstthuenden Exempten abgefaßten Berichte gewähren ein sehr vollständiges und lebhaftes Bild von dem Verlauf der von den königlichen Hofschauspielern, sowohl von den Schauspielern der französischen wie der italienischen Truppe gegebenen Vorstellungen. Am 19. Januar 1749 wurden die „Fées rivales" gegeben, ein dreiaktiges Stück in Prosa mit einem Divertissement von Romagnesi und Procope. Der leitende Gedanke, sagen die Kommentatoren, war: „Der Geist ist der Schönheit vorzuziehen." Beim Beginn des Stückes war der Exempt Dureau durch die Ordnung der Wagen, die die Zuschauer hergebracht hatten, sehr in Anspruch genommen gewesen. Er suchte Stauungen zu verhindern. Gegen Ende des ersten Aktes erscheint der Lichtputzer.

„Rira, rira pas!" ertönt es.

Dann: „Haut les bras, Monsieur l'abbé! Place aux dames!"

Der Lärm war im Wachsen begriffen.

Der Exempt erscheint an der Brüstung des Amphitheaters und fragt die verehrlichen Herren Besucher des Parterres, welcher Loge ihre Rufe gelten. Das Parterre antwortet mit einem wilden Lärm, während aus den Logen die Gegenrufe ertönen:

„Sie haben keine Ursache zu schreien, es sind Skandalmacher."

Endlich tritt eine leidliche Ruhe ein, und der erste Akt kann zu Ende gespielt werden. Aber kaum ist der Vorhang wieder gefallen, so ertönt der Ruf:

„Die Logen aufmachen!"

Aus den Logen kommt die Antwort:

„Nein, nichts da!“

Der Exempt erscheint wieder an der Brüstung des Amphitheaters. Er hält eine ganze Rede, die uns erhalten geblieben ist:

„Meine Herren, die Logen sind offen; etwas mehr Ruhe, und ich bitte Sie, sich nach den königlichen Verordnungen zu richten. Man darf nicht meinen, daß die Logen immer offen sein müssen. Sie dürfen es sogar durchaus nicht sein, wenn Damen da sind, die es nicht gestatten wollen, da diese nicht verpflichtet sind, sich Ihnen zuliebe zu erkälten. Wenn sich jemand hier befindet, dem es zu warm ist, so braucht er es nur zu sagen: ich werde ihm dann den Weg frei machen lassen.“

Diese überzeugende Beredsamkeit stellte die Ruhe wieder her bis zu dem Augenblick, wo Arlequin und Scapin den zweiten Akt eröffneten. Sofort ertönten neue Zurufe. Erschrocken verschwanden Arlequin und Scapin in den Kulissen. Der Exempt verhaftet die beiden Hauptruhestörer und schickt sie ins For l'Evêque. Arlequin und Scapin erscheinen wieder auf der Bühne. Neues Geschrei erhebt sich, „ausgehend von einer Rotte von Verschwörern, die sich am oberen Ende des Parterres befand.“ Verhaftung von drei weiteren Ruhestörern. Arlequin und Scapin, die ein zweites Mal verschwunden sind, kehren von neuem zurück.

„Wenn auch diese Verhaftungen,“ schließt der Exempt Dureau, „mir von seiten der Personen, die ich verhaftet habe, oder von seiten ihrer Angehörigen manche Feindschaft zuziehen, so fühle ich mich entschädigt durch die Billigung mehrerer im Theater anwesenden Herren von Stande, die mir im Foyer gesagt haben, daß es, wenn derartige Dinge geduldet würden, anständigen Leuten nicht mehr möglich wäre, ins Theater zu kommen. Der größte Teil des Parterres hat mir dasselbe gesagt.“

Am 27. Mai 1744 gaben die Hofschauspieler der französischen Truppe zwei der erfolgreichsten Bühnenwerke des 18. Jahrhunderts, das Trauerspiel „Rhadamiste et Zénobie“ von Crébillon, das seit seiner ersten Aufführung im Jahre 1711, bei der es ungewöhnlichen Beifall gefunden hatte, ununterbrochen gespielt worden war, und „Amour pour amour“, ein dreiaktiges Stück in freien Versen von Nivelle de la Chaussée, das damals als eines der reizendsten galt, die je geschrieben worden waren. Drouin, ein neuer Schauspieler, spielte in beiden Stücken. „Im ersten Akt,“ schreibt der Exempt Bazin, „fand er beim Publikum eine recht günstige Aufnahme; doch im dritten, vierten und fünften erhob sich ein Lärm im Parterre, wo ein junger Mann laut von den Herren Drouin und Rosellh sagte:

„‚Solche L . . . . schauspieler!‘“

Man bat ihn, keine solche Bemerkungen zu machen; da er aber trotzdem nicht aufhörte, so wurde er verhaftet. Es war ein Student der Rechtswissenschaft, der einen Degen trug, sein Name war Le Sueur. Er schrieb Gedichte und sogar Theaterstücke. Er wurde ins For l'Evêque gebracht.

„In dem Augenblick,“ fährt der Exempt Bazin fort, „wo man das kleine

Stück beginnen wollte, widersetzte sich das Parterre, indem es laut erklärte, daß aus der Aufführung nichts werden würde, wenn nicht der junge Mann, der verhaftet worden war, wieder freigelassen würde. Die Schauspieler und Schauspielerinnen ließen mich rufen und baten mich, den erwähnten jungen Mann freizulassen. Ich erwiderte ihnen, daß ich dies nicht ohne einen Befehl des Polizeidirektors thun könne.“ Und wirklich war bis 11 Uhr ein solcher Spektakel, daß das zweite Stück nicht aufgeführt werden konnte. „Nach Schluß der Vorstellung,“ sagt Bazin, „insultierte ein Teil der Dienerschaft die Gardisten. Einer von diesen ist sogar von den Lakaien des Herrn Boulanger, der, so viel ich weiß, Rentmeister ist, verwundet worden. Herr de Chevry, der diese Wache befehligte, wurde, als er mit einem Teil seiner Leute abmarschierte, beim Passieren des Pont-Neuf angegriffen. Fast wäre ihm dabei sein Degen entrissen worden. Die Leute, die im Parterre waren, haben beim Fortgehen gesagt, daß sie morgen zweihundert Mann hoch kommen würden, um Lärm zu machen.“ Bazin bittet dringend, die Wachen für den nächsten Tag verstärken zu lassen und an den Enden der Rue de Bussy und der Rue Saint-André des Arts zwei Abteilungen Soldaten zu postieren, damit diese im Notfall Beistand leisten könnten.

Die Premieren wurden bisweilen durch stürmische Scenen gestört, die die Schauspieler hinderten, ihre Rollen zu Ende zu sprechen. Heutzutage ist das, was ein Autor am meisten zu fürchten hat, eine eisige Aufnahme. Damals war es Geschrei und Lärm. Am 29. Dezember fand die Premiere der „Sabines“ von Richer statt. In der Mitte des Trauerspiels protestiert das Parterre dagegen, sich noch länger langweilen zu lassen, und verlangt mit tobendem Geschrei das „kleine Stück“. Die Wache ist genötigt, einzuschreiten. D'Anthuille, der Sohn eines Prokurators am Châtelet, wird in das For l'Evêque gebracht, und auf der Bühne, wo Zuschauer sitzen, muß der Exempt Bazin Gewalt anwenden, um sie so Aufstellung nehmen zu lassen, daß die Schauspieler auftreten können. Man wartete acht Tage, ehe man das Stück zum zweiten Male gab.

Schauspieler und Schauspielerinnen haben große Angst vor einem so lärmenden Tribunal, wenn sie zum ersten Male auftreten. Wenn sie nicht das Glück haben, gleich zu Anfang die Gunst des Publikums zu erobern, so muß die Wache kommen und sich bewaffnet im Zentrum des Parterres aufstellen, damit das Stück seinen Fortgang nehmen kann. Mademoiselle Froment debütierte am 4. September 1737. Sie spielt anmutig, aber schleppend und etwas eintönig. Ein Zuschauer erhebt sich und singt ihr aus vollem Halse nach einer bekannten Melodie zu:

„Wach auf, du schöne Schläferin!“,

„was alsbald,“ sagt Bazin, „ein allgemeines Gelächter hervorrief und die Fortsetzung des Stückes verhindert haben würde, wenn ich nicht auf der Stelle den jungen Mann hätte verhaften und ins For l'Evêque bringen lassen.“ Der Sänger hieß Pierre Leroy und war der Sohn eines Uhrmachers.

Die archivalischen Urkunden, die uns so in die Theatersäle hineinblicken lassen, gehören dem 18. Jahrhundert an. Man kann behaupten, daß es im

vorhergehenden Jahrhundert, in der Zeit der Molière, Corneille und Racine, in den Vorstellungen noch lärmender und stürmischer zuging.

Die Verse Boileaus über das Pfeifen im Theater sind bekannt:

Le théâtre, fertile en censeurs pointilleux,
Chez nous, pour se produire, est un champ périlleux.
Un auteur n'y fait pas de faciles conquêtes;
Il trouve à le siffler des bouches toujours prêtes:
Chacun peut le traiter de fat et d'ignorant;
C'est un droit, qu'à la porte on achète en entrant.

(Das Theater, reich an anspruchsvollen Kritikern, ist bei uns ein gefährlicher Boden für den, der an die Oeffentlichkeit treten will. Ein Autor macht dort keine leichten Eroberungen; er hat dort Münder vor sich, die immer bereit sind, ihn auszupfeifen. Jeder kann ihn als Laffen und Stümper behandeln; das ist ein Recht, das man an der Thür beim Eintritt kauft.)

Racine spricht nicht nur vom Pfeifen, sondern auch von gebratenen Aepfeln, die damals verkauft wurden wie heutzutage Orangen und mit denen man die Schauspieler bewarf:

Ces jours passés, chez un vieil histrion,
Un chroniqueur émit la question,
Quand à Paris commença la méthode
De ces sifflets, qui sont à la mode.
Ce fut, dit l'un, aux pièces de Boyer.
Gens pour Pradon voulurent parier;
Non, dit l'acteur, je sais toute l'histoire,
Qu'en peu de mots je vais vous débrouiller:
Boyer apprit au parterre à bailler;
Quant à Pradon, si j'ai bonne mémoire,
Pommes sur lui volèrent largement;
Mais quand sifflets prirent commencement,
C'est — j'y jouais, j'en suis témoin fidèle —
C'est l'„Aspar“ du sieur de Fontenelle.

(Bei einem alten Komödianten warf dieser Tage ein Zeitungsschreiber die Frage auf, wann in Paris der Brauch des Auspfeifens, das jetzt so in der Mode ist, angefangen habe. Der eine sagte, bei den Stücken von Boyer. Manche wollten auf Pradon wetten. „Nein,“ sagte der Schauspieler, „ich weiß die ganze Geschichte und will sie euch in wenigen Worten klar machen. Boyer brachte dem Parterre das Gähnen bei; was Pradon betrifft, so wurde er, wenn ich mich recht erinnere, ausgiebig mit Aepfeln beworfen; das Auspfeifen aber nahm seinen Anfang — ich habe mitgespielt und kann es zuverlässig bezeugen — beim ‚Aspar‘ des Herrn de Fontenelle.“)

Das Pfeifen wurde, nachdem es in der ruhmvollsten Epoche unsers Theaters mit seinem ganzen durchdringenden Ton erklungen war, durch eine Polizeiverordnung des Jahres 1690 für Theatervorstellungen verboten, und die Akten über die Gefangenen im For l'Evêque zeigen, daß die Offizianten des Polizeidirektors für die Beobachtung des Reglements sorgten.

Am 15. Juli 1736 wird Nicolas Sprimont aus Genf, der sich als Goldarbeiter bezeichnet, im For l'Evêque eingeliefert, weil er in der Opéra comique

gepfiffen hat. „Dieser junge Mann,“ bemerkt der Kommissär Lemaître, „erklärte sehr naiv, er habe die Gewohnheit, bei allen Vorstellungen zu pfeifen, und er habe nie gewußt, daß auf ein Vergnügen, das er bis dahin als sehr unschuldig angesehen habe, eine Strafe gesetzt sei.“

Bei der ersten Vorstellung des „Rajeunissement inutile“, eines dreiaktigen Lustspiels in freien Versen mit einem Divertissement von La Grange, ertönen überall im Theater Pfiffe. „Es war ein schrecklicher Lärm, es wurde geschrieen und gepfiffen,“ sagt der Exempt Bazin. Die Wache wurde beiseite gedrängt. Man verhaftete blindlings einen der Manifestanten, der durch einen ärgerlichen Zufall sich just als königlicher Gardist entpuppte. Er hieß Rozé.

Ebenso war am 30. März 1734 ein Geiger der Opéra comique, Namens Basson, ins For l'Evêque gebracht worden, der, während er seinen Part im Orchester spielte, eine Musik, die ihm nicht gefiel, laut auspfiff.

Wenn die Vorstellung aus war, hatten der in der Comédie dienstthuende Exempt und die ihm beigegebenen Leibgardisten ihre Aufgabe noch nicht beendigt. Sie mußten noch den Ausgang und besonders das gefürchtete Defilieren der Wagen überwachen, die in den engen Straßen die Thüren des Theaters versperrten.

„An der Thür der Theater befindet sich stets ein Ausrufer mit einer Stentorstimme, der schreit: ‚Der Wagen des Herrn Marquis! Der Wagen der Frau Gräfin! Der Wagen des Herrn Präsidenten!‘ Seine furchtbare Stimme schallt bis in die Schenken, in denen die Lakaien trinken, bis in die Billardzimmer, in denen die Kutscher sich zanken und streiten. Diese Stimme, die ein ganzes Stadtviertel erfüllt, übertönt alles, verschlingt alles, das ganze verworrene Geräusch von Menschen und Pferden. Auf dieses weitschallende Signal lassen Bediente und Kutscher Krüge und Queues im Stich und laufen herbei, um die Zügel wieder zu ergreifen und die Kutschenschläge zu öffnen. Dieser Ausrufer genießt, um seiner Brust eine übermenschliche Kraft zu geben, keinen Wein und trinkt nur Branntwein. Er ist immer heiser, aber gerade diese Heiserkeit giebt seiner Stimme einen dröhnenden und furchtbaren Klang, der dem einer Sturmglocke gleicht. Er geht bald an diesem Beruf zu Grunde. Ein andrer tritt an seine Stelle; er brüllt ebenso und stirbt wie sein Vorgänger vom vielen Fuseltrinken.“

Auf den Ruf kommen von allen Seiten Kutscher, Jockeys und Bediente herbei. Sie müssen sich in einer Reihe aufstellen und dürfen nicht vor den Thüren des Theaters derart stehen bleiben, daß sie den Zugang versperren; die Mietdroschken dürfen erst nach dem Defilieren der „carosses bourgeois“, der Privatkutschen, vorfahren, um Fahrgäste aufzunehmen, — eine notwendige, aber schwer durchführbare Maßregel. Die Kutscher sind gewaltthätig, viele von ihnen sind zum Schluß des Abends betrunken. Alles, was Livree trägt, hält zusammen und leistet einander Hilfe gegen die Wache. Mancher Kutscher antwortet dem Exempten oder dem Sergeanten, der ihm etwas zuruft, mit einem kräftigen Peitschenhieb. Die Wache will ihn verhaften. „Her zu mir, Livree!“ ruft er

den Kameraden zu, und zwischen der Wache und den Livreeträgern entspinnen sich Kämpfe, die oft drollig verlaufen, aber in andern Fällen zu blutigen Dramen werden. Viele dieser Kutscher und Lakaien sind in vornehmen Häusern bedienstet, und die Polizei zaudert mit ihrer Verhaftung: wenn sie wirklich den Bedienten ins For l'Evêque abführt, wie soll dann die Frau Marquise oder der Herr Präsident nach Hause kommen? In den meisten Fällen findet die Eintragung in die Gefangenenlisten des For l'Evêque erst am Tage nach dem Vergehen statt, nachdem die Frau Marquise oder der Herr Präsident die Verhaftung ihres getreuen Dieners genehmigt haben.

Der Polizeidirektor hielt es unter solchen Umständen bisweilen für nötig, strengere Strafen als eine Haft von wenigen Tagen in dem gemütlichen Gefängnis des For l'Evêque zu verhängen. Bei einer Sitzung im Châtelet verurteilt er Scipion Toussaint nicht nur zu neunjähriger Verbannung aus dem Gerichtsbezirk von Paris, sondern auch dazu, vor dem Opernhaus an drei aufeinanderfolgenden Spieltagen öffentlich zur Schau gestellt zu werden, vorn und auf dem Rücken eine Tafel mit der Aufschrift tragend:

Bedienter, der sich an der Wache der Oper vergriffen hat.

Diese Thatsachen sind uns, wie wir eingangs erwähnt haben, durch die Berichte der in den Theatern diensttuenden Polizeioffizianten bekannt. Hinsichtlich dieser Berichte, die ein so lebendiges Bild von dem Theaterpublikum im 18. Jahrhundert entrollen, drängt sich uns noch eine letzte Beobachtung auf. Alles darin steht in schroffem Gegensatz zu unsrer Zeit. Während die Theaterräume damals in ganz anderm Maße als heute von Leben, Lärm und Streit erfüllt sind, weisen diese Polizeiberichte selbst eine Grazie, Feinheit und einen litterarischen Zug auf, die zweifellos der entsprechenden Litteratur unsrer Zeit fehlen. Nachdem der Exempt über die Peitschenhiebe berichtet hat, mit denen ein betrunkener Kutscher einen Sergeanten der Wache traktiert hat, würdigt er das aufgeführte Trauerspiel. Es ist nach der Premiere des „Réveil d'Epiménide". Das Stück ist nicht durchaus ungünstig aufgenommen worden, obwohl es — so meint der wackere Exempt — kalt geschrieben ist. Der neue Harlekin hat beim Publikum Anklang gefunden, doch der Polizeioffiziant ist von ihm nicht ganz befriedigt und meint, daß seine Beliebtheit nicht anhalten wird.

Endlich findet man in den Berichten noch Angaben über die Einnahmen der Theater; man sieht zum Beispiel, daß in der Comédie Italienne das Maximum 2700—3000 Livres betrug, eine Summe, die, wenn man den Wert des Geldes in der damaligen Zeit in Betracht zieht, den höchsten zu unsrer Zeit von den entsprechenden Pariser Theatern erzielten Einnahmen gleichkommt.

Phantasie und Mathematik.

Von

Moritz Cantor (Heidelberg).

Vor einiger Zeit las ich in einem kleinen Lokalblatte folgenden Scherz:

„Immer derselbe. Stammgast, Professor der Mathematik, zur Kellnerin: Es ist Ihnen wohl zu wenig, wenn ich Ihnen täglich zwei Pfennige Trinkgeld gebe? Liebes Kind, das sind in 10000 Jahren 73000 Mark!“

Ich ärgerte mich! Nicht etwa darüber, daß hier einem Fachgenossen von mir die Dummheit zugetraut war, er habe durch seine Rede der Kellnerin und sich selbst ein unerreichbar fernes Lebensziel gesetzt, aber über die Ueberschrift: „Immer derselbe.“ So denken sich eben viele Leute den Mathematiker!

Eine blaue Brille, schon etwas defekter Cylinderhut, der die Glatze nur teilweise zu bedecken vermag, eine Portion Zerstreutheit, die höchstens beim Anhören einer Rechenaufgabe verschwindet, eine durch nichts aufzufrischende Trockenheit, die notwendige Folge der Beschäftigung mit dem trockensten Fache, das ist ein Mathematiker.

Ich zweifle nicht daran, daß bei dieser Schilderung mancher Leser, manche Leserin in den Schatz seit längerer oder kürzerer Zeit verblaßter Schulerinnerungen zurückgreifend beifällig nickt: so und nicht anders war er, der langweilige N. N., der uns mit dem pythagoräischen, mit dem ptolemäischen Lehrsatze, mit umgekehrter Regeldetri oder gar mit Buchstabenrechnung plagte; so sind die Mathematiker, fahren die genannten Leser und Leserinnen fort. Sie verallgemeinern die ungünstigen Eindrücke, die sie einmal empfangen haben, und betrachten entgegenstehende Beispiele als seltene Ausnahmen, nur dazu angethan, die Regel zu bestätigen. Ja sie gehen noch weiter, sie machen der Mathematik zum Vorwurfe, was einzelne Handlanger an deren Aufbau sündigen. Hört die Malerei, die Musik auf, eine erhabene Kunst zu sein, weil Anstreicher sich begnügen, die Außenwände der Häuser einfarbig zu übertünchen, weil Orgeldreher als einzige Abwechslung kennen, den Schunkelwalzer oder einen andern augenblicklich modernen Gassenhauer herunterzuleiern? Und dennoch giebt es jedenfalls mehr Anstreicher als Maler, mehr Orgeldreher als Komponisten. Und selbst unter den Malern, unter den Komponisten, wie vielen hat man bleibend den Ruhm der Künstlerschaft zugesprochen? Ich will in kein Wespennest stechen, ich will nicht in den Kampf zwischen alter, neuer und neuester Malerei, zwischen Tonkunst der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft anders als mit diesen wenigen Worten mich einmengen, ich will nur andeuten, daß nicht jeder ein Künstler ist, ein Künstler bleibt, der Pinsel oder Taktstock führt, ich verlange als Gegen-

leistung nur, daß nicht jeder als Vertreter der Mathematik betrachtet werde, der mit Kreide und Schwamm an der Schultafel sein Handwerk treibt.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Nichts liegt mir ferner als eine Geringschätzung des Schulmathematikers. Der Beruf, dem, um nur ganz wenige Namen zu nennen, ein Graßmann, ein Weierstraß, ein Fuchs kürzere oder längere Zeit angehörten, kann ganz gewiß mehr derartige Größen ersten Ranges enthalten, die nicht das Glück hatten oder haben, rechtzeitig erkannt zu werden, wenn nicht gar sich selbst zu erkennen. Hat es doch auch Jahre gedauert, bis der Rechtsanwalt Cayley zum berühmten Mathematiker Cayley wurde.

Mag, fahre ich nach dieser abwehrenden Zwischenbemerkung fort, mancher Mathematiker trocken sein, die Mathematik ist es nicht! Sie ahnen nicht, sagte einmal Gauß zu einem seiner Schüler, wie viel Poesie in der Berechnung einer Logarithmentafel steckt! Aber wie soll man dem großen Laienkreise den Zusammenhang zwischen Phantasie und Mathematik, den diese Plauderei erläutern möchte, klar machen? So viel ich sehe, können drei Gesichtspunkte geltend gemacht werden. Man kann auf die Aufgaben hinweisen, deren Lösung die Mathematik anstrebt; man kann die Frage aufwerfen, wie der Mathematiker arbeitet; man kann an dem Beispiele eines oder des andern großen Mathematikers zeigen, daß es ihm keineswegs an Phantasie gebrach.

Die Aufgaben, die der Mathematiker sich gestellt sieht, und zu deren Lösung er sein Werkzeug — das ist eben die Mathematik — immer mehr auszubilden Veranlassung fand, sind von größter Mannigfaltigkeit. Keine noch so große, keine noch so kleine Zahl des gewöhnlichen Denkens kann eine halbwegs deutliche Anschauung des Unendlichgroßen, des Unendlichkleinen des Mathematikers geben, und diese Begriffe selbst geleiten seine Phantasie in Weiten des Weltenraums, lassen ihn Kleinheiten von Bewegungsgrößen erschließen, denen gegenüber Teleskop und Mikroskop sich unbrauchbar erweisen. Auf rohe, sinnliche Anschauung gestützt mußte wohl die älteste Weltanschauung die Erde ruhend im Mittelpunkte des Weltalls sich vorstellen, eine Vorstellung, die überdies dem Selbstgefühl des Menschen schmeichelte. Nicht minder naheliegend war die Vermutung von Licht-, von Wärmestrahlen, die sinnliche Empfindungen im Auge, auf der Körperoberfläche des Menschen hervorbrachten. Die rechnende Phantasie war es, die beide Meinungen dem Tode entgegenführte. Schritt für Schritt vollzog sich dieser Vorgang. Immer mehr entwickelte sich die Mathematik, und immer weiter entfernte man sich von den anfänglichen Meinungen. Ein Kopernikus wagte es, die Erde gleich den übrigen Wandelsternen um die Sonne kreisen zu lassen. Ein Kepler gab die Gesetze dieser nicht kreisförmigen, aber doch kreisähnlichen Bewegungen. Ein Newton leitete die Gesetze aus einem einheitlichen Grunde her. Ein Gauß berechnete aus verhältnismäßig wenigen Beobachtungen eines zwar entdeckten, aber wieder verloren gegangenen kleinen Planeten die Himmelsstelle, an der man ihn zu suchen hatte und ihn wirklich wieder fand. Ein Leverrier erschloß aus Störungen in den Planetenbewegungen, die nicht erklärt werden konnten, es müsse ein weiterer Planet an einer gewissen Stelle vorhanden

sein, den vorher noch niemand geahnt, geschweige denn gesehen hatte, und Leverriers Rechnungen vertrauend entdeckte man den Neptun. Und wieder auf der andern Seite, welcher Weg von Huyghens, der das Licht als eine Wellenbewegung erkannte, bis zu Maxwell und Hertz, die die Einheitlichkeit der auf Bewegungen beruhenden Erscheinungen des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität mehr als nur wahrscheinlich machten. Welcher schöpferischen Phantasie bedurften diese Männer, um dichterisch vorauszusehen, was sie dann erst als wahr bewiesen.

Mit diesen letzten Worten bin ich schon an die Frage herangetreten, wie der Mathematiker arbeite. Unzweifelhaft läßt sie sich nicht einheitlich beantworten. Newton soll ja auf die Frage, wie er zu seiner Anziehungslehre gekommen sei, geantwortet haben: indem ich immer darüber nachdachte. Bei andern großen Mathematikern wird es wohl wie ein Lichtblitz gewesen sein, der ihnen plötzlich einen Ausweg zeigte, wo vorher alles verschlossen schien. Im Sommer 1852 hörte ich in Berlin bei Dirichlet eine Vorlesung über bestimmte Integrale. Er trug uns eines Tages die Lehre von dem Diskontinuitätsfaktor vor, eine seiner glänzendsten Erfindungen. Am Schlusse seiner Auseinandersetzung bemerkte er: Das ist ein ganz einfacher Gedanke, aber — und dabei strich er schmunzelnd seinen Bart — wenn man ihn nicht hat, so hat man ihn eben nicht! Wieder ein Fall ist mir erinnerlich, in dem ein Mathematiker untergeordneten Ranges sich während einiger Monate vergebens mit einer Aufgabe abgeplagt und sie dann beiseite gelegt hatte. Nach mehreren Jahren, in denen er nie mehr an jene Aufgabe gedacht hatte, erwachte er in der Nacht und sah die Lösung vor sich, die er, rasch Licht machend, durch wenige hingekritzelte Worte andeutete und folgenden Tages ausarbeitete. Der Vorgang läßt sich nicht anders erklären, als daß diejenige Geistesthätigkeit, die man den dunklen Hintergrund der Seele genannt hat, die scheinbar vergessene Aufgabe treu aufbewahrte und unbewußt daran arbeitend sie zur Lösung brachte. Geometer verfahren wieder anders. Man weiß, daß Plücker versuchsweise Kreise auf Papier zeichnete und auf solche Weise den Chordalpunkt dreier Kreise entdeckte. Steiner dagegen zeichnete fast niemals, wie denn auch in der That die Figuren, die zu den zahllosen von ihm entdeckten Sätzen in der Ebene und besonders im Raume gehören, allzu verworren aussahen, um gezeichnet werden zu können. Er sah sie mit geistigem Auge vor sich und verfuhr dabei mit kaum jemals trügender Sicherheit. Das sind zweifellos recht sehr verschiedene Arbeitsarten, aber eines dürfte ihnen doch gemeinsam sein. Der erfinderische Mathematiker arbeitet, je erfindungsreicher er ist, um so mehr mit der Phantasie. Das Endergebnis steht ganz oder teilweise fertig vor ihm, bevor er es in zulässiger Weise zu erreichen vermag, und der Beweis hinkt dem erfundenen Satze oft erst nach zahlreichen mißlungenen Versuchen hinten nach. Bei keinem Mathematiker ist dieses so sichergestellt wie bei Euler, der es ja liebte, den Fachgenossen einen Einblick in seine Geisteswerkstätte zu eröffnen.

Wohl! Die Mathematiker besitzen Phantasie und wissen auch sie zu ge-

brauchen. Aber vielleicht ist es nur eine ganz besondere, kleine, mathematische Taschenphantasie zum Privatgebrauche, wie Bolz sich in den „Journalisten“ ein ähnliches Taschenherz zuschreibt? Auch dieses Zugeständnis kann ich den Gegnern nicht machen. Methematiker und insbesondere hervorragende Mathematiker pflegen eine ganz besondere Befähigung zum Naturgenuß an den Tag zu legen. Ebendieselben sind in den meisten Fällen musikalisch veranlagt. Beides spricht doch entschieden für ein auch außerhalb der Mathematik reges Gemüts- und Phantasieleben. Nicht minder haben große Mathematiker sich eine Stellung in der Litteratur ihrer Nationen verdient. Man lese doch Keplers Traum vom Monde, um seine üppige, an Phantasterei grenzende Phantasie kennen zu lernen. Man erachte es nicht als verlorene Zeit, Galileis Gespräche über zwei Weltsysteme durchzulesen. Man erfreue sich an Pascals Provinzialbriefen und an seinen Gedanken. Man gebe sich die kleine Mühe, die Einleitung zu Lagranges Mechanik oder Aufsätze von Helmholtz mehr als nur flüchtig anzusehen, und man wird vielleicht nicht ohne Beschämung zugestehen, so ein Mathematiker könne doch unter Umständen recht schön schreiben, er sei nicht trocken, nicht langweilig.

Der Nobel-Friedenspreis und die norwegischen Preisrichter.

Von einem Preisgekrönten.

Zu den großartigsten Einrichtungen zur Förderung der Kulturarbeit der Völker gehört zweifelsohne die Nobel-Stiftung. Keine Akademie oder Universität der Welt ist im stande, so großartig hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Wissenschaft zu belohnen, wie die schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm dank der Nobel-Stiftung; kein Mäcen und keine Regierung hat so hohe Preise zur Krönung wissenschaftlicher Arbeit und kultureller Errungenschaften ausgesetzt, wie der verstorbene schwedische Ingenieur Alfred Nobel, der sein großes Vermögen von vielen Millionen zu diesem Zweck hinterließ.

Nachdem erst zweimal die Preisverteilungen von seiten der Nobel-Institute in Stockholm und Christiania stattgefunden haben, ist es unmöglich, schon den Einfluß der Nobel-Stiftung auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit in der Zukunft vorherzusagen. Aber es ist unbestreitbar, daß dieser Einfluß von Jahr zu Jahr größer und tiefgehender sein wird. Nicht allein der gerechte Ehrgeiz, durch den Nobel-Preis ausgezeichnet zu werden, wird als Sporn für das Studium der in Frage kommenden Zweige der Naturwissenschaften dienen, sondern die reichbedachten Nobel-Institute in der schwedischen Hauptstadt müssen naturgemäß bevorzugte Stätten der wissenschaftlichen Arbeit werden. Die Satzungen der Nobel-Stiftung und die Organisation der Preisverteilung von seiten der schwedischen Akademien gewähren in dieser Hinsicht die besten Garantien. Wir würden wünschen, dasselbe von der Erteilung des Nobel-Friedenspreises sagen zu können.

Es ist schon so oft und so viel von den Zuerkennungen der Nobel-Stiftung für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften geschrieben worden, daß wir der Mühe enthoben sind, darüber uns ausführlicher auszulassen. Leider ist aber bis jetzt

der Friedenspreis der Nobel-Stiftung und die Bedingungen seiner Zuerteilung sehr wenig beachtet worden, obgleich eben dieser Preis der Nobel-Stiftung das größte und allgemeinste Interesse der Kulturvölker in Anspruch zu nehmen bestimmt ist. Durch die Stiftung des Friedenspreises beabsichtigte Alfred Nobel dem idealsten Ziele seines Lebens Ausdruck zu geben.

*

Um die Bedingungen der Zuerkennung und den Zweck des Nobel-Friedenspreises richtig zu beurteilen, muß man sich die ganze Einrichtung der Nobel-Stiftung vergegenwärtigen. Von hervorragender Feder ist der Zweck und die Organisation dieser Stiftung schon in dieser Zeitschrift behandelt worden.[1]) Daher können wir uns mit einigen Bemerkungen begnügen.

Kraft des Testamentes vom 27. November 1895 hatte Alfred Nobel sein hinterlassenes großes Vermögen zur Preisverteilung bestimmt. Der Zinsbetrag sollte in fünf gleiche Teile geteilt und ein jeder Teil solchen Persönlichkeiten zuerteilt werden, die „im verflossenen Jahre (au cours de l'année écoulée) der Menschheit die größten Dienste erwiesen haben“ (auront rendu à l'humanité les plus grands services). Ein Preis ist zugedacht worden für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiete der Physik; ein andrer auf dem der Chemie; der dritte auf dem der Physiologie oder Medizin und der vierte für das beste litterarische Werk in idealer Richtung. Endlich der fünfte Preis ist vom Testator der Persönlichkeit zugedacht, die „am meisten und am besten für die Verbrüderung der Völker, die Aufhebung oder Begrenzung der stehenden Armeen, sowie auch für die Bildung und Förderung der Friedenskongresse gewirkt hat.“[2])

Zu Preisrichtern wurden von dem Testator auserkoren: für Physik und für Chemie die schwedische Akademie der Wissenschaften, für den medizinischen Preis das Karolinische Institut in Stockholm, für den Litteraturpreis die schwedische Akademie daselbst und endlich für den Friedenspreis das norwegische Storthing in Christiania.

Zur Ausführung dieser Testamentsbestimmungen ist die königliche schwedische Regierung mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgeschritten. Die von ihr gebilligten Statuten der Nobel-Stiftung gewährleisten nicht nur den internationalen Charakter der Stiftung, auf den der Testator ein ganz besonderes Gewicht gelegt hat, sondern sie beugen auch nach Möglichkeit jeden Ueberraschungen bei der Preisverteilung vor.

Die schwedischen Akademien haben, unter der Oberaufsicht der schwedischen Regierung, Nobel-Kommissionen ernannt zur Preisverteilung, in denen nicht nur die hervorragendsten schwedischen Gelehrten vertreten, sondern zu denen auch ausländische angesehene Kräfte zugezogen worden sind. Die außerschwedischen Gelehrten und Universitäten sind verpflichtet zu dem bestimmten Termin ihre schriftlichen Vorschläge und Gutachten der Nobel-Kommission einzureichen. Jede Berücksichtigung der politischen Richtung der Kandidaten ist absolut ausgeschlossen: die schwedischen Kommissionen beachten nur den wissenschaftlichen Wert und die gemeinnützliche Thätigkeit der Kandidaten.

Bis zum 1. Oktober jeden Jahres müssen die Kommissionen ihr Gutachten den schwedischen Akademien vorlegen, und bis zum 1. November muß die zuständige Klasse der Akademie ihre Gutachten abgeben. Endlich bis Mitte November müssen die schwedischen Akademien ihre endgültigen Entschlüsse hinsichtlich der Preiszuerkennung getroffen haben, und am 10. Dezember findet in Stockholm die feierliche Zeremonie der Preisverteilung an die Auserwählten statt.

Diese vorzügliche Organisation der Nobel-Stiftung in Stockholm hat sich vollkommen

---

[1]) Siehe „Die Nobel-Stiftung“ von J. H. van 't Hoff. Deutsche Revue, April 1902 (S. 80 flg.)

[2]) Der französische Text des Testamentes lautet: „à celui qui aura fait le plus ou le mieux pour l'oeuvre de la fraternité des peuples, pour la suppression ou la réduction des armées permanentes, ainsique pour la formation et la propagation des congrès de la paix.“

bewährt. Die schwedischen Akademien haben bei der zweimaligen Verteilung der Nobel-Preise für wissenschaftliche Leistungen nicht nur große Sachkenntnis, sondern auch absolute Unparteilichkeit bewiesen. Der internationale Charakter der Nobel-Preise ist gewissenhaft beobachtet worden: noch ist er keinem Schweden zuerkannt worden. Die bis jetzt von den schwedischen Akademien Gekrönten tragen die geehrtesten Namen im Gebiete der Naturwissenschaften. Es waren im Jahre 1901 Männer wie Behring, Röntgen und van 't Hoff; im verflossenen Jahre: Professor Fischer (Chemie), Mommsen und Dr. Roß (Liverpool). Es muß für uns Deutsche eine besondere Genugthuung sein, daß die Mehrzahl der Nobel-Preise Vertretern der deutschen Wissenschaft anheimgefallen ist.

Die schwedische Regierung und Akademien haben mit großer Gewissenhaftigkeit den letzten Willen Dr. Alfred Nobels berücksichtigt, und in Stockholm wird die Nobel-Stiftung grundlegend und segensreich für die Förderung der Wissenschaften wirken. Leider ist es unmöglich, dasselbe von dem Nobel-Komitee in Christiania zu bezeugen; der Nobel-Friedenspreis wird bald nur seinen Geldwert behalten, sein moralischer und kultureller Wert ist durch die beiden stattgefundenen Preisverteilungen fast zu Null herabgedrückt worden.

Ein solcher wesentlicher Unterschied in der schwedischen und norwegischen Auffassung des letzten Willens des Stifters Nobel läßt sich sehr einfach durch die wesentliche Verschiedenheit in der Organisation und Thätigkeit der Nobel-Kommissionen in Stockholm und Christiania erklären.

*

Es war fürwahr ein sehr verhängnisvoller Irrtum, daß Nobel in seinem Testament dem norwegischen Storthing die Zuerkennung des Friedenspreises auftrug. Er war ein Schwede, der schmerzlich den gegenwärtigen harten Zwist zwischen den beiden Schwesternationen empfand; er wünschte aufrichtig den Frieden zwischen ihnen. Darum hielt er es für nötig, in seiner großartigen Stiftung Norwegen nicht zu vergessen. Die vier ersten wissenschaftlichen Preise wurden den schwedischen Akademien überlassen; der Friedenspreis wurde dem Storthing anheimgegeben.

Dieser letzte Gedanke war sehr unglücklich.

Ein jedes Parlament ist als solches den verschiedenartigsten und sehr oft zufälligen Einflüssen ausgesetzt. Die Wähler lassen sich durch ihre Interessen und Eindrücke beeinflussen und nicht durch die erhabenen Prinzipien des Volkswohles oder der Gerechtigkeit. Darum ist leider eine jede politische Versammlung einseitig und parteiisch. Zu welchen Resultaten der Parteikampf führen kann, haben wir genügend in den verschiedensten Parlamenten der jüngsten Zeit gesehen. Scenen, die unlängst im Deutschen Reichstag stattfanden und gegenwärtig im österreichischen Reichsrat vorgehen, bieten unwiderlegliche Beweise für den Mangel an Ruhe, Selbstbeherrschung und Unparteilichkeit politischer Versammlungen, die aus Volkswahl herausgehen. Noch ist nie zuvor ein Parlament als Preisrichter in einer wissenschaftlichen oder kulturellen Stiftung eingesetzt worden. Dr. Alfred Nobel hat zuerst den Versuch gemacht, der in jeder Hinsicht als mißlungen anerkannt werden muß.

In der That ist das norwegische Storthing in der Organisation des Nobel-Komitees für die Zuerkennung des Friedenspreises ganz so vorgegangen, wie eine politische Versammlung immer vorgehen wird und muß. Im Storthing zu Christiania herrscht seit ein paar Jahren die Partei der Ultraradikalen — die Bauernpartei. Aus ihr ist die jetzige norwegische Regierung hervorgegangen, und sie hat die Preisrichter des Nobel-Preises ernannt. Das war natürlich unabwendbar.

Auf diese Weise kann man sich auch die gegenwärtige Organisation des Nobel-Komitees in Christiania erklären. Seine fünf Mitglieder gehören alle der herrschenden ultraradikalen Bauernpartei an; keiner von diesen Herren, mit Ausnahme des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson, ist außerhalb der Grenzen Norwegens bekannt und keiner von ihnen hat sich als Staatsmann oder politischer Schriftsteller einen Ruf erworben. Wir schätzen die dichterische Begabung des Verfassers des „Handschuh“ hoch, aber es ist uns

unmöglich, seine Kompetenz in der Frage anzuerkennen: auf welchem Wege man „am besten und am meisten“ (um mit Nobel zu reden), den Frieden der Welt fördern kann?

Wir erkennen gern an, daß der erste Präsident des norwegischen Nobel-Komitees, der Prokurator Dr. Getz, ein hervorragender Staatsmann und Jurist war, der vollkommen auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Durch seinen im Jahre 1901 erfolgten Tod hat das Nobel-Komitee einen Verlust erlitten, der bis jetzt nicht ersetzt worden ist.

Nur durch politische Motive, die das Storthing bei der Organisation des Nobel-Komitees völlig leiteten, kann man sich folgende Thatsache erklären. Unter allen bis jetzt lebenden Norwegern giebt es nur zwei Männer, deren Namen im Gebiete des internationalen Friedens- und Rechtswerkes einen guten Klang haben. Es sind diese: der Stiftsamtmann in Hamar Dr. Gram und der gewesene Staatsminister Hagerup. Der erstere ist internationaler Schiedsrichter gewesen und erfüllt gegenwärtig im Haager Tribunal die Funktionen des Obmannes im Konflikt zwischen Japan einerseits und Deutschland, Frankreich und England andrerseits. Hagerup ist Professor des Völkerrechts an der Universität zu Christiania und rühmlichst bekannt durch seine Werke und staatsmännische Begabung.

Diese beiden wirklich zur Zuerkennung des Friedenspreises befähigten und kompetenten Männer sitzen nicht im Nobel-Komitee und haben nicht den geringsten Einfluß auf seine Beschlüsse, weil sie nicht zu der herrschenden ultraradikalen Bauernpartei gehören!

Wenn man nun die Organisation der schwedischen Nobel-Kommissionen mit derjenigen des norwegischen Nobel-Komitees vergleicht, so kann man nur folgenden Schluß ziehen: in den schwedischen Kommissionen werden die Nobel-Preise von kompetenten inländischen und ausländischen Preisrichtern zuerkannt; im norwegischen Nobel-Komitee wird der Friedenspreis ausschließlich von einer Fraktion der herrschenden politischen ultraradikalen Partei in Norwegen, mit Ausschluß irgendwelcher ausländischen Preisrichter, zugesprochen. Wenn auch das norwegische Nobel-Komitee, nach eignem Gutdünken, dann und wann die Gutachten hervorragender auswärtiger Sachverständiger einziehen sollte, so bleiben doch seine Mitglieder souveräne Richter in der Zuerkennung des Friedenspreises.

Somit erweist sich, daß derjenige der Nobel-Preise, der, seinem Wesen nach, am meisten international ist, nämlich der Friedenspreis, bei seiner Zuerteilung ganz ausschließlich von den in Norwegen herrschenden politischen Sympathien und Vorurteilen abhängt. Es ist unmöglich anzunehmen, daß der großmütige Stifter ein solches Resultat gewünscht oder vorausgesehen hat.

*

Bei einer solchen Organisation des Preisgerichtes in Christiania ist die Wahl der Preisgekrönten so ausgefallen, daß sie das gerechte Erstaunen der ganzen denkenden Welt hervorgerufen hat. Zweimal haben die norwegischen Preisrichter ihr Urteil gesprochen, und beide Male mußte man den Kopf schütteln. Noch keinmal hat das Nobel-Komitee den Mut gehabt, den ganzen Preis einer einzigen Persönlichkeit zuzusprechen; man sieht, daß die norwegischen Preisrichter selbst im Dunkeln tasten, und ihr Endurteil ist augenscheinlich das Ergebnis eines gegenseitigen Kompromisses.

Bis jetzt haben, nach dem Urteil des norwegischen Nobel-Komitees, „am meisten und am besten“ für den Frieden und die Verbrüderung der Völker drei Schweizer Bürger und ein Franzose gewirkt. Die Staatsmänner und Juristen Europas und Amerikas würden sich umsonst die Köpfe zerbrechen, wenn man sie fragen würde: wer diese großen Wohlthäter des Menschengeschlechts und „Heroen des Friedens“ sind? Das Nobel-Komitee zu Christiania hat die Frage siegreich gelöst. Es sind Henri Dunant, Frédéric Passy, Ducommun und Gobat! Im Jahre 1901 wurden die beiden ersten gekrönt; im verflossenen Jahre die beiden letzteren.

Von diesen vier je mit dem halben Friedenspreis Gekrönten hat nur einer einen weltberühmten Namen, der ein gewisses Recht auf den Nobel-Preis gab. Das ist Henri Dunant, der die Gründung der Genfer Konvention und der Gesellschaften des Roten

Kreuzes zuerst anregte. Seine Verdienste um die Sache der Humanität während der internationalen Kriege stehen felsenfest und sind wirklich hervorragend. Aber wenn man ganz logisch und genau den Willen Alfred Nobels anlegen wollte, so müßte man sagen, daß Dunant nicht für den Frieden und nicht für die Verbrüderung der Völker gewirkt hat, sondern ausschließlich für die Humanisierung des Krieges. Er gab in seinem berühmten Buch: „Un souvenir de Solférino“ die Thatsache des Krieges, als eines unabänderlichen Uebels, zu und predigte nur die Verminderung der Schrecken des Krieges. Aber ein Friedensapostel zu sein, war gar nicht seine Absicht.

Jedoch sind, wie gesagt, die Verdienste Dunants groß und unbestreitbar. Wenn das Nobel-Komitee ihm auch den ganzen Friedenspreis zuerkannt hätte, so würde wohl niemand dagegen protestiert haben. Viel weniger bekannt und greifbar sind die Verdienste Frédéric Passys. Man weiß nur von ihm, daß er immer für den Frieden gesprochen hat und Vizepräsident verschiedener Friedenskongresse gewesen ist, die aus Liebhabern des Friedensgedankens in aller Herren Ländern zusammengesetzt sind. Dieser alte, ehrwürdige Herr ist ein überzeugter Feind des Krieges und seiner Greuel. Aber worin sein Wirken zum Besten des Friedens besteht und welche Kriege er durch sein Wort verhütet und inwiefern er die Regierungen oder auch nur die französische zur Annahme des Schiedsgerichts in internationalen Streitigkeiten bewogen hat, — ist bis heute ganz unbekannt. Als im vergangenen Jahre die französische Regierung zur Unterstützung höchst zweifelhafter Forderungen der Herren Lorando und Tubini gegen die Türkei ungerechtfertigte Repressalien unternahm, haben wir nicht Passys Stimme gehört, die zum Frieden und zur Anrufung des Haager Schiedsgerichtes hätte ermahnen können. Er hätte es damals um so mehr thun sollen, als er schon mit dem Friedenspreis gekrönt worden war.

Was endlich die im Dezember 1902 mit dem Friedenspreis gekrönten beiden Schweizer Ducommun und Gobat betrifft, so hat diese Wahl das gerechte Erstaunen und Befremden der ganzen zivilisierten Welt hervorgerufen. Niemand hatte von diesen hervorragenden Vertretern des Friedenswerkes in der Welt etwas gelesen oder gehört. In keinem biographischen Lexikon oder Buche über internationale Politik oder Recht konnte man über sie Aufschluß erhalten. Dennoch haben sie „am meisten und am besten“ für den Frieden und die Völkerverbrüderung gewirkt!! Erst nach der Preiszuerteilung brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Ducommun Ingenieur ist und Gobat schweizerischer Pädagog. Wir haben in keiner Weise die Absicht, die Ingenieurkunst und das pädagogische Talent dieser ehrenwerten schweizerischen Bürger zu bestreiten. Nur interessiert uns die Frage: worin bestand ihr Wirken, „am besten und am meisten“ für den Frieden und die Verbrüderung der Völker? Wo sind die Resultate ihrer so glänzend vom Nobel-Komitee gekrönten Thätigkeit?

Eine solche Frage zu stellen hinsichtlich der von den schwedischen Nobel-Kommissionen Gekrönten würde ganz müßig sein, weil ein jeder Gebildete ihre Thätigkeit und ihre wesentlichen Verdienste kennt. Die Wahl der Auserkorenen des norwegischen Nobel-Komitees erregte aber Erstaunen und Befremden, und die oben gestellten Fragen sind vollkommen gerechtfertigt.[1])

Die norwegischen Friedenspreisrichter haben selbst das Sonderbare ihrer Urteilsfällung gefühlt und urbi et orbi kund gethan, daß Ducommun und Gobat Sekretäre des Bureaus der Friedenskongresse in Bern seien! Sollte man nun aber die Staatsmänner oder internationalen Juristen Europas fragen, was dieser Berner Friedenskongreß und sein Bureau bezwecken, so würde man gewiß nur auf Achselzucken und Befremden stoßen.

Das norwegische Nobel-Komitee ist augenscheinlich andrer Meinung hinsichtlich dieses Friedenskongresses und seines Bureaus: es hat in den Personen der Herren Passy,

---

[1]) Es ist wahrhaft spaßhaft, wenn man in der „Friedenswarte“ (v. 17. Dez. 1902) liest, daß Ducommun ein „Heroe des Friedens“ sei und daß sein Name mit Recht neben dem von Mommsen genannt werden könnte! Risum teneatis ...

Ducommun und Gobat dessen ganzes Bureau gekrönt. Folglich muß man diesem Kongresse sowie auch dem interparlamentarischen Friedenskongresse eine weltbewegende Bedeutung zuerkennen, und darum wurde das Bureau in den Personen des Präsidenten und der beiden Sekretäre als „Heroen des Friedens“ gekrönt. Geht es so weiter, dann können wir hoffen, daß in den nächsten Jahren alle Mitglieder dieser Kongresse, zu denen, wenn wir nicht irren, auch die einflußreichsten Mitglieder des Nobel-Komitees gehören, mit dem ganzen oder geteilten Friedenspreis bedacht werden. Um die Entscheidung der folgenden Jahre zu vereinfachen, würden wir raten, in alphabetischer Reihenfolge vorzugehen. Eine Verlosung dürfte auch sehr angebracht sein ...

*

Nachdem wir nun ganz unparteiisch das vom norwegischen Nobel-Komitee befolgte Verfahren bei der Zuerteilung des Friedenspreises betrachtet haben, bleibt uns zuletzt noch übrig, die Grundfrage zu erörtern: was soll der Nobelsche Friedenspreis sein?

Zur Erörterung dieser Frage ist es unbedingt nötig, den letzten Willen des Stifters zu berücksichtigen.

Dieser Preis soll dem zuerkannt werden, der laut Testament des Stifters „am meisten und am besten für die Verbrüderung der Völker, für die Aufhebung oder Verminderung der stehenden Armeen sowie auch für die Bildung und Förderung der Friedenskongresse gewirkt hat“. Dr. Alfred Nobel spricht immer vom „Werke des Friedens“ (l'oeuvre de la paix). Es fragt sich nun, ob der Stifter des Nobel-Preises unter diesem „Werke des Friedens“ und dem Wirken im Sinne des Friedens Thaten oder Worte sich gedacht hat.

Wer den ernsten und schweigsamen Sprengstofferfinder persönlich gekannt hat und eine richtige Idee von seinem Charakter und Wirken bekommen konnte, bei dem kann kein Zweifel über den wahren Sinn der Stiftung des Friedenspreises obwalten. Jeder Art hohler Phrasen oder Spiegelfechtereien waren seiner Natur gründlich zuwider. Dr. Alfred Nobel war ein zu hervorragender Naturforscher, um ein Freund von leerer Phraseologie zu sein. Er war ein Mann der That und nicht der Phrase; er war ein Arbeiter und nicht ein Schwätzer; durch beharrliche und unermüdliche Arbeit hat er sein Lebensziel erreicht und durch zähes Streben seine Arbeitskraft im Kampfe des Lebens gestählt und erprobt.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß der Stifter des Friedenspreises die gleichen Grundsätze auch bei dessen Zuerkennung im Auge hatte. Dieser Preis soll durch die Werke und Thaten im Dienste des Friedens, nicht durch glänzende Reden oder wohlklingende Phrasen errungen werden. Wenn Nobel das Gegenteil gedacht hätte, so würde der Friedenspreis eine Verleugnung seines ganzen Lebens und Strebens bedeuten. Das kann aber nicht der Fall gewesen sein, denn es würde der ganzen Natur und dem Hauptcharakterzug des hochherzigen Naturforschers völlig widersprechen.

Er wollte Thaten, aber nicht Worte! Wenn Nobel die Bildung der Friedenskongresse gekrönt wissen wollte, so meinte er bestimmt solche Kongresse, die zu einem praktischen Resultat führen, nicht aber internationale Versammlungen, deren Beschlüsse kein vernünftiger Staatsmann beachten kann.

Wenn man den Standpunkt des norwegischen Nobel-Komitees gutheißen würde, so müßte man von ihm verlangen, daß alle die Redner und Schriftsteller, die unaufhörlich rufen: „Nieder mit den Armeen!“ „Waffen nieder!“ „Krieg dem Kriege!“ mit dem Friedenspreise gekrönt würden. Ihre Zahl ist jetzt schon sehr groß, und wenn diese leichte Mühe und Arbeit noch jährlich mit 150000 Reichsmark belohnt wird, so kann man überzeugt sein, daß die Zahl der Mitglieder der Friedenskongresse bald Legion sein wird. Ein jeder kann die Ehre haben, an solchen Kongressen und an den Diners und Lustfahrten, die damit immer verbunden sind, teilzunehmen. Und wahrlich, besonders schwierig ist es nicht, eine fulminante Rede zu halten über das dankbare Thema: „Waffen nieder und ewiger Frieden!“ Jedoch müßten die norwegischen Friedenspreisrichter sich darüber klar sein,

daß ihr Entschluß, nur die Worte, nicht die Thaten zu krönen, durchaus dem Willen des Stifters widerspricht. Wenn aber die jetzige Richtung des Nobel-Komitees in Christiania die Oberhand behält, so wird der Einfluß der Nobel-Friedensstiftung der unheilvollste sein, den man sich denken kann.

Die wahren Freunde des Friedensgedanken haben unsäglich viel darunter zu leiden, daß man sie als Utopisten und Phrasenhelden hinstellt, indem man ihnen jeden praktischen Einfluß auf die Politik der Regierungen und das internationale Leben abspricht. Wenn nun aber ausschließlich den Vertretern der Phrase und nicht der That der Nobel-Preis zugesprochen werden soll, so muß er mit jedem Jahre mehr seinen moralischen und praktischen Wert verlieren. Der Friedenspreis wird nur einen Geldwert haben für die Preisgekrönten oder — ihre Gläubiger; denn nach schweizerischen Zeitungen sollen die Gläubiger von zweien unter den drei mit dem Nobel-Preis bedachten Schweizern sofort Beschlag auf die zugesprochene Summe gelegt haben! Wenn das der Fall gewesen ist, so sind die Gläubiger mit dem Friedenspreis bedacht worden, und ihre Freude über die Nobel-Stiftung muß eine rührende gewesen sein.

*

Zum Schluß unsrer Betrachtungen erlauben wir uns folgende Forderungen aufzustellen, die wir dem schwedischen Verwaltungsrat der Nobel-Stiftung in Stockholm sowie auch dem Storthing in Christiania zur ernstlichen Betrachtung empfehlen.

Erstens: Das Storthing müßte das Nobel-Komitee in der Art organisieren, daß dieses nicht ein bloßer Ausschuß von ihm sei. Zu diesem Zweck müßten Norweger und Ausländer, unabhängig von ihren politischen Richtungen, in das Komitee gewählt werden.

Zweitens: Dieses neuorganisierte Nobel-Komitee müßte eine genaue Richtschnur für seine Thätigkeit erhalten, die die Notwendigkeit eines bestimmten praktischen Nutzens der Arbeit und des Wirkens zum Besten des internationalen Friedens als Hauptbedingung für die Zuerkennung des Friedenspreises aufstellt. Bloße Reden und Romane dürften niemals als Begründung zur Preiskrönung in Betracht kommen.

Endlich drittens: Zur Vorbeugung der Zuerkennung des Friedenspreises an ganze Korporationen oder Gesellschaften, wie die obenerwähnten Friedenskongresse, ist es unbedingt notwendig, den 4. Artikel der Statuten der Nobel-Stiftung in dem Sinne abzuändern, daß Korporationen oder Gesellschaften von der Preisverteilung ausgeschlossen sind. Es widerspricht thatsächlich dem gesunden Menschenverstand, den Friedenspreis einer Gesellschaft zuzuerkennen, deren gegenwärtige Mitgliedschaft nicht den geringsten Anteil gehabt hat am Friedenswerk früherer Generationen oder möglicherweise sogar dieses verleugnet haben kann. Nur die Krönung der That des einzelnen kann ein Sporn zu weiterem Fortschritt der menschlichen Thätigkeit werden. Auch hat Nobel selbst in seinem Testament niemals die Zuerkennung der Preise an Korporationen, Institute oder Gesellschaften erwähnt.

Wir sind fest überzeugt, daß, wenn man unsre obigen Vorschläge in Stockholm und Christiania würdigt, der Friedenspreis einer der großartigsten Hebel für die Arbeit zum Besten des Völkerfriedens und der Völkerverbrüderung werden wird. Er wird den Friedensbestrebungen den heiligen Ernst der That und der Opferwilligkeit geben und den unheilvollen Einfluß der bloßen Phrase für immer beseitigen.

Der Nobelsche Friedenspreis muß dahin wirken, daß in der Seele der Völker und der Regierungen endlich die Ueberzeugung Wurzel faßt, daß Recht und Gerechtigkeit auch im internationalen Verkehr herrschen müssen.

Der Weg zum Frieden ist aber der Weg des Rechtes! Je höher im internationalen Leben die Achtung des Rechtes ist, desto fester sind die Grundlagen des Völkerfriedens.

* * *

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Entlastung und Belastung unsrer Armee.

Die kürzer gewordene Dienstzeit bei den Fußtruppen belastet ganz zweifellos diesen Hauptteil der Armee, indem in zwei Dritteln der früheren Zeit dasselbe in kriegsgemäßer Ausbildung geleistet werden muß. Dasselbe? Nein, mehr! Der Trieb, das Möglichste zu leisten und der Blick nach den Leistungen der guten und bösen Nachbarn spornt immer wieder an, das Höchste zu leisten. Auch die Vorgesetzten setzen den Sporn ein. So hat sich denn allmählich ein Wettkampf der Armeen untereinander und innerhalb der Armeen entwickelt, so daß scharf sehen wollende Beobachter die Behauptung aufstellten, daß in der Armee eine gewisse Nervosität herrsche. Nach unsrer, durch die Erfahrung gereiften Ueberzeugung glauben wir nicht daran, daß der militärische Dienst an und für sich, und wenn er noch so scharf gehandhabt und verlangt wird, nervös machen kann. Sollte trotzdem die Behauptung der Nervosität als zutreffend erkannt werden, so müssen Nebenumstände, wie Ueberkultur, Verweichlichung durch sie, ein Abstreifen der Manneswürde im unverwandten Blick nach oben, allzugroße Anforderungen in geselliger Beziehung bei Nichtbalancierung mit den eignen Mitteln eine Nervosität veranlaßt haben. Genug, wir schalten die Nervosität, als noch nicht bestehend, als eingetretene Mehrbelastung aus. Wir erblicken die Belastung in dem schwierigeren Stoff, der in kürzerer Zeit zu bearbeiten ist, in der Verschlechterung des Geistes der Mannschaften durch eingeimpfte Irrlehren und in der Abnahme der Körperdurchschnittskraft der Eingestellten.

Dieser Belastung gegenüber ist eine Entlastung der Lehrer dieser größer und weicher gewordenen Masse, der Offiziere und Unteroffiziere, angeregt und in geringem Grad durchgeführt worden.

Wird von einer Entlastung gesprochen, so kann sich diese nur beziehen auf Verteilung der Last auf eine größere Anzahl von Schultern — das bedingt eine Vermehrung — auf Erleichterung der Widerstandskraft, sagen wir der Kürze halber geschäftsmäßig, der Bedrückten, durch materielle Besserstellung und durch gewissermaßen moralische Mittel, um den Druck der Belastung leichter und williger zu empfinden.

Daß nach diesen Richtungen hin für die Unteroffiziere mehr geschehen konnte wie für die Offiziere, ist natur- und zeitgemäß. Der Offizier ist immer da, er stellt sein ganzes Ich zur Verfügung; er freut sich, wenn er entlastet oder belohnt wird, er trägt aber auch willig seine Last. Das entbindet nicht die, die den Offizierstand lieben, Vorschläge in die Welt zu bringen, die sie geeignet halten, bei Wahrung der großen Heeresinteressen dem Offizier zu nutzen.

Derartige Vorschläge sind seither massenhaft veröffentlicht worden. Der Erfolg von denen, die sich auf Entlastung der Offiziere als Lehrer beziehen — und nur mit diesen haben wir es heute zu thun — ist, mathematisch bezeichnet, etwa = 0,01. Dies klägliche Resultat ist zum Teil dadurch zu erklären, daß die Vorschläge oder Betrachtungen in nichtoffiziösen Zeitungen oder Zeitschriften erschienen, denn ganz eigentümlicher Weise steht die offene Aussprache, selbst höchststehender aktiver Offiziere, in offiziösen Zeitschriften in Rußland auf weit höherem Niveau wie in Deutschland. Erst jetzt öffnete das „Deutsche Militär-Wochenblatt“ seine Spalten einem Aufsatz, der mit der von uns aufgeworfenen Frage Hand in Hand geht. Er spricht sich über „Wert des Drills und seine Grenzen“ aus, und kein geringerer wie der General der Infanterie z. D. v. Blume ist sein Verfasser.

Drill oder Erziehung kam seit langer Zeit in der deutschen Armee nicht in Frage,

aber Drill und Erziehung. Etwa seit 1888 mit dem Erscheinen des noch jetzt gültigen Infanterie-Exerzierreglements neigt man dazu, den Satz „Drill und Erziehung" umzusetzen in den: Erziehung und Drill. Welche Grenze dem Drill zur Ermöglichung einer besseren Erziehung und Gefechtsausbildung gezogen werden soll, das erörtert nun General v. Blume. Die von ihm angegebene Richtung würde, wenn sie eingeschlagen werden sollte, eine Umwälzung in der Ausbildung der Armee, nicht nur der Infanterie, sein. Die Klärung der Frage ist nicht nur für die Armee, sondern auch für die Allgemeinheit von Bedeutung, denn von dem Geist in unsrer Ausbildungsmethode hängt Sieg oder Niederlage der Armee ab und hiervon das Steigen oder das Fallen der Nation. Treten wir daher der Anregung des Generals v. Blume näher.

Er sagt im wesentlichen: Mit zweijähriger Dienstzeit und Anerkennung des Schützenschwarms als der fast ausschließlich zur Anwendung kommenden Kampfform der Infanterie verträgt sich nicht starres Festhalten an den überlieferten Drillanforderungen. Wenn das Exerzierreglement seinem Geiste nach erfaßt wird, so ist es einer maßvollen Verminderung des Zeitaufwandes für den Exerzierdrill nicht hinderlich. General v. Blume erkennt den Wert des Drills nur so weit an, daß er ihn für die Dienstformen vollkommen beibehalten, daß er den Exerzierdrill nicht auf die Bataillone ausgedehnt, für die Compagnie und den Trupp etwas vermindert wissen will. Er sagt, „der Vorteil des Schulexerzierens hört da auf, wo der einzelne Mann sich nicht mehr scharf beobachtet weiß, also bei der Compagnie." Wenn schon hierin Mittel zum Zeitgewinn zu erkennen sind, so wird eine fernere Kraft- und Zeitersparnis erzielt, wenn die Bewegungen der Bataillone und größerer Abteilungen nie im Tritt verlangt werden, und wenn ferner die Compagnie den Parademarsch nur in der Compagniekolonnenformation, nie in Compagniefront, zu zeigen hat. Eine weitere Zeitersparnis, bei gleichzeitiger Durchführung einer rationellen kriegsgemäßen Ausbildung, wäre zu erzielen durch eine Aenderung des Besichtigungsmodus: Die Compagnien sollen möglichst spät in der den Herbstübungen vorangehenden Zeit und zwar gleichzeitig in allen Dienstzweigen, besichtigt und die Bataillone sollen einzig und allein im Gelände daraufhin gesehen werden, ob der Kommandeur seine Compagniechefs im Verständnis der Gefechtsaufträge erzogen hat.

In der Armee werden sich gar manche gegen diese Ideen aufbäumen. Ganz unbedingt treten wir den Ausführungen bei, die sich auf den Besichtigungsmodus und auf das ungesunde Hinarbeiten auf die gerade bevorstehende Besichtigung beziehen. Das Nichtabreißen der Besichtigungen ist der Uebel größtes. Würde hier Wandel geschaffen, so wäre es noch nicht einmal geboten, allen übrigen Vorschlägen des Generals v. Blume näher zu treten. Zunächst müßte man probieren, dann die Gedanken austauschen, dann für das Ganze befehlen: An dieser und dieser Stelle hört der Drill auf. Hier die Grenze zu ziehen, ist sehr, sehr schwer, und ob die in Friedenszeit als richtige Grenze gefundene sich vorm Feinde bewährt, das ist eine weitere Frage. Ging man da im Frieden zu weit in der Zurückdrängung des Drills, dann ist das Unglück nicht mehr gut zu machen. Und so eine gewisse, nicht allzu seltene Zurückdrängung der taktischen Durchdenkungsarbeit zu Gunsten eines hübschen, strammen Exerzierens erhält dem Frontoffizier seine Elastizität und seine Freudigkeit. Die Gefahr bei der Grenzbestimmung des Drills erkennt übrigens auch General v. Blume an, denn er sagt: „Wer den Wert des Drills als richtig anerkennt, wird zu dem Ergebnis kommen, daß es geboten ist, die Vorteile, die er gewährt, auch fernerhin für uns insoweit nutzbar zu machen, als Zeit und Kräfte hierfür ohne Beeinträchtigung einer gründlichen Ausbildung für das Gefecht in zerstreuter Ordnung ausreichen. Aber auch nur so weit!"

Die Vorschläge des Generals v. Blume bedeuten zur Beantwortung unsrer Frage „Belastung und Entlastung" nur eine Verschiebung in der Belastung der Offiziere und der Unteroffiziere. Deren Entlastung würde nicht erreicht; im Gegenteil, sie wären geistig mehr belastet, weil das Exerzieren eine geistige Erholung gegenüber der individuellen Ausbildung

von Unterführern und Mannschaften im Felddienst und den scharf auszudenkenden, durchzuführenden und zu kritisierenden Felddienstübungen ist.

Eine Entlastung im Dienstzeitaufwand ist überhaupt wohl nicht zu ermöglichen. Da bleibt denn nur das Mittel übrig, zu einer moralischen Entlastung zu greifen, die mit einer Erhöhung der Freudigkeit im Dienst Hand in Hand zu gehen hätte.

Wir leben jetzt in der Aera, da der Bogen in allen Dienstzweigen gleich stark angespannt ist und da die Vorgesetzten es lieben, die Leistungen ihrer Untergebenen auf allen Gebieten einem Vergleich zu unterziehen. Und die Dienstzweige sind in ihrer Verwertung vorm Feinde bemessen, doch so sehr verschieden! Und die Menschen, die die Dienstzweige zu kultivieren haben, sind doch in ihrer Befähigung und in ihren Neigungen so sehr verschieden! Als allerwichtigster Dienstzweig wird wohl von jedem Kriegserfahrenen die Gefechts- und Feuerdisciplin anerkannt. Aber gerade diese ist nach den Friedensresultaten am schwierigsten zu bewerten. Eine Compagnie, die beispielsweise die besten Friedensschießplatzresultate zu verzeichnen hat, ist noch lange nicht die beste im Marschieren vorm Feind, im Ertragen der blutigen Verluste, im Immerwiederanstürmen und im Drang zu siegen oder zu sterben! Da hat in der Regel das Friedenspräzisionsschießen ein Ende. Wer sich darüber belehren will, daß der Geist und der Murr, der in dem Manne steckt, im Ringen um die Siegespalme den mächtigsten Ausschlag giebt, dem sei das neueste, prächtige Werk des Majors Kunz über die Schlacht von Wörth empfohlen. Hier entschied der Geist und der Stahl, der in der Truppe war, hier dominierte die Psyche über die im Frieden prämiierten Schießresultate und Terrainbenutzungskunststücke! Ferne liegt es uns, die beiden letzteren Ausbildungszweige nicht voll zu bewerten, — sie sollen nur nicht übertrieben hoch eingeschätzt werden, und derjenige, der eine geringere Begabung zu ihrer Kultivierung hat, der sollte im Gesamturteil nicht leiden. Gerade er versteht vielleicht im feindlichen Feuer das Gelände besser zum Vorteil seiner Truppe auszunutzen, wie ein im Frieden bestandener Künstler. Der deutsche Offizier mit seinem herrlichen und fast einzig dastehenden Pflichtgefühl bedarf keiner Anstachelung durch Vergleiche mit andern und durch Prämiierung! Er vergleicht sich schon im stillen selber mit andern und excelliert, je nach seiner Eigenart, in diesem, jener in anderm. So war es früher, und das hat ein gesundes, neidloses Streben gezeitigt, und es hat die Freudigkeit im Dienst gefördert. Es mag hart klingen, es ist aber wahr: eine gewisse Aengstlichkeit ist eingetreten, ob man auch in allem genügt, bei andern ein gewisses Streben, das in seiner Ausgeburt einem kalten, häßlichen Streber als Rückendeckung dienen könnte. Mit Recht wurde an andrer Stelle gesagt: „Sollte es thatsächlich nicht möglich sein, ohne Vergleichen, Bewerten auszukommen. Würde nicht ein Fortfall dieser gleichsam inquisitorischen Thätigkeiten ein Plus ritterlicher Eigenschaften zur Entwicklung kommen lassen, dem gegenüber das befürchtete Minus an Eifer und Arbeit gar nicht in die Wagschale fallen würde?“

Wir halten dafür, daß in der Pflege der Charaktere und ritterlicher Gesinnung die Krönung der Arbeit innerhalb der Offiziercorps zu erblicken ist. Eine freiere Auffassung im Dienstbetrieb, ein Verscheuchen der Aengstlichkeit, steht im Gefolge, ein Wetteifern im schönen Sinne des Wortes findet statt, und — der harte Dienst wird mit größerer Leichtigkeit getragen, — es findet eine moralische Entlastung statt.

Ungerecht aber wäre es, nachdem wir, wenigstens nach unsrer persönlichen Ueberzeugung, diskutierbare Handhaben zur Entlastung der Offiziere gegeben haben, wenn wir nicht auch an die Entlastung des gemeinen Mannes denken wollten. Erinnern wir uns doch ungern des ersten Kommandos bei beginnenden Anstrengungen in der Hitze: „Kragen auf!“ und ist doch der erste Gedanke, wenn es gilt, den Feind anzugreifen, sich des Gepäcks zu entledigen! Und verdient der Brave, Unermüdliche, dem man während seiner kurzen Dienstzeit wahrlich nichts schenken kann, nicht wenigstens im Tragen des Gepäcks eine Entlastung?

Von Frankreich kommt die Kunde, daß man dort durchgreifende Kleidungs- und Aus-

rüstungsabänderungen plane. Eigentümlich ist es, daß die Expedition nach China und der Hinblick auf den Krieg in Südafrika dem Bedürfnis nach Reformen in Bekleidung einen größeren Nachdruck verliehen haben wie der große Krieg 1870/71.

Für Deutschland kann man zugestehen, daß die Erleichterung des Gepäcks seit 1884 schärfer ins Auge gefaßt ward, und in der allerneuesten Zeit ist bei der ostasiatischen Besatzungsbrigade eine neue Bekleidung und Ausrüstung der Probe unterstellt. Die bis jetzt erzielte Entlastung ist aber verhältnismäßig minimal. Man kann annehmen, daß der Infanterist der europäischen Armeen 27 bis 30 Kilogramm zu tragen hat. Nachdem man in dem Streben, möglichst viel Mannschaften einzustellen zur Erreichung möglichst großer Heere, in den Anforderungen an die Mindestgröße herabgegangen ist — in Deutschland bis zu 154 Centimeter —, ist ein neuer Grund hinzugekommen, der Gepäckerleichterungsfrage näher zu treten, denn je kleiner der Mann wird, desto leichter wird er bei Annahme sonst gleichmäßiger Verhältnisse, und je leichter er wird, desto schwerer fällt ihm das Tragen eines gewissen Gewichtes. Das Durchschnittsgewicht eines Mannes von 160 Centimeter Größe beträgt 62,5 Kilogramm, von 157 Centimeter = 60 Kilogramm, von 154 Centimeter = 57,5 Kilogramm. Der Mann mit diesem letzteren Eigengewicht, zu dem übrigens auch mancher Größere durch die Anstrengungen und Entbehrungen während des Feldzuges reduziert wird, hat demnach bei den jetzigen Gepäckverhältnissen die Hälfte seines Eigengewichts zu tragen. Er wird durch dieses ungünstige Verhältnis zu einem Lastträger degradiert, und die Frage des Laien ist nicht unberechtigt:

Was nutzt es, wenn man den Infanteristen mit einem noch so guten Gewehr ausgerüstet hat und er kommt nach beschwerlichem Marsch, niedergedrückt durch schweres Gepäck, in einer solch erschöpften Verfassung vor den Feind, daß ihm die körperliche und geistige Elastizität zum richtigen Gebrauch seines Gewehres fehlt, daß er unfähig ist, die weit größer wie früher gewordenen Strecken im weit intensiveren feindlichen Feuer zurückzulegen, und daß er nicht im stande ist, den weit länger wie früher dauernden Kampf durchzuführen?

Es ist ein ganz unbedingtes Gebot, das vom Soldaten zu tragende Gewicht zu erleichtern und nur solche Soldaten zum Dienst vorm Feind einzustellen, die dieses erleichterte Gewicht tragen können, ohne an ihrer Gefechtskraft einzubüßen. In letzterer Richtung wurde sich in der Abhandlung im Septemberheft 1902 „Der bewaffnete europäische Frieden und die Abrüstungsfrage“ ausgesprochen.

Zur Frage der Entlastung durch Gepäckserleichterung stellen wir die Behauptung auf, daß alle Versuche scheitern werden, solange an der Bedingung der langen Friedenstragezeiten der Ausrüstungsstücke von den Behörden festgehalten wird, denn um diesen Bedingungen zu genügen, wird eine solche Solidität erforderlich, daß diese wiederum einen ungünstigen Einfluß auf die Gewichtsverhältnisse übt.

Von Tragezeiten in der königlich preußischen Bekleidungsordnung seien angeführt: Für den Helm 40 Jahre, für die Patrontaschen 30 Jahre, im Krieg dagegen 84 Monate, für die Kartusche 30 Jahre, für die Mantelriemen 20 Jahre, für das Kochgeschirr 15 Jahre, für den Leibriemen 12 Jahre, für den Tornister 10 Jahre, im Krieg dagegen 36 Monate. Faßt man die beiden Kriegsdauerzeiten 84 und 36 Monate = 7 und 3 Jahre ins Auge, und sieht man ganz ab von der Unmöglichkeit, daß Zukunftskriege mit den Massenheeren und der Massenverpflegung sich auf 3 Jahre hinziehen können (die monatlichen Kosten einer Armee von 2 Millionen vorm Feinde auf dem Festlande betragen nach billigster Berechnung 360 Millionen Mark), so dürfte aus diesem Gebot der Kriegsdauerzeit der Rückschluß auf eine gewiß übertriebene Solidität und eine oft *ungebührliche Schwere* gezogen werden.

Es geht hieraus hervor, daß die Wünsche des Feldsoldaten hinter die Ideen des Friedensintendanten gestellt werden. Das ist ein Unding. Hoffen wir auf eine Umkehr, zur Einkehr in die richtige Bahn — zur Entlastung der Knochen unsers braven „pommerschen“ Grenadiers!

Entlastung der Offiziere und der Gemeinen — der Unteroffizier kommt hier weniger

in Betracht, weil er seine Dienstzeit zur Erlangung einer späteren Existenz ausnutzen kann und weil für ihn vorzüglich gesorgt ist — ist anzustreben zur höheren Belastung bei Ausübung der auf den Krieg hinzielenden Friedensthätigkeit und zur Ermöglichung des leichteren Einerntens aus allem dem, was wir mühsam gesät haben.

Metzler, Generalleutnant z. D.

Kunstwissenschaft.

Moderne englische Skulptur.[1])

Wer sich noch der Bildsäulen erinnern kann, die die Londoner oder gar die provinzialstädtischen Plätze und Gebäude Englands bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ziemlich ausschließlich schmückten, wird sich eines gelinden Schauers kaum erwehren. Es schien, als ob der Nation, die so lange schon vortreffliche Leistungen auf dem Gebiet der Malerei erzeugt und in Porträt und Landschaft das Höchste erreicht hatte, jede Begabung, ja jeder Sinn für die Skulptur abginge. Denn selbst wenn das Talent für die Ausführung fehlte, mußte man sich sagen, daß die geringste Befähigung für Sehen und Auffassen die Aufstellung so gewaltsamer Unschönheiten in Erz und Stein nicht gestattet haben würde, wie die meisten englischen Statuen sie damals zeigten. Glücklicherweise waren es gewöhnlich nur Porträtstatuen, die von dem Schicksal betroffen wurden, ihre Sujets steif, schief oder krumm, unter allen Umständen aber hölzern in Stein oder Metall zu verewigen — Sujets, die vielfach aus stattlichen Männern bestanden, die jedermann kannte und deren physische Reputation unter dieser Wiedergabe nicht leiden konnte. An Idealfiguren wagte man sich selten, weil das Nackte dem Publikum zuwider und dem Künstler außerhalb seines eignen Schlafzimmers ziemlich unbekannt war. In natura wenigstens, und soweit ihm nicht Gips oder Thon diese Seite der Schöpfung enthüllt hatten. Mit entkleideten Menschenbildern öffentlich zu thun zu haben — so sah man schon das bloße Betrachten an — galt eben für leichtfertig, galt für französisch dissolut, selbst wo sie der Schönheit allein dienen sollten; und so vereinte sich die Prüderie des Publikums mit der erzwungenen Unmöglichkeit, in der sich der Künstler befand, um der Nation den Ruf eines Unvermögens zu verschaffen, unter dem sie — wie sich bald zeigen sollte — in Wahrheit nicht im entferntesten litt.

England verdankt seine heutige Skulptur dem unwahrscheinlichsten Ursprung. Die französische Kommune hat sie ihm gegeben. Wie die Quelle unter dem Druck fernliegender Gewichte am unerwarteten Ort der Erde entströmt, sandte ein glücklicher Zufall Jules Dalou von den Schlachtfeldern der Kommune als politischen Réfugié nach London. Sir Edward Poynter, der damalige Direktor der Oeffentlichen Kunstschule, unbefriedigt mit den mageren Leistungen seiner Anstalt, that den kühnen Griff, Dalou zum Hauptlehrer seiner Modellklassen zu ernennen. Er hatte die Genugthuung, dadurch den raschesten Wandel zu schaffen. In überraschend kurzer Zeit war ein neuer Geist über die Schule gekommen. Des Franzosen Feuer entzündete die englische Kraft, während seine heimische Natürlichkeit, die auch außer Landes das Fleisch dem Gips vorzog, den allseitigsten Beifall der Schüler erwarb. Der Sinn des englischen Künstlertums war offenbar für die Anerkennung der wahren Studienmittel längst gereift, und was er auf dieser Grundlage nunmehr schuf, überwältigte in seiner berauschenden Poesie die auf diesem Gebiet heimatsunberechtigte Decenz nach geringem vergeblichen Einspruch. Wenigstens bei dem kultiviertesten Teile des Publikums, obschon der bürgerliche noch heut eine halb oder gar nicht angezogene Statue aus keinem besseren Grunde

[1]) British Sculpture and Sculptors of today. By M. H. Spielmann. London, Paris, New York, Melbourne, Cassell & Co.

für unanständig hält, als weil ein Mensch ohne Schneider es wäre. Indes die Künstler fanden Beifall genug, um atmen zu können, und thaten es mit vollen Lungen, seitdem der neue Stil es ihnen zur Lust gemacht. Anstatt der steifen Pose erhoben sich Bewegung und Anmut zum Ideal; an Stelle der geknautschten Hose erwärmte man sich für das blühende Bein. Im Sonnenschein des plötzlichen Frühlings sprossen die Talente flugs aus dem Boden, wo sie sich in dem langen Winter so spärlich gezeigt. Das Ergebnis, das von Dalou in wenigen Jahren gezeitigt und nach seiner Heimkehr von seinem noch amtierenden Nachfolger Lantéri und vielen rasch gebildeten englischen Lehrern erhöht wurde, schuf eine Verbindung französischer Grazie und Lebendigkeit mit englischer Sammlung und Würde, die die britische Skulptur in einem einzigen Menschenalter aus meist tastenden Anfängen zu einer ungemeinen Vollendung geführt hat. Mehr als das, indem man das Fremde nachahmte, ohne die Grundzüge des eignen Wesens zu verlieren, erzeugte sich ein Drittes, Neues vom schönsten Gehalt. Aus den verschmolzenen Eigenschaften der beiden Nationen entstand wie von selbst ein edler Realismus der Gestalt, gehoben von malerischer Haltung und Draperie, eine glückliche Ehe des Klassizismus und der Romantik, die die schönsten Züge beider bewahrt und vereint. Was dies Ergebnis wesentlich förderte, war die Uebertragung der englischen traditionell korrekten Zeichnung von der Malerei, auf die sie sich früher beschränkt hatte, auf die Skulptur, in der sie so viel nötiger ist, so viel reicher sich entfalten kann und so viel schlagender wirkt. Die stattlichen Menschengestalten, die die kräftige Rasse so zahlreich produziert, traten fördernd hinzu, als es nicht mehr unerlaubt, ja nahezu unthunlich war, sie zu studieren und zu kopieren. Alles in allem hat die heutige englische Skulptur nach einer nur dreißigjährigen Wiedergeburt keinerlei Vergleich mehr mit andern zu scheuen und möchte in ihrer jugendfrischen Selbständigkeit manchen andern als Ganzes überlegen sein. „Wenn," schrieb der berühmte Präraffaelit Sir John Millais vor nicht langer Zeit, „so manche unsrer modernen englischen Skulpturen unter römischen Austerschalen oder athenischem Sand ausgegraben und dabei vielleicht noch ein wenig lädiert worden wären, würde ganz Europa in Bewunderung geraten und, wie den Griechen gegenüber, in den Klageruf ausgebrochen sein: Das können wir heute nicht mehr machen!" Dieses enthusiastische Urteil würdigen zu lernen, giebt es in Bild und Text kein besseres Mittel als das Studium — oder sagen wir ebenso richtig, den Genuß — der von Spielmann kürzlich veröffentlichten, illustrierten Monographie British Sculptors of to-day.

Marion Spielmann, der Herausgeber der bedeutenden englischen Kunstzeitschrift Magazine of Art, giebt in seiner ungemein dankenswerten Arbeit die erste, auch für das eingehendere Verständnis genügend gut und reich illustrierte und erläuterte Uebersicht dieser neuen englischen Entwicklung. Nach einer einleitenden Darstellung der Kunstmittel und Ziele, die, das Werk eines Kenners, auch dem Laien die nötigsten Winke und Anweisungen erteilt, erhalten wir eine chronologisch geordnete Schilderung der hauptsächlichsten Skulpturen vom Anfang der siebenziger bis zu Ende der neunziger Jahre, mit einigen ausgezeichneten noch lebenden Vorgängern der fünfziger und sechziger. Jeder Künstler ist in allen seinen Werken gemeinsam behandelt, was zu den Vorzügen einer ästhetischen Biographie die eines leicht konsultierbaren Künstlerlexikons fügt. Der Verfasser ist ein bewährter Führer auf diesem Gebiet, der, mit feinfühligem artistischen Temperament begabt, aus einer umfassenden Erfahrung schöpft und ebenso anziehend zu schreiben wie richtig und wohlwollend zu urteilen vermag. Die Reproduktionen des prächtigen Quartbandes sind musterhaft und entsprechen all der Schönheit, die sie wiedergeben, in einem Maße, das uns die Ohnmacht der Feder in dieser Sphäre bei jedem Beschauen empfinden läßt. Auf dieser Höhe wirken die bildenden Künste wie Musik, Großes gewährend, das sich allenfalls erzählen, Größeres andeutend, dessen verschwimmenden Nuancen sich mit der relativ nüchternen Tagessprache nicht folgen läßt. Die ganze Skala der Empfindungen klingt in diesen herrlichen Bildern mit der Fülle, die nur die Kunst interpretieren kann.

Das Bedauern, daß das Spielmannsche Werk bisher nur mit englischem Text vor-

handen ist, wird teils durch die Natur seines Inhalts, teils durch den Umstand gemildert, daß sich ein solchermaßen ausgestatteter Band für 80 Millionen Deutschnationaler noch nicht zu dem erstaunlich geringen Preis von fünf Mark herstellen läßt. Es bedarf dazu des doppelt so großen Marktes von 160 Millionen englisch Sprechender.

Prof. Dr. C. Abel.

Litterarische Berichte.

Theodor Körners sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und einem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geb. M. 2.—.

Nikolaus Lenaus sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geb. M. 2.—.

Ihren weit verbreiteten einbändigen Klassiker-Ausgaben hat die Deutsche Verlags-Anstalt zwei neue Bände hinzugefügt. Daß sie diesmal Körner und Lenau wählte, ist mit besonderer Freude zu begrüßen. Körner, der Freiheitsdichter und -kämpfer, ist doch einer der volkstümlichsten Dichter unsrer Nation, zu dem man immer wieder gern greift und den man immer mit großem Genuß liest. Seine Werke in einer populären guten Ausgabe zu verbreiten, wie die vorliegende es ist, verdient entschiedenes Lob. An Popularität kommt ihm Lenau nicht gleich, aber die Feier seines hundertjährigen Geburtstags am 13. August 1902 hat seinen Namen wieder dem größeren Kreise der Gebildeten ins Gedächtnis gerufen, und es wird deshalb manchem willkommen sein, eine so schöne und billige Ausgabe von Lenaus Werken kaufen zu können. Diese Ausgabe bietet noch den großen Vorteil, daß sie Lenaus Tagebuch, das im Jahre 1891 zuerst im Druck erschien, auch mit enthält.

Zu beiden Bänden hat O. F. Gensichen biographische Einleitungen geschrieben. Er schildert ziemlich eingehend das Leben und Wirken der beiden Dichter. Seine Darstellung, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ist frisch und lebendig. E. M.

Wagners Parsifal. Partiturausgabe. Mainz, Schotts Söhne.

Mit dem neuen Jahre, dem 20. nach Wagners Tod, ist eine Neuheit auf den Musikmarkt gekommen, wie sie erwünschter kaum gedacht werden kann: Die Parsifalpartitur, in drei kleinen Bänden zu M. 24.—, oder in einem Bändchen zu M. 30.— (auf Deutsch-China-Papier) — also jedermann zugänglich! Was diese Thatsache besagen will, ermißt man leicht, wenn man den alten Preis der Partitur kennt oder die Umständlichkeit erwägt, die erforderlich war, vorübergehenden Einblick in das Werk zu erlangen. Beim Ring halfen wenigstens die Theaterbibliotheken; den Parsifal besaß Bayreuth, der Verlag und wenige Privatleute allein. Die Ausstattung ist wie bei den Ringpartituren, ganz vorzüglich: scharfer Stich, größte Uebersichtlichkeit u. s. w., trotz des winzigen Payne-Formats. Der Text ist in drei Sprachen gegeben. Was die Vorteile für Konservatorien und Musikschulen sind, ist kaum nötig erwähnt zu werden: der Parsifal bietet in jeder Hinsicht, nicht bloß nach Seite der Instrumentation, ein Studienmaterial, das sich Lehrer und Schüler nicht entgehen lassen dürfen.

Dr. K. Gr.

Fort mit den Schulprogrammen! Von Dr. Heinrich Müller, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium zu Dt.-Wilmersdorf. Berlin 1902. Otto Gerhardt.

Der Verfasser tritt sehr energisch für die Abschaffung der Schulprogramme ein, da weder für die Lehrer, noch für das Publikum, noch für die Behörden ein Bedürfnis vorliege. Das dadurch ersparte Geld will er für die Bibliotheken und die Weiterbildung der Lehrer verwendet wissen. Müllers Ausführungen sind wohl begründet und verdienen volle Beachtung. Mr.

Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht von Paul Moos. Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger.

Bei der inneren Vertiefung und äußeren Verbreitung, die im 19. Jahrhundert die Tonkunst gewann, konnten massenhafte Erörterungen über Musikästhetik nicht ausbleiben. Die gesamte einschlägige Litteratur zu studieren und im Auszug darzustellen, hat Paul Moos

in dankenswerter Weise unternommen. Wir verkennen den Wert seiner Uebersicht von Kant bis auf die Gegenwart keineswegs. Aber es war ein Irrtum, der dem Buche leider zu schaden geeignet sein wird, allen Exzerpten kritische Bemerkungen beizufügen, sich gleichsam mit allen Gedanken herumzuschlagen. Dazu besitzt der Verfasser nicht die erforderliche sehr hohe Ueberlegenheit; und wenn er sie besäße, so hätte er anstatt gesammelter Auszüge eine wirklich geschichtliche, organisch gegliederte Darstellung der Musikästhetik des 19. Jahrhunderts gegeben. Selbst hinsichtlich der Vollständigkeit des ins Auge gefaßten Stoffes setzt das Buch den begierigen Leser mancher Enttäuschung aus. Wenn von 455 Seiten Großoktav z. B. einem Herder sechs Zeilen (!) gewidmet sind, so spricht dies leider weder für die Kenntnisse noch für die Urteilskraft des Autors; von neuesten Erscheinungen fehlt z. B. Bücher, „Arbeit und Rhythmus". Dagegen ist wertlosen Arbeiten, die längst vergessen sind und nie eigentlich gewirkt haben, eine überflüssige Beachtung eingeräumt. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, dem Buche später eine nützliche Fassung durch anschauliche Exzerpte zu geben, unter Ausschluß der „kritischen" Bemerkungen; es ist eine gute und schwere Sache um faßliche Auszüge!

Dr. K. Gr.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Dove. I. Serie. 3. Heft: Venezuela und die deutschen Interessen. Von Prof. Dr. W. Sievers. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.—

Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Von Bruno v. Wahl. Heft VIII bis XI. Vollständig in 12 Heften. à M. 2.—. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Béchaux, August, Die französische Nationalökonomie der Gegenwart. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Wampach. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.—

Bernhardi, Otto Carl, Don Juan. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 2.50.

Bilharz, Dr. Alfons, Die Lehre vom Leben. Mit 22 Abbildungen im Text. Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 10.—

Birt, Theodor, Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten. Ein Kapitel zur antiken Aesthetik. Rektoratsrede. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—

Bischoff, Heinrich, Richard Bredenbrücker. Letterkundige Studie. Gent, A. Siffer.

Borgius, W., Jahrbuch des Handelsvertrags-Vereins 1902. Berlin, Franz Siemenroth. M. 4.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. IX. Band. Mit 76 Tafeln, 19 Karten und Plänen und 290 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Brunier, Ludwig, Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. I. Teil: Die Dauphine. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—

Busse, Prof. Ludwig, Geist und Körper, Seele und Leib. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 8.50.

David, Eduard, Socialismus und Landwirtschaft. Erster Band: Die Betriebsfrage. Berlin, Verlag der Socialistischen Monatshefte. M. 12.—

Eickhof, Richard, Berliner Schulreform. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 50 Pf.

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 4 und 5. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Fischer, Kuno, Goethes Faust. Dritter Band: Die Erklärung des goetheschen Faust nach der Reihenfolge seiner Scenen. Erster Teil: Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 7.—

Fuchs, Hanns, Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Berlin, H. Barsdorf. M. 4.—

Goldstein, Dr. Julius, Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. M. 1.60.

Grillparzers Werke. Mit einer Skizze seines Lebens und seiner Persönlichkeit von J. Minor und dem Bildnis des Dichters. Einbändige Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Haucks, Bruno, Aus meiner Seele. Gedichte. Mit dem Bildnis des Autoren. Haimhausen, Reform-Verlag C. v. Schmidtz. M. 2.20.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 1. Heft. Stuttgart, Paul Neff

Verlag (Carl Büchle). Vollständig in 14 Heften à M. 2.—

Hinnerk, Otto, Graf Ehrenfried, Lustspiel in 5 Akten. Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

Hodermann, Dr. Max, Unsre Armeesprache im Dienste der Caesar-Uebersetzung. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 1.—

Hofmann, Rafael, Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. v. Schmidtz. Haimhausen, Reform-Verlag C. v. Schmidtz. 75 Pf.

Itzerott, Marie, Schweigen. Vergilbte Blätter aus der Truhe meiner Urgroßtante. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Karte des Weltkabelnetzes. Mit statistischen Angaben. Aus dem Werke Das Weltkabelnetz von Dr. Th. Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 50 Pf.

Kiepert, Adolf, Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Mit einem Brustbilde. Zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

La Russie et la Finlande. Le point de vue russe. Paris, Edition de la Nouvelle Revue. 10 Cts.

Liebmann Dr. med. Alb. und Dr. med. Max Edel, Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. E. Mendel. Halle a. S., Carl Marhold. M. 4.—

Lilienfein, Heinrich, Menschendämmerung. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Litterscheid, Franz, Wenn der Tag verglüht. Dichtungen. Marburg (Hessen), N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.25.

Loforte-Randi, Andrea, Nelle Letterature Straniere (Quinta serie) „Poeti". Palermo, Alberto Reber. L. 3.—

Ludwig, Adolf, Ein Liebestraum. Wien, Carl Konegen.

Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899 bis 1900. Mit 166 Abbildungen im Texte, 28 Separatbildern, 2 Panoramen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 10.—

Massow, W. v., Die Polen-Not im Deutschen Osten. Studien zur Polenfrage. Berlin, Alexander Duncker Verlag. M. 5.—

Müller, Dr. Albert, Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 75 Pf.

Netz, Josef, Horaz. Ausgewählte Oden, übertragen in deutsche Dichtung. Gießen, Emil Roth. 80 Pf.

Otto, Berthold, Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. M. 4.—

Otto, Berthold, Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. Der „Hauslehrerschriften" 2. Band. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 60 Pf.

Perthes, Dr. Georg, Briefe aus China. Mit 25 Bildern nach Originalaufnahmen. Gotha, Justus Perthes. M. 3.—

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Fünfte (Schluß-)Lieferung. Komplett M. 9.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Pospischil, Maria, Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Hamburg, Ernst Hirt.

Rau, Hans, Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit Abbildungen. Berlin, H. Barsdorf. M. 4.—

Renaissance Latine, La. Revue mensuelle, politique et littéraire. 2[me] Année N. 1. 15 Janvier 1903. Paris. Un an 24 fr.

Revue de Paris, La, 10[e] Année. Nr. 2. 15 Janvier 1903. Paraît le 1[er] et le 15 de chaque mois. Paris. Prix de la livraison. Frs. 2.50.

Rogge, D. Bernhard, Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon. Ein Lebensbild zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages (30. IV. 1903). Mit Abbildungen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 50 Pf.

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 17 und 18. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.— Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.— Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Stangen, Eugen, Antinouslieder mit Anhang: Die Insel der Seligen. Zürich, Caesar Schmidt. M. 2.—

Süd- und Mittelamerika. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. W. Sievers. Mit 145 Abbildungen im Text, 10 Kartenbeilagen und 20 Tafeln. Lieferung 1. Leipzig, Bibliographisches Institut. Vollständig in 14 Lieferungen à M. 1.—

Ueberlegenheit der protestantischen Völker. Von einem Verbannten. Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. Heft 4. Januar 1903. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Waetzold, Stephan, Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik. Goethes Ballade. Drei Vorträge. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 1.60.

Wernecke, H., Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Essen, G. D. Baedeker. 80 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Achtundzwanzigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1903

Stuttgart und Leipzig 1903 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVIII

(April bis Juni 1903)

Seite

C. Frhr. v. d. Goltz: Zahlenwut und Zahlenwert 1

Aus den hinterlassenen Papieren des Ministerpräsidenten Grafen **v. Bray-Steinburg:** Bayern und der Kulturkampf 9

Georg Freiherr v. Ompteda: Die Witwe 18. 141

Friedrich Graf Revertera: Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1860 bis 1863 33

Adolf Kußmaul: Studien zur Epilepsie-Arbeit 50

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.: Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter 65

Germain Bapst: Pariser Salons und Diplomatie. Erinnerungen an den Pariser Kongreß von 1856 74

Hermann Kaulbach: Erinnerungen an Wilhelm Kaulbach 84. 228

Frhr. v. Schleinitz, Vize-Admiral z. D.: Deutschlands nationale, wirtschaftliche und humanitäre Aufgaben in seinen Kolonien 94

Dr. Julius v. Werther, Kgl. Württ. Generalintendant a. D.: Ueber Theaterbau vom Bühnenleiterstandpunkte aus 118

Babel und Bibel. Eine Paraphrase des Kaiser-Briefes 123

Prof. Dr. Friedrich Delitzsch: Vorwort zur neuesten Auflage des Zweiten Vortrags über Babel und Bibel 125

Staatsminister Dr. **Bosse** (†): Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode 129. 257

Einige ungedruckte Briefe des Feldmarschalls Grafen **v. Roon.** Zum 30. April 1903 157

Prof. Angelo de Gubernatis (Rom): Deutschland und Italien . . . 163

Aufzeichnungen des **Freiherrn v. Cramm-Burgdorf.** Aus der Studentenzeit 173

Germain Bapst: Napoleon III. und Italien. Nach bisher ungedruckten Quellen 183. 339

Oskar Hertwig, Professor an der Universität in Berlin: Das Leben der Zellen im Zellenstaat, verglichen mit Vorgängen im Organismus der menschlichen Gesellschaft 198

Seite

Ad. Michaelis, Professor in Straßburg i. E.: Von griechischer Malerei . . . 210
Prof. Dr. H. Vambéry: Die Lage in Macedonien 222
Alberta v. Puttkamer: Jasmin 268
Generalleutnant z. D. **v. Liebert**, weiland Gouverneur von Deutsch-Ostafrika: Deutsch-Ostafrika. (Illusionen und Wahrheit) 283
Frédéric Loliée: Briefe und Papiere von Adolphe Thiers. (1871 bis 1873) 291
Theodor Gomperz: Erinnerungen aus meinem Leben. I. In Leipzig, Wien und Budapest (1854 bis 1861) 305
Sir Hiram Maxim: Unsre Ungerechtigkeit gegen China 310
Prof. Dr. L. Radlkofer: Ueber die Arbeit und das Wirken der Pflanze 319
Ludwig Feuth: Aus dem Reiche des Scherifen. Auf Grund eigner Anschauungen 328
Oberbibliothekar Professor Dr. **Herman Haupt** in Gießen: Voltaire und Johann Erasmus v. Senckenberg. Ein ungedruckter Briefwechsel 331
Regierungsrat Dr. **Kalckhoff**: Wie wird der Rauch der Industriestädte vernichtet werden? 354
Fürst Baldassare Odescalchi: Das Grabmal der Cäcilia Metella . . . 358
Dr. Hugo Eckener (Friedrichshafen): Phantasie und Mathematik. Eine kleine Entgegnung 367
Moritz Cantor (Heidelberg): Phantasie, Mathematik und kein Ende. Antwort auf vorstehenden Artikel 370

Berichte aus allen Wissenschaften

Wasserversorgung der Städte.
Dr. H. J. van 't Hoff: Ueber Ozon und dessen Anwendung bei der Reinigung des Trinkwassers 247
Literaturgeschichte.
Rudolf Krauß: Die Stuttgarter Erstaufführungen von Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben". (Mit ungedruckten Briefen von und an Uhland) 374

Kleine Revuen

Naturwissenschaftliche Revue 240
Literarische Berichte 126. 252. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 128. 255. 379

Zahlenwut und Zahlenwert.

Von

C. Frhr. v. d. Goltz.

Am 11. Juli des Jahres 401 v. Chr. ereignete sich in der Ebene nördlich von Babylon Sonderbares. Dort ward die Schlacht von Cunaxa geschlagen, in der 12800 griechische Söldner ein persisches Heer in wilde Flucht trieben, das angeblich mehr als 500000 Streiter gezählt haben soll. Des Großkönigs Artaxerxes Thron krachte in allen Fugen, und nur der unerwartete Tod des Siegers, Cyrus des Jüngeren, der im Getümmel fiel, rettete ihn noch einmal.

Neuere Forschungen haben nun freilich erwiesen, daß die ungeheuren Zahlen, die die griechischen Schriftsteller uns für die Barbarenheere angeben, beträchtlich reduziert werden müssen, um der Wahrheit auch nur nahe zu kommen.[1]) Immerhin ist hier die Zahlenüberlegenheit der Besiegten über die Sieger gewiß eine ganz außerordentliche gewesen; denn Cyrus kam vom fernen Lydien her, den Euphrat aufwärts durch die Wüste, und kann dabei keinerlei Zufluß von Verstärkungen erhalten haben, während der Großkönig im Herzen seines Reiches dessen gewaltige Mittel unumschränkt aufzubieten vermochte.

Nun stellen wir uns unter den Perserheeren der Niedergangszeit für gewöhnlich wilde Horden ohne Zucht und Ordnung, daher auch ohne militärische Tüchtigkeit vor und erklären uns so ihre Niederlagen; doch widersprechen dem die Berichte der Zeitgenossen. Des Artaxerxes Heer war ein wohlorganisiertes; es hatte seine ständigen Cadres, Reserven und Besatzungstruppen. Seine Mobilmachung und Versammlung waren wohl vorbereitet; es besaß eine regelrechte, gut durchdachte Einteilung, und die Schnelligkeit seiner Versammlung sowie seine Schlachtordnung beweisen, daß es auch über einen tüchtigen Generalstab verfügte. Die Verwaltung, die es verstand, die großen Massen ohne die künstlichen Mittel der Neuzeit zu ernähren, kann keine schlechte gewesen sein. Der König selbst

[1]) Hans Delbrück. Geschichte der Kriegskunst. I. Teil. Das Altertum.

besichtigte oft die Truppen, die sich in der Nähe seines Hoflagers befanden, und er entsandte zu den andern seine Generalinspekteure mit dem gleichen Zwecke.[1]) Persien war durchaus noch ein starker und militärisch auf der Höhe stehender Kulturstaat. So wenigstens hatte es bis zum Tage von Cunaxa den Anschein, und dieser Tag erst hätte dem Reiche zur Warnung dienen können, daß nicht alles mehr auf den guten Wegen aus der Zeit des alten, des großen Cyrus sei.

Die persische Infanterie hatte die Ausnutzung der Schußwaffe — des Bogens — aufs höchste getrieben. Dieser schleuderte seine ehernen Pfeile bis auf 250 oder 300 Meter weit, und deren Kraft war groß genug, die Schilde der Feinde zu durchbohren. Um das Massenfeuer auszunutzen, hatte man die Bildung gewaltiger voller Vierecke vorgenommen, die 100 Mann in der Front und 100 Glieder in der Tiefe, also im ganzen 10000 Mann zählten. Die hinteren Glieder schossen über die vorderen hinweg, und in den zwei oder drei Minuten, die der Gegner gebrauchte, um die Gefahrszone zu durchschreiten, konnte ihm ein Eisenregen entgegengeschleudert werden, mit dem sich selbst derjenige unsers heutigen Infanteriefeuers kaum vergleichen läßt. Auch die Reiterei führte den Bogen, und die Sichelwagen vertraten die Artillerie. Die gegenseitige Unterstützung der drei Waffen fehlte nicht, wie es der Lauf der Schlacht beweist.

Dies ganze gewaltige Rüstzeug aber ward von der kleinen Schar griechischer Söldner zunichte gemacht, die, nur mit Schild und Speer bewaffnet, dem Ungeheuer mutig auf den Leib gingen.

Auch in der taktischen und strategischen Führung war die Ueberlegenheit auf seiten der am Ende Besiegten gewesen. Wohl hatte Cyrus seinen Zug heimlich und geschickt vorbereitet, auch ein richtiges Ziel gewählt, nämlich Babylon, wo der Großkönig, vor dem Eintreffen der Angreifer, jedenfalls noch nicht seine ganze Macht versammelt haben konnte. Der Fall der gewaltigen Stadt aber hätte wie ein lähmender Schlag in dem ganzen weiten Reiche empfunden werden müssen.

Doch ging beim Anmarsche Zeit verloren. Artaxerxes vermochte Babylon früher zu erreichen, den Aufmarsch seiner Streitkräfte durch eine starke Vorhut zu schützen und, wie wir gesehen haben, auf dem entscheidenden Punkte eine große Ueberzahl zu vereinigen, worin ja aller strategischer Weisheit letzter Schluß liegt. Beim Anmarsche ließ es der verwegene Angreifer auch noch an der nötigen Vorsicht fehlen. Er handhabte den Aufklärungsdienst nur mangelhaft. Getäuscht durch das Ausweichen der persischen Vorhut unter Tissaphernes, glaubte er an einen allgemeinen Rückzug der Feinde, ließ die strenge Ordnung seiner Marschkolonnen am Ende schwinden und ward so zu guter Letzt am Schlachttage noch durch das bereits entwickelte persische Heer fast vollständig überrascht. Kaum gelang es ihm noch, die Seinen in Schlachtordnung zu bringen.

---

[1]) Wir folgen hier, da es sich nicht um eine selbständige kritische Studie über die Schlacht handelt, dem weiter unten angeführten französischen Bericht.

Wie konnte es trotz alledem geschehen, daß der Sieg auf seiner Seite blieb? Ein kurzer Ueberblick über den Verlauf des sechsstündigen Kampfes wird es uns lehren.

Beide Heere standen in der Ebene, die Perser mit dem linken, die Griechen und ihre Bundesgenossen mit dem rechten Flügel an den Euphrat gelehnt, die ersteren mit der Front gegen Nordwest, die letzteren gegen Südost. Die persische Front überragte nach rechts hin um das Doppelte die feindliche Linie, deren linker Flügel frei im offenen Felde stand. Vor der Front hielt der König mit 6000 auserlesenen Reitern und noch weiter vorwärts die Linie der 150 Sichelwagen, die er mit sich führte.

Gegenüber hielten, dem Euphrat zunächst, die Griechen den rechten Flügel, nur vier Glieder tief, so daß sie eine für ihre Stärke unverhältnismäßig lange Front einnahmen. Links neben ihnen standen die eingeborenen Hilfsvölker des Cyrus, ähnlich wie die Perser in große Vierecke formiert, und vor ihrer Front Cyrus selbst mit 600 Reitern, die seine Leibgarde bildeten, und 20 Sichelwagen.

Der erste Schlag fiel den Persern zu, die nach menschlicher Voraussicht alle Vorteile auf ihrer Seite hatten. Artaxerxes ließ die Sichelwagen anfahren, um durch sie den Feind in Unordnung zu bringen, ehe seine Reiter anstürmten. Die vorsichtigen Wagenführer sprangen indessen, ehe sie die Linie des Cyrus erreichten, von den Wagen herab, um diese führerlos weiterrasen zu lassen. Sie wußten, daß der Einbruch ihr eignes Verderben sein würde und hofften wohl, daß er auch ohne sie stark genug ausfallen werde. Es scheint indessen, daß sie zu früh des Mutes besserer Hälfte huldigten; denn die scheu gewordenen Pferde wendeten um und stürmten nun gegen die eignen Truppen zurück. Auf dem linken Flügel ritten des Tissaphernes Reiterscharen gegen die Griechen an und durchbrachen sie, weil diese ihnen ihre Glieder öffneten. Jetzt hätte von dem Führer der Entschluß gefaßt werden müssen, wieder umzukehren und den Stoß von rückwärts her noch einmal mit mehr Erfolg zu versuchen. Allein es mangelte entweder dem Tissaphernes oder seinen Leuten dazu der nötige Mut, und sie suchten wohlfeilere Lorbeeren in der Plünderung von Cyrus' Troß.

Nun folgte der allgemeine Angriff der berittenen persischen Bogenschützen, aber die griechischen Schwerbewaffneten, die Hopliten, schlugen mit den Speeren kräftig gegen ihre Schilde, und der Schall erschreckte die herankommenden Pferde, so daß auch diese drohende Wolke wirkungslos zerstob. Den zurückjagenden persischen Reitern folgten die Hopliten auf dem Fuße — in dieser Art geschützt gegen den Hagelschauer der Pfeile des persischen Fußvolks, das nicht zu feuern vermochte. Ueberrascht und verwirrt wich es aus der Schlachtlinie. Den vorrückenden Griechen waren die persischen Hilfsvölker des Cyrus nicht gefolgt, und König Artaxerxes gewahrte die schutzlose linke Flanke der siegreichen feindlichen Speerträger. Sogleich war er entschlossen, sich mit seinen Garden auf sie zu werfen, und ließ diese anreiten. Dabei aber boten sie dem drüben haltenden Cyrus die eigne Flanke dar, wurden von ihm angegriffen und geworfen. Im Getümmel gewahrte Cyrus den königlichen Bruder, den er zu fällen hoffte,

stürmte gegen ihn an und verwundete ihn. In dem gleichen Augenblicke aber traf ihn der tödliche Speerstoß über dem Auge, und er sank in den Sand, alle Hoffnungen der Seinen mit sich nehmend.

Noch standen die persische Mitte und der rechte Flügel, die keinen Feind vor sich hatten, unberührt da. Wenn sie nach links hin einschwenkten, so konnten sie immer noch das schwache feindliche Heer umfassend gegen den Euphrat drängen und vernichten. Sie begannen auch wohl die Bewegung, aber, durch die eignen fliehenden Reiter in Unordnung gebracht und erschreckt über die Niederlage des linken Flügels, wandten auch sie sich zur Flucht. Wohl sammelte König Artaxerxes seine Leibgarde wieder und stürmte nun gegen die Hilfsvölker des gefallenen Cyrus, die sich ohne weiteres zur Flucht wandten. Der siegreiche Reiterangriff brauste weiter bis in das griechische Lager.

Inzwischen aber hatten die Griechen, nachdem der Feind vor ihnen verschwunden, Kehrt gemacht, um dem hinter ihnen mit den Seinen angelangten Artaxerxes entgegen zu gehen. Dieser weicht ihnen aus und setzt sich klug auf ihre Flanke, wie es der Reiterführer tun soll. Doch da der sofortige Angriff unterblieb, so gelang es ihnen wohl noch, die Front zu verändern,[1]) und nun gingen sie selbst mit gefällten Speeren den persischen Reitern entgegen, die alsbald das Schlachtfeld verließen.

Abends um 7 Uhr stand die kleine griechische Schar einsam auf der Walstatt. Von den Heeresmassen, die diese noch in der zweiten Nachmittagsstunde weithin erfüllt hatten, war nichts zurückgeblieben als Tote und Verwundete.

Das Beispiel von Cunaxa ist wohl jedermann aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Allein seine Bedeutung für die Neuzeit bedurfte doch eines besonderen Hinweises, den uns unlängst ein gelehrter französischer Schriftsteller gegeben hat.[2]) Er folgert zum Schluß, daß alle diejenigen Völker dem Untergange geweiht seien, die, durch Wohlleben verweichlicht, ihre Hoffnung auf den Gebrauch der Fernwaffen setzen, die aber in der Seele des Soldaten die Ueberzeugung haben erlöschen lassen, daß im Kriege nur der Mut und die Entschlossenheit mit der Handwaffe wirklich entscheiden.

Die Ohnmacht der Zahl in Bezug auf den Sieg ist bei Cunaxa schlagend bewiesen worden, und die Schlacht ist nicht bloß, wie der französische Autor hervorhebt, eine denkwürdige Mahnung gegen das blinde Vertrauen auf die Stärke im Fernkampf, sondern zugleich eine solche gegen die Zahlenwut, die in der Anhäufung der Massen allein ihr Heil sucht.

Nun ist aber auf der andern Seite der Wert der Zahl im Kriege nicht zu bestreiten, und dafür trat unlängst ein deutscher Militärschriftsteller in die Schranken.[3])

---

[1]) Wenn auch gewiß nicht mit der ganzen Masse, da diese Bewegung zu schwer ausführbar gewesen wäre.

[2]) La bataille de Cunaxa par ***, Paris R. Chapelot et Cie. 1902.

[3]) Im Militärwochenblatt Nr. 82 von 1902. „Burenkrieg und Zahlenwut“, ein Aufsatz, der sich gegen meinen Artikel im August-Heft der Deutschen Revue „Was können wir aus dem Burenkriege lernen?“ wendet.

In der Tat gehört die Lehre von der Bedeutung der numerischen Uebermacht zu den Fundamentalsätzen der neueren Theorie vom Kriege. Napoleon I. hat sie zu Ehren gebracht, nachdem sie im Laufe des 18. Jahrhunderts unter der Einwirkung der starren Lineartaktik, bei der schon die Zerstörung der feindlichen Schlachtordnung entschied, in den Hintergrund getreten war. Er mahnte stets, zur Schlacht alle Kräfte heranzuziehen, da ein einziges Bataillon diese am Ende noch entscheiden könne. Clausewitz bezeichnet die Ueberlegenheit der Zahl in der Taktik wie in der Strategie als das allgemeinste Prinzip des Sieges,[1]) und weist darauf hin, daß es selbst einem Friedrich bei Kollin mit 30000 gegen 50000, einem Napoleon in der Verzweiflungsschlacht von Leipzig mit 160000 gegen 280000[2]) nicht habe gelingen wollen. Wir huldigen heute noch dem gleichen Grundsatze, und alle unsre Lehren von der Truppen- und Heerführung laufen darin aus, wenigstens auf der Stelle, wo die Entscheidung fallen soll, an Zahl der Stärkere zu sein, wenn man es auch im großen ganzen nicht ist. Insonderheit beschäftigt sich die wichtige Lehre von der Oekonomie der Kräfte damit. Sie zeigt, wie auf dem Schlachtfelde, dort, wo es irgend angeht, an Truppen gespart werden kann, um an andrer Stelle desto stärker zu sein und den Feind mit Wucht zu treffen. Das gleiche Prinzip finden wir auch in den künstlichen Landesverteidigungs-Anlagen wieder, mit denen sich zurzeit alle Kulturstaaten schützen. Sie verfolgen, bei verständiger Anordnung, stets den Zweck, einen Teil des Kriegstheaters mit ganz geringen Kräften zu halten, um auf dem andern Massen zu vereinigen und so die Aussichten für den Sieg zu mehren. Dies drückt sich zugleich darin aus, daß sie dem erwarteten Feinde, durch Sperrung von Straßen, Eisenbahnen, Stromübergängen u. s. w., die Freiheit der Bewegung nehmen wollen, damit er seine Kräfte nicht mit gleicher Schnelligkeit wie wir dort zusammenziehen könne, wo sich nach den ersten Zusammenstößen eine Krisis vorbereitet.

Die nicht zu verkennende Stärke, die die reine Verteidigung durch die heutigen vortrefflichen Schußwaffen erhalten hat, läßt uns sogar die Ueberlegenheit der Zahl theoretisch als notwendige Grundlage jeder aussichtsvollen Offensive ansehen. Wo wir darauf verzichten, da müssen wir schon in etwas gekünstelter Art die weniger natürlichen Widerlager für unsre Hoffnung auf den Sieg aufsuchen, wie die größere Tüchtigkeit unsrer Truppen oder das höhere Talent unsrer Führer, Dinge, deren wir im voraus niemals ganz sicher sind.

So erscheint es also schwer zu erklären, wie man den Zahlenwert anerkennen, die Zahlenwut aber verurteilen will. Ist es wirklich ein Gesetz der Kriegskunst, zur Entscheidung den letzten Mann heranzuziehen, dessen man habhaft werden kann — und wir stehen keinen Augenblick an, dies Gesetz für gültig zu erklären — so bleibt der Zahlenwut anscheinend gar kein Raum übrig, um Schaden anzurichten. Der größte Zahlenwüterich müßte auch der beste Taktiker sein.

---

[1]) Vom Kriege. Teil I. 3. Buch. 8. Kapitel. S. 195. (4. Auflage.)

[2]) Des Zusammenhanges halber geben wir hier die von Clausewitz angenommenen Zahlen wieder.

Tatsächlich lassen sich aber die beiden Begriffe gar nicht in dieselbe Gedankenreihe bringen. Man kann sie weder vergleichen noch als Gegensätze bezeichnen. Der Zahlenwert ist im wesentlichen ein taktisches Grundelement, die Zahlenwut die Verneinung eines organisatorischen, oder, wenn man will, ethischen Prinzips.

Wenden wir uns nun speziell der Zahlenwut zu, nachdem wir die Berechtigung des Zahlenwerts zuvor anerkannt haben. Vornehmlich macht sich die Zahlenwut heute bei der Aufstellung der verfassungsmäßigen Heeresstärken geltend. Dies hängt mit dem modernen Cadressystem zusammen. In die stehenden Truppenkörper lassen sich natürlich weniger oder mehr Mannschaften aus dem Beurlaubtenstande einreihen, je nachdem man die Ansprüche an den inneren Halt der Kriegstruppe erhöht oder mindert. Je dünner die Beimischung der Elemente, die sich schon im Frieden unter den Waffen befanden, bei der Mobilmachung ausfällt, desto höher steigt natürlich die Ziffer der Kriegsstärke und desto stattlicher nimmt sie sich aus.

Am zahlreichsten und ziffermäßig ansehnlichsten werden stets die Milizheere sein. Aber es ist natürlich, daß die Qualität in gleicher Weise zu sinken beginnt, als hier die Zahl steigt. Am Ende tritt die Bedingung in ihr Recht, daß gewisse Aufgaben überhaupt nur von Truppen mit einem hohen Maße innerer Tüchtigkeit gelöst werden können, und daß die Zahl dabei bedeutungslos wird. Mit einem einzigen guten Bataillon vermag man vielleicht eine vom Feinde verteidigte Enge oder Stellung siegreich zu stürmen, während zehn weniger gute aller Voraussicht nach nur zehn matte Angriffe ausführen und lediglich die eignen Verluste steigern, ohne zum Ziele zu gelangen.

Die Schlacht an der Lisaine bietet in der neueren Kriegsgeschichte das schlagendste Beispiel hierfür.

Am ehesten sind die Massenaufgebote, die ihre Stärke lediglich in der Zahl suchen, zu passiver Verteidigung zu brauchen, aber auch hier bleibt der Mangel an Lenkbarkeit und Beweglichkeit für sie eine Gefahr. Man gelangt in der Uebertreibung der Zahl wohl gar an die Grenze, wo das Uebel vermehrt wird und die Größe unbehilflicher macht. Diese Dinge lassen sich aber nur durch praktische Erfahrung feststellen und schwer rein theoretisch oder wissenschaftlich erklären. Die Zahlen erscheinen beweiskräftiger und erlangen deshalb beim Widerstreit der Meinungen leicht das Uebergewicht. Die geschichtliche Tradition verblaßt mit der längeren Dauer des Friedens, und mit ihm wächst auch mehr und mehr die Gefahr der Zahlenwut. Wem die Vorgänge auf einem Schlachtfelde noch gegenwärtig sind, der ist sich der überlegenen Kraft der moralischen Eigenschaften über die rein materiellen Größen wohl bewußt. Den Unerfahrenen aber ist das Verhältnis nicht ohne weiteres klar zu machen, und das Ansehen der letzteren steigt, je mehr wir uns von der kriegerischen Vergangenheit entfernen.

Der Aufschwung der Technik wirkt in der gleichen Richtung. Es scheint, daß der Mut bei der Vervollkommnung der Kriegsmaschinen von immer geringerer

Bedeutung wird. Die Kraft einer Heldenseele vermag nichts gegen die aus weiter Entfernung kommenden zerstörenden Geschosse. In den theoretischen Uebungen, den taktischen Aufgaben, den Kriegsspielen, den Uebungsritten und Reisen, selbst in den Manövern, gewinnen die Zahlenverhältnisse und technischen Größen mehr und mehr die Oberhand. In der Anhäufung von Truppen, von Geschützmassen u. s. w. wird nur zu oft die alleinige Begründung des Anspruchs auf den Sieg gefunden. Man zählt den Erfolg ab, statt ihn abzuwägen. Freilich lassen sich hier auch die moralischen Größen schwer in Rechnung stellen, und so entsteht das weitere Uebel, daß die Entschlüsse der Führer sich ausschließlich auf eine technisch und ziffermäßig angestellte Wahrscheinlichkeitsrechnung gründen, während im Kriege der moralische Zustand, die Stimmung der Truppe, ihre aufs Schlachtfeld mitgebrachte Zucht und Ordnung, der Einfluß einer ausgezeichneten Persönlichkeit, die betäubende Wirkung eines ungewöhnlichen und kühnen Entschlusses von unendlich höherer Bedeutung sind.

Nicht in dem berechtigten Streben nach Versammlung einer möglichst großen Streiterzahl an sich, sondern in der dabei leicht einreißenden Nichtachtung der moralischen Größen im Verhältnis zu den ziffermäßigen und technischen, erkennen wir also das Wesen der Zahlenwut, und diese allein haben wir zu bekämpfen.

Deshalb muß uns auch das Beispiel des Burenkrieges so willkommen sein, weil dort ein herzhafter Entschluß gegen alle Wahrscheinlichkeitsrechnung gefaßt und beinahe zum siegreichen Ende geführt wurde. Gerade jetzt, wo die näheren Umstände bekannt werden, läßt sich deutlicher erkennen, daß auch der wirkliche Erfolg nicht so unmöglich war, als es den Anschein hatte, und daß er im wesentlichen durch die Schwäche und den Wankelmut eines Teils im Burenvolke selbst verloren ging.

Wenn in einzelnen Gefechten die Ueberzahl der tatsächlich mit der Waffe in der Hand bis an die Verteidiger geratenden Angreifer nicht sehr erheblich war, so schwächt das die Beweiskraft des Beispiels nicht ab; denn die große numerische Ueberlegenheit war immerhin vorhanden, und wenn sie sich nicht betätigte, so lag dies eben daran, daß ihr das Leben, die innere Kraft, der Tatendrang, der Entschluß und die Energie, die Initiative des einzelnen Teils, also diejenigen Werte fehlten, die die Zahlenwut zu vernachlässigen pflegt. Auch bei Cunaxa hat der größte Teil des Perserheeres der Schlacht nur zugesehen, und das Mißverhältnis in der Zahl der wirklich miteinander Ringenden wird kein allzu großes gewesen sein.

Im zweiten Teile des Südafrikanischen Krieges, als die Schlacke vom Burenheere abgefallen war, die Engländer ihre Kräfte aber erheblich vermehrt hatten, werden sich gewiß überraschende Gegensätze zwischen Zahl und Erfolg bei vielen Gefechten auffinden lassen, auch wenn man nur die wirklichen Kämpfer rechnet.

Selbst Napoleon I., der Meister in der Beherrschung und der Verwertung der Zahl, kann uns schließlich zum warnenden Beispiel gegen die Ueberschätzung

dieser Größe dienen. Seinem gewaltigen Genie war viel erlaubt; es gebar in seinem Herzen die Menschenverachtung, die Geringschätzung für den Stoff, den er handhabte, und die so weit ging, daß er selbst einmal Neger und Fellachen in sein Heer zu reihen gedachte, um dessen Lücken zu füllen. Wer seine letzten Feldzüge aufmerksam studiert, muß aber zu der Ueberzeugung kommen, daß er an der Geringschätzung der Materie, die er nur nach ihrer Masse bewertete, am Ende scheiterte. Liest man die Schilderungen des inneren Zustandes der noch siegreichen Armee, z. B. aus dem Feldzuge von 1807, wo die Auflösung und Disciplinlosigkeit insgeheim schon einen hohen Grad erreicht hatte, so sieht man es deutlich, wie die Katastrophe von 1812 ihre Schatten vor sich her wirft. Es muß nur immer wieder daran erinnert werden, daß die „große Armee“ zum weitaus bedeutenderen Teil bereits auf dem Hinmarsche im Sommerfeldzuge und nicht erst auf dem Rückzuge von Moskau zu Grunde ging. Von der überwältigenden Naturkraft des strengen Winters wurde nur noch etwa ein Viertel der gesamten, ursprünglich vorhandenen Heeresmasse aufgelöst. Das richtige Ebenmaß zwischen Masse und innerem Wert hatte der großen Armee von Hause aus gefehlt, und bitter rächte sich die Vernachlässigung der ethischen Kräfte in ihren Reihen.

Auch 1813 erklärt sich Napoleons Niederlage im letzten Grunde daraus, daß die innere Widerstandsfähigkeit seines zahlreichen Heeres den Anforderungen nicht gewachsen war, die sein genialer Feldzugsplan an dasselbe stellte. Es ging in den Hin- und Hermärschen zu Grunde, die von der Durchführung der Verteidigung auf der inneren Linie an der mittleren Elbe unzertrennlich waren. Mit einer kleineren aber solider gefügten Armee hätte er die Aufgabe vielleicht zu lösen vermocht. Freilich konnte er sich, nach den Verlusten von 1812, eine solche Armee nicht mehr verschaffen.

Diese Beispiele lassen den rechten Sinn von Zahlenwert und Zahlenwut erkennen. Beide dürfen nicht verwechselt werden. Der Zahlenwert setzt das Ebenmaß zwischen den materiellen und moralischen Größen als selbstverständlich voraus, die Zahlenwut vergißt diese über jenen oder leugnet ihre Bedeutung gar vollständig ab. Davor in unsrer Zeit der nüchternen Wahrscheinlichkeitsrechnungen zu warnen, ist jedermanns Pflicht, der es mit dem Berufe des Soldaten und dem Wesen des Krieges ernst nimmt.

Auf das Gleiche kommt auch Clausewitz' Lehre von der Zahl im Kriege schließlich hinaus; denn er sagt: „Entkleiden wir das Gefecht von allen Modifikationen, die es nach seiner Bestimmung und den Umständen, aus denen es hervorgeht, bekommen kann, abstrahieren wir endlich von dem Wert der Truppen, weil dieser ein Gegebenes ist, so bleibt nur der nackte Begriff des Gefechts, d. h. ein formloser Kampf übrig, an dem wir nichts als die Zahl der Kämpfenden unterscheiden.“

„Diese Zahl wird also den Sieg bestimmen. Schon aus der Menge von Abstraktionen, die wir haben machen müssen, um auf diesen Punkt zu kommen, ergibt sich, daß die Ueberlegenheit der Zahl in einem Gefecht nur einer der

Faktoren ist, aus denen der Sieg gebildet wird, daß also, weit entfernt, mit der Ueberlegenheit der Zahl alles oder auch nur die Hauptsache gewonnen zu haben, vielleicht noch sehr wenig damit erreicht ist, je nachdem die mitwirkenden Umstände so oder anders sind." [1])

Bayern und der Kulturkampf.

Aus den hinterlassenen Papieren des Ministerpräsidenten Grafen **v. Bray-Steinburg.**

Wie das ferne Rollen eines seit lange verzogenen Gewitters, so schlagen noch ab und zu die Schallwellen des zur Geschichte gewordenen Kulturkampfgewitters an unser Ohr, um uns an die Zeiten zu erinnern, da das neugeschaffene Deutsche Reich in überströmender Kraftfülle auch auf kulturellem und kirchlichem Gebiet eine Kraftprobe zu bestehen und seine Unabhängigkeit zu erringen bestrebt war. — Alle welterschütternden Ereignisse, die fast regelmäßig den Uebergang einer geschichtlichen Epoche in die andre begleiten, haben sich nicht in der Reinheit und Glätte vollzogen, in der nachfolgende Generationen sie betrachten; sie alle haben Mängel und Irrungen aufzuweisen gehabt, die der historischen Kritik nicht entgehen; aber die großen Gedanken haben sich nichtsdestoweniger Geltung verschafft und sind schließlich zur Tat geworden, unberührt von den jeder Menschenschöpfung anhaftenden Schlacken.

Auch das neu erstandene Deutsche Reich hat seine Kinderkrankheiten zu bestehen gehabt, und wenn man zu diesen die Periode des sogen. Kulturkampfs rechnet, so wird auch der partei- und vorurteilslose Geschichtsforscher zugeben müssen, daß in ihr ein Zustand zu Tage trat, der geeignet war, wenn nicht die Lebenskraft des Jünglings zu untergraben, so doch dessen kräftiges Wachstum zu beeinträchtigen.

Ein Rückblick auf diese an Aufregungen so reiche Periode zeigt uns vor allem, daß, wenn der durch die vatikanischen Konzilsbeschlüsse veranlaßte Kriegsruf von Bayern ausgegangen, dennoch Preußen die Walstatt geworden ist, auf der der Kampf sicherlich nicht zu Nutz und Frommen der gedeihlichen Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse des jungen Reiches getobt hat, während gerade Bayern, dank der Weisheit und Ueberlegung des an der Spitze der Regierung stehenden Staatsmannes, von den schweren Erschütterungen, von denen Preußen in diesen Tagen heimgesucht wurde, verschont geblieben ist. Das Verdienst hieran gebührt in erster Reihe dem als Nachfolger des Fürsten Hohenlohe berufenen Grafen v. Bray-Steinburg, und wenn in den folgenden Zeilen der Beweis erbracht werden kann, daß nicht religiöse oder ultramontane Skrupeln,

---

[1]) Vom Kriege. Teil I. 3. Buch. 8. Kapitel. S. 196. 197. (4. Auflage.)

nicht partikularistische, gegen das junge Reich gerichtete Sympathien oder Antipathien, dagegen aber einzig und allein Rücksichten auf das Staatswohl Bayerns die politische Haltung des Grafen Bray beeinflußt haben, so ist dem Andenken dieses für Bayern hochverdienten, von seinen politischen Gegnern viel geschmähten Mannes die verdiente Sühne und Gerechtigkeit zu teil geworden.

Ohne zunächst auf die später zu behandelnden amtlichen Schriftstücke einzugehen, mag in erster Reihe eines Schreibens des Grafen v. Bray an einen befreundeten Staatsrat Erwähnung geschehen, weil dieses die persönliche, auf gründliche Prüfung der Sachlage basierte Ansicht des Ministers wiedergibt.

In diesem aus Irlbach vom 15. Mai 1871 datierten Schreiben heißt es: „Ew. p. p. kennen meine Ansicht bezüglich der kirchlichen Wirren. — Ich glaube, wir sollten in keinem Falle weiter gehen, als die württembergische Regierung es getan hat, und einfach erklären, daß wir uns in dogmatische Streitfragen nicht mischen, *dagegen jede Ueberschreitung gesetzlich gezogener Grenzen entschieden zurückweisen würden.* — Wie kommt es, daß in keinem andern Lande die Bewegung den akuten Charakter angenommen hat, den wir bei uns wahrnehmen? Geben wir uns nicht dazu her, andern die Kastanien aus dem Feuer zu holen; und was die inländischen Schreier anbelangt, so darf man nur ihre Namen lesen, um sich zu überzeugen, daß es ihnen lediglich darum zu tun ist, aus dem kirchlichen Streit politisches Kapital zu schlagen, und daß neun Zehntel von ihnen so wenig an die Unfehlbarkeit der Kirche als an die des Papstes als Repräsentanten der Kirche glauben. — Damit, daß die Regierung die Unfehlbarkeitslehre als staatsgefährlich erklärt, schließt sie sich der antiinfallibilistischen Bewegung an; sie verläßt also den Standpunkt des unparteiischen Richters und tritt in die Arena der Kämpfenden ein. — Das Placet betrachte ich einfach als unhaltbar; denn ein Verbot, dessen Uebertretung keine Strafbestimmung gegenübersteht, hat keine Bedeutung. — Unabhängig davon hängt aber die Gültigkeit von Konzilsbeschlüssen — deren Rechtsbestand überhaupt vorausgesetzt — nicht von deren mehr oder minder offiziellem Abdruck in Pastoralblättern oder deren Beilagen ab."

Diesen im vorgehenden Schreiben niedergelegten Ansichten ist Graf Bray auch in der Folge treu geblieben, und der schriftliche und mündliche Verkehr mit kirchenrechtlichen Autoritäten, unter andern Professor Zöpfl in Heidelberg, mußte ihn in seiner Auffassung nur bestärken. Als daher das bayrische Kultusministerium sich anschickte, die Feindseligkeiten zu eröffnen und ein die ablehnende Haltung gegen die Konzilsbeschlüsse präzisierendes Schreiben an den Erzbischof von München-Freising zu richten, widersetzte sich Graf Bray diesem Beginnen, und durch königliches Signat vom 30. Mai 1871 aufgefordert, sich über das beabsichtigte Schreiben zu äußern, kam er diesem Befehle umgehend nach. Der an den König gerichtete Bericht des bayrischen Ministerpräsidenten, in dem dieser seinen divergierenden Standpunkt erläutert, ist für seine staatsmännische Auffassung der Frage zu bezeichnend, als daß er nicht in seinem vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden verdienen würde:

München, den 1. Juni 1871.

Durch Allerhöchstes Signat vom 30. v. M. haben Euere Königliche Majestät auszusprechen geruht, daß der vom Kgl. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten verfaßte Entwurf eines Schreibens an den Erzbischof von München-Freising dem Unterzeichneten zur Kenntnisnahme und Abgabe etwaiger Erinnerungen zugestellt werden solle. — Diesem Allerhöchsten Befehle entsprechend hat der Unterzeichnete vor allem zu konstatieren, daß auch seiner Ansicht nach — die Annahme des Ausgangspunktes der Argumentation dieses Entwurfes vorausgesetzt — in dem trefflichen Elaborate des Kgl. Kultusministers die mit logischer Schärfe daraus gezogenen Folgerungen unbedingt acceptiert werden müssen. Dieser Ausgangspunkt aber ist: die Prüfung der dogmatischen Konzilsbeschlüsse vom 18. Juli v. J. durch die bayrische Staatsregierung.

Zu seinem lebhaften Bedauern vermag der Unterzeichnete nicht die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Prämissen zuzugeben und erlaubt sich dazu folgendes zu bemerken:

Der Grundsatz der kirchlichen Unfehlbarkeit bestand von jeher in der katholischen Kirche. Er ist das Kriterium des Katholizismus, sowie das Leugnen derselben das des Protestantismus.

Die jetzt gegen die päpstliche Unfehlbarkeit angeführten Gründe, mit Ausnahme der historischen, sind meist gleichmäßig gegen das unfehlbare Lehramt der Kirche gerichtet, — und in der Tat kann derjenige, der die Möglichkeit menschlicher Unfehlbarkeit infolge göttlicher Erleuchtung überhaupt leugnet, fast noch weniger und schwerer die Erleuchtung einer ganzen, sehr zahlreichen Versammlung durch den heiligen Geist, — als die göttliche Inspiration eines einzelnen — annehmen und zugeben. Denn nicht in der übereinstimmenden Meinung vieler erfahrener und gelehrter Männer liegt nach katholischem Begriffe das Wesen der Unfehlbarkeit, sondern lediglich in der durch die heilige Schrift zugesagten göttlichen Hilfe und Erleuchtung.

Der treugehorsamst Unterzeichnete hat das Konzil, seine Einberufung und seine Wirksamkeit tief beklagt, und auch ihm erscheint die dadurch hervorgerufene Bewegung und die Beunruhigung der Gewissen als nur zu erklärlich. Aber er betrachtet eine durch die Staatsregierung vorzunehmende Prüfung der dogmatischen Konzilsbeschlüsse als keine Abhilfe, vielmehr den infolgedessen zu gewärtigenden Kampf des Staates mit der Kirche auf dem Felde des Glaubens als höchst gefährlich und zweckwidrig und als — selbst durch die jetzige allerdings schwierige Lage — nicht hinlänglich motiviert oder doch nicht absolut bedingt.

Dieser Kampf ist gefährlich und zweckwidrig, weil, was auch sein Ausgang sein möge, das Prinzip der Autorität darunter leidet und der Revolution dadurch Vorschub geleistet wird.

Er ist nicht hinlänglich motiviert, oder doch nicht absolut erforderlich, weil es möglich ist, ihm aus dem Wege zu gehen, dadurch, daß die Regierung sich einfach vorbehält, Gesetzesübertretungen, wo sie vorkommen, von Fall zu Fall zu rügen und zurückzuweisen.

So lästig und schwierig dies sein mag, erachtet der Unterzeichnete es doch für weniger bedenklich, als von vornherein die „Staatsgefährlichkeit" der päpstlichen Unfehlbarkeit zu proklamieren. Denn damit wird die Staatsregierung selbst zur Partei, sie tritt in die Arena der Kämpfenden und schließt sich der antiinfallibilistischen Bewegung an.

Die Regierung zur Parteinahme zu drängen, ist das unverkennbare Streben beider Parteien, der klerikalen sowohl als ihrer Gegner. Schon hierin liegt für die Kgl. Staatsregierung die Andeutung der Bedenklichkeit eines solchen Entschlusses. Durch ihre Teilnahme würde der Kampf erst recht entbrennen. Das **ausgesprochene** Fernebleiben derselben dagegen würde sehr bald die Säuberung der religiösen Bewegung von der jetzigen starken Beimischung politischer Elemente zur sicheren Folge haben, und schon dadurch zur Beruhigung beitragen.

Dafür, daß ein Aufnehmen des Kampfes mit der Kirche von seiten der Regierung vermieden werden könne, dient als Beleg das Beispiel aller übrigen Länder, da in keinem derselben der kirchliche Friede ernstlich gestört wurde und nirgends eine Bewegung sich kundgibt, wie sie in Bayern auszubrechen droht.

Die Staatsgefährlichkeit der Lehre von der päpstlicher Unfehlbarkeit wäre unleugbar vorhanden, wenn die mittelalterliche Gewalt des Papsttums noch bestünde. Letztere ist aber heute nicht mehr vorhanden, und die Steigerung der Ansprüche, da, wo sie auftritt, steht in ganz gleichem Verhältnisse mit dem Schwinden der reellen Machtverhältnisse. Aus diesen Gründen ist der Unterzeichnete der unmaßgeblichen Ansicht, daß auch in Bayern dem wahren Staatsinteresse und jeder gesetzlichen Anforderung entsprochen werden würde durch die Erklärung:

„Daß die bayrische Staatsregierung sich in dogmatische Fragen nicht mische und das religiöse Lehramt der Kirche unangetastet lasse, daß sie Verfassung und Konkordat wie bisher aufrecht erhalten und jede Ueberschreitung der zwischen Staat und Kirche gesetzlich gezogenen Grenzen mit Entschiedenheit zurückweisen werde."

(gez.) Graf v. Bray.

Auf diesen Bericht hatte König Ludwig II. in margine verfügt:

„Ich habe gerne von Ihren Erinnerungen Kenntnis genommen und verfüge, daß dieselben nebst dem Entwurfe des Schreibens an den Erzbischof von München-Freising, nach Rückkehr der Minister v. Schlör und v. Pfretschner aus Berlin, dem Ministerrate übergeben werden, damit eine gemeinsame Ansicht erzielt und das gemeinsame Wirken des Gesamtministeriums auch fernerhin nicht gestört werde."

Schon vor Eingang dieser vom 8. Juni datierten Allerhöchsten Verfügung hegte Graf Bray nicht den geringsten Zweifel darüber, daß er sich behufs Durchführung der von ihm als allein richtig erkannten Politik nicht des unbeschränkten Vertrauens der Krone für versichert halten konnte. Bereits unter dem 4. Juni hatte er deshalb den König um die Enthebung von seinem Posten ge-

beten und sein Gesuch mit dem temporären Charakter motiviert, unter dem seine Berufung vor 1½ Jahren erfolgt war. Ohne Anspielung auf die bestehenden Schwierigkeiten und Spaltungen im Kabinett bemerkte Graf Bray, daß seine dem inneren Frieden geweihten Bestrebungen durch Ereignisse von europäischer Bedeutung eine andre Richtung erhalten hätten. Nunmehr aber seien die Verhältnisse geklärt, der Friede geschlossen und die deutsche Frage gelöst. „Es wird sich für die bayrische Regierung nun aber darum handeln, im Einklang mit der Volksvertretung, der Krone und dem Lande jene Vorteile zu sichern, die, in Versailles zugestanden, die Stellung Bayerns in Deutschland zu einer privilegierten machen.“ Um diesen Zweck zu erreichen, glaubte Graf Bray die Bildung einer kräftigen Mittelpartei vonnöten, wozu jedoch die Aussichten nichts weniger als günstig waren, so daß er es vorziehen müsse, das Feld zu räumen, anstatt einen Kampf gegen die seinen politischen Anforderungen mißgünstige Volksvertretung aufzunehmen.

Die wahren Beweggründe aber, die den Grafen Bray zu seinem Entschlusse trieben, finden sich in einem vertraulichen Schreiben, das er am selben 4. Juni an einen ihm befreundeten Staatsmann der nächsten Umgebung des ohnehin so schwer zugänglichen Königs richtete. Darin teilt er seinen Entschluß wie folgt mit:

„In meinem Berichte an den König über die Konzilsfrage vom 1. d. M. habe ich es versucht, die Gründe zu entwickeln, die es mir unmöglich machen, der Ansicht meiner Kollegen beizutreten. Ich lasse den trefflichen Deduktionen des Herrn Kultusministers alle Gerechtigkeit widerfahren, aber da unser Ausgangspunkt ein ganz verschiedener in dieser Sache ist, über die wir auch mündlich eingehend verhandelt haben, so ist eine Verständigung von vornherein abgeschnitten. Ich erwähne nur beispielsweise, daß Herr v. Lutz eine Kündigung des Konkordats in Aussicht nimmt, während ich gerade unser noch zu günstiger Zeit abgeschlossenes Konkordat als ein Hauptschutzmittel gegen etwaigen Mißbrauch der Unfehlbarkeitsdoktrine betrachte.

Unter solchen Umständen wird, im Interesse der Herstellung des Einklangs im Ministerium, es als eine günstige Fügung gelten müssen, daß auch andre der gegenwärtigen Differenz fremde Gründe mir meinen Austritt zur Pflicht machen ... Es ist wohl natürlich, daß ich es vorziehe, durch eine souveräne Entschließung meines Herrn und Königs auf meine Bitte aus dem unter schwierigen Verhältnissen übernommenen Amte zu scheiden, anstatt von einer Kammermehrheit unter gleichzeitiger Schädigung staatlicher Interessen dazu genötigt zu werden.“

Trotzdem der Schlußpassus dieses Schreibens die Annahme zu rechtfertigen scheint, daß Graf Bray der kirchlichen Wirren sich nur als Vorwand zu seinem Rücktritt bedient hat, während im Grunde genommen die Schwierigkeit der innerpolitischen Lage und die einer partikularistischen Auffassung der staatsrechtlichen Stellung Bayerns im Deutschen Reiche wenig geneigte Strömung diesen Entschluß zur Reife gebracht habe, so ist diese Annahme doch keineswegs zu-

treffend; das nachfolgende vom 1. Juli 1871 datierte vertrauliche Zirkular des bayrischen Ministerpräsidenten an seine Kollegen ist geeignet, den letzten Zweifel zu bannen und zugleich dessen staatsrechtliche Auffassung des Konflikts zwischen Staat und Kirche in unwiderlegbarer Weise festzulegen:

„Der Unterschied zwischen der Auffassung meiner verehrten Kollegen und der meinigen ist ein prinzipieller. So wenig wie die ersteren will ich einem Kampf um jeden Preis aus dem Wege gehen. Was ich aber vermeiden möchte, ist: ein Kampf des Staates gegen die Kirche auf dem Felde des Glaubens. — Einen Kampf gegen Mitglieder des Episkopats, die sich Gesetzesverletzungen zu schulden kommen lassen würden, hat auch nach meiner Ansicht die Regierung weder zu scheuen, noch zu meiden.

Seine Excellenz v. Pfretschner hatten also ganz recht, als sie behaupteten, daß ich praktisch in vielen Fällen eben dahin gelangen würde, wohin die Majorität des Ministeriums durch das von ihr angenommene System geleitet wird. Die Verschiedenheit liegt aber darin, daß die Majorität des Ministeriums offensiv, ich nur defensiv verfahren will, und daß ich mich auf dem von mir gewählten Kampfplatz, auf dem Boden des Staates, befinden würde, während man im entgegengesetzten Falle auf dem Boden der Kirche und des Glaubens kämpfen müßte.

Ich darf aber hinzufügen, daß, wenn der Staat einen kirchenfeindlichen Standpunkt überhaupt nicht einnimmt, d. i. nicht von vornherein die Staatsgefährlichkeit des Dogmas der päpstlichen Infallibilität proklamiert, die Fälle klerikaler Agression gerade in jetziger Zeit gewiß nicht zahlreich sein werden.

Was eine Verständigung und sogar eine Annäherung in der vorliegenden Kontroverse erschwert und ausschließt, ist vor allem das vorgerückte Stadium der Angelegenheit. Die Frage, wie sie sich uns darstellt, ist nicht mehr res integra. Es handelt sich nicht mehr um die Wahl eines Standpunktes. Ich müßte meinen Kollegen zumuten, den, den sie längst eingenommen, zu verlassen.

Deshalb mußte es von Anfang an meine Sorge sein: den eignen Widerspruch zu rechtfertigen — so gering die Aussicht war, dadurch die gegenteiligen Ansichten zu modifizieren.

— —

Eine von sehr geehrter und befreundeter Seite gekommene Andeutung, als wollte ich den kirchlichen Konflikt als „Gelegenheit“ zu meinem Austritte benutzen, nötigt mich zu der bestimmten Versicherung, daß dieser Konflikt, wenn ich eine Annahme meiner Ansichten durch meine verehrten Kollegen hätte hoffen können, für mich vielmehr ein entscheidender Grund zum Verbleiben im Amte gewesen wäre.

Meinen Rücktritt anbelangend war es immer mein Wunsch, denselben ohne alle äußere ‚Gelegenheit‘, in ruhiger Zeit, in Abwesenheit des Landtags, nach Abschluß des Friedens und nach Lösung der großen deutschen Frage zu bewerkstelligen. Unter den jetzigen Umständen tritt freilich noch ein weiteres, zwingendes Moment hinzu.“

Während nun sämtliche Minister die Erklärung des Grafen Bray unter dem Ausdrucke des Bedauerns über den unwiderruflich gefaßten Entschluß ihres Präsidenten zur Kenntnis nahmen, glaubte der stets kampfbereite Kultusminister v. Lutz hievon eine Ausnahme machen und das Zirkularschreiben mit einer eingehenden, seinen eignen Standpunkt präzisierenden Entgegnung beantworten zu sollen. Wenn die nachstehende geschraubte Darlegung des Herrn v. Lutz schon äußerlich in schroffem Gegensatz zu der klaren und schlichten Auseinandersetzung des Grafen Bray steht, so hat jedenfalls die Geschichte der letzten dreißig Jahre der staatsmännischen Auffassung und der politischen Voraussicht des Grafen Bray recht gegeben. Nicht ein einziger Fall hat sich während der letzten drei Dezennien ergeben, in dem das Infallibilitätsdogma den Staat zur Zurückweisung kirchlicher Uebergriffe in die staatlichen Institutionen veranlaßt hätte, zu keiner Stunde ist der Friede zwischen Staat und Kirche bedroht gewesen, und Bayern ist es vergönnt geblieben, ohne innere Kämpfe und Erschütterungen seine innerpolitischen Institutionen auszubauen und seine staatsrechtliche Stellung im Deutschen Reiche zu konsolidieren. Das bayrische Volk aber mag die Streitschrift des Herrn v. Lutz mit Dank begrüßen, da es durch sie in die Lage versetzt wird, aus eignem zu beurteilen, wem es unter schwierigen Verhältnissen vorbehalten war, das bayrische Staatsschiff auf dem richtigen Kurs zu steuern.

Das Schreiben des Kultusministers v. Lutz lautet:

„Ich meinerseits danke Seiner Excellenz dem Herrn Grafen Bray verbindlichst für die Mitteilung der beiliegenden vertraulichen Bemerkungen, die unzweifelhaft die Absicht haben, darzutun, daß die im Ministerrate entstandene Differenz eine rein sachliche und weit davon entfernt ist, eine persönliche zu sein.

Um so mehr bedaure ich, mich auch jetzt noch den Anschauungen des Herrn Grafen nicht anschließen zu können.

Der Gegensatz der bestehenden Anschauungen scheint darin gefunden zu werden, daß Herr Graf Bray den Streit jedenfalls nur auf staatlichem Gebiete aufgenommen wissen will und nicht auf dem des Glaubens, während ich das letztere zu tun scheine. Ich erlaube mir nun dem entgegenzusetzen, daß auch ich schon jetzt den Streit nicht auf dem Gebiete des Glaubens aufnehmen will, sondern nur auf staatlichem Gebiete, und daß, wenn man wirklich gegen mich sagen kann, ich führte ihn auch auf dem Gebiete des Glaubens, derselbe Vorwurf eventuell die Politik des Herrn Grafen treffen würde.

Was heißt, den Streit auf dem Gebiete des Glaubens führen und ihn **nur** auf dem Gebiete des Staates führen?

Ersteres läge vor, wenn sich die Regierung ein Urteil darüber vindizieren wollte, welche Glaubenssätze begründet sind und welche nicht, welche Sätze also von einem jeden Mitgliede der treffenden kirchlichen Gemeinschaft anerkannt werden müssen oder dürfen und welche nicht. Das zweite liegt vor, wenn man die eben berührte Frage ganz außer Betracht läßt und nur danach fragt, ob die Kirche mit irgend einer Anordnung ein Recht des Staates verletzt.

Der Herr Graf sagt nun, er wolle das zweite tun, also der Kirche das

Recht lassen, ihre Glaubenssätze zu normieren, darüber zu entscheiden, was die Kirche ihren Angehörigen zu glauben vorstellen will, also auch die Infallibilität des Papstes zu lehren und danach, ob sich jemand diesem Dogma unterwirft oder nicht, zu entscheiden, ob er noch Mitglied oder Diener der Kirche sein kann oder nicht. Als Konsequenz ergibt sich, daß der Staat, wenn es sich um den Vollzug eines solchen Bescheides handelt, keinen Anstoß an der Neuheit des Dogma nehmen darf und die sonst verfassungsmäßig zugesicherte Staatshilfe zum Vollzuge zu leisten hat.

Der Herr Graf nimmt den Kampf nur auf, wenn ein Staatsgesetz verletzt wird oder wenn die Kirche wirklich einmal mit der Lehre von der Infallibilität des Papstes in das Gebiet des Staates eingreift, also z. B. unter Verwirklichung eines Satzes des Syllabus an die bayrischen Katholiken den dogmatischen Ausspruch richten würde, daß dieses oder jenes bayrische Gesetz nicht gelte u. s. w., was mindestens als Konsequenz aus einem allgemeinen Satze sich ergeben kann. Ein Fall der Gesetzesverletzung liegt vor in der Außerachtlassung des Placetum regium; aber ich will das hier nicht urgieren, da der Herr Collega die Anwendbarkeit der betreffenden Verfassungsbestimmungen auf Glaubenssätze in Zweifel zieht und meint, daß man das Placet hätte erteilen sollen, also nicht bloß dem darum bittenden Erzbischof von Bamberg, sondern auch den andern Bischöfen, die gar nichts erbeten haben, die Sache nicht nachtragen dürfe.

Wenn aber der zweite Fall kommt, dann ist ja der dogmatische Ausspruch des Papstes eben auch ein Glaubenssatz, das Vorgehen des Papstes bewegt sich auch auf dem dogmatischen Gebiete des Glaubens und der Sitten, und die Regierung, die dagegen kämpfen würde, befände sich nicht ausschließlich auf staatlichem, sondern zugleich auch auf kirchlichem Gebiete. Was Herr Graf Bray erreichen will, würde er doch nicht erreichen. Er müßte gegen einen Ausspruch Roms ankämpfen, obschon letzteres verlangt, daß die Katholiken ihn als einen dogmatischen verehren, also von den Staatsangehörigen etwas verlangen, was gegen die vom Papst normierte Glaubenslehre verstößt.

Ich stelle mich auch nicht anders zur Sache. Ich lasse auch jeden Katholiken glauben, was er will, auch die päpstliche Infallibilität; es wird niemand von Staats wegen deshalb verfolgt, weil er die päpstliche Infallibilität glaubt. Das habe ich stets betont. Mir fällt nicht ein, den entstandenen dogmatischen Streit schlichten zu wollen; ich begebe mich also auch nicht auf das Gebiet des Glaubens. Der Unterschied zwischen dem Herrn Grafen und mir besteht nur darin, daß er sagt, das Dogma von der Infallibilität des Papstes verletzt an sich den Staat nicht, es wird kein staatliches Recht dadurch angetastet, also kümmere ich mich nicht darum und lasse der Kirche ihre Freude daran. Wenn die Kirche aber einmal von der Infallibilität Gebrauch macht (was ihr jedoch nach Ansicht des Herrn Grafen bei der Abnahme der päpstlichen Macht nicht so leicht einfallen oder gelingen wird), wenn der infallible Papst einmal einen dogmatischen Ausspruch tut, der den Staat und seine Einrichtungen gefährdet, dann werde auch ich mich widersetzen, während ich sage, das Dogma von der

Infallibilität enthält, wenn es auch den Staat nicht selbst direkt angreift, die Keime einer solchen Gefährdung, bietet dem Papste das parateste Mittel zu dieser Gefährdung, und der Papst hat Lust zu solchen Dingen, wie der Syllabus beweist; dazu kommt (ich muß mir selbst eine Meinung bilden für mich, um zu wissen, was ich als Regierung zu tun habe), daß die Infallibilität des Papstes eine neue Einrichtung ist, ich erkenne also von Staats wegen sofort die neue Einrichtung nicht an, d. h. ich erkläre sogleich, daß ich derselben keinen Einfluß auf das weltliche Gebiet zugestehen werde und ich helfe nicht auch noch selbst dazu, um das dem Papste vindizierte parate Mittel zur Gefährdung der Staaten zu stählen und zu kräftigen und zur Anerkennung zu bringen. Berechtigt bin ich dazu, weil die Kirche sich dieses parate Mittel einseitig und erst nachdem ihr der Staat seine Hilfe zugesagt, beigelegt hat.

Ich sage: die päpstliche Infallibilität kann gegen den Staat mißbraucht werden, ich schütze mich also beizeiten gegen dieses Glaubensinstitut; der Herr Graf sagt, ich warte, bis man Mißbrauch versucht, und dann nehme ich den Kampf auf gegen die mit dem Glaubensinstitut möglich gewordenen Glaubensinstitute. Ich meinerseits fürchte nur, daß es dann, wenn der Staat die päpstliche Infallibilität ruhig hat lehren und festwurzeln lassen und der Kirche dabei sogar noch geholfen hat, zu spät ist mit dem Kampfe gegen den durch Hilfe des Staates festgewurzelten Satz.

Ueber die Stellung Badens und Württembergs habe ich nichts Neues zu sagen. Wenn ich die württembergische Erklärung einfach abschriebe, so hätten wir den Kampf, da wir eine Opposition gegen das Dogma und daraus entsprungene Rekurse ab abusu haben. Nicht auf Württembergs Stellung, sondern hinter derselben steht die mir entgegengesetzte Anschauung. Es ließe sich von der letzteren viel eher sprechen, wenn wir nicht zugleich die Exekutionsmannschaft der Kirche wären und schließlich diejenigen vergewaltigen müßten, gegen deren Ueberzeugung die neuerfundene Infallibilität verstößt. Den Zweck, auf den Boden Württembergs zu kommen, erlangt man mit der württembergischen Erklärung nicht.

Was Seine Majestät betrifft, so glaube ich an den Popanz nicht; noch ist, soviel ich weiß, nicht einmal Viktor Emanuel namentlich exkommuniziert. Seine Majestät haben nichts zu fürchten. Wenn aber ja, dann führt auch Herr Graf dieselbe Gefahr herbei, wenn es Rom einmal gefällt, von der sauer erworbenen Infallibilität Gebrauch zu machen, statt dieses Schwert in der Scheide rosten zu lassen.

München, am 2. Juli 1871.

J. Lutz."

Die Witwe.

Von

Georg Freiherrn v. Ompteda.

I.

Ein Wagen nach dem andern fuhr vom Kirchhof fort; in dem letzten die Witwe, Frau Luise Enterlein, fassungslos, in Tränen aufgelöst, die unter dem dichten schwarzen Schleier, obgleich sie drei Tage schon strömten, immer noch wie eine Flut niederrannen.

Man unterhielt sich in den Gefährten, die alle die lange Straße zur Stadt in einer Kette hinunterfuhren, von dem Trauerfall. Und überall war man der Ueberzeugung, es hätte niemand schwerer treffen können als die junge Frau. Man kannte genau das Glück, das beinahe etwas Sprichwörtliches gehabt und jedenfalls etwas Rührendes hatte.

Es war eine Liebesheirat gewesen, die der Rechtsanwalt Enterlein vor kaum einem Jahr geschlossen; man erzählte sich, wie das Paar sich schon als Kinder füreinander bestimmt gefühlt. Fräulein Luise Cernikow hatte zwei Körbe ausgeteilt, von denen man wußte, und wahrscheinlich noch mehrere andre, die im Verborgenen geblieben waren. Und alles das ihres Jugendfreundes Karl Enterleins willen.

Als sie nun endlich, nachdem der Rechtsanwalt eine gute Praxis gefunden, zu einander gekommen waren, sahen es Verwandte und Freunde als etwas Selbstverständliches an, als die beste Lösung, die diesem Menschenpaar auf der Erde beschieden sein konnte.

Die Ehe war nie von einem Mißlaut getrübt worden; nur Kinder gab es nicht. Aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz füreinander leben konnten.

Wenn der Rechtsanwalt aus seinem Bureau kam, das im Erdgeschoß ihres Wohnhauses lag, dachte er nicht mehr an die Akten, sondern schloß seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei beiden Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ach Gott, ach Gott, hab' ich dich lieb!"

Dann saß sie auf seinem Schoß, und sie hielten sich umschlungen, als wäre es am Hochzeitstage.

Man freute sich darüber. Alle Welt fand, es sei eine Musterehe, wie sie andern Sterblichen kaum beschieden wäre; ja, es gab Männer, die ihren Söhnen sagten:

„Wenn du doch auch einmal so glücklich würdest wie Enterleins!"

Und wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie sich bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie der Rechtsanwalt und seine Frau.

Und nun war er gestorben. Ganz plötzlich. Ein Herzschlag hatte ihn in der Wohnung dahingerafft. Man erzählte sich die näheren Umstände: er war umgefallen, mitten im Gespräch, ja es hieß sogar, während er seine Frau liebkoste. Kurz, es war schrecklich.

Und warum es gerade diese Menschen treffen mußte! Da gab es so viele, die sich stritten vom Morgen bis zum Abend, warum war es keiner von denen? Da gab es Männer, die uneingestandenermaßen vielleicht glücklich gewesen wären, ihren Plagegeist zu verlieren. Da gab es Frauen, die immer schon mit einem Auge nach einem andern blinzelten, aber die blieben aneinander gekettet. Wirklich, es hätte jedes Paar treffen können, nur nicht gerade diese beiden.

Das alles besprach man in den Wagen, die der Witwe vorausfuhren.

Einer sagte:

„Aber denken Sie nur einmal an: zweiundzwanzig Jahre, was soll denn die Frau anfangen?"

Und der andre nickte nachdenklich:

„Die heiratet nicht wieder!"

Man wußte, ihr Leben war auf immer verdorben.

Der Fall lag um so trauriger, als Frau verwitwete Enterlein nicht einen einzigen Verwandten mehr besaß. Zwar lebte noch eine hochbetagte Mutter ihres Mannes, aber die war altersschwach, wohnte weit entfernt und hatte nicht einmal zum Begräbnis kommen können.

Von Cernikowscher Seite aus gab es nur einen Onkel, der gleichfalls der Beisetzung fern geblieben, da er seinerzeit das Mädchen hatte für seinen Sohn haben wollen.

Die Witwe fuhr mit dem Geistlichen und mit dem Hausarzt zurück. Neben ihr saß der Diakonus, ein noch junger Mann, der unausgesetzt mit milder Freundlichkeit der armen Frau Trost zusprach. Und während die Räder auf dem Pflaster rasselten und leise eine Scheibe klirrte, klang fortwährend seine tiefe Stimme wie eine eintönige Musik, die der Witwe wohltat, obwohl sie auf die Worte nicht hörte.

Ihr gegenüber hatte Doktor Keller Platz genommen, ein gleichfalls noch junger Mann, ein Studienfreund des Rechtsanwaltes, der nur noch den Tod hatte feststellen können und jetzt stumpf vor sich hinbrütete, während der Geistliche sprach.

Der Wagen hielt. Der Diakonus wollte mit hinaufgehen, aber lange hätte er doch nicht Zeit gehabt, denn er war im Talar und mußte bald zu einer Taufe. So sagte er denn ein paar letzte Worte und ließ Doktor Keller mit der Witwe allein.

Die beiden stiegen langsam die Treppe hinauf; Frau Luise Enterlein ganz gebeugt, fast dem Umfallen nahe, so daß der Arzt ein paarmal zugriff, weil er fürchtete, die Kräfte möchten sie verlassen, ehe sie den ersten Stock erreicht.

Das Mädchen machte auf, und der Arzt wußte nicht, sollte er die Witwe jetzt allein lassen oder noch einen Augenblick im Salon Platz nehmen. Er fand

es zartfühlender, wenn er ging, und sagte, als sie in dem stillen Raum standen, mit seinem halben Dämmerlicht, da der Hitze wegen die Fensterläden geschlossen waren:

„Nun leben Sie wohl, gnädige Frau, ich sehe bald einmal wieder nach Ihnen!“

Doch die Witwe, die jetzt den Schleier zurückgeschlagen hatte, blickte ihn mit vom Weinen rotgeschwollenen Augen an, hob flehend die Hände und sprach im Entsetzen:

„Um Gottes willen, Sie wollen mich allein lassen?“

Er zögerte:

„Ja, ich muß doch!“

Da bekam sie einen Anfall, fast als wäre ihr Geist nicht in Ordnung. Sie blickte um sich, durchmaß den Raum, in dem sie jetzt allein, ganz allein weilen sollte, mit den Blicken, dann kreischte sie fast in ihrer Verzweiflung:

„Ich kann nicht allein bleiben, ich kann nicht allein bleiben!“

Der junge Mann wußte nicht, was er machen sollte. Schließlich erkannte er es als seine Pflicht als Arzt wie als Freund des Hauses, in solchem Augenblick die arme Witwe nicht zu verlassen. Ein Arzt war nicht bloß Helfer bei Gebrechen, sondern auch ein Tröster, ein Arzt der Seele.

So setzte er sich denn auf ihr Geheiß, und sie nahm ihm gegenüber Platz. Und jetzt fing sie an, die bis dahin nur geweint und keine Worte gefunden, von ihrem Mann zu reden. Sie erzählte von seinen letzten Augenblicken, wußte jedes Wort, das er noch gesagt, obgleich es banale Redensarten des täglichen Lebens gewesen. Sie sprach von allem, was er ihr Gutes getan, was er für sie gewesen, und sie fand die überschwenglichsten Worte.

Doktor Keller saß ihr gegenüber, ohne sich zu rühren, und blickte die Trauernde teilnehmend an. Er fand keine Zeit, ein Wort einzuflechten, er nickte nur immer, schüttelte den Kopf, schnalzte bedauernd mit der Zunge, sagte höchstens einmal:

„Ach Gott, ach Gott! Ja, ja!“

Oder vielleicht:

„Der Arme!“

Die Zeit verging, und die Witwe fand kein Ende. Endlich fing es aber an, ihm etwas zu lang zu werden. Er hatte ja seinen Freund von Herzen gern gehabt, aber alles, was sie da erzählte, kannte er ja eigentlich, und darum faßte er einen Entschluß, erhob sich, strich den großen blonden Schnurrbart und sagte möglichst vorsichtig:

„Gnädige Frau, würde es nicht das beste sein, Sie legten sich jetzt etwas hin?“

Aber sie fuhr empor, als hätte er sie gekränkt. Sie sollte sich hinlegen! Um Gottes willen, sie war ja nicht müde, in einem solchen Moment legte man sich doch nicht hin!

Nun kam er mit seiner Praxis. Da merkte sie, daß er fortgehen wollte,

ward ganz verzweifelt und erklärte, sie könne nicht allein sein, es wäre ihr völlig unmöglich, denn dann meinte sie den Verstand zu verlieren.

Er nahm wieder Platz und beschloß, noch ein paar Minuten zu bleiben. Und sie erzählte wieder von ihrem Mann, von allerhand kleinen Eigenheiten, die er gehabt, von seiner Liebe und Zärtlichkeit, von seiner Güte gegen sie. Dann kam sie wieder zu seinen letzten Augenblicken und erwähnte die Worte, die er kurz vor seinem Ende noch gesagt.

Da meinte Doktor Keller, jetzt sei der Augenblick abermals gekommen, und erhob sich. Doch sie ließ ihn nicht fort. Sie meinte, er wäre der einzige, mit dem sie über den Verstorbenen reden könnte, sie hätte Angst in der Wohnung allein.

Aber er konnte sich nicht entschließen zu bleiben, er hatte nämlich — Hunger. Am Morgen hatte er nichts zu sich nehmen können, weil er zu einem schwer kranken Patienten gerufen wurde. Dann hatte er sich in aller Eile zum Begräbnis umziehen müssen, hatte mit dem Diakonus die Witwe abgeholt, kurz, er war bis jetzt nachmittags $4^1/_2$ Uhr noch nicht zum Essen gekommen. Aber er schämte sich, das zu sagen, es hätte zu banal und herzlos hineingeklungen, wie ein harter greller Ruf von der Wirklichkeit des Lebens, in die Klagen dieser unglücklichen Frau.

Doch als sie immer weiter erzählte, und ihn keinesfalls fortlassen wollte, faßte er sich endlich ein Herz und sagte zögernd, denn er schämte sich doch ein wenig:

„Ich — ich — habe — nämlich — Hunger!"

Es war so komisch, daß sie unter ihren Tränen ein ganz klein wenig lächelte. Sie bedauerte ihn. Der arme Mensch! Und sie hatte nicht daran gedacht! Aber sie fand sofort den Ausweg. Auch sie verspürte das Bedürfnis, etwas zu essen, und jetzt erinnerte sie sich, daß ja drüben der Tisch gedeckt stand und das Mädchen nur nichts gesagt, weil sie offenbar fürchtete zu stören.

Da schlug sie ihm vor, er solle an ihrer einsamen Mahlzeit teilnehmen, sie ließe ihn nicht fort, es wäre ihr ein Bedürfnis, über ihren armen, armen Karl zu sprechen.

Da sah er ein, daß er nicht anders davon kam, und als sie schnell entschlossen die Tür öffnete und ihm der Essensgeruch entgegenschlug, lief ihm das Wasser im Munde zusammen. Ja, er wollte hier bleiben; da bekam er wenigstens gleich etwas zu essen, denn er mußte essen, um jeden Preis, er hielt es einfach nicht mehr aus, sonst wurde ihm schlecht.

Als sie seine Einwilligung in seinen Blicken las, verschwand sie, um für das Mahl Sorge zu tragen.

Einen Augenblick darauf saßen die beiden im Eßzimmer, sie an dem Platz, den sie in ihrer Ehe immer eingenommen, er ihr gegenüber. Der Stuhl Karls blieb leer zwischen ihnen, als müßte der fehlende Hausherr jeden Augenblick eintreten und sich zu seiner Frau und zu seinem Gaste setzen.

Doktor Keller aß wie ein Löwe, und auch die Witwe hatte Appetit. Die

Mahlzeit war gut, es schmeckte ihnen, und in den Ausdrücken der Trauer trat eine Pause ein.

Nach Tisch setzten sie sich in des Verstorbenen Arbeitszimmer, und dankbar für die Gesellschaft, die ihr ward, daß sie nicht in ihrer Einsamkeit und ihrem Jammer allein blieb, sorgte sie für ihren Gast genau wie sie es gewohnt gewesen, für ihren verstorbenen Mann zu sorgen. Sie brachte ihm den Kaffee, sie fragte, ob ein oder zwei Stück Zucker, denn das hatte sie auch bei ihrem Manne nie gewußt.

Dann ging sie an den Schreibtisch, nahm des Verstorbenen Schlüsselbund das sie jetzt trug, aus der Tasche, schloß das Fach links unten auf, genau wie es Karl immer getan, nahm zwei Zigarrenkästchen heraus und bot sie ihrem Gaste zur Auswahl an, eine leichte und eine schwere. Dann ging sie ins Eßzimmer, öffnete das Büfett, brachte einen Schnaps, wie sie es täglich bei ihrem Manne getan, stellte das Brett hin und fragte:

„Trinken Sie Cognac oder Chartreuse?"

Doktor Keller hatte zwei Stück Zucker genommen, die leichte Zigarre geraucht und den Cognac gewählt, genau wie ihr verstorbener Mann.

Sie bemerkte es, und wieder war sie im Gespräch bei dem Toten. Während der Doktor den Rauch seiner Zigarre von sich blies, ließ er sich ruhig erzählen. Das dauerte so eine Stunde; die Tränen der jungen Frau versiegten allmählich, und sie begann, da der Stoff zu fehlen anfing, endlich vom Geschäftlichen zu reden.

Sie war verloren in dieser Beziehung, Karl hatte alles gemacht, sie wußte von nichts und sie fürchtete sich, Dummheiten zu begehen, hatte auch Angst, mit ihrem Gelde gut auszukommen. Da gab es nur einen, den sie fragen konnte: den besten Freund ihres Mannes, Doktor Keller.

Aber er erhob sich endlich und sagte, über diese Dinge müßten sie später einmal genau sprechen, dazu wäre jetzt keine Zeit.

Die Witwe fühlte, daß sie ihn nicht länger zurückhalten konnte, und mit einem Dank langsam ihre Hand an die Lippen ziehend, sagte er beim Scheiden:

„Gnädige Frau, ich komme wieder, da reden wir über das alles. Und nun, darf ich Ihnen einen Rat geben? Legen Sie sich hin, und schlafen Sie ein wenig, das wird Ihnen gut tun."

Die junge Frau blieb allein und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Sie warf sich aufs Bett und begann wieder zu weinen, herzbrechend; aber allmählich versiegten ihre Tränen, sie gähnte leise, sie war müde geworden, sie streckte sich auf dem Lager und war bald eingeschlafen. Die Natur forderte endlich ihre Rechte.

Am nächsten Tage kam erst der ganze Jammer ihrer Lage über sie, und als sie aufwachte, ward sie sich bewußt, wie sie sich in dem leeren Raum umblickte, daß sie allein war, allein, ganz allein! Und eine große Angst, eine entsetzliche Beklemmung überfiel sie, sie fürchtete sich in der Wohnung, sie sperrte alle Türen auf, um nur ja das Mädchen draußen in der Küche zu hören, daß sie das Gefühl hätte, nicht ganz verlassen zu sein.

Nachmittags sprach Doktor Keller vor. Er fragte, wie sie geschlafen, und dann gingen die beiden hinaus nach dem Kirchhof, um das Grab zu besuchen. Es lag weit draußen; denn der städtische Friedhof war beinahe voll. Der Hügel sah noch unordentlich aus, es wuchs nichts, nur die Kränze lagen darauf, die in der glühenden Sonnenhitze bereits anfingen zu welken.

Doktor Keller rief auf der Witwe Bitte den Totengräber herbei, und sie legte ihm ans Herz, wie sie die Ruhestätte hergerichtet haben wollte. Der Mann ließ sie ruhig ausreden, dann sagte er nur:

„Aber erst muß das Kreuz stehen, der Stein, sonst ist alles vergebliche Arbeit."

Da fiel ihr ein, daß sie sich darum ja noch gar nicht gekümmert, und sie fuhr mit dem Freunde ihres seligen Mannes in eine Marmorwaren-Niederlage, und dort suchte sie einen schönen Grabstein aus mit einem Kreuz darauf. Nichts war ihr gut und kostbar genug.

Doktor Keller flüsterte ihr zu:

„Gnädige Frau, darf ich Sie auf etwas aufmerksam machen. Haben Sie denn auch nach dem Preis gefragt?"

Sie sah ihn fast beleidigt an. Preis, Preis, spielte hier der Preis eine Rolle? Was dachte er denn nur von ihr!

Aber am nächsten Tage, als wieder Doktor Keller nachmittags erschien — er sagte, er wäre gerade auf einem Gang zu einem Patienten in der Nähe — und sie ihm wieder Kaffee einschenkte, mit zwei Stück Zucker, wozu er einen Cognac trank und eine leichte Zigarre rauchte, sagte er:

„Gnädige Frau, haben Sie denn gefragt, wann der Grabstein fertig sein soll?"

Es fiel ihr mit Schrecken ein, daß sie das ganz vergessen, und sie bat Doktor Keller, sie dorthin zu begleiten, denn geschäftsunkundig, wie sie sei, würden sie die Leute übervorteilen.

Unterwegs fragte er:

„Gnädige Frau, was wollen Sie denn ausgeben?"

Das wußte sie nicht, sie kannte ja überhaupt ihr Einkommen nicht, sie hatte ja vom Gelde keine Ahnung.

Als der Händler meinte, er beanspruche mindestens sechs Wochen bis zur Herstellung des Kreuzes, konnte sie es gar nicht fassen und nun wagte sie die Frage nach dem Preis.

Wie er 2000 Mark sagte, war sie doch etwas erschrocken. Aber der Mann wurde fast ausfallend und setzte ihr auseinander, wenn sie ein so großes Monument verlangt hätte, dazu vom besten Tiroler Marmor und eine Engelsfigur, könne sie sich über den Preis nicht wundern. Er als Verkäufer frage sich sogar, ob er es ihr nicht zu billig berechnet hätte.

Da riet ihr der Doktor, sie möchte es sich doch noch überlegen und für den Augenblick sein lassen. Und das Paar ging, während der geärgerte Kaufmann ihnen nicht einmal bis zur Tür das Geleit gab. Doktor Keller meinte:

„Gnädige Frau, Sie sollten erst die Testamentseröffnung abwarten, damit Sie wissen, in welchen Verhältnissen Sie sind.“

Das leuchtete ihr ein, und sie wartete noch 14 Tage, denn nach 14 Tagen erst sollte, des Verstorbenen Bestimmung gemäß, sein letzter Wille eröffnet werden.

Während dieser Zeit legte sich etwas ihr Schmerz, sie weinte weniger, aber sie dachte immer noch genau mit demselben Jammer an das Unglück, das sie betroffen. Der einzige Lichtpunkt in ihrer Existenz war nur das Zusammensein mit dem Freunde ihres Mannes und die wirklich freundschaftliche Unterstützung, die er der Verlassenen lieh.

Er kam jeden Tag, um seinen Kaffee zu trinken, zwei Stück Zucker, den Cognac und die leichte Zigarre zu empfangen, und ein paarmal lud sie ihn sogar zu Tisch ein, denn sie hielt es nicht aus, immer allein zu sitzen an dem Platz, den sie gewohnt war, mit ihrem Manne zu teilen.

Eines Mittags — es war kurz vor der Testamentseröffnung — setzte sich Doktor Keller, der heute etwas zerstreut schien, statt der Witwe gegenüber, neben sie, dort wo ihr Mann einst gesessen. Erst als er sah, daß an dem Platz nicht gedeckt war, merkte er seinen Irrtum. Doch in ihrer Artigkeit litt sie es nicht, daß er sich die Mühe machte, wieder aufzustehen, und das Mädchen mußte das Gedeck herüber schieben.

Zur Testamentseröffnung mochte die Witwe nicht allein gehen, und Doktor Keller war so liebenswürdig, sie zu begleiten. Da fand es sich denn, daß die Hinterlassenschaft längst nicht so glänzend war, wie es sich die Witwe gedacht, und im stillen zog in ihr Herz leise Bitterkeit. Sie fand, ihr seliger Mann hätte besser für sie sorgen können; aber sie sagte nichts davon, nur kam es dadurch zum Ausdruck, daß sie erklärte, von 2000 Mark für ein Grabdenkmal könnte keine Rede sein.

„Gnädige Frau, das wäre auch unvernünftig,“ meinte Doktor Keller.

Und sie beschloß erst noch einmal, sich über ihre Geldverhältnisse ganz klar zu werden, ehe sie die endgültige Bestellung machte.

Abends im Bett las sie das Testament, und ihre Augen wurden feucht, trotz des leisen Aergers, den ihr die Enttäuschung über die Geldsumme gebracht, als sie an die Worte kam:

„Ich knüpfe an den Antritt der Erbschaft keine Bedingung irgend welcher Art, da meine Frau und ich in so nahem Verhältnis zu einander gestanden haben, daß ich weiß, daß zwei Menschen wie uns, auch der Tod nicht wirklich scheiden kann. Ich kenne sie genügend, um gewiß zu sein, daß sie mein Andenken, solange sie lebt, bewahren wird. Und da sie nicht fähig ist, je wieder einem andern anzugehören, soll sie bedingungslos alles erhalten, was mein gewesen ist, da, was mir gehörte, auch ihr war.“

Am nächsten Tage kam Doktor Keller wieder zu Tisch, — und jetzt wurde ein Budget aufgestellt. Er setzte sich an den Schreibtisch, an dem der selige Herr Enterlein gesessen, nahm die Feder, die jener in der Hand gehabt, und einen

Bogen Papier, wie er noch dort lag mit dem Rechtsanwaltsstempel links in der Ecke, dann begann er zu schreiben:

Miete: so und so viel,
Wirtschaft: so und so viel,
Steuern: so und so viel,
Kleidung: so und so viel.

Es war nur ein Ueberschlag; sie hatte ihm sagen müssen, was sie glaubte, unbedingt zu brauchen. Er machte einen Strich darunter und zählte zusammen, es kamen 4983 Mark mehr heraus, als sie Einkommen besaß.

Er legte die Feder fort, und die Witwe sah ihn erschrocken an:

„Dann kann ich ja gar nicht leben!"

„Nun, wir müssen eine Position streichen, gnädige Frau, oder zum mindesten herabsetzen."

Das leuchtete ihr ein, und sie gingen die Liste durch. Er fuhr mit der Feder die Zeilen herunter:

„Wohnung, geht nicht; Heizung, Feuerung, Wirtschaft, Licht, geht nicht. Da wäre also zum Beispiel Kleidung?"

Sie fiel sofort ein:

„Meine schwarzen Sachen habe ich, und ich brauche keine andern."

Aber er machte ein bedenkliches Gesicht:

„Gnädige Frau, wenn nun die Trauerzeit vorbei ist?"

Aber sie warf ihm einen empörten Blick zu:

„Ich werde immer Trauer tragen!"

Er meinte vorsichtig:

„Nun, vielleicht zwei Jahre, aber dann?"

„Nein, ich werde ewig das Andenken meines armen Karl bewahren, auch äußerlich."

Und sie zeigte ein düsteres Gesicht, als sie fortfuhr:

„Diese schwarzen Kleider lege ich nie wieder ab!"

Er schüttelte zwar den Kopf, doch dagegen war nichts zu machen. Und sie verhandelten weiter, wo etwa gespart werden könnte. Sie fanden es nicht. Bei keinem Posten wollte sie etwas davon wissen. Schließlich sagte er ganz erschrocken, indem er die Feder fallen ließ, daß ein großer Fleck auf dem Papier ward:

„Um Gottes willen, dabei haben wir noch nicht einmal eine Summe für das Grab angesetzt."

Sie sahen sich in starrem Schrecken an. Sie schwiegen lange, endlich sagte die Witwe tonlos, indem ihr die Hände schlaff in den Schoß sanken:

„Ich kann's nicht bezahlen, ich habe ja kein Geld!"

Und dieses „ich habe ja kein Geld" klang wieder wie eine halbe Anklage gegen ihren seligen Mann.

Doch der Doktor suchte sie zu beruhigen. Sie hätte vollkommen genug, und es würde schon alles gehen, sie sollte sich nur keine Sorgen machen. Und da er sah, daß die Geldangelegenheit sie aufregte, ließ er es für heute.

Aber an diesem Tage besuchten sie nicht das Grab, und auch in der nächsten Zeit wurde keine Entscheidung getroffen. Es war wirklich nicht genügend da, um eine so große Ausgabe rechtfertigen zu können.

Als nun eine Woche verstrichen war, kam eine Anfrage der Kirchhofsverwaltung, ob über das Grab etwas entschieden sei, es wäre jetzt Zeit, es herzurichten.

Die Witwe ärgerte sich, die Leute konnten doch warten, sie mußte erst einmal sehen, wie sich ihre Geldverhältnisse gestalteten. Und sie bat Doktor Keller, die Kirchhofsverwaltung zu benachrichtigen, daß ein Entschluß noch nicht gefaßt sei. Aber als schämte sie sich, das Grab immer noch in unfertigem Zustand zu erblicken, ging sie jetzt nicht mehr hinaus. Und sie, die in der ersten Zeit gemeint, es würde ein Unglück geschehen, wenn sie nicht täglich ihren armen Toten draußen besuchte, fand zu ihrem eignen zagenden Erstaunen, daß es auch so ging und ihr im Grunde gar nichts fehlte.

Darüber strichen wieder Wochen hin, immer quälte sie der Gedanke, sie müßte doch einmal hinaus, um das Grab zu sehen, doch ewig gab es einen Grund zum Aufschube. Einmal regnete es, dann wieder war es zu heiß, und endlich war Doktor Keller bei ihr, und der konnte ohnehin nicht lange bleiben, denn er mußte notwendig zu einem Patienten.

So kam der Herbst. Die Witwe hatte sich an ihr Leben gewöhnt, an die Einsamkeit in der Wohnung, die Einsamkeit, die doch so arg nicht war, denn Doktor Keller erschien jetzt täglich zu Tisch. Es war eine gegebene Sache. Er als Junggeselle führte kein eignes Haus, sondern pflegte im Restaurant zu essen, und da er sonach kein Daheim besaß, warum sollte er der Frau seines verstorbenen Freundes nicht Gesellschaft leisten? Er führte ja auch ihre Geschäfte, er hatte die Verwaltung des Vermögens übernommen, das klein genug war, wie die Witwe täglich fand; denn sie konnte nicht im entferntesten mehr so leben, wie zu Zeiten ihres Mannes, der zwar hohe Einnahmen gehabt, aber das meiste davon auch verbraucht hatte.

Da kam — schon im neuen Jahr — Doktor Keller einmal zu Tisch und sagte:

„Frau Luise, ich möchte Ihnen eine Mitteilung machen, es ist peinlich für mich, aber es muß doch einmal gesagt sein. Da ich Ihre Geldgeschäfte führe, habe ich nun einmal Einblick in diese; ich muß Ihnen also sagen, Sie verbrauchen zu viel in der Wirtschaft. Und da werden Sie mir erlauben, einen Vorschlag zu machen. Sie sind so liebenswürdig, mich immer zu Tisch bei sich zu sehen; wir haben ja auch meistens geschäftliche Dinge zu besprechen. Ich erspare infolgedessen das Geld, das ich sonst für Essen im Restaurant ausgeben würde. Ich sehe, daß Sie nicht auskommen, also gestatten Sie mir, daß ich das, was ich sonst für mein Diner bezahlt hätte, in die Wirtschaftskasse tue."

Davon wollte sie nichts wissen; sie schrie förmlich auf, als wäre sie beleidigt worden. Doch er setzte ihr mit vernünftiger Ruhe, wie der Mann immer war, auseinander, es sei gar kein Anlaß vorhanden, sich zu ereifern. Es wäre

nur recht und billig, wenn sie es so hielten, und wenn sie sich nicht einverstanden erklärte, würde sie ihn nötigen, nicht mehr zu Tisch zu kommen.

Da ward sie ganz erregt. Um Gottes willen, nein, nein, das durfte nicht sein, und sie gab sofort nach: er durfte den Betrag zahlen.

Aber er kam bald mit etwas Neuem. Die Wohnung wäre zu teuer. Sie war auch zu groß, unnötig groß für die alleinstehende Frau, und es schien wirtschaftlich geboten, in Anbetracht der knappen Verhältnisse, solchen Luxus nicht zu treiben.

Aber die Witwe wollte nicht an einen Wohnungswechsel gehen. Hier war sie mit ihrem Manne glücklich gewesen, hier war sie als junge Frau eingezogen, hier hatte sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht, die ihr bis an den Tod eine schmerzlich süße Erinnerung bleiben sollten.

Doktor Keller aber rückte dem Gedanken immer näher, und sie tat wenigstens eins, sie sah mit ihm zwei oder drei Wohnungen an. Doch keine gefiel ihr, bis er eines Tages freudestrahlend mit der Nachricht kam, zu Ostern schon würde in dem Hause, dessen ersten Stock er bewohnte, das Erdgeschoß frei.

Sie zögerte, sie machte sich Gedanken: war das vernünftig, war das schicklich? Doch als sie ihm etwas derartiges sagte, lachte er sie aus, eine Witwe könne doch tun, was sie wolle, übrigens solle sie sich nur mal die reizende Wohnung ansehen.

In der Tat, sie gefiel ihr, und nach kurzem Schwanken siegte, in Anbetracht der Geldverhältnisse, die Vernunft, und zu Ostern zog sie um und war ganz erstaunt, daß ihr der Wechsel nicht einmal nahe ging. Sie wunderte sich über sich selbst, daß kein Tränenausbruch kam, kein Jammer des Abschieds. Es ging alles ruhig vorüber, und als sie erst acht Tage in der neuen Wohnung gehaust, sah sie den Vorteil ein, bei ihrem einzigen Mädchen kleinere Räumlichkeiten zu besitzen, und fühlte sich sehr zufrieden.

Ein einziges tat ihr doch leid: sie hatte wegen Platzmangels einen Raum opfern müssen. Das Schlafzimmer konnte es nicht sein, das Eßzimmer wollte sie gern behalten, und im Salon lebte sie; also war das Arbeitszimmer ihres armen Karl verschwunden. Was sollte sie auch mit einem Herrenzimmer machen? Die Möbel wurden auf den Boden gestellt, gut zugedeckt und sorgfältig verstaut, damit sie nur ja als Erinnerung erhalten blieben, denn immer dachte die Witwe daran, wenn sie einmal doch irgendwie in günstigere Verhältnisse käme, würde sie das Zimmer ihres Mannes genau wieder herstellen, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen.

So nahte der Jahrestag des Todes, und Doktor Keller, der nun auch zum Abendessen herunterzukommen pflegte, soweit er nicht in seinem Beruf beschäftigt war — denn es wäre doch lächerlich gewesen, etwa der Menschen wegen sich selbst ein Kreuz aufzuerlegen — sagte eines Tages beim Essen:

„Luise, wissen Sie, was morgen für ein Tag ist?“

Sie lächelte, denn sie konnte wieder lächeln, sie hatte manchmal sogar ihre

frühere Fröhlichkeit wieder gewonnen. Sie meinte, der Doktor plane irgend eine Ueberraschung für sie, und sie fragte:

„Nun, was gibt es denn Schönes?"

Er antwortete und legte sein Gesicht in ernste Falten:

„Morgen ist es ein Jahr, Luise!"

Da kam ihr die Erinnerung. Nun wurde auch sie ernst und sagte, indem sie den Suppenlöffel in den Teller zurücklegte:

„Der arme Karl!"

So blieben die beiden eine Weile nebeneinander sitzen, ohne zu essen, ohne zu sprechen, während nur die Teller dampften, und dann nahmen sie mechanisch die Löffel wieder auf.

Am Jahrestage gingen sie zusammen zum Grabe hinaus. Es war ein Wetter genau wie damals, als sie den armen Karl begraben. Blauer Himmel, glühende Hitze, die Natur lechzte nach Wasser, die Bäume an der langen Allee, durch die vor einem Jahr die Witwe mit dem Diakonus und dem Freund ihres Mannes zurückgefahren war, waren verstaubt und ließen ihre Blätter hängen.

An der Kirchhofspforte saßen alte Weiber und boten Kränze und Topfgewächse feil. Sie drängten sich heran, als sie merkten, daß das Paar in den Kirchhof wollte

Ein Mädchen kam ihnen entgegengelaufen und hielt ein paar Blumentöpfe in der Hand; eine alte Frau rief herüber:

„Schöne Kränze gefällig?"

Es war ein Duften und Blühen überall, und vor den Augen der Vorüberschreitenden zogen die Händlerinnen die Tücher ab, die sie zum Schutze gegen die Sonne über die fertigen Kränze gebreitet.

Da kam unmittelbar vom Gitter ein alter Mann angehumpelt und hielt ihnen mit der linken Hand einen Kranz entgegen, den er mit einer Gießkanne in der rechten frisch bespritzte. Er war schön und groß und würde wohl nicht billig sein. Im ersten Augenblick wollte die Witwe zugreifen, aber da fiel ihr der Preis ein, und sie dachte an ihre Geldverhältnisse. Das konnte sie nicht daran wenden. Warum hatte denn ihr armer Karl so wenig hinterlassen!

Aber in diesem Augenblick schob sich ein Weib zwischen den Mann und das Paar. Sie hielt der Witwe einen Perlenkranz, schwarz und weiß, entgegen, wie man sie in romanischen Ländern auf die Gräber legt:

„Kaufen Sie das, es ist das neueste, führt sich sehr gut ein. Das bleibt ewig, das hält immer. Wissen Sie, die Blumen, die verwelken, aber das brauchen Sie bloß einmal anzuschaffen."

Die Worte „einmal anzuschaffen" klangen der Witwe unwillkürlich lieblich in den Ohren, und sie fragte leise nach dem Preis. Er war höher als der der andern Kränze, aber auch Doktor Keller meinte flüsternd:

„In der Tat, eine einmalige Ausgabe."

Bei dem Zögern der Witwe war das alte Weib zu ihrem Stand gelaufen und brachte einen zweiten kleineren Kranz, um drei Mark billiger. Da griff

die Witwe zu, ehe sie ihn nur recht gesehen, und mit dem Kranze in der Hand durchschritten die beiden das Kirchhofstor.

Es war ein weiter Weg bis zum Grabe. Schweigend ging das Paar zwischen den starren hohen Lebensbäumen hin, zwischen über die Grabplatten niederhängenden Trauerweiden, an duftenden hellen Blumeneinfriedigungen vorbei, an verwilderten Gräbern, um die keine Seele sich mehr kümmerte. Der Kiesweg war frisch bestreut, er zog sich als rot-gelber Strich weit, weit hinaus.

Und wie sie die lange Straße des Todes hinschritten, kam über beide ein ernstes Gefühl, daß sie nicht im stande gewesen wären, die Worte zu finden.

Die Witwe fühlte sich bedrückt im Schweigen der Gräber, und sie, die nie hatte allein sein können, der es ein Grausen war, sich in der Wohnung zu befinden, ohne einen andern Menschen in der Nähe zu wissen, fühlte sich hier unheimlich durch die stumme Anwesenheit all der müden Schläfer unter der Erde.

Sie blickte, während sie ging, zu ihrem Begleiter, sie war ihm dankbar, daß er ihr half, sie fühlte, daß er der einzige Mensch auf der Erde sei, bei dem sie Schutz und Schirm fand. Und in diesem Bewußtsein kam eine weiche Stimmung über sie, beinahe wie Zärtlichkeit.

Dieser Mann kannte ihr ganzes Dasein wie kein andrer Mensch, nahm teil an ihren Leiden und Schmerzen und war der Freund ihres armen lieben Karls gewesen. Sie hatte noch nie so empfunden wie in diesem Augenblick, daß er ihr am nächsten stand auf der Erde, ja daß er vielleicht der einzige war, dem sie sich nahe fühlte.

Auch Doktor Keller schien Aehnliches zu empfinden, denn auch er sah zu ihr und ließ auf dem hübschen Gesicht seiner Begleiterin die Augen ruhen. Er fühlte, wie seltsam sich sein Dasein gestaltet; daß er sich um keinen Menschen mehr kümmerte, als um diese Frau, daß er keine Gesellschaft mehr aufsuchte, daß er den Kreis der Kollegen mied und nur einen Menschen hatte, dem er sich verwandt fühlte — diese Frau, neben der er ging.

Da, sei es unbewußt, sei es, als wolle er dem auch äußerlich einen Ausdruck geben, tastete er, während sie nebeneinander herschritten, nach ihrer Hand, traf sie zufällig in der Luft und hielt sie fest. Sie ward ihm nicht entzogen, und sie gingen mit baumelnden Armen, Finger in Finger verschränkt, wie kleine Kinder sich beim Spaziergang zu halten pflegen.

Da kamen sie sich näher, und er zog ihre Hand durch seinen Arm, und so schritten sie immer weiter den langen, langen Weg.

Es schwieg in der ganzen Weite des Kirchhofes, nur ab und zu einmal klang in blauen hohen Lüften das Schmettern einer Lerche. Dann piepste es in der Nähe: auf einer Grabeinfriedigung saß ein Buchfink, wandte den klugen kleinen Kopf und wippte mit dem Schwanz. Er schien die beiden anzublicken, als wollte er sagen:

„So, so, Mann und Frau?“

Die Sonne lag über dem weiten Gräberfeld, sie blendete von weißen Marmorplatten und Kreuzen, sie beschien warm die wenigen Fuß Erde über den Toten

dort unten, ihnen Keime des Lebens zu entlocken. Nirgends in der ganzen Gegend blühte und duftete es so wie hier auf dem Kirchhof, als gäbe der Dung menschlicher Gebeine doppelte Kraft des Lebens ab, als wiederhole sich hier der Kreislauf der Natur, daß aus dem Verwesenden Neues geboren wird.

Sie drängten sich immer enger aneinander, sie die ganz allein waren, fast die einzig lebenden Wesen zu dieser stillen Mittagsstunde auf dem weiten Kirchhof. Und mit einemmal kam es ganz von selbst, daß er leise den Arm um die weiche runde Schulter seiner Begleiterin schlang; sie verlangsamten den Schritt, sie blieben stehen, das Haupt der Witwe sank an seine Brust, sie wendeten sich zu einander, und er küßte sie auf die Stirn, auf die Wangen und auf den Mund. Sie hielt still, sie gab sich ihm ruhig hin, es war so warm heute, so wohlig, so sonnenhell, so einsam hier, und sie hatte doch ein so glühendes Bedürfnis, nicht allein zu sein.

Sie blieben lange stehen; er sagte nichts, er strich ihr nur zärtlich das Haar aus der Stirn, und ab und zu stammelte er zwischen den Küssen:

„Luise, meine Luise!“

Und wie sie sich aneinander drängten und er die Hände an ihrem Arm herunter laufen ließ, öffneten sich leise ihre Finger. Sie dachte nicht daran, daß sie den Kranz hielt, sie hatte alles vergessen, sie empfand nur die Glückseligkeit seiner Nähe, seiner Umarmung, seines Kusses, seiner Liebe.

Da glitt der Kranz herab, die kleinen Glasperlen klirrten leise, ein paar zerbarsten auf dem Kies, und schwarz und weiß gesprenkelt bedeckten sie den Boden.

Aber das Paar merkte es nicht, es war wie von Sinnen; sie hielten sich aneinander geschmiegt, sie blickten sich in die Augen, sie küßten sich, küßten sich, und dann sahen sie sich wieder an.

Und wie die beiden glücklichen Menschen, die endlich nach langer Zeit ihrem Herzen den Lauf gelassen, den es ein Jahr lang tastend gesucht, unbewegt dastanden, gleich einer Marmorgruppe, wie sie hier und da sich auf den Gräbern erhob, blieb der Kranz ihnen zu Füßen liegen, halb aufrecht gelehnt, und man las darauf in weißen Perlen die Worte:

„Ewig dein!“

Da klang in der großen Stille plötzlich von der Kirchhofsmauer ein langgedehnter Pfiff von einem Zuge, der, eine weiße Rauchwolke hinter sich lassend, sich eben der Station näherte.

Das Paar fuhr zusammen, sie ließen sich los, sie blickten sich um, sie waren wie von einem Banne erlöst. Die Witwe griff nach dem Kranz, und in dem Augenblick gewahrten sie, daß sie gerade dem Grab, das sie suchten, gegenüberstanden.

Sie war etwas befangen, sah auf die feinen Glassplitter am Boden und strich ängstlich über den Kranz in der Hand, als wolle sie feststellen, daß ihm nichts geschehen. Sie war rot geworden, und da sie das Grab vor sich erblickte, trat sie schnell darauf zu und legte auf den Hügel, der immer noch

nur provisorisch hergerichtet war, wenn ihn auch Grün und Blumen überrankten, zu Füßen ihres armen Karl den Kranz. Dann trat sie zurück und zog ihr Tuch aus der Tasche. Die Tränen stiegen ihr auf, sei es Erinnerung, sei es Nervosität, sei es Scham oder vielleicht auch das Ahnen eines neuen Glücks. Und durch den Tränenschleier hindurch lasen ihre verschwommenen Augen die Inschrift, auf die sie vorhin in der Eile nicht geachtet:

„Ewig dein!“

Doktor Keller blieb seitwärts stehen. Sein Auge lief hin und her zwischen dem Grab und der Frau in Schwarz, die davor stand. Er wagte nichts zu sagen, wagte nicht sich zu nähern, er wußte nur eins: Wenn sie sich umwandten, wenn sie hinausgingen, den Ort des Todes verließen, gehörte diese trauernde Frau ihm, und er wollte ihrem Jammer ein Ende machen, neues Glück sollte in dieses arme, kummervolle Herz einziehen.

Lange Zeit verging, die Witwe rührte sich nicht, das Taschentuch an den Mund gepreßt, starrte sie nieder auf das Grab. Sie besah die einzelnen Blumen, die üppig wucherten, das kleine, winzige Drahtgitter darum, über das hier und da ein Stengel, ein Blatt wuchs, und ihre Augen ruhten auf dem: „Ewig dein!“ Auf dieser Inschrift, die doppelten Sinn zu tragen schien, einen, der der Vergangenheit angehörte, und einen, der in die Zukunft wies.

Da schlug irgendwo von fern eine Uhr, und man hörte weit drüben in der Parentationshalle am Eingang des Kirchhofes das Einsetzen eines Chorals.

Wieder schraken die beiden zusammen, sie verstanden sich, ohne ein Wort zu sprechen. Er nahm ihren Arm, sie warf noch einen letzten Blick auf das Grab, und dann verloren sie sich zwischen den Gruftreihen, indem sie einen Seitenweg einschlugen, denn ganz in der Ferne, auf der schnurgeraden Hauptstraße sahen sie schon dunkle Gestalten und hörten die Musik näher kommen.

Sie gingen langsam zuerst an der Kirchhofsmauer hin, an der die höchsten, schönsten Grabdenkmäler standen, wo in den schräg über die Mauer fallenden Sonnenstrahlen Mückenschwärme spielten, Käfer summten und einzelne Falter die Blumen auf den Gräbern umgaukelten.

„Der arme Karl!“ sagte die Witwe, und schmiegte sich dabei enger an den Mann, der mit ihr schritt.

„Der arme Karl!“ gab er zurück, und zog sie näher an sich, während sie immer eiliger gingen, als wollten sie jeder Begegnung Fremder entfliehen.

Der Leichenzug zog in der Ferne an ihnen vorbei, und sie blieben hinter einer großen Esche stehen und spähten hinüber. Sie sahen die dunkeln Gestalten, den schwankenden hohen Sarg, die Blumenfülle, die Menschen, die hinterdrein gingen, ein langer, langer Zug.

„Der muß viel Freunde und Verwandte gehabt haben!“ sagte Doktor Keller.

Sie schlug die Augen nieder:

„Und ich bin ganz allein!“

„Du wirst es nicht bleiben, ich bin doch da.“

Da sah sie ihn an und rankte sich an ihm empor:

„Ja, du weißt, daß ich nicht allein sein kann. Ich kann es nicht, es ist gegen meine Natur. Ich kann, ich kann, ich kann es nicht!“

„Du wirst nicht allein bleiben.“

Und während er sie umschlungen hielt und sie weitergingen, sprach er von seinen Plänen. Sie wollten heiraten, so schnell als möglich. Sie hatten niemand zu fragen und nichts zu verlieren. Das Jahr war vorbei, dem Gesetz Genüge getan und der Anschauung der Menschen nicht minder. Nun fragte er noch einmal:

„Willst du jetzt die Trauer ablegen?“

Sie zögerte, endlich sagte sie:

„Dir zuliebe will ich es tun.“

Er küßte sie, und sie fragte verschämt:

„Ist es schlecht von mir?“

Doch er meinte nur:

„Du Närrchen!“ und küßte sie wieder.

Als sie längst aufgeboten waren, fragte sie ihn einmal:

„Habe ich meinen armen Karl zu schnell vergessen?“

Er meinte:

„Nein, nein, und du denkst doch noch immer an ihn.“

Da antwortete sie wie erklärend:

„Weißt du, Fritz, ich habe es dir doch schon oft gesagt, ich bin nun einmal so eine Natur, wenn ich allein sein muß, muß ich sterben. Ich kann nicht existieren ohne einen andern Menschen.“

Dabei blickte sie ihn so verliebt an, daß er sie stürmisch umfing.

Dann wieder kam sie mit der Frage:

„Was würde wohl mein armer Karl dazu gesagt haben?“

Ihm schien solche Sprache nicht angenehm zu sein, und er suchte darüber hinwegzugleiten. Sie sollte nicht immer den armen Karl erwähnen, der zwar sein Freund gewesen, aber doch nun einmal längst tot war. Darum antwortete er:

„Hat er dich nicht lieb gehabt?“

„Kannst du das fragen?“

„Nun, so würde er dir doch dein Glück gönnen!“

Sie meinte, wieder etwas beschämt:

„Fritz, du weißt, ich kann nun einmal nicht allein sein, ich bin eine arme, ängstliche Frau. Für einen Mann mag es anders sein, ich kann es nicht.“

Ein andermal sagte sie:

„Warum soll ich nicht an euch beide denken? Ihr steht mir gleich nahe.“

Darüber glitt er wieder schnell hinweg, ganz recht schien es ihm doch nicht zu sein. Aber als Hochzeitsgeschenk gab er ihr etwas, das geeignet schien, den Verstorbenen zu versöhnen: er stiftete großmütig das noch immer nicht zur Ausführung gekommene Grabdenkmal für 2000 Mark seinem Vorgänger und seiner Braut zugleich.

Als sie schon längst Mann und Frau waren, gingen sie wieder hinaus, denn man hatte bereits Kreuz und Grabstein aufgestellt. Doktor Keller überraschte damit seine junge Frau, und als sie davor standen, sagte er, der immer mit lateinischen Brocken um sich warf:

„Luise, ich habe ihm eine Grabschrift gesetzt."

Und er deutete auf die Platte, wo neben Namen und Datum stand:

„Non omnis moriar."

Sie schmiegte sich an ihren Mann und fragte:

„Was soll das bedeuten?"

Er meinte:

„Sehr frei übersetzt etwa: ‚Für alle bin ich nicht gestorben'!"

Sie sah bald ihren Mann, bald die Grabschrift an, indem sie vielleicht nicht ganz verstand, was es bedeuten sollte, und mit einem suchenden Lächeln flüsterte sie:

„Ach so!"

Als er dann mit ihr das Grab verließ, sagte er, wie sie in der Droschke nach der Stadt zurückfuhren:

„Mein liebes Kind, nun aber bitte ich um eins, lassen wir den Toten ruhen!"

(Schluß folgt.)

Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1860 bis 1863.

Von

Friedrich Graf Revertera.

(Schluß.)

Meine Erinnerungen führen mich nun zu dem hochwichtigen Ereignisse der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Das kaiserliche Manifest, das diese dem Volke verkündete, wurde am 17. März 1861 in allen Kirchen verlesen. Der Kaiser teilte es bei der Wachtparade den versammelten Offizieren mit. Ein dreimaliges Hurra begrüßte die Nachricht. In der Oper wurde die Nationalhymne gespielt und auf Verlangen des Publikums wiederholt. Adjutanten flogen nach allen Richtungen hinaus, um in den Gouvernementshauptstädten das Manifest zu proklamieren und über dessen Aufnahme genauen Bericht zu erstatten. Im Volke war die Ueberraschung vorwaltend. Die meisten verstanden nur, daß zwei Jahre lang noch alles beim alten bleiben würde. Der ersten Verblüffung folgten

bald bedenkliche Excesse der Bauern gegen ihre Grundherren. Vor dem Winterpalais in St. Petersburg wurde demonstriert. Ein Istwostschik,[1]) der gefragt wurde, warum er nicht mit dabei sei, gab zur Antwort, es habe ihn wohl die Polizei hinbestellt, aber er habe andres zu tun als Hurra zu rufen. Das war der erste Gebrauch, den der Mann von der neuen Freiheit machte. Er fühlte sich frei, nicht dafür zu danken.

Bald mehrten sich die Unruhen. In den Gouvernements von Twer, Saratow, Tschernigow, Tambow u. a. mußten Meutereien mit Gewalt unterdrückt werden. In Kasan kam es zum Blutvergießen; den Bauern war das Geschenk der Freiheit nicht reich genug, und der Adel hielt sich für ruiniert. Ein falsches Manifest wurde verbreitet; der Adjutant des Kaisers, der das echte verlautbarte, als Betrüger angesehen und verfolgt. So verlief das erste Jahr der Emanzipation unter bedenklichen Symptomen.

Ich war genötigt, meiner Gesundheit wegen im Mai einen längeren Urlaub anzutreten, von dem zurückkehrend ich anfangs November eine nichts weniger als gebesserte Stimmung vorfand. An den Universitäten von St. Petersburg, Moskau und Kasan revoltierten die Studenten. Die Regierung glaubte gegen sie mit Strenge vorgehen zu müssen, der Kaiser neigte zur Milde, und man erzählte, er habe aus Zarskoje-Selo an den Generalgouverneur von St. Petersburg Ignatieff telegraphiert, er möge die Studenten behandeln wie ein Vater; Ignatieff habe gelesen: wie mein (des Kaisers) Vater und zweihundert junge Leute in die Festung gesperrt.

Die Maßregeln, die getroffen wurden, um Polen zu beruhigen, waren vergeblich. An Stelle des unbeliebten Mukhanow war der Marquis Wielopolski zum Vorstande der inneren Verwaltung ernannt und ein Statut publiziert worden, das den erwarteten Erfolg nicht hatte und an der Sachlage so wenig etwas änderte, daß man für notwendig hielt, über Warschau den Belagerungszustand zu verhängen. Wielopolski war damit nicht einverstanden und kam nach St. Petersburg mit der Absicht, eine Trennung der Zivil- von der Militärgewalt, mit andern Worten, die Aufhebung des Belagerungszustandes zu verlangen. Ich lernte ihn bald kennen und hatte auch oft Gelegenheit, mit ihm zu verkehren. Er war auf den ersten Blick zu erkennen als ein Mann von Mut und unbeugsamem Charakter. Mit diesen Eigenschaften und einer der russischen Herrschaft bewiesenen Ergebenheit schien er derjenige zu sein, der seine polnischen Landsleute im Gehorsam zu erhalten vermöchte. Er war aber unter ihnen nicht beliebt, weil er mit Offenheit sich zu der Ueberzeugung bekannte, daß Polen nur unter russischem Zepter frei und glücklich werden könne. Wollte man nun das Militärregiment schwächen, dem Ausnahmezustand ein Ende machen, wie es Wielopolski verlangte, so meinten einflußreiche Berater des Zaren, er sei in Anbetracht seiner notorischen Unpopularität nicht fähig, der Regierung die Sympathien der Bevölkerung zuzuführen. Das könnte nur mit einer Per-

[1]) Droschkenkutscher.

sönlichkeit versucht werden, die, wie Graf Andreas Zamojski, einen großen Anhang im Lande besitze. Ist das zu gewagt, so hieß es, müsse die Bewegung niedergehalten werden, und dazu sei der Belagerungszustand unentbehrlich.

Wurde die Frage so gestellt, so war sie im voraus entschieden. Graf A. Zamojski war Präsident eines vor kurzem wegen nationaler Umtriebe aufgelösten Vereines gewesen. Es wurde erzählt, er habe einem hohen Generale auf die Frage, was denn die Polen eigentlich verlangten, geantwortet:

„Nous ne voulons qu'une chose: allez-vous en et laissez la Pologne aux Polonais."

„Et où, de grâce, sera la frontière entre la Pologne et la Russie?"

„La frontière," habe er gesagt, „sera celle que la Russie saura défendre."

Hatte er das nicht gesagt, so wurde es doch von allen geglaubt, die sich erinnerten, daß er im Jahre 1833 von der provisorischen Regierung nach Wien geschickt worden war, um die Krone Polens dem Erzherzog Karl anzubieten.

Da Wielopolski sein Verbleiben im Amte von der Aufhebung des Belagerungszustandes abhängig machte, wurde er in Gnaden entlassen, Zamojski nicht berufen und der Generalgouverneur in seiner diskretionären Gewalt bestätigt. — Fürst Gortschakow trat am 20. November bei der Taufe des Großfürsten Michael Michaelowitsch im kaiserlichen Winterpalaste auf mich zu und flüsterte mir ins Ohr, nach geheimen Berichten, die er soeben aus Paris erhalten, habe die polnische Emigration, durch den Belagerungszustand im Königreich entmutigt, beschlossen, die ganze Agitation nach Galizien zu verlegen. Es wurde mir nach einiger Zeit erst vollkommen klar, daß diese wohlmeinende Insinuation nur bezweckte, Maßregeln zu veranlassen, die mit den gesetzlichen Freiheiten der österreichischen Länder, solange die Ruhe nicht gestört wurde, unvereinbar waren.

Wollte Gortschakow von uns Gefälligkeiten erwarten, so bot sich ihm eine unvermutete Gelegenheit, Oesterreich auf einer andern Seite einen wohlfeilen Dienst zu erweisen. Die Herzegowina war in vollem Aufruhr gegen die Türkei. Insurgenten hatten auch die Suttorina, eine bis an die dalmatinische Küste reichende Enklave, besetzt und gegen alles Völkerrecht auf neutralem Gebiete Verschanzungen errichtet, deren Kanonen österreichisches Territorium bestrichen und die Küstenschiffahrt gefährdeten. Da sie davon nicht ablassen wollten, wurde ein Streifcorps über die Grenze geschickt, nach Zerstörung der Werke aber sogleich wieder zurückgezogen. Der Bericht, den Herr Balabin darüber erstattete, stimmte genau mit einer Depesche des Grafen Rechberg überein, der mich — Graf Thun war beurlaubt — beauftragte, den Vorfall dem Fürsten Gortschakow mitzuteilen. In einstündiger Unterredung, die anfangs einen ernsten Charakter annahm, schließlich aber in scherzhaften Bemerkungen über den Feldzug von wenigen Stunden gegen eine Handvoll von Räubern ausklang, klärte sich die Sache soweit, daß Gortschakoff einverstanden war, darüber Stillschweigen zu beobachten, obwohl, meinte er, unser Vorgehen gegen den Pariser Vertrag verstieß, dessen Signatare sich jede Intervention in der Türkei ohne vorhergegangener Zustimmung der andern Mächte untersagten. Herr v. Bismarck,

der einem Teile der Unterredung beiwohnte, sekundierte meiner Behauptung, daß ein Akt der Selbstverteidigung nicht als Intervention zu betrachten sei. Wir hatten nicht für oder gegen die Türken Partei ergriffen, sondern die geschehene Verletzung der uns völkerrechtlich garantierten Neutralität der Suttorina nach Gebühr zurückgewiesen.

Nach einigen Tagen bat mich Gortschakow wieder zu sich. Mit sichtlicher Verlegenheit eröffnete er mir, er könne es nach reiflicher Ueberlegung dennoch nicht vermeiden, gegen unser einseitiges Vorgehen Protest zu erheben, damit nicht daraus ein Präcedenzfall erwachse. Nachdem er mir Schweigen zugesichert hatte, sei es seine Pflicht, mir diesen veränderten Entschluß bekannt zu geben. Ich konnte mir diesen Gesinnungswechsel nicht anders erklären, als daß auf Gortschakow von außen irgend ein Druck ausgeübt worden sein mußte, und in der Tat lagen Anzeichen vor, die mich nicht zweifeln ließen, daß französischer Einfluß im Spiele war. Herr Fournier, der in Abwesenheit des Botschafters die Geschäfte führte, hatte nach Empfang eines Kuriers aus Paris lange Zeit mit Gortschakow konferiert, der immer gern auf ihn hörte, denn Fournier, ein Jakobiner in kaiserlichem Dienste, der aus seiner republikanischen Gesinnung kein Hehl machte, war ein Mann von sprühendem Geiste und wußte seine Konversation so zu führen, daß man daran Gefallen finden mußte. War er danach instruiert oder suchte er durch Blasen in die glimmenden Kohlen seine eigne Ambition zu befriedigen? Jedenfalls war Gortschakows Eifersucht gegen uns neuerdings erwacht und der Protest beschlossen.

Als das bekannt wurde, kam Herr v. Bismarck zu mir, und wir fanden in voller Uebereinstimmung nichts als Worte der Verwunderung über die so plötzlich eingetretene Wendung. Niemand weniger als Bismarck hätte es verstanden, daß eine so kecke Provokation, wie sie sich die Insurgenten der Herzegowina erlaubt hatten, nicht hätte gezüchtigt werden sollen, ohne dazu die Mächte um Erlaubnis zu fragen. Er stellte mir seinen eben zur Abreise fertigen Feldjäger zur Verfügung, und ich meldete dem Grafen Rechberg den bevorstehenden Protest, der sofort in seinem Papierkorb verschwand.

In den Salons der großen Welt und im diplomatischen Corps wurde die Sache kurze Zeit lebhaft besprochen. Die Lacher waren auf meiner Seite, und namentlich ließ es der englische Botschafter Lord Napier an bissigen Bemerkungen nicht fehlen, die, immer wohlgezielt, die schwächsten Seiten des Fürsten Gortschakow trafen. Zwischen den beiden bestand ein dem bewaffneten Frieden ähnliches Verhältnis. Lord Napier war seinem Gegner in jeder Beziehung gewachsen. Als angenehmer Gesellschafter machte er ihm die Gunst der Damen streitig, auf deren Beifall Gortschakow den größten Wert legte. Als Diplomat verschonte er keine seiner Blößen, gab sich aber auch nicht die Mühe, die häufig hervortretenden Gegensätze der englischen und russischen Politik in angenehme Formen zu kleiden. Eines Tages wurde er darüber zu Rede gestellt, daß England, bald konservativ, dann wieder liberal und radikal, in seiner auswärtigen Politik keine festen Grundsätze habe. „Doch," sagte er, „das eigne

Interesse gebietet uns an drei Hauptpunkten festzuhalten: Freundschaft mit Amerika, Widerstand gegen Rußland und Unterstützung der Türkei."

„Immer?" fragte man.

„Mit Ausnahmen. Es giebt Fälle, daß England auch Amerika die Zähne zeigt." Den Russen war damit nicht gedient.

Den Zwischenfall der Suttorina zergliederte Napier mit der ihm eigentümlichen Kasuistik. Den Insurgenten wurden Kanonen abgenommen, die türkisches Eigentum waren, und den Türken zurückgegeben. Das könnte allenfalls eine Intervention zu Gunsten der Türkei bedeuten, also mit dem Pariser Vertrage nicht übereinstimmen. Ursache und Zweck des Einrückens österreichischer Truppen war aber doch nur Abwehr, und wem gehörten die Kanonen? u. s. w. Ergo: die Sache war zu geringfügig, um den Protest zu rechtfertigen.

Daß Gortschakow im Dezember des Jahres 1861 ein so lebhaftes Interesse für die Insurgenten der Herzegowina an den Tag legte, mit deren Anführer Luka Vukalovics er ununterbrochen in Verkehr stand, erscheint um so auffallender, als Rußland, wenn das türkische Regiment in den Balkanländern einen ernstlichen Stoß erlitten hätte, durch die ungeordneten Zustände im Innern des Reiches und hauptsächlich durch den sich unverkennbar vorbereitenden Aufstand in Polen verhindert gewesen wäre, nach außen mit Macht aufzutreten. Die Regierung stand den polnischen Wirren beinahe ratlos gegenüber. Ein rascher Wechsel in den höchsten Befehlshaberstellen hatte an der Sachlage nichts geändert. Tumultuarische Scenen in den Straßen von Warschau gaben, nachdem die Demonstranten von Polizei und Militär bis in die Kirchen verfolgt worden waren, dem Administrator der Diözese, Msgr. Bielobrzeski, den Vorwand, sie zu schließen. Diese Maßregel steigerte die Aufregung des Volkes. Gortschakow beklagte sich bitter über die polnische Geistlichkeit, ihre Teilnahme an politischen Umtrieben und das Geschehenlassen des Heiligen Stuhles. Auf eine Bemerkung des Grafen Thun: Es wäre vielleicht gut, wenn der Papst eine Vertretung in Rußland hätte, um derlei die kirchliche Disciplin des Klerus betreffende Anklagen an Ort und Stelle prüfen zu können, erwiderte der Minister: „Niemals, solange ich im Amte bin, wird ein Nuntius nach St. Petersburg kommen." Allein das Sprichwort sagt: die Not lehrt beten. Es machte einen guten Eindruck, daß die Schließung der Kirchen in Rom mißbilligt wurde. Man fing an, sich mit dem Gedanken einer Annäherung an den päpstlichen Stuhl vertraut zu machen. Ein im Rufe großer Frömmigkeit stehender Priester Namens Felinski wurde als Kandidat der Regierung für das erledigte Erzbistum Warschau vorgeschlagen und vom Papste bereitwillig angenommen.

Felinski versprach, die Kirchen wieder zu öffnen und einen Hirtenbrief zu erlassen, den er der Regierung vorlegte und auf deren Wunsch in einigen Stücken veränderte. Er wurde vom Kaiser in langer Audienz gnädig empfangen und durfte Seiner Majestät auseinandersetzen, was er zur Beruhigung seiner Diözesanen für wünschenswert halte. Er bat um die Begnadigung der verurteilten und verbannten Priester. Das schlug der Kaiser ab. Dann bat er, bei dem Fehlen

geeigneter Lehranstalten, junge Theologen zur Ausbildung an ausländische katholische Fakultäten entsenden zu dürfen. Damit war der Kaiser einverstanden. Frankreich und Rom sollten ausgenommen, Wien und München bewilligt werden. Das Lob des verstorbenen Erzbischofs Fialkowski wurde im Hirtenbriefe gestrichen, weil ein Untertan nicht öffentlich gepriesen werden durfte, der unversöhnt mit der Regierung gestorben war.

So traf Msgr. Felinski im Januar 1862 in Warschau ein. Die Publizierung seines Hirtenbriefes stieß auf Hindernisse, die er nicht vorausgesehen hatte. Durch eine nicht aufgeklärte Indiskretion erschien er im getreuen Wortlaute im Pariser Blatte „Le Temps“, glücklicherweise so, wie er auf Verlangen des Kaisers abgeändert worden war. Ihn nachträglich zu verkünden, schien dem Erzbischof unpassend, und überdies wurde ihm nahe gelegt, er würde ganz Polen gegen sich aufregen und allen Einfluß auf die Gemüter im voraus verlieren, wenn er von Versöhnung spräche, solange die drückende Militärdiktatur auf dem Lande lastete. Zudem waren die aussichtsvollen Unterhandlungen mit Rom wieder ins Stocken geraten. Sie waren schon soweit gediehen, daß Graf Kisseleff, der russische Gesandte beim Heil. Stuhl, im April 1862 berichten konnte, ein Msgr. Berardi sei vom Papst Pius dazu ausersehen, die diplomatische Vertretung in St. Petersburg zu übernehmen. Der Nuntius stand vor der Türe, und Gortschakow war bereit, sie ihm zu öffnen, als plötzlich die Regierung erklärte, ihm den freien Verkehr mit den katholischen Bischöfen nicht gestatten zu wollen. Die Kurie verlangte die Aufhebung der entgegenstehenden Gesetze aus früherer Zeit und, als sie verweigert wurde, zog der Papst die Ernennung wieder zurück.

Für Oesterreich wurde, je mehr die nationale Bewegung überhand nahm, die Lage immer schwieriger. Den galizischen Polen waren Kundgebungen ihrer Sympathie für die Landsleute jenseits der staatlichen Grenze nicht zu verwehren, solange sie sich keine Ungesetzlichkeit zu schulden kommen ließen. Eine hermetische Absperrung war auch an den lang gestreckten Grenzen nicht möglich. Bei aller Strenge der Behörden gab es also immer Gelegenheit, ihnen von russischer Seite zu große Nachgiebigkeit vorzuwerfen. Wielopolski beschuldigte sie, die Absingung revolutionärer Hymnen zu dulden, und ruhig geschehen zu lassen, daß der Krakauer „Csas“ Unterschriften für eine an den Papst zu schickende Adresse sammelte, um ihm den Dank für ein im Sommer des Vorjahres erlassenes Breve auszudrücken, worin die Nationalpartei eine Billigung des an den Warschauer Konflikten beteiligten Klerus zu entdecken vermeinte. Ein Gegner des über Polen verhängten Belagerungszustandes, hätte es Wielopolski gerne gesehen, wenn in Galizien die Verfassung außer Kraft gesetzt worden wäre. Er war überhaupt seiner Gesinnung nach Absolutist und meinte, wenn Rußland den Polen eine autonome Verwaltung zugestehen würde, so wäre der bereits bestehende Staatsrat alles, was sie brauchten, um unter dem Zepter Alexander II. frei und glücklich zu sein. Seine Bemühungen, die Polen zu dieser Ansicht zu bekehren, waren bekanntlich erfolglos. Die Revolution schritt über ihn hinweg, und er bekam,

von beiden Seiten verleugnet, den Schmerz der Vereinsamung recht bitter zu fühlen.

Um die Mitte März verlautete zu seiner Ueberraschung, es solle ein Großfürst Statthalter in Polen werden. Das bedeutete, wenn es geschah, einen Versuch, ohne Belagerungszustand zu regieren, aber auch ohne Wielopolski, der für diesen Fall gehofft hatte, selbst auf den ersten Posten gestellt zu werden. Er bat den Kaiser um die Erlaubnis abzureisen. Sie wurde gewährt, aber nicht alle waren damit einverstanden. „C'est un coup de tête", sagte Gortschakow, „prenez patience, votre temps viendra". — Damit hätte er ihn gerne von Warschau ferne gehalten, bei Hofe aber fühlte man sich erleichtert, nachdem der Entschluß gefaßt war, seine Ratschläge zu überhören. Kaiser Alexander verabschiedete ihn huldvoll und beglückwünschte ihn zu dem von ihm vorgelegten Unterrichtsgesetze, über das soeben im Reichsrate beraten wurde. Als Wielopolski nach mehreren Wochen abermals in St. Petersburg erschien, erfuhr er, das Gesetz sei verstümmelt und namentlich zum Nachteile der katholischen Kinder verändert worden. Unmutig darüber ließ er die Worte fallen: „La loi a été discutée par des sages, et jugée par des sots." Es währte jedoch nicht lange, so sollte dem Marquis eine Freude zu teil werden, auf die er sich keine Rechnung machte.

Am 27. Mai ließ ihn der Kaiser zu sich bescheiden und teilte ihm mit, er habe den Großfürsten Konstantin zum Statthalter in Polen ernannt und ihn, Wielopolski, zum Vorstand seiner Zivilkanzlei. Das war wohl nicht die erste Würde, aber der Besitz der Macht, wenn er es verstand, den unerfahrenen Großfürsten in seinem Sinne zu beeinflussen und zu lenken. Daran aber war jeder Zweifel berechtigt, denn zwei gleich ehrgeizige und eigenwillige Charaktere, in allem andern ganz verschieden, waren nicht dazu angetan, auf die Dauer einträchtig zusammen zu wirken. Der eine ein gläubiger Katholik und in der Politik reaktionär, der andre ein orthodoxer Russe, antikatholisch und liberalen Anschauungen huldigend. Wie sollten sich die vertragen! Reibungen waren vorauszusehen und blieben auch nicht lange aus.

Neben den polnischen Ereignissen hatte die Regierung allen Grund, die Lage der Dinge im ganzen russischen Reiche mit Besorgnis ins Auge zu fassen. Die Adelsversammlungen, Zemstwo genannt, wurden aus Anlaß der Aufhebung der Leibeigenschaft von einer Art Oppositionsfieber erfaßt. Rednertalente, bis dahin unbekannt, kamen zum Vorschein, das Liberalisieren ward Mode, in den Galerien des St. Petersburger Zemstwo war immer eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Damen zu finden. Zu den fleißigsten Besuchern gehörte Lord Napier, der mit einem Dolmetscher erschien und die Beratungen aufmerksam verfolgte.

Graf Andreas Schuwaloff, ein Bruder des Adelsmarschall, bekannt durch paradoxe Einfälle aller Art, verlangte für alle Gouvernements eine aus nichtadeligen Grundbesitzern wählbare Versammlung, gleichberechtigt mit den Zemstwo des Adels. Ein Herr Platonow wollte die Einberufung von Generalständen

als Uebergang zum Konstitutionalismus. Schuwaloffs Adreßentwurf wurde angenommen.

Am weitesten ging der Zemstwo von Twer: Sofortige und gänzliche Freiheit des Bauernstandes, Entschädigung des Adels durch den Staat, Abschaffung aller Privilegien, gleiche Verteilung der Steuern, eine Volksvertretung, um über diese Reformen und ihre Durchführung zu beraten. Einige Mitglieder versuchten sogar den Umsturz der Regierung zu proklamieren und wurden gefangen nach St. Petersburg abgeführt.

Auch die Studenten an den Universitäten wollten sich nicht beruhigen, und in den Kasernen wurden die Soldaten aufgefordert, sich für das Volk zu erklären. Derartige Brandschriften fanden den Weg bis in die Wohnungen hochgestellter Personen, und der Polizei gelang es nicht, den Absendern auf die Spur zu kommen. Offiziere des Preobragenskischen Garderegimentes hatten bei einer Theatervorstellung zum Besten der von der Universität relegierten Studenten mitgewirkt. Der Chef des Regiments, Fürst Variatinski, erteilte ihnen dafür eine Rüge und untersagte weitere Beteiligungen. Die Offiziere gingen darüber hinweg, betraten die Bühne abermals und wurden des Dienstes entlassen. Im Regimente Chevaliers-Gardes und auch bei andern Truppenkörpern fand man aufrührerische Schriften. Man schritt zu Arretierungen, von denen Offiziere — man nannte deren 75 — betroffen wurden. Ein Manifest, das den Bauern im Namen des Kaisers die Aufteilung des adeligen Grundbesitzes versprach, fand in 50000 Exemplaren Verbreitung auf dem flachen Lande. Auf den Gütern des Fürsten Woronzow verweigerten die Bauern alle Leistungen, und als der Vorstand sie zur Ruhe ermahnte, wurde er samt Frau und Kindern ergriffen und grausam ermordet. Die Gärung war so groß, daß umfassende Vorsichtsmaßregeln in der Umgebung der kaiserlichen Residenz für notwendig erachtet wurden. Man sah der Zukunft mit Bangen entgegen.

Da wurde in den ersten Junitagen St. Petersburg durch verheerende Feuersbrünste in Angst und Schrecken versetzt. Einmal waren 23, dann tags darauf 38 Häuser von den Flammen vernichtet worden, und als man glaubte, dem zerstörenden Elemente Halt geboten zu haben, wurde die Bevölkerung in der Nacht abermals aus dem Schlafe geweckt. Die Vorstadt Ochta stand in Flammen. Folgenden Tages brannten 60 Häuser ab. Die Feuerwehren, von mehrtägiger Arbeit erschöpft, konnten den aus verschiedenen Richtungen ertönenden Hilferufen nicht genügen. Ein Moment der Beruhigung schien einzutreten, als der Abendhimmel plötzlich von einer furchtbaren Röte überzogen wurde. Es brannte in der Wladimirskaja. Am 10. Juni wurde der Apraxin-Dwor mit seinen Hunderten von Kaufläden eingeäschert. Drohbriefe hatten den Brand angekündigt, dreimal war er zum Ausbruche gekommen und gelöscht worden, bis allen Bemühungen zum Trotze die Zerstörung vollendet war. Der Kaiser zeigte sich inmitten des wehklagenden Volkes, Trost und Hilfe spendend. Die Leute warfen sich vor ihm händeringend auf die Kniee. Der Jammer war herzzerreißend. Aus Moskau und andern Städten wollte man Löschmannschaft

requirieren. Von überall kam die Antwort, man habe vollauf zu tun, um sich des Feuers zu erwehren, und könne niemand entbehren. Es war nur zu klar, daß verbrecherische Hände im Spiele waren. Verdächtige Individuen waren bedroht, der Lynchjustiz anheimzufallen; man wollte sie ins Feuer werfen; die Polizei mußte sie schützen.

Wer St. Petersburg in jenen Schreckenstagen sah, kann die Erinnerung daran nicht los werden. Die Häuser waren geschlossen, und niemand wurde ohne Legitimation der Zutritt gestattet. Jeder Unbekannte war Gegenstand des Mißtrauens. Die Zahl der Verhaftungen wuchs bis gegen tausend. Eine Untersuchungskommission, die auf kaiserlichen Befehl eingesetzt worden war, führte zur Entdeckung eines weit verzweigten Komplotts, um das Volk durch Verzweiflung zum Aufstande zu reizen. Im Ismailoffschen Garderegimente sollte an einem Tage, wo der Kaiser zu einer Regimentsfeier erwartet wurde, ein Handstreich zur Ausführung kommen. Soldaten denunzierten mehrere Offiziere, bei deren Verhaftung Papiere nihilistischen Inhalts gefunden wurden: fort mit der Monarchie, keine Kirche, kein Eigentum, kein Aberglaube, kein Gott! Die Spuren führten zu dem Sitze der russischen Emigration in London, von wo der bekannte Herzen seine Zeitung „Kolokol“ („Die Glocke“) nach Rußland hineinschmuggelte. Nach längerem Widerstreben gestattete der Kaiser endlich die Verkündigung des Standrechtes, wodurch den Feuerbrünsten ein Ende gemacht wurde.

Wie nahe bis in die Umgebung des Kaisers die Mitschuld an diesen Vorfällen heranreichte, bewies die Aufsehen erregende Arretierung eines kaiserlichen Adjutanten Rostowtsow, dessen Vater bis zu seinem Tode das besondere Vertrauen Alexanders II. genossen und auf die Beseitigung der Leibeigenschaft, sagte man, Einfluß geübt hatte. Ein zweiter Sohn lebte in London und stand in engen Beziehungen zu Herzen. Bei inhaftierten Offizieren fand man Briefschaften, die dem Kaiser vorgelegt wurden. Noch fiel es ihm schwer, gegen seinen Adjutanten Strenge zu üben. Als dieser sich entdeckt sah, bat er um Audienz, die verweigert wurde. Er unterfing sich sodann, dem Kaiser bei dessen Spaziergange im Parke von Zarskoje-Selo in den Weg zu treten und um Gehör zu bitten. Der Kaiser ließ sich dazu herbei, und noch einige Tage blieb Rostowtsow um seine Person. Schließlich erfolgte unter gravierenden Anzeichen seine Entlassung und Verhaftung.

Mitten in dieser Aufregung traf die Nachricht ein, daß die serbische Bevölkerung in Belgrad sich zum Kampfe gegen die türkische Besatzung erhoben und sie in die Citadelle zurückgedrängt hatte, von wo aus die Stadt mit Kanonen beschossen wurde. Ich erhielt, in Abwesenheit des Grafen Thun, den Auftrag, mich mit Fürst Gortschakow über die Mittel zu beraten, damit die gestörte Ordnung wieder hergestellt werde. Eine Andeutung über die von Graf Rechberg etwa ins Auge gefaßten Maßnahmen war in der an mich gerichteten Depesche nicht enthalten. Sie lautete so: „Concertez-vous sans délai avec le Gouvernement russe qui voudra bien aviser aux mesures à prendre avec nous et les autres Puissances sur la base du traité de 1856 pour mettre par une

action efficace terme à cet état de choses." Der Art. 29 des Pariser Friedens von 1856 aber hat folgenden Wortlaut: „Le droit de garnison de la Porte, tel qu'il se trouve stipulé par les règlement antérieurs, est maintenu. Aucune intervention armée ne pourra avoir lieu en Servie, sans un accord préalable entre les hautes Puissances contractantes." Damit übereinstimmend erhielt am 22. Juni der kaiserliche Botschafter in Konstantinopel folgende Instruktion für sein Verhalten in der dortigen Botschafterkonferenz: „Si dans les pourparlers (Serbien betreffend) on devait reconnaître la nécessité d'une intervention comme seul moyen dans l'état d'effervescence où se trouvent les esprits, de prévenir de nouveaux désordres et de protéger la vie et la propriété des habitans indigénes et étrangers de Belgrade, vous êtes autorisé à déclarer que le Gouvernement Impérial se conformerait à la décision qui serait prise à Constantinople à cet égard."

In gleichem Sinne äußerte ich mich gegen den Fürsten Gortschakow, indem ich meinte, es könnte vielleicht die Garnison des benachbarten Semlin von den Signatarmächten des Pariser Vertrages benutzt werden, die Ordnung in Belgrad herzustellen. Lord Napier teilte mir eine ihm aus London zugegangene Depesche mit, die auch darauf anspielte, von Gortschakow aber sofort zurückgewiesen wurde, und Herr Fournier verlangte im Namen Frankreichs die Anwendung des Pariser Vertrages Art. 29. Der Fürst war der Ansicht, die Ordnung würde am schnellsten hergestellt, wenn sich die Türkei ruhig verhielte, und als ich darüber an den Grafen Rechberg berichtete, hielt er es nicht für passend, einen Antrag zu stellen, der keine Aussicht hatte, von Gortschakow angenommen zu werden. Ein von der Pforte mit den Insurgenten geschlossener Waffenstillstand machte einstweilen jede Intervention entbehrlich. Damit war aber die Sache nicht erledigt. Die Konferenzen in Konstantinopel zogen sich in die Länge, und Gortschakow suchte gewohnheitsmäßig sich mit Frankreich auseinanderzusetzen, wobei ihm das Mißgeschick widerfuhr, ein sorgfältig gehütetes Geheimnis unvorsichtigerweise zu verraten. Er wollte eine Depesche des Fürsten Lobanoff aus Konstantinopel zwei bei ihm befindlichen Diplomaten mitteilen und ließ diese von einem seiner Sekretäre vorlesen, indem er vergaß, daß darin vorkam: „le Marquis de Moustier m'a communiqué le protocole de Paris ..." Mit Bestürzung riß Gortschakow dem Beamten das Schriftstück aus der Hand: es war zu spät. Man wußte durch ihn selbst, daß in Paris von Thouvenel und Budberg ein geheimes Protokoll unterschrieben worden war, die Räumung Belgrads und die Herzegowina betreffend, wo der Aufstand, mit Beteiligung Montenegros, fortdauerte. Als aber Omer Pascha an der Spitze der türkischen Truppen das Fürstentum siegreich durchquerte, berief Fürst Gortschakow am 7. September abermals die Vertreter der Großmächte und bat sie um die Unterstützung ihrer Regierungen zu Gunsten der bedrängten Christen. Das Journal de St. Petersbourg eröffnete eine Subskription „pour les Monténégrins, victimes de la guerre", an der sich Gortschakow als erster mit 100 Rubeln beteiligte, worauf ich sogleich auch 100 Rubel zeichnete, ein wenig verdienstliches Almosen, wodurch der Demon-

stration, als fänden die christlichen Opfer türkischer Grausamkeit nirgends Sympathien als in Rußland, die Spitze abgebrochen wurde. Hatte doch Gortschakow die Staatsmänner Europas wegwerfend „des badigeonneurs“ (Vertuscher) genannt, die mit gekreuzten Armen zusahen, wie der Halbmond das Christentum ausrottete. Die Subskription hatte einen kläglichen Erfolg. Die Hilfsaktion Gortschakows aber fand ihre Fortsetzung in einem von seiner Hand geschriebenen Artikel des Journal de St. Petersbourg, worin den Insurgenten wohlfeiler Trost statt des erwarteten Geldes gespendet wurde. Der Friedensschluß machte dem langen Ringen ein Ende. Indem mir Gortschakow dessen 14 Artikel mitteilte, konnte er das Mißbehagen darüber nicht verbergen. Doch war er so gerecht, als im Oktober die Pforte den Insurgenten eine allgemeine Amnestie gewährte, das Verdienst österreichischem Einflusse zuzuerkennen. Das ruhige und doch entschiedene Eingreifen der Wiener Regierung hatte mehr genützt als die effektvollen Deklamationen Gortschakows, der sogar, als die Insurrektion in den letzten Zügen lang, Luka Vukalovics zur Beruhigung mitteilte, er habe mit Frankreich und Preußen einen Bund geschlossen, wodurch den Türken die Früchte ihrer Siege zu guter Zeit wieder entrissen werden sollten. Davon wie vom geheimen Pariser Protokolle war nie mehr die Rede.

Ich habe, mit dem Osten Europas beschäftigt, einstweilen unterlassen, die gleichzeitigen Ereignisse in Italien und die Stellungnahme zu diesen von Seite Rußlands in Betracht zu ziehen. Nach dem im Juni 1861 erfolgten Tode Cavours hatte sich bekanntlich Kaiser Napoleon beeilt, die diplomatischen Beziehungen unter Anerkennung des von Viktor Emanuel angenommenen Königstitels von Italien wieder herzustellen. Seither war er unablässig bemüht, auch Rußland dazu zu vermögen. England war mit der Anerkennung allen vorangegangen, Preußen, das seine Gesandtschaft in Turin belassen hatte, wollte sich so lange nicht aussprechen, bis Kaiser Alexander sich entschließen würde, das Königreich Italien anzuerkennen. Als Herr v. Bismarck im November 1861 von der Krönung in Königsberg auf seinen Posten nach St. Petersburg zurückkehrte, bemühte er sich vergeblich, die Notwendigkeit dieser Anerkennung der russischen Regierung begreiflich zu machen. In gleichem Sinne schrieben und arbeiteten die russischen Gesandten Baron Budberg in Berlin und Fürst Orloff in Brüssel. Sardinien hatte in Berlin einen überaus eifrigen Gesandten in der Person des Herrn de Launay, der alle Hebel in Bewegung setzte, um durch Budberg den Fürsten Gortschakow für die Anerkennung zu gewinnen, was weniger schwer schien, wenn nicht Kaiser Alexander so sehr abgeneigt gewesen wäre, sich mit dem Sturze der legitimen Monarchien offiziell abzufinden. Seinem Beispiel, das war nicht zweifelhaft, würde auch Preußen folgen.

Was kann, fragte einmal Herr de Launay den Baron Budberg, die italienische Regierung tun, um sich Rußland angenehm zu machen?

„Lösen Sie die polnische Legion auf,“ lautete die Antwort. Davon unterrichtet, versicherte Herr Ricasoli, die Legion bestehe noch gar nicht, wäre sie aber in der Bildung begriffen — und das war sie in Wirklichkeit — so hätte die

Regierung erst dann einen Grund Einhalt zu tun, wenn die guten Beziehungen wieder hergestellt wären, die Rußland besser getan hätte, niemals zu unterbrechen. In dem gleichen Briefe war, wie mir von wohlunterrichteter Seite versichert wurde, zu lesen: „Wir wollen den Frieden mit allen Mächten. Oesterreich allein ist unser Feind."

Herr Fournier war gleichfalls sehr tätig und Gortschakow, von so vielen Seiten bearbeitet, schon halb gewonnen, als im März 1862 Bismarck abberufen und durch den Grafen Goltz ersetzt wurde. Herr von Bismarck äußerte sich darüber unzufrieden und erzählte, der König habe ihm in Königsberg einen andern Wirkungskreis angeboten, er aber sich die Gnade erbeten, in Petersburg bleiben zu dürfen. Der nunmehr eingetretene Wechsel sei ihm ebenso überraschend, als er ihn lebhaft bedaure. Noch mehr bedauerte ihn Gortschakow, der, wie ich schon bemerkte, mit Bismarck auf sehr vertrautem Fuße stand. Als nun dieser, nach wenigen Monaten, an die Spitze des preußischen Ministeriums trat, war Gortschakow darüber ebenso erfreut, als er vermutete, das Wiener Kabinett würde davon auf das peinlichste berührt werden. Seine Verwunderung war denn auch groß, als Balabin berichtete, Graf Rechberg sei darüber nichts weniger als aufgeregt, er hoffe vielmehr, mit einem so verständigen, hoch begabten Staatsmanne wie Bismarck recht gut auszukommen. Das hörte er auch nicht auf anzustreben, solange er Minister war, und ich selbst hatte als Zivilkommissär in Schleswig im Jahre 1864 reichlich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen.

Die Frage der Anerkennung von Italien zog sich noch durch mehrere Monate hin. Herr Regina, der neapolitanische Gesandte, gab sich der falschen Sicherheit hin, Rußland werde nie und nimmermehr den an König Franz begangenen Verrat gutheißen, zumal Gortschakow nicht aufhörte, für ihn sowie für die schöne Frau des Gesandten die lebhafteste Sympathie an den Tag zu legen. Mir wurde erzählt, als der König die Abhängigkeit Reginas vom russischen Gelde erfuhr, habe er schmerzlich ausgerufen: „Zur Verteidigung von Gaëta bat ich um 200000 Rubel. Sie wurden mir abgeschlagen, die Interessen davon bezieht Regina. Sie kosten ihn mein Vertrauen, aber ich bin dafür niemand verpflichtet." Tatsache ist, daß seither, obwohl der König so gütig war, den alten Regina nicht abzurufen, die Korrespondenz durch den Legationssekretär Merolia geführt wurde.

In den letzten Tagen des Monats Juni erhielt der königlich preußische Militärbevollmächtigte v. Loën von Kaiser Alexander die unerwartete Mitteilung, er habe sich entschlossen, Viktor Emanuel als König von Italien anzuerkennen. General Loën telegraphierte es sogleich an König Wilhelm und erzählte es tags darauf dem Grafen Goltz, der, wie vom Donner gerührt, verlangte, den Fürsten Gortschakow zu sprechen. Die Unterredung war eine stürmische. Graf Goltz machte dem Vize-Kanzler[1]) die bittersten Vorwürfe, ihn nicht zuerst ins Ver-

---

[1]) Gortschakow war es seit April.

trauen gezogen zu haben. Hatten doch die beiden Höfe einander zugesichert, in dieser Frage gemeinsam vorzugehen. Wozu dann die Geheimhaltung der nunmehr einseitig getroffenen Entscheidung? Und was bedeutet die Umgehung des Gesandten, so daß eine so wichtige Nachricht nicht durch ihn, sondern durch den Militärbevollmächtigten in Berlin bekannt wurde?

Gortschakow entschuldigte sich so gut oder so schlecht er konnte. Er beklagte die Indiskretion des Kaisers und die Einmischung der Militärbevollmächtigten in politische Angelegenheiten. „Wichtige Gründe," sagte er, „haben die russische Anerkennung notwendig gemacht. Italien hat Garantien für eine konservative Politik geboten, die man annehmen mußte, um es in seinem Vorsatze zu bestärken." Dazu gedrängt, sich deutlicher auszusprechen, erwähnte Gortschakow, es sei den polnischen Emigranten, die in Genua (später in Cuneo) eine Militärschule unter Mieroslawski errichtet hatten, befohlen worden, diese zu räumen. Eine Depesche des Generals Durando an Herrn de Launay, die er Goltz zu lesen gab, betonte die konservativen Prinzipien, nach denen Italien fortan regiert werden sollte.

Graf Goltz, den ich kurz nachher am 1. Juli besuchte, erzählte mir das eben Gesagte noch in großer Erregtheit. Er wollte Gortschakow geantwortet haben, Rußland scheine die Sache als eine polizeiliche Frage anzusehen, während die Anerkennung eines Staates von 22 Millionen in den Augen der preußischen Regierung eine große politische Bedeutung habe.

Am gleichen Tage beschied der Kaiser Herrn Regina zu sich und eröffnete ihm die unwiderruflich beschlossene Anerkennung von Italien. Der arme Mann war vernichtet. Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten zugekommen waren, hatte er überhört, ebenso einer leisen Andeutung Gortschakows keine Beachtung geschenkt. Rußland, dachte er, kann sich selbst und der Sache des unglücklichen Königs Franz nicht untreu werden. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung. Im Salon der Fürstin K. waren am Abend mehrere Diplomaten versammelt. Graf Goltz sprach mit Entrüstung nicht von der Anerkennung, aber von der ihm bereiteten Ueberraschung. Lord Napier[1]) hörte mit Wohlgefallen zu, und ein sardonisches Lächeln spielte um seine Lippen. England hatte Italien zuerst anerkannt und jeden andern Einfluß über das neue Königreich aus dem Felde geschlagen.

Am 3. Juli sollte ein Kurier nach Paris abgefertigt werden mit der offiziellen Mitteilung, daß Rußland gewillt sei, Italien anzuerkennen. Gortschakow lud mich ein, ihn am folgenden Tage in Zarskoje-Selo zu besuchen. Die erste

---

[1]) Lord Napier spielte dem Fürsten Gortschakow noch einen bösen Streich. Kaum hatte er erfahren, daß Italien von Rußland anerkannt werde, so telegraphierte er die Nachricht an Sir J. Hudson in Turin, der sie an General Durando weiter gab. Dieser richtete eine Anfrage an Herrn Thouvenel, von ihm aber erhielt Gortschakow die Bitte, sich über die Verletzung des bis dahin gewahrten Geheimnisses zu erklären. Letzterer machte Lord Napier einen Vorwurf, worauf dieser mit voller Berechtigung erwiderte, er sei nicht verpflichtet, etwas geheim zu halten, was ihm nicht anvertraut wurde.

Nachricht, mit der er mich begrüßte, war ein auf Großfürst Konstantin in Warschau verübtes Attentat. Hierauf, eine feierliche Miene annehmend, erzählte er in langer Rede, was ich schon wußte, aber auch noch einiges mehr: die ganzen langen Verhandlungen zwischen St. Petersburg, Berlin und Paris. Er habe selbst nach Paris[1]) fahren wollen, dann aber den Kaiser gebeten, Baron Budberg dahin zu schicken, um die so wichtige Angelegenheit ins reine zu bringen. In seinem Programme bilde Italien nicht den wichtigsten Punkt, aber doch sei es im allgemeinen Interesse gelegen, daß die italienische Regierung in ihren konservativen Bestrebungen gefestigt werde. Sie biete Garantien ihres guten Willens, die Anerkennung verdienen. Rußland brauche keine politischen Zugeständnisse, es begnüge sich damit, daß der revolutionären Propaganda ein Ende gemacht werde. Möge Italien sich friedlich entwickeln oder um Venedig und Rom neue Kriege führen, so verspreche es für alle Fälle die Verbindungen mit der Revolution abzubrechen. Diese Erwägungen, schloß der Fürst, haben Seine Majestät den Kaiser bestimmt, im Prinzipe sich für die Anerkennung Italiens zu entscheiden.

Ich hatte keinen Grund, mich wie Graf Goltz über die verspätete Mitteilung zu beklagen, wollte aber andrerseits doch zu verstehen geben, daß mir das Verhältnis zu Frankreich, das die russische Politik so sehr beeinflußte, nicht unbekannt war. Ich dankte also dem Fürsten für seine Eröffnung und fügte hinzu, ich sei darauf aus französischer Quelle vorbereitet gewesen, könne aber nicht umhin, über die Opportunität der Anerkennung von Italien verschiedener Meinung zu sein. Da bald darauf Preußen das gleiche tat, so blieb Oesterreich von den Großmächten die einzige, die Italien nicht anerkannte. Die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten. Als aber im August Garibaldi von Sizilien auf das neapolitanische Festland übersetzte, um auf Rom zu marschieren, konnte sich Graf Goltz nicht enthalten, dem Fürsten Gortschakow die Bemerkung hinzuwerfen: „Nous voilà jolis garçons avec notre reconnaissane", worauf dieser erwiderte: „Si Garibaldi avait agi il y a quelques semaines, nous aurions eu garde de reconnattre." Dafür hatte Gortschakow noch manchen Spott über sich ergehen zu lassen. Auf eine unwahre Aeußerung anspielend, die seinerzeit dem Fürsten Felix Schwarzenberg in den Mund gelegt worden war, sagte man zum Beispiel: „Si le Prince Schwarzenberg voulait étonner le monde par l'ingratitude de l'Autriche, Gortschakow l'a consterné par la reconnaissance de la Russie."

Zu denen, die von den in Paris geführten Verhandlungen nichts wissen durften, gehörte auch der Herzog von Montebello. Er war in Frankreich beurlaubt und eben im Begriffe, auf seinen Posten zurückzukehren, als Budberg in Paris eintraf. Als er sich beim Kaiser Napoleon verabschieden wollte, ließ

[1]) Es wurde erzählt, Gortschakow habe das Projekt, nach Paris zu gehen, aus Furcht fallen gelassen, in seiner Abwesenheit von Budberg aus dem Sattel gehoben zu werden. Er blieb und schickte Budberg nach Paris, so sehr er gewünscht hätte, mit Kaiser Napoleon persönlich zusammenzukommen.

ihm dieser durch Herrn Thouvenel sagen, es habe damit keine Eile. Nach einigen Tagen meldete er sich abermals in St. Cloud und wurde empfangen, aber mit den Worten entlassen: „Je ne vous presse pas de partir, vous pouvez rester encore.“ Die Erlaubnis zu reisen wurde ihm erst erteilt, nachdem mit Budberg die Anerkennung Italiens durch Rußland abgemacht war. Bei seiner Ankunft in St. Petersburg fand der Botschafter eine fertige Tatsache. Er war absichtlich fern gehalten worden, um ihn nicht, als Gegner der napoleonischen Politik in Italien, der Versuchung auszusetzen, dem Fürsten Gortschakow die Anerkennung zu widerraten.

Am 13. August kam General Jonaz mit großem Gefolge in St. Petersburg an, um zu notifizieren, daß Viktor Emanuel den Königstitel von Italien angenommen habe. Daraufhin erfolgte die Ernennung des Grafen Stackelberg zum Gesandten in Turin. Er war davon wenig befriedigt und hatte gehofft, den Posten in Wien zu erhalten. Darüber beruhigte ihn aber Gortschakow mit den Worten: „Ne vous faites pas l'illusion de croire que vous auriez à Vienne une bonne position. Je vous ferais une si charmante politique qu'il vous serait impossible de vous rendre agréable.“ Die Katze fällt bekanntlich immer auf die eignen Füße.

Herr Regina überreichte sein Abberufungsschreiben am 8. September und wurde mit seiner Frau zur Hoftafel geladen. Der Kaiser übergab ihm den Weißen Adler-Orden, umarmte und küßte ihn dreimal nach russischer Art und ließ König Franz versichern, seine Zuneigung sei unverändert, er wünsche der Gerechtigkeit den endlichen Sieg und sei fest überzeugt, daß das „Gachis“ (Schlamm) in Italien von keiner langen Dauer sein werde. So verschieden der Kaiser und sein Minister oft dachten und fühlten, kann man nicht anders sagen, als daß die folgenden Ereignisse beiden unrecht gaben. Das italienische „Gachis“ hat sich bis zur Großmacht emporgeschwungen und das zweite napoleonische Kaiserreich, auf das Gortschakow so große Hoffnungen baute, ist untergegangen, nicht ohne ihm vorher noch manche bitteren Enttäuschungen zu bereiten. Vorläufig glaubte er noch immer mit französischer Hilfe etwas für den entthronten König von Neapel retten zu können, meinte aber, er würde besser tun, den italienischen Boden zu verlassen, die Regierung Viktor Emanuels sei bereit, das bewegliche und unbewegliche Eigentum der königlichen Familie zurückzugeben, sobald sie die Sicherheit erhielte, daß davon kein Gebrauch zu ihrem Nachteile gemacht werde. König Franz habe durch Herrn Del Rè gegen die Veräußerung der Kirchengüter und seiner Privatbesitzungen protestiert. Er würde gut tun, sich zu vergleichen.

In seiner Erzählung fortfahrend, sagte er mir, 40 Millionen Rentenpapiere seien bei Rothschild deponiert gewesen, der König habe sie durch eine Vertrauensperson erheben lassen, die sie an Garibaldi auslieferte. General Jonaz versichere, daß die Regierung ein genaues Inventar der den entthronten Dynastien gehörenden Güter in Neapel, Toskana, Parma und Modena aufnehmen lasse, um sie den Berechtigten zurückzustellen. Graf Stackelberg sei angewiesen, auf die

Herausgabe alles Privateigentums zu bringen und dem General Jonaz habe er, Gortschakow, empfohlen, dahin zu wirken, daß den alten Dienern,[1]) die Anspruch auf Pension hatten, diese angewiesen werde, ohne von ihnen das Opfer einer Untreue zu verlangen. König Franz, sagte er weiter, habe drei Millionen russischer Anleihe besessen. Die Titel wurden durch einen fremden Kabinettskurier Herrn Regina geschickt, um sie zu erneuern. Ein französischer Kurier sollte die neuen Titres in Paris abliefern, von wo sie durch die Post weiter befördert wurden. Es vergingen Tage und Wochen. Man hielt sie für verloren, bis sie endlich in Rom anlangten. Die Verteidigung von Gaëta hat sie verschlungen. Dem Könige blieben, nach Gortschakows Schätzung, nicht mehr als 2000 Ducati Jahreseinkommen. Ein Darlehen von 1200000 Gulden dürfte ihm Fürst Taxis bewilligt haben.

Gortschakow kam dann wieder auf den Kongreß zu sprechen und meinte, auf einem solchen ließen sich die italienischen Angelegenheiten alle am besten ordnen. Oesterreich würde unrecht tun, sich dem zu widersetzen. Schon 1859 sei dieser Fehler begangen worden und habe uns die Lombardei gekostet. Wir seien damals von einem ungerechtfertigten Mißtrauen gegen Rußland beherrscht gewesen, wie wir auch noch bei ihm eine prinzipielle Feindschaft gegen Oesterreich voraussetzen. Er habe 1859 uns nicht mehr zumuten wollen als die Aufhebung der Spezialverträge mit den italienischen Höfen.[2]) Hätte man bei uns eingesehen, daß er mit uns immer das beste Einvernehmen wünschte, so wäre niemals eine bedauerliche Spannung eingetreten. Wahrheit und Dichtung lagen in diesen Ausführungen bunt durcheinander geworfen. Ich fragte mich nur, ob der Kongreßgedanke abermals von Paris inspiriert oder den eignen Wünschen des Vize-Kanzlers entsprossen war. Seine Vorliebe für diese Art von Beratungen, die ihm Gelegenheit bieten konnten, durch Geist und Beredsamkeit zu glänzen, war mir längst bekannt. Sie erlitt aber auf dem Berliner Kongresse 1878 einen tödlichen Stoß. Mir blieb nur übrig, ihn zu versichern, daß Graf Rechberg mit Befriedigung vernehmen werde, daß Oesterreich an ihm einen Freund besitze.

Die Rückkehr des Grafen Thun verzögerte sich bis zum 10. Januar 1863. Ich war also noch allein, als durch die Thronentsagung des Königs Otto im Oktober 1862 eine griechische Frage aufgeworfen wurde. Obwohl diese außer Griechenland nur die drei Garantiemächte betraf, erregte sie doch das lebhafte Interesse aller europäischen Kabinette. Die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg hatte in St. Petersburg keinen eifrigeren Vertreter als den Gesandten des früheren Königs, Fürst Soutzo, der, mit einer Russin verheiratet, ein intimer Hausfreund des Vize-Kanzlers war. In der bekannten Londoner Deklaration vom 22. November 1862 verzichtete Rußland im Namen des Herzogs und

---

[1]) Darin äußerte sich sein Interesse für Regina.

[2]) Die Verträge Oesterreichs mit den italienischen Kleinstaaten waren für Rußland ohne Belang. Gortschakow glaubte Frankreich einen Dienst zu erweisen, wenn er ihre Kündigung befürwortete.

England in dem des Prinzen Alfred auf jede Kandidatur, und Griechenland wurde aufgefordert, eine andre Wahl zu treffen. Das Resultat ist bekannt.

Sogleich nach seiner Ankunft eröffnete Graf Thun dem Vizekanzler seinen Entschluß, ins Privatleben zurückzutreten. An andrer Stelle habe ich erwähnt, wie verschieden Fürst Gortschakow und Kaiser Alexander bei dieser Gelegenheit sich über das Verhältnis Rußlands zu Oesterreich aussprachen. Ich habe Grund zu glauben, daß ein Umstand, der nicht zur Erörterung kam, den Rücktritt des Herrn Gesandten beschleunigte. Er war damit unzufrieden, daß die Gesandtschaft in St. Petersburg nicht wie diejenigen in Rom, Paris und London zu dem früheren Range einer Botschaft erhoben wurde. Fürst Gortschakow hatte es 1860 beantragt, und als das Wiener Kabinett sich einverstanden erklärte, die Ausführung unter dem Vorwande vereitelt, daß persönliche Gründe der Ernennung eines russischen Botschafters in Wien im Wege ständen. Graf Rechberg fand diese Zögerung unfreundlich und ersuchte Grafen Thun, die Sache vorderhand fallen zu lassen. Dabei blieb es noch durch mehrere Jahre, es geschah aber davon bei der Verabschiedung des Grafen Thun keiner Erwähnung.

Was während seiner langen Abwesenheit in Polen sich erreignet hatte, will ich noch in Kürze nachtragen. Am 27. Juni 1862 war ein Attentat auf den Armeekommandanten Grafen Lüders, am 3. Juli ein solches gegen den soeben erst eingetroffenen Großfürsten Konstantin versucht, am 8. und 16. August zweimal das Leben Wielopolskis bedroht worden. Unter dem Vorsitze des Grafen Andre Zamojski fand am 13. September eine Adelsversammlung statt, in der eine Adresse entworfen wurde mit dem Verlangen der Wiedervereinigung der ehemals polnischen Provinzen mit dem Königreiche. Großfürst Konstantin verlangte die Entfernung des Grafen. Er wurde nach St. Petersburg berufen, in einem Separatzuge dahin befördert und unter strenge Polizeiaufsicht gestellt. Vom Kaiser am 3. Oktober empfangen, erhielt er den Befehl, auf drei Jahre ins Ausland zu gehen, ohne vorher Polen zu berühren. Die angestrebte Pacifikation blieb dennoch aus, und bei Gelegenheit der Rekrutenaushebung kam in Warschau die lange vorbereitete Insurrektion am 22. Januar 1863 zum Ausbruche.

Nun folgten die Hiobsposten ununterbrochen aufeinander. Wir blieben einige Tage infolge der durch Insurgenten unterbrochenen Eisenbahnverbindung bei Wirballen von der Welt abgeschlossen. Plötzlich verlautete von einer schweren Erkrankung des Großfürsten in Warschau. Sein Leibarzt sollte gesagt haben, er hätte wenige Wochen mehr zu leben, wenn er nicht abberufen würde. Gortschakow, darüber interpelliert, stellte es in Abrede und meinte, wenn der Arzt sich so geäußert hätte, so wäre das nur ein Zeichen, daß er selbst wünsche, von dort fortzukommen. Der Generaladjutant des Kaisers, Graf Adlerberg, wurde geschickt, um den Großfürsten zu vermögen, daß er den Oberbefehl in Polen niederlege. Graf Berg sollte mit ihm zugleich auch den über alle Truppen der polnisch-russischen Provinzen übernehmen. Mit wechselndem Glücke wurde mittlerweile der Insurrektion entgegengetreten, Langiewicz über die galizische Grenze gedrängt und interniert. Wir bekamen manchen ungerechtfertigten Vor-

wurf zu hören, als täten die Behörden nicht ihre Pflicht bei Ueberwachung der aus Paris zuströmenden Emigranten. Ein Bericht des Herrn v. Balabin goß Oel ins Feuer. Danach wäre der Botschafter Fürst Metternich im März 1863 einige Tage in Wien gewesen, hätte aber für Napoleon nichts als schöne Worte mitbekommen, als er nach Paris zurückkehrte. Daraus wollte Gortschakow schließen, daß an dem in Pariser und Wiener Gesandtschaftsberichten erwähnten Gerüchte etwas wahr sein dürfte, das besagte, Napoleon habe uns die Donaufürstentümer als Ersatz für Galizien angeboten, wenn wir uns mit ihm für Polen verbinden wollten. Daß Fürst Metternich darüber mündlich berichtet und eine ablehnende Antwort erhalten habe, wollte der Vizekanzler auch daraus entnehmen, daß Herr v. Bismarck dem an Stelle des Grafen Goltz ernannten preußischen Gesandten, Grafen Redern, schrieb, Napoleon habe nach Ankunft des Fürsten Metternich den Gedanken an die Unabhängigkeit Polens aufgegeben.

Das spielte zu einer Zeit, in der ich, nach der am 30. Januar erfolgten Abreise des Grafen Thun, noch in St. Petersburg verweilte, aber bereits in Disponibilität getreten war und mich anschickte, Rußland zu verlassen, wohin ich zu Ende des Jahres 1864 als außerordentlicher Gesandte und bevollmächtigter Minister wieder zurückkehrte. Hiemit fand eine bewegte Periode meiner diplomatischen Tätigkeit vorläufig ihren Abschluß.

Studien zur Epilepsie-Arbeit.[1])

Von

Adolf Kußmaul.

I.

Instinkt. Reflektorische und Associationsbahnen.

Wenn das Tier zur Welt kommt, ist es dem Menschen weit überlegen an Fertigkeiten; es ist schon geborener Meister oder doch sehr befähigter Autodidakt, der sie erstaunlich rasch sich aneignet. Bald webt es kunstreiche Netze oder gräbt Fallgruben zum Fang lebendiger Beute, führt sinnreiche Bauten auf

[1]) Der aufmerksame Leser der Kußmaulschen Arbeit über Epilepsie (Deutsche Revue Oktober bis Dezember 1902) wird bemerkt haben, daß sie gegen Ende einige Lücken aufweist. Verschiedene Abhandlungen liegen als Studien zu dieser Arbeit vor, von denen es zweifelhaft bleibt, in welcher Weise sie benutzt werden sollten.

Bei weitem am interessantesten scheinen mir die Kapitel zu sein, in denen Kußmaul auf seine Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, die er als junger Dozent angestellt hat (Tübingen 1859), zurückkommt und in denen er als Achtzig-

zum Nisten und Brüten oder als Wohnstätte ganzer Tierstaaten, geht auch in geordneten Scharen zu bestimmten Zeiten auf die Wanderung und macht ohne Kompaß weite Reisen über Land und Meer. Freilich führt es seine Künste stets nach derselben Schablone aus und benutzt die nämlichen Vorbilder, die schon vor Olims Zeiten dem Gedächtnisse seiner Vorfahren eingegraben waren; nur ausnahmsweise lassen sich durch Züchtung und Abrichtung gelehrige Arten zu edleren Rassen mit neuen, vererbbaren Eigenschaften heranbilden. Dagegen erwirbt der Mensch die, wenigstens anscheinend so einfachen Fertigkeiten des Greifens und Fassens, des Stehens und Gehens nur langsam und mühsam; reift jedoch schließlich, auch über die nächst verwandten Vierhänder weit hinaus, zum erfinderischen freien Künstler.

Den unbewußten und unwiderstehlichen inneren Drang, der die Tiere zur Ausübung ihrer Fertigkeiten und zu ihren Wanderungen antreibt, nennen wir Instinkt. Bis zu Marshall Halls großer Entdeckung betrachtete man ihn als ein Vermögen der vernunftlosen Tierseele, das sie zum Unterschiede von der vernünftigen Seele des Menschen befähige, unbewußt zweckmäßige Tätigkeiten im Interesse der Erhaltung der Individuen und Arten auszuführen. Jedoch sollte der Instinkt nur unter bestimmten äußeren, schon bei der Erschaffung der Tierwelt vorgesehenen Voraussetzungen seine Zwecke erreichen, andernfalls konnten sie scheitern, während die vernünftige Seele ihre Tätigkeit mit Bewußtheit den wechselnden Umständen gemäß einzurichten verstehe.

Da noch im 18. Jahrhundert einer der größten Denker aller Zeiten, Kant, wie wir gehört haben, den neugebornen Menschen einen zornigen Schrei der Entrüstung über die leibliche Gebundenheit seiner Vernunft ausstoßen ließ, so mag der Leser daraus ersehen, wie übel es mit den Elementen der Seelenlehre aussah, solange die physiologische Grundlage dieser Wissenschaft nicht geschaffen war. Allerdings stand die herkömmliche Auffassung des Instinkts als eines der Tierseele eignen Vermögens und der Vernunft als der bewegenden Kraft der Menschenseele in auffallendem Widerspruche mit den Wahrnehmungen des täglichen Lebens. Einerseits sammeln auch Tiere Erfahrungen und richten beim Wechsel der äußeren Verhältnisse ihre Tätigkeit den Umständen so angemessen ein, daß man ihnen nur bei größter Voreingenommenheit das Vermögen einer klugen Ueberlegung abstreiten kann; sie besitzen Verstand, der an den menschlichen mancher Idioten hinanreicht, nur das höchste seelische Vermögen, die Handlungen nach den idealen Geboten der Vernunft einzurichten, geht ihnen ab. Andrerseits führt der Mensch zahlreiche Bewegungen instinktiv unter der Herrschaft derselben Triebe aus, die die Tätigkeit der Tiere in Gang setzen; es ist ihm nur leichter gemacht, sie allein durch verständige Vorstellungen und die Gebote der Vernunft in Schranken zu halten, ungeschreckt durch die Peitsche.

---

jähriger die psychologischen Fragen, die für jeden Gebildeten von Wichtigkeit sind, behandelt. Ich glaube deshalb nicht fehl zu greifen, wenn ich diese Studien einem größeren Leserkreise zugänglich mache, wozu mich die Anerkennung, die die Arbeit über Epilepsie gefunden hat, ermutigt. Vinzenz Czerny.

Schon der größte Naturforscher der alten Welt, Aristoteles, der Vater der empirischen und Begründer der vergleichenden Seelenlehre, zeigte die gesetzmäßige Verknüpfung des seelischen Geschehens mit bestimmten körperlichen Einrichtungen, und 500 Jahre später warf Galen (geb. 131 n. Chr.), der gelehrteste Arzt des Altertums, lebhaft bewegt eine Reihe von Fragen auf, die mit dem interessantesten Problem der Seelenlehre, der Verkettung mechanischer und seelischer Tätigkeit innigst zusammenhängen. Die medizinische Wissenschaft konnte sie ihm nicht beantworten, und vergebens wandte er sich an vier Weltweise; auch sie blieben stumm. „Wie kommt es," fragte er, „daß wir unsre Bewegungen durch die Muskeln vortrefflich ausführen, ehe wir durch Sektionen erfahren, daß wir eine solche Einrichtung besitzen? Wie lernen die Kinder ihre Finger nach Geheiß beugen und strecken? Wie ein Wort bald nachsprechen, wenn man es ihnen vorsagt? Hat die vernünftige Seele den Leib gebaut, warum weiß sie von ihren Instrumenten nichts, die sie doch mit großer Sicherheit benutzt? Und wenn es eine unvernünftige Seele war, wie konnte sie einen so weisen Bau einrichten?"

Das Problem ist noch heute, nach weiteren 1700 Jahren, nicht gelöst und wird vermutlich nie völlig gelöst werden, aber wir haben nach dem Rate des Aristoteles die körperlichen Einrichtungen des Menschen und der Tiere mit immer besseren Erfolgen erforscht und erlangten jedenfalls über die Bedingungen, unter denen willkürliche und unwillkürliche, bewußte und unbewußte, instinktive und vernünftige Handlungen erfolgen, richtigere Vorstellungen, als sie Galen und Kant besaßen.

Die Grundtriebe des tierischen und menschlichen Instinktes entspringen aus dem gleichen gemeinschaftlichen Borne, der aus einer unergründlichen Tiefe hervorbricht und die Aufgabe hat, den Individuen und Gattungen Existenz und Dauer zu sichern. Es sind die beiden Grundtriebe der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung. Sie machen sich von dem Augenblicke an geltend, wo die Organe zu ihrer Betätigung hergestellt sind. Beim Menschen äußert sich jener nach der Geburt von dem Augenblick an, wo die Nahrung, die der Frucht bisher von der Mutter durch den Nabelstrang zuging, aufgebraucht ist. Der Trieb der Fortpflanzung knüpft sich an die Zeit der Pubertät. Beide Triebe setzen alle mechanischen und seelischen Räder des Organismus in Gang, die ihnen zur Verfügung stehen. Beim Neugeborenen sind es nur reflektorische Einrichtungen, aber mit fortschreitender Entwicklung greifen mehr und mehr seelische Triebwerke ein; die Erregung schreitet von den niederen Reflexbahnen auf die höheren Bahnen über, die wir nach dem Vorgange des geistvollen Wiener Psychiaters Meynert als Associationsbahnen bezeichnen. Sie verbinden die Zentren der empfindenden Sinnesorgane und Eingeweide unter sich und diese wieder in mannigfachen Kombinationen mit den höchsten zentralen Gebieten, die wir als die Werkstätte unsrer geistigen Tätigkeit betrachten dürfen, mit der Großhirnrinde.

So verschmelzen die Geruchs- und Geschmacksempfindungen zu gemischten, deren Qualität, beispielsweise der sogenannte Geschmack feiner Weinbouquete, von dieser Mischung abhängt und verloren geht, sobald die Mischung der Sinnes-

eindrücke durch Verlust des Riechsinns unmöglich wird. Die einfache Empfindung von hell und dunkel wird zum farbigen, zuerst nur zweidimensionalen Bilde, das erst allmählich unter steter korrigierender Beihilfe des Tastsinnes zum körperlichen, dreidimensionalen wird; das taube Ohr des Neugeborenen muß erst von Wasser und Schleim gereinigt werden, ehe die Schallwellen zur tief versteckten Schnecke mit dem kunstvollen peripherischen Gehörnervenapparate, dem Cortischen Organe, gelangen können, und nur allmählich lernt das Kind Töne, Geräusche und Klänge, Melodien und Worte unterscheiden und diese mit den Vorstellungen verbinden, die die Großhirnrinde bereits aus den Sinnenbildern hergestellt hat, ehe es die Worte als Sprachzeichen begreift.

Von diesen Associationsbahnen sind gerade diejenigen, die die Großhirnrinde mit den tieferen Zentralgebieten und die Windungen der Rinde unter sich verbinden, beim neugebornen Menschen, wie Professor Flechsig in Leipzig gezeigt hat, noch nicht so ausgebildet, daß sie ihre späteren Verrichtungen bereits ausführen könnten. Somit ist der Neugeborne einzig auf die reflektorischen und associatorischen Bahnen angewiesen, die in den unteren Zentralorganen bereits fertig ausgebildet liegen. Sie befähigen auch mißbildete, ohne Großhirn zur Welt gekommene menschliche Früchte zu atmen und zu saugen. Für die einfachen Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse der Tiere reichen die reflektorischen und automatischen Einrichtungen des Rückenmarks und der tiefen Gehirnteile aus, zur Ausbildung aber der edleren und reicheren Anlagen des Menschen braucht es des Großhirns und seiner Rinde mit ihrer unendlich reicheren Ausstattung an grauer Substanz und associatorischer Fasern.

Diese anatomische Verschiedenheit des Baues erklärt wohl die Ueberlegenheit der menschlichen Intelligenz gegenüber der tierischen, aber nicht die des tierischen Instinktes gegenüber dem menschlichen. Covier hat den Instinkt auf eingepflanzte traumhafte Vorstellungen zurückgeführt. Diese Erklärung läuft zum Teile, jedoch nicht völlig auf die heute geläufige hinaus, daß die Tiere bei der Geburt im Besitze ererbter Erinnerungsbilder seien, die sie befähigten, den ihrer Art zukommenden, zweckmäßigen Gebrauch von ihren Muskeln und Gliedern zu machen, während der Mensch sie sich erst durch Uebung im Gebrauch erwerben müsse. Das Tier ist gewissermaßen der glückliche Erbe der reichen Erfahrungen seiner Ahnen, kommt aber nicht über ihren Besitz hinaus, während der Mensch als armer Schlucker, im wahren Sinne des Worts, zur Welt kommt, aber einen reicheren Besitz erwirbt, als der wenig beanlagte glückliche Erbe.

Von den Bewegungen, die der neugeborene Mensch unter dem Zwange eines ererbten Triebes ausführt, erinnern am meisten an die instinktiven des Tieres die reflektorischen Saugbewegungen, die ihm neben den Atembewegungen die Mittel verschaffen, sein Parasitenleben vor der Geburt in ein selbständiges umzuwandeln. Sobald das mütterliche Blut, das bisher seine Hunger- und Durstnerven tränkte, so weit verbraucht ist, daß diese aus ihrem ruhenden Zustande in den der Erregung geraten und durch Hunger- und Durstgefühle Unlust erzeugen, gerät das Reflexzentrum der Saugbewegungen im verlängerten Mark in Mit-

erregung, das Kind wird unruhig, macht Saugbewegungen, wirft den Kopf hin und her, als ob es etwas suche, führt die Hände zum Gesichte, fährt mit den Fingern im Gesichte und namentlich an den Lippen umher, bringt sie auch wohl in den Mund und saugt daran. Gibt man dem Kinde nicht zu trinken, so beruhigt es sich wieder und schläft ein, um nach einiger Zeit wieder zu erwachen, die gleiche Unruhe zu zeigen, die gleichen Bewegungen auszuführen, und endlich bricht es in Geschrei aus. Bringt man ihm einen Finger in den Mund, so saugt es daran und beruhigt sich kurze Zeit, fängt aber bald wieder an zu schreien und macht zuletzt heftige Bewegungen, die den Charakter des Zornes tragen. Bei sehr lebhaften Kindern, die noch nicht getrunken, also noch keine eignen Erfahrungen gesammelt haben, kann es sogar geschehen, daß sie, wenn sie wach und unruhig den Kopf hin und her bewegen, und wenn man jetzt mit dem Finger ihre Wangen streichelt, sie den Kopf rasch nach der gestreichelten Seite wenden, den Finger fassen und daran saugen. Streichelt man die andre Seite, so wenden sie den Kopf nach dieser und fassen hier den Finger.[1]) Dies geschieht selbstverständlich nicht aus Klugheit, auch liegt den Bewegungen keine Erfahrung zu Grund, ferner lernen die Kinder keineswegs sofort die Warze geschickt fassen, sondern bedürfen dazu einiger Nachhilfe, dennoch handelt es sich um keinen einfachen Reflex; die Lust- und Unlustgefühle spielen dabei eine wesentliche mitwirkende Rolle, diese bei dem unruhigen Aufsuchen der Warze, jene bei der Sättigung, die der Anfüllung des Magens parallel geht. Es sind Bewegungen, die mit dem Trieb der Selbsterhaltung verknüpft sind, und sich zu mimischen steigern, wie sie Gemütsbewegungen durchs ganze Leben treu begleiten. Freilich ist das Kind nicht so geschickt wie das Huhn, das eben aus dem Ei im Brütofen geschlüpft sofort Körner pickt und die ihm taugliche Nahrung aus der untauglichen herausfindet.

Die wie durch einen unwiderstehlichen Trieb erzwungenen Handlungen mancher Epileptischen, die an psychischen Aequivalenzanfällen leiden, hat man mit den instinktiven der Tiere verglichen, aber sie haben mit diesen nichts gemein als den inneren unwillkürlichen Drang und Zwang, der die Bewegungsorgane in Gang setzt, denn sie dienen weder der Selbsterhaltung des Individuums, noch der Erhaltung seiner Art. Es ist keine physiologische Erregung, sondern eine krankhafte, die die Nerven- und Muskelapparate, die in kombinierte Tätigkeit geraten, antreibt. Uebrigens sind solche Zwangsbewegungen nicht ausschließlich der Epilepsie eigen; sie treten überall da zu Tage, wo das Bewußtsein in den

[1]) Vergl. meine Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen, S. 25 u. f. Ich glaube in dieser Schrift zuerst die durch ganze Reihen methodischer Versuche geprüften seelischen Erscheinungen des neugeborenen Menschen mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschrieben zu haben. Preyer hat meine Ergebnisse bestätigt und sie weiter ausgeführt. Die Pädagogen haben allmählich gleichfalls der Entwicklungsgeschichte ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und die Litteratur darüber ist heute sehr angewachsen. Chr. Ufer, Schulrektor zu Altenburg, hat ein Verzeichnis sämtlicher deutschen, englischen, amerikanischen, französischen und italienischen Aufsätze und selbständige Schriften über Kinderpsychologie bis 1897 zusammengestellt und beinahe 300 aufgeführt. (Anhang zu: Dietrich Tiedemann, Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeit bei Kindern, Altenburg, 1897.)

Dämmerzustand zurücksinkt, der vor dem Erwachen der geistigen Fähigkeiten besteht, auch im Schlafe periodisch wiederkehrt und in den krankhaften Zuständen des Nachtwandelns, plötzlicher Benommenheit des geistigen Vermögens durch körperliche und geistige Erschöpfung, Störungen im Kreislauf bei Herzfehlern, Berauschung und im Delirium acutum beobachtet wird.

II.

Bewußtsein, Gedächtnis, Aufmerksamkeit.

Die Intensität des menschlichen Bewußtseins wechselt durch das ganze Leben zwischen Wachsein und Schlaf, ändert sich mit den Altersstufen, ist verschieden je nach den Zuständen von Wohl- oder Uebelbefinden und steigt oder fällt mit zu- oder abnehmender Spannung der Aufmerksamkeit, einer Fähigkeit, die das Kind erst im 3. bis 4. Lebensmonate zu erwerben beginnt. (Preyer.) Freilich fehlt uns ein objektives Maß, die Grenze zu bestimmen, wo die Helle oder Dunkelheit des Bewußtseins beginnt. Das Verfahren, die Stärke seiner Helligkeit nach dem Grade der Zweckmäßigkeit der ausgeführten Bewegungen zu bemessen, ist trügerisch, denn die Einrichtungen des Nervensystems sind, wie wir bereits gehört haben, so getroffen, das sie auf rein mechanische Eingriffe auch automatisch ganz zweckmäßig arbeiten können, während bewußte Antriebe sie in sehr zwecklose und selbst zweckwidrige Tätigkeit setzen können. Mit Bestimmtheit aber haben physiologische und klinische Erfahrung festgestellt, daß das Bewußtsein um so tiefer und nachhaltiger verdunkelt und ausgelöscht wird, je umfänglicher und gründlicher das Gehirn und insbesondere die Windungen der Großhirnrinde beschädigt und ganz zerstört werden.

Eine einfache Ueberlegung belehrt uns weiter, daß es nur auf dem Untergrunde des Gedächtnisses, das wir von dem Physiologen Ewald Hering[1]) als eine allgemeine Eigenschaft der organisierten Materie betrachten dürfen, im stande ist, die Empfindungen, die ihm zugegangen sind, ordnend zu vergleichen und daraus scharfe Bilder, abstrakte Vorstellungen und schließlich ganze Gedankenreihen und den großen geistigen Besitz des Ich zu schaffen, den die Physiologen auf den seelischen Vorgang der Apperzeption zurückführen.

Nur durch gespanntes Aufmerken erlangt das Bewußtsein die Stärke, deren es zur Wahrnehmung zunächst der äußeren Erscheinungen und später auch der inneren seelischen, als Selbstbewußtsein, „cogito ergo sum", bedarf. Anfangs unwillkürliches, später willkürliches Aufmerken treibt das Kind an, die Muskeln seiner Sinneswerkzeuge und Gliedmaßen zum Betasten, Betrachten, Befassen der Dinge zu gebrauchen. Zuerst sucht es alle Objekte in das Bereich seines Mundes zu bringen, dann in das Sehfeld seiner Augen, zuletzt will es sie greifen, fassen, vor die Augen oder das Ohr führen. Es ist der angeborene Trieb, der das Kind zum gelehrigen und wißbegierigen Schüler macht. Mit Recht wird die Aufmerksamkeit der Kinder als der Gradmesser ihrer Ver-

---

[1]) E. Hering. Ueber das Gedächtnis u. s. w. Vortrag. Wien 1870.

standesanlage angesehen. Aus der Stärke der Spannung der Muskeln, die beim Aufmerken aufgewendet wird, bemessen wir die Spannung der Aufmerksamkeit.

Physiologische Zustände mangelhafter Aufmerksamkeit sind die Zerstreutheit und Schlaftrunkenheit. Sie erinnern an schlaffe Saiten, die keinen Ton geben, bis sie ein heftiger Zug und Ruck plötzlich spannt und zum Tönen bringt, ähnlich wie den Zerstreuten und Schlaftrunkenen ein mahnender Ruf oder die drohende Rute plötzlich aus ihren Träumen reißt. Manche krankhafte Zustände sind diesen physiologischen verwandt, Personen mit mißbildetem, mangelhaft entwickeltem Gehirn, Mikrocephalen (fälschlich Azteken genannt), sind unfähig, gespannt aufzumerken, beweglich wie Quecksilber und geistesschwach. Und ähnlich, wie schlaftrunkene Menschen, die man aus ihrem Schlafe reißt, bei noch trübem Bewußtsein die Störenfriede abwehren und selbst gewalttätig abweisen, beantwortet der Epileptische im Dämmerzustande des psychischen Anfalls äußere Eindrücke, die ihn erschrecken, mit Ausbrüchen heftiger und gewalttätiger Abwehr, ohne klare Vorstellung des Motivs, das ihn zu seiner Handlung antreibt.

Es braucht hier nicht genauer auseinandergesetzt zu werden, wie sich allmählich aus dem unwillkürlichen Aufmerken ein willkürliches und aus den begleitenden unwillkürlichen Antrieben willkürliche herausbilden, und wie dadurch der Mensch mehr und mehr in den Besitz heller Sinnesbilder, klarer Vorstellungen und Gedanken gelangt. Aus der Camera obscura des Säuglings mit ihren Schatten- und Nebelbildern wird eine lichte, offene Warte mit freier Aussicht, aus dem triebartigen Strampeln, instinktiven Begehren und Abwehren ein nach bewußten Zielen mit wohlgeordneten Bewegungen handelnder Wille.

Nur ist besonders hervorzuheben, wie das Bewußtsein sich verhält, wenn das Kind sich allmählich mittelst Uebung und Nachahmung in den Besitz seiner Greif-, Geh-, Stimm- und Sprachwerkzeuge setzt. Es sind teils bewußte Sinnesbilder und Vorstellungen, teils unbewußte, einfache und kombinierte Erregungen und Vorgänge in den sensibeln Nerven der Sinneswerkzeuge, den zentromotorischen Ganglien und Nerven und den sensibeln Nerven der Muskeln und Gelenke, die sie dabei leiten und zugleich dem Gedächtnisse einverleibt werden; aber je mehr die erstrebten Bewegungen an Sicherheit gewinnen, desto tiefer versinken diese hilfreichen Empfindungen und Vorstellungen in Dunkelheit. Sobald die Bewegungen erlernt sind, ist es nur noch das bewußte Ziel, dessen der Wille bedarf, um sie in der nötigen räumlichen und zeitlichen Ordnung auszuführen; er braucht nur noch die Tasten anzuschlagen, um die Glieder in die automatische und zweckdienliche Tätigkeit zu bringen. So begreift man die Sicherheit, womit der Schlafwandler über Hindernisse wegschreitet; ein Traum, eine unklare Vorstellung treibt ihn, das Lager zu verlassen, auf das Dach zu steigen und darüber hinzuwandeln, auch den Weg wieder zurückzufinden; er ist vollkommen Herr seiner Beine und Sinne, soweit er ihrer zu seinem Spaziergang bedarf. Sobald er zu klarem Bewußtsein erwacht und die Gefahr erkannt, worin ihn der Traum gebracht, raubt ihm der Gedanke daran den sicheren Gebrauch seiner

Gehwerkzeuge. Dieselbe Einrichtung, die den Schlafwandler befähigt, seine Beine trotz traumhaft verdunkelten Bewußtseins zu benutzen, setzt manche Epileptische in stand, bei noch tieferer Verdunklung des Bewußtseins wie von Angst getrieben zu laufen, bis sie irgendwo anstoßen oder niederstürzen; erwachend staunen sie auch wohl über die verwunderte Umgebung, worin sie unbewußt versetzt worden sind.

Wie die Intensität des Bewußtseins, ist auch sein Horizont einem steten Wechsel unterworfen. Es vermag überhaupt nur den Teil der unzähligen Eindrücke, die ihm fortwährend von den Sinnen und Eingeweiden zugehen, aufzunehmen, weil sein Blickfeld räumlich und zeitlich beschränkt ist. Was seine Aufmerksamkeit nicht erregt, von ihm unbeachtet bleibt, kommt bestenfalls abgeblaßt und verwaschen zur Wahrnehmung, aber auch klare Sinnenbilder, Vorstellungen und ganze Gedankenreihen werden durch andre verdrängt und der Horizont damit verschoben oder völlig geändert. Damit können auch sie verblassen und in dauernde Vergessenheit geraten, falls sie nicht sehr lebhaft sind oder durch Wiederholung aufgefrischt werden. Diejenigen aber, die das Gedächtnis aufbewahrt, bilden gewissermaßen Reservetruppen, die man durch die Erinnerung herbeiziehen kann, um die aktiven, die in buntem Wechsel bemüht sind, erobertes Terrain zu behaupten, oder neues zu annektieren, zu unterstützen. Solche verborgene Bilder und Vorstellungen können wie im Traume, so auch in den Dämmerzuständen des Bewußtseins mitunter recht lebhaft aus der Tiefe aufsteigen und treibend bei den sonst unverständlichen Handlungen Seelengestörter und Epileptiker mit eingreifen.

III.

Gemüt.

Eine der mächtigsten Quellen seelischer Erregung, die zu mannigfachen Bewegungen, unwillkürlichen und aus Zwang und Entschluß gemischten, antreibt, entströmt dem Gemüte. Lachen und Weinen, süße und saure Mienen, zärtliche und drohende Gebärden verraten wider Wunsch und Absicht geheime Gefühle, Begierden und Leidenschaften. Der Gelähmte, den ein Gehirnschlag des Gebrauchs seines Armes beraubt hat und durch Widerspruch heftig „aufgebracht“ wird, reißt im Zorn mit dem ungelähmten Arm auch den gelähmten drohend empor. Der Stumme, den der gleiche Vorgang im Gehirne seiner Willenssprache beraubt hat, macht, plötzlich ergrimmt, seiner großen Erregung durch einen langen, wohlartikulierten Fluch kräftig Luft. Hat der Schlagfluß eine Gesichtshälfte gelähmt und hängt die eine Wange mit dem schief gezogenen Munde schlaff herab und unfähig, sich auf Geheiß zu bewegen, so gerät sie doch sofort in mimische Tätigkeit, wenn es uns gelingt, ihn im Gespräch lachen oder weinen zu machen. Endlich spricht nicht das feurige Gemüt des Poeten oder Tribunen eine bewegtere Sprache, als der kühle Verstand des gewiegten Diplomaten oder ruhigen Geschäftsmannes? — Ohne Verständnis der Gemütsbewegungen fehlt uns einer der wichtigsten Schlüssel zu dem versteckten Brunnen der epileptischen Krämpfe und seelischen Handlungen.

Die treibenden Elemente des Gemüts sind die Lust- und Unlustgefühle, die aus den beiden Grundtrieben der Selbsterhaltung und Fortpflanzung hervorgehen (vergl. S. 54). Sie schließen sich sowohl Empfindungen als Vorstellungen an und erregen, die einen anziehende, die andern abstoßende Bewegungen. Bei den einfachsten tierischen Wesen bleibt es ungewiß, ob solche Bewegungen, die ihnen Nahrung verschaffen, Ergebnisse rein physikalischer und chemischer Vorgänge sind, oder ob bereits Lust- und Unlustgefühle dabei mitspielen. Sicher aber ist, daß überall da im Tierreich oder in der Entwicklung des Menschen, wo seelische Erscheinungen unzweifelhaften Begehrens und Abwehrens, oder gar von Anlocken und Abweisen, Zu- und Abneigung, Lieben und Hassen zu Tage treten, jene Gefühle als die primitive Ausgangsform dieser entwickelten Gestaltungen gemütlicher Tätigkeit anzusehen sind.

Ob dem Menschen schon während seiner Entwicklung im Schoße der Mutter Gefühle von Lust und Unlust zukommen, wer will es entscheiden? Werden die Stöße der Frucht dem jungen Weibe, das sie zum erstenmal empfindet, bedenklich, so tröstet sie wohl die erfahrene Frau, die sie berät, mit der erfreulichen Versicherung, es seien dies die ersten rührenden Kundgebungen seelischer Sympathie zwischen Kind und Mutter. Und sie wird ihr lieber Glauben schenken, als der nüchternen Erklärung des Hausarztes, der nichts darin sieht als die reflektorische Wirkung sensorischer Erregungen, die der Frucht entweder von außen zugehen oder von innen, vom Blute her, das vielleicht durch einen groben Diätfehler des unerfahrenen Weibchens eine nachteilige Veränderung erlitten hat. Jedenfalls sind schon beim Neugeborenen Lust- und Unlustgefühle in voller Tätigkeit und verraten sich sowohl durch das charakteristische Mienenspiel bei regem Bedürfnis nach dem nährenden Trank und wenn es Befriedigung findet, wie noch schärfer durch suchende und abwehrende Bewegungen. Im weiteren Lebensgange strömen solche Gefühle, unbestimmte und bestimmte, dunkle und helle, in wachsender Menge dem Menschen zu und verschmelzen in dem Gemeingefühl.

Mit der Ausarbeitung der Sinnenbilder zu klaren Vorstellungen verbinden sich diese und ganze Vorstellungskreise bis hinauf zu den höchsten Idealen des tugendhaften Menschen mit Gefühlen, und daraus geht dann jenes Verhalten der Seele hervor, das unsre Sprache als Gemüt bezeichnet. Was die Saiten unsers Gemeingefühls richtig spannt und stimmt, erhöht unsern Mut, was sie erschlafft und verstimmt, setzt ihn herab und drückt ihn nieder. Unsre Bestrebungen, unsre Zuversicht und Tatkraft heben sich und sinken mit der auf und nieder gehenden Stimmung unsrer Seele. Und es sind die Gefühle, die unsre guten Vorsätze und Entschlüsse begleiten, und nicht nur die dem Willen untertanenen Muskeln in Tätigkeit bringen, sondern auch die ihm entzogenen, ja auch die Drüsen zu verstärkter Absonderung anspornen, das Herz pochen machen, die Wangen röten, den Augen durch vermehrte Ausscheidung von Tränenflüssigkeit größeren Glanz verleihen u. dergl. mehr. Darum verlegten die Alten den Mut in das Herz, und nicht der Mann von Geist, sondern nur der Mann von Geist und Herz ist ein rechter Mann.

Auch bei hellstem Bewußtsein strömen dem Gehirn fortwährend neben den hellen, räumlich und zeitlich genau begrenzten Bildern der höheren Sinne die Empfindungen der niederen Sinne und Eingeweide zu. Wir befinden uns am besten, wenn wir die Erregungen der sensibeln Nerven unsrer Eingeweide und ihre automatischen Bewegungen gar nicht zur bewußten Wahrnehmung bekommen, wenn wir, wie man sagt, gar nicht wissen, daß wir ein Herz oder Lungen haben, einen Magen oder Darm, wenn diese unermüdlichen Organe, wie brave Diener, still und kaum bemerkt ihr Amt besorgen. Von den drüsigen Eingeweiden, Leber, Nieren u. s. w. gehen uns überhaupt nur dann deutliche Empfindungen zu, wenn sie erkranken; dennoch strömen uns vielleicht auch im gesunden Zustande Lustgefühle zu. Man könnte dies daraus schließen, daß uns das unbeschreibliche Lustgefühl des völligen Wohlbefindens sofort verloren geht, wenn sie anfangen notzuleiden; doch könnte dies auch damit zusammenhängen, daß auch leichte Verunreinigungen des Blutes mit Stoffen, die durch die Drüsen ausgeschieden werden sollten, dem sensibeln Nervengebiete des Organismus überhaupt unangenehme Gefühle verursachten, wenn sie im Körper zurückgehalten werden. Man kann sich ganz unbehaglich fühlen, ohne zu finden, von wo die Störung ausgeht. Von den Organen mit automatischer Bewegung sind wir in der Regel nur dann genötigt, Kenntnis zu nehmen, wenn sie irgendwie gestört wird; vom Herzen zum Beispiel, wenn es nach zu starker Anstrengung klopft, vom Magen, wenn er durch Gurren Nahrung verlangt u. s. w.

Störungen des Gemeingefühls gehen den epileptischen Anfällen nicht selten kürzere oder längere Zeit voraus und verlangen volle Beachtung. Sie haben oft ihre Ursache in Störungen der Eingeweide und ihrer Verrichtungen, der Verdauung, Menstruation u. s. w. Schafft man hier Ordnung, so schwindet auch die Störung im Gehirne, die epileptischen Anfälle hervorruft. Von diesem praktischen Standpunkte aus war die Einteilung der Epilepsien, wie sie sich noch im Handbuche von Canstatt u. a. findet, in Darm-, Magen-, Eierstocks-Epilepsien u. s. w., vollkommen gerechtfertigt. Es gelingt mitunter, durch solche örtliche Kuren Epilepsien zu heilen oder doch die Zahl der Anfälle beträchtlich herabzusetzen.

Man darf diese Störungen des Gemeingefühls nicht verwechseln mit den Aura-Empfindungen, die dem Anfalle selbst schon angehören und ein Vorstadium dann bilden, wenn er, ohne sich anzukündigen, gleich mit Krämpfen und Aufhebung des Bewußtseins beginnt. Jene Erscheinungen sind unbestimmter Natur: Benommenheit des Kopfes bis zur schmerzhaften Eingenommenheit, Unlust zu geistiger und körperlicher Arbeit, große Reizbarkeit und seelische Verstimmung, während die Aurasymptome weit bestimmter auf gewisse Organe und Sinnesnerven hinweisen. Auch schwinden die Störungen des Gemeingefühls nicht immer mit dem Anfall oder dem nachfolgenden Schlaf, sie können beide überdauern. Ebenso hellt sich das Bewußtsein danach keineswegs immer völlig auf, es bleibt trübe, und der Kranke kann sogar wie in psychischen Anfällen die Beute von Illusionen, Hallucinationen, Begierden, Trieben und plötzlichen Impulsen werden, die ihn mit den Gerichten in Kollision bringen.

Von den mannigfachen Gemütsbewegungen, die zu epileptischen Krämpfen führen können, ist wohl die wirksamste der Schreck; ihm nahe verwandt und gleichfalls häufige Ursache sind Angst und Furcht. Es kann bei einem einzigen Anfalle sein Bewenden haben, aber auch dauernde Epilepsie nachfolgen.

IV.

Geist, Willen.

Egoist und Streber durch Instinkt, aber nackt und unwissend, tritt der Neugeborene in die Welt, sucht auf, was ihm Gefühle des Wohlbehagens verschafft, und weist zurück, was ihm Unbehagen macht. Um das amphibische Leben, das er bisher im Fruchtwasser zugebracht hat, mit dem in der freien Luft zu vertauschen, bringt er die nötigen organischen Werkzeuge bereits fertig mit: das autonome Pump- und Saugwerk des Herzens, das schon lange in unermüdlichem Gang ist, das Uhrwerk der Atmung, dessen Perpendikel augenblicklich hin und her zu schwingen beginnt, sobald ihm der nötige Sauerstoff zum Leben nicht mehr durch das mütterliche Blut zugeht, und den Schluckmechanismus, der den ersten Mundvoll nährender Flüssigkeit, den er saugend in dessen Bereich bringt, sofort zu weiterer Verarbeitung dem Magen und Darm überliefert. Auch die Muskeln, womit er auf reiferen Stufen seines Daseins den Geboten seines Herzens und Geistes den äußeren Ausdruck verleihen wird, sind schon fertig gebildet, aber sie sind noch schwach, und nur Reflektion und Trieb setzen sie in geordnete Tätigkeit, jede heftige zentrale Erregung erzeugt die gleichen stoßenden und strampelnden Bewegungen des ganzen Körpers, wie sie bereits die Frucht im Schoße der Mutter ausführte. Endlich von den Organen des Nervensystems sind nur die Ganglien der Eingeweide, das Rückenmark und die tiefer gelegenen Gebilde des Gehirnes bis zu den Stammganglien hinauf mit allen ihren Nerven bereits ausgebildet und bereit, den neuen Gefühlen, die dem jungen Weltbürger von allen Seiten zugehen, Ausdruck zu geben; aber das Großhirn mit seiner Rinde, das mächtige Organ des Willens ist zwar in allen seinen Teilen angelegt, aber es ermangelt noch der feinen anatomischen Ausbildung, die das Mikroskop am reifen Gehirne nachweist. Diese wichtige Tatsache ist durch die entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen von Professor Flechsig[1]) in Leipzig festgestellt.

Es währt ungefähr ein Jahr, beim einen Kinde länger, beim andern kürzer, bis es gelernt hat, seinen Leib, seine Person von der Außenwelt zu unterscheiden. Ganz allmählich entwickelt sich aus dem, meist im Schlafe mit kurzen wachen Zwischenzeiten verbrachten Dasein des Säuglings ein wacheres und helleres, aus dem rein triebartigen Streben, das rasch befriedigt wird oder ermattet, ein nach-

[1]) P. Flechsig, Die Lokalisation der geistigen Vorgänge, insbesondere der Sinnesempfindungen des Menschen. Leipzig 1896. S. 45. — Versuche von Professor Soltmann in Leipzig, früher in Breslau, an neugeborenen Hunden haben gezeigt, daß auch bei diesen intelligenten Tieren die Hirnrinde nicht gleich nach der Geburt ihre späteren Verrichtungen ausübt, ihre elektrische Erregbarkeit beginnt erst nach dem 10. Lebenstage. (Jahrb. f. Kinderheilkunde. N. F. IX.)

haltiges Begehren mit bewußten Zielen. Nur langsam erwirbt das Kind klare Bilder und Vorstellungen, und der eigentliche Ursprung des Willens liegt nicht in diesen, sondern in den Gefühlen, die es antreibt, sich derjenigen Bewegungen durch Uebung und Nachahmung zu bemeistern, wodurch es in stand gesetzt wird, die begehrenswerten Dinge sich anzueignen, die sein Wohlbehagen unterhalten oder steigern. Der Trieb nach Besitz, nach Eigentum ist ein unbezwinglicher Naturtrieb, und eine kollektive Gesellschaft darf nicht hoffen, ihn je aus der Welt zu schaffen. Die Bewegungen selbst aber, die das Kind einübt, schaffen ihm Empfindungen von den Muskeln, die sich dabei kontrahieren und den bewegten Gliedern und Gelenken Empfindungen, die leitend und regelnd in den Gang der Uebungen eingreifen und mit verwertet werden bei den Vorstellungen, die es sich von seinem eignen Tun schafft. Durch Aufmerken, Absehen, Aufhorchen, Abtasten u. s. w. in Verbindung mit den Empfindungen, die ihm beim Bewegen von ihm selbst zugehen, bringt er es allmählich fertig, Gegenstände richtig zu fassen, um sie prüfend in den Mund, vor Augen und Ohren zu führen, die Augen selbst richtig zum Fixieren einzustellen, Kopf und Leib nach dem Objekte zu wenden, später auch sich aufzurichten, zu stehen und zu gehen, endlich zu sprechen und zu schreiben. Unzählige Fäden und Ganglienzellen werden bei diesen Vorgängen in Erregung gesetzt, und einer zieht in gesetzmäßiger Folge die andern nach sich, aber nur ein kleiner Teil dieser Erregungen kommt dabei zur Empfindung in Form dunkler Gefühle, nur das Endprodukt dieser Webearbeit kommt zum hellen Bewußtsein, wird ihm „vorgestellt". Kaum aber ins helle Licht gebracht, sinkt es unter, um im Gedächtnis mehr oder minder lang aufbewahrt zu werden, während andre Vorstellungen an seine Stelle treten. Sollen sie zu Begriffen werden, so muß die Erinnerung die verwandten aus dem Gedächtnisse zur Vergleichung hervorholen, manche tauchen unwillkürlich aus dem Dunkel hervor, geweckt durch verwandte Empfindungen, woraus sie einst hervorgingen, andre durch die zwingende Macht logischer Gesetze. Die Fülle der Bilder und Vorstellungen, die aus den Werkstätten der Sinne und des Geistes hervorgehen und in die Tiefe des Gedächtnisses versenkt werden, wächst im Laufe eines langen Lebens riesig an; obwohl Tausende und Abertausende darin spurlos untergehen, bleiben doch unzählige übrig, bis das zunehmende Alter oder Krankheiten unbarmherzig damit aufräumen.

Soll der Mensch Herr seiner Bewegungen werden und sie den Weisungen seiner Vernunft unterwerfen lernen, so muß er die Fertigkeit erlangen, die Reflexe und Triebe zu zügeln, soweit sie überhaupt der Macht des Willens zugänglich sind. Auf weiten Umwegen oder auf kurze Zeit vermag er wohl manche rein reflektorische und selbst zum Leben notwendige automatische Bewegung, wie die der Atmung und sogar die des Herzens, zu verzögern und zu unterbrechen, doch ist der Einfluß seines Willens auf diese Tätigkeiten im ganzen gering. Weit besser ist es damit bestellt den Gefühlen und Trieben gegenüber, obwohl der Wille keine unbeschränkte Gewalt über sie auszuüben vermag. Es kann jedoch hier nicht erörtert werden, wie viel Erziehung, Sitte und Gesetz bei diesem

Ringen der sinnlichen Gefühle mit den Geboten der Vernunft ausrichten; sicherlich liefe diese in der Regel Gefahr zu unterliegen, wenn sie nicht selbst eine Hilfstruppe kräftiger Gefühle zu ihrem Dienste auferzöge, die uns als sittliche, religiöse und Rechtsgefühle bekannt sind.

Grundbedingung jeder zielbewußten Tätigkeit, die das wesentliche Kennzeichen der Willensbewegungen abgiebt, ist die Fertigkeit, jenes zwecklose und ungeordnete Stoßen und Strampeln, das jedes lebhafte Lust- und Unlustgefühl der jungen Weltbürger begleitet, in zweckdienliche und geordnete Kontraktionen einzelner Muskelgruppen und Muskeln aufzulösen. Um sie zu erlangen, muß der Strom der Erregung, der von der Großhirnrinde den Gliedern des Leibes zugeht, richtig auf die sie bewegenden Muskeln verteilt werden; er darf nur diejenigen zur Kontraktion bringen, die die gewollte Bewegung vermitteln, und nicht auf die unbeteiligten abirren. Diese müssen vielmehr in dem ruhigen Gleichgewichte mäßiger Spannung verharren, der mit dem Leben erlischt und Muskeltonus genannt wird. Außerdem muß die Erregung der zusammenwirkenden Muskeln richtig für jeden einzelnen abgestuft und in zeitlicher Reihenfolge vor sich gehen, oder, wie der technische Ausdruck lautet, die Bewegung muß „koordiniert“, richtig geordnet, ablaufen.

Von den anatomischen Einrichtungen und physiologischen Vorgängen, die dem Willensimpuls den bezweckten Erfolg verbürgen, sei der wichtigsten gedacht, so weit sie bis jetzt ermittelt sind.

Die zentrale Ausgangsstation der Willensbewegung liegt in dem motorischen Bezirke der Großhirnrinde, der einige ihrer zahlreichen Windungen umfaßt. Er zerfällt, wie zahlreiche klinische Beobachtungen und Tierversuche, worauf wir später zurückkommen, beweisen, in mehrere übereinander liegende Felder für die Muskeln der beweglichen Leibesteile und Glieder, die Arme (bei Tieren Vorderbeine), die Beine (bei Tieren Hinterbeine), Wangen und Lippen, Zunge u. s. w., die Reizung dieser Rindenfelder, bei Menschen durch krankhafte Vorgänge, bei Tieren durch den galvanischen Strom, bewirkt zuckende Bewegungen in den entsprechenden Muskelgebieten. In den Nervenzellen dieser Rindenbezirke ruht die gespannte Kraft, die beim Willensantrieb wie durch Entladung die leitenden Fasern der abwärts ziehenden Willensbahn in Erregung versetzt, deren Gang wie die Schwingungen eines flüssigen Agens zeitlich meßbar ist. Diese Fasern durchziehen konvergierend vereint als stattliches, weißes Bündel, Pyramidenstrang geheißen, die Großhirnhalbkugeln bis zu den zentralen grauen Endstationen im Mittelhirn, verlängerten Mark und dem Endstück des Rückenmarks. Sie kreuzen sich unterhalb der Großhirnschenkel, verlaufen jede isoliert von der andern, obwohl zu Bündeln vereint, und setzen die längsten Faserbahnen zusammen, die ohne Unterbrechung zwischen Herden grauer Substanz verlaufen. Ihre zentralen Endstationen sind genau bekannt, es sind die motorischen Kerne des Mittelhirns und verlängerten Marks und die grauen Vordersäulen des Rückenmarks. Aus diesen Herden entspringen die peripherischen Bewegungsnerven der Muskeln.

Wir haben guten Grund, die Koordination der Muskelkontraktionen in diese

zentralen Endstationen zu verlegen, wo sie unter Mitwirkung sensorischer Erregungen erfolgt, die ihr im Rückenmark von dessen Hintersträngen zugehen, wie das klinische Studium der Krankheit, die als Tabes dorsalis bekannt ist, gelehrt hat. Sie führt zu einer Entartung der Hinterstränge und damit zur Ataxie, d. h. zu schweren Störungen der Koordination. Der Gang der Kranken wird unsicher, stampfend und schleudernd, zuletzt unmöglich. Schließen sie beim Stehen die Augen, so sinken sie schwankend um. An die Stelle der regulierenden Gefühle, die ihnen nicht mehr, wie früher, von den Hintersträngen zugehen, muß jetzt das Auge aushelfen, was es nur unvollkommen zu tun vermag.

Die Koordination geschieht in den Nervenzellen der grauen Vordersäulen des Rückenmarks für die Bewegungen unsrer Gliedmaßen und in dem motorischen Kernen des Gehirns für die unsrer Gesichtsmuskeln, gleichviel, aus welchen Quellen die Triebkraft fließt, die ihre Räderwerke in Gang bringt; ob es der Wille ist, der ihre Wellen durch die Pyramidenstränge von oben herabtreibt, oder die reflektorische Kraft der sensibeln Nerven, die von den Hintersträngen her quer hereinströmt, oder ob es die treibenden Lust- und Unlustgefühle sind, die auf noch unbestimmten Wegen eindringen.

Wir kennen die Leitungsschnelligkeit in den sensibeln und motorischen Nerven; Helmholtz hat sie schon 1854 gemessen, sie beträgt für die motorischen Nervenbahnen in einer Sekunde 33,9 m, in den sensibeln schwankt sie in der erheblichen Breite von 94—30 m; die Reizübertragung in den Nervenzellen verlangt weit mehr Zeit als die, die während der Leitung in den sensibeln und motorischen Nerven verstreicht, die Willensbewegung mehr als der Reflex.

Auch sind uns Einrichtungen bekannt, wodurch Reflexe gehemmt werden, was uns verständlich macht, wie der Wille lernt, Gefühlsreflexe zu zügeln. Was wir Genaues über diese physiologische Hauptgrundlage unsrer gesellschaftlichen und sittlichen Erziehung wissen, verdanken wir den Versuchen an lebenden Tieren scharfsinniger Forscher. Ohne die vielverlästerte Vivisektion ginge uns noch heute jede wissenschaftliche Einsicht in die Mechanik des Nervensystems völlig ab. Die wichtigsten Erfahrungen über Reflexhemmung ermittelten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Professoren Ludwig in Leipzig († 1895), Pflüger in Bonn und Goltz in Straßburg mit ihren Schülern; auch verdanken wir wertvolle Untersuchungen den russischen Aerzten Setchenow, Pachutin u. a. Vor allem ist der versuchsmäßige Nachweis hervorzuheben, daß die Tätigkeit der Reflexzentren des Rückenmarks vom Großhirn her in Schranken gehalten wird. Wird das Rückenmark vom Gehirne getrennt, so gewinnt seine Reflextätigkeit nach einiger Zeit, wenn die Reizung durch den Schnitt nachgelassen hat, eine Stärke, die sie vorher nicht erreichte. Wir kennen ferner Nerven, deren Reizung sogar die automatische Bewegung des Herzens augenblicklich stille stehen machen kann, andre, deren Reizung sie beschleunigt, ebenso läßt sich von bestimmten Nerven aus die Darmbewegung hemmen oder beschleunigen, der Blutdruck durch Einwirkung auf das Kaliber der Gefäße steigern oder herabsetzen, die Ab-

sonderung von Drüsensäften, z. B. dem Speichel, vermehren oder mindern und dergleichen mehr.

Wenn Goethes Faust in die Klage ausbricht:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;“

so darf die Physiologie dem Dichter mit kleinen Aenderungen beistimmen. Der Mensch ist in der Tat ein Doppelwesen aus Geist und Gemüt; seine beiden Seelen sind durch ein leibliches Band zusammengehalten wie die siamesischen Zwillinge, aber stets geneigt, einander zu widersprechen und nach eignen Motiven zu handeln. Unbekümmert um die Gebote der Klugheit und Vernunft versucht die fühlende Seele Nerven und Muskeln ihren Trieben reflektorisch dienstbar zu machen, während die denkende Seele dem homo sapiens befiehlt, mit überlegenem Willen die Sinne zu zügeln und sein Handeln nach Pflicht und Gewissen einzurichten. Nur weist der große Dichter den beiden Seelen ihren Sitz in der Brust an, der Physiologe im Gehirn, und ohne zu bestreiten, daß sie sich voneinander trennen wollen, behauptet dieser, daß sie wirklich jede Nacht eine Trennung mehr oder minder vollkommen ausführen. Im tiefen Schlafe zieht sich die vernünftige Seele in ein dunkles Versteck zurück und überläßt der fühlenden das weite Feld der Nervenzentren zu freiem, phantastischem Treiben. Es kann dann geschehen, daß ihr das gewöhnliche Guckkastenspiel mit Traumbildern nicht genügt, sie spielt auch wohl mit den Leibesgliedern, und mancher Jüngling fand sich erstaunt morgens beim Erwachen von unruhigen Träumen aus dem Bette geworfen, auf dem kalten Fußboden statt in den warmen Kissen. Ausnahmsweise erwacht sogar ein Nachtwandler auf dem Dache statt in sicherem Kämmerlein, und darf von Glück sagen, wenn er jetzt mit voller Erkenntnis der bedrohlichen Sachlage seinen Weg so sicher zurückfindet, wie er ihn automatisch wandelnd hinauf fand.

Die träumende Seele hält in sicherem Gedächtnis die Erfahrungen aus der Kindheit, die ihr bei der Einübung ihrer Muskeln zugegangen sind, und die sie befähigen, ihren Gefühlstrieben die Leibesglieder wie automatische Werke zur Verfügung zu stellen, aber die Erfahrungen, die der logisch ordnende Verstand sammelte, und die Mahnungen des Rechts, der Religion und Sitte, die ihr die Erziehung in Haus, Schule und Kirche eingeflößt haben, sind mit der geistigen Seele in Nacht versunken. Die Träumende verkehrt ohne Verwunderung mit längst Verstorbenen, sie fliegt frohgemut und leicht über Berge und Flüsse oder ringt unter der Last des Alpdrucks mit den Phantomen ihrer Angst. Der Tugendhafte errötet erwachend über das ausgelassene Spiel seiner Sinne, und der Gelehrte lacht über den greulichen Unsinn, womit ein schöner Traum eine schwierige Aufgabe glücklich gelöst zu haben wähnte.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Compiègne, 2. 9. 71.

Theresens Geburtstag habe ich gestern sehr feierlich begangen, mit einem großen Frühstück, das mich 80 Taler kostete. Es war nämlich ein bayrischer Divisionär mit acht Offizieren hergekommen, um sich zu präsentieren, Manteuffel hatte sie gestern zum Diner und ich vor der Abreise zum Dejeuner, zusammen mit unserm Stabe 23 Personen. Grüne Bohnen mit Hammelkotelettes, Salm mit Kartoffeln, Gans mit Salat und Dessert, dazu nur Tischwein und Sekt. Das Essen kostete neun Francs das Couvert. Ich erzähle Dir das nur, damit Du einen Begriff von den hiesigen Preisen erhältst; da ich täglich 15 Taler mehr habe wie in Berlin und nichts ausgebe, so ist es im übrigen ganz Wurst.

Wir erwarten nun täglich den Befehl zur Räumung der Forts, denn die Berichte über die Zahlungen der Franzosen lauten sehr günstig. Wir gehen dann sofort nach Nancy, und dann kann ich Dir sagen, wie es mit der dortigen Unterkunft steht.

Heut haben wir einen kleinen Konflikt mit der französischen Regierung. Sie haben bei Besançon gedroht, unsre angekündigte Einquartierung mit Waffengewalt zu verhindern. Der Rechtspunkt ist streitig, aber die Form sicher falsch; wir dürfen uns doch nicht drohen lassen. So gibt es unausgesetzt kleine Reibereien, und ich darf sie nicht einmal allein abmachen, sondern muß noch mit Manteuffel darüber kämpfen. Bei solcher Gelegenheit gerieten wir neulich fest aneinander. Ich schwieg noch gerade im rechten Augenblick, aber es war den ganzen Tag über eine sehr beklommene Stimmung, und heut war es nahezu ebenso weit. In ihm entwickelt sich das Gefühl, daß ich trotz aller Freundschaft ziemlich unabhängig bleibe, und das verträgt er als Fürst nicht. Ich aber will lieber in Buxtehude sitzen, wie bei ihm Hofnarr sein.

In der Zeitungspolemik gegen ihn kam neulich eine abfällige Kritik seines Geschmacks, die er auch als von Bismarck herrührend ansieht. Es ist leider ein höchst richtiges Urteil, denn er hat eine Zunge, daß es wahrhaft schrecklich für seine Tafelgenossen ist. Deinen Brief habe ich erhalten und danke Dir herzlich dafür und freue mich, wenn ich nur Deine Handschrift sehe. Haltet Euch nur gut bei der formidablen Hitze, die so plötzlich über das Land gekommen ist."

*

Compiègne, 7. 9. 71.

„Alles zieht sich in die Länge; die Entscheidungen aus dem Kabinett, die Dotationsfrage und auch unser Abmarsch von hier. Die Franzosen haben gezahlt, aber Bismarck läßt uns schmachten und nutzt die herrliche Gelegenheit, Manteuffel und Thiers in göttlicher Gemeinschaft zu ärgern, gründlich aus. Ich leide mit darunter, um so mehr, als ich persönlich gar nicht über Manteuffel klagen kann. Aber das tägliche und endlose Parlamentieren, damit er seine Person zurückstellt und nur die Sache sprechen läßt, ist furchtbar. Mir ist sogar schon der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Abschied zu nehmen."

*

Compiègne, 8. 9. 71.

„Heut ist endlich die Ordre eingegangen zur Räumung des Forts. Die Ausführung kostet noch eine Menge Zeit, aber die Hauptsache ist, daß Manteuffel um Urlaub eingekommen ist und am 14. auf 6 Wochen reisen wird. Ich sehe mich also bis Ende Oktober für gefesselt an.

Unter allen Umständen bin ich zufrieden, daß ich nun selbständig werde."

*

Compiègne, 10. 9. 71.

„Es steht nun also fest, daß wir am 14. nach Nancy gehen und daß ich bis zum 1. November Manteuffel vertrete. Inzwischen wird die französische Regierung auch die vierte halbe Milliarde bezahlt haben, was für die Occupationsarmee die Reduktion auf vier Divisionen zur Folge hat. Dann ist meines Bleibens keinesfalls mehr, man müßte mir denn das Oberkommando geben, was nach meinen Patentverhältnissen ganz unmöglich ist. Es muß also dann definitiv über mich entschieden werden.

Manteuffel hat von gestern zu heut seine Abschiedsvisite bei Thiers gemacht. Er kam freudestrahlend zurück. Politisieren und Fremden durch brillante Einfälle und gute Haltung imponieren, das ist sein Fall. Das tägliche Brot verdaut er schwerer.

Otto geht nach Nancy voraus, um Quartier zu machen; am 23. muß er nach Weimar zurück."

*

Compiègne, 12. 9. 71.

„Ich bin ganz vereinsamt. Manteuffel ist mit einem Dutzend des Stabes nach St. Quentin, um den König von Sachsen zu begrüßen. Ich war so frei, mich aus der Staffage zu drücken, sonst hätte ich St. Quentin gern gesehen. Manteuffel gab mir seinen Bericht an den König über den Besuch bei Thiers; sechs Bogen mit Inhalt für einen. Thiers benutzt ihn, um direkt mit dem König zu sprechen. Neues steht nicht darin.

Morgen kommt unser Gesandter Arnim aus Paris. Thiers sagt von ihm, daß er vor allen Dingen Angst vor Bismarck hat. Gruß und Kuß und gute Besserung; an Luischens Brief war mir heut das Liebste, daß Du die Adresse schriebst."

*

Compiègne, 13. 9. 71.

„Aus Manteuffels Bericht über Thiers will ich noch erwähnen, wie dieser um die besondere Unterstützung des Königs bittet, Frieden verspricht und Ausführung der gegen die Kommunarden gefällten Todesurteile. Wiederholt weist er darauf hin, daß er der Macht müde sei und Sehnsucht nach seinen Büchern habe; das Gegenteil ist wahr. Der Graf von Chambord habe in der Zeit seines Aufenthaltes in Paris solche Angst gehabt, daß er wie ein Kind geweint habe. Thiers sagt, für den Augenblick sei noch kein Monarch möglich.

Manteuffel ist pikiert, weil ihm Sachsens König den gleichen Orden gegeben hat, den ich seit 5 Jahren habe. Ich kann nichts dafür, aber seine Eitelkeit darf man nicht verletzen.

Heut wird gepackt, große Unruhe, weil eine mehrmonatliche Wirtschaft aufzulösen ist."

*

Nancy, 16. 9. 71.

„Manteuffel ist fort, und ich hause jetzt hier im ganzen Komfort eines kaiserlich französischen Marschalls. Die lebensgroßen Bilder von Kaiser und Kaiserin sehen auf mich nieder, und eine freundliche Pracht umgibt mich. Zudem bin ich genötigt, ein Haus zu machen. Man gibt mir täglich 50 Taler Repräsentationsgelder, und ich muß Tafel halten. Otto hat mir mit einem Kaffeehaus einen Kontrakt gemacht, wonach sie mir das Couvert für 6 Frs. liefern, und damit denke ich so auszukommen, daß ich mein eigentliches Einkommen unberührt lasse.

Ich habe auch Visiten zu machen, da die Damen bereits in großer Anzahl hier sind, zumal die der Generale, vorläufig aber keine Bekannten. Ich habe nun viel mehr Zeit, da ich mein eigner Herr bin, und alle Sachen nur einmal durchzugehen habe; so kann ich mich mehr um Details kümmern und hoffe manches zu fördern."

*

Nancy, 17. 9. 71.

„Gestern habe ich mein erstes Diner gegeben und war sehr zufrieden. Du kannst also in Gedanken mich alle Abend 6 Uhr mit zehn bis zwölf Gästen bei Tafel suchen. Wie prächtig die Einrichtung von Amts wegen ist, magst Du daraus entnehmen, daß auf dem Kamin meines Wohnzimmers eine Uhr und zwei Leuchter in Bronze stehen, die von Kennern auf den Wert von über 2000 Talern taxiert werden; und dergleichen steht hier auf jedem Kamin. Denke Dir die Ueberraschung bei uns, wenn ich für meine Dienstwohnung Aehnliches forderte."

An Gustav Freytag.

Nancy, 18. 9. 71.

„Ihr letzter Brief ist in schlechter Laune geschrieben oder in dem Bedürfnis, mich Unglücklichen aus dem Sündenpfuhl der Reaktion zu retten, aus dem gerade

noch eine Ferse hervorguckt. Normann und Holtzendorff schrieben in dem gleichen Ton, kurz, meine Freunde geben mich auf, weil ich mit dem unheilvollen Manteuffel in Berührung getreten bin. Habt Ihr mich denn so schwach kennen gelernt, daß Euch der Schrecken packt, wenn ich mit Menschen verkehre, die aus andern Tonarten blasen? Der alte Schack war seinerzeit ein viel gefährlicherer Mann wie Manteuffel. Dieser hält sich für einen der begabtesten Akteurs, die die Bühne der Welt betreten haben, übt aber tatsächlich einen sehr geringen Einfluß aus, und ich begreife nicht, warum er gerade mich umgarnt haben soll. Das Beste an ihm ist für mich, daß ich ihn jetzt glücklich los bin; ich habe mich so lange um ihn kümmern müssen, daß ich mir jetzt meine Ruhe nicht stören will. Nur das will ich Ihnen noch erzählen, daß Manteuffel, wie er mir mitteilt, seit dem Jahre 1848 in steter Verbindung mit Leopold Ranke ist. In allen bedeutenden Momenten hat Ranke ihm politisch-historische Promemorien angefertigt, die jetzt gesammelt im Druck erscheinen sollen. Ranke schrieb vor 14 Tagen, daß er die Verdienste Friedrich Wilhelms IV. um die heutige Zeit vor allem darin finde, daß er durch die unabhängige Stellung des Heeres und durch die Sicherheit der Steuereinkünfte das preußische Königtum so selbständig gemacht habe, daß es dadurch allein im stande gewesen sei, seine deutsche Aufgabe zu lösen. Friedrich Wilhelm IV. habe das Königtum gerettet, Wilhelm I. dagegen den Untergang angebahnt.

In Summa habe ich hier mit großem Interesse ein Stück Zeitgeschichte sich abspielen sehen. Bismarck und Manteuffel gingen gegeneinander und gegen den Kaiser vor. Bismarck ist der unbedingte Sieger geblieben, aber vielleicht hat ihm der Kampf doch wenigstens ein Gefühl davon gegeben, daß er gelegentlich seine Selbstherrlichkeit zu zügeln hat, und das ist ein Gewinn für den Staat. Uebrigens habe ich ihn im Kampf noch höher schätzen gelernt, und man muß die Sicherheit seiner Handlungsweise bewundern. Er manövriert zum Entzücken schön und von langer Hand mit großen Gesichtspunkten. Aber es dokumentiert sich auch hier, daß es kein Mensch verträgt, zu lange Zeit an erster Stelle zu stehen. Es ist eine wunderliche Sache, wenn ich hier mit anhören muß, wie die republikanische Regierung darüber Bemerkungen macht, daß er in seinen diplomatischen Depeschen den König nicht mehr nennt, sondern nur noch mit eigner Autorität arbeitet. Z. B. empfiehlt er Arnim als ganz mit *seinen* Ansichten vertraut, erwähnt aber weder den König noch die Regierung. Das bedeutet eine Schwächung unsers Gouvernements.

Wir sind hier wunderschön untergebracht, ich wohne prächtig und mache ein großes Haus, aber es ist entsetzlich einsam, und ich habe kaum einen Menschen zum Plaudern. Nun schreiben Sie bald, aber freundschaftlicher kritisierend. Schicken Sie nicht bald Ihr neues Opus?"

An meine Frau.

Nancy, 23. 9. 71.

„Unser Sohn wird Dir wohl am heutigen Morgen die besten Nachrichten von mir gebracht haben, und ich erachte Dich für so gut eingeweiht in meine

Verhältnisse, daß ich Dir kaum etwas zu schreiben habe, zumal mein Leben in größter Regelmäßigkeit verläuft. Ueber Politisches fange ich an, schlechter orientiert zu sein, seitdem wir hier sind, denn Manteuffel hat in Compiègne bessere Quellen, die Franzosen sahen in ihm ihre Stütze und vertrauten sich ihm ganz an. Ich muß also nun mehr Zeitungen lesen und unsern früheren französischen Konsul Bamberg hören, der mich täglich mit besonderen Briefen und Nachrichten futtert. Es würde mir eine große Satisfaktion sein, wenn ich die ganze französische Kommission, die uns attachiert ist, und die Manteuffels ganze Freude ausmachte, zum Teufel jagen könnte. Aber gern hätte ich mehr Nachrichten aus unsern staatsmännischen Kreisen, denn was Tresckow und Podbielski schreiben, ist mir nicht genug."

*

Nancy, 26. 9. 71.

„Gestern hatte ich einen Brief von Manteuffel, den ich gleich beantwortete, mit der Bitte, er möchte doch dafür sorgen, daß bei seiner Rückkehr auch meine Abberufung befohlen werde. Da er gern liebenswürdig ist, zweifle ich nicht daran, daß er etwas dafür tut.

Heut Diner mit Damen und Blumen auf der Tafel. Wir wollen uns amüsieren."

*

Nancy, 28. 9. 71.

„Ich habe mich mit der hiesigen französischen Gesandtschaft auseinandergesetzt und in Paris gleichzeitig Schritte getan, die Kerls los zu werden. Natürlich kann ich das nur ganz verschleiert tun, denn ich mag Manteuffel nicht kränken, der das Fehlen des diplomatischen Nimbus zu tief empfinden würde. Unsre Diplomatie aber, in Paris wie in Berlin, wartet nur auf den Moment, sie los zu werden. Manchmal denke ich, daß Manteuffel gar nicht wieder zurückkommt.

Ueber meine Zukunft bin ich noch ganz im unklaren. Augenblicklich wird die neue Division in Straßburg aufgemacht; dort mit Roggenbach und Möller zu leben, würde mir gar nicht so sehr mißfallen. Aber lieber gehe ich nach Berlin. Am 8. Oktober kehrt das Kabinett nach Berlin zurück, dann werden die Befehle ausgefertigt."

*

Nancy, 4. 10. 71.

„Kalter Regen und Schmutzwetter, ich sitze am Kamin, dessen Glut durch die Zugluft aus den drei großen, schlecht schließenden Fenstern angenehm gemildert wird, und stecke einmal wieder in der Philosophie. Ich fand in der Zeitung eine Kritik der „Philosophie des Unbewußten" von Hartmann, die mich neugierig machte; nun ist er mir bessere Gesellschaft wie der geistreiche Manteuffel und leitet angenehm aus der Alltäglichkeit des Dienstes heraus.

*

Nancy, 5. 10. 71.

„Gestern wurde ich unterbrochen, und heut ist es wieder so prächtiges Wetter, daß ich Schreiberei und Philosophie liegen lasse, um zu reiten. Dann gebe ich dem sächsischen Divisionskommandeur ein vollendetes Diner mit allen Schikanen. Podbielski schreibt mir, ich würde bei Verteilung der Dotationen leer ausgehen; das berührt meine Seele nicht tief, aber es ist toll genug, daß man mit dieser Sache nicht endlich fertig wird. ‚Wer rasch gibt, gibt doppelt‘, das hat man vergessen.“

*

Nancy, 7. 10. 71.

„Heut teilt mir Manteuffel mit, daß er am 20. hier eintreffen werde; vor Ende des Monats werde ich also nicht frei. Er sagt, er würde meinetwegen schreiben, sobald er eine Antwort vom König habe, aus der er sehen könne, auf welchem Boden er stehe.

Offiziersfrauen werden hier täglich zahlreicher, und am 15. eröffnen wir eine Schule für die Offizierskinder. Die Franzosen schimpfen fürchterlich, und sogar in den Pariser Zeitungen findet sich ein langes Exposé darüber. Sie sollten nur den verrückten Deutschenhaß mehr unterdrücken, dann wäre beiden Teilen gedient. Paris blickt mit täglich wachsender Sehnsucht nach Napoleon. Selbst die Geistlichkeit gewinnt diese Richtung, und man geht so weit, die Kaiserin zur Schutzheiligen für Frankreich und den Papst zu proklamieren. Es ist sehr interessant, diese Strömungen hier zu verfolgen.

Deine Idee, auf Urlaub zu gehen, wenn Manteuffel zurückkommt, ist unausführbar; ich befinde mich hier in mobilen Verhältnissen und darf ohne Krankheit nicht Urlaub nehmen. Ich denke aber immer noch, meine Rückberufung erfolgt rechtzeitig. Für das Marineministerium kann ich mich noch gar nicht erwärmen, es ist ein so sehr fremdes Fahrwasser.

Alvensleben geht, weil er im Kriege zum Armeekommando von Goeben übergangen worden ist; er wird in die Tätigkeit des Kabinetts mehr Geist bringen. Um Politik kümmert er sich nicht, aber für alles Militärische ist er vorzüglich.“

An Gustav Freytag.

Nancy, 10. 10. 71.

„Ich wollte, Sie hätten mal vier Wochen unter Manteuffel zu leben. Sie würden es auch fast beleidigend empfinden, wenn Ihre Freunde glauben könnten, solche Natur könne Sie auf die Dauer beeinflussen. Fürstliche Gnade und Liebenswürdigkeit besitzt er, hat auch vielen Geist und erzählt vortrefflich aus seinen intimen Erlebnissen; aber sobald man ihn näher kennt, wird er durchsichtig wie Glas, und man sieht, daß Mache und Reklamebedürfnis in ihm absolut überwiegen. Solchem Mann kann man sich gar nicht hingeben. Sein Abschied von hier war wie ein Aktschluß auf dem Theater.

Er hat mich wiederholt von Gastein aus ersucht, die französischen Herren, die dem Hauptquartier attachiert sind, zu pflegen. Ich habe vom ersten Tage

an den umgekehrten Standpunkt eingenommen und habe dadurch die Leute viel höflicher gemacht. Jetzt ist unsre Gesandtschaft in Paris für uns mit interessiert; das durfte früher nie geschehen. Seitdem lebe ich wie Gott in Frankreich. Die Armeeführung ist höchst interessant und doch nicht zeitraubend. Ich lese viel und treibe sogar, was mir lange nicht vorgekommen ist, Philosophie, und zwar die des Unbewußten von Hartmann. Es kostet Zeit, ist mir aber sehr anziehend, und ich kalkuliere dabei das Unbewußte in der Kriegführung.

Roggenbach und Möller wollten mich besuchen, und ich freute mich wie ein Kind, mal ein verständiges Wort sprechen zu können. Heut telegraphieren sie ab.

Nun adieu, empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und legen Sie mich den Herrschaften zu Füßen."

An meine Frau.

Nancy, 13. 10. 71.

„Wie ist es möglich, daß Ihr Euch alle mit Zahnschmerzen plagt? Das tut mir sehr leid. Ich habe gestern gelesen, daß man durch Willenskraft Zahnschmerzen überwinden kann. Versuche das doch mal mit Ulrich, vielleicht stärkt er seine männlichen Tugenden daran. Ich bedaure immer, daß Du jetzt nicht hier bist, um die kostbaren Tage des Herbstes zu genießen; das Land ist so reich, die Gegend so herrlich, und der Himmel darüber so schön, — ich wollte, wir hätten Nancy behalten. Man wird an Trier erinnert, aber alles ist so viel reicher und freier.

Es wird nun das dritte Jahr, daß wir unsern Hochzeitstag nicht zusammen feiern, und ich kann Dir wieder nur schriftlich danken für all die treue Liebe, mit der Du jederzeit zu mir gestanden hast. Ich begehe den Tag hier feierlich als Geburtstag des Kronprinzen und werde Deiner und der Kinder gedenken."

*

Nancy, 19. 10. 71.

„Wir waren gestern 8 Damen und 13 Herren in feierlichem Kostüm, und ich hielt eine schlechte Rede für den Kronprinzen. Ich führte eine Frau v. Werder zu Tisch und rekognoscierte in ihr ein Nachbarskind aus Koblenz; mit ihr trank ich auf Dich.

Seit ein paar Tagen ist Graf St. Vallier, unser Diplomat, plötzlich wieder hier. Ich dachte nicht, daß er wiederkommen würde, weil Bismarck dagegen war, Manteuffel aber wird sehr zufrieden sein. Er ist ein sehr angenehmer Herr, und ich habe mich auf einer Spazierfahrt gut mit ihm unterhalten. Dafür gab es heut schon wieder große Kämpfe mit den Franzosen wegen Quartierangelegenheiten, und wir kamen hart aneinander.

Normanns Brief lege ich Dir bei. Du ersiehst daraus, daß das Marineministerium mir sicher ist; man verhandelt nur noch, wie weit meine Stellung selbständig werden soll, und das hat seine Schwierigkeiten, weil wir im Reich keine verantwortlichen Minister neben dem Reichskanzler haben. Eigentlich würde das mit meinen Wünschen übereinstimmen, denn ich mag keine verantwortliche

Stelle unter Bismarcks Herrschaft, wo man doch nur nach seiner Pfeife tanzt und der Begriff der Verantwortlichkeit ganz hinfällig wird. Im übrigen will ich mir meine Stellung schon machen.

Die Entscheidung rückt nahe."

*

Nancy, 23. 10. 71.

„Nimm meinen wärmsten Dank für Deinen Brief; er hat mein Heimweh erhöht, das ist alles, was ich sagen kann. Manteuffel schreibt mir, daß er noch ein paar Tage mit Familie in Heidelberg bleibt. Es wird sich also noch einiges hintrödeln.

Gordon will den Abschied nehmen, und ich höre, daß auch Etzel endlich den Entschluß dazu gefaßt hat. Er wird wohl in Berlin bleiben. Hartmann spricht immer noch davon, ein Corps zu bekommen, ich glaube aber, er wird das Schicksal haben, von Stülpnagel übergangen zu werden, und das würde ihm sehr schwer fallen. Die Welt sagt auch, daß Tümpling sein Corps verliert. Ich denke viel daran, ob ich nicht lieber jede Stellung in der Armee annehme, anstatt der Unsicherheit in der Marine.

Mit meiner unbewußten Philosophie bin ich bald fertig; sie hat just vorgehalten für die Zeit meiner einsamen Selbstherrlichkeit und hat mir viele Gedanken gegeben."

An Gustav Freytag.

Nancy, 24. 10. 71.

„Sie wissen, daß die Marine selbst mich nicht besonders reizt, höchstens das Eigentümliche und Schwierige der dort gestellten Aufgabe. Es ist ein schönes Ding, von Grund auf und zielbewußt schaffen zu können; ich fühle, daß ich noch ein paar Jahre der Leistung vor mir habe, und so will ich gern mir in diesen die Ruhe verdienen, um dann in schöner warmer Gegend das dolce far niente zu genießen. Daß man mich nicht zum Minister machen will, hat meinen ganzen Beifall, denn es kann nicht mein Wunsch sein, heut eine politische Stellung zu haben, gestattet mir auch ein viel bescheideneres Leben. Kurz, mit dieser Variante bin ich sehr zufrieden.

Morgen kommt Manteuffel hier an; er wünscht mich noch für einige Tage des Ueberganges hier zu behalten, was ganz richtig ist, dann aber bin ich frei, und mein Nachfolger ist bereits ernannt. Podbielski schreibt sehr richtig, daß es im Interesse der Zukunft ein kolossaler Fehler war, nicht jetzt ein definitives Militärbudget vorzulegen. Im nächsten Jahr kostet jede Forderung doppelt harte Kämpfe. Früher wäre das nicht passiert, aber Roon ist krank und der König sehr alt, trotz aller Frische, die er zeigt. Es ist ihm bei der jetzigen Ausdehnung der Geschäfte nicht mehr möglich, der Armee, die er als seine Domäne festhält, das Leben zu diktieren, und es ist zu fürchten, daß wir in Stagnation geraten.

Hier ist es vorläufig noch wunderschön, der Herbst entwickelt die ganze Pracht der Gegend, und ich trauere nur, daß Nancy nicht deutsch wurde."

An meine Frau.

Nancy, 26. 10. 71.

„Gestern gab ich mein letztes, sehr gutes Diner, heut aß ich bei Manteuffel und stand nach 2½stündiger Sitzung hungrig und mit heißem Kopf von Tisch auf. Es gab nämlich Fisch, Ente und Hase in drei Gängen, von jedem ein Schnittchen, und dazu Burgunder Wein. Wo sind meine Fleischtöpfe?

Aber die Gnade hat jetzt ihr Ende, ich reise am Dienstag, erledige in Koblenz unsre Angelegenheiten und bin Donnerstag bei Dir, glücklich, daß diese Episode ihr Ende erreicht, und voller Erwartung für die Zukunft."

* * *

An Gustav Freytag.

Berlin, 3. 12. 71.

„Wahrscheinlich zu Neujahr wird meine Ernennung zum Chef der Admiralität erfolgen. Die Verhältnisse sind so geregelt, daß ich Staatsminister werde mit Sitz, aber nicht Stimme im Staatsministerium; ich führe den Oberbefehl über die Marine nach den Anordnungen des Kaisers, die Verwaltung aber unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers. Nach der Reichsverfassung ist nicht viel andres daraus zu machen, und ich bin zufrieden damit in der Hoffnung, Bismarck, mit dem ich auf politischem Gebiet nicht kollidieren kann, wird mich in meinem Ressort möglichst ungeschoren lassen.

Nun benutze ich meine Zeit, mich einigermaßen vorzubereiten. Ich bin vorläufig zur Disposition des Kriegsministers gestellt worden, der angewiesen ist, mich in die Geschäfte einzuführen. Nun sitze ich zu Haus und studiere die Kriegsakten der Admiralität, bis mir der Kopf brummt, habe Kiel und Wilhelmshaven bereist und suche mir möglichst viel von meiner neuen Spezialität zu eigen zu machen. Eigentlich ist es eine harte Arbeit, und man kommt sich vor wie ein Schuljunge, aber es muß sein und wird auch Früchte tragen, ich kann doch dann vom ersten Augenblick an mit einiger Sicherheit auftreten, fange auch schon an, zu einer gewissen Klarheit zu kommen über das, was ich wollen muß und können werde.

Was nun Ihre Fragen anbetrifft, so ist es richtig, daß jene Schiffe in England bestellt sind a conto der im Flottengründungsplan vorgesehenen Zahlungen für die nächsten Jahre. Diese Bestellung möchte ich für einen Fehler erachten; daß sie aber in England gemacht wurde, das ist nur natürlich, denn unsre Privatindustrie ist noch nicht im stande dazu. Wir bauen wohl auf den königlichen Werften eiserne Schiffe und kaufen die Eisenbestandteile in unsern Fabriken; einige Hauptstücke aber müssen wir aus England kommen lassen, denn unsre Hütten erklären sämtlich, für den geringen Bedarf unsrer Werft die zum Guß jener Stücke notwendigen kostbaren Anlagen nicht machen zu können. Ja, unsre Industrie will nicht einmal Panzerplatten machen, die die österreichischen Hütten für den dortigen, viel geringeren Bedarf selbst herstellen. Warum die fiskalischen

Hütten nicht dazu angehalten werden, kann ich noch nicht übersehen. Die Kieler Schiffsbaugesellschaft ist bisher ein miserables Etablissement und kann nichts Großes leisten. Nähme sich ein großer Industrieller der Sache an, so könnte auch der Staat bei dem Kinde zu Gevatter stehen.

Wir brauchen Schiffe, die geeignet sind, die Handelsflotte auch offensiv sichern zu können, und die Geschwader, die wir mit Polizeizwecken in fernen Gestaden stationieren, müssen auch solche Schiffe enthalten. Die großen Schlachtschiffe aber halte ich für unsre Verhältnisse noch für fehlerhaft oder überflüssig, denn wir können noch lange nicht berufen sein, eine Seeschlacht zu schlagen.

Alles dies ist nicht für die Oeffentlichkeit.

Roggenbach ist verstimmt, weil er mit seiner Universität nicht vorwärts kommt, aber ich hoffe, er hat die Konsequenz, sich für die Sache zu schlagen und als Sieger daraus hervorzugehen. Die Menschen setzen sich allem Großen gegenüber, und man muß sie überwinden, wenn man zum Ziele kommen will. Ich kämpfe, solange ich ein Amt habe; gehe aber, wenn meine Kräfte verbraucht sind und die Leute sich nicht mehr vor mir fürchten.

Normann ist guten Humors. Das Kunstprotektorat des Herrn hat seiner amtlichen Tätigkeit einen größeren Umfang gegeben, und das befriedigt ihn. Nach meinem Geschmack hat er etwas zu viel Verehrung für Usedom.

Wann befriedigen Sie denn unsre Neugierde? Wir hoffen, der Weihnachtstisch wird uns Ihre Ahnen bringen." (Fortsetzung folgt.)

Pariser Salons und Diplomatie.

Erinnerungen an den Pariser Kongreß von 1856.

Von

Germain Bapst.

Der Pariser Kongreß bietet an sich wenig Interesse dar. Die Friedenspräliminarien hatten dadurch, daß sie einen Zusammentritt von bevollmächtigten Botschaftern in Paris anordneten, fast alle streitigen Punkte zwischen den kriegführenden Mächten, Frankreich, England, Sardinien und Rußland, geschlichtet. Es waren daher nur die nicht eigentlich zur Sache gehörigen Fragen geeignet, ihm einen Reiz und selbst eine gewisse Bedeutung zu verleihen.

Der Kongreß gab selbstverständlich Veranlassung zu einer Reihe von Festlichkeiten, Zeremonien und Empfängen, die Eindruck auf alle diejenigen machten, die Zeuge davon waren. Heute, nach fünfzig Jahren, gewährt es ein gewisses

Vergnügen, sich die Pariser Salons zu vergegenwärtigen, in denen die Gesellschaft verkehrte, und noch einmal einen Blick auf die verschiedenen Zerstreuungen zu werfen, die damals die Landeshauptstadt den Fremden darbot. Nicht weniger interessant dürfte es sein, die mit der Friedensfrage nur locker verknüpften Fragen kennen zu lernen, mit denen der Kongreß sich zu beschäftigen hatte. Diese Fragen erschöpfen sich in einer einzigen, allerdings bedeutungsvollen, der der Nationalitäten.

Wenn Cavour, der sardinische Bevollmächtigte, nur die italienische Nationalität in Anregung brachte, war damit doch die Prinzipienfrage ins Treffen gerückt, und allen denjenigen, die etwas weiter zu sehen vermochten, war es klar, daß, wenn Italien seinen Zweck erreiche, bald auch Deutschland die von ihm erstrebte deutsche Einheit erlangen werde.

Die ersten Sitzungen des Kongresses wurden langweiligen Erörterungen über Detailfragen und redaktionelle Fassung der im Grunde schon angenommenen Friedensbedingungen gewidmet; die Sitzungen wurden während der Fastenzeit abgehalten, so daß es während dieser Periode keine festlichen Veranstaltungen gab; im Gegenteil, die Bälle begannen erst mit Ostern, und die Plauderstündchen der stilleren Zeit wurden jetzt seltener. Es herrschte eine so große Begierde, sich zu zerstreuen und sich in Gesellschaft zu zeigen, daß gewisse legitimistische Salons im Faubourg St. Germain, die seit 1848 geschlossen gewesen waren, sich wieder öffneten. So begann die Reihe der Maskenbälle mit der von dem Grafen Pozzo di Borgo in der Rue de l'Université gegebenen Festlichkeit, wo die Aristokratie, die nicht in die Tuilerien ging, sich ihr Stelldichein gab. Verschiedene Erscheinungen erregten dabei sensationelles Aufsehen, so der Herzog und die Herzogin von Fitz-James als Roi-Soleil und Phöbe, beide mit Gold- und Silberstrahlen und vor allem mit Diamanten bedeckt, und dann eine Zigeuner-Quadrille, die von Vertretern der ältesten Familien getanzt wurde. Viel wurde auch von dem Erfolge der damals in der vollen Blüte ihrer Schönheit prangenden Frau von Belboeuf gesprochen, die in altgriechischem Kostüm erschien. Zwei Tage später fand genau der gleiche Ball bei der Baronin von Meyendorff statt. Es erschienen die gleichen Gäste, die gleichen Kostüme, die gleiche Zigeuner-Quadrille, dazu aber noch die diplomatische und offizielle Welt. Obwohl es diesem Balle an dem Reize des Neuen und Ueberraschenden fehlte, der den beim Grafen Pozzo di Borgo gekennzeichnet hatte, schien er noch von größerem Erfolge begleitet zu sein, weil die Gräfin Meyendorff ihren Gästen die beiden Berühmtheiten des Augenblicks hatte bieten können, über die der Graf Pozzo nicht zu verfügen vermochte, den russischen Botschafter Grafen Orlow und die Gräfin von Castiglione. Die Gräfin von Castiglione! Dieser Name ruft eine ganze Reihe von Erinnerungen wach: ein Geheimnis umgibt das Leben dieser Frau, die vor allem ein Original gewesen sein muß, und über deren vor zwei Jahren erfolgten Tod noch einmal Ströme von Tinte vergossen worden sind.

Die berühmte Gräfin erschien in Paris zum erstenmal bei einem Empfange der Prinzessin Mathilde, die sie auf Veranlassung des sardinischen Gesandten,

des Marquis von Villamarina, eingeladen hatte. An diesem ersten Abend erregte sie sensationelles Aufsehen, und der Intendant der ordentlichen und außerordentlichen Vergnügungen hatte darüber bald ein Wort an das Ohr seines Herrn und Gebieters gelangen lassen. Cavour, der stets das Auge offen hatte, merkte bald, um was es sich handelte; er wußte es durchzusetzen, daß der Name der Gräfin auf die Liste für die intimsten Empfänge gesetzt wurde, zu denen nur die bevollmächtigten Botschafter Zutritt fanden. Die schöne Gräfin sollte die Mission erhalten, „den Kaiser zu verführen.“ Noch vor Eröffnung des Kongresses hatte sie geschickt ihre Rolle übernommen, zur vollen Befriedigung Cavours.

Frau von Castiglione war wunderbar schön. Ihre Schönheit hatte zugleich etwas von einer Rafaelschen Madonna und einer griechischen Venus an sich; aber wie ein Bild oder eine Bildsäule schien sie leblos und unbeseelt; aus ihren großen, tiefumschatteteten Augen leuchtete kein flammendes Blitzen und kein sanftes Glühen auf, das uns erregt oder milde stimmt. Ihr reiches blondes Haar fiel ihr bis zu den Füßen nieder, und es gab ihr Anlaß zu einem beständigen Wechseln der Frisur. Ihre Haut schien ebenso zart wie weiß zu sein, und das war vielleicht der Vorzug, auf den sie am stolzesten war, denn jedes ihrer Kleider war darauf berechnet, den Glanz und die Zartheit ihres Teints hervorzuheben. Sie hatte ohne Zweifel Brantomes „Galante Damen“ gelesen und daraus entnommen, daß Diana von Poitiers, die auf ihren weißen Leib ebenso stolz war wie sie, diesen Vorzug auszunützen verstand, als Heinrich II. ihr seinen ersten Besuch abstattete. Wie die Herzogin von Valentinois empfing Frau von Castiglione Napoleon III. in dem Kostüm einer griechischen Statue auf einem schwarzseidenen Diwan ausgestreckt. Ihre Beine wetteiferten an edler Linienführung mit denen der jagdfreudigen Göttin, und sie hatte nichts dagegen, wenn man sie bewundern wollte. Man spricht noch jetzt von dem Eindruck, den sie auf einem Maskenballe in den Tuilerien in einem Kostüm der Salambo machte, mit einem bis zum Gürtel aufgeschlitzten Rocke. Der Tenor Mario hatte dieses Maskenkostüm für sie komponiert und mit ihr in einer mehrstündigen Sitzung darüber beraten. Die erste Person, die sie an diesem Abend traf, war der Marschall Canrobert, und sie bat ihn, ihr den Arm zu reichen; dem Marschall lag wenig daran, doch befand sich glücklicherweise der alte, aber immer noch wie ein jugendlicher Lebemann herausgeputzte Graf von Flammarens, das Urbild eines vieux beau, in der Nähe. „Ich bedaure auf das lebhafteste, daß der Dienst mich abruft, aber hier ist Graf Flammarens, der mich ersetzen wird,“ sagte der Marschall zu ihr. Und der Graf, ganz entzückt darüber, ihr seinen Arm anbieten zu dürfen, führt Frau von Castiglione durch den Saal, sie den indiskreten Blicken einer Menge darbietend, die sich förmlich hinter ihr her drängt.

Ihr Erscheinen auf einem Balle oder in einer Gesellschaft war ein Ereignis. Sobald sie ihren Schritt irgendwo hinlenkte, wich man zur Seite, um sie passieren zu lassen, und selbst in den Tuilerien, in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin, stieg man auf Stühle, Sofas und Konsolen, um sich ihren Anblick zu verschaffen. Wenn man ein Wohltätigkeitsfest veranstaltete, mußte man, um

sich eine große Einnahme zu sichern, ein lebendes Bild ankündigen, bei dessen Stellung sie mitwirken werde. Launenhaft, gab sie gewöhnlich anfangs ihre Einwilligung, weigerte sich aber manchmal im letzten Augenblicke, zu erscheinen, und die Zuschauer verlangten dann, wütend darüber, daß man sie hinters Licht geführt habe, ihr Eintrittsgeld zurück. Einmal erschien sie als Mönch, die Kapuze über den Kopf herabgezogen, so daß man von ihrem Gesicht nichts erkennen konnte, worauf sich in dem Saale ein geradezu betäubender Lärm von Schimpfen, Fluchen und Zischen erhob.

Besaß dieses bewundernswerte Geschöpf Herz und Intelligenz? Hat Frau von Castiglione einen ihrer zahllosen Verehrer geliebt, hat sie je eine heftige Leidenschaft eingeflößt? Darüber läßt sich Gewisses nicht sagen.

Viele haben behauptet, sie sei im Besitz einer überlegenen Intelligenz mit hohen politischen Gesichtspunkten gewesen. War das der Fall, so wußte sie es gut zu verheimlichen, denn es haben viele andre, die ihr nahezutreten vermochten, in ihr eine Frau erblickt, die, weil sie sich ihres Mangels an Geist bewußt gewesen sei, eine gewisse Originalität affektiert und gern ein gelangweiltes und gleichgültiges Wesen zur Schau getragen habe.

Ihrer Mutter war sie schon im frühesten Kindesalter beraubt worden, und ihr Vater, der Marquis Alboini, hatte sich nicht sonderlich um ihre Erziehung gekümmert; im Alter von dreizehn Jahren hatte sie bereits eine Loge in der Oper von Florenz und ihre Equipage bei den Cascinen. In diesem Alter verfügte sie, schon bewunderswert schön, über einen ganzen Hofstaat von Anbetern, der ihr Gefolge ausmachte, wohin sie immer sich begab, zum höchsten Entzücken ihres Vaters. Im Alter von fünfzehn Jahren heiratete sie den Grafen Verasis von Castiglione, der Stallmeister bei dem König Viktor Emanuel war. Vielleicht hatte ihr die Bewunderung und Neugierde, deren Gegenstand ihre vorzeitig entwickelte Schönheit war, das Gefühl des Ekels und des Verdrusses an der Menschheit eingeflößt. Diese Ansicht über sie haben wenigstens einige ihrer glühenden Verehrer zu verbreiten gesucht, indem sie sie als gleichgültig gegen die Schmeicheleien und Banalitäten einer kommandierten Bewunderung dargestellt haben. Wie gleichgültig sie gegen Schmeicheleien gewesen sein oder wie gelangweilt sie sich durch solche gefühlt haben mag, so trieb sie doch einen wahren Kult mit ihrer Schönheit, und das sogar derart, daß sie darüber mit der Zeit völlig lächerlich wurde. Sie wollte nichts davon wissen und es andre auch nicht merken lassen, daß sie alt werde; sie schloß sich förmlich wie eine Einsiedlerin in ihrer Wohnung in einem Entresol an der Place Vendôme ein, in dem sich heute das Geschäft von Boucheron befindet, und ließ alle Spiegel mit Spitzengeweben verhängen, damit sie sich nicht sehen könne. Sie ging nur während der Dunkelheit aus, das Gesicht mit einem dichten Schleier verhüllt, wie die Huri eines Harems. Sie empfing auch nur zu später Abendstunde ihre wenigen Bekannten bei dem matten Schein einer kleinen Nachtlampe. Niemand wartete ihr bei Tisch auf, sie betrat das Speisezimmer, wenn die Speisen bereits aufgetragen waren, sie bediente sich selbst und zog sich zurück, ohne daß jemand sie

zu gewahren im stande war. Sie ist vor zwei Jahren in einer Wohnung gestorben, die sich unmittelbar neben einem großen Pariser Restaurant befand. Man hat behauptet, sie habe Papiere von höchstem Interesse besessen. Wir bezweifeln es, denn wir gehören zu denjenigen, die glauben, daß es von Herrn von Cavour ein eitles Bemühen war, große Hoffnungen auf ihre Verführungskunst zu setzen.

Außer Frau von Castiglione besaß Paris damals noch eine große Dame, die gleichfalls Italienerin und gleichfalls schön war, aber von einer Liebenswürdigkeit und einem Reize, die weit verführerischer waren, Frau Manara, die Gattin eines mailändischen Adligen, der in den Jahren 1848 und 1849 eine Rolle bei dem Aufstande der Lombarden gegen die deutsche Herrschaft gespielt hatte. Frau Manara war die Tochter des Komponisten Pacini und von Frau Samoilow erzogen worden. Sie hatte wunderbare Gesichtszüge, schöne, intelligente Augen und ein Haar, das sich ebenso durch seine Schwärze auszeichnete wie das der Frau von Castiglione durch seine Blondheit. Ihr Gang, ihr Wuchs, die Art ihrer Haltung, das alles war von erlesener Vornehmheit, während ihre natürliche, sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände erstreckende Konversation eine Menge der hervorragendsten Persönlichkeiten um sie scharte.

Erwähnen wir von den fremden Damen, die damals in Paris die größten gesellschaftlichen Erfolge erzielten, noch die Marquise d'Ely, auf die wir schon aufmerksam gemacht haben als eine derjenigen Persönlichkeiten, denen Herr von Cavour seine Gunst zuwandte.

Die Marquise d'Ely, Ehrendame der Königin Viktoria, war vielleicht dasjenige weibliche Wesen, dem die Königin am meisten Vertrauen schenkte, sie führte ihr ihre geheime Korrespondenz, und da sie Witwe und kinderlos und somit freie Herrin ihrer Entschließungen war, verbrachte sie das ganze Jahr bei ihrer Souveränin.

Als der kaiserliche Prinz zur Welt kam, sandte die Königin Viktoria, um der Kaiserin Eugenie einen Beweis ihrer Sympathie zu geben, die Marquise d'Ely nach Paris, damit sie ihr fortlaufend Bericht über das Befinden der Kaiserin erstatte.

Die Marquise d'Ely war seit langer Zeit mit der Familie de Montijo liiert, und als im Jahre 1847 die nachmalige Kaiserin nach London gekommen war, hatte sie sie in der Gesellschaft und bei Hofe eingeführt, indem sie bei ihr die Stelle der damals erkrankten Frau von Montijo vertrat. An dem Tage, an dem die Marquise d'Ely die zukünftige Kaiserin dem englischen Hofe vorstellte, trug diese ein Kleid von weißer Seide, das mit goldnen Nestelstiften geziert war, und, wie man sich denken kann, machte ihre Schönheit Sensation.

Die Marquise d'Ely war sehr hübsch, blond mit äußerst sanftmütigen blauen Augen, und zierlich von Wuchs; sie war liebenswürdig, sehr unterrichtet und geistvoll. Herr von Cavour, der ihr den Hof machte, um die Königin Viktoria, mit der die Marquise d'Ely in direktem Briefwechsel stand, für die Sache Italiens zu gewinnen, ließ sich von ihren Reizen gefangen nehmen

und bot ihr zweimal, überwältigt von ihrer Anmut, der Natürlichkeit ihres Wesens und ihrem Geiste, seine Hand an, jedoch erfolglos.

Um mit den ausländischen Schönheiten zu Ende zu kommen, wollen wir noch die Prinzessin Czartoriska, die Tochter der Königin Christine, und zwei Cousinen der Kaiserin, Frau Sclafani und Fräulein de la Paniega, erwähnen; die zuletzt genannte, die den Marschall Pelissier heiraten sollte, erschien zum erstenmal in Gesellschaft auf einem Ball beim Grafen von Hatzfeldt, eingeführt von Frau de Montijo.

Die den Diplomaten dargebotenen Zerstreuungen beschränkten sich nicht auf Genüsse nur materieller Art, Bälle, Diners und Routs; Paris bot auch geistige Anregung dar, und zwar der verschiedensten Art, so wie man sie nur in dieser Weltstadt haben kann. So fielen die letzten Sitzungen des Kongresses, diejenigen, in denen die Nationalitätenfrage aufgerollt wurde, zusammen mit Aufnahmen in die Akademie und mit dramatischen Aufführungen in einem Privat- oder Haustheater, in dem des Grafen Jules de Castellane, dem letzten der Theater dieser Art, das noch Glanz entfaltete.

Die Aufnahme des alten Herzogs von Broglie in die Akademie fand am ersten Donnerstag im April statt. Sie war für Paris ein Ereignis. Im Verlauf seiner Rede sprach der Herzog von dem Wiedervergeltungswerke des Konsulats, erging sich dann im Lobe des Königs Ludwig Philipp, dessen Staatsrat und Minister er gewesen war, und brachte im Schlußworte seine Zuhörer auf die römische Geschichte.

„Als Kaiser Severus, vom Tode überrascht, den Centurionen herannahen sah, der sich von ihm die Tageslosung holen wollte, erhob er sich von seinem Sitze und sprach mit fester Stimme: Arbeiten wir! Laboremus!

„Das war sein letztes Wort.

„Sei es auch das meinige in diesem Augenblicke: sei es das unsrige, solange es einem jeden von uns vergönnt ist, zu leben und eine Stimme zu erheben, die in unserm Lande vernommen wird!“

Die Häupter der alten Parteien erblickten in diesem Schlußworte eine Kritik des kaiserlichen Regimentes und triumphierten lärmend in den Salons. „Hätten sie Sebastopol genommen, so hätten sie nicht ruhmrediger auftreten können,“ sagte von ihnen der alte Marschall von Castellane.

Napoleon III. wußte bei dieser Gelegenheit das letzte Wort zu behalten. An dem Tage, an dem ihm wie herkömmlich der Herzog von Broglie vorgestellt wurde, empfing er ihn in seiner gewöhnlichen liebenswürdigen und einfachen Art und sagte, nachdem er ihm seine Komplimente über seine Werke gemacht: „Ich hoffe, Herr Herzog, daß Ihr Enkel gleichfalls in die Akademie aufgenommen werden und daß er bei diesem Anlaß als Lobredner des 2. Dezember auftreten wird, wie Sie der des 18. Brumaire gewesen sind.“

„Für uns Soldaten,“ pflegte Marschall Canrobert zu sagen, „war der Herzog von Broglie ein Ehrenmann von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue, vor allem aber ein tapferer Mann.

„Er fürchtete sich nicht, gelegentlich des Prozesses des Marschalls Ney den Renegaten des Kaiserreichs und den Ultras des Königstums es ins Gesicht hinein zu sagen, daß es ein Fehler und eine Ungerechtigkeit sei, den ‚Tapfersten der Tapferen‘ zum Tod zu verurteilen. Und fast allein inmitten einer unwiderstehlichen Strömung, in einer Versammlung, in der es ebenso gewalttätig zuging wie in dem Konvent während der schlimmsten Tage der Schreckenszeit, hatte er seine Stimme gegen die Schuld des Marschalls abgegeben.

„Warum hat Herr Napoléon-Désiré Nisard, der die Rede auf den Herzog von Broglie hielt, im Verlaufe seiner Ausführungen nicht diese Tatsache erwähnt? Er hätte dabei ein gutes Stück Beredsamkeit entfalten können."

Am Tage nach der Aufnahmesitzung in der Akademie eröffnete Graf de Castellane die Pforten seines Hotels. Sein Theater hatte sich seit Anfang des Jahrhunderts eines großen Rufs erfreut. Die Herzogin von Abrantes und Madame Sophie Gay waren dessen Leiterinnen gewesen, und Flotow soll auf ihm einige seiner Opern zur Aufführung gebracht haben. Seit dem Jahre 1842, der Zeit, da Graf de Castellane das Fräulein de Villoutrays geheiratet hatte, war das Theater hauptsächlich Dilletanten überlassen worden, die sich auf ihm in klassischen Stücken versuchten. Staatsmänner und Diplomaten waren auf seiner Bühne aufgetreten; man hatte auf ihr im „Misanthropen" Frau von Rémusat sich als Alceste mit der Marquise de Contades als Célimène herumstreiten gesehen.

Das Hotel des Grafen de Castellane lag ganz oben im Faubourg Saint Honoré; sämtlichen Vorübergehenden fiel es wegen der Menge von Göttern und Göttinnen auf, die sich als Gipsstatuen an seiner Giebelseite drängten; die Leute in der Nachbarschaft nannten es deswegen „das Haus des Gipsfiguren-Fabrikanten".

Die innere Einrichtung des Hauses bot den Besuchern Ueberraschungen dar; so stieß der Speisesaal direkt an den Pferdestall und lag mit ihm auf gleichem Niveau; die beiden Räume waren nur durch eine große Spiegelscheibe voneinander getrennt, und wenn der Graf de Castellane ein Essen gab, sahen seine Gäste, während sie sich den Tafelfreuden hingaben, die Pferde, sämtlich Schimmel in rotem Stallgeschirr, in ihren vor Sauberkeit glänzenden Ständen ihren Hafer verzehren.

Der berühmte Theatersaal erhob sich am äußersten Ende eines hinter dem Hotel gelegenen Gartens.

An dem erwähnten Abend, dem 6. April 1856, strahlte der bis zum letzten Plätzchen gefüllte Saal im hellsten Lichte, und in der vordersten Reihe der Orchestersessel zog Frau de Castiglione in dem schimmernden Glanze ihrer Schönheit und ihrer Diamanten die Blicke auf sich. Die Künstler der Comédie Française spielten zwei bis dahin noch nicht gegebene Stücke, „Le Verrou" von dem jüngern Dumas und „Le Collier" von Jules Lecomte.

Diese Stücke waren von einer so leichten Art, daß man behauptet hat, die Mehrzahl der Damen habe beim Anhören der gewagten Redensarten ihr Antlitz

hinter ihrem Fächer verborgen. Gewisse Persönlichkeiten — die nicht zu den Eingeladenen gezählt hatten, sich aber gerne unter ihnen befunden hätten —, verliehen diesem Abend den Namen einer „Fächer-Soirée“, und unter ihnen hat er einen sehr ergiebigen Gesprächsstoff in den Salons und Cercles gebildet.

Die gedachten Veranstaltungen fielen in die Zeit, in der es Herrn v. Cavour besonders darum zu tun war, von Napoleon III. die Zustimmung dazu zu erlangen, daß die Frage der italienischen Unabhängigkeit auf die Tagesordnung des Kongresses gesetzt werde.

Die Geburt des kaiserlichen Prinzen, die am 16. März erfolgte, war ihm sehr ungelegen gekommen. „Sie fiel gerade in den Zeitpunkt, da ich dem Kaiser meinen Plan mitgeteilt hatte ... Ich wage nicht, ihn zu drängen, das würde sich nicht schicken.“ Er hätte gern „ein Stückchen von dem Papste verzehrt.“ Da er es mit dem Kaiser, der ganz in der Rolle des jungen Vaters aufging, nicht konnte, sprach er von seinem Wunsche mit Lord Clarendon. „Es wird uns schwer werden, den Papst diese Pille verschlucken zu lassen,“ sagte ihm der englische Grandseigneur. „Wenigstens, wenn Sie nur mit Schmeicheleien vorgehen; Sie müssen ihn an der Nase fassen, und Napoleon muß ihm das Kinn halten, damit Sie ihn zum Oeffnen des Mundes bringen.“

Prinz Napoleon ging noch offener mit der Sprache heraus. „Geben Sie die Hoffnung auf, ihm auch nur einen Zoll seines Terrains abzugewinnen,“ sagte er. „Die Kaiserin ist fromm, abergläubisch und hält zu Rom. Sie wünscht den Papst zum Paten ihres Kindes. Sie wird einen derartigen Einfluß auf ihren Mann ausüben, daß er an den Kirchenstaat nicht rühren kann.“

Alle möglichen Kombinationen drängten sich damals in dem Hirn Napoleons: man könnte den Herzog von Modena als Herrscher nach Rumänien senden, Modena der Herzogin von Parma geben und Parma an Sardinien abtreten. Graf Cavour, der alle diese Vorschläge entzückend fand, fügte noch einen weitern hinzu: „Wie wäre es, wenn man den Prinzen von Carignan mit der Herzogin von Parma vermählte? Man könnte beide als Herrscher zu den Moldau-Walachen schicken, dann bliebe Parma zur freien Verfügung. Läßt das mit den Moldau-Walachen sich nicht machen, so könnte man den König Otto von Griechenland, der sich im Zwiste mit seinem Volke befindet, absetzen und den Prinzen von Carignan an seine Stelle setzen, selbstverständlich, nachdem er die Herzogin von Parma geheiratet hätte.“

Diese unglückliche Herzogin, die man mit aller Gewalt zu einer Heirat zwingen wollte, war die Schwester des Grafen von Chambord, und ihr Vater, der Herzog von Berri, war, ebenso wie ihr Gemahl, Robert III. von Parma, als Opfer eines Mordanschlags gefallen!

Da diese Projekte alle für „ebenso wenig haltbar wie eine alte Pastetenrinde“ gehalten wurden, verfiel Herr v. Cavour alsbald auf ein neues, das er seinem Freunde Lord Clarendon empfahl.

„England hat, wie erinnerlich, italienische Freiwillige für den Krimkrieg aufgeboten; sie befinden sich augenblicklich auf Malta, wo sie mit dem Messer

gegen die Malteser, die Engländer, die Frauen und selbst gegen den Polizeichef vorgehen, den sie getötet haben. Sie haben die Bevölkerung gegen sich aufgebracht, und ihr Aufenthalt auf der Insel läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten. Wenn man sie nach Sizilien schickte, um diese Provinz des Königs Bomba in Aufruhr zu versetzen und sie, sobald man die Vertreter der Regierung verjagt hätte, an Piemont zu annektieren? Denken Sie über diese Idee nach und suchen Sie sie Palmerston beizubringen.“ So meinte der große sardinische Staatsmann.

Am 29. März empfängt der Kaiser Herrn Cavour zugleich mit Lord Clarendon, die Zusammenkunft dauert zwei Stunden; nachdem alle Vorschläge Cavours durchgegangen sind, erweist sich keiner als annehmbar. Der Kaiser erklärt ihm, daß seiner Ansicht nach nur ein einziges Ding möglich sei, die italienische Frage vor den Kongreß zu bringen und Europa zu ihrem Studium einzuladen. Damit verabschiedet Napoleon seine Besucher und macht Walewski mit seiner Entschließung bekannt. Dieser Minister macht seinem Souverän klar, daß der Kongreß absolut kein Mandat habe, über diese Frage zu verhandeln, daß die Bevollmächtigten sich für inkompetent erklären müßten und der Vorschlag ins Wasser fallen werde. Er legt ihm dar, wie sehr diese Projekte zu einer Umgestaltung der Karte Europas die Mächte beunruhigen würden; man würde nicht an die Selbstlosigkeit des Kaisers glauben, sondern im Gegenteil überzeugt davon sein, daß er nach Gebietszuwachs trachte, und statt des Zutrauens, das bisher die von ihm bewiesene Mäßigung und Weisheit eingeflößt habe, werde er, wohin er sich auch wende, nur Mißtrauen finden. Alles vergeblich. Napoleon hört seinen Minister an, indem er sich eine Zigarette rollt und den Schnurrbart dreht; er hat seine Entscheidung getroffen; sie ist unwiderruflich.

Herr von Cavour hat große Angst vor der Scharfsichtigkeit des Herrn Walewski. Er muß absolut zu Fall gebracht werden, und das soll auf folgende Weise geschehen. Botschafter Frankreichs in London ist in diesem Augenblick Herr von Persigny, „die in eine Trommel eingesperrte Kutschenfliege“. Er ist immer in Bewegung und Erregung, spricht eine Menge von Inkonsequenzen, er ist eine groteske Figur, die mit den blutigen Spuren der Fingernägel seiner Frau im Gesicht bei offiziellen Empfängen erscheint. Er ist voller Ergebenheit gegen Napoleon III., aber nach Art einer eifersüchtigen Geliebten, er gibt nicht zu, daß jemand anders als er dem Souverain in loyaler und nützlicher Weise dienen könne.

Er allein, das ist genug, mehr als genug. Er ist wütend darüber, Walewski auf dem Posten des Ministers des Auswärtigen zu erblicken. Sich über alle Regeln hinwegsetzend, überschreitet er seine Amtsbefugnisse und schickt direkt Berichte an den Kaiser, der das Unrecht begeht, sie in Empfang zu nehmen und zu beantworten.

Herr von Cavour, der das alles weiß, benutzt die Situation, um an den Marquis d'Azeglio, den Botschafter Sardiniens in London, zu schreiben: „Können Sie Persigny nicht mit in den Kreuzzug verwickeln, den wir gegen Walewski führen? Ließe sich ihm nicht das eine oder das andre ins Ohr setzen, das,

mit Persignyschen Soldatenflüchen verbrämt, bei dem Kaiser von Wirkung sein könnte?"

Herr von Persigny fällt gründlich in diese ihm gestellte Falle. Er schreibt dem Kaiser über Herrn Walewski. Es ist ein wahrer Strom, was sich über diesen ergießt. Auf Napoleon macht die Flut von Schimpfworten absolut keinen Eindruck, aber der französische Botschafter in London regt sich in den Klubs und Salons, gegen seinen Minister losziehend, auf ihn schimpfend und ihn zu verleumden suchend. Herr Walewski, ganz genau unterrichtet von dem Vorgehen seines Untergebenen, beschränkt sich darauf, seine Ausstreuungen mit Verachtung zu strafen und ihn der Lächerlichkeit zu überlassen, der er sich preisgibt. Die englische Gesellschaft amüsiert sich tatsächlich über das, was über unsern Botschafter und seine Ehehälfte erzählt wird. Zu einem Diner bei der Königin erscheint der Botschafter allein und entschuldigt seine Gemahlin, die, wie er sagt, krank ist; man ist eine Stunde bei Tisch, da erscheint unversehens Frau von Persigny in voller Gesellschaftstoilette und sagt, sich an die Königin wendend: „Eure Majestät werden mich entschuldigen, aber heute war im Zoologischen Garten der Tag, an dem die große Boa gefüttert wird, und ich wollte das Schauspiel nicht versäumen, deshalb komme ich so spät."

Ein andres Mal langt sie bei Malmesbury mit roten Augen an, wütend, sich in den heftigsten Redensarten gegen ihren Gatten ergehend, der eine vollständig zerkratzte Backe hat. Während des ganzen Essens kommt kein Wort über ihre Lippen, sie schleudert Herrn von Persigny wütende Blicke zu und will sich gleich nach Tisch entfernen. Der erste Botschaftssekretär, Herr de Jaucourt, der das Paar bis an den Wagen geleitet hat, kehrt in den Salon zurück und meldet den Anwesenden: „Es wird Ihnen allen wohl sehr erwünscht sein, zu vernehmen, daß Herr und Frau von Persigny sich im Vestibül geküßt haben."

Der Kaiser hatte leider allzu oft nur derart bejammernswerte Diener.

Der Friede wurde am 30. März unterzeichnet, und die Kanonen der Invaliden verkündeten im Vereine mit dem Telegraphen das Ereignis der Welt.

Es mußte nun aber noch in nachträglichen Sitzungen die italienische Frage berührt werden. Herr von Walewski tat es in taktvoller Weise; er fragte seine Kollegen, ob es nicht angebracht sei, vor dem Auseinandergehen die Fragen zu prüfen, die geeignet seien, Komplikationen herbeizuführen und den Frieden, den man soeben abgeschlossen habe, zu bedrohen, und er kam auf die italienische Frage zu sprechen, indem er sie im Zusammenhang mit der griechischen, dem Verhalten des Königs von Neapel und den Ausschreitungen der belgischen Presse vorbrachte.

Natürlich wahrten die Türken bei dieser Diskussion absolutes Schweigen. Die Oesterreicher ergriffen das Wort lediglich, um zu erklären, daß sie über diese Fragen nicht zu verhandeln hätten. Die Russen taten das Gleiche. Lord Clarendon dagegen führte aus, es sei nicht angängig, daß sich die päpstliche Regierung nur durch fremde Bajonette aufrecht erhalten lasse, und wandte sich darauf in der allerschärfsten Weise gegen die Grausamkeiten des Königs

von Neapel, die er von Fall zu Fall aufzählte. Herr von Cavour fügte dann noch hinzu, daß die österreichische Occupation eine viel schwerer wiegende Tatsache sei als die Frankreichs, da Oesterreich dahin gelangt sei, die Hälfte Italiens in seinen Besitz zu bringen. Darauf warf Herr von Hübner, der Botschafter Oesterreichs, ihn unterbrechend, ihm die Occupation Monacos vor.

Das war nun allzu viel Wasser auf die Mühle des allzeit schlagfertigen Herrn von Cavour, der mit der Antwort zur Hand war: „Sardinien ist bereit, die fünfzig Mann, die es in Monaco stehen hat, zurückzuziehen, und den Fürsten dem liebevollen Schutze seiner Untertanen zu überlassen, vorausgesetzt, daß man es nicht für das Seebad verantwortlich macht, zu dem die lieben Landeskinder ihren Landesvater nötigen könnten."

Dieser nicht üble Witz brachte die Lacher auf seiten des sardinischen Bevollmächtigten und schloß die Diskussion, die übrigens alles beim alten ließ.

Wenn indes Herr von Cavour eine Gebietserweiterung nicht erlangt hatte, hatte er doch Piemont zum Vorkämpfer der italienischen Einheit gemacht und vor Europa die berühmte Frage der Unabhängigkeit und des unhaltbaren Zustandes entrollt, daß die Hälfte der Halbinsel von Fremden in Besitz gehalten wurde.

Notgedrungen mußte früher oder später der Tag kommen, an dem die Frage der Fremdherrschaft in dem Lande zur Entscheidung gebracht wurde. Schon wendet man allerorts in Italien die Blicke nach Turin und ahnt im voraus den Retter in Herrn von Cavour; die Städte prägen Denkmünzen mit seinem Bildnisse zum Dank dafür, daß er auf dem Kongresse für die Sache Italiens eingetreten ist.

Von nun an war die Frage der Unabhängigkeit der Halbinsel nur noch eine Sache der Zeit.

Erinnerungen an Wilhelm Kaulbach.

Von

Hermann Kaulbach.

November 1902.

Sehr geehrter Herr!

Wiederholt äußerten Sie den Wunsch, ich möge Ihnen einiges aus den Briefen meines Vaters, die sich in unserm Familienarchiv befinden, mitteilen, und wenn möglich eigne Erinnerungen an ihn als Mensch beifügen.

Wenn ich nun Ihrer freundlichen Aufforderung nachkomme und den Pinsel mit der Feder vertausche, so ist es bei einem Novizen in der Kunst des Schreibens, wie ich es bin, wohl selbstverständlich, daß er sich fragt, ob das, was er sagen will, auch für den größern Kreis Ihrer Leser Interesse bieten kann und ob er,

der Schreiber, im stande sein wird, mit ungelenker Feder den Stoff so zu behandeln, wie er es verdient.

Auf die letztere Frage muß ich nun freilich mit Nein antworten. Aber ich glaube doch, daß der Mann, über den ich etwas sagen möchte, als Mensch und als Künstler genug Interesse verdient, um die dilettantische Schreib- und Darstellungsart des Sohnes vergessen zu lassen.

„Des Sohnes". Gerade als solcher möchte ich erzählen, von W. Kaulbach ad home, als Vater, Gatten und Mensch.

Dank der strengen Ordnungsliebe meiner Mutter sind noch fast alle Briefe in unserm Besitz, die mein Vater im Laufe der Jahrzehnte aus Berlin an sie geschrieben hat und die er von ihr erhielt. — Die Auslese, die ich als Anhang zu meinem kleinen Aufsatz daraus biete, wird vielleicht dazu beitragen, diesen Mann in neuem Lichte zu zeigen, und so manche Härte in seinem Charakter zu erklären.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Dieses Gedicht stand als Motto über einem Nekrologe meines Vaters, nachdem er im Jahre 1874 an der Cholera gestorben war.

Und der Mann, der dieses schrieb, hatte recht. Wenige waren so vergöttert, gefeiert und bewundert worden wie W. Kaulbach. Wenigen ward aber auch ein solches Maß von Haß, Neid, Geringschätzung und Verleumdung zu teil wie ihm, und wenige hatten die Kraft wie er, in einem solchen Ansturm von freundlichen und feindlichen Wogen die Stirn freizuhalten und unbeirrt ihren Weg als Künstler zu gehen.

War dieser Weg der richtige? Haben die Heutigen recht, die mit der Unfehlbarkeit des Lebenden über die Kunst W. Kaulbachs und vieler seiner Zeitgenossen den Stab brechen? Haben sie recht, wenn sie den jubelnden Beifall, der jahrzehntelang von der ganzen gebildeten Welt den Werken Kaulbachs gezollt wurde, als eine unbegreifliche Verirrung, als ein Verkennen aller künstlerischen Ziele bezeichnen? Wäre es nicht gerechter, die Taten eines Geschiedenen nicht nur mit dem Maßstab der Gegenwart, sondern auch mit dem *seiner* eignen Zeit zu messen, seiner Zeit, die auch das Höchste und Beste wollte, wie die unsre, seiner Zeit, die uns mit zu dem gemacht, was wir sind?

Doch ich wollte hier ja nicht von Kunst sprechen.

Es wird freilich schwer sein, diesen Vorsatz durchzuführen; tragen doch Kaulbachs Werke, besonders die seiner Jugend, so deutlich den Stempel seiner Persönlichkeit, sind sie doch so sehr die Frucht seines Lebens und seiner Schicksale, daß man, um diese zu verstehen, auch jenen nachgehen muß.

Es war kein freundlicher Stern, der W. Kaulbachs Jugend begleitete. Bitterste Not bedrängte seine Familie, und nur durch häufigen Wechsel des Wohnsitzes war es Wilhelms Vater möglich, mit seiner bescheidenen Kunst die Seinen zu erhalten. Jede Arbeit, die auch nur entfernt mit dem Stichel oder der Aetzkunst verwandt war, wurde angenommen, und es war die düsterste Seite

eines Künstlerdaseins, die der Knabe damals kennen lernte, als er an der Seite seines ernsten Vaters von Ort zu Ort, von Haus zu Haus wanderte und die kleinen Kupferbildchen feilbot. Das waren traurige Jahre, und wie mit glühendem Stempel prägten sich die furchtbaren Erlebnisse jener Zeit in das weiche Gemüt des Knaben ein.

Ist es ein Wunder, daß sie auch für die folgenden Jahre sein Leben verdüsterten, daß sie in mancher Hinsicht entscheidend waren für sein Empfinden und Denken als Mensch wie als Künstler?

„Mit aller Leidenschaft" (sagt Karl Stieler in seiner leider unvollendet gebliebenen Biographie Kaulbachs), „sehnte er sich nach Verständnis, nach Mitleid, nach Gerechtigkeit oder, wie man es nun nennen will, und doch wies er mit trotzigem Selbstgefühl jede Hand zurück, die lindernd in seine Leiden griff. Sein Herz lag auf der Folter zwischen Haß und Liebe, zwischen Demut und Stolz, zwischen der ganzen Armut seines Lebens und dem Reichtum seiner Talente. Er war so unglücklich geworden, wie nur der Genius unglücklich werden kann. Hier liegt der Schlüssel für manche Härte, die Versöhnung für so manches Unversöhnliche in seinem Leben. Nicht nur, was die Menschen getan, sondern auch, was sie gelitten haben, ist oft am entscheidendsten für die Entwicklung ihres Charakters!"

Und ihrer Kunst möchte ich in diesem Falle beifügen.

War es doch nur natürlich, daß dieses tragische Schicksal auch auf den Werdegang des jungen Künstlers seine Schatten warf und die Wahl der Stoffe zu seinen ersten Bildern beeinflußte!

Wir besitzen aus jener Zeit (1824) ein Oelbild, das Kaulbach von sich selbst entwarf.

„Um Kinn und Wange sproßt der erste Flaum, er trägt das sammetne Barett, wie es damals die jungen Maler trugen, und die braunen Haare wallen herab auf den umgeschlagenen Kragen. Aber welch ein Ausdruck liegt in diesem Angesicht! Das ganze schwüle Gemüt einer unverstandenen Jugend blickt uns hier entgegen, es zuckt eine Scheu um die Schönheit dieser Züge, als wollte sich die Seele derselben vor dem Beschauer flüchten, als fühlte sich dies Antlitz getroffen durch jeden prüfenden Blick. Eine verführerische Gewalt!" — (K. Stieler).

Bald darauf trat der junge Künstler mit seinem Bilde „Das Narrenhaus" in die Schranken.

In unsern Tagen, in denen die krasseste und fürchterlichste Wirklichkeit in Wort und Bild verkörpert werden darf, in unsern Tagen würde ein künstlerischer Ausschnitt aus dem Leben der Geisteskranken wohl kaum einen größeren Eindruck machen als andre Schreckensgemälde, wie sie uns z. B. vor mehreren Jahren in München von den Spaniern gezeigt wurden.

Aber damals, im Jahre 1825, war ein solches Bild in seiner furchtbaren Realität eine Tat, doppelt kühn, wenn man sich die abstrakten und wesenlosen Formen vergegenwärtigt, in denen der junge unbekannte Künstler bisher zu denken und zu sehen gelernt hatte. Wie kam dieser Kornelianer strenger Observanz zu solcher Flucht in den Realismus? War das nur der frohe Wagemut eines

jungen, die hergebrachten Fesseln sprengenden Talentes, oder war es vielmehr der Aufschrei eines gequälten jungen Herzens, das sich neue Bahnen und eine künstlerische Sprache suchte, die nichts mit den wesenlosen kornelianischen Helden aus Walhalla oder vom Olymp gemein hatte, eine Sprache, die ihren Ausdruck in dem Jammer und Elend der eignen Heimat fand?

Es war seine eigne Sprache, schmuck- und reizlos genug, doch sie ging zu Herzen, weil sie von Herzen kam, und sie wurde verstanden, weil sie die Sprache wirklichen Lebens war.

Die herrlichen, wenig bekannten, leider nur zum Teil vollendeten Blätter zum „Verbrecher aus verlorener Ehre" (Nationalgalerie Berlin), die dem Narrenhaus folgten (1831 bis 1835) geben, noch mehr vielleicht als dieses, die eigensten Erlebnisse des Jünglings wieder:

Welches Aufsehen, welchen Beifall und welches Befremden diese neue Ausdrucksweise bei Kaulbachs Kollegen in Düsseldorf fand, davon gibt eine Stelle aus einem Briefe Zeugnis, den er im Jahre 1831 von dort aus an seine Braut nach München richtete. „Meine Arbeiten haben hier außerordentlich gefallen. Sie (die Düsseldorfer Künstler) kannten diese nur vom Hörensagen. Die Darstellung meines Narrenhauses und des Sonnenwirts (Verbrecher aus verlorener Ehre) erregte Erstaunen. Sie sagten, sie hätten bis jetzt keine Vorstellung davon gehabt, wie vielseitig sich ein Künstler ausbilden könne, wie vielerlei ihm zu Gebote stehe, und auf wie mannigfaltigem Wege er die Natur kennen lernen könne; ja, daß es sogar notwendig sei, die Menschen in allen erdenklichen Verhältnissen zu studieren, sie mögen nun als Narren oder Weise auftreten. Kurz, die Arbeiten waren ihnen eine höchst merkwürdige Erscheinung. Auch wunderten sie sich darüber, daß man auch den Schattenseiten des Menschenlebens Poesie abgewinnen könne. Der Eindruck war aber nur darum so groß, weil die hiesigen Künstler nur immer danach trachten, sich in den siebenten Himmel der Begeisterung zu zaubern, und glauben, dieses Gebaren sei die einzige Quelle der wahren Kunst. Es kommt aber nur darauf an, zu bestimmen, was eigentlich die Aufgabe ist: Die Menschen darzustellen, wie sie wirklich sind (siehe Shakespeare), oder wie sie in einem exaltierten Kopfe idealisch gebildet werden. Meine Muse bestimmt mich für das erstere!" So hätte auch ein Hogarth sprechen können!

Es kamen nun sonnigere Zeiten. Die Liebe zu einem schönen hochgesinnten Mädchen war in das Herz des jungen Künstlers eingezogen, und im Gefühl der Befreiung vom irdischen Kampfe breitete auch sein Genius die Schwingen weiter aus und strebte höher.

Es entstand die Hunnenschlacht (1834). Für den Laien oder oberflächlich Urteilenden wird der große Unterschied künstlerischer Anschauung und Auffassung zwischen diesem Bilde und der kornelianischen Tradition kaum hervortreten. Und doch steckt in diesen Gestalten, vor allem in den Köpfen, trotz des durch den Gegenstand bedingten Stils noch eine Welt von Realismus und jenem Erdgeruch, der uns im Narrenhaus und im Verbrecher aus verlorener Ehre so in Erstaunen setzt, und die uns den phantastischen Vorgang

trotz der so unplastischen und reizlosen Konturzeichnung ebenso nahe, vielleicht näher rückt, als das später in Berlin ausgeführte farbige Freskobild. Die Skizzenbücher Kaulbachs aus jener Zeit enthalten zahllose Studien zu dem Karton, und eine jede dieser fein ausgeführten Zeichnungen zeigt uns die Andacht und Hingebung, mit der Kaulbach das Leben in seinen eigenartigen Formen beobachtete und wiederzugeben suchte.

So dürfen wir nicht nur das Narrenhaus und den Verbrecher aus verlorener Ehre, sondern auch die Hunnenschlacht unter die ersten Vorboten der Wiederkehr einer realistischeren Kunstanschauung zählen.

Hatte Kaulbach schon in seinen bisherigen Werken die Grenzen der Kunst erweitert, und in der Hunnenschlacht ein ihm und seinem bisherigen Empfinden fremdes Gebiet betreten, so war dies noch mehr bei dem nun folgenden Reineke Fuchs der Fall (begonnen 1840). Und auch hier, in der Darstellung dieser menschlichen Tierkomödie war es die Natur selbst, bei der er sich Rats erholte, auch hier war es das Studium nach dem Leben, das ihn lehrte, menschliches Denken mit tierischem Handeln, anatomische Wahrheit mit fein abgewogenem Stilgefühl zu vereinigen.

Schon daß sich Kaulbach entschloß, die Illustration des Reineke Fuchs zu übernehmen, beweist uns, daß die düstere Anschauung des Lebens, die ihn bisher begleitet hatte, nun einer froheren Zuversicht zu weichen begann. Die freundliche Umgestaltung seiner Verhältnisse, große künstlerische Erfolge, eine glückliche Ehe, all dies durfte ihn hoffen lassen, daß nun auch für ihn die Sonne zu scheinen begänne. Frohen Herzens machte er sich an die Arbeit; was vom Hofstaat König Nobels für ihn erreichbar war, das wurde im Garten seines Ateliers untergebracht; da zeichnete er nach dem Leben und beobachtete Bewegung und Gewohnheit der Tiere.

So entstanden jene Bilder voll kerniger Frische, voll Laune, Witz und Satire. War das der gleiche Künstler, der das Narrenhaus gezeichnet hatte, dies Blatt menschlichen Jammers und menschlicher Hinfälligkeit? Er war es und er war es nicht. Das Glück, das ihm zu lächeln begann, mußte auch ihn freudiger stimmen. Es konnte nicht ohne Einfluß auf sein Empfinden und auf seine Kunst bleiben. Eine Aenderung in seiner Kunst vollzog sich, doch sie blieb in jenen Grenzen, die die Eindrücke seiner Kindheit einmal unverrückbar gegeben hatten. Die Melancholie, seine bisherige Begleiterin, machte einer ironischen Weltanschauung Platz, doch in der herben, manchmal boshaften Satire auf menschliche Schwäche und Torheit, mit der die Blätter des Reineke Fuchs getränkt sind, finden wir die gleiche Stimmung wieder, aus der heraus der Künstler die Schicksale des Sonnenwirtes im Bilde dargestellt hatte. Die Melodie war heiterer geworden, der Grundton der gleiche geblieben.

Mit diesem Werke ist wohl der künstlerische Werdegang Kaulbachs, soweit dieser von den Eindrücken aus der Jugendzeit beeinflußt wurde, als abgeschlossen zu betrachten.

Die Schöpfungen großen monumentalen Stils, die ihn in der Folge be-

schäftigten (Berlin Museum), waren wenig geeignet, die eigne Persönlichkeit und eigenstes Empfinden zum Ausdruck zu bringen. Es war bei solchen Dimensionen nicht mehr möglich und kaum am Platze, den einzelnen Gestalten jene Durchbildung und jene Charakteristik zu widmen, wie wir sie in den früheren Blättern bewundern konnten.

Wenn welthistorische Momente, wie der Turmbau von Babel u. a., überhaupt auf einem Bilde dargestellt werden sollten, so konnten dessen Gestalten nur insoweit ein Recht zum Leben haben, als sie dazu dienten, der Idee des Bildes und der historisch-philosophischen Richtung des Künstlers menschliche Form zu verleihen. Das Individuelle und Charakteristische der Einzelerscheinung mußte vor dem großen Ereignis, das hier verkörpert werden solle, zurücktreten.

Aber da, wo es dem Künstler vergönnt war, unbeengt von den strengen Grenzen des Stils und des historischen Gedankens, sich und seine Kunst gehen zu lassen, wo er, unbelästigt von Kathederweisheit und Bestellerungeduld, nach eignem Empfinden schaffen konnte, da begegnen wir noch der gleichen Andacht vor der Natur, da finden wir noch das gleiche Streben, das Leben in seiner Wirklichkeit festzuhalten. Zahllose Studien und Erinnerungsblätter, die er für sich und seine Kinder zu Hause und in Mußestunden auf dem Lande zeichnete, geben davon Zeugnis. Und was war es anders, als eine kräftigste Bestätigung seines Glaubens an das ewige Recht des Realismus in der Kunst, wenn er es lächelnd gut hieß, als ich ihm im Jahre 1868 klopfenden Herzens gestand, daß ich ohne sein Wissen die Universität verlassen, das Studium der Medizin aufgegeben und in der Schule Pilotys Aufnahme gefunden habe. Bei Piloty, dem damals entschiedensten Vertreter realistischer Anschauung, dem künstlerischen Antipoden Kaulbachs!

Die Welt wußte damals viel von persönlicher Feindschaft zu erzählen, zu der sich die künstlerischen Gegensätze zwischen Piloty und Kaulbach allmählich zugespitzt haben sollten.

Was meinen Vater von Piloty trennte, war durchaus nicht die Malweise des letzteren oder die bevorzugte Stellung, die von diesem dem malerischen Moment in der Kunst eingeräumt wurde. War doch mein Vater einer der ersten und begeistertsten Bewunderer des jungen Makart, eines Pilotyschülers. Was die beiden voneinander schied, war nur der dekorativ äußerliche Ballast, das Uebergewicht von Kostümstücken und malerischem Beiwerk, durch das mein Vater und mit ihm viele andre die wahre große Kunst gefährdet glaubten.

Man kann es begreifen, daß die vielen damals noch lebenden Corneliusschüler in Piloty den künstlerischen Antichrist erstehen sahen, daß Moriz v. Schwind, der Schöpfer der poesievollen Märchenbilder, nur mit grenzenloser Verachtung von diesen gemalten „Unglücken in Wasserstiefeln“ sprach. Aber wir Heutigen sind doch auch schon wieder weit genug von jener Zeit entfernt, um in Piloty und seiner Richtung nur eine naturgemäße Reaktion gegen die bis dahin geltende Auffassung der Kunst zu erkennen. Der Realismus war notwendig und er kam. Wer von uns Aelteren erinnert sich nicht, schon öfters solchen Umschlag erlebt

zu haben? War doch nach kaum zwei Jahrzehnten dem sogenannten Realismus Pilotys und auch der Kunst meines Vaters das gleiche Los beschieden!

Daß der persönliche Verkehr zwischen den beiden Künstlern kein besonders reger war, läßt sich begreifen, um so mehr, als beide wenig geeignet und darum auch wenig geneigt waren, das Ideal, an das jeder glaubte, mit dem Worte zu verteidigen. Außer gelegentlichen Besuchen im Atelier sahen sie sich nicht, und meines Wissens betrat Piloty das Haus meiner Eltern erst dann, als ich sein Schüler geworden, d. h. als durch mich eine Brücke zwischen meinem Vater und dem geliebten Lehrer geschlagen war. Dann ließ er sich manchmal und auf kurze Zeit in unserm Hause sehen, doch gehörte Piloty leider nicht zu dem Kreise von befreundeten Künstlern, Dichtern und Gelehrten, die mein Elternhaus zu einem Mittelpunkt idealen Strebens machten.

Mein Elternhaus! Jahrzehnte sind verflogen seitdem, viele, fast alle von ihnen, die damals als Freunde oder liebe Gäste bei den Eltern weilten, und Haus und Garten mit Gesang und frohen Reden belebten, sind dahingegangen, — andre Zeiten sind gekommen! — Doch die Erinnerung an jene Jahre, die der Knabe miterleben durfte, ist mir, dem Manne treu geblieben, ich sehe es noch vor mir, das rote Haus in der Gartenstraße mit seinem großen Park, seinen schattigen Bäumen, den rauschenden Brunnen, den weißen Tauben, mit den süßen Jahren weltentrückten Träumens, kindlichen Schwärmens!

Und von solch stillem, weltentrücktem Heim, solch sicherem, friedevollem Hafen hatte Kaulbach lange, lange Jahre hindurch geträumt.

Das, was er in den freudlosen Tagen der Knabenzeit, in den Kümmernissen des Jünglingsalters so schmerzlich entbehren mußte, eine Heimat, ein kleines Fleckchen Erde voll Friede und Ruhe, das war das Ziel seiner Sehnsucht, in dessen Verwirklichung sich ihm alles Glück der Erde verkörperte.

Bis zum Jahre 1840 wohnten meine Eltern noch in einer bescheidenen Wohnung an der Lerchen-, jetzt Schwanthalerstraße. Hier, in einem der kleinen Zimmer (denn zur Miete eines Ateliers fehlten noch die Mittel) war es, wo der Karton zur Hunnenschlacht entstand, hier war es, wo der kunstsinnige Graf Raczynski (1835/36) einst anklopfte, um bei W. Kaulbach eine große Wiederholung dieses Bildes für sich zu bestellen — der erste bedeutende Auftrag. —

Die Eltern zogen dann für mehrere Jahre in die Königinstraße, bis endlich zahlreiche Aufträge es meinem Vater im Jahre 1844 ermöglichten, ein Familienhaus an der damaligen Garten-, jetzt nach ihm benannten Kaulbachstraße zu erwerben, das der Schlachtenmaler Monten seiner Zeit für sich gebaut hatte. Es lag damals „vor der Stadt“, inmitten von großen Gärten und Grundstücken, die erst spärlich mit Häusern besetzt waren. Es war wirklich auf dem Lande! Ziegen weideten das üppig wuchernde Gras in den Straßengräben ab, die Bäume der anliegenden Gärten ragten mit ihren Aesten weit in die Straße herein, die bei schönem Wetter ein Staubmeer, und bei schlechtem ein nahezu undurchdringlicher Morast war.

Und anspruchslos wie der Zugang zu dem Hause, so zeigte sich auch das

„rote Schloß" selbst, wie es nach den roten Backsteinen, aus denen es gebaut war, später von den Freunden genannt wurde. Anspruchslos in der Einteilung der Räume, in der Ausnutzung der gegebenen Grenzen, gar nicht zu reden vom Komfort und der Ausschmückung der Zimmer. Aber trotz all dieser erheblichen Mängel und Fehler war das Haus doch das, was man persönlich nennt. Die Wohnräume, zu denen man teils auf breiten Stufen hinabsteigen mußte, oder aus denen man direkt in den Garten trat, die große Treppe mit blühenden Bäumen, die unpraktischen aber so gemütlichen Winkel und Gänge, all dies gab dem Hause die Eigenart und die Persönlichkeit eines originellen, nicht leicht zu behandelnden lieben Freundes, dessen Sonderbarkeiten jeder kennt und jeder belächelt, die ihn uns aber noch liebenswerter machen, und die niemand missen möchte! — Durch eine Art von Vorbau trat man aus dem Erdgeschoß in den großen Garten, der in den spätern Jahren bis zur nächsten Straße ausgedehnt wurde, und mit seinen schattigen Laubgängen und seinen von Efeu umsponnenen Bauernhäuschen für meinen Vater eine nie versiegende Quelle von Erholung, Glück und freundlicher Sorge bildete. Jeden Morgen nach dem Frühstück trat er mit einem Teller geschnittenen Brotes, das die Mutter in den frühen Morgenstunden schon vorbereitet hatte, hinaus in den Garten, und fütterte seine geliebten weißen Tauben, die in Scharen den sonnigen Platz vor dem Hause bevölkerten. Dann wurde mit dem getreuen Gärtner der tägliche Rundgang durch den Garten gemacht, die Bäume beschnitten und die Rosen besucht, deren jeder Stock den Namen eines von uns Kindern oder eines Freundes trug.

Erst wenn so für Tiere und Pflanzen gesorgt war, trat er den Weg in seine Werkstatt an.

Ich kann mir's nicht versagen, als ein kleines Zeichen dieses seine Seele erfüllenden Heimatglückes hier einige Worte aus einem Briefe anzuführen, den mein Vater im Jahre 1847 von Berlin aus an die Seinen schrieb:

„Wie schön muß jetzt unser Garten sein! Die herrlichen Rosen! — und ich kann sie nicht sehen, bin hierher verbannt! Jetzt fühle ich wieder recht, eine Heimat zu haben, wo das Liebste, Teuerste sich befindet! Und doch ist es besser, den Schmerz des Heimwehs zu erdulden, als heimatlos zu sein, nicht zu wissen, wo man hingehört, was ich als kleiner Bursch leider so oft fühlen mußte! Aber bald, bald sehen wir uns wieder!"

Der nachfolgende Brief aus Berlin (1847) an seine Kinder Johanna, Maria und Hermann mag auch an dieser Stelle Platz finden und einen freundlichen, für manche vielleicht unerwarteten Einblick in das Gemütsleben des Vaters gewähren:

„Meine lieben guten Kinder! Es ist Sonntag Morgen, halb sieben Uhr, wie ich diese Zeilen schreibe, und da bin ich in Gedanken bei Euch, meine Lieben und höre die Mutter rufen: ‚Johanna steh doch auf, der Kaffee steht schon auf dem Tisch und du liegst noch im Bett! Das ist doch zu arg, du Schlafratz, willst du gleich raus! Und die kleine Miez hat die Augen auch noch zu, schämt ihr Mädeln euch denn nicht? Der Hermann ist schon seit 5 Uhr

wach und munter, wartet nur, wenn der mal gehen kann, so kommt er mit dem großen Stock und treibt euch raus! Und nun kommt, wascht euch und reinigt euch die Zähne, daß sie glänzen wie Elfenbein, laßt euch schön ordentlich die Haare machen, und zieht dann die schönen Kleider an.' Und wie meine Johanna und Maria von den Kleidern hören, da fliegen sie freilich zum Bette heraus. Ihr wundert Euch, daß ich dies alles so genau weiß? O, ich weiß noch viel mehr, und wenn Ihr mir nächstens schöne Briefe schreibt, will ich Euch wieder antworten und auch einige Fragen stellen, z. B. was macht das Klavierspiel, liebe Johanna? Gewiß werde ich rechte Freude an Deinen Fortschritten haben, wenn ich wieder nach Hause komme! Und mein kleiner guter Miezl, mein Herzkäfer ‚kommt ein Vögerl geflogen', kannst Du es jetzt ganz, auch mit dem Baß?? Das wird aber schön klingen, potztausend, grad so schön wie bei der Jenny Lind!![1]) Ihr beiden guten Kinder müßt ein schönes Lied einstudieren, damit müßt Ihr mich überraschen, wenn ich wieder nach Hause komme! Das daguerreotypierte Bildchen nach meinem Hermann möchte ich sehen — aber schickt es mir lieber nicht, mein Heimweh, meine Sehnsucht nach Euch wird sonst noch größer! Welche Freude, daß das Kind so gut gedeiht, Gott erhalte es und mache einen tüchtigen Künstler aus ihm!"

Das erste größere Atelier, das Kaulbach anfangs (1841) besaß, wurde ihm von König Ludwig I. am „Lehel" in einem Garten vor der Stadt angewiesen; er mußte es anfangs mit einem Bildhauer Leeb teilen; hier entstanden die „Zerstörung Jerusalems", die Entwürfe zu den Fresken in der Residenz, dort malte er das große Porträt Lola Montez', das aber an den Besteller (König Ludwig I.) nie abgeliefert wurde, dort, d. h. in dem großen Garten vor dem Arbeitsraum, hatte er die lebenden „Personen" seines Reineke Fuchs, Bellyn den Widder, Lampe den Hasen, Isegrim den Wolf, und vor allem den ränkevollen Meister Reineke selbst in Käfigen untergebracht und zeichnete nach ihnen seine Studien.

Die Abendstunden verbrachte er zu Hause, und hier las ihm die Mutter bis tief in die Nacht aus Geschichtswerken vor, hier lernte er Cäsar, Livius, Herodot, Gibbon, Shakespeare und vor allem Homer kennen. Mit wahrem Heißhunger suchte sein Geist bei ihnen die Nahrung, die ihm in der Jugendzeit versagt worden war, mit der jugendlichen Begeisterung und der Andacht eines Gymnasiasten schloß er den Lebensbund mit den Geistesheroen aller Zeiten und Völker, und die Phantasie des gereiften Künstlers gab ihnen Gestalt und hauchte ihnen körperliches Leben ein. — Diesem mächtigen Triebe Kaulbachs, sich zu bilden und die großen Faktoren der Weltgeschichte kennen zu lernen, kam der Auftrag, das Treppenhaus des Berliner Museums mit großen Wandbildern aus der Geschichte zu schmücken, fördernd entgegen. Befreundete Gelehrte (Sybel, Riehl, Döllinger, Carrière) standen ihm mit ihrem Rat in der Bewältigung dieser Riesenarbeit zur Seite, und so war es nicht zu ver-

[1]) Jenny Lind, die gefeierte Sängerin, war mit meinen Eltern eng befreundet.

wundern, daß mein Vater im Laufe der Jahre mit der Geschichte der großen Kulturvölker eng vertraut wurde. —

Mit den schwierigen Gesetzen der deutschen Orthographie lag er aber zeitlebens in erbittertem Kampfe, er kannte keine fremde Sprache, doch die Namen und Taten aller großen Völker und Männer hatte er im Gedächtnis, und ich erinnere mich manch banger Stunde, in der er mich, den Gymnasiasten, wenn ich zu den Ferien nach Hause kam, ins Verhör nahm. So ist mir der Name Vercingetorix aus Cäsars bellum gallicum, über den ich sehr wenig, mein Vater aber alles wußte, noch heute in peinlichster Erinnerung. —

Das war zu meiner Gymnasialzeit. Ehe ich die Schule besuchte, d. h. bis zu meinem achten Jahre, waren freilich die Anforderungen, die an mich und den Ernst meines Lernens gestellt wurden, etwas leichterer Art. — Es ist nun wohl für die Nachwelt sehr gleichgültig, zu erfahren, auf welche Weise mir seinerzeit die Elemente menschlichen Wissens beigebracht wurden. Aber die Lehrmethode, die bei mir mit Billigung meiner Eltern in Anwendung kam, war so eigenartig und charakterisiert so gut die „weltentrückte" Atmosphäre meines Elternhauses, von der ich oben sprach, daß ich es mir nicht versagen kann, hier einiges davon zu erzählen.

Es war das Bestreben meines Vaters und auch meiner Mutter, in ihren Kindern vor allem die einem jeden Kinde innewohnende Phantasie und Einbildungskraft zu fördern und zu beleben. Der Eifer dabei war so groß, daß die Wirklichkeit und das Heranbilden einer praktischeren Lebensanschauung ganz in den Hintergrund trat. Ich habe mich jahrzehntelang bemühen müssen, dieses in meiner Kindertraumzeit verschobene Gleichgewicht von Wahrheit und Dichtung einigermaßen wiederherzustellen; ganz ist mir's nie mehr gelungen, aber um nichts in der Welt möchte ich die Eindrücke, die ich damals in mich aufnahm, missen.

Schon in meinem fünften Jahre hatte ich Anlage gezeigt, meine kindlichen „Gedanken" in Gedichtform wiederzugeben. Diese Begabung wurde von meinen Eltern und den Freunden des Hauses mit Jubel begrüßt und eifrig unterstützt. Ich mußte, da ich noch nicht schreiben konnte, meine „Gedichte" unsrer Erzieherin diktieren, die neu entstandenen Verse wurden meinem Vater, wenn er um vier Uhr nachmittags zum Mittagessen nach Hause kam, vorgelegt, sie wurden (zum großen Aerger des Verfassers!) den Sonntagsgästen, vor allem den Freunden Geibel und Bodenstedt vorgelesen, kurz es war eitel Freude über die vielversprechenden Leistungen des Sohnes.

Bei der Bedeutung, die diesen poetischen Versuchen von den Eltern beigelegt wurde, war es nicht zu verwundern, daß Erziehung und Lehrmethode hiervon beeinflußt wurden. Die ganze kleine Welt, in der ich lebte, wurde unter das Zeichen der Poesie gestellt. Ja, als endlich auch an mich die unabweisliche Notwendigkeit herantrat, in die Geheimnisse des Abc und des Einmaleins eingeführt zu werden, da mußten sich sogar diese trockenen Disziplinen ein poetisches Mäntelchen gefallen lassen. Der schöne Sommermorgen ist mir unvergeßlich, an dem mich mein „Hofmeister" zu diesem Zwecke an den nahen See im englischen

Garten führte, und es dort in einem kleinen Kahne, umgeben von Schwänen und Wildenten, versuchte, mir das nüchterne Einmaleins beizubringen!

Daß bei solchem „Unterricht“ diese Wissenschaft wenig Anklang bei mir fand, daß meine Lust zum Fabulieren und Träumen erst recht gedieh und üppig wucherte, ist nicht zu verwundern. Ich kam bald so weit, daß ich mit meinem Lehrer Briefe in Versen wechseln konnte, und wenn ich heute die vergilbten Blätter betrachte, auf denen damals meine poetischen Versuche sorgfältig niedergeschrieben worden waren, und zu denen mein guter Vater einige entzückende Titelblätter gezeichnet hatte, wenn ich es heute versuche, mich in jene Traumwelt von Riesen, Zwergen und allem möglichen Getier zurückzuversetzen, die ich in zahllosen Gedichten verherrlichte, so überkommt mich die Erinnerung an jene Zeit und das Elternhaus wie ein Klang aus ferner, glücklicher Märchenwelt.

Ob es pädagogisch richtig war, einen ohnedies schon zur Träumerei geneigten Knaben in solch ewiger Sonntagsstimmung aufwachsen zu lassen, das ist freilich eine andre Frage.

Aber gerade diese Sonntagsstimmung war es, die mein Vater in seinem Hause wünschte. Aus der Tiefe seines Herzens heraus sehnte er sich nach ihr. Wie oft, wenn ich bei ihm saß, und er mit leiser Stimme und düsterm Blicke von seiner Kindheit und Jugend erzählt hatte, dann seufzte er wohl auf, strich mir über das Haupt und sagte: „Du, mein Junge, sollst's besser haben!“ Und er umgab mich und meine Geschwister mit Sonnenschein und Glück, er führte um uns eine schützende Mauer auf gegen Lebensleid und Sorge, uns, seinen Kindern sollte das zu teil werden, was er sein Lebtag so schwer entbehrt hatte: eine glückliche Jugend!

(Schluß folgt.)

Deutschlands nationale, wirtschaftliche und humanitäre Aufgaben in seinen Kolonien.

Von

Frhr. v. Schleinitz, Vize-Admiral a. D.

Ueber die Aufgaben, die Deutschland bei Erwerbung und Kultivierung von Kolonien zufielen, mehr noch über die Vorteile, die letztere uns ganz selbstverständlich zu bringen hatten, ist vor wie nach dem Eintreten in die Kolonialära so endlos viel gesprochen und geschrieben worden, daß jedermann meinen durfte, die Wege zu einem befriedigenden Erfolg seien ganz klar vorgezeichnet. Da konnte es nicht wundernehmen, daß, als der Altreichskanzler 1884

der durch die Kolonialvereine angeregten und geleiteten Volksstimmung durch seine zielbewußte Besitzergreifung unabhängiger Ländereien endlich Rechnung trug, die Woge des Kolonial-Enthusiasmus hoch ging und so bald nicht wieder verlief. Galt es doch damals, den andern Nationen zu zeigen, daß auch der Deutsche ein natürliches Recht auf Mitbesitz und Mitbeherrschung ferner Welten habe und von nun an geltend machen werde.

Dem Reiche selbst erwuchs aus dem Schritte, abgesehen von der politischen Vertretung desselben den andern Mächten gegenüber, zunächst keine große Arbeit, denn die Besitznahme vollzog sich ohne besondere Schwierigkeit, und es herrschte damals noch der Grundsatz, die Kolonien von Reichs wegen nur zu schützen und zu vertreten, der Regierung sich aber höchstens dort in beschränktem Maße zu unterziehen, wo sich fürerst keine Privatverwaltung schaffen ließ.

So kam es, daß man von Aufstellung eines allgemeinen nationalen Zieles oder leitender Grundgedanken für die Verwaltung und wirtschaftliche Nutzbarmachung der erworbenen Länder absah. Wie bekannt, vermeinte man die Dinge nach Analogie der englischen und holländischen ostindischen Compagnien sich entwickeln lassen zu sollen.

Man hatte dabei übersehen, daß nicht nur die allgemeinen weltwirtschaftlichen Zeitverhältnisse ganz andre geworden waren, sondern daß auch die Grundbedingungen jener als Muster genommenen Organisationen, nämlich die Natur der in Besitz genommenen Länder, namentlich aber die Beschaffenheit und der soziale Zustand ihrer Bewohner vollständig verschiedene waren.

Die den Privatgesellschaften von seiten des Reichs erteilten Schutzbriefe verliehen diesen die Landeshoheit und das Recht, in den Schutzgebieten herrenloses Land in Besitz zu nehmen und mit den Eingeborenen über Land und Grundberechtigung Verträge abzuschließen, legten ihnen aber, abgesehen von den Kosten der Verwaltung und Rechtspflege, so gut wie keine Pflichten auf. Die zum Schutz der Eingeborenen erforderlichen Bestimmungen zu erlassen, behielt sich die Reichsregierung vor; tatsächlich wurden solche aber zunächst nicht gegeben, sondern den Landesverwaltungen und lokalen Behörden überlassen.[1])

Ebensowenig wie in diesen Schutzbriefen sind bei den Erklärungen der Regierung vor dem Reichstage höhere Ziele als leitende Gesichtspunkte unsrer Kolonialpolitik zum Ausdruck gebracht, abgesehen von einigen allgemeinen Hinweisen auf die zu erstrebende Zivilisation der Eingeborenen und auf die in der Berliner Konferenz und Kongo-Akte übernommene Verpflichtung zur Bekämpfung der Sklaverei und hinsichtlich Nichteinführung von Branntwein, Schießwaffen und Munition in gewisse Länder. Im allgemeinen wurde aber sowohl bei der öffentlichen Diskussion, wie bei der privaten Besprechung und Agitation als

[1]) Von seiten der Neu-Guinea-Compagnie wurden von vornherein humanen Gesichtspunkten Rechnung tragende und recht durchdachte Bestimmungen über Behandlung der Eingeborenen und Verkehr mit diesen erlassen, die wohl mit dazu beitrugen, daß die Beziehungen zu diesen wildesten Eingeborenen recht gute waren, und Begehungen solcher Scheußlichkeiten der Europäer gegen Schwarze, wie in West- und Ostafrika, unbekannt blieben.

eigentlicher Zweck der Erwerbung von Kolonien die Förderung der eignen materiellen Interessen hingestellt oder als selbstverständlich vorausgesetzt.

Das Fehlen eines höhere Gesichtspunkte vertretenden Programms für unsre Kolonialpolitik erklärte sich ohne Frage zu einem guten Teil aus dem Mangel der Beherrschung dieses Feldes bei der Reichsregierung. Im ganzen wurde die Leitung der Kolonien, da die praktische Verwaltung eben Privaten überlassen war, nur als nebensächliche Aufgabe des Auswärtigen Amtes angesehen. Es fehlte dort die mit voller Verantwortung für die in ihrer Tragweite und Wichtigkeit unterschätzten Sache betraute Person, die mit dieser verwachsen und mit voller Hingabe sich ihr widmen und sie auf hohen Bahnen weiterführen konnte.

So blieb das meiste den Privatorganen, namentlich auch den Gouverneuren, bezw. Landeshauptmännern überlassen, was unter Umständen ja sein Gutes hätte haben können. Für diese war es zufolge der vorgeschilderten Sachlage aber unmöglich, sich über ihre Aufgabe klar zu werden, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, mit unzulänglichem und sachunkundigem Personal die Herrschaft und Verwaltung eines fast unbekannten Landes von ungeheurer Ausdehnung in allen Einzelheiten einzurichten, zumal es ihnen auch an der Macht fehlte, ihre Ideen in die Tat zu übersetzen. Wenigstens kann ich dies von mir selbst bezeugen, der ich in der Sache doch nicht Neuling war, da ich nicht nur die betreffenden Länder — namentlich auf meiner Gazelle-Forschungsreise — persönlich kennen gelernt und manche praktische Erfahrung mit den Eingeborenen gemacht, sondern schon seit Jahren für die Verwirklichung des kolonialen Gedankens in meinen Stellungen als Vorsitzender der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland und Vorsitzender und Mitglied andrer Vereine und Aemter, die die Erforschung auf geographischem Gebiete und ihre Nutzbarmachung in handelspolitischer Richtung bezweckten, gearbeitet hatte. Die Hoffnung, bei meinen Meldungen an Allerhöchster Stelle und beim Fürsten Bismarck vor Antritt meines Amtes als Landeshauptmann, ein in höherer Auffassung gestecktes Ziel angedeutet zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. So wird es auch den andern Landeshauptleuten ergangen sein. Man fühlte, daß es an einer die Sache beherrschenden, zielbewußten Leitung oben fehlte, und das war ihr Unsegen von Anbeginn.

Schon die erste Festlegung der meisten unsrer Kolonien mit ihren recht unnatürlichen Grenzen war unglücklich, und so die späteren Regulierungen und Austausche. Man werfe einen Blick in einen Kolonialatlas: In Südwestafrika ein schmaler, bei Konflikten unhaltbarer Streifen ostwärts nach dem Sambesi hin; in Kamerun eine Einschnürung durch den unnatürlichen Ausschnitt um Yola herum westlich und Lama und Bifara östlich; in Togo Abdrängung von der natürlichen Flußgrenze im Westen; in Ostafrika Aufgaben des alten und wichtigen Zentralpunktes für den ganzen Handel an dieser Küste, Zanzibar, das Setzen der englischen Schildwache vor unserm Gebiet und Abtreten des nördlichen Teiles der Kolonie, so daß unsre Küstenausdehnung eingeschränkt und den Engländern Gelegenheit gegeben wurde, durch den Bau ihrer Grenzbahn einen

großen Teil des Binnenverkehrs aus unsrer Kolonie abzulenken; im Stillen Ozean die unbegreifliche Schwächung unsrer maritimen und militärischen Stellung durch Ueberlassung des schönen Hafens nebst Kohlenstation auf den Tonga-Inseln und wertvoller, strategisch ungemein wichtig gelegener Salomons-Inseln an unsern Rivalen in der Weltpolitik. Der Gewinn von Helgoland und des hafenlosen Samoas hiergegen ist kein Aequivalent gewesen, wie jeder Sachkenner weiß. Jeder sachliche Weitblick hat bei den Unterhandlungen, die zu obigen Ergebnissen führten, leider gefehlt, wohl auch die Wärme für den Gegenstand.

Nun liegen fast zwei Dezennien seit Eintritt in die koloniale Aera hinter uns. Die materiellen Erfolge, um deren willen wir nach der herrschenden Meinung die Länder uns aneigneten, sind dürftig trotz der nicht geringen, auf die Kolonisierung verwendeten staatlichen Mittel. Kaum eine der mit mehr oder weniger großer Aufwendung von Privatkapitalien gegründeten Gesellschaften konnte Dividenden zahlen, manche derselben, wie auch Einzelunternehmungen, gingen zu Grunde. Am meisten noch hat die ärmste der Kolonien, Südwestafrika, den freilich von Hause aus nur niedrig gestimmten Erwartungen entsprochen, indem sich dort mancher Einzelexistenz ein leidlich gesicherter Lebensunterhalt bot.

Wenn auch der Zeitraum von 18 Jahren zu kurz ist, um bei Koloniegründung Großes zu erreichen, so war dieser doch lang genug, um die begangenen Fehler einzusehen und andre Bahnen einzuschlagen. Davon ist aber bei den ausschlaggebenden Stellen noch wenig zu erkennen, wenn auch Fortschritte in manchen Einzelheiten in neuerer Zeit hervortraten.

Inzwischen haben sich aber wenigstens die Ansichten in den privaten kolonialen Kreisen geklärt und, um diese beachtenswerte Strömung für die Sache wo möglich nutzbar zu machen, ist im folgenden auf den kolonialen Entwicklungsgang näher einzugehen.

Wie bemerkt, wurde von Hause aus die Verwaltung der Kolonien der Hauptsache nach den privaten Gesellschaften überlassen, und dies kam so: Die politische Notwendigkeit der Konzentration unsrer Kräfte ließ den Altreichskanzler Jahre hindurch den vielfach angeregten Gedanken des Eintretens in koloniale Unternehmungen zurückschieben. Selbst gegen die von der Admiralität angestrebte Erwerbung der für die Aufgaben der Marine ganz notwendigen eignen Flottenstationen (Kohlen- und Ausrüstungsdepots) im Auslande als Basis eventueller Operationen verhielt er sich ablehnend. Als er es endlich an der Zeit erachtete, der Sache näher zu treten, fand er keine Unterstützung beim deutschen Reichstage, der außer Fühlung mit der Volksstimmung und in Unkenntnis oder Mißachtung der wirtschaftlichen und handelspolitischen Bedeutung die Samoa- und die erste Dampfersubventionsvorlage (1879—80) zurückwies. Damit war der Eintritt des Reichs für Verwirklichung des kolonialen Gedankens auf Jahre hinausgeschoben. Die Regierung stellte sich auf den Standpunkt, daß die Initiative sowohl wie die eigentliche Arbeit nunmehr der privaten Tätigkeit zukomme, und als diese

einsetzte (durch Lüderitz, Peters, v. Hansemann), entschloß man sich zur Erteilung der Schutzbriefe.

Die geschützten Gesellschaften erwiesen sich ihrer unmöglichen Aufgabe nicht gewachsen, und erst dann übernahm das Reich die Verwaltung der betreffenden Gebiete unter großen, in dem vereinbarten Maße jedenfalls nicht gerechtfertigten finanziellen Opfern. Ein Kolonialamt wurde eingerichtet, bezw. selbständiger gemacht (leider unter sachunkundiger Leitung), das von vornherein nicht sehr glückliche Wege einschlug. Dem Mangel an Vertrauen zu der Beherrschung seiner Aufgaben ist wohl mit die Schöpfung eines Kolonialrates zu danken. An der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung sind Zweifel berechtigt. Trotz mancher anerkennungswerten Arbeit, die aus seiner Mitte hervorging, ist es ihm nicht gelungen, zu Autorität zu gelangen, weder dem Reichstage noch der öffentlichen Meinung gegenüber. Abgesehen von der Gefahr, daß bei den Beratungen die persönlich interessierten Mitglieder zum Schaden des Allgemeinwohls den Ausschlag geben, nimmt ein solcher Beirat auch dem Leiter des Kolonialamtes ein gut Teil seiner Verantwortung. Ohne diese Stütze wäre man schwerlich in den verkehrten Maßnahmen so weit gegangen, wie es geschehen ist.

Anstatt den wahren Schatz zu heben, der uns zur Mehrung von Ansehen, Einfluß und Macht zugefallen war in der Kraft der Eingeborenen, richtete sich das kurzsinnige Bestreben auf Ausbeutung des diesen gehörigen, ihnen fortzunehmenden Bodens. Blindlings nahm man das Verfahren andrer Kolonialmächte zum Vorbild, ohne den veränderten Zeitläufen und dem von Europa inzwischen errungenem hohen und humanitären Kulturstande Rechnung zu tragen, ohne durch das Studium der Kolonialgeschichte jener Mächte zu erkennen, daß ihr System: die Ausbeutung der Länder mit Beiseitesetzung der Eingeborenen und Vergewaltigung ihres Naturrechts — nirgends Großes schuf, vielfach zum Ruin führte; ohne zu bedenken, daß eines sich nicht schickt für alle, daß wir nicht Spanier, Portugiesen, Engländer, sondern daß wir Deutsche sind.

Weil das deutsche Empfinden sich notwendigerweise mit der Zeit auch in der Kolonialfrage Bahn brechen mußte, konnte es nicht ausbleiben, daß die Ansichten über Ziel und Wege, wenn nicht der Mehrzahl der Kolonialpolitiker, so doch eines gewichtigen Teiles von ihnen andre wurden.

Heutzutage klingt es schon fast unglaublich, daß sogenannte koloniale Praktiker es offen aussprechen und damit Anklang und Glauben finden konnten: Die Schwarzen seien nur eine Abart des Menschengeschlechtes und von Rechts wegen von dem Weißen gleich dem Tiere auszunutzen; das von andrer Seite gestellte Verlangen der Anerkennung ihrer Menschenrechte, menschenwürdiger Behandlung und Hebung auf höhere Kulturstufe wurde als Humanitätsdusel bezeichnet. Da konnte das Vorkommen der bekannten Ausschreitungen eines Leist, Velau u. a., deren Untaten bei manchen durch die dem Tropengewohnten lächerliche Fabel vom Tropenkoller als unverschuldete Krankheit angesehen wurde und selbst bei den Richtern eine unbegreiflich milde Beurteilung fanden, nicht wundernehmen. Die Allgemeinheit bis in hohe Kreise hinein war sich der eignen Urteilslosigkeit

zur Sache bewußt und nahm einige gewissenlose, großsprecherische Menschen, die in Afrika noch mehr verroht waren und mit ihren Erfahrungen prahlten, als Autoritäten in der Eingeborenenfrage hin.

Ich habe meine Stimme schon Februar 1896 hiergegen in einem Aufsatz in der Kolonialzeitung erhoben und möchte einen Passus daraus hier wiederholen, weil er meinen von jeher eingenommenen Standpunkt klar kennzeichnet:

„Das Gründen von Kolonien ist praktisch nur möglich, indem die Landesbewohner unter die Botmäßigkeit der kolonisierenden Macht gebracht werden. Selbst wenn dieses nicht auf dem Wege der Eroberung durch Kampf und Unterjochung geschieht, sondern durch Abschluß von Verträgen mit einigen Fürsten oder Häuptlingen, ist es mehr oder weniger ein Gewaltakt des physisch Stärkeren und geistig Höherstehenden gegen den Schwächeren, und sofern kein höheres Ziel dabei erstrebt wird, vom ethischen Standpunkte aus betrachtet, ein Unrecht, denn auch derartige Verträge haben nur den Zweck, uns einen Rechtstitel, sowohl dem eignen Gewissen, wie den rivalisierenden europäischen Mächten gegenüber zu verschaffen. Die nackte Tatsache bleibt immer, daß man sich zum Herrn der Eingeborenen und ihres angestammten Landes gegen ihren Willen aufwirft. Es macht in Bezug auf letzteres keinen Unterschied, wenn nominell zunächst nur das sogenannte herrenlose Land in Beschlag genommen wird, denn die Entscheidung, was als herrenlos anzusehen ist, liegt de facto bei der usurpierenden Rasse, und ihr Eigennutz gibt den Ausschlag. Der Punkt, auf den es hier hauptsächlich ankommt, ist indes weniger die Vergewaltigung des fremden Besitzrechtes, als die Unterzwingung der eingeborenen Bevölkerung unter den Willen des Kolonisierenden, denn hieraus entspringen schwerwiegende, gleichzeitig aber hohe moralische Verpflichtungen, die man nicht ohne weiteres abschütteln darf. Wenn überhaupt, so läßt sich das Unterzwingen der niederen Rasse unter die höhere nur unter dem Gesichtspunkte rechtfertigen, ihr die eigne höhere Kultur zu bringen, weil der höchste Zweck des Menschengeschlechtes die geistige und sittliche Vervollkommnung ist. Die suchende Menschenliebe hat zunächst auf dem Wege der Mission erstrebt, sich den heidnischen Völkern zu nähern und sie zu sich heraufzuziehen, aber es liegt auf der Hand, daß die so geübte Einwirkung auf das Gemüt durch Ueberredung und christliches Beispiel nicht genügt, weil die unerzogenen Naturmenschen gleich Kindern nicht einsehen, was ihnen dienlich ist. Aus diesen Gründen wird man es auch vom ethisch-sittlichen Standpunkte, der für alle Handlungen eines Kulturvolkes der maßgebende sein sollte, nicht tadeln können, wenn man es unternimmt, niedere Rassen unserm Einfluß auch gegen ihren ursprünglichen Willen zugängig zu machen und sie zu diesem Behufe möglichst schonend uns zu unterwerfen, weil es keinen andern Weg gibt, der zum Ziele führt, wie die Geschichte des Menschengeschlechts dieses lehrt.

„Wird gemäß einer solchen Auffassung Kolonialpolitik getrieben, so wird sich daraus ganz von selbst eine rücksichtsvolle Behandlung der Eingeborenen ergeben.“

Wie zeitgemäß diese Hinweise waren, dafür sind uns inzwischen eklatante und grauenhafte Belege geworden. Nationale und individuelle, nur auf den

Gelderwerb gerichtete Selbstsucht hat es dahin gebracht, daß gerade derjenige Staat, als dessen Wiege die hauptsächlich humanitären Zwecken gewidmete Berliner Konferenz und die ihr folgenden internationalen Abkommen anzusehen sind und für dessen Wohlverhalten die beteiligten Mächte daher die Verantwortung mitzutragen haben, sich und die Christenheit mit unauslöschlicher Schande bedeckt hat, denn die von der Regierung des Kongostaates, wenn nicht direkt herbeigeführten, so doch geduldeten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten übertreffen alles, was die Geschichte der Kulturstaaten uns an Ausschreitungen gemeiner Seelen bisher berichtet hat. Es zeigt sich hier wieder der ganze Jammer der Realpolitik europäischer Staaten, die grundsätzlich sich nicht darum kümmert, wenn der Nachbarstaat fremde Völker unter die Füße tritt, solange man selbst nicht ganz direkt dadurch geschädigt wird. Und es lag für die betreffenden Mächte noch ganz besonderer Anlaß vor, dem Kongostaat sein schmähliches Handwerk zu legen, da — ganz abgesehen von den Eingeborenen — nicht bloß einige deren Untertanen durch Angestellte jenes sauberen Staates beraubt (einer sogar unschuldig hingerichtet), sondern das ausdrücklich als Folge der Berliner Konferenz für Afrika ausbedungene und festgestellte Recht des freien Handels auch andrer Nationen beständig in frechster und gröblichster Weise mißachtet und mit Füßen getreten wurde.

Leider ist aber auch bei uns eine Wendung zum Besseren kaum zu verzeichnen, denn die nicht bloß höherer sittlicher Anschauung, sondern aller Vernunft hohnsprechende Aufteilung der den Eingeborenen gehörenden Ländereien an unkontrollierte Privatgesellschaften zu Spekulationszwecken nahm ihren Fortgang bis in die letzte Zeit. Wenn bis dahin der Hauptsache nach nur gering bevölkerte oder ganz unbewohnte und wirtschaftlich für die Eingeborenen unwerte Ländereien in Südwest- und Ostafrika vergeben wurden, so ging man jetzt gleicherweise in dem fruchtbaren, stark bevölkerten Westafrika vor und begann die Zukunft dieser hoffnungsreichsten Kolonien aufs Spiel zu setzen.

Legt ein derartiges unbegreifliches Vorgehen nicht die Annahme nahe, daß man — es koste, was es koste — durchaus mit einem materiellen Erfolg vor das Land treten wollte, und da das Kapital für kleinere Unternehmungen sich nicht flüssig erwies oder zu schwerfällig war, die große Spekulation in die Arena rief? Aber wer hatte allein den Gewinn und konnte ihn allein haben? Nicht der Eingeborene, nicht der arbeitsame und intelligente einzelne Deutsche, nicht das Vaterland, sondern der gewandte Spekulant und das Ausland. Es ist meines Wissens der Hauptsache nach unwidersprochen geblieben, was in dem einen Falle in vielen Zeitungen und Zeitschriften konstatiert wurde und was deshalb hier wörtlich angeführt sein mag:

„Eine dieser Konzessionen, die der unter der Leitung des Dr. Scharlach in Hamburg stehenden „Süd-Kamerun-Gesellschaft" erteilt wurde, hat der frühere Direktor der Kolonial-Abteilung Dr. v. Buchka sogar als Typus für das Vorgehen der Regierung in der Bodenfrage der Kolonien bezeichnet. Man darf daher dies System, nach dem man unsre überseeischen Gebiete erschließen will,

das ‚System Scharlach‘ nennen. Worin besteht dieses? Der Gesellschaft des Herrn Scharlach wurde ein ungeheures Gebiet im südlichen Kamerun überlassen. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 77000 Quadratkilometer, es ist also um 1000 Quadratkilometer größer als das ganze Königreich Bayern. Dafür übernahm die Gesellschaft die Verpflichtung, 10 % vom Reingewinn an das Gouvernement der Kolonie abzugeben. Es ist ihr aber gestattet worden, von ihrem tatsächlichen Gewinn zunächst 5 % für den Reservefonds und weitere 5 % für Dividende auf das ausgezahlte Kapital abzuziehen. Von dem übrig bleibenden Gewinn erst erhält das Reich 10 %, also in Wirklichkeit unter günstigen Umständen 9 % des Gewinns. Daneben hat sich die Regierung das Recht vorbehalten, Straßen und Eisenbahnen zu bauen, ohne den Grund und Boden dafür noch besonders zu bezahlen.

„Die Aktionäre der Gesellschaft hatten ein Grundkapital von 2 Millionen gezeichnet. Dies Kapital wurde in 5000 Aktien à 400 Mark zerlegt. Die Aktien warf man mit einem Agio von 100 % auf den Geldmarkt. Sie fanden zu diesem Preise an der Brüsseler Börse reißenden Absatz; ebenso 15000 Genußscheine, die je mit 900 Franken bezahlt wurden. So hatte man in kurzer Zeit, wie sich jeder leicht berechnen kann, die hübsche Summe von 16 Millionen Franken verdient, d. h. die Käufer der Aktien und Genußscheine hatten die Hoffnung, daß die Besitzrechte auf das Gebiet dereinst für sie eine Goldgrube werden würden, mit diesen Millionen bezahlt.“

Maßnahmen mit so ungeheuerlicher Wirkung lassen sich kaum anders erklären als dadurch, daß eine nicht genügend sachverständige Behörde sich auf die selbstinteressierten Stimmen des Kolonialrates stützte und diesen als sachkundige Rückendeckung hatte. Jedenfalls dokumentierte sich hervorragender Mangel an Einsicht und Ziel darin, denn einmal lag es auf der Hand, daß Privatgesellschaften solche ihnen überwiesenen Riesenterritorien durch eigne Arbeit gar nicht kultivieren und mit ihnen auch sonst wenig machen konnten, wenn sie von Hause aus dieselben, auf mühelosen Gewinn spekulierend, nicht an die zweite Hand auszuteilen gedachten, sodann aber mußte man sich doch über die Frage zuvor klar werden und darüber Untersuchung anstellen, was von diesen Landmassen denn überhaupt für den gegenwärtigen und zukünftigen Bedarf der Eingeborenen entbehrlich war. Man würde dann rechtzeitig entdeckt haben, daß für Pflanzungen brauchbares, herrenloses oder entbehrliches Land in großer Ausdehnung gar nicht vorhanden ist.

Was Dr. v. Buchka und sein Vorgänger begonnen, wurde unbegreiflicherweise unter seinen sachverständigeren Nachfolgern fortgesetzt,[1]) und es trat die Verkehrtheit der Maßregel auch bald praktisch in die Erscheinung. Obwohl nur geringe Bruchteile des ungeheuren Besitzes in Angriff genommen wurden, war man zunächst genötigt, Raum für die Anlage von Pflanzungen dadurch zu

---

[1]) Wie in Afrika mit den Landkonzessionen scheint man übrigens in der Südsee mit Vergebung von, wenn auch nicht gleich schädlichen, so doch bedenklichen Ausbeutungsmonopolen vorzugehen.

schaffen, daß man Hütten und Dörfer der Eingeborenen zwangsweise abbrechen und an andre für die Pflanzungszwecke weniger geeignete Stellen verlegen ließ. Ein solches, als ungerecht nicht genug mißzubilligendes Verfahren erzeugte natürlich Erbitterung, selbst Aufruhr, und hatte zur Folge, daß die Leute abgeneigt waren, für ihre Verdränger zu arbeiten, weshalb man Zwang gegen sie anwandte.

Ueber die Arbeitsunlust der Neger ist viel geklagt worden; sie ist bei einigen Stämmen wohl zweifellos zu finden, aber nach Urteil aller tiefer in die Volksseele eingedrungenen Männer durchaus kein von der Rasse untrennbares Uebel, sondern durch die Entwicklung erzeugt und durch eine ganze Reihe von Einflüssen des sozialen Lebens begünstigt. Man kann auch nicht von allgemeiner Faulheit oder Trägheit der Leute sprechen, vielmehr nur von einer Abneigung, bestimmte, namentlich seßhafte Arbeit zu verrichten, denn bei Krieg, Jagd, Handel, Wanderungen zeigen sich die Männer durchaus eifrig und ausdauernd. Die Sklavenwirtschaft und Vielweiberei haben es vielerorts mit sich gebracht, daß die seßhafte Arbeit den Sklaven und Frauen aufgebürdet und des freien Mannes für unwürdig angesehen wurde. Auch steht außer Zweifel, daß der bisher unkontrollierte Verkehr mit den Weißen (Branntweinpest u. s. w.) das Uebel sehr verschlimmert hat, da die Männer es vorteilhafter fanden, ihr Brot und den Branntwein durch Sammeln und Lieferung von wild wachsenden oder durch Jagd zu erlangenden Handelsprodukten zu erwerben, als durch anstrengende seßhafte Bodenarbeit, wodurch es sich auch erklärt, daß man nicht bloß besseres Betragen, sondern auch größeren Fleiß und schönere Leistungen auch in der Bodenkultur findet, je weiter man sich von der Küste entfernt.

Abgesehen von meinen eignen Beobachtungen und Erfahrungen auf diesem Felde in Afrika und der Südsee, könnte ich ungezählte Urteile von andern Kennern der Schwarzen aufführen, die der Behauptung der allgemeinen Trägheit und Arbeitsunlust der Eingeborenen direkt widersprechen. Wenn die Rücksicht auf den beschränkten Raum dies nicht gestattet, so möchte ich doch nicht unterlassen, wenigstens einige kurze Ausführungen offiziellen Charakters bezw. von uninteressierten Autoritäten aus jüngster Zeit hier wiederzugeben. So wird erwähnt, daß beim Molenbau in Swakopmund sich die Ovambos als tüchtige Arbeiter erwiesen haben; der Leiter der Baumwollenexpedition des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Togo bezeichnet die Bewohner des Dagi-Tales als intelligent und arbeitsam; so berichtet der Stationsleiter von Atakpome in Togo:

„Wenn man von Basilo nordwärts marschiert und den Kara überschritten hat, erblickt man rings umher, so weit man sehen kann, die herrlichsten, gut bestellten Felder. Jedes Fleckchen ist ausgenutzt; kein unnützer Baum oder Strauch, alles ist sorgfältig bestellt und von Unkraut rein gehalten. In steile Wände sind Terrassen gebaut. Die Steine sind abgelesen und an Wegrändern sauber aufgeschichtet oder zu Terrassenbau verwendet. Ja, sogar sehr praktisch angelegte Kanalisationen kann man sehen. Ganz besonders sorgfältig bewirtschaftet ist Kabure, das auch in seinem südlichen Teil den besten Boden hat, während der Norden steril und daher auch nur vereinzelt bebaut ist. Es ist eine Freude, die

sauberen Felder zu sehen. Viel gepflanzt war Hirse mit Erdnüssen als Unterfrucht, dann Reis, Guineakorn, weniger Yams und Kassade. Die steilsten Abhänge sind bebaut. Selbst an Düngung fehlt es nicht. Die kleinen burgartigen, zerstreut liegenden Gehöfte haben alle eine ausgepflasterte Dunggrube vor dem Gehöft, worin alle Abfälle gesammelt werden, um später als Dünger aufs Feld gestreut zu werden. Die Halme vom Guineakorn werden sorgsam gesammelt und als Feuerungsmittel benutzt. Aus der Asche dieser Halme wird Salz ausgelaugt, das den Leuten das seltene und teure europäische Salz ersetzt.

„Wahrlich, die Kabure sind Ackerwirte, von denen noch mancher Europäer lernen könnte! Dort ist die Natur ein strenger, aber guter Lehrmeister gewesen. Die außerordentlich starke Bevölkerung war, wenn sie leben wollte, gezwungen, jedes Fleckchen auszunutzen und zu bearbeiten. Auch zur Ueberlegung war sie gezwungen, man kann deutlich in den Anlagen der Kanalisation u. s. w. die Ueberlegung erkennen."

Ferner teilt der durch die kürzlich erst erfolgte Besitznahme eines Teils von Adamaua verdiente Oberst Pavel über diese Gebiete mit:

„Die Landwirtschaft blüht in hohem Maße. Unabsehbare Felder von Mais, Korn, Reis, Erdnüssen, Tabak, Zuckerrohr und andern einheimischen Früchten erfreuen das Auge. Auch die Rindvieh- und Pferdezucht stehen in hoher Blüte. Der Baumwollbau, schon weiter südlich beginnend, nimmt nördlich des Benue große Flächen ein. Deutsch-Bornu und der angrenzende, sich östlich bis an den Schari ausdehnende Teil von Adamaua ist fast eine einzige Baumwollpflanzung."

Desgleichen äußert sich der erfahrene Leiter des botanischen Gartens in Kamerun, Dr. Preuß, über die bei einer westafrikanischen Studienreise zu lösenden Aufgaben,[1]) eine Aeußerung, die sich nicht direkt auf unsre, sondern die Eingeborenen von Nachbarkolonien bezieht, aber besondere Beachtung verdient, weil sie gleichzeitig zeigt, was die Neger für den Export aus den Kolonien in das Mutterland zu leisten im stande sind, wenn sie richtig angeleitet werden:

„Einen Besuch von Senegambien halte ich für sehr lehrreich und wünschenswert. Es wird zweifellos von hohem Interesse sein, festzustellen, mit welchen Mitteln die Franzosen die Eingeborenen zu einer so enormen Produktion von Erdnüssen haben veranlassen können, wie sie durch den Export von mehr als 123000 Tonnen im Werte von 21 Millionen Franken für das Jahr 1901 dargestellt wird. Als wichtige Nebenstudien sind die Kautschuk- und Gummi-Arabikumgewinnung anzusehen. Was für die Erdnußkulturen in Senegambien gilt, findet in gleicher Weise auf die Kakaokultur an der Goldküste Anwendung. Den Engländern ist es gelungen, den Anbau von Kakao bei den Eingeborenen im Laufe von etwa zehn Jahren in so ausgedehntem Maße einzuführen, daß im

[1]) Es ist charakteristisch, daß die hier in Aussicht genommenen sehr wichtigen Ermittelungen, wie schon viele andre bereits abgeschlossene, nicht etwa im Auftrage der Regierung oder auf deren Anregung hin, sondern ausschließlich durch das um Entwicklung unsrer kolonialen Arbeit im höchsten Grade verdiente, durch private Kolonialfreunde ins Leben gerufene „Kolonialwirtschaftliche Komitee" erfolgen.

letzten Jahre von Accra aus eine etwa ebenso große Quantität Kakao verschifft wurde, wie von den sämtlichen Pflanzungen Kameruns zusammengenommen. Dabei ist in all den Eingeborenenpflanzungen, wie mir mitgeteilt worden ist, nicht eine einzige Mark europäischen Kapitals investiert."

Weiß man, welche ungemein große Arbeit die Zubereitung des Bodens für den Ackerbau und seine Reinhaltung von Unkraut bei der Wüchsigkeit der Tropennatur verursacht, und bedenkt man, daß dies alles mit den primitivsten Werkzeugen ausgeführt wird, so kann man nicht anders, als die Geschicklichkeit, den Fleiß und die Ausdauer dieser Ackerbauer sehr hoch einzuschätzen und wird dem erfahrenen ostafrikanischen Bischof der englischen Kirche, Maples, zustimmen, wenn er sagt:

„Es hieße Zeit verlieren, wenn ich beweisen wollte', wie ich das leicht tun könnte, daß unsre ostafrikanischen Eingeborenen in Bezug auf Verstand und Gaben nicht im geringsten den weißen Leuten nachstehen, wenn ihnen nur die Möglichkeit geboten wird, sich geistig zu entwickeln."

Auf das Schaffen dieser Möglichkeit kommt alles an. Wenn die Eingeborenen nicht überall so günstige Beurteilung verdienen, so gilt es eben, die bessernde Hand anzulegen, und es hat nur nachgewiesen werden sollen, daß dies eine nicht aussichtslose Aufgabe der auf höherer Kulturstufe stehenden kolonisierenden Staaten ist.

Unsre Kolonialpolitik läßt bisher nur zu wenig erkennen, daß sie sich solche Aufgabe gestellt hat, obwohl es an zahlreichen Hinweisen und Anregungen in dieser Richtung von außen her nicht gefehlt hat. Abgesehen von vielen Aeußerungen in der der kolonialen Entwicklung dienenden Literatur, kam dies auch bei den Verhandlungen des jüngsten Kolonialkongresses vielfach zum Ausdruck, und es war für den Menschenfreund erfreulich, zu hören, wie die betreffenden Redner gerade da, wo sie auf die Notwendigkeit der wohlwollenden und heraufziehenden Behandlung der Eingeborenen hinwiesen, besonderen Beifall in der Versammlung fanden. Schon der Umstand, daß man zu dem Kongresse eine so große Anzahl von Gesellschaften, die Missions- und andre ideale oder humanitäre Zwecke verfolgen, zugezogen hatte, deren Wirksamkeit früher nur gar zu oft dem Spott oder als schädlich ungerechten Angriffen ausgesetzt war, deutete auf den Umschwung in der ganzen Auffassung.

Wenn ich hier wiederum einige Stimmen über die gemachten Fehler und die bessernden Wege anführe, so geschieht es, um zu zeigen, daß ich mit meinen Ansichten zur Sache nicht isoliert dastehe, wobei ich absichtlich davon absehe, Aussprüche aus Missionskreisen heranzuziehen, die ja selbstverständlich der Richtung huldigen, die Eingeborenen als unsre Brüder zu behandeln.

U. v. Hassel sagt in einem Aufsatz über die Bedeutung der Eingeborenen für unsre Kolonien:

„Die Bedeutung der Eingeborenen für unsre Kolonien wird leider nicht so hoch gewertet, wie sie es tatsächlich verdient. Man betrachtet vielfach die Schutzgebiete als Ausbeutungsobjekte, aus denen uns das Recht zusteht, so viel

Nutzen als nur irgend möglich zu ziehen, ohne ihnen gegenüber Pflichten zu haben. Einzelne Kolonialpolitiker und Schriftsteller treten dieser in Kreisen der Kolonialinteressenten stark verbreiteten Anschauung allerdings entgegen. So sagt u. a. Dr. Hassert in seinem Werke ‚Deutschlands Kolonien‘: ‚Wir haben allen Grund, uns um die Eingeborenen zu kümmern. Denn in der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht vor allem der große Schatz, den der dunkle Erdteil birgt. — Die wirtschaftliche Zukunft unsrer Kolonien beruht auf der Erziehung der kolonialen Menschen.‘“

Warnend bemerkt der gleiche Kolonialschriftsteller an andrer Stelle:

„An Spanien und Portugal liegt ja vor aller Welt zu Tage, wie in Bezug auf ihren Kolonialbesitz die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Wie ein drohendes Warnungszeichen steht das spanische Kolonisationssystem vor jedem kolonisierenden Volke. Aus der spanischen Kolonisation leuchtet mit sieghafter Klarheit der Satz hervor, daß die Politik der Selbstsucht, die übermäßige Verleihung von Monopolen an Gesellschaften, die Abschließung der Häfen gegen andre Nationen, die gewaltsame Christianisierung der Eingeborenen, die Vorenthaltung der Selbstverwaltung, die Vielregiererei nicht nur zum Schaden der Kolonien und ihrer Bewohner, sondern noch mehr zu dem des Mutterlandes ausfällt. Und Portugal hat sich im 19. Jahrhundert unfähig gezeigt, seine überseeischen Gebiete zu entwickeln, die Eingeborenen zu zivilisieren und ihnen das Christentum zu vermitteln.

„Die Geschichte der Kolonialmächte der letzten hundert Jahre läßt keinen Zweifel darüber, daß die Grundlage von Sittlichkeit und christlicher Gesinnung, auf der die Verwaltung der Kolonien sich aufbaut, schließlich doch für das Gedeihen des überseeischen Besitzes und des Mutterlandes maßgebend ist.“

Amtsrichter Busse spricht sich in einer trefflichen Arbeit über gänzliche Aufhebung der Sklaverei in Deutsch-Ostafrika — übrigens eine sehr beachtenswerte Mahnung, da sowohl in Ostafrika, wie nach einwandfreiem Zeugnis von Missionaren in Kamerun neben dem Sklaven-Besitz immer noch Sklaven-Handel und Menschenwucher besteht — wie folgt aus:

„Das Urteil über den Fleiß der Negerbevölkerung wird sofort ein andres, wenn man sie dort aufsucht, wo sie sich unter gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen entwickeln konnte. Schweinfurth, Wißmann und viele andre erfahrene Afrikakenner berichten von Völkerschaften im Innern Afrikas, deren Länder ihnen wie ein wohlgepflegter Garten vorkamen, der durch freie Arbeit einer im Frieden lebenden Bevölkerung geschaffen war. Für Deutsch-Ostafrika bedarf es nur des Hinweises auf das Kondeland mit seiner vortrefflichen Viehzucht und auf die sorgfältigen und stundenweiten Wasserleitungen der Dschagga für ihre Bananengärten am Kilimandscharo. Treten noch die Segnungen christlicher Erziehung und Gesittung hinzu, so bedarf es gar nicht andrer äußerer sogenannter Kulturreizmittel, um ein Land der Zivilisation in Afrika zu erschließen. Das Schire-Hochland mit seiner hervorragenden Kulturentwicklung inmitten von tiefstehenden, zum Teil als Sklavenjagdgebiete bekannten Heidenländern, ist der glänzendste Beweis hierfür.

„Es ist eine ganz verkehrte Auffassung, daß die freien Neger nicht arbeiten könnten. Der Neger hat durch seine Arbeit eigentlich ganz Amerika bebaut und zivilisiert; das gleiche gilt in Bezug auf Brasilien und Kuba. Man sagt: das sei Sklavenarbeit gewesen; aber nach der Aufhebung der Sklaverei ist z. B. in Nordamerika mehr Baumwolle produziert worden. Der befreite Neger ist besonders arbeitstüchtig. Auch an der Westküste von Afrika, wo die Sklaverei im wesentlichen aufgehoben ist, wird die Produktion, die sich auf 100 bis 150 Millionen beläuft, doch ausschließlich durch Neger besorgt. Das alles spricht dafür, daß der Neger wohl eine Arbeitskraft ist und wir den Wunsch haben müssen, diese große Arbeitskraft im Innern Afrikas nicht nur für sich selbst, sondern auch für die ganze europäische Kultur nutzbar zu machen."

Aus den Vorteilen, die die Aufhebung der Sklaverei den betreffenden Mächten gebracht hat, dürfe man nicht folgern, daß sie eigennützigen Beweggründen entsprang, es trete aber der beachtenswerte Gesichtspunkt hervor, daß das wirtschaftlich Gesunde vom sittlich Gesunden nicht zu trennen ist, und daß das sittlich Gesunde das wirtschaftlich Gesunde notwendig nach sich zieht. Der Verfasser schließt, indem er sagt:

„Die Sklavenwirtschaft bildet einen Raubbau an dem höchsten Gut, das wir im Schutzgebiet haben, an den Menschenkräften, und damit einen Krebsschaden an der sittlichen und materiellen Wohlfahrt des Landes. Die deutsche Schutzherrschaft darf, wenn sie anders ihre hohe kolonisatorische Aufgabe erfüllen will, es nicht zulassen, daß ein geringer Bruchteil der Landeseinwohner durch schnöde Ausbeutung des Schwachen das Glück von Tausenden ihrer Untertanen untergräbt und den Kulturfortschritt hintanhält; sie wird sich stets ihrer hohen, von Gott ihr verliehenen Mission bewußt bleiben, die sittliche Wohlfahrt und das wirtschaftliche Gedeihen aller ihrer Untertanen, besonders auch der Schwachen, zu pflegen, und kann den sittlichen Maßstab für ihre Maßnahmen nur den Normen des Christentums entnehmen."

Die humanitäre Tendenz in der Kolonialbewegung wurde auf dem Kolonialkongreß trefflich eingeleitet durch den höchst interessanten Vortrag des Professors von Luschan, der vorzugsweise die anthropologischen und ethnographischen, in den Kolonien zu verfolgenden Aufgaben im Auge hatte, und aus dem einige Sätze wiederzugeben gestattet sei. Nachdem der Redner auf die Gefahren hingewiesen hatte, die in sozialer Beziehung auf die Eingeborenen infolge Verkehrs mit den Weißen einwirken, nämlich die der dreifachen Pest: Alkoholismus, venerische Krankheiten und Arbeiterjagd (labour-trade der Südsee), und sodann auf die Stellung des Menschen in der Natur (Tierreich) übergegangen war, bemerkte er:

„In engem Zusammenhange mit dem Studium über das Verhältnis des Menschen zu den andern Säugetieren steht die alte Frage nach Einheit oder Mehrheit des Menschengeschlechtes. Wir wissen jetzt, daß der Prozeß der Menschwerdung sich nur e i n m a l vollzogen hat, und zählen die Lehre von der absoluten Einheit des Menschengeschlechtes zu den wichtigsten Errungenschaften

der modernen Anthropologie. Gerade auf einem Kolonialkongresse ist es gut, sich der Worte v. Baers zu erinnern, die an die Adresse der amerikanischen Sklavenbarone gerichtet waren: nur barbarischer Egoismus könne die Verpflichtungen des Kulturmenschen gegen die Neger unter dem wissenschaftlichen Vorwande leugnen, sie seien geringerer Art. Mit der größten Entschiedenheit muß ich hier darauf hinweisen, daß es nicht angeht, so ohne weiteres von ‚Wilden‘ oder auch von ‚Naturvölkern‘ zu sprechen. Alle Bemühungen, irgend welche Kriterien zwischen Kulturvölkern und ‚Wilden‘ zu finden, müssen als völlig gescheitert betrachtet werden. Jeder neue Autor stellt da neue Grenzen auf und entdeckt neue Zwischenstufen. So hat man versucht, aktive und passive Rassen zu unterscheiden u. s. w. Genau ebenso naiv und haltlos sind die Scheidungen nach der Farbe u. s. w. Je besser wir jetzt diese ‚Wilden‘ kennen lernen, um so mehr sehen wir ein, daß es nirgends eine Grenze gibt, die sie scharf und sicher von den Kulturvölkern scheidet.“

Von andern Rednern wurde, abgesehen von dem Hinweis auf eine anders zu gestaltende Boden- und Wirtschaftspolitik, namentlich die Notwendigkeit einer erzieherischen Tätigkeit den Eingeborenen gegenüber und Entwicklung einer Volksbodenkultur betont. Herr J. K. Victor aus Bremen, der selbst lange Zeit praktisch in den Kolonien tätig war, sprach sich dahin aus, daß die Regelung der Arbeiterverhältnisse leicht sei, wenn eine wohlwollende, verständige Regierung die guten Eigenschaften der Leute weiter entwickelt; wenn sie durch Anlage von Versuchsgärten belehrt, ihre Arbeitsleistungen in wirtschaftlicherer und damit für das Mutterland in steuerkräftigerer Weise verwendet würden; wenn den unselbständigen, im Lohnverhältnisse arbeitenden Schwarzen durch Gesetze ein menschenwürdiges Dasein garantiert und ihnen der Weg zu einem freien und zufriedenen Arbeiterstande gebahnt würde; wenn durch die Arbeit der Missionen die Leute geistig und sittlich gehoben würden.

Jetzt verlangten die Inhaber einiger der großen Landkonzessionen, daß ihnen der ganze Naturreichtum der Gebiete an Kautschuk u. s. w. zugesprochen und jeder andre Wettbewerb ausgeschlossen werde. Dadurch würden die Eingeborenen den Gesellschaften auf Gnade oder Ungnade übergeben.

Zwei Prinzipien stünden heute einander scharf gegenüber, das eine, hauptsächlich von solchen Kolonialpolitikern vertreten, die ihr Geld in den Konzessionen angelegt haben, verfolge lediglich den Gelderwerb ohne Rücksicht auf das Land und seine Bewohner. Deshalb müßten irgendwie Arbeiter für die Plantagen geschaffen werden, deshalb müßten die Eingeborenen von Platz zu Platz weichen, wenn die Plantagen kommen; deshalb wolle man den freien Wettbewerb ausschließen und deshalb kümmere man sich nicht um die Millionen andrer Eingeborenen, weil an ihnen kein Geld zu verdienen sei.

Das andre Prinzip dagegen geht davon aus, daß die Hebung unsrer Kolonien in erster Linie von der Hebung unsrer Eingeborenen abhängig sei. Heute seien die Kolonien noch weiches Wachs in unsrer Hand. Wollten wir zu dem Nutzen, den uns die Länder durch Besitzergreifung gebracht haben, Segnungen

hinzufügen, die Leute heben, belehren und bekehren, so dürften wir nicht den Millionen Lohnarbeitern zu Hause noch eben solche Millionen Proletarier in den Kolonien hinzufügen, sondern müßten mit Kraft und Verstand an der Schaffung eines freien Bauernstandes arbeiten, der, auf seiner eignen Scholle sitzend, seinen eignen Acker baut und friedfertig und genügsam sein Leben genießt, froh des starken Schutzes des mächtigen Deutschen Reiches. —

Es ist wichtig, festzustellen, daß im Gegensatz zu früheren Zeiten sich jetzt auch gerade Praktiker dahin aussprechen, daß unsre Kolonien auf dem bisherigen Wege nicht zur Blüte gelangen können, sondern nur, wenn man durch Anleitung der Neger zur Erzeugung von Exportprodukten Werte für den Handel schaffe. So stimmt z. B. P. F. Collignon in Südkamerun Herrn Victor völlig bei, wenn er sagt:

„Werteschaffung, das muß der Titel einer neuen Aera werden; ein reiches Land ist noch immer aufgeblüht, und solche Werteschaffung ist meiner Ansicht nach leichter zu erreichen, als alle bisherigen mühevollen Systeme. Eine allgemeine Anpflanzung von Produkten durch freie Neger in ihren eignen Dörfern löst sowohl die Arbeiterfrage bei geringster Zwangsanwendung, wie es auch die Hauptsache für einen Nutzen der Kolonie schafft, nämlich Werte.

„Die Neger sollen für uns arbeiten, aber selbständig in ihrer Heimat; ihre Produkte sollen sie bezahlt bekommen, dann werden sie auch von selbst ihren Vorteil dabei einsehen. Ist Farmarbeit doch die einzige einem Schwarzen überhaupt gewohnte Arbeit. Wo jedes Dorf ringsum seine Bananen-, Mais- und dergleichen Felder hat, bringt es doch keine Schwierigkeit, nun auch noch ein paar Gummi- und Kakaobäume zu pflanzen. Ich bin überzeugt, die ersten Ernten werden wunderbar auf den Fleiß der Schwarzen einwirken; sie möchten unsre Waren wohl haben, aber sie haben tatsächlich nichts mehr, um diese zu bezahlen, das sehe ich hier täglich.“

H. Schaller in Bagamoyo spricht sich, die auf Viehzuchtprodukte der Eingeborenen gelegten hohen Ausfuhrzölle tadelnd, ähnlich aus:

„Der Neger baut und züchtet seit Jahrhunderten diejenigen Produkte, die im Lande am besten gedeihen und die er leicht verwerten kann. Aufgabe unsrer Kolonialregierung müßte es sein, den Eingeborenen Absatzmöglichkeit für diese Landeserzeugnisse zu schaffen, damit der Eingeborene im Austausch seiner Produkte europäische Industrie-Erzeugnisse und Bargeld sich beschaffen könnte. Die letzte Instanz einer prosperierenden Kolonie dürfte doch wohl in einem günstigen Export zu erblicken sein.“

Eine andre Richtung unter den Kolonialpolitikern, deren Hauptvertreter Dr. Peters und Thormälen sind, geht allerdings dahin, den Neger durch Zwang nicht nur zur Arbeit anzuhalten, sondern seine Arbeitskraft von Regierungs wegen den Pflanzungen zur Verfügung zu stellen.[1]) Wie der Arbeitszwang

---

[1]) Leider ist letzteres in natürlicher Folgerichtigkeit der unvernünftigen Landaufteilung in Kamerun auch geschehen.

auszuüben sei, darüber gehen die Meinungen auseinander: die einen schlagen, indem sie sich auf die dem deutschen Untertan auferlegte Militärpflicht berufen, vor, daß jeder gesunde männliche Eingeborene in arbeitsfähigem Alter gezwungen werden solle, im Jahre so und so viel Stunden täglich (11 Stunden) an jedem Werktage für öffentliche oder private Zwecke zu arbeiten; die andern wollen die Arbeit nur indirekt erzwingen, indem jedem Eingeborenen eine entsprechende, in Geld oder Landesprodukten zu entrichtende Steuer auferlegt werden soll.

Erfreulicherweise finden auch diese Vorschläge nur sehr geteilten Anklang, und gewichtige Stimmen verwerfen sie durchaus. So sprach sich Dr. Wilsing, der Kamerun im Auftrage des Reiches zur Vornahme von Bodenuntersuchungen bereist hat, auf Grund seiner Erfahrungen gegen den Versuch einer Lösung der Arbeiterfrage durch Ausübung eines, wenn auch nur mittelbaren Zwanges (Kopfsteuer) aus. Der Arbeitszwang würde zu Härten führen und vielleicht die alten Sklavenjagden der Häuptlinge wieder ins Leben rufen. Auch setze eine Steuer voraus, daß der Erheber eine Gegenleistung gewähre, und davon könne noch keine Rede sein. Er verspreche sich mehr von dem Vorschlage, den Eingeborenen die jetzt von den Europäern betriebene Kaffee- und Kakaokultur zu lehren, sie auch für den verstärkten Anbau der Oelpalmen zu interessieren.

Dr. Alfred Funke schlägt zwar die Erhebung von Steuern in Landesprodukten zur Lösung der Arbeiterfrage vor, sagt aber mit Bezug auf den von Dr. Peters u. a. empfohlenen Arbeitszwang:

„Mit Recht kann diesen Bestrebungen entgegengehalten werden, daß einer solchen Zwangsarbeit immer eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der alten Sklaverei anhaften würde, bei der nur die Fronvögte durch staatliche Beamte ersetzt werden."

Selbstverständlich ist es ja, daß in erster Reihe diejenigen für den Arbeitszwang in irgend einer Form eintreten, die entweder den Willen des Negers zur Arbeit ohne Zwang verneinen, oder die die Erfahrung gemacht haben, daß der Großbetrieb auf den ausgedehnten Pflanzungen ohne Arbeitszwang unmöglich ist.

Es ist schon oben genügend nachgewiesen, daß die erstere Annahme in ihrer Allgemeinheit irrig ist, da vielerorts eine Arbeiternot nicht besteht, und vorhandene blühende Negerkulturen und Viehzuchtbetriebe keinen Zweifel lassen, daß der Eingeborene dort fleißige und geschickte Arbeit leistet, wo es ihm für den Lebensunterhalt vorteilhaft erscheint, so daß es sich nur darum handeln kann, ihn vielleicht noch geschickter und anhaltender in der Arbeit zu machen, namentlich aber ihm neue, seiner Neigung entsprechende freie Arbeitsgelegenheit zu schaffen, die nicht nur ihm, sondern auch den Kolonisierenden gewinnbringend wird. Wenn die Beschaffung von Arbeitern für den Großbetrieb der Pflanzungen aus Abneigung des Negers gegen Zwang und Dienstbarkeit schwierig oder unmöglich ist, so folgt daraus eben, daß der Großbetrieb der Natur der Verhältnisse nicht angepaßt ist, und daß unsre Kolonialpolitik sich in verkehrter Richtung bewegte, als sie die riesenhaften Landkomplexe an große Gesellschaften vergab, da solche ihren ausgedehnten Besitz entweder nur durch Landspekulation oder Anlage über-

mächtiger Pflanzungen ausnutzen konnten. Man bedenke, daß in Südwestafrika und Kamerun fast ein Drittel der ganzen Kolonie in dieser Weise aufgeteilt ist. In ersterer fällt dies weniger ins Gewicht, weil sie spärlich bevölkert und angebaut ist, das Gouvernement auch in anzuerkennender Weise für Abgrenzung von Reservationen der Eingeborenen auf kulturfähigem Lande gesorgt hat. Aber dort hinwieder beklagen sich die meisten Landbauer mit Recht, daß die großen Gesellschaften bisher so gut wie nichts für Erschließung des Landes, namentlich auch für Anlage von Wegen getan haben. So sagt z. B. C. Hermann in Nomtsas:

„Als zu Anfang der neunziger Jahre die von dem Karas-Khoma-Syndikat im Süden von den Eingeborenen erworbenen Rechte in Berlin bestätigt wurden, verpflichtete sich das Syndikat, als Gegenleistung den Weg von Lüderitzbucht nach Kubub in einen dem Verkehr genügenden Zustand zu versetzen. Von der Herstellung dieses Weges war der Genuß der Rechte dieses Syndikats abhängig; es wurde ihm eine recht lange Baufrist zugestanden. Aus dem Karas-Khoma-Syndikat ist inzwischen die South-African-Territories-Gesellschaft geworden. Weder das Syndikat noch die Gesellschaft haben jemals einen Finger an dem Wege gerührt, noch überhaupt das geringste zur Förderung unsrer Kolonie beigetragen. Wir Ansiedler im Süden waren daher freudig überrascht, als wir hörten, daß nunmehr dieser Gesellschaft im Gebiete der Bondelschwarz 500 Grundstücke, also etwa $2^1/_2$ Millionen Hektar, überwiesen werden sollten. Wir waren uns zwar darüber klar, daß dadurch diese große Fläche für die Besiedelung vorläufig verloren ist, da die Gesellschaften Preise für das Weideland verlangen, die ein Ansiedler, will er nicht alles verlieren, nicht bezahlen kann. Wir hofften aber, daß die Gesellschaft angehalten würde, nunmehr ihrer Verpflichtung in betreff des Weges von Lüderitzbucht nach Kubub nachzukommen. Die Sache war für uns Ansiedler im Süden um sowichtiger, als wir augenblicklich durch den Wiederausbruch der Rinderpest im Norden von der Bahn Swakopmund-Windhoek abgeschnitten sind. Leider hat sich unsre Hoffnung nicht erfüllt. Die South African-Territories-Gesellschaft verbleibt auch nach Besitzergreifung der $2^1/_2$ Millionen Hektar in ihrer alten Untätigkeit, und wir Ansiedler können zusehen, wie wir mit unsern Produkten zur Küste kommen und unsre Bedürfnisse von dort holen."

In Uebereinstimmung mit diesen Klagen spricht sich der frühere Landeshauptmann dieser Kolonie, Major von François, dahin aus, daß die Vergebung von Kronland in großen Komplexen ohne entsprechende Gegenleistung eine Ungerechtigkeit gegen die weißen Ansiedler sei, die das Land kaufen müssen. „Durch die Landvergebung an Gesellschaften hat die Regierung der Entwicklung des Landes einen Hemmschuh angelegt, der nur bei weiterer strenger Ueberwachung der Pflichten der Gesellschaften und einer Besteuerung des Bodens beseitigt werden kann."

Viel schlimmer liegen die Sachen in unsrer zukunftsreichsten und stärkstbevölkerten Kolonie Kamerun. Es ist schon erwähnt worden, daß Hütten, Dörfer und Ländereien der Eingeborenen, die den Inhabern der Konzessionen bei

Anlage ihrer Pflanzungen im Wege lagen oder deren Land ihnen zusagte, gegen ihren Willen einfach verlegt wurden. Die mangelnden Arbeitskräfte sollen die Leiter der Pflanzungen sich dann zum Teil mit Gewalt verschafft haben, und ferner erhoben die Erwerber der Ländereien sogar den Anspruch, daß die Eingeborenen die Landesprodukte, die sie produzierten oder sammelten, nur an die Gesellschaften einliefern dürften. Man muß alle diese Maßnahmen als geradezu unerhört, den uns gegen die Eingeborenen überkommenen Pflichten ins Gesicht schlagend, bezeichnen. Wenn das Kolonialamt auch später gegen solche Willkürlichkeiten eingeschritten ist, so wirft es doch ein trauriges Licht auf die Lokalverwaltung, daß derartige barbarische Uebergriffe überhaupt vorkommen konnten, wie es ja für jeden, der die Entwicklung unsrer Kolonien verfolgt hat, nicht zweifelhaft ist, daß man in unsrer schönsten Kolonie am wenigsten hohe Ziele ins Auge zu fassen verstand. Mehrere Kolonialpolitiker hatten ihre Stimme gegen diese Richtung erhoben. Die Ausführungen des Rechtsanwalts Dr. Vollmann, der in der Abteilung Bremen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft über Landkonzessionen und Handelsmonopole referierte, gipfelten in dem Hinweis, daß die beiden großen Konzessionsgesellschaften in Kamerun, obgleich sie nach den ihnen gestellten Bedingungen die Freiheit des Handels zu achten hätten, ihre Konzessionsgebiete durch ein Handelsmonopol auszubeuten suchten. Die Gesellschaft Nordwest-Kamerun erhebe den Anspruch, daß die Eingeborenen in ihrem Konzessionsgebiet allen Kautschuk u. s. w. gegen eine beliebig von ihr festgesetzte Entschädigung an sie ablieferten. Nach Ansicht des Redners wäre dieser Anspruch rechtlich unbegründet. Durch das Monopol dieser Gesellschaften würden die Eingeborenen in ihren Gebieten ausgebeutet, jeder Wettbewerb werde unterdrückt. Wir aber brauchten in diesen tropischen Kolonien eine kräftige Eingeborenenbevölkerung als Konsumenten wie als Produzenten. Es sei zu hoffen, daß die Kolonialverwaltung den Monopolbestrebungen energisch entgegentrete; für die Zukunft aber sei vor Erteilung großer Konzessionen zu warnen. Bei kleineren Konzessionen, die die Konkurrenz nicht ausschlössen, seien die Bedingungen so zu fassen, daß die Gesellschaft ihr Gebiet in einer der Allgemeinheit zu gute kommenden Weise zu erschließen habe.

Die Ausführungen des Redners fanden in der Versammlung großen Beifall und in der Erörterung darüber allgemeine Zustimmung.

U. v. Hassel sagt:

„Es liegt auf der Hand, daß auf eine rasche Wendung zum Besseren nicht gerechnet werden kann. Aber sie wird sich in sicherer, wenn auch langsamer Weise vollziehen, wenn die den Eingeborenen gegenüber zu befolgende Politik den richtigen Weg einschlägt. Jede Ueberstürzung wird sich rächen. Ein schlagender Beweis hierfür ist die übermäßig schnelle Vergrößerung des Plantagenbetriebes in Kamerun, der bald Arbeitermangel gefolgt ist. Sucht man dann den Mangel an eingeborenen Arbeitern mit mehr oder minder gewaltsamen Mitteln zu beseitigen, so ist die notwendige Folge Mißtrauen innerhalb der benachteiligten Bevölkerung. Man treibt gewissermaßen Raubbau und schraubt die vielleicht gut begonnene

Entwicklung zurück. Das Interesse irgend einer Pflanzergesellschaft wird gewahrt, sie kann Dividenden zahlen — aber die mit Mißtrauen erfüllten Stämme des Innern sind in ihren begründeten Rechten geschädigt und schließen sich gegen die in ihr Gebiet vordringenden Kaufleute ab. Ein paar Aktionäre stecken Geld in ihr Portemonnaie; — mit der Eroberung des Landes für Zivilisation und den Handel ist es einmal wieder vorbei.

„Und in welcher Weise vollzieht sich die Anwerbung der Farbigen? Von freiwilligem Mitgehen der Leute ist in der Regel nicht die Rede: Die Leute werden einfach gezwungen, sei es direkt durch die von den Pflanzungen ausgesendeten Expeditionen, sei es durch gewissenlose und gewinnsüchtige Häuptlinge, die man mit Geschenken zu diesem Menschenhandel überredet hat. Die in Stuttgart erscheinende ‚Deutsche Reichspost‘ hat ergreifende Schilderungen des Elendes auf den Pflanzungen in Kamerun gebracht; sie geben ein erschreckendes Bild der Planlosigkeit und des Unverstandes, mit dem dort vorgegangen ist.“

Um der Maßregelung der Neger in Kamerun durch gewinnsüchtige und eigenmächtige Weiße einigermaßen entgegenzutreten, ist endlich durch Verordnung vom April 1902 eine Landkommission dortselbst gebildet worden, die aus einem Vorsitzenden (dem Bezirksrichter in Viktoria) und zwei von ihm zu ernennenden Beisitzern besteht, von denen der eine ein Pflanzer, der andre ein Nichtpflanzer sein soll. Zur Wahrung der Rechte der Eingeborenen kann ein Pfleger bestellt werden, den ebenfalls der Vorsitzende ernennt. Sehr durchgreifend nimmt sich diese Verfügung auch nicht aus: die Hauptsache wäre gewesen, in jedem Bezirk einen unabhängigen Mann (z. B. Missionar) als Vormund oder Pfleger der Eingeborenen zu ernennen mit der Verpflichtung, die Interessen und Rechte der Eingeborenen gegen jedermann beim Gouverneur, Kolonialamt oder an höchster Stelle zu vertreten, desgleichen auch vor Gericht bei Rechtsstreitigkeiten zwischen Eingeborenen und Weißen. So wie die Sache jetzt geregelt ist, wird alles von der Persönlichkeit des betreffenden Bezirksrichters abhängen, dem es aber schon seine andern Geschäfte kaum gestatten werden, sich der geschädigten Eingeborenen so anzunehmen, wie nötig.

Ueberhaupt wird es ja sehr schwer sein, die vielen begangenen Fehler, namentlich den der Verschleuderung so großer Landkomplexe und ihre Rückwirkung auf Eingeborene und kleinere Unternehmer wieder gut zu machen. Ein Erblühen der Kolonien, wie es bei weiserer Leitung nach und nach zu erwarten gewesen wäre, ist vorläufig dahin. Aber an der Besserung muß darum doch gearbeitet werden.

Von verschiedenen Seiten ist die Einführung einer vernunftgemäßen Landordnung für jede einzelne Kolonie angeregt worden, ähnlich wie solche in der der Marineverwaltung [1]) unterstehenden, bei weitem am umsichtigsten eingerichteten

[1]) Gewichtige Stimmen haben im Hinblick auf die wohldurchdachte Leitung und erfolgreiche Entwicklung von Kiautschou vorgeschlagen, die gesamten Kolonien dem Reichs-Marineamt zu unterstellen. Es hätte dies manches für sich, denn es würde der Kolonialleitung dadurch

und verwalteten Kolonie Kiautschou von vornherein eingeführt wurde, um dem Uebelstande vorzubeugen, daß die Erwerber von Kolonialländereien nicht ohne Gegenleistung von der ohne ihr Zutun als natürliche Folge der regierungsseitigen Aufwendungen statthabenden Steigerung des Bodenwertes den ausschließlichen Gewinn ziehen. Th. Eichholtz weist in einem Aufsatz in der Kolonial-Zeitung, 19. Jahrgang Nr. 40, nach, welche großen Vorteile für die Entwicklung eine sachgemäße Landordnung in den verschiedensten Ländern zu Wege gebracht und welche Nachteile andrerseits die Unterlassung solcher Ordnung mit sich führte, indem er am Schluß seiner Betrachtung das folgende charakteristische Wort des Majors v. Wißmann anführt:

„Daß die Behörden draußen mehr deshalb gegen die großen Landgesellschaften eingenommen sind, weil sie ihnen die Gelegenheit, das Ihrige nach Wunsch für die Entwicklung der Kolonien zu tun, aus der Hand nehmen, und nicht, wie es richtiger wäre, in erster Linie überhaupt, um Landspekulationen mit ihren volkswirtschaftlich gefährlichen Folgen zu verhindern, hat seinen Grund darin, daß wir in Deutschland über die Gefahr, die in dem ganzen Bodenwucher liegt, noch lange nicht genug aufgeklärt sind."

Ich kann nicht umhin schließlich noch vor unnötiger Wiederholung von sogenannten Strafexpeditionen zu warnen, die in Afrika ja zum Teil nur deshalb erforderlich geworden sind, weil unser Vorgehen nicht genug schrittweise geschah und bei der Unterwerfung der großen Landstriche nur gar zu wenig Rücksicht darauf genommen wurde, daß die militärischen Kräfte, auf die wir uns dabei zu stützen hatten, verhältnismäßig sehr geringfügig waren. Da mußten denn zur Abschreckung beklagenswerte, grausame Beispiele mit Erschießen und Hängen dienen, wobei nur zu wenig menschlich bedacht wurde, daß die betroffenen Häuptlinge oder Anführer meist doch nur in Verteidigung ihres Landes und einer ihnen gerecht erscheinenden Sache handelten.

Aehnlich lag es in der Südsee. Die Eingeborenen dort gelten als besonders blutdürstig und hinterlistig, sind dies aber nicht mehr als die meisten afrikanischen Neger, vielleicht ein wenig tapferer als diese. Wo ihnen noch kein Unrecht oder keine Vergewaltigung von seiten der Europäer zu teil geworden ist, sind sie nach meiner ziemlich reichlichen Südsee-Erfahrung trotz des vielfach vorkommenden Kannibalismus (meist nur gegen Feinde angewandt) durchaus nicht besonders wild oder heimtückisch, sondern umgänglich und leicht zu lenken. Es ist ja aber bekannt, daß Jahrzehnte hindurch die Eingeborenen der Südsee, soweit sie der dunklen, arbeitsfähigen Rasse angehören, als Arbeiter für die Pflanzungen in Australien und auf den von der bisher arbeitsuntüchtigen hellen Rasse (Polynesier) bewohnten Inseln, vielfach unter Begehung von scheußlichen Grausamkeiten und Verrat gegen sie, namentlich durch englische und amerikanische

---

der notwendige Bruch mit den Fehlern der Vergangenheit erleichtert, auch würden damit die Schutztruppen und der militärische Schutz der Kolonien nach außen, desgleichen die hydrographische Fürsorge für die Küsten in sachgemäße Hände und erfahrene kommen.

Schiffe, geraubt wurden, so daß sie die Weißen als ihre natürlichen Feinde zu betrachten lernten. Hinzu tritt, daß auf den meisten Inseln das heilig gehaltene „Tabu“ besteht, d. h. priesterliches Verbot, gewisse Plätze, Tempel, Hütten u. s. w. zu betreten, gewisse Bäume oder Früchte sich zu bestimmten Zeiten anzueignen, dessen aus Unkenntnis oder Mißachtung von Weißen öfter ausgeübte Verletzung ein todeswürdiges Verbrechen in den Augen der Leute ist, wenn nicht bestimmte Entsühnung erfolgt.

Daraus erklärt sich ein großer Teil der gegen Europäer vorgekommenen Verbrechen, wohl auch die in jüngster Zeit viel besprochene Ermordung des Forschers Bruno Mencke und seines Sekretärs Caro auf der St. Matthias-Inselgruppe, die diese zu Forschungszwecken mit dem Dampfer Eberhardt besucht hatten. Diese Untat führte zu einer S. M. S. Kormoran übertragenen Strafexpedition, bei der ca. 80 Eingeborene umgekommen und einige Dörfer, Plantagen, Kanoes u. s. w. zerstört sein sollen, und gegen deren Ausführung der „Evangelische Afrika-Verein“ in einer Eingabe an den Direktor des Kolonialamtes als nicht genügend gerechtfertigt Einwand erhob, weil die Menckesche Expedition durch Fortnahme von Früchten, Umhauen von Kokospalmen u. s. w. Ursache zum Vorgehen der Eingeborenen gegeben hätte, und nicht mit Sicherheit festgestellt worden sei, ob die gezüchtigten Personen auch diejenigen gewesen seien, denen die Ermordung zur Last fiel. Der Direktor des Kolonialamtes hat in seiner Antwort in eingehender Weise das Vorgehen des Kormoran zu rechtfertigen gesucht, indem er unter anderm ausführte:

„Um ein richtiges Urteil in der Sache zu gewinnen, müssen die örtlichen Verhältnisse im Schutzgebiet Neu-Guinea in Rücksicht gezogen werden, die sowohl mir selbst aus meiner früheren dienstlichen Tätigkeit in der Südsee, als andern dort in dienstlicher Stellung gewesenen, jetzt hier beschäftigten Beamten aus eigner Anschauung genau bekannt sind. Ueberall, wo die Landesverwaltung des Schutzgebietes ihren Einfluß noch nicht hat geltend machen können, befinden sich die Eingeborenen im Zustande vollkommener Wildheit. Der Fremde, insbesondere der Weiße, der Beziehungen zu den Eingeborenen anknüpft, wird als Feind betrachtet und wird, zumal wenn er reiche Vorräte an Tauschwaren mit sich führt, die erste Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen. Er wird vielleicht längere Zeit unter den Eingeborenen leben und, wenn er sich am sichersten wähnt, ein Opfer seiner Vertrauensseligkeit werden. Der Gedanke, mit der Tötung eines Menschen, der nicht zu seinem Stamme gehört, ein Unrecht zu begehen, liegt dem Eingeborenen völlig fern. Hierfür liefern die zahlreichen, zumeist mit unerhörter Grausamkeit begangenen Mordtaten, denen die Landesverwaltung bei unzugänglichen Machtmitteln und der Wegelosigkeit des Gebietes noch nicht zu steuern vermocht hat, den Beweis. In vielen Fällen sind Schiffe, die der Küste sich unvorsichtig genähert hatten oder auf dem Riff festgekommen waren, ohne Ursache von den Eingeborenen überfallen. Die Mannschaft ist erschlagen, das Fahrzeug ausgeplündert. Unterschiedslos sind weiße Händler, farbige, andern Stämmen angehörige Angestellte und Diener, und farbige und weiße Missionare

ermordet worden. Noch am 3. April d. J. ist die unweit von Herbertshöhe belegene Station des Pflanzers Wolff, eines durch jahrelangen Aufenthalt im Schutzgebiet mit Land und Leuten genau bekannten, ruhigen Mannes, überfallen worden, wobei seine Frau und sein Kind erschlagen wurden.

„Die Bewohner der St. Matthias-Gruppe insbesonders sind als gewalttätig berüchtigt. Herr Gouverneur von Bennigsen, der die Gruppe in den Jahren 1899 und 1900 besuchte, berichtet von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen Weiße und einer unersättlichen Raubgier bei den Insulanern. Der letzteren schreibt Herr v. Bennigsen auch die Zusammenstöße der Eingeborenen von St. Matthias mit den Schiffen der Neu-Guinea-Compagnie in den Jahren 1896 und 1898 zu, wo auf beiden Seiten Verluste an Menschenleben zu beklagen waren.

„Soll nicht der Mord sanktioniert, soll nicht Leben und Eigentum der weißen Pioniere schutzlos der Gewalttätigkeit der Eingebornen preisgegeben werden, so ist die Sühne solcher Gewaltakte, wie des an der Menckeschen Expedition verübten, eine unabweisbare, ernste Pflicht der Verwaltung. Bei dem Vorgehen der letzteren können, so bedauerlich es ist, die Grundsätze des geordneten Strafverfahrens eines zivilisierten Staates nicht befolgt werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Feststellung der der Tat schuldigen Einzelpersonen ein Ding der Unmöglichkeit ist", u. s. w.

„Unter diesen Verhältnissen bleibt nur die Züchtigung des Stammes übrig, dem die Schuldigen angehören. Irgend ein andres Verhalten würde von den Eingeborenen nur als Ohnmacht und Schwäche auf seiten der Weißen ausgelegt werden, und nur den einen Erfolg haben, die Eingeborenen zu neuen Mordtaten anzuspornen," u. s. w.

„Eine durchgreifende Besserung der Zustände wird sich von der schrittweisen Erstreckung des Einflusses der Verwaltung auf die einzelnen Teile des Schutzgebietes erhoffen lassen."

Als Beispiel hierfür wird im weiteren Verlauf des Schreibens der nördliche Teil der Insel Neu-Mecklenburg angeführt, wo noch vor einem Jahrzehnt Gewalttätigkeiten an der Tagesordnung waren, seit Einrichtung einer Regierungsstation im Jahre 1899 aber ganz gesicherte Verhältnisse mit einem friedlichen Handelsverkehr eingetreten seien.

Einem jeden, der die Bewohner und die Verhältnisse jener Inseln nicht kennt, wird ein Grausen ankommen, wenn er die in obigem Schreiben gegebene Darstellung der Charaktereigenschaften der Eingeborenen auf sich wirken läßt. Mir sind dieselben und auch die vorgekommenen mannigfachen Untaten vielleicht besser bekannt als irgend jemand, aber so richtig der letzte aufgeführte Satz des Schreibens erscheint, so wenig kann ich der in ihm zum Ausdruck gelangten Verallgemeinerung der schlimmen Eigenschaften der Eingeborenen zustimmen. Es klingt so, als sei man auf diesen Inseln der Südsee nirgends seines Lebens sicher, was nicht zutreffend ist. Wohl gibt es einzelne Gegenden, wo des rachsüchtigen Charakters der durch frühere gegen sie begangene Schlechtigkeiten auf-

geregten Eingeborenen wegen besondere Vorsicht im Verkehr mit ihnen geboten ist, aber das gilt nicht allgemein. Ich behaupte vielmehr, daß dort, wo den Leuten von Weißen nicht Unrecht geschehen ist, letztere nicht ohne weiteres als Feinde betrachtet und behandelt werden, und daß die vorgekommenen Ausschreitungen gewöhnlich durch die betroffenen Weißen oder andre Weiße, zuweilen auch durch deren farbige Arbeiter provoziert, gewesen sind, und sich der Regel nach aus den oben angeführten Vorgängen erklären. Ich und verschiedene meiner früheren Beamten haben sich in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel, gewöhnlich unbewaffnet, bis in tageweit von den Stationen und von den Küsten entfernten fremden Dörfern bewegt, auch mit Eingeborenen in ihren Kanoes weite Fahrten gemacht, haben in Eingeborenen-Hütten oder auf ihren Fahrzeugen zwischen den Leuten geschlafen, ich selbst habe unzählige Male in Begleitung meiner vier unerwachsenen Kinder, vielfach auf entfernten, noch nie von Weißen besuchten Inseln oder an solchen Küsten ohne Schutzbegleitung halbe Tage dauernde Exkursionen ins Innere gemacht, ohne je auch nur dem geringsten Uebelwollen begegnet zu sein, gerade übrigens auch im nördlichen Teile von Neu-Mecklenburg, der in dem Schreiben als besonders gefährlich bezeichnet worden ist. Mir ist dabei auch niemals der Gedanke gekommen, daß wir gefährdet seien, weil ich eben wußte, daß die Leute nur dort zu fürchten sind, wo Weiße sich zuvor gegen sie vergangen hatten, ohne daß dafür Sühne gewährt worden war. Verschiedene, mit den Eingeborenen durch jahrelangen Umgang wirklich vertraut gewordene Europäer — sowohl Missionare wie Pflanzer — sprechen sich ebenso aus. Und in der Tat scheint dies günstigere Urteil doch auch bestätigt zu werden durch die am Schluß des offiziellen Schreibens gemachte und mit der vorangegangenen Schilderung nicht recht zu vereinbarenden Feststellung betreffend den Umschwung, der sich durch vernünftige Maßnahme in Neu-Mecklenburg *in kurzer Zeit* vollzogen hat.

Es war mein Wunsch, in vorstehendem nicht nur einige der mehr oder minder großen Verkehrtheiten in unsrer Kolonialpolitik zu beleuchten, sondern zu zeigen, daß dieselben von vielen, die sich eingehender mit dem Gegenstand befaßt haben und es mit den Kolonien gut meinen, bekämpft werden, so daß es nicht recht begreiflich ist, warum man auf dem bisher verfolgten Wege beharrt. Wäre man nicht von Hause aus wie ein Blinder in die Sache hineingetappt, ohne Aufstellung eines leitenden Grundgedankens und Befolgung eines klaren, unserm hohen geistigen und Kulturstandpunkt angemessenen Programmes, so hätte es zu vielen der unfaßbaren Geschehnisse nicht kommen können.

Das Ziel war ein sehr einfaches, denn für einen *christlichen* Staat im neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhundert ergab es sich von selbst: nicht die eigne Bereicherung auf Kosten der armen Bewohner der in Beschlag genommenen Länder war in den Vordergrund zu stellen, sondern die Erziehung der Eingeborenen, die Hebung derselben auf unsre Kulturstufe, die Entwicklung ihrer nur in geringem Grade aufgeschlossenen Länder durch sie selbst, aber mit unsrer Hilfe, unsrer Kraft, unsrer Ueberlegenheit, unsrer Nächstenliebe, unserm Gelde

zum Wohlstande. Dadurch würde die innige Angliederung an uns ganz von selbst erfolgt sein, und als Abnehmer unsrer Ueberproduktion und Lieferung ihrer Erzeugnisse an uns würden uns nicht nur wirtschaftlich und handelspolitisch alle erstrebten Vorteile, wenn auch nicht im Handumdrehen, zugefallen sein, sondern Deutschland würde einen wirklichen Machtzuwachs erfahren haben, denn das eine ist außer Zweifel: diese Naturvölker lassen sich leicht lenken und beherrschen und besitzen bei allen ihren Fehlern einen hohen Grad von Anhänglichkeit und Dankbarkeit für den, der ihnen Gutes erweist.

Wir haben manches versäumt, können aber noch viel nachholen, wenn wir umlenken. Dazu gehört in erster Reihe: kein Land mehr in größeren Komplexen vergeben, sondern nur an Ansiedler und Pflanzer oder Kaufleute auf Grund von ihnen unter Regierungskontrolle abgeschlossener Kaufverträge mit den eingeborenen Eigentümern; Einführung einer Landordnung oder eines Erbpachtsystems zur Verhütung von Bereicherung aus dem wachsenden Bodenwert und der Landspekulation; keine weitere materielle Unterstützung der großen Konzessionsgesellschaften, außer Schutz; dagegen aber größte Strenge in Bezug auf die Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen; umfassender Rechtsschutz der Eingeborenen gegen Uebergriffe der Weißen; Verbot des Branntweinimports, soweit er für die Eingeborenen bestimmt ist; Erziehung der Bevölkerung zur Zivilisation und Kultur, nicht bloß durch Förderung der Mission und der Schulen, sondern durch Belehrung und Anleitung für ertragreiche Eingeborenenkulturen aller Art; Abnahme und gute Bezahlung ihrer Erzeugnisse durch Begünstigung des privaten Handels; Einführung einer mäßigen Besteuerung der Eingeborenen, aber erst dort, wo Aufwendungen für eine gerechte Verwaltung und Kommunikationsmittel gemacht und den Eingeborenen erkenntlich geworden sind; Anlage von Wegen und Bahnen zur Beförderung der Landeserzeugnisse und der Einfuhr mit niedrigen Tarifen, aber zunächst nur auf Reichskosten, nicht durch Privatunternehmer oder durch diese doch nur unter der Bedingung, daß ihnen kein Land zu seiten der Bahn oder nur insoweit abgetreten wird, als es zum vorteilhaften Bahnbetrieb gebraucht wird; Zollfreiheit oder nur niedrige Zölle auf einzelne Gegenstände gemäß des lokalen Bedürfnisses, bezw. wirtschaftspolitische Angliederung der Kolonien an das Reich, was bisher zu Nachteil des Mutterlandes und der Kolonien nicht geschehen ist; allmähliche Einrichtung von Schutz- oder Polizeitruppen aus den Eingeborenen, und später Einführung einer den Umständen angepaßten Militärdienstpflicht bei ihnen, um im Falle einer Bekriegung Deutschlands sich selbst unter Führung deutscher Offiziere schützen zu können.

Bei Durchführung eines solchen, auch idealen und ethischen Rücksichten gerecht werdenden Programmes würde der Segen nicht ausbleiben, und Deutschland hätte Aussicht, eine starke christliche Kolonialmacht zu werden, auf dem bisherigen Wege nicht.

Ueber Theaterbau vom Bühnenleiterstandpunkte aus.

Von

Dr. Julius v. Werther,

Kgl. Württ. Generalintendant a. D.

Vom Neubau des K. K. Hofburgtheaters wird folgende charakteristische Geschichte erzählt. Als dieser schönste, luxuriöseste und kostspieligste aller Kunsttempel seiner Vollendung entgegenging, hatte man vergessen, für den damaligen Direktor des Institutes, der kein geringerer Dramaturg als Adolf Wilbrandt war, Bureauxräume darin zu bauen! Bis heute sind diese lediglich Notbehelf, da alle verfügbaren Räume von vornherein ihre spezielle Bestimmung hatten. Baron Hasenauer, der damals allmächtige Architekt in Wien, der Erbauer des neuen Hauses, war so selbstherrlich vorgegangen, daß er es nicht für nötig befunden, den bescheidenen Wilbrandt, der doch wahrlich wohl einiges vom Theater verstand, um seine Meinung zu befragen. Das Theater stand in seiner vollen Glorie da, besonders zur höheren Gloria Hasenauers, die architektonische Schönheiten des Hauptbaus (Sempersche Renaissance) wurden von aller Welt bewundert — die beiden Flügelbauten wurden, obwohl die Einheit des ursprünglichen Planes auseinanderzerrend, wegen ihrer prachtvollen inneren Ornamentierung und großartigen Treppenanlage von der vornehmen Welt gepriesen, der Theaterdirektor aber glücklich geschätzt, der unverdienterweise diese erhabenene Wohnstätte beziehen durfte. Indessen hatte sich der feinfühlende Wilbrandt, überdrüssig des alltäglichen brutalen Theaterbetriebes und das Zukünftige voraussehend, sacht empfohlen und der Leipziger Theaterdirektor Dr. August Förster (ehemals ruhmbedeckter „bürgerlicher Vater" der Burg) die Leitung übernommen. Da stellte sich denn — zu nicht geringem Leidwesen dieses sehr gediegenen Praktikus — die alle Welt verblüffende Tatsache heraus, daß der neue Prachttempel vollkommen unakustisch war. Die großen Burgminen brachen unisono in Wehklagen aus und in Sehnsuchtsschreie nach dem alten, abgebrauchten, dunkeln, stallartiglangen Gebäude am Michaelerplatze. Alles, was sie dort Unübertreffliches im eleganten Konversationston geleistet — man nennt das heutzutage den „intimen Ton", obwohl dieses von der Moderne zu Tode gehetzte Schlagwort eigentlich ein Nonsens ist, denn der Ton einer Komödie kann doch nicht durchgängig intim, das heißt innig, vertraut, geheim sein, sondern nur stellenweise —, ging in dem neuen Hause verloren. Alle geistreichen und feinen Pointen wurden unfein und geistlos, weil sie von der Bühne in das Haus geschrieen werden mußten, um verstanden zu werden. An der Anzahl der Plätze war in dem großen Hause kein namhafter Gewinn erzielt, aber der Ueppigkeit des Architekten, der Präponderanz des Maschinenmeisters, dem Luxusbedürfnisse der reichen Leute alles Wesentliche einer theatralischen Aufführung geopfert worden. Der ornamentalen Schönheit halber ist

in dem neuen Burgtheater mit dem Raum äußerst verschwenderisch umgegangen worden; die Zwischenräume zwischen den einzelnen Rängen sind von überflüssiger Breite, die Logen möglichst hoch und elegant profiliert, das Logenhaus aber dadurch zu einer solchen Höhe hinaufgeführt, daß von der obersten Galerie aus die handelnden Personen in der häßlichsten Weise verkürzt oder überschnitten erscheinen: man sieht ihnen buchstäblich auf die Scheitel. Die Logen haben Vorzimmer, die anfänglich mit Teppichen geschlossen waren, die natürlich tonfangend wirkten; später wurden diese durch Schiebetüren ersetzt, aber die akustischen Verhältnisse dadurch nicht wesentlich verbessert, weil die Hohlräume dahinter blieben. Der unglücklichste Gedanke des Baron Hasenauer aber war, den Zuschauerraum in Lyraform zu bauen, wodurch die Besucher der innerhalb der Lyrabiegung liegenden Logen nicht bloß nichts hörten, sondern auch nichts sahen. Die Folge war, daß die so gelegenen Logen — während in der alten Burg keine Loge, trotz der dürftigen Ausstattung und Niedrigkeit, auf zehn Jahre hinaus zu haben war — sämtlich aufgegeben wurden. Dieser finanzielle Ausfall veranlaßte schließlich vor mehreren Jahren zu einem Umbau des Logenhauses aus der Lyraform in die Hufeisenform, der abermals etwa eine halbe Million Gulden verschlang, aber nur Remedur für die Augen brachte, nicht für die Ohren, denn der Kardinalfehler, das Höhenverhältnis von Bühnenraum zum Zuschauerraum blieb bestehen. Wenn die Schauspieler zum Parkett sprechen, werden sie oben nicht verstanden, wenn sie nach oben sprechen, werden sie im Parkett nicht gehört, ganz abgesehen davon, daß die nach oben gereckten Hälse den unteren Besuchern nichts weniger als ästhetisch erscheinen. So ging allmählich der Stil der altberühmten Burg, der auf Wahrheit und vornehmer Einfachheit beruhte, fast verloren, mit ihm aber eine große Reihe von Stücken, die den notwendig gewordenen Schreiton nicht vertrugen. Es kam mehr und mehr auf die Lungen der Mimen an; Talent und Geist traten in zweite Reihe, wenn ihre Besitzer nicht auch den großen Ton zu eigen hatten. Nur ein Mitglied war zufrieden — Charlotte Wolter. Die große Tragödin besaß eben alle Qualitäten vereinigt; und mittels ihrer gewaltigen Stimmmittel brachte sie die Stil-Tragödie auch in dem neuen Hause zur Wirkung. Da aber leider in einem Jahrhundert nur einige solche Gottbegnadete geboren werden, so mußte nach ihrem Tode abermals eine Serie von Stücken verschwinden und das Situations- oder Milieustück dafür einspringen, das allerdings unschwer zu erfassen ist und dem Kunstgeschmacke des allmählich veränderten Burgtheater-Publikums mehr zu entsprechen scheint. Um so üppiger blüht die Kunst des Maschinenmeisters, und der Zimmerdekorateur kann in „intimen“ Einrichtungen sich und allen, denen das Brimborium die Hauptsache ist, vollauf Genüge tun.

Ich habe während meiner Winteraufenthalte in Italien vielleicht 50 verschiedene Theater besucht und kein einziges unakustisch gefunden, nicht einmal die ungedeckten. Ich habe ferner in Griechenland in dem zu Epidauros (einem antiken „Wiesbaden“) ausgegrabenen Theater, das nachzählbar etwa 8000 Plätze faßte, eine höchst originelle Vorstellung, veranstaltet von den Studierenden des

athenischen archäologischen Institutes, gehört: Die Frösche des Aristophanes, — und auf der obersten Sitzreihe jedes Wort verstanden! Worin liegt das? Hilflose Theaterarchitekten behaupten: das liege allein in der Beschaffenheit der südlichen Luft, sie trage den Schall besser. Es mag sein, daß die Luft Anteil an der besseren Akustik hat, aber sicherlich ist sie nicht die alleinige Ursache. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die gute Akustik eines Theaters davon abhängt, daß die Schallwellen möglichst wenig Brechungen im Zuschauerraum erleiden. Das vorher erwähnte Theater von Epidauros ist in amphitheatralischen Sitzreihen gegen eine Bergwand gebaut, die offenbar die Resonanz befördert. — Die Konstruktion der italienischen Theater besteht durchgängig aus einem System von 3—7 Rängen Logen übereinander, die niedrig und flach angelegt sind und keine Vorzimmer haben. Infolgedessen schlägt der Ton, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, durch die einzelnen zellenartigen Oeffnungen direkt auf der Hauptmauer an.

Im März vorigen Jahres hörte ich im San Carlo-Theater zu Neapel, dem größten in Europa, das mehr als doppelt so viel Personen faßt wie das Wiener Opernhaus, eine Vorstellung des Barbiers von Sevilla und verstand, in einer Seitenloge des zweiten Ranges sitzend, jedes Wort der Rezitative. Allerdings war diese Aufführung unter Leitung Mascheronis eine so meisterhafte, die Pronunziation der Sänger eine so eminent klare, daß diese Vorstellung für mich gleichsam eine neue Offenbarung des alten Barbiers war; 100 Professori im Orchester und nur ein Ton, jedes p. p. p. plastisch wirkend. Das San Carlo-Theater hat 7 Reihen Logen übereinander, die Zwischenräume eng gestellt, die Logen nicht tief und ohne alle Ausschmückung mit Draperien u. s. w.

Gottfried Sempers hochberühmtes Dresdener Hoftheater, das tiefbedauerlicherweise abbrannte, hatte ebenfalls nur ein imposantes Logenhaus.

Große, vorgeschobene Balkons, tiefe Logen mit Vorzimmern, Säulen und Nischen sind aller Wahrscheinlichkeit nach Hindernisse für eine gute Akustik, ebenso Draperien, Vorhänge und Teppiche. Aber es dürfte auch das Baumaterial mitsprechen. Hausteine, besonders Marmor, sind günstiger als Ziegel; die Anwendung von zu viel Holz scheint bedenklich.

Als Heinrich Laube im Anfang der achtziger Jahre das leider ebenfalls ausgebrannte Wiener Stadttheater bauen ließ, sprach er aus, daß ihm — dem Zwecke des Theaters entsprechend, das das höhere Schauspiel kultivieren sollte, — die Frage der Akustik die allein maßgebende sei. Er entschloß sich deshalb, da er die treffliche Akustik des alten Burgtheaters stets im Gedächtnis hatte, zu einem Theater mit einfachem Logenhaus, nicht mit vorgeschobenen Balkons. Die Akustik gelang vollkommen; das Theater sah distinguiert aus, war aber nicht luxuriös.

Der Bau des deutschen Volkstheaters in Wien scheint der Beobachtung zu widersprechen, da die Akustik dieses Theaters, das einen kolossalen Balkon hat, gleichwohl im Ganzen gelungen ist. Aber es ist sehr wohl in Betracht zu ziehen, daß das Haus sehr niedrig ist, und daß es eben nur einen Balkon hat. Die Schauspieler brauchen den Kopf nur unmerklich zu heben, um den auf dem

Balkon sitzenden Zuschauern face en face zu sein. Es ist nur eine große Vertiefung in dem Theater, die des Parterre, und sonst kein Winkelwerk. Letzteres ist aber unbedingt tonfangend.

Dasselbe System des großen vorgeschobenen Balkons hat aber im sogenannten Deutschen Theater in München zu einem so vollkommen unakustischen Gebäude geführt, daß der ursprüngliche Plan: Deutsches Theater (!) aufgegeben werden mußte und ein Tingeltangel sich in dem architektonisch sonst sehr ansprechenden Bau etablierte. Das nämliche System des einen großen vorgeschobenen Balkons hat ebenso in dem neuerdings erbauten, sehr kleinen Münchener Schauspielhaus Fiasko gemacht, — vermutlich wegen des Logenwinkelwerks hinter dem Balkon. Das Theater sollte ganz „intim" sein, aber gerade diejenigen Mimen, die „modern intim" sprechen, bleiben bereits in der Mitte des Parketts unverständlich.

Die Größe eines Bühnenhauses ist also hinsichtlich der Akustik nicht entscheidend, das heißt: ein kleines Haus muß keineswegs gut akustisch sein, und ein großes Haus schlecht akustisch! Große Theaterräume freilich, wenn sie nicht perfekt akustisch sind, konsumieren selbstverständlich ungleich mehr Stimmmaterial als kleine, die schlecht akustisch sind, — wirken mithin höchst verderblich.

Das Bayreuther Theater — auf dessen Plan Richard Wagner durch den Anblick des Palladioschen Renaissance-Theaters in Vicenza aus dem Cinquecento geführt wurde — mit seiner Art des Aufbaus der Sitze, mit seiner primitiven Ornamentik, ohne Säulen, Draperien, ohne Winkelwerk ist akustisch trefflich gelungen. Seine Kopie, das Prinzregenten-Theater in München, ist zwar nicht ganz mißlungen, aber das Wort wird nur dann von den Zuhörern verstanden, wenn der darstellende Künstler ganz in den Vordergrund tritt und direkt in den Zuschauerraum hineinsingt oder -spricht. Man hat diesen Mangel einerseits dem von dem Bayreuther Theater abweichenden, von dem Architekten willkürlich eingefügten Bühnenrahmen zugeschrieben, andrerseits den Säulen und Nischen, die er an den Seitenwänden konstruiert hat, und im vergangenen Sommer Umänderungen vorgenommen, die indes nur geringe Remedur gebracht haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch allzu ausgedehnte Seitenräume hinter den Kulissen, respektive eine zu große absolute Breite der Bühne (im Prinzregenten-Theater doppelt so breit, als die dem Publikum sichtbare) der Akustik gefährlich werden, sobald die Dekoration keine geschlossenen Seitenwände hat. Als das Théâtre Français vor etwa 60 Jahren zuerst die geschlossenen Zimmer einführte, und zwar aus Gründen der Natürlichkeit, fand man, daß die Akustik dadurch gefördert ward. Jeder Bühnenleiter hat seitdem die gleiche Erfahrung gemacht. Scenen, die im Freien spielen, werden unvollkommener verstanden, weil die Seitenwände offen sind. In dem Mannheimer Theater, trotzdem es einst der berühmte Maschinist Mühldorfer umbaute, sind die Seitenräume hinter den Kulissen so eng, daß sie der Maschinerie stete Schwierigkeiten bereiten, aber das Theater, das etwa 2000 Personen faßt, ist — vielleicht gerade deshalb — gut akustisch, denn die Seitenbühne kann nicht tonfangend wirken.

Das abgebrannte Stuttgarter Hoftheater hatte eine zureichende Akustik,

sobald ständig darauf gehalten wurde, daß Sänger und Schauspieler deutlich und rein pronunzierten.

Die neuesten Theater, die in Berlin zum Zwecke von Schauspiel-Aufführungen gebaut wurden, sind einfache, nicht zu breite Säle, in denen lediglich Parkettreihen angebracht sind, wie z. B. das Kleine Theater, das Trianon-Theater, das von Wolzogen erbaute Haus. Da der Ton sich in diesen Räumen kaum verfangen kann, sind sie im wesentlichen akustisch einwandfrei. Das Deutsche Theater, ein kleines Haus nach alter Konstruktion, ist zweifellos von allen Berliner Theatern am besten akustisch, — ein Moment, das jedenfalls wesentlich zu der hohen künstlerischen Entwicklung dieses Institutes beigetragen hat. Es ist sogar noch vorteilhafter akustisch als Schinkels berühmter Bau am Gendarmenmarkt, über den Friedrich Wilhelm IV. seinerzeit den Witz machte: es ist auch ein Theater darin! Der geistreiche Monarch hatte entschieden unrecht gegenüber dem großen Architekten, der sich wohlweislich in bescheidenen Grenzen hielt, weil er die dramatische Kunst zu hoch achtete, um sie — persönlichen Ehrgeizes halber — von Grund aus zu schädigen!

Man darf — cum grano salis — aussprechen: Der Theaterarchitekt und der Theatermaschinenmeister sind die natürlichen Gegner des Bühnenleiters. Die beiden ersteren wollen ihre Künste — und das ist ganz begreiflich — zu voller Geltung bringen. Siehe K. K. Hofburgtheater! Der Architekt will schön, reich, glanzvoll, bequem bis zur Ueppigkeit bauen, der Maschinenmeister will alle erdenkbaren Vorrichtungen (für Wandel-, Senk-, Drehbühne u. s. w.) haben, um Ueberraschungen für das Auge herbeizuführen; beide brauchen dazu möglichst viel Raum und — (!) Geld. Der Bühnenleiter aber will und muß sein Hauptaugenmerk darauf richten, daß das dargestellte Kunstwerk mit voller Klarheit und Schärfe in die Erscheinung tritt. Das erste Erfordernis ist dementsprechend, daß das Bühnenstück exakt gehört wird! Es ist erörtert worden, wie die architektonisch-maschinellen Interessen, wenn sie ohne das dringend erforderliche Kompromiß rücksichtslos sich durchsetzen, diesem Hauptzwecke entgegenstreben.

Eine andre Frage ist der Außenbau eines Theaters, die Fassaden. Ein Hof, respektive eine Hauptstadt verlangt einen monumentalen Bau in bestimmtem Stile und bewilligt die Mittel dafür. In dieser Frage ist der Architekt maßgebend, und der Bühnenleiter, wenn er nicht gründlich-architektonische Kenntnisse besitzt (was bei dem Bildungsgange der meisten schwerlich der Fall sein dürfte!) wird sich bescheiden müssen. Sobald es sich aber um die Innenräume handelt, begeht er einen großen Fehler, wenn er den Architekten mit dem Maschinenmeister allein wirtschaften läßt. Er muß im Gegenteil seine Interessen — selbstverständlich gestützt auf reife und reiche Erfahrung und Vorkenntnisse — ganz energisch zur Geltung bringen, so wie das Richard Wagner, wie Heinrich Laube getan. Ein Theater darf nicht bloß ein glanzvolles Schaustück sein: es hat eine wichtige künstlerische Mission zu erfüllen, bei der die bildenden Künste nicht als herrschende, sondern als helfende auftreten sollen.

Babel und Bibel.[1]

Eine Paraphrase des Kaiser-Briefes.

Optimismus ist die Seele allen Unternehmens. — Auf den Glauben an die eigne Kraft gestützt, hofft man zu reüssieren.

Bestärkt in diesem Glauben und Hoffen wird man durch das Bewußtsein, nicht bloß für sich allein zu handeln, sondern auch für andre, somit durch die dritte der göttlichen Tugenden: die Liebe.

Der Glaube des Menschen an die eigne Kraft wird jedoch auf Schritt und Tritt erschüttert durch die Manifestierung andrer Kräfte des Weltalls.

Sonne und Mond, Feuer und Wasser z. B. sind dem menschlichen Willen nicht gefügig, sie walten als übermenschliche Kräfte; mit diesen muß gerechnet werden. Man unterwirft sich ihnen, zugleich aber lizitiert man mit andern Menschen um ihre Gunst.

Um diese Gunst zu erlangen, bedient man sich zweierlei Mittel. Entweder man schmeichelt der außermenschlichen, als höher erkannten Kraft, man opfert ihr sich oder andre, mit Vorliebe andre, man droht, ihr nicht mehr zu dienen, falls sie nicht zu Gegendiensten bereit ist. Oder man trachtet, die höhere Kraft von der Lauterkeit der eignen Absicht zu überzeugen, indem man ihre Hilfe nicht für sich allein anruft, sondern für einen mehr oder weniger ausgedehnten Kreis von Mitmenschen, mit denen man in Liebe verbunden zu sein behauptet.

Diese Kräfte stempelt man zu Privatgöttern eines Hauses, Stammes oder Volkes, man verlangt und erwartet von ihnen gegen andre Häuser, Stämme oder Völker verteidigt zu werden. Wenn diese Götter versagen, so wird eine noch höhere Kraft als Hauptgott über sie gesetzt oder sie werden verlassen, und man sucht sich einen andern Gott. So werden die Hausgötter gemaßregelt durch einen Volksgott, oder man wird Untertan des Gottes eines andern Volkes.

Es werden Hausgötter und sonstige Spezialgötter gegen den Volksgott, es wird der eine Volksgott gegen den andern Volksgott ausgespielt.

Selbst dort, wo die vielen Spezialgötter dem einen großen Volksgotte unterworfen wurden, ist die Menschheit noch nicht zum Monotheismus gelangt. Baal, Jahve und Jupiter, Hauptgötter je eines Volkes, sind gleichberechtigte Kräfte, die sich gegenseitig bekriegen.

Sie alle tragen den Stempel des Menschlichen an sich, sie sind insgesamt Verteidiger bloß einer begrenzten Anzahl von Menschen.

Endlich tritt aus dem Dunkel dieses Chaos eine Lichtgestalt siegreich hervor.

Jesus der Nazaräer zertrümmert sämtliche Haus- und Volksaltäre, indem er seinen Vater, den Vater der gesamten Menschheit, den Schöpfer und Lenker des Weltalls, zum einzigen wahren Gott proklamiert, der ihn, seinen Sohn, zur Erde gesandt hat, um diese Wahrheit zu verkünden.

„Ein Hirt und eine Herde." Dieser eine Gesamtgott ist allmächtig und allwissend; er kann weder terrorisiert oder bestochen noch hintergangen werden.

---

[1] Anmerkung der Redaktion. Die vorstehende Paraphrase ging uns von einem hervorragenden österreichisch-ungarischen Diplomaten zu. Wir haben sie gern aufgenommen, weil wir die darin behandelten Fragen auch in Zukunft gebührend berücksichtigen werden. Unsre Leser werden leicht erkennen, wie der obige Artikel und Friedrich Delitzschs Vorwort zur neuen Ausgabe seines Zweiten Vortrags über Babel und Bibel, das wir hier unmittelbar folgen lassen, sozusagen aus Einem Geiste geboren sind.

Er ist allgerecht; er gestattet der Menschheit den Vollgenuß aller Erdengüter; er ermuntert den einzelnen Menschen sich zu verbünden mit andern Menschen, um der Mutter Natur mit vereinter Kraft so viel Säfte zu entloden, als sie zu spenden vermag.

Er verlangt von ihm nur eines: die Liebe zu seinesgleichen, die Nächstenliebe, die in der Liebe Gottes gipfelt, Gottes, der alle Menschen gleichmäßig liebt.

Nicht mehr von der Protektion seines speziellen Gottes hat der Mensch hierfür Hilfe gegen andre Menschen zu erhoffen. Glauben soll er an Gott und hoffen, bei Gott Unterstützung zu finden, aber nur auf dem Felde der Liebe und nicht auf jenem des Hasses. Nicht weil einzelne Menschen oder Völker sich für Auserwählte Gottes halten, sollen sie gedeihen. Gedeihen vor andern werden sie nur, wenn sie vor andern die Wege Gottes wandeln: jene der Liebe, wodurch sie sich selbst zu Gottes Auserwählten stempeln.

Auf welche Weise die Menschheit sich aus dem engen Kreise der Hausgötter zur Anerkennung von Volksgöttern und von dieser allmählich zur Erkenntnis des einzig wahren Gesamtgottes hinaufgearbeitet haben, mag von historischem Interesse sein. Die vielen mühsam durchwanderten Etappen des Weges zum Licht ändern aber nichts an der Tatsache, daß die Verkündung des Menschheitgottes in Wirklichkeit göttlich, ihr Verkünder in Wirklichkeit Gottmensch war und als solcher anerkannt werden müsse.

Die früheren Götter erschienen dem Menschen als ebenso selbstisch, wie er es war.

Sie ließen mit sich feilschen, sie unterstützten seine Selbstsucht unter der Bedingung, in ihrer Selbstsucht durch den Menschen unterstützt zu werden.

Der Sohn Gottes versicherte die Menschheit der Liebe seines Vaters, wandelte auf Erden als lebendes Sinnbild dieser Liebe und opferte seinen irdischen Leib allen Qualen, die menschliche Selbstsucht, menschliche Blindheit über ihn verhängen wollten.

Jesus ward zu Christus, sein Leib fiel unter den Schlägen der Feinde der Wahrheit, um die Wahrheit zum endlichen Siege zu bringen.

Diese Wahrheit ist siegreich geblieben, sie lebt weiter und weiter im menschlichen Herzen vom Augenblicke ihrer Verkündung an bis zum heutigen Tage, sie wird weiter leben bis zum Ende der Welt.

Der einzelne Mensch mag sie der göttlichen Offenbarung zuschreiben oder nicht, er mag den Verkünder als seinen Gott anerkennen oder nicht, der göttliche Funke belebt ihn, ob er will oder nicht. Der nach dem Heilande geborene Mensch kann nicht fühlen und denken, wie die Menschen vor der Erlösung fühlten und dachten, sobald er Kenntnis hat von dieser Erlösung.

Diese Erkenntnis ungetrübt zu erhalten und zu verbreiten ist die Aufgabe aller Jünger Gottes. Den Urquell der Verkündung zu trüben, ist ein Verbrechen gegen die Menschheit.

Ein Verbrechen gegen die Menschheit ist es, die Göttlichkeit Christi zu leugnen, und ein gleiches, wenn nicht noch größeres Verbrechen gegen die Menschheit ist es, ihn zum Götzen zu stempeln, zum einseitigen Haus- oder Volksgott, dessen Unterstützung erkauft werden kann und erschlichen durch Opfer und Schmeichelworte.

Man glaube an die Göttlichkeit der Offenbarung der Liebe, man hoffe von ihrer Allmacht Unterstützung zu finden gegen den Haß im Herzen andrer gegen sich selbst, im eignen Herzen gegen andre; und das Werk der Erlösung ist für alle Zeiten geborgen.

Erlösung ist die Versöhnung, sie ist das Handinhandgehen aller Menschen zu den Pforten des Himmels, die Gottes Sohn weit offen für sie hält.

Vorwort
zur neuesten Auflage (26. bis 30. Tausend) des
Zweiten Vortrags über Babel und Bibel.

Von

Prof. Dr. Friedrich Delitzsch.

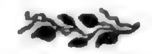
Zur Klärung.

Wer kommt da aus Edom? in hochroten Kleidern aus Bosra?
Prangend in seinem Kleid, sich wiegend in der Fülle seiner Kraft?
„Ich (Jahve) bin's, der redet in Gerechtigkeit, der groß ist zu helfen!"
Warum das Rot an deinem Gewande, und deine Kleider wie die eines Keltertreters?
„Die Kelter hab' ich getreten alleine, und von den Völkern war niemand mit mir,
Und ich trat sie in meinem Zorn und zerstampfte sie in meinem Grimm,
Und es spritzte ihr Lebenssaft auf meine Kleider, und alle meine Gewänder hab' ich besudelt.
Denn ein Tag der Rache war meine Absicht und mein Erlösungsjahr war gekommen.
Und ich schaute, da war kein Helfer, und erstarrte, da war kein Unterstützer.
Aber es half mir mein Arm, und mein Grimm war meine Stütze,
Und ich trat die Völker in meinem Zorn und machte sie trunken mit meinem Grimm
Und ließ zur Erde fließen ihren Lebenssaft."

Fürwahr, ein nach Sprache, Stil und Gesinnung echt beduinisches Schlacht- und Triumphlied. Nein! Dieser Spruch Jes. 63, 1—6 und hundert andre prophetische Sprüche voll unauslöschlichen Hasses gegen die Völker ringsum: gegen Edom und Moab, Assur und Babel, Tyrus und Aegypten, zumeist Meisterstücke hebräischer Rhetorik, sollen den ethischen Prophetismus Israels, wohl gar in seiner Höhenlage, repräsentieren! Diese aus bestimmten Zeitverhältnissen herausgeborenen Ergüsse politischer Eifersucht und, vom menschlichen Standpunkt aus, vielleicht begreiflichen leidenschaftlichen Hasses längst untergegangener Generationen sollen auch uns Kindern des 20. Jahrhunderts nach Christus, sollen auch den abendländischen und christlichen Völkern noch als Religionsbuch dienen zur Sittigung und zur Erbauung! Statt uns „mit Dank bewundernd" zu versenken in das Walten Gottes in unserm eignen Volke von der germanischen Urzeit her bis auf diesen Tag, fahren wir aus Unkenntnis, Gleichgültigkeit oder Verblendung fort, jenen altisraelitischen Orakeln einen „Offenbarungs"-Charakter zuzuerkennen, der weder im Lichte der Wissenschaft noch in dem der Religion oder Ethik standhält. Je tiefer ich mich versenke in

den Geist des alttestamentlichen prophetischen Schrifttums, desto banger wird mir bei Jahve, der die Völker mit seinem unersättlichen Zornesschwert hinschlachtet, der nur Ein Lieblingskind hat, dagegen alle andern Nationen der Nacht, der Schande, dem Untergang preisgibt, der schon zu Abraham sprach (1. Mo. 12, 3): „ich will segnen, die dich segnen, und die dich verwünschen verfluchen“ — ich nehme meine Zuflucht zu dem, der im Leben und im Sterben gelehrt hat: „segnet die euch fluchen“, und berge mich voll Vertrauens und Freudigkeit und ernsten Strebens nach sittlicher Vervollkommnung in den Gott, zu welchem uns Jesus zu beten gelehrt hat, den Gott, der ein liebender und gerechter Vater ist über alle Menschen auf Erden.

Charlottenburg, am 1. März 1903.



Literarische Berichte.

Trianon und andere Novellen. Von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—; elegant gebunden M. 5.—

Dieser Band umfaßt drei Novellen des Autors, der sich durch seine vorhergegangenen Schöpfungen „Unter Zigeunern“, „Kismet“, „Quitt!“, „Von zarter Hand“, „Félicie“ und „Das Blinkfeuer von Brüsterort“ (sämtlich im gleichen Verlage) den Anspruch darauf erworben hat, den ersten Erzählungskünstlern der Gegenwart zugezählt zu werden. Die Romane wie die Novellen bekunden sämtlich eine hervorragende Begabung, eine erfindungsreiche Phantasie und psychologische Vertiefung; da Megede zudem auch in Sprache und Stil zu den Allerbesten gehört, so ist es erklärlich, daß er sich eine große Gemeinde erworben hat, für die das Erscheinen eines neuen Werkes von ihrem Lieblingsautor jedesmal eine Freude ist. Von den in diesem hübschen Bande vereinigten Erzählungen hat die erste, „Trianon“, dem Buch seinen Titel gegeben. Sie spielt in einer ehemaligen kleinstaatlichen Residenz, die ungemein stimmungsvoll geschildert wird. Anscheinend lebt dort alles in einem Traumdasein, allein das schützt die beiden Menschen, deren Herzensgeheimnisse diese Blätter uns enthüllen, nicht davor, von einer glühenden und verzehrenden Leidenschaft füreinander ergriffen zu werden. „Die Tugendgans“ heißt die zweite Erzählung nach dem Spottnamen, den kleinstädtische Bosheit einer jungen Frau beigelegt hat, die ihren Gatten fast abgöttisch liebt. Das tief und zart empfindende Weib verliert allen Lebenshalt, als sie gewahr werden muß, daß sie ihre Neigung an einen Unwürdigen verschwendet hat, und diese Erkenntnis gibt ihr den Tod. „Das Prinzessinlächeln“ schildert das Schicksal eines Mannes, den in jüngeren Jahren ein gefallsüchtiges Weib zu schwerem Fehltritt gebracht hat, der ihn aus seiner vielversprechenden Laufbahn herauswirft. Er greift jedoch nicht zur Pistole, sondern weiß das Schicksal zu zwingen und jenseits des großen Wassers sich eine neue Existenz aufzubauen. Um von den Folgen einer schweren Krankheit zu genesen, kehrt er nach Deutschland zurück und begegnet nun in Kissingen von neuem der Frau, die ihn damals betörte, und deren Sirenenlächeln ihn auch diesmal wieder in ihre Netze lockt. Nur zu rasch entdeckt aber der gereifte Mann, daß hinter den holden Zügen keine Seele wohnt und daß er damals ein törichtes Opfer gebracht hat. Darüber verzweifelt er und zieht die einstige Geliebte mit in seinen Untergang. Wie man sieht, sind diese in Megedes neuestem Werke zusammengestellten Novellen keine Geschichten, die „gut ausgehen“, allein man hat das Gefühl, daß die Schicksale der uns vorgeführten Personen so sein müssen, wie der Dichter uns berichtet. Jede Erzählung ist ein Meisterstück von psychologischer Feinheit und ergreifender Schilderung. Fr. R.

Italien. Von Professor W. Deecke. Berlin, Alfred Schall.

Ein bedeutendes Werk, wenn auch die

Schilderung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens von dem kurz nachher erschienenen Werke von P. D. Fischer weit überholt ist. Nur die Kapitel über das Relief und den geologischen Aufbau des Landes, die dem eigentlichen Berufe des Verfassers angehören, sind unübersichtlich, nicht aus dem Vollen geschöpft und mit zu viel Details überladen. Der Verfasser hat, wie es so manchem ausgezeichneten Gelehrten schon ergangen ist, das Maß an Vorkenntnissen und Interesse, das er bei seinen Lesern voraussetzen durfte, zu hoch gespannt, weil er vergessen hat, wie wenig er selbst gewußt hat, als er an seine Studien herangetreten ist. In den andern naturwissenschaftlichen Kapiteln ist das richtige Maß gefunden, die Hydrographie ist ausgezeichnet gelungen, ebenso schön der Vulkanismus. Die Kapitel über Bevölkerung und Geschichte wiederholen sich gegenseitig mehrfach; sie hätten verbunden werden können. Die Bildbeigaben sind jedes Lobes würdig. K. F.

Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen. Mit acht farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Original-Prachteinband M. 25.—

Es ist ein hoher Genuß, diese Künstlerfahrt im Geiste mitzumachen, denn Hugo V. Pedersen, ein geborener Däne, ist nicht nur ein tüchtiger Maler und Zeichner, dessen Skizzen in ungemein charakteristischer Weise die exotischen Menschen und Scenerien wiedergeben, sondern er weiß nicht minder gewandt wie den Zeichenstift auch die Feder zu führen und durch die Schilderung seiner Erlebnisse in Niederländisch-Indien den Leser aufs anziehendste zu unterhalten. Interessant ist die Art und Weise, wie diese Fahrt in die Märchenländer des Ostens, wohin uns Pedersen geleitet, zu stande kam. Nach einem siebenjährigen Aufenthalt in Deutschland begab sich der junge Künstler nach London, wo er mit einem älteren Bruder zusammentraf, der schon seit langem als Leiter von Plantagen einer großen englischen Gesellschaft auf Sumatra tätig war. Um seine Skizzenbücher mit den auf jener Insel so zahlreichen malerischen Motiven und Volkstypen zu füllen, entschloß er sich, dem Bruder in die zweite Heimat zu folgen, und war nun dort längere Zeit mit Eifer und großem Erfolge tätig. Dann begab er sich nach den englischen Kolonien Singapore und Penang und von hier mit einer ungemein reichen Ausbeute interessanter Zeichnungen nach Java, dem Paradiese des Ostens, wo er zwei volle Jahre verlebte. Er unternahm Streifzüge durch die ganze Insel und zeichnete und malte ihre Vulkane und Tempel wie das bunte Volksleben; vor allem aber erlangte er durch die Empfehlungen des niederländischen Generalgouverneurs, dessen Gunst Pedersen schon auf Sumatra gewonnen hatte, sogar Zutritt zu den Fürstenhöfen im Herzen von Java, deren Inneres vor ihm noch keines Europäers Auge erschaut hatte. Er malte u. a. den Soesoehoenan (Kaiser) von Surakarta und dessen Familie und wurde durch mannigfaltige fürstliche Gunstbezeigungen und durch ein Honorar von 27000 Mark für seine siebenmonatliche Tätigkeit als Hofmaler belohnt. Während der Kaiser, ein kleines, mit Juwelen und anderm kostbaren Zierat überladenes Männchen, dem Künstler für sein Porträt eine Aufnahme gewährte, fragte er in einem fort neugierig seine Umgebung: „Was macht er jetzt?“, und gewissenhaft mußte ihm berichtet werden: „Er zeichnet die Körperbreite Eurer Hoheit,“ oder: „Er zeichnet die Arme Eurer Hoheit.“ Wenn Seine Hoheit dessen müde wurde und eine Ruhepause wünschte, dann meinte er familiär in gebrochenem Holländisch: „Peters! Wat will y drinken?“ — Wir besitzen eine ganze Anzahl höchst wertvoller Arbeiten über Niederländisch-Indien, aber keine, die uns so lebendig mitten in jene exotische Wunderwelt hineinversetzt, wie dies Prachtwerk, in dem Bilder und Text einander sehr glücklich ergänzen. Fr. R.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

In einem stattlichen Kleinfoliobande werden auf 200 Seiten über dreihundert Werke der Malerei und Plastik vorgeführt, die auf den großen und kleinen Ausstellungen des daran besonders fruchtbaren, verflossenen Jahres zu sehen waren. Wenn man die Gesamtsumme der in München, Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe und Wien zur Schau gestellten Kunstwerke auf rund 7000 veranschlägt, so wäre das allerdings nur ein sehr kleiner Auszug. Wer aber das Vergnügen genossen hat, diese Ausstellungen aus eigner Anschauung kennen gelernt zu haben, wird zugestehen müssen, daß mit dieser Auswahl das Richtige getroffen worden ist. Es ist kaum ein Kunstwerk ausgeschlossen worden, das eine Aufbewahrung in einem Jahresrückblick verdient hat. Eine strenge Kritik wäre vielleicht noch rigoroser verfahren, als es die Redaktion dieses Sammelwerkes getan hat. Wenn das Unternehmen fortgeführt werden sollte, wäre eine gleichmäßigere Berücksichtigung aller Richtungen zu empfehlen, als sie in diesem Bande hervortritt. Da auf jede Textbeigabe verzichtet worden ist, sichtlich um das Urteil der Kunstfreunde nicht zu beeinflussen, müßte auch das diesem Urteile unterbreitete Material nicht überwiegend aus den Ausstellungen der Sezessionen ausgewählt werden. A. R.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andrejew, Leonid, Der Gedanke und andere Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von Elisawetinskaja und Jorik Georg. Mit dem Bilde des Verfassers. München, Albert Langen. M. 2.—

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 41. Bändchen: Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen nach Vorträgen. Von Oswald Külpe. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Benischke, Dr. Gustav, Die Grundgesetze der Wechselstromtechnik. Mit 113 Abbildungen. III. Heft von Elektrotechnik in Einzeldarstellungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 3.60.

Darwinistische Vorträge u. Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. W. Breitenbach, Heft 6: Darwinistische Theorie mit Berücksichtigung einiger neueren Untersuchungen. Von Prof. Dr. L. Errera. Mit 6 Abbildungen. Odenkirchen, W. Breitenbach. M. 1.—

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Bände 1, 6, 12, 30. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—

Güssfeldt, Prof. Dr. Paul, Grundzüge der Astronomisch-Geographischen Ortsbestimmung. Auf Forschungsreisen und die Entwickelung der hierfür massgebenden mathematisch-geometrischen Begriffe. Mit 95 Textfiguren. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 10.—

Haberlandt, Dr. M., Daçakumâracaritam. Die Abenteuer der zehn Prinzen. Nach dem Sanskrit-Original des Dandin. Mit Anmerkungen. München, F. Bruckmann A.-G. M. 3.—

Hassert, Prof. Dr. Kurt, Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee: Die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln. Nachtrag zu „Deutschlands Kolonien". Leipzig, Dr. Seele & Co.

Hauptmann, Carl, Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen. München, Georg D. W. Callwey. M. 3.—

Krauss, Dr. Franz, Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Wien, Franz Deuticke. M. 5.—

Peltzer, Alfred, Die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.20.

Pohl, Dr. J., Das Haar. Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege. Fünfte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.50.

Poschinger, Heinrich v., Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde. Mit Illustrationen und Faksimiles. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). M. 5.—

Rahmer, S., Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich v. Kleists. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—

Rechtsprechung 1902 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. und Zw. V. G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet von Dr. Hs. Th. Soergel. 3. Jahrgang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Revue de Paris, La, 10e Année. Nr. 5. 1er Mars 1903. Parait le 1er et le 15 de chaque mois. Paris. Prix de la livraison. Frs. 2.50.

Righi, Augusto und Dessau, Bernhard, Die Telegraphie ohne Draht. Mit 258 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 12.—

Robert, Friedrich, Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntnis unsrer Kinder. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühler. M. 2.—

Samarow, Gregor, Die Saxoborussen. Roman. Zweite Auflage. Mit 8 Vollbildern von E. Cucuel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Schoedler, Dr. Friedrich, Das Buch der Natur, die Lehren der Botanik, Zoologie und Physiologie, Paläontologie, Astronomie, Mineralogie, Geologie, Physik und Chemie umfassend. 23. vollständig neubearbeitete Auflage in drei Teilen. Zweiter Teil, zweite Abteilung: Mineralogie und Geologie von Prof. Dr. B. Schwalbe. Mit 418 Abbildungen und 9 Tafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 12.—

Stavenhagen, W., Frankreichs Küsten-Verteidigung. Für Offiziere aller Waffen. Mit 4 Tafeln. Berlin, Richard Schröder. M. 2.—

Zola, Emile, Wahrheit. Der „Vier Evangelien" dritter Teil. Roman in vier Büchern. Uebersetzt von Leopold Rosenzweig. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode.

Aufzeichnungen von

Staatsminister Dr. Bosse (†).

Unter den hervorragenden Männern, mit denen das Leben mich zusammengeführt hat, steht nächst dem Fürsten Bismarck der verewigte Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode in der ersten Reihe. Vom Augenblick unsrer ersten Begegnung an hat er mir nicht nur lebhaftes Interesse eingeflößt, sondern tiefer und wärmer auf mich gewirkt, als es durch die äußeren Umstände, unter denen ich ihn kennen lernte, bedingt gewesen wäre. Ich war im Jahre 1861 Kammerdirektor in Roßla geworden, und daraus ergaben sich zu dem jungen regierenden Herrn in Wernigerode eine Reihe geschäftlicher Beziehungen. Von Anfang an ging ihm in den Kreisen der Oberbeamten aller drei Grafschaften der Ruf eines ungewöhnlich begabten, geschäftlich geschickten und wohlgeschulten, selbständigen und charaktervollen Herrn voran. Auch mein regierender Herr, Graf Karl Martin zu Stolberg-Roßla, hatte zu mir wiederholt mit großer Anerkennung von seinem Herrn Vetter in Wernigerode gesprochen und hinzugefügt, daß das ganze Haus Stolberg für die Vertretung seiner Rechte und seines Ansehens große Hoffnungen auf den Grafen Otto setze. In der Tat hat Graf Otto von seiner Besitzergreifung an in allen Repräsentationsfragen und in der Wahrnehmung der standesherrlichen Rechte, für die damals noch gemeinsame Klärungs- und Sicherungsversuche gemacht wurden, die Führung übernommen und dabei so viel politisches Verständnis, so viel Takt und Besonnenheit, aber auch preußisches Bewußtsein gezeigt, daß mein erlauchter Graf in Roßla mit äußerster Befriedigung die Bundesgenossenschaft und das politische Vorgehen des Grafen Otto begrüßte. Sehr bald erfuhren wir auch, daß Graf Otto in Wernigerode mit großer Selbständigkeit nach vorgängiger, gründlicher Information in die Verwaltungsgeschäfte seiner Kammer eingriff. Jedenfalls ergibt sich hieraus, wie eingehend Graf Otto sich um die Geschäfte bekümmerte, und wie sehr seine Hingabe an die gewiß oft unbequemen Pflichten seiner Stellung und seines Besitzes allgemein imponierte. Ein ausgeprägtes, jede Rücksicht auf das persönliche Behagen beiseite schiebendes Pflichtgefühl war überhaupt einer der am

schärfsten hervortretenden Züge in der Persönlichkeit des Grafen Otto. Durch diese rücksichtslos gewissenhafte Pflichterfüllung hat er — das natürliche Gegenspiel aller Bureaukratie und des bureaukratischen Zopftums — die Bureaukratie von vornherein geschlagen, überwunden und vor seinen Wagen gespannt, zuerst in seiner eignen Verwaltung, später mit bewunderungswertem Erfolge im Staatsdienst.

Mit großer Freude erinnere ich mich der ersten persönlichen Begegnung mit ihm am 23. August 1864 in Rothesütte. Auf meine Veranlassung war damals eine Konferenz der Oberbeamten der drei Grafschaften mit Zustimmung der erlauchten Dienstherren gegründet worden, um gemeinsame Interessen zu besprechen, sich über schwierige Fälle Rats zu erholen und solchen zu erteilen und überhaupt die natürliche Solidarität der Interessen der drei gräflichen Häuser mehr als bisher zum Ausdruck zu bringen. Diese Konferenz wurde zuerst am 23. August 1864 in Rothesütte abgehalten. Ich hatte es übernommen, die Besprechung durch einen Vortrag „über Wege-Ordnung und Anordnung in Preußen“ einzuleiten. Zu unsrer größten Ueberraschung und lebhaftesten Freude trafen wir in Rothesütte den regierenden Herrn v. Wernigerode, der mit seinen Beamten gekommen war, um an der Konferenz teilzunehmen. Auch darin lag ein Beweis seines lebendigen Interesses für die Geschäfte und seiner frischen Initiative. Der Graf nahm an der eingehenden und sehr lebhaften Diskussion Anteil und erwies sich als vortrefflich informiert. Die Erörterung war an jenem Tage um so anregender, als auch die Geistlichen der drei gräflichen Konsistorien teilnahmen und in die Diskussion eingriffen.

Ich kann nur konstatieren, daß der Eindruck, den Graf Otto, der auch an dem gemeinsamen Mittagessen teilnahm, bei dieser Gelegenheit auf uns alle machte, überaus tief und günstig war. Schon seine äußere, ungemein ansprechende Erscheinung, seine gewinnenden, sicheren, vornehmen Formen, die guten und klugen Augen, mit denen er so frei und zuversichtlich in die Welt blickte, die praktischen Gedanken, die er in durchaus korrekter und geläufiger Rede darlegte, das alles gewann ihm die Herzen aller Anwesenden. Er hatte uns förmlich bezaubert, und er erschien mir als der ideale Typus der höchsten Aristokratie des Landes.

Bald nachher — im Frühjahr 1865 — fanden wichtige, vertrauliche Verständigungen zwischen den Chefs der drei gräflichen Häuser statt, da die Verleihung und Annahme der Fürstenwürde damals zuerst in Frage kam. Die Herren Grafen kamen damals zu einer wesentlich ablehnenden Haltung, und Graf Otto führte die Verhandlungen mit außerordentlichem Geschick.

Nicht minder einflußreich war die Stellung, die Graf Otto in den damals brennenden Fragen der kirchlichen Organisation einnahm. Es handelte sich in der evangelischen Landeskirche Preußens damals um die Bildung der Kreissynoden. Dabei mußten aber die kirchenregimentlichen Rechte der Grafen zu Stolberg berücksichtigt werden, und es war nicht ganz leicht, in der Geltendmachung der Stolbergschen Partikularverhältnisse das rechte Maß und den rechten

Ton zu treffen. Daß dies gelang, ist wohl wesentlich der Weisheit und dem Takte des Grafen Otto zu verdanken.

Auch politisch wurde Graf Otto damals vielfach in Anspruch genommen. So führte er am 15. November 1865 den Vorsitz in einer großen konservativen Parteikonferenz in Magdeburg, an der auch ich teilnahm. Es handelte sich um die Gründung genossenschaftlicher Kreditkassen im Interesse der konservativen Partei. Der Graf, damals noch nicht 30 Jahre alt, führte den Vorsitz mit großer Gewandtheit, und er hatte schon damals eine führende Position in der Provinz.

Dann kam das Jahr 1866. Graf Otto war an die Spitze des freiwilligen Krankenpflegedienstes im Kriege getreten und war in dieser Funktion bei der Mainarmee, wie er mir erzählt hat, auch im Feuer gewesen (wenn ich nicht irre bei Hammelburg und Aschaffenburg).

Im Jahre 1867 wurde er Oberpräsident der Provinz Hannover. Zu Anfang des Jahres 1868 wurde ich von ihm zum Kreishauptmann in Göttingen vorgeschlagen. Dieser Vorschlag wurde aber durch andre, in Berlin bereits getroffene Dispositionen durchkreuzt. Ich ging jedoch im Mai 1868 als Amtshauptmann nach Uchte, und von dieser Zeit an habe ich nicht nur mit dem Grafen Otto persönlich Fühlung behalten, sondern auch vielfach Gelegenheit gehabt, in seine Wirksamkeit als Oberpräsident Einblick zu gewinnen.

In der Provinz Hannover war die Bevölkerung, namentlich die ländliche, mit fast verschwindenden Ausnahmen damals antipreußisch und welfisch gesinnt. Das war von vornherein begreiflich, namentlich, wenn man die Entwicklung der deutschen Verfassungsideen seit 1848 und die Eigenart des niedersächsischen Volkscharakters in Betracht zieht. Zwar hatte es während des Bestehens des Königreichs Hannover nicht an einer zähen und in tiefem Rechtsgefühl wurzelnden Opposition gefehlt. Man darf aber nicht vergessen, daß Hannover — ungeachtet der vom Rechtsstandpunkte mindestens recht bedenklichen Regierungsmaßnahmen bezüglich der Verfassung unter Ernst August und des Dominiums wie einiger andrer staatsrechtlichen Fragen unter Georg V. — ein rechtlich wohlgeordneter und im allgemeinen vorzüglich verwalteter Verfassungsstaat war, daß namentlich die von dem Minister Stüve eingeführte Landgemeinde-, Städte-, Aemter- und Behördenorganisation gesetzgeberische Meisterwerke waren, die mit feinem historischen Sinne und mit bewundernswertem Verständnis der geschichtlich gewordenen Verhältnisse dem hannoverschen Volkscharakter mit glücklicher Hand angepaßt waren, daß Justiz und Verwaltung gut, redlich und mit befriedigendem Erfolge unter Bewahrung eines patriarchalischen Anstrichs funktioniert hatten, daß namentlich auch die Finanzverwaltung wohl geordnet und die steuerliche Belastung der Bevölkerung mäßig war. Erst mit dem Eintritt der Katastrophe im Jahre 1866 und mit der Einsetzung der zunächst interimistischen preußischen Zivilverwaltung wurde sich — psychologisch vollkommen begreiflich — die hannoversche Bevölkerung aller dieser Vorzüge mit einem Male klar bewußt. Ueberdies liegt ein streng monarchischer und konservativer Zug tief im niedersächsischen Volkscharakter.

Nichts war natürlicher, als daß bei dem Verluste der Selbständigkeit des Landes die Anhänglichkeit an die alte, angestammte Dynastie in den weitesten Kreisen sich geltend machte, und daß man nur sehr langsam und widerwillig in das für den Augenblick Unvermeidliche sich fügen lernte, ohne die Hoffnung auf irgend eine der Wiederherstellung des früheren Zustandes günstige, politische Wendung ganz aufzugeben. Geschürt wurde die antipreußische Stimmung im Lande namentlich durch die lutherische Geistlichkeit. Sie war vornehmlich die Trägerin der Liebe zur hannoverschen Dynastie, die sich namentlich in der Person des Königs Georg und der Königin Marie stets der lutherischen Kirche und Geistlichkeit als mit dem Herzen zugetan gezeigt und durch Kirchlichkeit und reiche Liebeswerke sich christlich und kirchlich legitimiert hatte. Dazu kam, daß die synodale Organisation der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers kurz vor Eintritt der politischen Katastrophe zu einem glücklichen, gesetzlichen Abschluß gebracht und dabei die Geltung des lutherischen Bekenntnisses in scharfer Ausprägung verfassungsmäßig garantiert worden war. Auf die preußischen kirchlichen Verhältnisse dagegen hatte man in Hannover längst mit dem äußersten Mißtrauen geblickt, und namentlich waren es die preußischen Unionsbestrebungen, denen man mit einer zuweilen fast kindischen Furcht und Besorgnis gegenüberstand. Das alles hätte vollkommen ausgereicht, um die eisige Kühle, mit denen der Uebergang der Regierung und Verwaltung in Hannover auf Preußen von der Bevölkerung aufgenommen wurde, zu erklären. Verschärft aber wurde dieser Mißmut der Bevölkerung noch dadurch, daß die während der Uebergangszeit von der preußischen Regierung nach Hannover geschickten preußischen Beamten vielleicht nicht mit der nötigen Umsicht ausgewählt worden waren. Von dem Wunsche beseelt, die neue Provinz so schnell als möglich dem Königreich Preußen zu assimilieren, ließen sich diese Beamten mehrfach zu Maßregeln verleiten, die unsäglichen Schaden angerichtet. Jedenfalls glaube ich dafür einstehen zu können, daß das aus den vorstehenden Andeutungen sich ergebende Bild der öffentlichen Stimmung in Hannover zur Zeit der Uebernahme des Oberpräsidiums durch den Grafen Otto der Wirklichkeit durchaus entsprach. Graf Otto war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe auch vollkommen bewußt gewesen. Um so größer und selbstloser war sein Entschluß, dem Rufe seines Königs und des Staatsministeriums zur Uebernahme dieser heikeln Aufgabe zu folgen. Dies fand damals auch allgemeine Anerkennung, selbst in den Kreisen der eingefleischten preußischen Bureaukratie, die ja die Berufung eines dreißigjährigen Herrn der höchsten Aristokratie in das damals schwierigste Oberpräsidium als eine kaum begreifliche Schrulle des nach ihrer Auffassung freilich auch nicht zünftigen Grafen Bismarck betrachtete und mit Nasenrümpfen und heimlichem Räsonieren aufnahm. Allein das erkannten doch selbst diese Leute an, daß Graf Stolberg mit der Uebernahme dieses Amts einen Akt der höchsten patriotischen Selbstverleugnung vollzog. Denn darüber konnte sich niemand täuschen, daß im Falle des Nichtgelingens — ein Fall, der bei den ungünstigen Chancen nahe genug lag — die ganze politische Zukunft des Grafen für immer und fast

irreparabel gefährdet war. Die Ernennung des Freiherrn v. Nordenflycht zum Oberpräsidenten in Hannover war bereits fest beschlossene Sache, vielleicht schon ausgefertigt, als Graf Bismarck sie rückgängig zu machen und die Ernennung des Grafen Otto durchzusetzen wußte. Es war dies einer seiner genialen, gegen alle bisherige Kleiderordnung gehenden, auf richtiger Würdigung der Menschen beruhenden großen Schachzüge, durch die er unserm Volke und Lande so große Dienste geleistet hat.

Als ich im Mai 1868 in die Provinz Hannover kam, begegnete ich überall nur der vollen Befriedigung über den neuen Oberpräsidenten. Schon daß er extra ordinem ernannt war und der preußischen Bureaukratie nicht angehörte, hatte den besten Eindruck gemacht. In den Kreisen des hannoverschen Adels legte man außerdem besonderen Wert darauf, daß Graf Otto der Chef eines der vornehmsten, standesherrlichen Häuser, daß er von ebenbürtigem hohen Adel und vermöge seines hohensteinschen Besitzes ein Angehöriger des Landes war. Ueberall rühmte man seine Liebenswürdigkeit, Klugheit, Selbständigkeit, seine Arbeitskraft und daß er die Geschäfte wirklich persönlich in die Hand genommen habe und gar nicht daran denke, ein bloßer Scheinrepräsentant seines wichtigen und verantwortungsvollen Amtes zu sein. Daran dachte er freilich in der Tat ganz und gar nicht, und wer ihn näher kannte, wußte, daß dies seiner Natur, seinem Charakter, seiner ganzen Lebensauffassung schnurstracks zuwider gewesen sein würde. Das zeigte sich schon in der Wahl seiner Räte. Mitgebracht hatte er nur den ihm von Magdeburg her bekannten, bei dem Oberpräsidium der Provinz Sachsen beschäftigt gewesenen, allerdings sehr tüchtigen und geschäftssicheren Regierungsassessor Kurt Starke, also einen noch jungen Beamten, der jeden Gedanken daran ausschloß, daß er den Oberpräsidenten beherrschen und etwa unter dessen nomineller Firma und Autorität die Provinz regieren könne. Am allerwenigsten konnte der Gedanke aufkommen, daß die beim Oberpräsidium beschäftigten, ehemals hannoverschen Beamten einen unverhältnismäßigen Einfluß auf ihren Chef ausüben könnten. Der Oberpräsident reiste viel. Man war einig darüber, er sehe die Dinge mit eignen Augen, habe ein eignes Urteil und entscheide nach eignem Ermessen. Dabei war er für jedermann zugänglich. Kurz, nach wenigen Monaten hatte Graf Otto Stolberg in den Augen der Beamten und der Bevölkerung sich eine vollkommen sichere Position geschaffen. Seine persönliche und amtliche Autorität war allgemein anerkannt.

Wenn man berücksichtigt, daß dem Grafen Otto die Aufgabe zufiel, die noch keineswegs assimilierte, vielfach durch Agitationen verhetzte und heimlich auf einen für Preußen unglücklichen Krieg wartende Provinz während der Mobilmachung im Sommer 1870 und der ersten Phasen des Krieges zu leiten, so muß man die glückliche Hand, mit der er diese Aufgabe löste, bewundern. Nicht nur, daß er die Geschäfte der Zivilverwaltung mit musterhafter Pünktlichkeit glatt und tadellos abwickelte, sondern die Verwaltung der Provinz wurde ihm während des Krieges nicht selten dadurch erheblich erschwert, daß die militärischen Oberbefehlshaber — ich erinnere nur an den ohnehin verstimmt nach Hannover

gekommenen General Vogel v. Falkenstein — teils sich von Uebergriffen in die Zivilverwaltung nicht immer frei hielten, teils die Bevölkerung völlig unnütz, ja zum Schaden der öffentlichen Interessen brüskierten und durch verkehrte gewaltsame Eingriffe geradezu provozierten. Die unberechtigten Eingriffe der Militärgewalt ließ sich Graf Stolberg von Anfang an niemals gefallen, aber seiner Besonnenheit, seinem Takt und seiner vornehmen Haltung gelang es, nach außenhin jeden Konflikt, der für die staatliche Autorität notwendigerweise hätte verhängnisvoll werden müssen, mit großem Geschick zu vermeiden. Und die von militärischer Seite vorgekommenen, oft recht plumpen Mißgriffe wußte der Oberpräsident, dem die große Menge der Bevölkerung vertraute, in aller Stille und durch Geltendmachung seines Einflusses in Berlin immer wieder einigermaßen auszugleichen. Graf Stolberg hat damals an diesen nicht bloß verdrießlichen, sondern auch niederdrückenden Schwierigkeiten innerlich schwer zu tragen gehabt, viel schwerer, als er merken ließ. Er erkannte mit staatsmännischem Blicke die Gefahr, daß durch diese militärischen Rücksichtslosigkeiten die glücklichen Erfolge seiner vierjährigen, selbstverleugnenden Arbeit in der Provinz in Frage gestellt werden konnten. Gleichwohl hat er niemals kleinlichen Empfindlichkeiten Raum gegeben, und dadurch erreichte er, daß seine Person und sein Amt während des ganzen Krieges in der Provinz der Mittel- und Schwerpunkt der staatlichen Autorität blieb. In der Bevölkerung fühlte man dies instinktiv heraus, obwohl Einzelheiten dieser inneren Friktionen nie in die Oeffentlichkeit traten und treten durften. Daraus ergibt sich auch, daß die großen Dienste, die er gerade durch die Bewältigung dieser ungewöhnlich schwierigen Verhältnisse dem Könige und dem Vaterlande geleistet hat, nur von wenigen Personen voll erkannt und gewürdigt worden sind. In der Art und Weise aber, wie er damals beherrschend über diesen Dingen stand, nur das Interesse des Landes im Auge hatte und für seine Person nie etwas andres suchte und erstrebte, als das Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung, offenbarte sich für die Kundigen die innere Vornehmheit und Lauterkeit seiner Persönlichkeit.

Ich war seit dem August 1870 in der Lage, diese Verhältnisse aus nächster Nähe zu sehen, da ich auf Veranlassung des Oberpräsidenten inzwischen zum Mitgliede des Landeskonsistoriums und Bezirkskonsistoriums ernannt und als Konsistorialrat nach Hannover versetzt worden war. In den Konsistorien fehlte es nicht an einzelnen kryptowelfischen Elementen. Aber selbst diese erkannten rückhaltlos das Verständnis an, das der Oberpräsident den kirchlichen Verhältnissen des Landes entgegenbrachte. Er erkannte die bestehende Verfassung der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers nicht nur rechtlich an, sondern er respektierte ihre prinzipiellen Grundlagen und tat mit voller Loyalität, was in seinen Kräften stand, um ihre Ausführung und Ausgestaltung zu fördern. So gewann er allmählich auch in kirchlichen Kreisen an Vertrauen, und es gelang ihm, mit fester Hand auch die Geistlichen durchweg zu politischem Gehorsam und einer wenigstens äußerlich gesetzmäßigen Haltung zu bestimmen. Ihm hat die hannoversche Landeskirche — angesichts der damals in Preußen wie Pilze

aus der Erde schießenden, zum Teil phantastischen kirchlichen Organisationsprojekte — die ungeschmälerte Aufrechthaltung ihrer Selbständigkeit, ihres Bekenntnisstandes und ihrer Verfassung zu verdanken.

Zu Anfang des Jahres 1872 verlor Graf Otto seinen bisherigen treuesten Mitarbeiter, den Regierungsrat Starke. Dieser wurde in das Reichskanzleramt nach Berlin einberufen. Auf Veranlassung des Grafen trat ich an seine Stelle und übernahm die Personalien, die kirchlichen und politischen Angelegenheiten beim Oberpräsidium.

Ich fand alles, was ich vorstehend über die staatsmännischen Grundanschauungen des Grafen, über die Selbständigkeit seines Urteils, über seine gewissenhafte Pflichttreue und die Energie seiner Arbeitsleistung angedeutet habe, nunmehr aus unmittelbarer, eigner Anschauung in vollem Maße bestätigt. Alle bei dem Oberpräsidium und dem Provinzialschulkollegium beschäftigten Beamten hingen an dem Oberpräsidenten mit begeisterter Verehrung, und wir waren einig darüber, daß es eine Lust sei, unter einem so einsichtigen und wohlwollenden Chef, der in erster Linie an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, zu arbeiten.

Es ist nur ein kleiner, geschäftlicher Zug, den ich hier erwähnen möchte, aber er dient zur Charakterisierung der Arbeitsweise des Grafen. Er schrieb ziemlich viel Sachen zum Vortrage oder, wenn es sich um die bloße Aufklärung einer ihm auffallenden Einzelheit handelte, zur Rücksprache. Diese Rücksprachen betrafen in der Regel bereits fertige Konzepte, die dem Chef zur Vollziehung vorlagen. Nun war es charakteristisch, daß der Chef, wenn wir zu einer solchen Rücksprache zu ihm kamen, stets vorher die Akten gelesen hatte, und zwar so genau, daß er nicht selten gründlicher und genauer über die Tatsachen informiert war als der Referent. Mir hatte das schon der Regierungsrat Starke gesagt und hinzugefügt, er sei über diese beschämenden Rücksprachen zuweilen ganz unglücklich. Und in der Tat, der Graf ließ nichts, auch die geringste Kleinigkeit nicht, durch, wenn nicht alles völlig klipp und klar, reinlich und zweifelsohne war. Passierte es einem der Räte, daß der Graf ihn auf einer Flüchtigkeit ertappt hatte, so kam er beschämt und betreten zu den Kollegen und erzählte ihnen sein Mißgeschick. Diese Sorgfalt des Arbeitens, die sich auch auf die Knappheit und Korrektheit der Form erstreckte, war natürlich für die Beamten des Oberpräsidiums vorbildlich und wirkte auf sie geradezu erzieherisch. Und das um so mehr, als sich der Verkehr mit dem Chef in den liebenswürdigsten Formen vollzog. Der Graf war schon in jungen Jahren eine geschlossene Persönlichkeit. Solche aber wirken immer vorbildlich von Person zu Person.

Es wird sich erübrigen, hier noch einmal die politischen Grundgedanken zusammenzufassen, von denen Graf Stolberg bei der Verwaltung der Provinz Hannover sich leiten ließ. Es genügt, zu bezeugen: Er war ein im besten Sinne konservativer, christlicher, innerlich freier und vornehmer Mann, der allen Kleinigkeitskram verachtete und beiseite schob und bestrebt war, nach großen Gesichtspunkten unter Respektierung der Rechtsgrundlagen praktisch klug und dem gegebenen Bedürfnisse entsprechend zu handeln. Das hat er getan, und seine

gewissenhafte, vorbildliche, selbstlose Pflichttreue war dann auch mit großen und gesegneten Erfolgen gekrönt.

Graf Stolberg hat seine Vorschläge und Anschauungen den Ministern gegenüber stets mit größter, ausgesuchter Höflichkeit, aber mit vollem Freimut sehr nachdrücklich und fast immer mit Erfolg vertreten. Das verstand sich bei ihm ganz von selbst. Er hatte aber sachlich auch nicht über besonderen Widerstand, den er in Berlin gefunden hätte, zu klagen. Wenigstens war dies so, als ich 1872 ins Oberpräsidium kam. Er setzte fast alle seine Vorschläge durch, die er ja auch sachlich überzeugend zu begründen wußte. Und da man zu ihm persönlich in Berlin volles Vertrauen hatte, so hatte er eigentlich Klage über bureaukratisch-ministeriellen Widerstand nicht zu führen.

Graf Stolberg erkannte gewisse Vorzüge der hannoverschen Gesetzgebung und Verwaltung vor unsern preußischen vollständig an, wie sie jeder einsichtige Politiker anerkennen mußte. Wir hatten z. B. in Preußen damals noch die alte Kreisordnung, die allmählich buchstäblich zum Unsinn und zur Plage geworden war, während in Hannover die Gemeinden und Aemter vorzüglich organisiert waren. So waren die Hannoveraner auch z. B. mit den Wegen viel weiter als wir Preußen. Zurück waren sie noch einigermaßen mit Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen, die aber auch bereits organisiert und im Gange waren. Immerhin handelte es sich darum, die ganze Verwaltung sozusagen staatsrechtlich auf preußischen Fuß zu bringen und mit preußischem Geiste zu erfüllen. Zu diesem Zweck mußte eine eingehende, sorgfältige Prüfung aller einschlägigen preußischen Gesetze und Verordnungen unter dem Gesichtspunkte vorgenommen werden, ob es geboten oder wenigstens dringend wünschenswert sei, sie auf Hannover auszudehnen und dort in Geltung zu setzen. Diese Riesenarbeit, die noch dazu eilig war, ist im ersten Amtsjahre des Grafen Stolberg abgeschlossen worden. Im Jahre 1867 war diese große Organisationsarbeit schon geschehen. Die Gesetzsammlung vom Jahre 1867 läßt hier das Nähere ersehen, auch bezüglich der Veränderungen in der Behördenorganisation. Zu erwähnen ist noch, daß er die im Uebergangsjahr nach Hannover gekommenen Beamten, soweit sie sich als ungeeignet erwiesen, allmählich planmäßig zu beseitigen und durch Beamte seiner Wahl zu ersetzen wußte. Was seine Einrichtungen auf wirtschaftlichem Gebiete anbetrifft, so bin ich darüber weniger orientiert.

Graf Stolberg hat hauptsächlich durch die Anregung zur Bildung von Meliorationsgenossenschaften wirtschaftlich ganz neue Strömungen in die Provinz hineingebracht. Im übrigen wird es schwer sein, die wirtschaftlichen Einflüsse, die Graf Otto auf die Provinz geübt hat, einzeln zu spezialisieren und zu würdigen. Nur eins sei hier noch hervorgehoben: der bis dahin in Preußen unerhörte Vorgang einer Dotation der Provinz Hannover mit einem Provinzialfonds von 500000 Talern (Gesetz vom 7. März 1868), eine Maßnahme, die ohne Zweifel, wenn nicht auf die Initiative des Oberpräsidenten, so doch auf seine wesentliche Mitwirkung zurückzuführen sein dürfte. Hannover wurde dadurch und durch die allerdings auch auf die Tatkraft des damaligen Landesdirektors

v. Bennigsen zurückzuführende, vorbildliche und bis dahin beispiellose Enthaltung einer großartigen provinzialständischen Verwaltungstätigkeit der Typus für die Selbstverwaltung aller übrigen Provinzen.

In Bezug auf die Verwaltung des Oberpräsidiums in jener Zeit finden sich in dem von Heinrich v. Poschinger herausgegebenen Bismarck-Portefeuille [1]) Band 1, Seite 15 und 16 zwei von dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Bismarck an den Oberpräsidenten Grafen Otto zu Stolberg gerichtete Schreiben vom 17. und 28. Februar 1870. Diese enthalten die wesentlichen, in der Behandlung der Provinz Hannover nach Bismarcks Auffassung zu befolgenden Grundzüge. Sie sind gleichsam aus der Seele des Grafen Otto zu Stolberg herausgeschrieben. Nach ihnen hat er regiert. v. Poschinger bemerkt auch dazu, daß Graf Stolberg sich mit diesen Grundsätzen in einem Bericht ausdrücklich und ohne Vorbehalt einverstanden erklärt habe. Es genügt daher, hier auf diese Schreiben zu verweisen.

Berlin, den 17. Februar 1870.

„Die Deutsche Volkszeitung vom 6. dieses Monats veröffentlicht einen Artikel vom Eichsfelde, der eine ebenso heftige als hämische Kritik der dortigen regierungsfreundlichen Blätter enthält. Diese geht im wesentlichen davon aus, daß die erwähnte Presse nicht selten einen zu spezifisch preußischen Ton anschlage und namentlich Mitteilungen aus der älteren brandenburgischen Geschichte bringe, obwohl die letztere der hannoverschen Bevölkerung ganz fern liege.

Sollte diese Anführung nach Maßgabe des Inhalts der dortigen regierungsfreundlichen Presse richtig sein, so würde ich sie auch für berechtigt halten. Das Zurückgreifen in die ältere brandenburgische Spezialgeschichte kann für die Förderung des Assimilierungsprozesses einen günstigen Erfolg nicht haben, da hierzu alle Anknüpfungspunkte in den Traditionen der hannoverschen Landesteile fehlen. Für Ostfriesland würde allerdings eine Erinnerung an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm wohl geeignet sein. In betreff der hannoverschen Stammlande, namentlich im Kalenbergischen und Lüneburgischen ist aber kein Anknüpfungspunkt für kurbrandenburgische Erinnerungen vorhanden, insoweit letztere sich mit der Zeit vor dem Siebenjährigen Kriege beschäftigen. Die damalige Waffengemeinschaft bildet den ersten, für eine intelligent geleitete Presse annehmbaren Anknüpfungspunkt, wenn es sich um die Belebung preußischer Sympathien handelt. Das entscheidende Moment aber, das die gouvernementale Presse in ihren Bestrebungen zur Ueberwindung der partikularistischen zu betonen haben wird, liegt in der deutschen und nicht in der preußischen Nationalität. Die letztere ist ein Ausdruck, unter dem wir Preußen gewohnt sind, uns die erstere vorzustellen, aber es ist nicht der Begriff, unter dem es uns gelingen wird, die Stellung, die wir 1866 erstritten haben, unsern neuen Landsleuten annehmbar zu machen. Ich kann nicht umhin, die Bestrebungen der offiziösen Presse, die aus der Vergangenheit der jetzt gemeinsamen Dynastie unter Benutzung kurbrandenburgischer Geschichte die Motive zur Gewinnung der Sympathie der

---

[1]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 3 Bände.

Hannoveraner entnehmen wollen, für verfehlte zu halten. Die richtigen Anknüpfungspunkte liegen entweder weiter zurück oder später.

Alle Bewohner des Königreichs Hannover haben mit uns die deutsche, sogar die niedersächsische Abstammung, die evangelischen Erinnerungen des Dreißigjährigen Krieges, die politischen des Siebenjährigen und die nationalen Kämpfe aus dem Anfange dieses Jahrhunderts gemein. In diesen Verhältnissen liegen die Anknüpfungspunkte, von denen allein geschickt geschriebene Veröffentlichungen im Interesse der Königlichen Regierung ausgehen können. Die einfache Uebertragung der in Brandenburg oder in Pommern üblichen Schriftstücke auf Landesteile, die die früheren Beherrscher der Stammprovinzen Preußens entweder gar nicht oder nur als Nachbarn kannten, verrät eine Armut und Einseitigkeit der Auffassung nationaler Interessen, welcher energisch entgegenzutreten ich nicht dringend genug empfehlen kann."

*

28. Februar 1870.

„Daß Eure Erlaucht die Pflege des nationalen Elements mit der des dynastischen Hand in Hand gehen lassen, dürfte allerdings dem Charakter der Provinz Hannover ganz besonders entsprechen.

Die unbezweifelte Stammesgemeinschaft, das wiederholte politische und militärische Zusammenwirken in älterer und neuerer Zeit, die gemeinsamen nationalen Aufgaben und Interessen, die Erleichterung und Förderung auf materiellen Gebieten werden sich ohne Zweifel bei geeigneter Beleuchtung als die besten Motive erweisen, die innigere Verschmelzung mit Preußen und die rechte Würdigung des preußischen Königtums in immer weiteren Kreisen zu fördern und zu pflegen."

Nicht unerwähnt möge hier auch die fürstliche Repräsentation bleiben, mit der sich Graf Stolberg in Hannover umgab. Sie wurde ihm dort in allen Kreisen der Bevölkerung hoch angerechnet.

Zu Anfang des Jahres 1873 konnte Graf Stolberg seine Aufgabe in Hannover soweit als gelöst ansehen, daß er in der Lage war, den König um Enthebung von dem Amte des Oberpräsidenten zu bitten. In der Tat hat die Provinz bis auf den heutigen Tag seit der Einverleibung in Preußen keine Zeit gehabt, in der der preußische Staatsgedanke so festen Boden dort gefunden hätte wie unter der Verwaltung des Grafen Otto Stolberg und des in seinen Fußstapfen wandelnden Nachfolgers, des Grafen Botho zu Eulenburg.

Am 5. März 1873 fand in Hannover ein großes Abschiedsmahl zu Ehren des scheidenden Oberpräsidenten statt. Bei diesem Festmahle brachte Prinz Albrecht von Preußen das Hoch auf Seine Majestät den Kaiser aus, Graf Münster — jetzt Fürst Münster-Derneburg — als Landtagsmarschall das Hoch auf den Oberpräsidenten. Dieser hat vielleicht nie in seinem Leben so schön gesprochen als in der Antwort auf diesen Trinkspruch, die natürlich der Provinz Hannover galt. Er gab zuerst Gott die Ehre und erklärte dann, er könne nur sagen, daß ein Gefühl der Beschämung über das Gelingen so mancher Arbeit ihn beseele. Besonders warm dankte er der Bevölkerung und den Beamten, die

mit und unter ihm gearbeitet hätten. Die Rede hatte einen großen Erfolg und bewegte alle, die sie hörten, tief.

Graf Otto motivierte damals im Privatgespräch seinen Rücktritt vom Oberpräsidium mit der Notwendigkeit, seine Kraft wieder der eignen Verwaltung zuwenden zu müssen, die unter der fünfjährigen Abwesenheit von Wernigerode und der Belastung mit den Amtsgeschäften des Oberpräsidiums schwer gelitten habe. Zweifellos hat er auch in dieser Beziehung während der Zeit seines Oberpräsidiums weit, weit schwerere Opfer gebracht, als nach außen hin bekannt und verstanden worden ist.

Die höheren Beamten in der Provinz Hannover beklagten den Verlust ihres Oberpräsidenten auf das schmerzlichste. Sie widmeten ihm zur Erinnerung an seine Amtswirksamkeit ein Album, das dem Grafen am 7. Juni 1874 durch eine Deputation, bestehend aus dem Provinzialsteuerdirektor Geheimer Oberfinanzrat Sabarth, dem Landdrosten v. Böttcher, dem Kreishauptmann v. Linsingen, dem Baurat Hase und dem Regierungs- und Oberpräsidialrat Bosse in Wernigerode überreicht wurde.

Erleichtert wurde dem Grafen seine schwere, umfangreiche und verantwortungsvolle Arbeit durch seine natürliche, hohe Begabung. Er war ein geborener Praktiker mit schneller, klarer, in die Tiefe der Dinge dringender Auffassung. Er begnügte sich nie mit einer bloß oberflächlichen Information, sondern ging den Dingen auf den Grund. Das Arbeiten wurde ihm leicht, und da sowohl seine allgemeine, wie seine Universitätsbildung vermöge einer wohl angewandten Jugend gründlich und umfassend war, so war auch sein Interessenkreis reich und groß; die meisten seiner Entscheidung unterstehenden Sachen interessierten ihn persönlich und machten ihm Freude. Er war auch wirtschaftlich begabt, ein guter Haushalter und einsichtiger Beurteiler wirtschaftlicher Verhältnisse. Das alles kam ihm zu gut auch in seinem Amte.

Endlich ist auch noch seine damals eisenfeste Gesundheit zu erwähnen. Von „Nerven“ wußte er nichts, und er konnte sich körperlich alles zumuten. Seine Arbeitskraft erschien daher unerschöpflich. Er sagte mir einmal bei einer Dienstreise, daß er jederzeit schlafen könne, wann er schlafen wolle, einerlei, ob bei Tage oder bei Nacht, ob im Bett, im Eisenbahnwagen, auf dem Sofa oder auf dem glatten Fußboden, wenn er nur etwas zum Zudecken habe. Ebenso war er im stande, auf Vorrat zu essen und dann lange Zeit Speise und Trank zu entbehren. Ich habe ihn auf jener Dienstreise mit unglaublichem Appetit frühstücken sehen; das war morgens sechs Uhr, dann hielt er aber auch aus bis abends sieben Uhr, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Allerdings rauchte er damals viel, meines Erachtens viel zu viel und zu schwere Zigarren. Ich habe ihm, obwohl ich selbst ziemlich stark rauchte, einmal Vorstellungen darüber gemacht. Er meinte aber, daß es ihm ja ausgezeichnet bekomme und namentlich seinen Appetit nicht im mindesten beeinträchtige. Ich bin aber gleichwohl der Meinung, daß ihm das starke Rauchen später geschadet hat.

Nicht unerwähnt möchte ich schließlich lassen, daß in die Zeit seiner Ver-

waltung des hannoverschen Oberpräsidiums das vatikanische Konzil mit der öffentlichen Promulgierung des Unfehlbarkeitsdogmas fiel sowie der Rücktritt des Kultusministers v. Mühler, die Uebernahme des Kultusministeriums durch Dr. Falk und der Beginn des sogenannten Kulturkampfes, insbesondere der Erlaß des Schulaufsichtsgesetzes. Daraus ergibt sich, daß wenigstens die Vorbereitung der sogenannten Maigesetze noch in die Amtszeit des Grafen Otto Stolberg fällt. Dieser machte über seine religiöse Stellung zwar nicht viel Worte, war aber ein überzeugter, evangelischer Christ. Als solcher und als Politiker teilte er die ernsten, vom Standpunkte des Staats gegen das Vatikanum zu erhebenden Bedenken und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer kräftigen Geltendmachung des Staatsbewußtseins gegenüber der katholischen Kirche. Dagegen vermochte er die in der Maigesetzgebung eingeschlagenen Wege nicht überall als glücklich und zum Ziele führend anzuerkennen. Ihm selbst war es gelungen, mit den Bischöfen von Hildesheim und Osnabrück unter voller Wahrung der staatlichen Autorität freundlich und in Frieden auszukommen. Er war aber viel zu klug, zu gerecht und zu praktisch, als daß er sich der Illusion hätte hingeben können, die inneren Mächte der katholischen Kirche seien mit staatlichen Zwangsmitteln zu überwinden. Mit Geld- und Gefängnisstrafen die Bischöfe und Priester abhalten zu wollen, ihre kirchlichen Pflichten zu erfüllen, z. B. Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen oder die vorgeschriebene Messe zu lesen, Dinge, an denen der Staat gar kein Interesse hat, erschien ihm aussichtslos und auch der Gerechtigkeit nicht entsprechend, und er sah den späteren Gang nach Canossa ziemlich sicher vorher. Er stimmte auch der vielfach vertretenen Ueberzeugung zu, daß, wenn man mit der Anwendung der im allgemeinen Landrecht der Staatsregierung für ihr Verhältnis zur Kirche gegebene Machtmittel nur wirklich vollen Ernst gemacht hätte, das ad hoc zugeschnittene, kulturkämpferische Rüstzeug, dessen Aufbau und Anwendung so viel böses Blut machte, hätte wenigstens zum großen Teil entbehrt werden können. In keiner andern preußischen Provinz ist die Zeit des Kulturkampfes mit so wenig Eclat und so wenig Erbitterung vorübergegangen wie in Hannover. Das lag an den beiden Oberpräsidenten Graf Stolberg und Graf Eulenburg. Beide hatten zu ihrer milden Haltung den beiden Bischöfen gegenüber die Zustimmung des Ministers Falk ausdrücklich erbeten und erhalten, der vollkommen begriff, daß es schon aus politischen Gründen dringend erwünscht sei, in der Provinz Hannover die Absetzung der Bischöfe, wenn irgend tunlich, zu vermeiden. Sie wurde in der Tat vermieden.

Als Graf Otto zu Stolberg im März 1873 die Provinz Hannover verließ und nach Wernigerode zurückkehrte, folgte ihm die volle Anerkennung des Beamtentums und der Presse und der Dank des weitaus größten Teils der Bevölkerung. Jedenfalls hatte er einen Zeitraum der Bewährung hinter sich, der für sein ganzes späteres Leben, für seine parlamentarische und sonstige öffentliche Tätigkeit — es sei nur an das spätere Präsidium des Herrenhauses, der Generalsynode und des Provinziallandtags in Merseburg erinnert — von großem Einfluß, für sein Ansehen im öffentlichen Leben entscheidend war.

Jedenfalls hatten auch Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck den Eindruck empfangen, daß ihnen in der Person des Grafen Otto zu Stolberg eine große Kraft zur Seite stand, auf deren Verwertung für den Dienst des Landes große Hoffnungen gesetzt werden durften. Bald griff man denn auch wieder auf ihn zurück. Er wurde 1876 deutscher Botschafter in Wien. War schon der Erfolg, mit dem er in Hannover die Aufgaben der Zivilverwaltung bewältigt hatte, erstaunlich gewesen, so gehörte von seiner Seite vielleicht noch mehr Mut und Selbstverleugnung dazu, in die ihm bis dahin fremden Geschäfte der Diplomatie einzutreten. Und auch hier hatte er den gleichen Erfolg, ein glänzendes Zeugnis nicht nur für seine eminente Begabung, sondern auch für die Zähigkeit seines Willens, wenn er sich einmal entschlossen hatte, eine bestimmte Aufgabe zu übernehmen.

(Schluß folgt)

Die Witwe.

Von

Georg Freiherrn v. Ompteda.

II.

Die Ehe des Doktors Fritz Keller mit Frau Luise Keller, verwitwete Enterlein, geborene Cernikow war nie von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz füreinander leben konnten.

Wenn der Doktor von seiner Praxis zurück kam, dachte er nicht mehr an Krankheit und Patienten, sondern schloß seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei beiden Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ach Gott, ach Gott, hab' ich dich lieb!"

Dann saß sie auf seinem Schoß, und sie hielten sich umschlungen, als wäre es am Hochzeitstage.

Alle Welt fand, es sei eine Musterehe, ein Glück, wie es andern Sterblichen kaum beschieden wäre. Ja es gab Männer, die ihren Söhnen sagten:

„Wenn ihr doch auch einmal so glücklich würdet wie Kellers!"

Und wenn Gatten sich gestritten hatten, versicherten sie sich bei der Versöhnung, sie wollten nun auch so leben wie einst der Rechtsanwalt und heute der Doktor und seine Frau.

Es ging in der Ehe nicht anders zu wie bei Enterleins, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Doktor ein größeres Vermögen besaß, im Laufe der Jahre zusammengeerbt, und nicht daran zu denken brauchte, etwas zurückzulegen für den etwaigen Fall seines Todes. Aber davon konnte überhaupt nicht die Rede

sein, denn einen kräftigeren, lebenslustigeren Menschen, wie Doktor Keller, gab es nicht.

Er war dabei eine Arbeitskraft ersten Ranges. Er hatte eine ausgedehnte Praxis und verstand es trotzdem, seine junge Frau zu unterhalten. Sie fuhren zusammen zum Rennen, sie gingen ins Theater, in den Zirkus, in Spezialitätenvorstellungen, in Konzerte, genug, es schien ein Rätsel, wie der vielbeschäftigte Arzt es anfing, sich überall zu zeigen.

Sie pflegten auch Geselligkeit; hatten einige befreundete Ehepaare, mit denen sie ihre Vergnügungen unternahmen; dieser und jener Junggeselle verkehrte bei ihnen; sie machten ein Haus, und die junge Frau verstand es vortrefflich, den Freunden ihr Heim angenehm zu machen.

Nur manchmal spielte die Praxis einen Streich, denn es kam vor, daß in dem Augenblick, wo man zum Rennen hinausfahren oder ins Theater gehen wollte, ein Bote kam: Kommerzienrat Seebeck ließe dringend den Herrn Doktor bitten, sofort zu kommen, seine Frau hätte einen Schlaganfall erlitten.

Oder eine weinende Mutter erschien: Um Gottes willen, ihr Kleiner hätte 40 Grad Fieber. Es kam auch vor, daß in solchen Augenblicken sich gerade jemand die Pulsadern durchschneiden mußte, oder ein Mädchen Petroleum aufs Holz gegossen hatte, um Feuer zu machen, und dann unter schweren Brandwunden darniederlag.

Aber der vielbeschäftigte Arzt hatte eine wundervolle Manier, solche Sachen in der kürzesten Zeit zu erledigen. Er sagte nie nein, er kam immer, aber er blieb nicht lange, und eine halbe Stunde darauf folgte er gewöhnlich seiner Frau zum Rennen, ins Theater, ins Konzert.

Das ging um so leichter, als sie beinahe niemals solche Vergnügungen allein besuchten. Kollege Gerhardt begleitete sie fast immer, und dem konnte er ruhig seine Frau überlassen, denn der Mensch war einfach rührend. Er wurde zu keinem Patienten gerufen, denn er hatte trotz vielfacher Bemühungen keine Praxis. Kollege Gerhardt war selbst daran schuld, er war ein reicher Mann, der nur den Ehrgeiz hatte, Arzt zu spielen.

Da er aber ein scharmanter Kerl war und als guter Unterhalter und Gesellschafter von allen seinen Freunden immer in Anspruch genommen wurde, so pflegte er selten zu Haus zu sein, und nachdem man ihn öfters zu Kranken gerufen, er aber niemals hatte kommen können, da seine Leute nie wußten, wo er sich befand, so sprach es sich schließlich in der Gegend herum, der wäre doch nie da, und man ging zu einem andern.

Wenn Kellers baten, er möchte mit ihnen spazieren gehen, so ließ er mit größter Gemütsruhe seine Sprechstunde schwimmen, zu der übrigens doch niemand erschien. Er hatte dazu einen Trick ersonnen und sich eine Karte drucken lassen, auf der stand:

„Zu einem Patienten auswärts verreist!“

Das wurde immer an die Tür gehangen, sobald Kellers ihn verführten, einen Ausflug zu machen, und seltsam, auch den Aerzten überraschend kommende

Fälle, die Doktor Keller immer heimsuchten, wie Pulsaderdurchschneiden und Verbrennen, kamen beim Kollegen Gerhardt nie vor.

Allmählich bildete sich ein enges Freundschaftsband zwischen den drei Menschen, die ohne einander beinahe nicht mehr leben konnten. Die Erinnerung an den armen toten Karl draußen auf dem Kirchhof verging immer mehr, so daß sie, nachdem sie ein paar Jahre verheiratet gewesen, sogar den Jahrestag des Todes vergaßen und sich nur ihres eignen Glückes freuten.

Glücklich war die junge Frau; genau wie sie in erster Ehe gewesen, denn ihr Mann war gut gegen sie, es gab nie Streit, er schlug ihr keinen Wunsch ab, und vor allen Dingen ließ er sie nicht zu viel allein, denn es entsprach nun einmal nicht ihrer Natur. Und die Zeit, wo ihr Mann sich ihr nicht widmen konnte, war der Kollege Gerhardt da. Ein Mensch wirklich wie ein Kind, mit der rührenden Treue und Anhänglichkeit eines Hundes, mit dem die junge Frau immer unbefangen verkehren konnte wie mit einem Bruder; denn nie fiel es ihm ein, ihr auch nur im mindesten den Hof zu machen.

Er leistete ihr Gesellschaft, brachte ihr ab und zu Bonbons, begleitete sie, aber nie hatte sein Benehmen gegen die Frau seines Freundes etwas von Galanterie, und Luise Keller behandelte ihn wirklich wie einen jener guten Hunde, der einen bewacht, der bellen würde, wenn jemand sich nähert, aber der sonst nur seiner Herrin zu Füßen liegt, ohne sich zu rühren, und bloß, wenn sie ihn einmal streichelt, ihr die Hand leckt.

Allmählich kam es dahin, daß die junge Frau den Kollegen Gerhardt sogar ein wenig ärgerte und aufzog. Er ließ sich alles gefallen, ja es schien ihm Spaß zu machen, wenn sie ihm einmal eins versetzte.

Und die Welt fand nichts Böses darin, man kannte den Charakter des Kollegen Gerhardt, der immer nur die Frau zu bewachen schien, bis der Mann kam. Der wie ein Platzhalter war für ihn, und in dem Augenblick, wo sie drei wurden, ihm willig seine Stelle überließ.

Das dauerte so ein paar Jahre, und das Glück schien kein Ende zu nehmen. Da aber kam eines Tages Doktor Keller aus der Klinik eines befreundeten Arztes zurück, wo er an einem verstorbenen Patienten eine Autopsie hatte vornehmen müssen. Er hatte den Finger verbunden, und als die kleine Frau ihn ängstlich fragte:

„Fritz, Herrgott, was ist denn passiert?“ sagte er zögernd:

„Ach weiter nichts, ich habe mich etwas verletzt, und du weißt, daß man sich da in acht nehmen muß.“

Aber das Glied schwoll an, eine Blutvergiftung war eingetreten. Der junge Arzt mußte selbst in die Klinik, in der er noch 48 Stunden vorher gearbeitet; man nahm ihm die Hand ab, dann den Arm, aber es war schon zu spät, nach weiteren 24 Stunden war die junge Frau Witwe.

Es traf sie, als hätte sie einen Schlag vor den Kopf bekommen; sie konnte sich in ihr Schicksal nicht finden, sie begriff es nicht, sie fühlte nur eine wahnsinnige Ungerechtigkeit darin. Sie lief wie irrsinnig hin und her, sie klagte Gott

und die Menschen an. Sie machte dem Arzt, in dessen Klinik das Unglück geschehen, die wahnsinnigsten Vorwürfe, und sie war so fassungslos und verzweifelt, daß sie nicht im stande schien, dem Begräbnis beizuwohnen. Man fürchtete um ihren Verstand, man glaubte, es würde irgend etwas Entsetzliches geschehen, sie könnte sich in die Gruft nachstürzen. Man beobachtete sie bei der Leichenfeier, und als sie plötzlich ohnmächtig vom Stuhl fiel, trug man sie hinaus, und Kollege Gerhardt brachte sie eiligst im Wagen nach Haus.

Währenddessen ward Doktor Keller neben seinem Freunde beigesetzt, der Hügel wölbte sich, die Kränze umrauschten ihn, und die ganze Ehe mit dem zweiten Mann schien für die Witwe vorüber wie ein Zwischenspiel, wie etwas, das gar nicht gewesen.

Es dauerte Wochen, bis sie wieder vernünftig ward, und allgemein war man der Ueberzeugung, daß nur des Kollegen Gerhardt aufopfernde Fürsorge der Witwe seines Freundes Verstand und Leben gerettet.

Er kam jeden Tag; er hatte, damit sie nicht allein sei, eine Pflegerin zu ihr geschickt, er fragte früh nach ihr und abends. Er blieb stundenlang bei ihr sitzen, und immer sprachen sie von dem Verstorbenen. Er hatte eine wundervoll schonende Art, die Erinnerung an den Toten wach zu rufen, ohne sie doch dabei zu traurig zu stimmen.

Die Witwe hatte für nichts Interesse, als für das, was den Verstorbenen anging. Sie bewahrte wie einen kostbaren Schatz seine ärztlichen Instrumente im Glasschrank, auf deren peinlichste Sauberkeit er immer gehalten, putzte sie selbst, und manche Träne fiel darauf.

Um ihr Dasein brauchte sie sich nicht zu sorgen. Die Hinterlassenschaft des Toten, der kein Testament gemacht, fiel ihr unbestritten allein zu und war groß genug, daß sie leben konnte, wie sie wollte. Und dieses Mal gab es keinen Zweifel mit dem Grabdenkmal, denn die 2000 Mark spielten keine Rolle.

Kollege Gerhardt unterstützte sie dabei, begleitete sie auf ihren Gängen, verhandelte mit der Marmorniederlage, und schließlich ward dem Toten genau dasselbe Denkmal gesetzt wie seinem Freunde und Vorgänger, nur die Inschrift lautete natürlich anders.

Die Witwe hatte zwar zuerst an etwas andres gedacht, aber das Erbbegräbnis enthielt nur drei Plätze; der Rechtsanwalt lag links, Doktor Keller rechts, in der Mitte blieb ein schmaler Raum frei und die arme junge Frau sagte mit Tränen in den Augen, wie sie in ihrem schwarzen Kleide zwischen den beiden Gräbern stand zu Kollege Gerhardt, der sie freundschaftlichst begleitete:

„Hier will ich ruhen!“

So war es der Symmetrie halber gut, daß die beiden Steine rechts und links die gleichen waren, da konnte in der Mitte für die, die zwei Männern all ihre Liebe geschenkt, die zwei Menschen überglücklich gemacht, sich ein dritter Stein erheben, der vielleicht mit den beiden daneben durch eine Platte, durch einen Sims durch irgend etwas verbunden wurde, daß man symbolisch ahnte, wie er zu diesem nicht mehr gehörte wie zu jenem, wie drei hier eins waren.

Die Blätter dorrten unter der sengenden Sommerhitze, sie wurden gelb, und die Herbststürme bliesen sie herab; Schnee deckte die beiden Gräber, die zwei hohen Hügel mit einer Senkung dazwischen weich und zart, gleich einem Ruhebett, als sollte sich dorthin bald die müde Schläferin zu ihren Lieben legen.

Aber die Witwe war gesund, voll Lebenskraft und bei ihren 28 Jahren doch vielleicht nur im ersten Drittel ihrer Lebensbahn. Und als erst einmal wieder ein Jahr vergangen war, blühte sie im Sommer beim Duften der Rosen auf, als wäre sie eine Schwester von ihnen.

Sie war etwas voller geworden, das stand ihr aber gut, und die Menschen sagten:

„Die arme junge Frau, was soll nun aus ihr werden, diese Schläge des Schicksals überwindet sie nie."

Man hatte ein Gefühl, als blühte hier eine kostbar duftende Blume umsonst, als wendete sie zwecklos ihr farbenglühendes Blumengesicht der Sonne zu.

Die Leute stellten Betrachtungen darüber an:

„Es ist ein Jammer um die hübsche junge Frau," sagte Geheimrat Geller, der gegenüber wohnte und sie immer aus und ein gehen sah. Und seine Schwester, seit 15 Jahren aussichtslos verwitwet, meinte, mit dem ganz leisen Gedanken vielleicht an sich selbst:

„Warum soll sie nicht wieder heiraten?"

Aber der Geheimrat blickte sie fast erschrocken an:

„Zum drittenmal?"

Die Schwester schwieg.

Ein Fabrikdirektor, den Doktor Keller einst behandelt und der ein loses Maul hatte, sagte am Stammtisch:

„Nun bin ich doch neugierig, wer der dritte sein wird!"

Die Herren schwatzten beim Bier:

„Da gehört Mut dazu," meinte der eine.

Doch ein andrer, der auf der Straße schon ein paarmal der hübschen Witwe nachgegangen, fragte halblaut:

„Warum denn, das sehe ich nicht ein."

Und Justizrat Seligmann kniff ein Auge zu; er sprach, als verkündete er eine große Weisheit:

„Meine Herren, es gibt Frauen, die machen jeden Mann tot. Die bringt auch noch den dritten unter die Erde!"

Aber der Fabrikdirektor stand ärgerlich auf:

„Nun reden Sie doch nicht so. Warum soll denn die arme Frau nicht Pech haben; es sterben ja doch genug Menschen."

Als er gegangen war, kniff der Justizrat wieder eine Auge zu und meinte trocken:

„Der möchte gern der dritte sein; da soll er aber wenigstens sein Testament vorher machen."

Die Witwe ahnte nichts von dem, was man von ihr Freundliches oder Böses

sprach; sie hatte nur ein Gefühl: dieses entsetzliche Alleinsein auf der Erde! Das plagte sie in den warmen Nächten so, daß sie auf ihrem Lager den Schlaf nicht fand; das quälte sie, wenn sie früh erwachte und sich allein im Zimmer sah, das ward ihr zur Verzweiflung bei einsamen Mahlzeiten, denn einsam blieben sie fast immer.

Kollege Gerhardt kam nicht zu Tisch; sonderbar, wie er immer gewesen, blieb er auch jetzt. Er war zurückhaltend, er war schüchtern fast wie ein junges Mädchen und genau so, wie er zu Lebzeiten seines Freundes nie dessen Frau den Hof gemacht, schien er sich jetzt vor jedem Worte fast zu fürchten, das irgendwie Gefühl verriet oder gar zärtlich klang.

Er war ängstlich um das Wohl, um den Ruf der Witwe besorgt, und als sie einmal andeutete, er möchte doch zu Tisch bleiben, ward er ganz unruhig, errötete leise und meinte geheimnisvoll, ohne sich näher auszudrücken, das wäre nicht gut.

Er kam auch weniger als im Anfang; nur ab und zu einmal machte er nachmittags seinen Besuch. Aengstlich zögerte er, huschte ins Haus hinein, blickte sich vorher um, ob jemand ihn gesehen, und dann saß er ihr gegenüber, möglichst weit entfernt, immer den Stock, den er mitbrachte, mit beiden Händen gefaßt über den Knieen, als wolle er eine Schutzwehr zwischen ihr und sich errichten.

Auf ihre Frage ließ er sich eines Tages näher aus. Es ward ihm schwer, damit herauszurücken, aber er meinte endlich, nachdem er sich ein Herz gefaßt:

„Es könnte Ihnen Schaden bringen, wenn ich zu Tisch bliebe. Sie glauben nicht, wie böse die Menschen sind, und man soll nicht über Sie reden.“

Da meinte sie lächelnd und wehrte mit der Hand ab:

„Aber bei Ihnen, bei einem so guten Freunde! Wer soll darin etwas finden?“

Doch er schien gekränkt, es war, als möchte er, daß man etwas darin fände, er wollte sich nicht wie früher als Null, als Neutrum betrachten lassen.

Die Witwe dachte darüber nach: redeten wirklich die Leute? Was sprach man wohl von ihr? Und sie fragte den Kollegen Gerhardt eines Tages. Aber der wußte nichts und wich diesem Gespräch ängstlich aus.

Sie begriff ihn nicht, sie ärgerte sich sogar ein klein wenig über ihn. Er kam ihr nicht genügend oft, denn sie langweilte sich entsetzlich. Sie forderte ihn auf, und er sagte ja, aber dann erschien er nicht. Sie verabredete etwas mit ihm, und plötzlich hatte er, der doch nie einen Patienten gehabt, eine Menge zu tun.

Da kam sie auf den Gedanken, er möchte sie nicht, sie wäre ihm lästig, ihre Freundschaft sei in die Brüche gegangen. Aber sie ward doch wieder irre, denn manchmal blickte er sie an, ganz verstohlen, so seltsam, daß sie die Augen niederschlug.

Doch sie meinte es nicht mehr aushalten zu können in ihrer Einsamkeit, sie mußte Menschen um sich sehen, sie mußte jemand sprechen, sie mußte für einen sorgen, und sie kam auf die seltsamsten Gedanken: sie wollte ein Kind annehmen, damit sie einen Gegenstand hätte, ihre Liebe entströmen zu lassen, damit sie

jemand um sich fühlte und spürte, daß sie nicht allein war. Aber sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, und eins nur blieb ihr übrig, sie fragte den Kollegen Gerhardt.

Der wurde ganz erregt bei dem Gedanken; er rückte auf seinem Stuhl hin und her, er ward rot, er faltete die Hände, er nahm sie auseinander, er rieb sie, strich sich den Bart. Er setzte den Kneifer zurecht, und schließlich kam er mit etwas ganz Sonderbarem heraus, er stotterte:

„Haben Sie — denn nie — nie — an — eigne Familie gedacht?“

„Wie meinen Sie das?“

Da wurde er fast grob:

„Na, ehe Sie sich ein fremdes Wurm auf den Hals laden!“

Sie schlug die Augen nieder und saß vor ihm da in ihrem süßen, rundfraulichen Reiz, mit ihrer Bescheidenheit, die fast verlegen war; und mit gesenktem Blick sagte sie:

„Wie soll ich denn, die ich zweimal Unglück gehabt habe!“

Da fiel der Kollege Gerhardt ihr plötzlich wie ein Holzklotz zu Füßen; er rutschte auf den Knieen ihr entgegen, und hätte sie nicht eben jenes Gefühl des Verlassenseins so schneidend bitter überkommen, sie hätte lachen müssen über den Anblick.

Ein paar Tage darauf wurden die Leute überrascht durch die Anzeige in einer Reihe von Zeitungen:

Luise Keller, verw. Enterlein, geb. Cernikow
Dr. Emil Gerhardt
Verlobte.

III.

Wenn Frau Doktor Gerhardt von ihrem Gatten sprach, sagte sie nie anders wie: mein lieber Mann! Und es war ein Glück in dieser Ehe, daß die junge Frau beinahe meinte, so zärtlich auch ihr Karl und ihr Fritz mit ihr gewesen, so lieb hätte sie doch keinen von beiden gehabt, wie diesen weichen, etwas scheuen Mann, der genau so geblieben, wie er als Freund ihres verstorbenen zweiten Mannes gewesen.

Er sah ihr alle Wünsche an den Augen ab, er fragte sie um jede Kleinigkeit, ob sie es so wollte oder so; er war den ganzen Tag zu ihrer Verfügung. Die Praxis hatte er völlig an den Nagel gehängt, er verließ sie nie.

Sie gingen zusammen aus, um Einkäufe zu machen, sie bummelten gemeinschaftlich auf der Straße, sie unternahmen kleine Reisen und wie früher, wenn Fritz zurückgehalten worden war durch seinen Beruf, besuchte er mit ihr das Rennen, das sie sehr liebte, ging mit ihr in Konzerte, Theater oder Vergnügungen; es war eigentlich ganz das Gleiche, nur daß sie nicht mehr auf den warteten, der eine halbe Stunde später nachkam, denn der ruhte ja nun draußen und kehrte nie zurück.

Nie war die Ehe des Doktor Emil Gerhardt mit Frau Luise Gerhardt,

verwitwete Keller, verwitwet gewesene Enterlein, geborene Cernikow von einem Mißlaut getrübt. Nur Kinder gab es nicht, aber wenn auch die jungen Leute keine Hoffnung hatten, so trösteten sie sich damit, daß sie dafür ganz einander leben konnten.

Früh und abends, mittags und mitternachts schloß der Doktor seine junge Frau in die Arme und sagte, indem er sie bei beiden Wangen hielt und ihr einen Kuß auf den Mund drückte:

„Ich bin zu glücklich mit dir!“

Aber die Welt war nicht einverstanden mit ihrem Glück, drei glückliche Ehen fand man, wäre für ein Menschenkind doch zu viel, und die Leute warteten darauf, daß es nun endlich mal schief ginge.

Es gab Leute, die sahen in der nun erst zweiunddreißigjährigen Frau etwas wie einen weiblichen Blaubart, und hier und da höhnte einer:

„Sie wird ihn schon bald tot kriegen!“

Ja, die Frau Oberinspektor Liebert, die in demselben Hause wohnte, sagte allen Leuten, die es nur hören wollten:

„Die fängt die Männer so richtig; wir werden schon mal dahinter kommen, wie sie es macht. Mit rechten Dingen kann es nicht zugehen.“

Und die Portiersfrau ging einen Schritt weiter und behauptete geradezu, zwei habe die Frau Gerhardt schon vergiftet; so käme allmählich das Geld zusammen. Wenn das eine arme Frau so triebe, die säße längst hinter Schloß und Riegel.

Aber die junge Frau hörte nichts davon, ihr gegenüber zeigte alle Welt ein freundliches Gesicht.

Sie konnte auch wirklich zufrieden sein mit ihrem Schicksal, denn nachdem ein paar Jahre vergangen waren, blieb ihr Mann genau derselbe, wie er von Anfang an gewesen, und die Liebe nahm kein Ende, erkaltete nicht, sondern das Paar verkehrte miteinander, als wäre es immer noch Hochzeitstag.

Die junge Frau wußte aber auch ihrem Manne das Leben zu ebnen, zu glätten und schön zu gestalten. Nie gab es Zank und Streit. Sie tat, als ob ihr Mann die Entschlüsse faßte und ausführte, die sie ihm doch in den Mund legte, so daß sie im Grunde genommen die Wirtschaft führte.

Nie bekam er die ärgerliche Seite des Daseins zu empfinden, denn alle Steine des Anstoßes räumte sie ihm aus dem Wege. Im stillen Walten tat sie das, es war keine Aufregung dabei, man merkte äußerlich nichts. Schwierigkeiten mit den Dienstboten schien es nicht zu geben, denn die junge Frau ordnete sie im stillen. Aerger mit Hauswirt oder Handwerkern kam nicht vor, denn in ihrer weiblich zarten Art ließ sie eine Trübung des Einvernehmens gar nicht aufkommen.

Sie wurde von Händlern oder Kaufleuten nicht übervorteilt, denn sie verstand die Wirtschaft zu führen, und Geld genug stand ihr ja zur Verfügung. Sie wurde nie ungeduldig und nervös, sie war immer der gleichen Meinung wie ihr Mann, und im Grunde genommen führte sie ihn doch dazu, regelmäßig das zu denken, was ihr paßte.

Nie war sie ermüdet, nie war ihr etwas zu viel. Ihm, der allmählich immer bequemer wurde, rückte sie das Kissen, brachte sie die Pantoffel, holte sie die Zigarren, braute sie Tee und Kaffee. Sie war ein Heimchen am Herd, ein stiller, auf leisen Sohlen schleichender Hausgeist.

Sie sagte nie nein, und er mußte doch eigentlich tun, was sie wollte. Sie flößte ihm das Gefühl ein, als regierte er, denn niemals fand er Widerstand, und doch war alles nach ihrem Sinn geregelt und gut geregelt, besser geregelt, als ob er eingegriffen hätte.

Sie war verliebt, im Grunde zum Lachen, aber doch zeigte sie es ihm nicht zu sehr, daß er ihrer nicht überdrüssig wurde. Sie wußte im entscheidenden Augenblick nein zu sagen und sagte doch eigentlich immer ja.

Allmählich übernahm sie ganz die Leitung des Hauses, bestimmte alles, und er war es zufrieden. Sie fragte ihn vorher, sie besprach jede Kleinigkeit, aber sie wandte ihre Fragen und Sätze so, daß er nur das antworten konnte, was ihr beliebte.

Wenn sie reisten, hatte sie den Gedanken wohin und pflegte dann zu sagen, sobald das Reiseziel feststand, indem sie ihm schmeichelnd die Wange strich und sich mit ihrer weichen kleinen Gestalt an ihn schmiegte:

„Siehst du, das ist lieb von dir, daß du mir den Spaß machst, daß wir nach Reichenhall gehen wollen, denn das hatte ich mir längst gewünscht.“

Dabei hatte er nie von Reichenhall gesprochen, aber er glaubte es jetzt selbst, er hätte als erster diesen Badeort entdeckt. Wenn sie ein Hotel wählten oder eine Wohnung unterwegs, so suchte sie aus, und sie stöberte immer etwas Passendes, Vernünftiges, Preiswertes, Gutes auf. Mit weiblichem Instinkt fand sie die rechte Lage, angenehme Wirte, und immer tat sie so, als ob er der Entdecker gewesen.

Sie verschwand hinter ihm, sie war der verantwortliche Minister, der die Arbeitslast übernimmt und alles tut, und er der Souverän, der unterschreibt.

So verging Jahr und Tag und Tag und Jahr, und sie waren acht Jahre verheiratet, und noch nie hatte ein Mißlaut ihre Ehe getrübt.

Daß die Frau schon zwei Männer vor ihm gehabt, hatten die Bekannten beinahe vergessen. Man wußte nichts mehr von ihnen, man sprach nicht davon, und sie besaß den Takt, ihre beiden ersten Eheleute vor dem Lebenden nicht zu erwähnen.

Das war der einzige Punkt, wo er empfindlich war; sie sollte der Gegenwart leben, sie sollte Erinnerungen nicht nachhängen. So kam es auch, daß sie nur selten, sehr selten den Gang zum Kirchhof draußen antraten und allmählich sich die Kränze und Marmorplatten mit Moos überzogen, die Goldschrift verblaßte, so wie die Namen der beiden in der Seele ihrer Frau verblaßt zu sein schienen.

Da kam ein böses Influenzajahr; die Grippe wütete allerorten, trat schlimm auf und forderte Opfer. Frau Gerhardt wurde krank, sie schleppte sich ein paar Tage hin, bemüht, ihrem Manne ihren Zustand zu verbergen, denn er

war sehr ängstlich, was Krankheit betraf. Vielleicht, weil er selbst sich nur bis zu seinem Doktorexamen damit beschäftigt und dann nie wieder einen Kranken gesehen hatte.

Aber endlich mußte Frau Gerhardt sich doch legen, sie bekam hohes Fieber, und als sie nach einer Woche aufstand, recht schwach, ein wenig mager geworden, kam ihr Mann an die Reihe.

Nun richtete sie sich auf. Sie wollte krank sein, zehnmal krank sein für ihn, nur er durfte es nicht werden. Aber es half nichts, er legte sich. Acht Tage lang hielt er sich noch, dann sagte der Arzt:

„Machen Sie sich gefaßt, gnädige Frau, es kann sehr schlimm werden. Wir haben es mit einer schweren Lungenentzündung zu tun!“

Es ging tagelang hin und her, endlich schien Besserung einzutreten, aber dann kam wieder ein Rückfall, und der war so schwer, daß der Arzt sie aufmerksam machte auf das bevorstehende Ende.

Sie wollte es nicht fassen, sie konnte es nicht glauben, war sie denn nur derartig vom Schicksal verfolgt? Was hatte sie denn getan, solches Unglück zu verdienen? Und sie verdoppelte ihre Pflege, sie klammerte sich an den Kranken, sie hielt seine Hand, als wollte sie das entfliehende Leben bannen. Sie ging nicht mehr zu Bett, sie tat kein Auge zu, aber es half nichts, die schwere Stunde kam.

Sie betete, sie flehte Gott an, ihr einziges Glück ihr nicht zu rauben. Sie versprach in ihrer Verzweiflung ihrem Schöpfer, wie einst die Alten zur Versöhnung der Gottheit, was er von ihr nur nehmen wollte. Es half nichts, es ging zu Ende. Auf der einen Seite stand der Arzt, auf der andern kniete die verzweifelte Frau, hielt die Hand des Sterbenden krampfhaft umfaßt, während der Doktor den Puls fühlte.

Und als er endlich beim letzten Seufzer sagte, indem er den erkalteten Arm auf die Decke zurücklegte, sich aufrichtete und die Uhr, die er in der Hand gehalten, in die Tasche steckte:

„Es ist zu Ende!“, da brach die unglückliche Frau an dem Lager zusammen, der Schmerz überwältigte sie. Sie haderte mit Gott und ihrem Schicksal, sie rüttelte den Toten, als wollte sie ihn zum Leben zurückrufen. Sie streichelte und tupfte ihm die Stirn, auf der kleine kalte Schweißtropfen standen.

Sie umklammerte die leblose Gestalt, küßte sie und rief ihr heiße Liebesworte ins Ohr. Sie flehte, er möchte bei ihr bleiben, und sie rief in der Verzweiflung ihres Schmerzes:

„Mein einziges Glück, laß mich nicht allein! Emil, ich fürchte mich so! Wach doch auf! Wach auf! Ich kann nicht allein sein, ich kann nicht allein sein!“

Aber der Verschiedene stand nicht auf von den Toten, sein Gesicht fiel merklich ein, die Glieder wurden steif, daß sie ihm schwer nur noch die Hände über der Decke zusammen legen konnte.

Und als sie nun die unumstößliche Wahrheit erkannt und sich vom Schicksal gestraft, von ihrem einzigen Glück verlassen sah, da brach sie ohnmächtig zu-

sammen, und die langen Nachtwachen, Aufregungen und Anstrengungen, Schmerz und Jammer, die eben kaum überstandene Krankheit, warfen sie von neuem auf das Krankenlager in einem heftigen Nervenfieber.

Sie erlebte das Begräbnis nicht, sie kümmerte sich um nichts; sie war selbst nahe am Rande des Grabes. Die andern machten alles für sie. Als sie nach Monaten wieder so weit hergestellt war, daß sie ausgehen konnte und hinausfuhr zum Kirchhof in ihren schwarzen Witwengewändern, fand sie ihren armen Mann an die Stelle gebettet, die sie für sich selbst eigentlich ausersehen.

Es war kein Platz mehr, weder rechts noch links, kein Platz mehr in der Gruft; als hätte der Tod für sie keine Hand und keine Schrecken. Und als sie die Stätte, da sie zu ruhen gemeint, besetzt fand, kam über sie etwas wie ein leichtes Grausen. Alles, dem sie Liebes und Gutes tat, ging dahin, und immer blieb sie übrig und allein zurück.

Sie kniete nieder an dem gemeinschaftlichen Grabe, kniete nieder in der Mitte, wo der frische Grabhügel sich wölbte, unter dem schwarzen Schleier ganz verborgen, der sich beim Windhauche, der über die Gräber strich, leise hob und senkte, als atme, die darunter verborgen war.

Und wieder kam das unendliche Gefühl der Einsamkeit über sie, und ein furchtbarer Schmerzensausbruch löste sich aus ihrer Seele. Warum war sie, die nicht allein sein konnte, von der Natur dazu bestimmt, immer wieder allein zu bleiben? Sie wußte es, sie fühlte es, sie konnte, konnte nicht so sein. Es graute ihr schon, in die einsame Wohnung zurückzukehren, es graute ihr, allein in den Wagen zu steigen.

Ein Grauen empfand sie, mutterseelenallein zu knieen hier in den langen Gräberreihen, und die Frage stieg schmerzlich, wie ein Vorwurf in ihr auf, indem sie das Auge über das frische Grab schweifen ließ:

„Warum hast du mich allein gelassen?“

Sie sah rechts und sie sah links, und wieder kam ihr die Frage, zu den beiden, die auch einst ihr Glück gewesen, die dort unten längst vermodert ruhten, sechs Schuh unter der Erde:

„Warum habt ihr mich allein gelassen?“

Sie konnte nicht allein sein. Die Menschen waren verschieden, was dem einen gegeben, schien dem andern genommen, und was einem fehlte, das besaß wieder der andre. Sie hatte nun einmal ein weiches, anschmiegendes Herz, sie war geboren, nicht allein zu stehen, zwecklos wie eine Pflanze zu vegetieren, sondern andern Menschen das Dasein zu erleichtern, die Sorgenfalten auf der Stirn zu glätten, Menschen, die im Leben ebenso allein herumirrten wie sie, Kameradin, Gefährtin zu sein, liebende Frau, Glücksspenderin.

Sie war mit jedem dieser drei noch glücklich gewesen, dieser drei Menschen, die ganz verschiedene Charaktere gehabt; sie fand sich in jeden, nur allein konnte sie nicht sein.

Und wieder rannen ihre Zähren.

Es war ein junger Frühlingstag, die Lerchen trillerten wieder in blauer

Höhe, und es schien ihr, als habe sie genau an dieser Stelle das schon einmal empfunden und erlebt. Es war ein dunkles Bewußtsein nur, sie konnte sich nichts erinnern, aber sie empfand hier etwas von Ruhe und Frieden, hier an dieser Gruft, in der Nähe derer, die ihr einst die entsetzliche Einsamkeit aus dem Dasein genommen.

Die Grabsteine rechts und links waren so gebildet, daß mauerartige Vorsprünge sich nach den Seiten hinausschoben, und da sie müde war von der jungen Frühlingsluft und da ihr die Kniee zitterten, setzte sie sich dorthin, lehnte den Arm auf die Brüstung und blieb so unbeweglich ihren Gedanken überlassen.

Die Sonne schien warm, doppelt warm in den schwarzen Gewändern, überall rundum zeigte sich junges frisches Frühlingsgrün. Die Blumen dufteten berauschend von den Gräbern, und wenn leise einmal der Wind strich, wehten allerlei Wohlgerüche vermengt herüber.

Die Bäume und Sträucher hatten junge Blätter angesetzt, Triebe, die an den Nadelhölzern heller waren als das alte dunkle Grün. Es war Totenstille über den Toten, nur ganz in der Ferne hörte man dumpf die Geräusche der Stadt: Räderrasseln, einen Eisenbahnpfiff, die Glockensignale der elektrischen Bahn. Und in der großen Einsamkeit vernahm man ab und zu in der Ferne den Kies knirschen; auf irgend einem der Wege zwischen den Gräbern ging jemand, den man nicht sah.

Die Witwe faltete die Hände, sie lehnte sich an den Stein, und sie überließ sich ihren Träumen. Ab und zu kam der Gedanke an ihr Unglück wieder über sie, und eine bittere Träne stieg in ihre Augen auf. Dann wieder empfand sie die Herrlichkeit des Frühlingstages, fühlte sie sich matt und müde von der Luft, und die Augen fielen ihr zu.

Sie dachte daran, aufzustehen, nach Hause zurückzukehren, denn an der Eingangspforte wartete nun schon über eine Stunde ihr Wagen, aber sie konnte sich nicht entschließen, in ihre öde Wohnung zurückzukehren. Sie wäre am liebsten immer hier sitzen geblieben, wo sie Gesellschaft fand. Gesellschaft von drei, die ihr die Liebsten gewesen, mit denen sie sprechen konnte, und wenn sie auch schwiegen, sprechen, indem sie sich vergangenen Glücks erinnerte. Träumen, indem sie an manche Liebeshuld dachte, die sie erfahren und die ihr nun ewig versagt bleiben sollte.

Und wieder fielen ihr die Augen zu.

Die Sonne schien so warm. Sie strahlte empor vom Kies der Wege, sie blendete durch den schwarzen Schleier, von den Marmortafeln. Die Witwe schloß die Augen, sie blinzelte nur noch ab und zu; sie dachte an den, dessen Grab noch frisch war, an den, der ihr über acht glückliche Jahre geschenkt, den sie nie gemeint hatte zu überleben.

Sie dachte an diesen stillen, weichen Mann, den sie regiert und der sich regieren ließ und der sie doch liebte, dessen Glück mit ihr nie ein Mißlaut getrübt. Und es war ihr, als stände er wieder vor ihr. Er saß an ihrer Seite,

er legte den Arm um ihren Hals, und sie ließ ruhig den Kopf an seine Brust sinken.

Alles Leid war vorbei. Er war nicht tot, er lebte ja. Und wie sie von seinem Arm umfangen das Haupt leise gegen die Schulter legte, fühlte sie sich so glücklich, so geborgen, so tief im Frieden, daß ein Lächeln um ihren Mund ging und sie einschlief.

Da hörte sie eine weiche Stimme an ihrem Ohr, eine Stimme, tief, voll, rund, so zärtlich, wie sie noch keine vernommen, so einschmeichelnd ihrem Ohr, wie es ihr noch nie geklungen. Eine Mannesstimme, deren Worte sie jetzt deutlich unterschied:

„Ist Ihnen wohler?“

Mühsam schlug sie die Augen auf, und sie sah einen jungen Mann vor sich stehen, niedergebeugt zu ihr, der sie umschlungen hielt. Einen jungen Mann mit unendlich sympathischen Zügen, mit großen blauen Augen, der sie so zärtlich weich ansah. Und seltsam! Sie konnte nicht recht wach werden; sie wußte nicht, wo sie sich befand, und halb kam ihr doch wieder das Bewußtsein: Es war ein Fremder, der sie da hielt, aber wer? Sie hatte ihn noch nie gesehen.

Sie schämte sich ein wenig, sie war auch noch müde. Die Hitze des Tages und das Erschlaffende der Lenzesluft kam hinzu, das Weiche, Laue, Schlafbringende, und sie seufzte nur und schloß wieder die Augen.

Sie fühlte, sie lag in einem Arm, ihr Kopf ruhte an einer Schulter, und sie war nicht allein, o Gott, o Gott, sie war nicht allein, sie hatte ein Wesen neben sich, das sich um sie kümmerte, jemand, mit dem sie hätte sprechen können, der jetzt sie umschlang und an sich zog.

Da war es ihr, als träumte sie nur, es war wohl der arme Emil, der sie acht Jahre beglückt, der zum Leben wieder erstanden. Sie fühlte einen leisen Kitzel auf ihrer Wange, wie weiches Barthaar, das sie berührte, und dann empfand sie etwas wie einen Kuß.

Sie konnte nicht recht wach werden, sie begriff sich nicht, war das Wirklichkeit, träumte sie? Was geschah? Und ein seliges Gefühl zwang sie, die Augen geschlossen zu lassen. Nun fühlte sie, wie der Mund mit diesem leichten weichen Flaum leise vorrückte, über die geschlossenen Lider glitt, sie küßte, so wie der einst geküßt, der ihre glücklichsten Jahre begleitet.

Sie ließ es ruhig geschehen. Da glitt dieser Mund herab und nahte sich dem ihren, und Lippe fand sich auf Lippesrand, und als sie einen letzten Druck auf ihrem Mund fühlte, öffnete sie ihn halb und seufzte leise.

Der Druck ließ nach, sie empfand es schmerzlich, als die weichen Lippen sie verließen, und nun meinte sie, halb mit dem sich Besinnen kämpfend, auch einen Seufzer zu hören. Er kam nicht von ihr, das wußte sie, und sie versuchte durch den Wimpernspalt zu blicken, während sie regungslos ruhen blieb. Aber das Gesicht war ihr zu nahe, sie erkannte nichts, sie sah nur etwas wie einen Schimmer und undeutliche Umrisse; große blaue Augen, zärtlich und weich, und dann weiter den Mund, ein paar geschwungene Lippen, rot, und darüber

die kleinen Härchen. Sie wurden größer und größer, der Mund kam ihr wieder nahe. Die Witwe schloß die Augen, und sie fühlte es jetzt wieder auf ihren Lippen, lange, sehnsüchtig, aber sie wagte sich nicht aufzurichten, sie mußte in der Ohnmacht bleiben, obgleich sie fühlte, was vorging.

Jetzt zu erwachen, hätte sie sich zu sehr geschämt, und Böses tat er doch nicht! Wer war es? Sie hätte es gern gewußt. Doch darüber verging ihr wieder Sinnen und Denken, denn abermals glitten diese Lippen über ihr Gesicht und blieben lange auf den Lidern liegen, und wenn sie einmal einen Augenblick losließen, klang ein tiefes, sehnsüchtiges Seufzen. War es ein Echo?

Aber auch von ihr tönte ein Seufzer zurück, und da sie unbequem lag, ließ sie sich etwas los, und ihr Kopf sank noch mehr an seine Schulter, an seine Brust.

Sie versuchte wieder zu blicken; sie öffnete ein wenig die Augen, aber da sah sie gerade seine Pupille über sich, und sie fühlte, er hatte es gemerkt. Sie wußte, jetzt mußte sie erwachen, und mit einemmal spielte sie ein ganz klein wenig Komödie. Sie reckte sich, sie streckte sich, hob sich. Sein Gesicht ging zurück, er fuhr erschrocken zur Seite.

Sie aber tat nicht, als wäre etwas geschehen und als gäbe sie das wieder, was sie so oft in Büchern gelesen, wenn einer aus der Ohnmacht erwacht oder auf der Bühne gehört, stammelte sie plötzlich, indem sie jetzt die Augen groß aufschlug:

„Wo bin ich?“

Der junge Mann war zurückgetreten, er war ganz artig, ganz höflich, ganz ergeben, er zog den Hut, und sagte, während sie die Augen beschattete, denn eine leichte Röte stieg ihr über die Wangen:

„Geht es Ihnen wieder gut? Sie waren ja in tiefer Ohnmacht.“

Sie lächelte.

„Wirklich?“

„Aber Sie lagen ja auf dem Grabe!“

Sie blickte sich erstaunt um. Richtig, sie war zu Boden gesunken; sie saß nicht mehr auf der steinernen Umfassung, und nun mühte sie sich, aufzustehen. Er half ihr ritterlich, reinigte ihre Aermel von der Erde, und mit seiner sanften weichen Stimme sagte er und sah ihr mit den blauen Augen tief, tief, beinahe bis in die Seele hinein:

„Wissen Sie, daß ich Angst um Sie gehabt habe?“

Er war so gut, er war so weich, er war so süß, er war so lieb, wie er sich um sie mühte und sorgte, und ein dankbarer Blick belohnte ihn. Und während er erzählte, wie er sie ohnmächtig auf dem Grabe gefunden, bot er ihr den Arm, denn sie schien doch noch schwach; er fürchtete jeden Augenblick, es möchte ihr wieder was geschehen, langsam führte er sie den Fußweg hinauf, aber nicht nach dem Ausgang, sondern nach der entgegengesetzten Seite.

Sie gingen lange, lange hin und her, und er erzählte ihr immer wieder, wie er sie gefunden, dabei sah er sie an, daß sie den Blick nicht ertrug. Und allmählich sprach auch sie.

Sie erzählte, wie sie ihren Mann verloren, wie glücklich sie gewesen, sie erzählte, daß sie krank gelegen und erst jetzt das Grab hätte besuchen können. An allem nahm er teil, immer fragte er wieder, und bald hatte sie ihm ihr ganzes Herz ausgeschüttet.

Sie sagte, er solle nicht bös von ihr denken, aber sie müsse ihm danken für seine Güte. Sie könne nicht allein sein in der Welt, und sie stände ganz, ganz mutterseelenallein auf dieser Erde.

Noch immer hielt er ihren Arm, noch immer führte er sie in den weiten Irrgängen der Toten herum. Sie gingen in immer entferntere Teile des unendlichen Friedhofes, auf dem Generationen und Generationen schlummerten, wo es so still war wie nirgends, wo um diese Stunde kein Mensch sich bewegte, wo sie ganz allein waren, daß die arme, verlassene Witwe ihm ihr Herz ausschütten konnte. Und sie blickte ihn an und sagte, indem wie ein Lächeln, halb eine Frage aus ihren Augen sprach:

„Ist es nicht sonderbar, daß ich Ihnen das alles erzähle?"

„Warum sonderbar?"

„Daß ich das Vertrauen zu Ihnen habe!"

Da war es ihr, als preßte er leise ihren Arm, und nun, wie sie ihn länger ansah, schien er ihr doch älter zu sein, als sie zuerst geglaubt, und sie wußte nicht warum, es war ihr eine Erleichterung.

Er begann zu sprechen. Er dankte ihr für das Vertrauen, das sie gehabt, er meinte, indem er leise den Kopf schüttelte und vor ihr stehen blieb:

„Ist es nicht sonderbar, mir ist es, als hätte ich Sie lange, lange schon gekannt."

Er wollte durchaus, sie sollte sagen, wie sie dächte, und sie meinte, auch sie hätte ihn einmal schon gesehen.

Aber wie er seinen Namen nannte und sie ihre Verhältnisse auseinandergesetzt, war es klar, daß sie sich irren mußten. Da sagte er leise, fast wie beschämt:

„Ich nenne es Sympathie."

Und er erzählte, wie ein Gefühl ihn zu ihr getrieben, ein Gefühl unüberwindbar. Es wäre wie eine Fügung gewesen; er habe hier nichts zu tun gehabt, aber er sei auf den Friedhof hinausgegangen, und habe diesen Weg eingeschlagen, gerade diesen Weg, wo sie auf dem Grabe ohnmächtig gelegen. Er wäre sofort zu ihr getreten, und habe sie aufgerichtet. Dann plötzlich meinte er, indem er vor ihr stehen blieb, ihre Hände nahm und sie küßte:

„Sind Sie mir böse? Sind Sie mir böse?"

Sie fragte erstaunt:

„Weshalb?"

Er schlug wie ein schämiges Mädchen die Augen zu Boden:

„Weil ich Sie geküßt habe!"

Da log sie ein wenig, indem wieder die Röte auf ihre unter dem Schwarz doppelt bleichen Wangen stieg:

„Haben Sie das?“

Doch er flehte wieder, und nun griff er an ihren Armen herauf und sah ihr glühend in die Augen:

„Sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte leise den Kopf. Da umfaßte er sie mit einem Jubellaut, schloß sie in die Arme und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihre Stirn, ihren Mund mit Küssen. Sie ließ es ruhig geschehen, und sie hatte das beseligende Gefühl, das zwingende Bewußtsein, das ihren Lebensinhalt ausmachte:

„Nun bin ich nicht mehr allein!“

Dann gingen sie lange noch zwischen den Gräbern spazieren und endlich durch den Hauptweg zum Ausgang, wo seit Stunden, Stunden schon der Wagen wartete.

Erstaunt sah der Kutscher sie an, aber es kam von selbst, daß sie einstiegen. Sie fuhren nach der Wohnung zurück, und da sagte er und kniete nieder wie ein junger Fant, er, der doch ebenso alt war wie sie:

„Du sollst nie wieder allein sein, ich kehre wieder!“

Als er sie verlassen, ging die Witwe mit sich zu Rate, aber keinen Augenblick stieg ein Bedenken in ihr auf, wenn es auch das vierte Mal war, daß sie vor den Altar trat. Dieser Mann sollte ihr bleiben, und von diesem würde sie nicht getrennt werden, denn er war lieber noch denn je einer, den sie gehabt. Diesem wollte sie alles an den Augen absehen, diesem jede Liebe tun, mit diesem glücklich sein, wie sie nie gewesen. Und dieser Mann würde das tun, was den andern nicht beschieden, würde einst ihr die müden Augen zudrücken.

Sie sagte es den Bekannten, sie schämte sich nicht, sie sagte es mit leuchtenden und freudigen Augen. Sie wußte, die Natur hatte sie dazu bestimmt, einen Mann glücklich zu machen, und diese Sendung wollte sie erfüllen, solange noch Blut in ihren Adern floß und ihr Herz jung schlug und pochte. Sie wußte, sie war nicht geschaffen allein zu sein, und sie war entschlossen, es nicht zu bleiben. Sie wollte den ersten nicht vergessen und nicht den zweiten, und nicht ihren armen lieben Mann, den sie noch beweinen mußte, bis sie dem angehörte, der wie durch eine Fügung ihr vielgeprüftes armes Herz gewonnen. Ja wahrlich, sie war nicht geboren, allein zu sein, sonst müßte sie sterben. Sie war geschaffen, glücklich zu machen.

Als die Menschen davon hörten, schüttelten sie den Kopf, jeder legte es aus nach seiner Weise.

Die Portiersfrau meinte, nun sei es an der Zeit, mit dem Staatsanwalt zu sprechen, denn das könnte auch den Reichen nicht so hingehen.

Der Hauswirt aber sagte zu seiner Frau:

„Wir wollen ihr nur gleich mitteilen, daß in unserm andern Hause noch eine Wohnung ist, denn sie pflegt bei der Gelegenheit ja auch umzuziehen.

Der Standesbeamte, der gewohnt war, Geburten und Todesfälle, Ehen und Scheidungen mit demselben Gleichmut einzutragen, meinte zu seinem Schreiber, mit dem er ab und zu einen Scherz machte, um sein Wohlwollen zu bezeigen:

„Wir werden für die Dame ein Separatregister anlegen müssen.“

Bei der Hochzeit aber meinte ein Onkel des Bräutigams, eigentlich ein gläubiger Mensch, der sich nur gern mit der Geistlichkeit neckte:

„Herr Superintendent, ich zerbreche mir seit einigen Tagen den Kopf; sagen Sie mal, wie wird denn das werden, wenn nun die heutige junge Frau dermaleinst dort oben, wo wir unsre Lieben wiedersehen, vier wiedertrifft?“

Doch der alte Seelsorger kannte seinen Freund, er lächelte nur und antwortete schlagfertig, denn er stand mit beiden Beinen breit und wirklich auf unsrer Erde, ließ sich nicht so leicht werfen und liebte einen Scherz:

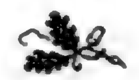
„Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebet!“

Der andre fragte:

„Und wenn ihr nun auch dieser vierte stürbe?“

Der Geistliche gab ruhig zurück:

„Die Liebe höret nimmer auf!“



Einige ungedruckte Briefe des Feldmarschalls Grafen v. Roon.

Zum 30. April 1903.

Preußens Volk und Heer, und mit ihnen alle deutschen Patrioten und Soldaten feiern an diesem Tage den hundertjährigen Geburtstag des alten Roon, Kaiser Wilhelms des Großen tapferen und größten Waffenmeisters.

Sein Lebensgang ist den Lesern der etwa vor einem Jahrzehnt erschienenen „Denkwürdigkeiten“[1]) wohlbekannt. Zu dem obigen Gedenktage sollen nachstehend noch einige Nachträge veröffentlicht werden, die aus seinem Nachlasse zur Verfügung gestellt wurden.

Am willkommensten dürfte diese Festgabe sein, wenn Roon selbst in ihnen wieder zu Worte kommt, wie dies in seinen Briefen an Moritz v. Blanckenburg[2]) und seinen ältesten Sohn geschehen ist.

Sein letzter Brief an Moritz v. Blanckenburg, am 26. Januar 1879, nur vier Wochen vor seinem Tode geschrieben, beschreibt sein stilles Landleben und schließt:

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon (4. Auflage 1897, Verlag von E. Trewendt, Breslau). 3 Bände.

[2]) v. Blanckenburg, der viel genannte konservative Parlamentarier im Reichstage und Abgeordnetenhause, war bekanntlich Roons Neffe und Bismarcks vertrauter Jugendfreund.

„Es geht also ganz normal langweilig zu, was ich aber gemütlich nenne. Gewöhnlich gibt's eine Spazierfahrt, aber auf Dinerfahrten und Abendvergnügungen außer dem Hause lasse ich mich gar nicht mehr ein. Zuweilen finden sich Nachbarn ein, dann und wann kommt wohl auch eine Partie L'hombre oder Whist zu stande. Gewöhnlich aber sitzen wir drei abends allein, und die Weibsen lesen dem alten Manne vor. Wir lasen Freytags ‚Geschwister‘, Ebers Homo sum u. a., und sind jetzt bei einem schönen innerlichen Buche: ‚Jugenderinnerungen von F. H. Ranke‘, dem jüngeren Bruder unsers alten Historikers. Auch ‚Bismarck und seine Leute‘ haben wir gern durchflogen, um meine alten Erinnerungen aus Versailles wieder aufzufrischen, so ärgerlich sie teilweise auch sind. Das Buch ist zur Charakteristik von Bismarck wohlgeeignet; er wird dem Publikum sozusagen in Schlafrock und Pantoffeln vorgeführt, d. h. im völligen Sichgehenlassen, wie wir beide es an ihm kennen; und darin liegt, da diese Nonchalance immer viel Originelles, ja Geniales hat, die feinste Schmeichelei von seiten des übermenschlich fleißigen Tagebuchschreibers, da ohne ihn dem großen Publikum alle jene Natürlichkeiten des ‚Großen Kanzlers‘ verborgen geblieben wären.

Ich soll jetzt durchaus nach Berlin, um im Herrenhause weiter zu welken, in Gesellschaft so vieler andrer absterbender Größen. — — —

Ob ich später noch zur Kur nach Kissingen gehen werde, ist mir doch noch problematisch, und zwar nicht allein, weil es überhaupt zweifelhaft, ob ich die 76 noch vollmachen und das junge Grün noch einmal wiedersehen werde, sondern weil es jedenfalls viel behaglicher, das Wasser in meinen gewohnten Umgebungen und inmitten meiner häuslichen Bequemlichkeiten zu genießen. Nur Deine gleichzeitige Anwesenheit in Kissingen könnte mich bestimmen, darauf zu verzichten.

Nun sei von mir und meinem Harem herzlich gegrüßt, Du und Deine lieben Weibsen. Laß bald wieder von Dir hören!

Dein treuer alter Onkel Albert.“

Einige Tage später schrieb er seinem Sohne:

„Ich ging schon lange mit der Absicht um, unsern geliebten, alten König vor meinem und seinem Ende noch einmal zu sehen. Die Neujahrszeit paßte mir nicht, weil ich deren troubles fürchtete. Die jetzige Karnevalszeit würde mich weniger genieren, weil mir der Besuch von abendlichen Gesellschaften wohl von niemand zugemutet werden wird. Als ich meine Abreise, zum 6. Februar etwa, plante, befand ich mich verhältnismäßig wohl, aber seit dem 27. befinde ich mich im Schwanken, und überlege jeden Morgen nach vorangegangener übler Nacht, ob ich nicht zu Bett bleiben soll. Dementsprechend wird die Reise wohl aufgegeben oder doch verschoben werden müssen, ungeachtet der dringenden Einladung des Präsidenten, die unfrische Luft in der Greisenversammlung des Herrenhauses mit zu atmen und mit zu verderben. Solche immer von neuem hervortretende Unfähigkeit zur Ausführung vernünftiger, ja pflichtmäßiger Ab-

sichten ist wahrlich sehr niederbeugend, und erträglich nur im ehrfurchtsvollen Bewußtsein, daß alles, auch die Störung durch Krankheit, Gottes Willen gemäß ist. Dies Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit von des Allmächtigen väterlicher Führung bringt auch den Wunsch nach dem Ende dieser meiner bloßen Pflanzenexistenz — für mich ohne Freude und für andre zur Last — zum Schweigen, und ich sage mir mit Recht, ‚du hast noch fleißig an deiner Mobilmachung zu arbeiten', da noch vieles fehlt, um dem letzten Abmarsch mit Ruhe entgegensehen zu können ..."

Bekanntlich wurde die Reise nach Berlin dennoch am 8. Februar ausgeführt; aber nur Roons irdische Reste kehrten wenige Wochen später nach Krobnitz zurück. —

Die Todesahnungen hatten ihn übrigens schon jahrelang umgeben. Im Dezember 1878 schrieb er seinem Sohne:

„Mit den Freuden des Lebens, deren Genuß Du mir freundlich anrätst, kann ich nichts anfangen, denn ich bin unfähig dazu; etwas andres aber ist es mit der ‚in Gott gegründeten Zufriedenheit und Hoffnung'. Diesen Schätzen und der daraus quellenden Herzensfröhlichkeit jage ich nach, und erwische wohl auch einiges davon, aber freilich kaum genug für mein Sehnen danach ...

Uebrigens soll man dem Alter sein Recht lassen. Ein Greis kann nicht empfinden und sich gebahren wie ein Jüngling oder ein noch kräftiger Mann. Täte er so, wie lächerlich wäre das! Darüber ist auch kein Streit, sondern nur über das Maß, in dem die Eigenheiten des Alters sich geltend machen dürfen, ohne die Ansprüche jugendlicher Umgebungen als unberechtigt darzustellen." —

Uebrigens hat das Gefühl seiner körperlichen Hinfälligkeit ihn auch in den letzten Lebensjahren niemals verhindert, der vaterländischen Entwicklung andauernd mit regster Teilnahme zu folgen. Sein in den „Denkwürdigkeiten" mitgeteilter Briefwechsel mit Bismarck und besonders auch mit dem alten Kaiser beweist dies hinlänglich. Ungeachtet seiner Selbstermahnung: „Dorfpolitiker halten das Maul!" hat er sich im April 1877 sehr ausführlich über die damalige Kanzlerkrisis ausgesprochen (an Blanckenburg). Es heißt da: „Was sagst Du zu Kleist-Retzows Einlenken? Ich freue mich zwar darüber, glaube aber zunächst noch nicht an eine leichte Erreichung des dabei vorschwebenden Zweckes. Die Verbitterung auf der andern Seite ist zu tief. Gräfin E. St., die zu einem kurzen Besuche hier war, teilte mir mit, daß der ‚rhetorische Hans' — zum Teil wenigstens — seine im Herrenhause konsumierten politischen Fehler und Mißgriffe jetzt einsähe, und ernstlich mit dem Gedanken umginge, sich Bismarck wieder anzuschließen, natürlich nur unter der Voraussetzung, daß von diesem nach dem Knicken des liberalen, ein fester konservativer Stab gesucht werden würde. Seine Majestät schrieb mir heute: ‚Sie können sich leicht denken, was ich gelitten habe, als mich der Haupthelfer verlassen wollte' u. s. w.[1])

Otto Bismarck muß aber, wenn er, ich will nicht sagen umkehren, aber doch

---

[1]) Vergl. Denkwürdigkeiten, Band III., S. 436.

eine Rechtsschwenkung ausführen will, wie dies von seiner Einsicht erwartet werden kann, auch Helfer, andre Helfer haben, als die ihm jetzt amtlich beigeordneten. Diese gewähren ihm nicht die zu den großen reformatorischen Aufgaben der nächsten Zukunft erforderliche Unterstützung. Wie beklagenswert wäre es aber für das Vaterland, wie für seine Person, wenn es ihm nicht gelänge auszuführen, was ihm — allerdings nur noch in unbestimmten Umrissen — vorschwebt; und dessen Ausführung größer, dankenswerter und ruhmvoller sein würde als alles, was ihm bisher unter Gottes Beistand und mit Hilfe andrer zuverlässigerer Berater und Helfer gelungen ist. Alle seine Klugheit, Energie und Gewandtheit wären ja ohne Moltke und die Armee bloßes diplomatisches Geklingel geblieben, über das Mit- und Nachwelt etwa wie über die Beustsche Großmannsucht geurteilt haben würde. Ob er sich dessen wohl klar bewußt geblieben ist auf dem hohen Piedestal, auf das ihn die närrische Welt gestellt hat? — ich zweifle. Sein König steht anders zu der Frage und zu seinen Erfolgen. Er weiß, wem er es zu danken hat und sagt es öfter, als gerade nötig wäre; Bismarck erwähnt dessen nie, vielleicht weil er es, als selbstverständlich, für überflüssig hält? — Er gefällt sich in der allgemeinen Vergötterung, und vermeidet daher alles, was sie beeinträchtigen könnte. Daher stammen alle liberalen Schritte, die er gemacht hat oder doch geschehen ließ. Wenn er nun inne wird, daß Maßregeln in konservativer Richtung seinen Ruhm nicht erhöhen, nein vollenden würden: so könnte man wohl erwarten, daß er nicht allein aus sittlichen, sondern auch aus selbstsüchtigen Motiven andre Bahnen suchen wird. Ob ich dies noch erleben werde, Gott weiß es, aber ruhiger sterben würde ich — auch er, — wenn es geschähe.

Ich will solche Betrachtungen nicht fortsetzen, so viel Stoff dazu auch noch vorhanden ist. Mündlich läßt sich solch reiches Thema viel leichter erschöpfen, und ich hoffe, daß Dein Besuch dazu Gelegenheit bieten wird." —

In ähnlichem Sinne hatte Roon schon am 3. Februar 1876 an Blanckenburg geschrieben:

„Was Anna[1]) in Berlin bei Bismarck erfahren und beobachtet hat, ist nicht sehr tröstlich, der große Zauberer ist wirklich leidend und ißt Wassersuppen! — ich kann mir denken, mit welchem Gesicht. Und dazu der Kummer um die Desorganisation seiner bisherigen Myrmidonen! Aber er muß hindurch, auch durch diese Krise, die ja schon in allen Schichten und Parteien empfunden wird. Die offizielle Maske muß verändert werden, wo aber findet sich die fertige neue, solange die Kreuzzeitung und ihr Anhang behaupten, ihre alte müßte durchaus wieder vorgebunden werden, für Bismarck eine absolute Unmöglichkeit! Die Bildung einer neukonservativen Partei, verstärkt durch die bisherigen mulos — die Freikonservativen — und den rechten Flügel der Nationalliberalen (Treitschke, Miquel ꝛc.): das wäre eine Möglichkeit, um die verkappten Republikaner der Fortschrittspartei und die dummen Idealisten (Lasker und Konsorten) auf den

[1]) Roons Gemahlin.

Backofen zu setzen und Ultramontane wie Sozialisten unschädlich zu machen. Es ist doch wirklich unglaublich dumm, was Lasker und Konsorten über die Strafgesetznovelle und die sozialistische Frage an den Markt gebracht; dummer ist allein noch, daß der Reichstag sich durch solch idealistisches Geschwätz bestimmen ließ! Die Gesellschaft ist schlecht, teils wegen ihrer politischen Unzurechnungsfähigkeit (Nationalliberale), teils wegen ihrer Bosheit (Ultramontane, Fortschritt, Sozialisten), teils endlich wegen ihrer Ohnmacht und Halbheit (Konservative und Freikonservative). Was aber werden die nächsten Wahlen für eine Gesellschaft auf jene Stühle setzen? — Mehr Vermittelungsleute oder mehr Extreme? Ich vermute letztere.

Wenn man, wie ich, an der Ausgangspforte des Lebens steht, so können solche Fragen wohl gleichgültig erscheinen, aber doch nur dem Egoisten. Wer sich aber für diese Welt, in der er zu wirken berufen war, im richtigen Sinne interessiert, kann nicht gleichgültig dagegen sein."

Während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin im Dezember 1876 schrieb Roon:

„Ich habe hier noch niemand gesehen; der König wollte mir heute sagen lassen, wann er mir gestatte, mich zu zeigen. Natürlich werde ich auch unsern verbiesterten großen Freund aufsuchen, aber ich werde wohl wenig davon haben, da wir uns inzwischen doch sehr viel fremder geworden sind, als ich einst erwarten durfte. Brechen aber will und kann ich nicht mit ihm, so obenhin er mich auch seither behandelt hat. — Es mag aber gewiß sehr schwer sein, sich nicht auf dem hohen Postament, auf das ihn die Welt gestellt, einzubilden, die Freunde, mit deren Kälbern er seinerzeit gepflügt, gehörten auch zu der allgemeinen Crapule. Gott helfe ihm zu der Demut, die um so gesegneter wirkt, je schwieriger sie zu erlangen ist!" —

*

Beim Durchblättern der Nachlaßpapiere und der sehr zahlreichen Briefe, die in seinem langen Leben von Roon geschrieben und noch in großer Menge aufbewahrt sind, kann man sich überzeugen, daß nicht nur militärische Probleme und Aufgaben, nicht nur geographische Studien und Heeresorganisationsfragen oder hohe Politik den so ernsten charaktervollen Mann viele Jahre seines Lebens beschäftigt haben. Zu jeder Zeit und in allen Stellungen und Lebenslagen war er vor allem der treue Freund seiner Freunde, der rührend liebevolle Gatte, der sorgsame, bei großem Ernste stets herzensgute Vater seiner Kinder. — Es muß indessen hier davon Abstand genommen werden, von diesen Familienbriefen auch nur Stichproben zu veröffentlichen.

Daß aber der gewaltige gestrenge Kriegsminister und Waffenmeister jemals in seinem Leben auch als Brautwerber aufgetreten ist, das dürfte dem geneigten Leser wohl eine unerwartete Ueberraschung bereiten.

Und das kam so: Zu Roons langjährigen und sehr geschätzten Freunden gehörte u. a. ein Herr v. Felgermann, ein ganz besonders geistvoller Offizier, der

in den Kreisen der Kameraden als ein Sonderling galt, durch seinen eigenartigen Humor und originelle philosophische Lebensanschauung auf den etwa sechs Jahre jüngeren Roon jedoch von jeher besonders anziehend gewirkt hatte. Sie sind denn auch das ganze Leben lang in ziemlich regem Briefwechsel geblieben. Im Jahre 1843 war Felgermann endlich zur Erkenntnis gekommen, es sei nicht gut, daß der Mensch allein bleibe. Schüchtern, wie er dem schönen Geschlechte gegenüber war, hatte er sich an Roon gewendet und um seine Hilfe gebeten. Das Resultat seiner betreffenden Bemühungen konnte ihm Roon, der damals junger Major im Großen Generalstabe war, in nachstehender Epistel mitteilen:

Berlin, den 23. April 1843.

„Edler Herr!

Wenn man ein Schneider ist und hat noch nicht in Leder, oder ein Fleischer und hat noch nicht in Spitzen, oder ein Kriegsmann und hat noch nicht in Diplomatie gearbeitet, so mag Einem, soll es dennoch geschehen, wohl noch erbärmlicher zu Muthe seyn, als mir gestern Nachmittag zwischen 6 und 7 Uhr, wo ich als Freiwerber — nein! das wäre leicht gewesen — vielmehr als Vorläufer und Postillon eines künftigen, als Schwalbe des kommenden Frühlings, durch die Behren-Straße flatterte. — Nun, das Handwerk war so schwierig nicht, als ich gedacht. Zuerst gespanntes Aufhorchen, dann ein sinnender Ernst, der sich in ein leises Lächeln auflösete. Das war die erste ungesprochene Antwort auf meinen wohlgesetzten, mit Trappisten-Ernst gesprochenen Vortrag. Dann folgten Fragen, als wenn man Maikäfer vom Baume schüttelt. — ‚Gut!‘ — Dann eine Entwickelung von Grundsätzen und Bedingungen, die erstere in Betreff der Blumenzucht und Blumenverpflanzung im Allgemeinen, die letzteren hinsichtlich der Person des Gärtners, dem sie anzuvertrauen; jene nicht ungewöhnlich, sehr väterlich, diese — die Bedingungen — höchst liberal, doch verständig! — Darauf war wenig zu antworten, mehr auf die Frage, was sich denn *gegen* Sie sagen ließe. Sie sehen, der Mann liebte die chinesische Mahlerei nicht, er wollte auch Schatten. Ich gab ihm wenigstens einen derben Schattenstrich: ‚starres Unabhängigkeitsgefühl‘ wollte ich sagen, mir fiel ein ‚Männerstolz‘ klingt besser, also — ‚Nun, das gefällt mir mehr, als ich es tadele, ich laboriere vielleicht auch ein wenig an zu starker Ausprägung dieser Eigenschaft.‘ — Doch genug! ich habe mich wirklich als advocatus diaboli ganz leidlich benommen, wie Sie sehen, und rechne auf eine Chimborazo-Dankbarkeit. — Das Endresultat der kurzen, freundlichen Unterredung: Sie können ganz behaglich in den ‚Irrgarten der Liebe‘ hineintaumeln, edler Cavalier; die Türe ist nicht geschlossen, doch lädt man Sie nicht ein, hineinzutreten; die Lilie, die Sie suchen, ist nicht versagt; es kömmt ganz darauf an, ob Sie sie zu gewinnen verstehen, und zwar bleibt das ganz Ihrem eigenen Bemühen anheimgestellt, denn Sie können nicht füglich erwarten, man werde sie Ihnen entgegentragen, ja nicht einmal entgegenneigen, aber man wird der näheren Bekanntschaft keine Barrière vorschieben. — Schließlich wurde mir ein ‚Da capo‘ meiner neuen Lection abverlangt vor den

Ohren der Blumenpflegerin ‚gelegentlich!' was ich übersetze in ‚morgen!' wo mein Machtstoß in dur in eine Symphonie in moll umgewandelt werden muß. — Nach diesem Vortrage erhalten Sie einen zweiten Concert-Bericht. — Vorläufig bleibt es dabei, daß Sie Sonntag Morgen mit dem ersten Zuge hier erwartet werden. Land- oder Zimmer-Parthie, das ist noch die Frage! — Kuppeln ist ein mühsam Handwerk, — besonders wenn beide Partheien stolz und vorsichtig sind. Oft wird mir vor dem Ausgang bange, doch meine Anna ruft ‚Glück auf!' und meint, man thue ein gutes Werk, so wie der Künstler, der die reine Perle in edles Gold zu fassen sich bestrebt. — Was das für überschwängliche Redensarten sind! — Gott gebe Ihnen gute und heilsame Gedanken und Vorsätze!

Ihr treuergebener

Antonio." [1])

Man wird zugeben, daß Roon sich seines Auftrages mit guter Laune entledigt hatte; aber auch mit gutem Erfolge. Denn einige Monate später führte Major v. Felgermann das Fräulein Mathilde v. Krauseneck zum Traualtare; und die damals junge Frau v. Felgermann, die ihren Gatten wohl mehr als zehn Jahre überlebt hat, ist bis zu ihrem kürzlich erfolgten Tode die älteste und liebevollste Freundin der Roonschen Familie geblieben. Der spätere Kriegsminister aber war als siegreicher Brautwerber aufgetreten bei — dem damaligen Chef des Generalstabes der Armee, dem Generalleutnant v. Krauseneck, der nicht nur Roons, sondern auch des großen Moltke Lehrmeister gewesen ist.

Deutschland und Italien.

Von

Prof. Angelo de Gubernatis (Rom).

Zweitausend Jahre sind vergangen, seit Lateiner und Germanen am Fuße der Alpen zusammenstießen und miteinander kämpften, nachdem sie über ein Jahrtausend zuvor wie die Kelten und Slaven, sich eines Tages von dem gemeinsamen arischen Stamm und von ihren ursprünglichen asiatischen Wohnsitzen getrennt hatten.

Noch immer benennen Lateiner und Germanen, wie ihre arischen Vorfahren, den Vater und die Mutter, den Bruder und die Schwester mit denselben Wörtern.

Es hat also eine ferne Zeit gegeben, in der es zwischen ihnen noch keinen Rassenunterschied gab und sie noch eine einzige patriarchalische Familie bildeten.

[1]) Wohl ein scherzhafter Freundschaftsname.

Die einen wandten sich dem warmen Lichte des Südens, unserm lachenden, milden Mittelmeer zu, die andern zerstreuten sich über die kalten Ebenen des Nordens hin. Durch die verschiedene Umgebung, in der sie sich bald lebhaft rührten oder lange untätig, gleichsam erstarrt blieben, gelangten die einen leicht zu einer höheren Kultur, die andern wurden Barbaren; aber die Kultur der erstern wurde im Laufe längerer Zeit Weichlichkeit, während die Barbarei der andern ihnen dazu verhalf, ihre angeborene Kraft zu bewahren, die sich entfaltete, sobald sie von unsrer Sonne getroffen wurden.

Was schon von den Griechen in Bezug auf die Römer gesagt worden war, erneute sich jetzt für Rom in Bezug auf Germanien: „Roma capta ferum victorem cepit." Die Wissenschaft, die Kunst, das Recht, die Religion der beweglichen, besiegten Römer zivilisierten nach und nach die ungebildeten, schwerfälligen Germanen; und diese neue Aufpfropfung einer Zivilisation, die sich unter starke Völker ergoß, diese Erweiterung und Ausbreitung des lateinischen Lichtes kam dem menschlichen Geschlecht von neuem und in reichem Maße zu gute.

Diese geistige Transfusion hat mehrere Jahrhunderte gedauert und ist noch nicht zu Ende. Wenn auch bis zum Ueberdruß die Behauptung aufgestellt worden ist, daß die lateinische Rasse jetzt erschöpft, vernichtet und in Entkräftung verfallen sei, so hat sie doch noch immer eine erstaunliche Widerstandskraft und eine ungewöhnliche Fähigkeit zum Wiederaufblühen, die immer die Bewunderung der Welt erregen werden. Ihre Konti mit der Zivilisation sind also noch nicht geschlossen, vielmehr werden jeden Tag neue zu ihren Gunsten eröffnet.

Die Ausbreitung der lateinischen Rasse in Mittel- und Südamerika, die zunehmende Lebenskraft jener blühenden Republiken zeigen uns, wie auch unter einem andern Himmel und in einer andern Welt der lateinische Ansiedler neue, kräftige Formen der Zivilisation hervorbringt.

Doch einstweilen ist es von Nutzen, das gegenwärtige Verhältnis des lateinischen Italien und des teutonischen Germanien zu einander zu betrachten.

Wir würden gern die lästigen geschichtlichen Reminiszenzen, die für manche Leute einen schönrednerischen Anstrich haben, unterdrücken. Doch wenn auch die Rhetorik manche hyperbolische und bisweilen vielleicht konventionelle Ausdrucksformen hat, so entspricht sie doch zumeist einem tiefgewurzelten Gefühl. Wenn die Ueberlieferung in rhetorischem Licht erscheinen kann, so sind die Lateiner, die ein treues Gedächtnis sowohl für ihre Ruhmestaten und ihr Glück, wie für die Schandflecke und das Unglück ihrer Vergangenheit haben, sicherlich ein Volk von Rednern.

Doch die Tradition ist zugleich unsre Stärke und unsre Originalität.

Wie jeder Lateiner — ich selber stelle mich da in die erste Linie — sich einigermaßen verletzt fühlen kann von dem anmaßenden Namen, der in Deutschland für die arischen Stämme gebräuchlich ist, die man dort stolz als indo-germanische[1]) bezeichnet,

---

[1]) Der Name wurde allerdings aus linguistischen Gründen gegeben, weil Inder und Germanen, Hindus und Isländer die ostwestlichen Endpunkte dieses Sprachgebietes bezeichnen. Die Redaktion.

als ob Hellenen und Lateiner nie existiert hätten und nicht sogar die glanzvollste Verkörperung des arischen Genius gewesen wären, während wir dagegen immer mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß das reinste, lauterste, echteste und unmittelbarste Derivat der ursprünglichen, uralten arischen Zivilisation sich auf dem Wege durch Iran und Kleinasien in Griechenland und Italien gebildet hat — so ist er sehr natürlicherweise auch noch nicht geneigt, zuzugeben, daß die Barbaren, als sie nach Italien kamen, ein bereits völlig unkriegerisches und unfähiges Volk gefunden haben und daß die neue Zivilisation ganz ihr Werk sei.

Wiewohl gespalten und von allzuviel Fremdherrschaften zu Boden gedrückt — von der gotischen, der longobardischen, der sächsischen, der normannischen, der schwäbischen, der österreichischen —, verlor unser Volk niemals das Gedächtnis und das Bewußtsein seiner Vergangenheit und hielt stets den Blick auf die Zukunft gerichtet. So konnten, trotzdem es in seine Zivilisation so viele fremde Elemente aufnahm, sich die Wiederherstellung und Erhebung der Gemeinwesen, die Renaissance der Kunst, die politische Wiedergeburt der Nation vollziehen, da der erste kräftige Organismus des Volkes fest und unversehrt geblieben war. Ein rhetorischer Klang ertönte in den flammenden, hochherzigen Worten Cola de Rienzos, in jenen Michelangelos, in den Bulletins Giuseppe Mazzinis, Cesare Correntis, Giuseppe Garibaldis; aber die kraftvolle, geniale Tat folgte stets den leidenschaftlichen Worten. Das blutende Herz aller war es, das sie groß machte. Allerdings hat leider Theodor Mommsen, der berühmte deutsche Gelehrte, in seiner vortrefflichen Römischen Geschichte Marcus Tullius Cicero als einen armseligen Menschen, als einen schwachen Redner hingestellt, da er den Eindruck bekommen hat, daß den Lateinern stets der wahre Sinn für die Kunst gefehlt habe, und sie nach seiner Meinung nur eine gewisse Virtuosität besitzen. Der Verfasser der Verrinen, der katilinarischen und der philippischen Reden wäre also nichts als ein wortreicher Rezitator gewesen. Doch von Brunetto Latini, dem Lehrer Dantes, bis zu Boccaccio, und von Boccaccio bis zu uns ist der vielseitige, vielumfassende, bewegliche und sympathische Geist des Arpinaten in Italien ganz anders als in Deutschland aufgefaßt und verstanden worden, ebenso wie wir auch die hellenische Grazie unsers Horaz und unsers Catull, die melancholische Lieblichkeit unsers Virgil, die wollüstige Weichheit unsers Ovid, die vis comica unsers Plautus und die trotzige Kraft unsers Tacitus und unsers Juvenal ganz anders als die Deutschen empfinden. Zweifellos haben die deutschen Gelehrten viele und löbliche Geduld bei der genauen Untersuchung der Wörter und bisweilen großen Scharfsinn bei der Rekonstruktion der Fragmente unsrer lateinischen Autoren wie der Bruchstücke unsrer Denkmäler bewiesen; aber wenn sie ihrerseits das Monopol der Gelehrsamkeit für sich beanspruchen können, um unsre willkommenen Lehrer zu werden, so können wir nicht auf das holde Privilegium verzichten, noch immer mit unsern Altvordern zu erzittern und leidenschaftlich zu empfinden, in unsern Adern ihr Blut strömen und in unserm leicht entzündlichen Geist das Feuer des ihrigen lodern zu fühlen.

Diejenigen, allein uns wahrhaft sympathischen und verständlichen deutschen Gelehrten, die unsre antike Welt, unsre Kunst und unser Leben so wie wir auffassen, ich möchte sagen großzügig und genial, ohne irgend welche Pedanterie und Sophisterei, sind tief durchdrungen von der Bedeutung unsrer Kultur und haben Gewinn davon; sie können darum sehr wohl mit uns geistig einen einzigen, großen, seelenverwandten, germano-latinischen Stamm bilden.

Deutschland ist auch durch die erhabene Betrachtung unsrer klassischen Welt groß und bewunderungswürdig geworden. Die Lessing und Winkelmann, die Goethe und Schiller, die Humboldt und Grimm, die Schlegel und Bopp, Bunsen und Niebuhr, Hegel und Schelling, die in Wirklichkeit das neue geistige Deutschland geschaffen haben, sie alle haben mehr oder weniger den Hauch dieser göttlichen Welt verspürt, die ehemals die unsrige war und immer die unsrige sein wird, wenn wir das ursprüngliche ewige Feuer der Vesta in Brand erhalten, das unsrer früheren Kultur Licht und Wärme gespendet hat.

Der geniale Charakter, den jene großen, verehrungswürdigen Deutschen ihrem Werk zu geben verstanden hatten, nötigt uns noch immer Bewunderung ab. Jenes edle, jenes gedankenvolle, jenes poesiereiche Deutschland, das von Begeisterung für jede erhabene Offenbarung Griechenlands und Roms erglühte, gehört noch immer zu uns und besitzt unsre Liebe und Verehrung.

Doch wir in unsrer großen Sternwarte Rom, von der aus es uns vergönnt ist, etwas weiter in die Welt hinauszuschauen, dürfen uns vielleicht fragen, ob das Deutschland der Gegenwart in idealer Hinsicht durch seine Gedanken, durch seine Bestrebungen dem der Bewunderung der Frau v. Staël so würdigen Deutschland vor hundert Jahren gleichwertig ist, und ob jener großen deutschen Renaissance, die durch das begeisterte Wirken so vieler Männer von Genie ihr Gepräge erhalten hat, der gegenwärtige intellektuelle und moralische Zustand Deutschlands noch entspricht. Wo sind heutigestags die großen, anregenden Geister? Wo die lichtspendenden, neue Wege erschließenden Bahnbrecher? Wo die großen Meister? Gelehrte Professoren, gewissenhafte Forscher, geduldige Aehrenleser gibt es ohne Zweifel im Ueberfluß, aber sie lassen nahezu ihre ganze Wissenschaft auf die Anhäufung von Materialien und von Systemen hinauslaufen, und da sie sonst fast nichts Neues mehr zu sagen haben, so bemühen sie sich häufig, das schon Geschaffene zu bekämpfen, zu zerstören, um dafür ziemlich phantastische Gebäude aufzuführen, die beim Hauch einer neuen Kritik leicht einstürzen. Von dieser Sisyphusarbeit der deutschen Gelehrsamkeit seit hundert Jahren ließen sich zahlreiche Beispiele anführen, und es läßt sich dabei häufig derselbe Vorgang beobachten, wie er sich in der Medizin zeigt, in der manchmal mehrere Dezennien hindurch neue Kurmethoden im Schwange sind, die als höchst wirksam gelten, während jede frühere Heilmethode unerbittlich verdammt wird. Nach einigen Dezennien kommen durch neue, mehr oder minder zuverlässige Beweise die aufgegebenen Methoden wieder zu Ehren, wie manche außer Gebrauch gekommene Gewänder, die die Laune der Mode wieder elegant erscheinen läßt, nachdem das Auge sich an den Kostümen, die allgemein und

gewöhnlich geworden sind, müde gesehen hat. Die gelehrten Quisquilien haben oft den Platz der großen, geistigen Konzeptionen eingenommen, durch die in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das genial-gelehrte Deutschland in Wahrheit die Welt geistig zu umfassen und noch einmal zu erschaffen schien. Und auch die Sprache jener großen Herrscher des deutschen Gedankens erschien uns viel eleganter und vornehmer, als es die Sprache der heutigen deutschen Schriftsteller ist, ich meine, wohlverstanden, die der großen Mehrzahl von ihnen, denn an rühmlichen Ausnahmen fehlt es auch heute nicht. Ein Hauch von schöpferischer Poesie belebte jene Prosawerke; eine Seite von Lessing oder eine Seite von Humboldt genügten bisweilen, um unermeßliche Horizonte der Kunst und der Wissenschaft zu eröffnen. Ich und mit mir alle noch mit Phantasie begabten Italiener haben jenes von gläubigem Sinn, von heiligem Ernst erfüllte Deutschland, das sich im wesentlichen an der Seele Griechenlands und Roms nährte und den deutschen Geist damit dermaßen entflammte, daß die Nation aus eigner Kraft sich wieder aufrichtete, indem sie zu gleicher Zeit in einem brüderlichen Gefühl die Menschheit umarmte — wir haben jenes Deutschland zu hoch verehren gelernt, als daß uns das jetzige Deutschland, das sich die Märkte der Welt erobert, trotz seiner üppigen Entfaltung nicht weniger reich erscheinen müßte. Aermer an äußeren Mitteln, war es damals im Besitz erhabener idealer Güter, durch die es in besserem Einklang stand mit jenem universalen Zug, vermöge dessen das kaiserliche Rom mit der Herrschaft des Rechtes, das christliche Rom mit der Herrschaft des Glaubens ehemals die Welt geistig erobert und gewissermaßen zu sich gezwungen hat. Nach den großen Genies, nach den großen homerischen Künstlern des deutschen Gedankens, nach den großen Meistern, kurz, nach den inspirierten Humanisten sind die bequemen Ausbeuter jener früheren, wahren, feinsinnigen germanischen Kultur gekommen. Die Epigonenzeit zeigt uns eine Menge emsiger Bergleute, die in dem früher entdeckten großen Schatz wühlen; aber die Kunst ist zur Industrie geworden, in den Büchern, in der Schule, im Leben. Im heutigen Deutschland muß alles der Industrie dienstbar gemacht werden. Man strebt heutzutage nach dem Licht nicht mehr, weil das zugleich mit der Liebe entstandene Licht immer das Schönste bleibt, was in der Welt geschaffen worden ist, sondern weil man mit Hilfe des Lichtes Eisen zum Töten und, ohne jede Alchimie, Gold zum Genießen gewinnen kann. Die utilitaristische Philosophie des modernen Deutschland hat sicherlich zu seinem großen materiellen Aufschwung viel mehr beigetragen als die völlig spirituelle Philosophie Immanuel Kants; aber man kann doch immer fragen, ob die Schlichtheit der großen, alten deutschen Träumer nicht sympathischer war als das jetzige fieberhafte Jagen nach raschem Gewinn, das aus den biederen und schlichten Deutschen ein neues Volk von feisten Industriellen und rücksichtslosen Kriegern gemacht hat. Die Arbeit trägt in Deutschland heutigestags gewiß gute Früchte; aber man kann mit einiger Besorgnis fragen, ob die jetzige industrielle Herrschaft Deutschlands die intellektuelle des vergangenen Deutschland aufwiegt; ob jene Tugenden, die man von Luther bis Goethe mit so viel

Berechtigung an dem treuherzigen deutschen Volk bewundert hat, noch so rein und im Notfall so heldenhaft sind wie früher; ob die Ueberfülle der Reichtümer, die das industrielle Deutschland aufhäuft, es nicht zu einem die Familie und die Gesellschaft zerrüttenden Luxus zu führen droht.

In neuester Zeit haben sich viele deutsche Industrielle auch nach Italien gewendet, um hier ihr Glück zu suchen, und errichten Fabriken, Handelshäuser, Bankgeschäfte und vor allem Luxushotels, in denen seit ihrem Kommen die Preise sehr gestiegen sind und so seit einigen Jahren den Fremden die italienische Bewirtung, die früher ohne Zweifel viel einfacher, aber auch zwangloser, herzlicher und freundlicher war, viel teurer zu stehen kommt.

Man hat gesagt, daß Venedig, Florenz, Rom und Neapel nachgerade große Gasthäuser geworden sind, und man macht deswegen geradezu der Gewinnsucht der Italiener den Vorwurf, daß sie ganz prosaisch die Fremden ausbeuten. Aber das ist in Italien — man muß es nur aussprechen — hauptsächlich deutsche Industrie. Der Amerikaner, der Engländer, der Russe, die mit vielen Dollars, Pfund Sterlings oder Rubeln in der Tasche reisen, finden zweifellos in den neuen Hotels Bequemlichkeiten, von denen zu träumen in früheren Zeiten Wahnsinn gewesen wäre. Sie können jetzt allerdings nicht mehr wie ehedem sagen, daß sie sich in Italien einschränken, um die Düfte des „Landes, wo die Zitronen blühn“, einatmen zu können; die heutigen Gandharvas, die „Hüter der Düfte“, will sagen die Hotelbesitzer, lassen sie eine fabelhafte Zeche bezahlen; dafür können die reichen Touristen, die die großen Hotels bevölkern, einige Tage lang in dem Wahn leben, Fürsten geworden zu sein und in einem Zauberlande zu reisen.

In Ermangelung von Faunen und Nymphen der alten italischen Wälder, die ein Sonnen- oder Mondesstrahl bei ihren idyllischen Liebesspielen überrascht, sieht man die vollen Schultern und üppigen Busen von herausfordernden Frauen und Mädchen, von Strömen elektrischen Lichtes beleuchtet, und wohlfrisierte und parfümierte Köpfe von Stutzern, die die fremden Mitgiften beschnuppern. Die Gesellschaft in den Hotels hat nur den üblen Geruch der alten Bacchanale, während ihr deren heitere und anmutige Festesfreude fehlt; bei den neuen korinthischen Festen sehen wir jetzt statt der gebildeten und geistreichen Hetären, die zwischen den ergötzlichen und frohen Mahlzeiten spielten und sangen, sittenlose moderne Frauen und unkeusche, in Phalansterien erzogene Jungfrauen, die ihre Intriguen spinnen. Der deutsche Spekulant, der die Mahlzeiten und Feste arrangiert, wacht auf der Schwelle olympisch darüber, daß nichts zum Ruhme seines Hotels fehlt, und signalisiert dem Berichterstatter, der Tag für Tag die Neuigkeiten aus der sogenannten großen Welt in die Zeitung bringt, jede einzelne der im Triumph einziehenden Schönheiten und reichen Erbinnen, die Abwechslung in das ephemere Leben des großen Gebäudes bringen, das er in das Meer des italienischen Lebens geschleudert hat.

Nun, mir als Lateiner erscheint dieser geschmacklose und herausfordernde Luxus, der sich im vollen Sonnenlicht Roms entfaltet, nicht weniger schamlos

als die einstmals von Petronius, dem arbiter elegantiarum im verdorbenen Rom, geleiteten Gastmähler des Trimalchio; und wenn die deutschen Geschichtschreiber die schlüpfrigen antiken Scenen, in denen sich die Verdorbenheit des dekadenten römischen Kaiserreichs ausspricht, tadelnswert finden, so wird es sie gewiß nicht befremden, wenn es mich bekümmert, daß durch die Mitschuld so vieler allzu geriebener deutscher Industrieller das neue Italien auf diese Weise wieder verkaiserlicht wird.

Der Herausgeber der „Deutschen Revue“ hat mir die hervorragende Ehre erwiesen, mich aus Anlaß des bevorstehenden Besuches des Deutschen Kaisers zu ersuchen, meine Ansichten über die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien zu äußern; und ich werde versuchen, zu antworten, wie ich empfinde; denn ich nehme an, daß ein ernstes und würdevolles Volk wie das deutsche es nur willkommen heißen kann, wenn ein Mann, der es hochschätzt, der ein wenig an den reinsten Quellen der deutschen Wissenschaft getrunken hat, der Indien und Griechenland als göttliche Inspiratorinnen unsers Volkes, Italien als Mutter verehrt und Deutschland als eine seiner milchspendenden Hyaden in dankbarem Gedächtnis behält, ihm nicht mit den bei solchen Anlässen üblichen Höflichkeiten schmeichelt, sondern statt dessen die günstige und würdige Gelegenheit ergreift, ihm offen zu sagen, was ihm wahr und ersprießlich erscheint.

Zum Glück brauche ich, der ich durchaus kein Politiker bin und sein will, nicht meine Ansicht über den Dreibund auszusprechen, der seit einer Reihe von Jahren Italien mit Deutschland und Oesterreich verknüpft. Wenn der Herausgeber der „Deutschen Revue“ hätte wissen wollen, was die Mehrheit des italienischen Volkes darüber sagen würde, wenn es zu einer Art von Plebiszit über diese Episode unsrer internationalen Geschichte aufgerufen würde, so würde er sich gewiß an die leitenden Persönlichkeiten unsrer Politik und an unsre angesehensten Publizisten gewendet haben. Ich respektiere das, was die mit der Leitung der Staatsangelegenheiten in Italien betrauten Männer als nützlich oder vielmehr notwendig für unser Land erachtet haben, wiewohl es mir eine große Befriedigung gewesen wäre, wenn unter den Lateinern Italiens das Gefühl ihrer Unverwundbarkeit, die Betonung ihrer Rechte und die Sicherheit, daß unser Vaterland unantastbar sei und daß gerade die Schönheit, die Größe und die Würde Italiens es vor jeder Kränkung schütze, so stark und lebendig wäre, daß alle unsre Freunde sein möchten und niemand unser Feind. Wenn Italien, von einem echt lateinischen Könige und bis ins Mark lateinischen Ministern regiert, mit seiner hell über die Alpen hinaus erklingenden Stimme nur Worte des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zur Welt spräche, so würde es nicht allein sicher in seinen Grenzen leben können, sondern es würde auch, ohne jedes ehrgeizige Streben nach materiellen Eroberungen, noch immer in eines Kaisers würdiger Art die höchste und erstrebenswerteste aller Kulturmissionen in der Welt erfüllen.

Die kaiserliche und königliche Würde kann jedem Individuum eigen sein, so wie jeder Nation, die volle Herrschaft über sich hat, unumschränkte Herrin

ihrer Empfindungen ist und sie derart auf eine höhere Stufe hebt, daß sie, als weit über den gewöhnlichen Empfindungen stehend, Ehrfurcht und Bewunderung einflößen. Ich nun empfinde es sehr schmerzlich, daß dieses Gefühl der geistigen Souveränetät einem allzu großen Teil des italienischen Volkes verloren gegangen ist, derart, daß wir, die wir von der Natur jedes Privilegium des Himmels und des Bodens, von der Geschichte die ruhmvollsten Beispiele bekommen haben und in uns selbst noch immer eine mächtige Lebenskraft und eine unbegrenzte Befähigung zu hervorragenden geistigen Leistungen besitzen, uns trotzdem so klein machen und so viel von unsrer kostbaren Tatkraft mit nichtigen Dingen oder mit der sklavischen Nachäffung fremder Scheinbilder vergeuden und ersticken.

Wenn wir uns einmal unsrer angeborenen Kräfte lebhafter bewußt sein und sie häufiger betätigen werden, wenn wir alle, Fürsten, Gesetzgeber, Schriftsteller, Arbeiter jeder Art, wieder eine stolze Genugtuung empfinden werden, kraftvolle Lateiner zu sein, und in diesem Gefühl des Stolzes unsre geistigen Fähigkeiten üben und auf höhere Ziele richten werden, dabei stets bereit, mit freiem und frohem Sinn, ohne Mißgunst und ohne Mißtrauen, den Fremden aller Nationen alle Türen unsers Hauses zu öffnen, durch unsre Fenster jedes klare Licht hereinzulassen, so werden wir keine Tücken mehr zu fürchten, keine Beleidigung von außerhalb mehr zurückzuweisen haben.

Doch ich möchte, daß diese Betätigung unsers Lateinertums ununterbrochen fortdauerte, nicht etwa mit dem törichten Verlangen, die Welt panlateinisch zu machen, sondern um zum Gewinn für uns alle unsre Kräfte auszunutzen, in Einklang zu bringen und auf das höchste leuchtende Ziel zu richten. Von dem, was wir schaffen, werden die Fremden immer wieder das nehmen, was ihnen am besten, ihrem Temperament am angemessensten und ihrer Kultur, wie der gute Plautus sagen würde, am meisten conducibile erscheint.

So sehe ich den Panslavismus und den Pangermanismus, soweit sie auf das Einverständnis der Slaven und der Germanen untereinander hinzielen, als berechtigte und nützliche Bestrebungen an. Mögen sich alle Slaven, alle Germanen nur einen, wie wir lateinischen Völker alle geeint sein möchten und sollten! Alle tätigen Kräfte zusammenzufassen, um einen großen menschlichen Organismus kompakter und wirksamer zu machen, kann für die ganze Menschheit nur von Vorteil sein, wenn der Wetteifer sich auf die Förderung der Kultur beschränkt und nicht etwa die Erlangung eines Uebergewichtes zum Ziel hat. Wofern nur unser Haus immer unser Haus bleibt, wofern nur unsre Kultur nicht entstellt wird, nicht entartet, nicht in Verfall gerät, kann jede benachbarte Kultur, die mit der unsrigen in Berührung gebracht wird, ihr nur einen stärkeren Antrieb geben und sie mit neuen, heilbringenden Lebenselementen erfüllen.

Ich gehöre also nicht zu jenen glühenden, jedoch auch ziemlich beschränkten Patrioten, die die ganze Welt in den Grenzen Italiens allein eingeschlossen sehen und die dabei ihre Welt den Fremden verschlossen wissen möchten. Allerdings ziehen wir unter den Fremden natürlich die Liebenswürdigsten vor und jene, die, wenn sie in unser Haus kommen, nicht die Absicht haben, darin den Herrn zu

spielen, sondern sich nur an den Herrlichkeiten unsers heiteren Lebens und unsrer blühenden Kultur zu erfreuen. Die Verse Giustis sind mir seit meiner frühesten Jugend tief in die Seele geprägt und ich habe sie nie vergessen können:

Prima, padron di casa in casa mia,
Poi, cittadino nella mia città,
Italiano, in Italia, e così via
Dicendo, uomo nell' umanità,
Di questo passo do vita per vita,
Abbraccio tutti e son cosmopolita. [1])

Aber die Leser der „Deutschen Revue" werden auch von mir wissen wollen, in welcher Weise sich gegenwärtig Italien rüstet, den erhabenen Herrscher Deutschlands zu empfangen, der in kurzem nach Rom kommen wird, um unserm jungen König den Besuch zu erwidern, den er ihm in Berlin gemacht hat, und um den Grundstein des Denkmals zu legen und zu weihen, das er auf dem Pincio Wolfgang Goethe, dem glühenden Verehrer Roms, zu errichten wünscht.

Schon allein das Motiv dieses Besuches muß uns sicherlich zu großer Ehrerbietung verpflichten. Die dichterische Genialität des deutschen Augustus ist so groß, daß wir Italiener, mehr als jedes andre Volk, alle Neigung haben, uns dafür einnehmen zu lassen. Vielleicht kein Fürst seit Napoleon I. hat seine eigne, nach idealer Größe dürstende Seele öfter seinem Volke und seinem Zeitalter mitgeteilt. Zweifellos würde der germanische Cäsar, wenn ihn das Schicksal auf den Thron Roms statt auf den von Berlin gesetzt hätte, die Welt noch mit ganz andrem Staunen erfüllt haben. Wir verstehen ihn sehr wohl und bewundern ihn deshalb aus der Ferne nicht wenig, besonders in seinem beständigen, deutlich hervortretenden Bestreben, die Religiosität seines Volkes zu heben und aus den deutschen Soldaten, Seeleuten, Schriftstellern, Künstlern, Arbeitern wieder ein Volk von starken, tätigen Gläubigen zu machen. Statt wie ein düsterer Träumer oder ein schwärmerischer Lohengrin des Nordens erscheint er uns vielmehr als ein Mann, den es nach unserm klaren Licht dürstet; deshalb kommt er zu uns, nach klassischer Schönheit verlangend, wie einstmals Goethe, jener Goethe, dem er jetzt in Rom eine neue Unsterblichkeit geben will. Wir können es wohl schmerzlich empfinden, daß durch die Freigebigkeit eines poetisch empfindenden Herrschers in Rom eine Goethe-Statue ersteht, ehe man daran gedacht hat, dort eine Dante-Statue zu errichten; aber die Schuld daran, daß derart dem Genius von Frankfurt der Vortritt gelassen wird, müssen wir uns selber und unsrer Saumseligkeit beimessen. Man versteht vielleicht, daß das päpstliche Rom

[1]) „Im eignen Hause Herr vor allen Dingen;
Dann Bürger meiner Stadt; dann möcht' ich's gern
Zum Italiener in Italien bringen;
Der Menschheit blieb' ich dann als Mensch nicht fern.
So setz' ich alles stets für alles ein
Und bin auch stolz, Kosmopolit zu sein."
(Uebertragen von Paul Heyse.)

nie daran gedacht hat, seinem schrecklichen Züchtiger Dante ein Denkmal zu errichten; aber daß in zweiunddreißig Jahren nationalen Lebens im freien Rom trotz aller Monumentomanie bis wenigen Monaten noch niemand an den ersten großen Einiger Italiens gedacht hat, das ist eine nur allzu große Schande für uns, die uns durch das Geschenk des Deutschen Kaisers zum schmerzlichen Bewußtsein gebracht worden ist.

Willkommen also sei das Geschenk mit seinem hohen Geber; Rom wird ihm um so mehr Ehre zu erweisen wissen, als es ihn jetzt aufrecht, ohne Fußfall und ohne Selbsterniedrigung empfangen kann.

Die geistigen Reiche haben keine Landesgrenzen und erstrecken sich, wie das Reich des Lichtes, in die Unendlichkeit. Die Gewaltherrschaft der germanischen Cäsaren hat keine Macht mehr über uns, aber der junge, mutige, unternehmungslustige, ruhmreiche Monarch, der die Geschicke des deutschen Volkes glücklich lenkt, hat auf seinem Throne manche Visionen eines wahren, von Gott inspirierten Geistes. Wenn er also nach Rom kommt, so kann er nicht nur eine Neigung befriedigen oder eine hohe Berufspflicht erfüllen, sondern die Seele, die er hierher in den Hauch der latinischen Lüfte mitbringt, wird ihn auch zu neuen Werken der Gerechtigkeit und des Friedens emportragen. Unsre Erwartungen sind also recht hoch; und er ist durch den hochgesinnten Geist, den er in sein Werk gießt, in Wahrheit würdig jenes Goethe, auf den er jetzt unsre erhöhte Aufmerksamkeit lenkt.

Nachschrift der Redaktion.

Die glühende Vaterlandsliebe des italienischen Gelehrten wird von der Sonne Italiens oft geblendet und fast bis zum Irredentismus gesteigert. Wir können selbstverständlich nicht für alle Ansichten des Verfassers eintreten, aber wir haben ihm die Freiheit gelassen, seine Gedanken zu äußern, auch wenn wir mit ihnen nicht übereinstimmen.

Weit entfernt sind wir von jedem Pangermanismus ebenso wie von jedem Panslavismus und Irredentismus.

Die Grenzen Europas haben sich nicht nur nach Sprachen und Gefühlen, sondern weit mehr noch nach der historischen Entwicklung und nach den Lebensfragen der Völker gerichtet. Die Friedenspolitik des Dreibundes respektiert diese Gestaltung der einzelnen Länder und wird jeder unberechtigten und abenteuerlichen Expansionslust entgegentreten.

Das Vaterland Goethes liebt das herrliche Italien, und es wird stets sein aufrichtiger und treuer Verbündeter bleiben, solange die italienische Politik auch an dem Dreibundsvertrage festhält.

Aufzeichnungen des Freiherrn v. Cramm-Burgdorf.[1])

Aus der Studentenzeit.

Seit dem 10. Mai bin ich in Halle, das mir über Erwarten und Hoffen gut gefällt. Wäre nur die beständige Ungewißheit über meine Zukunft von mir genommen. Es ist etwas Erlahmendes und Ermüdendes, nicht zu wissen, worauf man hinarbeitet und welche Ziele unserm Leben und Wirken gesteckt sein sollen. Gott wird ja alles zum Guten lenken und mich so führen, wie es am besten ist. Man kann ihm ja an allen Orten und zu jeder Zeit dienen.

*

Mein einziger Umgang ist zurzeit Arnold Senfft von Pilsach, Sohn des in weiten Kreisen bekannten, ausgezeichneten Oberpräsidenten von Pommern. Senfft, den ich in Göttingen kennen lernte, ist ein sehr geistvoller Mensch, mit warmem Gefühl und von großer Energie. Wir gehen viel zusammen spazieren, und ich fühle stets, wie mich der Verkehr mit ihm fördert. Da er gern spricht und ich gern ihm zuhöre, so passen wir vortrefflich zusammen.

*

Die Professoren sind sämtlich von großer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Den Professoren der juristischen Fakultät ist der Gewinn eines neuen Zuhörers etwas ungemein Angenehmes und Erfreuliches, da es sehr an Studenten der Jurisprudenz fehlt und ihre Zahl noch abzunehmen scheint. Halle hat viel bekannte Größen, die ich nach und nach kennen zu lernen hoffe.

*

Am zweiten Pfingsttage hörte ich eine Predigt von Professor Erdmann, ehemals Prediger in Esthland, jetzt Professor der Philosophie. Die Predigt war vollendet in Form und Ausdruck, voll schöner, tiefer und wahrer Gedanken, ließ mich aber doch kalt, weil man fühlte, daß sie nicht aus einem einfach gläubigen Herzen kam. Kurze Zeit darauf hörte ich den berühmten Tholuck zum ersten Male im Dome, fand mich aber sehr enttäuscht. Das Alltägliche und Gewöhnliche der Predigt setzte mich in großes Erstaunen. Senfft, der ein großer Verehrer von Tholuck ist, sagte mir, daß ich es allerdings sehr ungünstig getroffen habe. Er habe auch noch nie eine so schwache Predigt von dem großen Theologen gehört. Der Gesang im Dome war sehr schön und erbaulich.

*

---

1) Anmerkung der Redaktion. Aus den noch ungedruckten Denkwürdigkeiten des herzogl. braunschweigischen Gesandten Freiherrn v. Cramm-Burgdorf in Berlin werden wir einzelne Abschnitte in der „Deutschen Revue“ veröffentlichen.

Am 27. Juni machte ich Tholucks persönliche Bekanntschaft, nachdem ich ihn in seiner Abendstunde hatte sprechen gehört. Diese Abendstunden, vorzugsweise von Studenten, aber auch Damen und Herren besucht, sind außerordentlich anregend. Tholuck spricht meist über Tagesfragen in höchst anziehender, geistreicher Weise. Persönlich gefiel er mir weniger wegen seiner examinierenden, ausforschenden Art, die er aber nur anfangs den Leuten gegenüber hat, die er erst kennen lernt. Er liebt es, die Studenten durch wunderbare Fragen zu verblüffen, hat es aber sehr gern, wenn ihm eine schlagfertige Antwort wird. So hatte er neulich einen jungen Theologen gefragt, was er meine, ob es ein Zufall sei oder eine Fügung Gottes, wenn er auf einer Reise nach der Schweiz seinen Koffer in Basel auf dem Bahnhofe gelassen habe. Die prompte Antwort: „Herr Professor, ich würde es für eine riesige Bummelei halten", hatte ihn durchaus befriedigt.

Professor Witte, seinerzeit das berühmte Wunderkind, nahm mich freundlich in seiner Familie auf. Ich höre preußisches Landrecht bei ihm. Ein ganz origineller Mann ist Dr. Allihn, bei dem ich Logik belegt habe. Daß ich zu ihm ins Kolleg komme, erwartet er gar nicht. Er sagte mir gleich, als ich die Vorlesung bei ihm belegte: „Bitte, kommen Sie nicht in meine Vorlesung, lieber Baron. Das würde Sie entsetzlich langweilen. Kommen Sie aber recht oft zu mir in meinen Garten. Da trinken wir zusammen eine Tasse Kaffee und ich teile Ihnen alles mit, nur viel kürzer, was ich im Kolleg vorgetragen habe. Kommt aber einmal etwas Interessantes, dann sage ich es Ihnen vorher." So bin ich denn oft bei dem originellen Manne gewesen, der, ein begeisterter Herbartianer, mir bei einer Tasse Kaffee die schönsten Vorträge hielt.

Lebhaft interessierten mich die Vorträge Heinrich Leos über neue Geschichte, und ich freute mich herzlich, als ich die Bekanntschaft des mutigen Historikers machen durfte. Er lud mich, obgleich ich ihm keinen Besuch gemacht hatte, öfter zu Tisch ein, und ich fand mich meist mit Arnold Senfft, einem Leutnant Leo, der aber kein Verwandter des Professors ist, einem Sohne von Philipp Wackernagel, der Theologie studiert, und sonst noch einigen Studenten zusammen. Leo hatte es gern, wenn man über das sprach, was er gerade vorgetragen. Als ich ihm einst meine Verwunderung über seine Auffassung der Braunschweigischen Revolution von 1830 aussprach — er hatte die Handlung des Generals von Herzberg, der die Soldaten die Gewehre gegen das Schloß kehren ließ, gebilligt und gemeint, die kostbaren Menschenleben, die geschont seien, hätten doch größeren Wert gehabt wie der Steinhaufen des Schlosses —, meinte er, daß allerdings diese seine Auffassung auf den Berichten der Zeitungen aus jenen Tagen beruhe und er zugestehe, daß er von seinem konservativen Standpunkte vielleicht eine andre Auffassung haben müßte. Leo nannte die herrschende Prinzenerziehungsmethode eine sittliche Kastration.

*

Im Hause des Dr. Allihn bewohnten Prinz Ernst von Schönburg-Waldenburg, jüngster Sohn des Fürsten Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg, mit

seinem Begleiter, einem Kandidaten Duff, die obere Etage. Dr. Allihn vermittelte unsre Bekanntschaft, und bald war aus der Bekanntschaft eine wahre Freundschaft geworden. Der Prinz hat eine so reine Seele, ein so demütiges Herz, einen so tiefen, innigen Glauben, ist so unendlich bescheiden und anspruchslos, daß man gern vergißt, wie es ihm zuweilen an Energie und Entschluß fehlt.

Bei ihm lernte ich zuerst den Komponisten Graben-Hoffmann kennen, einen Schützling der Schönburgschen Familie, Gesanglehrer des Schwagers des Prinzen Ernst, Grafen Clemens Schönburg-Glauchau, der eine hervorragend schöne Stimme haben soll. Graben-Hoffmann sang uns einige seiner neuen Lieder vor und mußte ich ihm sein bekanntes Lied „Wir saßen still am Fenster" vorsingen. Ich freute mich, daß er mit meiner Auffassung zufrieden war.

Am 3. Juli besuchte die Prinzeß Adolf von Schwarzburg, zweite Tochter des Fürsten Otto Viktor von Schönburg, ihren Bruder, und ich hatte die Freude, mit der so liebenswürdigen Prinzeß, die ihren Bruder innig liebt, mehrere Stunden zusammen zu sein. Wir machten eine große Promenade und tranken dann in Prinz Ernsts gemütlicher Wohnung den Tee. Sehr komisch war Herr Duff, der gar nicht wußte, was er in ehrfürchtiger Bewunderung einer Prinzessin aus souveränem Hause tun sollte. Wir konnten bei seinen Wendungen und Drehungen oft kaum das Lachen unterdrücken. Die Prinzessin erzählte viel von ihrer ebenso schönen als bedeutenden Cousine, der Fürstin Elisabeth zur Lippe, was mich besonders interessierte, da sie die Schwester des Prinzen Georg von Schwarzburg, mit dem ich in Göttingen zusammen studierte, und durch ihre Mutter, geborene Prinzessin Solms-Braunfels, Nichte des Königs von Hannover ist. Durch meine hannoverschen Freunde hatte ich mehrfach von der reizenden und liebenswürdigen Fürstin gehört, die sich in Hannover im Sturm die Herzen nicht nur der königlichen Familie, sondern, was noch viel mehr sagen will, des gesamten Hofes erobert hatte. Die Prinzeß Adolf nahm mir das Versprechen ab, daß ich in den großen Ferien, möglichst bald nach ihrem Beginn, ihren Bruder Ernst auf Schloß Lichtenstein, wo er bei ihrer Mutter sein würde, besuchen solle.

*

Viel Vergnügen machte mir das Baden in der Saale und namentlich die dadurch vermittelte Bekanntschaft mit den Halloren, die als Schwimmlehrer und Bademeister fungieren. Ich ging zum ersten Male mit Senfft zum Badeplatz, und als wir uns nach dem erquickenden Bade entfernten, kam einer der Bademeister hinter uns her, um uns zu fragen, ob wir Studenten seien, und als wir es bejahten, sagte er, dann erlaube er sich darauf aufmerksam zu machen, daß nach altem Herkommen Studenten und Halloren sich „Du" und Schwager nennten, und daß die Halloren sich freuen würden, wenn auch wir bei der alten Sitte bleiben wollten. Natürlich stimmten wir zu und hatten nun plötzlich einen großen Verwandtenkreis. Zwei alte Hallorenlieder gab mir später der Bademeister, die ich mir genau abschrieb, weil sie höchst eigentümlich sind:

Eine Magd ist weiß und schöne,
Gott führet den höchsten Preis,
Und wer ihm dienet, wird Lohne —
Von Künsten war sie reich.
Sie ist Magd unter den Frauen,
Geziert mit grünen Auen.
Glück zu, mein edler Zweig.
Ihr Leib war angebildet
Mit Keuschheit übergroß.
Schwand sich in ihrem Willen,
Schwand sich in ihrem Schoß.
Er war so stark von Kräften,
Von meisterlichen Geschäften.
Gott hat Himmel und Erde erschaffen,
Ein Kind nach Adams Weise
An ihren Brüsten lag —
Es war ein alter Greise,
Er schuf den ersten Tag,
Er war ein starker Ritter,
Sein Leiden war ihm bitter,
Er leidet großes Ungemach.
Seine Seele ward ihm zerschnitten
Mit einem scharfen Speer,
Damit hat er zerstöret
Die Hölle und die Erd'.
Gott tröstet die Gefangnen,
Drei Wünsche waren ihm ergangen
Gegen dieser heiligen Zeit.
Gott stieg aus seinem Grabe,
Ein Fürst, war wohlgemut
Mit seinem Kreuz und Stabe,
Drei Fahnen waren rot.
Gen Himmel tut er sich kehren,
Nach tugendlichen Ehren
Stand ihm Herz, Mut und Sinn.
Im Sterne der Glanz der Krone,
Die Gabe ist wohlgetan,
Was gab Gott ihr zu Lohne,
Drei Chor Engel Lobgesang.
Er kleidet sie mit der Sonne,
Marie war die Wonne,
Wie helle scheinet uns der Mond.
Die Magd die heißt Marie,
Des heiligen Geistes Schein —
So bitten wir allgemein
Vor Gottes Kindelein.
Verleih uns deine Stärke
Zu tugendlichem Werke!
Ei Mutter Gratiae.

Als zu Halle noch predigte das Papsttum,
Hatte die Brüderschaft großen Ruhm,
Sie wurden gehalten lieb und wert,
Weil sie das Salz würken auf dem Herd.
Nachdem kamen Fremdlinge, um sich einzuschleichen,
Sie haben getrachtet, ihre Freiheit zu zerreißen,
Sie haben die Feder gebracht hinter die Ohren,
Und haben die Brüderschaft nichtswürdig geschoren.
Es werden die Zeiten aber wieder aufkommen,
Da sie werden sein hoch aufgenommen.
Wenig aber werden es von uns erleben,
Unsre Nachkommen werden in hohen Ehren schweben,
Halles Ruhm, ihr werdet doch wohl bleiben,
Gott wird eure Feinde vertreiben.
Drum betet von Herzen ohn' Unterlahn,
Wie unsere Vorfahren haben getan.

In Halle fand ich entfernte Verwandte in zwei Familien Krosigk aus dem Hause Poplitz. Moritz Krosigk, der in einer sehr traurigen geistigen Verfassung, mit seiner Frau, einer geborenen Rothkirch-Trust, und drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, hier lebt. Ich sah nur die Frau und die Kinder. Der Landrat v. Krosigk ist ein Vetter, verheiratet mit einem Fräulein v. Häseler, und beide sind mit meinem Vater Andergeschwisterkind, da ihre Großmutter, geborene Cramm, die rechte Großtante meines Vaters.

Ein sehr hübscher, lieber Mensch ist der junge Fritz Krosigk aus dem Hause Hohenerxleben, Bruder der Frau v. Gadenstedt, der hier das Pädagogium, Pädchen genannt, besucht und mich zuweilen mit Ludolf Kotze, dessen Stiefmutter die Schwester von Moritz Krosigk ist, zu Spaziergängen abholt.

Am 23. August fuhr ich morgens elf Uhr bei strömendem Regen von Halle nach Leipzig, von wo ich über Altenburg nach Zwickau fuhr, um von dort nach Lichtenstein zur Fürstin Schönburg zu gelangen. Der Weg von Leipzig bis Altenburg bietet wenig Abwechslung — eine sehr fruchtbare Ebene mit etwas eingestreutem Walde und freundlichen Dörfern. Von Altenburg ab aber durchfährt man sehr liebliche Gegenden. Der Regen hatte aufgehört, die Sonne schien hell am blauen Himmel, und die Erde sah so frisch und grün aus, als ob wir im Frühling wären. Vorüber geht's an kleinen Städten, einzelnen sehr gut gebauten Gehöften, freundlichen Landschlössern — und eine beständige Abwechslung von Hügel mit schönem Walde, Wiesen und Aecker, bald am Flusse entlang, bald wieder davon entfernt. Auf den Feldern überall in fleißiger Arbeit die hübschen Menschen in ihrer eigentümlichen, für die Männer sehr kleidsamen, für die Frauen aber unvorteilhaften Tracht. Gern wäre ich ausgestiegen und eingekehrt in einem der großen, stattlichen Bauernhöfe und hätte mir das Innere der Wirtschaft angesehen, um die Altenburger Bauern kennen zu lernen, die so zäh, trotz Eisenbahnen, Fabriken und der alles nivellierenden Kultur des 19. Jahrhunderts, nicht von Sitte und Tracht ihrer Vorväter lassen.

In Zwickau empfing mich Prinz Ernst Schönburg, und bald fuhren wir, wieder unter erst tröpfelndem, dann strömendem Regen auf gut gebauter Straße Lichtenstein zu. Das Schloß liegt auf einem Berge über der Stadt, die man ganz durchfahren muß, um auf bequemem Wege den Berg hinauf zu kommen, auf dessen Rücken man durch eine Allee herrlicher alter Linden dem Schlosse zufährt. Rasch entledigte ich mich meiner ganz durchnäßten Reisekleider und ging mit Prinz Ernst in den Salon, wo uns die Fürstin mit der ältesten unverheirateten Tochter, Prinzessin Ida, beim Tee erwartete.

Die Fürstin Thekla, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, ist trotz ihrer 63 Jahre noch eine sehr stattliche Erscheinung, groß, schlank, mit ziemlich stark pronenzierten Zügen. Sehr lebhaft, aber in ihren Bewegungen durchaus fürstlich, spricht gern und munter mit einem echt thüringenschen Dialekt. Die Prinzessin Ida, die etwa 38 Jahre alt sein mag, ist sehr schweigsam und in sich zurückgezogen. Sie spricht eigentlich nur, wenn sie angeredet wird, und dann nur immer möglichst kurz. Prinz Ernst hatte mich schon darauf aufmerksam gemacht. Trotzdem war das Zusammensein ein durchaus behagliches da bei der Lebhaftigkeit der Fürstin und ihrem Wunsche, möglichst viel von Halle und dem Leben der Studenten zu hören, weder beim Tee noch später beim Souper die Unterhaltung ins Stocken kam. Nach dem Souper wurde noch etwas musiziert, und dann zog man sich zurück.

Am nächsten Morgen zeigte mir Prinz Ernst das Schloß, ein sehr altes Gebäude, von dem jetzigen Fürsten aber vollständig renoviert und ausgebaut.

Es ist viereckig gebaut und umschließt einen inneren Hof, um den ein Säulengang führt, über den in den oberen Etagen Korridore gebaut sind, so daß man zu allen Räumen sehr bequeme Zugänge hat. Nach der Ostseite ist im inneren Hofe ein alter, hoher Turm, in den eine steinerne Wendeltreppe hinaufführt. Sehr schöner Wald beginnt in nächster Nähe des Schlosses und lockte uns zu einer ausgedehnten Promenade. Nach dem Diner fuhr ich mit Prinz Ernst nach Waldenburg, um dem Fürsten Otto Viktor unsern Besuch zu machen, der dort im Amthause wohnt, um den Aufbau seines Schlosses, das ihm im Jahre 1848 durch die Aufrührer niedergebrannt war, selbst zu überwachen. Prinz Ernst hatte seinen Vater noch nicht gesehen, seit er in die Ferien gekommen war, und die dringende Einladung an mich, möglichst bald zu kommen, war dem Wunsche entsprungen, mit mir zusammen das erste Wiedersehen mit dem sehr strengen Herrn Vater zu haben. Ich war natürlich sehr gespannt auf dessen Bekanntschaft. Von vier munteren Braunen gezogen, rollte unser Wagen rasch und leicht über die sehr gute Straße, die von Lichtenstein nach Waldenburg führt, bergauf, bergab, durch Wald, Wiesen und Feld, an rauschenden Bächen entlang, die oft im Buschwerk versteckt liegen, und in denen sich lustig die Räder der zahlreichen Wassermühlen drehen. Etwa eine halbe Stunde vor Waldenburg fängt der Park an mit herrlichen alten Bäumen, die mein lebhaftes Entzücken erregten. Am Ende einer alten Eichenallee hat man zuerst den Blick auf das neue Schloß, dessen Außenseite fast vollendet ist, und auf die freundliche kleine Stadt. Wir fahren zum Amthause, einem schmucklosen, einfachen Bau, werden durch einen langen, dunkeln Gang und dann eine ziemlich hohe, steinerne Treppe hinaufgeführt und treten in das Empfangszimmer des Fürsten, das uns von dem französischen Kammerdiener geöffnet wurde. Nach einigen Minuten erschien Seine Durchlaucht, ein großer Herr, trotz seiner 73 Jahre noch ganz dunkeln Haars, etwas negligiert in der Toilette. Die Begrüßung zwischen Vater und Sohn war steif und förmlich. Ich sah meinem Freunde, der wie seine Geschwister die Eltern mit Sie anredet, die Aengstlichkeit und Befangenheit an. Er sprach infolgedessen ziemlich stockend und leise, was den Fürsten, der etwas schwerhörig ist, offenbar ein wenig ungeduldig machte. Der Fürst war mit mir sehr freundlich, und da ich ihm gegenüber keine Aengstlichkeit zeigte und langsam und sehr deutlich sprach, hatte ich die Freude, ihm wohl zu gefallen. Nachdem wir eine Tasse Kaffee getrunken, wurden wir entlassen, machten einen Gang durch den Park und ließen uns von dem Stallmeister, der nebenbei auch als eine Art Hofmarschall fungiert, das neue Schloß zeigen, das mit großem Geschmack und sehr solide aufgebaut ist. Es ist viereckig und umschließt einen inneren Hof; einige Türme heben sich empor und beleben das Bauwerk. In der Hauptetage ist eine große Reihe prachtvoller Salons für Festlichkeiten und Empfänge, darunter einige große Säle. Sehr schön ist die für eine Schloßkapelle sehr geräumige Kirche, darunter die Familiengruft. Aus allen Fenstern des Schlosses hat man die lieblichste Aussicht auf die bewaldeten Hügel, das freundliche Tal mit Stadt, Wiesen und Feld. Bis zur Vollendung des Schlosses, in dem Maler, Tischler,

Tapezierer, Stuccateure u. s. w. beschäftigt sind, kann immer noch gut ein Jahr vergehen. Der Stallmeister zeigte uns noch den neu gebauten, sehr praktischen Marstall, wir empfahlen uns bei dem Fürsten und fuhren bei herrlichstem Mondenschein zurück nach Lichtenstein.

Prinz Ernst war sehr befriedigt vom Empfange durch seinen Vater, und mich hatte es auf das lebhafteste interessiert, den Fürsten kennen zu lernen, dessen Name als Begründer großer Seminare, Schulen u. s. w. in weitesten Kreisen berühmt ist. Für diese Zwecke soll er mehrere Millionen schon verausgabt und für die Zukunft solche Anordnungen getroffen haben, daß seine Werke vollkommen gesichert sind.

Am 25. August fuhren wir nachmittags nach Hartenstein, dem Hauptorte der niederen Grafschaft Hartenstein, die dem in Oesterreich lebenden Bruder des Fürsten gehört. Hartenstein ist ein unbedeutendes Städtchen, hat aber auf bewaldetem Hügel ein schönes altes Schloß. Der Weg von Lichtenstein nach Hartenstein führt fast immer durch Wald mit herrlichen Durchblicken auf das Erzgebirge, das sich stufenweise am Horizont in bläulichem Schimmer erhebt. Ein ziemlich starkes Gewitter mit niederströmendem Regen zwang uns, den Wagen aufschlagen zu lassen, hörte jedoch auf, als wir den Schloßberg hinauffuhren, so daß wir mit wieder zurückgeschlagenem Gedeck durch die alten Tore und die zwei Burghöfe vor das alte Schloß fahren und uns an seinen Türmen und Zinnen erfreuen konnten. Drei alte Diener des fürstlichen Hauses erschienen alsbald, um die Ehre zu haben, den Neffen ihres Herrn umherzuführen.

Die Eintrittshalle des Schlosses ist uralt, gewölbt, mit Rüstungen, Helmen und Waffen aller Art geziert. Die zuletzt von den Herrschaften bewohnten Zimmer sind im Rokokogeschmack eingerichtet, haben einige wertvolle Porträts und Büsten von Thorwaldsens Meisterhand. Sehr sehenswert ist der alte Bankettsaal mit schlichten weißen Wänden und einer schweren Decke in dunkelm Eichenholze. Daneben ist ein großer Saal mit Ahnenbildern, darunter nur ein spukendes. In einem andern Flügel des Schlosses werden die Zimmer gezeigt, in denen sich nach dem Prinzenraube die Brüder zuerst wieder gesehen haben sollen. Vom Schlosse gingen wir zur Stadt, um die entsetzlich geschmacklos ausgemalte Kirche zu besehen, unter der sich die Gruft befindet, in der die Gebeine vieler Schönburgs ruhen.

Ein alter Kammerdiener führte uns dann nach dem etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegenden Schlößchen Stein, das, hart an der Mulde liegend, zum Teil auf den Fels, zum Teil in den Felsen hinein gebaut ist. Um in den inneren Schloßhof zu gelangen, geht man durch ein in den Felsen gehauenes Tor, das von grünen Büschen überschattet und überwachsen ist. Das Schloß ist uralt, hat eine wundervolle kleine gotische Kapelle, verschiedene Säle, eine Reihe von Zimmern, die aber nur so weit eingerichtet sind, als sie dem Wirte, der das Schloß gepachtet hat, als Gastzimmer dienen. Hier und da in den Sälen findet sich noch ein Stück alter Einrichtung. An der Mulde auf einem schattigen Plätzchen tranken wir den Kaffee und freuten uns des lieblichen

Blickes in das Muldetal, in dem mächtige Linden und Tannen sich emporheben, wir freuten uns des melodischen Rauschens des Flusses, der erst seit kurzer Zeit wieder gezähmt in seinem Bette dahinströmt, nachdem er entsetzliche Verheerungen angerichtet hat, von denen man an manchen Orten noch traurige Spuren sehen kann.

Am 26. war es morgens trüb und regnerisch. Prinz Ernst malte an einem Pastellporträt, wir trieben etwas römisches Recht zusammen, die Fürstin kam, um mit uns zu plaudern, und so verging die Zeit bis zum Diner, zu dem der alte würdige Leibarzt und der Amtmann geladen waren. Nach dem Tee hatte sich das Wetter soweit aufgehellt, daß wir eine kleine Promenade in den Wald machen konnten, und als wir wieder in das Schloß gekommen waren, fand ich einen Brief meines Vaters, der mir den dringenden Wunsch aussprach, nun die Entscheidung zu treffen, ob ich mich in Hannover oder in Preußen zum Eintritt in den Staatsdienst melden wolle. Ich besprach mit dem Prinzen Ernst eingehend das Für und Wider. Der preußische Staatsdienst hatte für mich ja in erster Linie viel Verlockendes. Einem großen Staate zu dienen, erschien mir von jeher für besonders wünschenswert und befriedigend. Alles Kleinliche, Spießbürgerliche war mir immer zuwider. Für den Eintritt in den hannoverschen Staatsdienst sprach vor allem der Umstand, daß über kurz oder lang mein engeres Vaterland dem König von Hannover zufallen wird, daß ich also in der Heimat bleibe, wenn ich nach Hannover gehe, um so mehr, als mein Vater wie meine Familie seit vielen Jahrhunderten zur lüneburgischen und hildesheimischen Ritterschaft gehört. Wir sind so recht ein stift-hildesheimisches Geschlecht. Daß man in Hannover den Eintritt eines jungen braunschweigischen Edelmanns gern sehen würde, ist mir bekannt; durch den guten Onkel Cramm-Volkersheim habe ich außerdem sehr einflußreiche Verbindungen, kurz, ich entschloß mich für Hannover und teilte von hier aus gleich meinem Vater meinen Entschluß mit. Ich hoffe zu Gott, die rechte Wahl getroffen zu haben, und das weiß ich, daß ich mit Freudigkeit und dem Wunsche, mich meinen Mitbürgern möglichst nützlich zu machen, in den gewählten Beruf eintreten werde. Merkwürdig, daß gerade hier an einem Orte, von dessen Existenz ich vor wenigen Monaten noch nichts wußte, dieser für mein ganzes künftiges Leben so einschneidende Entschluß gefaßt wurde.

Am 27. fuhr ich mit Prinz Ernst nach Schloß Wolkenburg zum Besuche der Einsiedelschen Familie, fanden die Gräfin, eine geborene Baroneß Hardoncourt, ihren Sohn Willi, der ziemlich in meinem Alter, und eine Nichte der Gräfin, Baronin Spiegel. Der Graf war in Chemnitz, um seinen König zu begrüßen, und wurde erst in der Nacht zurückerwartet. Ein vorzügliches Diner mit auserlesenen Weinen wurde bald nach unsrer Ankunft serviert, belebt durch eine sehr muntere Konversation. Die Gräfin und ihre Nichte sind Oesterreicherinnen und haben die Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit in der Unterhaltung, die die Wiener Gesellschaft auszeichnet. Sie kennen die ganze Welt, und alle hervorragenden Persönlichkeiten, von denen man spricht oder über die man schreibt, sind mit ihnen in irgend einer Beziehung. Nach dem Diner machten wir eine

Promenade in den sehr geschmackvoll angelegten Park, der sich an der Mulde entlang zieht und in einem schönen Walde endigt. Um 8 Uhr nahm man nochmals Kaffee, um 9 Uhr war Souper, und um 10 Uhr zog man sich in seine Gemächer zurück. Da ich nicht schlafen konnte, vertiefte ich mich in das Buch, das Graf Riesch über seine Liebe und Verlobung mit Gräfin Amelie Bose, die dann wieder gelöst wurde, herausgegeben hat. Mich interessierten seine Aufzeichnungen sehr, da ich im Sommer 1855 mit der Familie Bose länger in einer Pension am Genfer See zusammen gewesen war und die Gräfin Amelie wie ihre Eltern infolgedessen sehr gut kannte.

Am folgenden Morgen wurden Prinz Ernst und ich bei unserm gemeinschaftlichen Frühstück zunächst vom Grafen Willi und dann von seinem Vater, der in der Nacht von Chemnitz zurückgekehrt war, begrüßt. Wir besahen noch die sehr geschickt angelegte große Bibliothek, die eine Menge interessanter Sachen aus früheren Zeiten enthält, der man aber anmerkt, daß sie zurzeit eigentlich nur den Zweck hat, Besuchern des Schlosses gezeigt zu werden. Um 10 Uhr fuhren wir von Wolkenburg nach Rochsburg, um dem Grafen Ernst von Schönburg-Glauchau einen Besuch zu machen. Schloß Rochsburg ist noch ganz mittelalterlich erhalten mit Gräben, Brücken, Türmen, Mauern und Zinnen. Der Ahnensaal und große Nebengemächer stecken voll uralter Möbel, Pokalen und Humpen. Das schauerliche Burgverließ wurde uns gezeigt und als Gegensatz dazu die sehr elegant und behaglich eingerichteten Zimmer der Prinzeß Gabriele, geborenen Windischgrätz, Gemahlin des Erbgrafen Fritz — besonders ausgezeichnet durch eine Sammlung von Bildern, die Prinzeß Gabriele selbst gemalt hat. Es tat uns sehr leid, daß die jungen Herrschaften nicht anwesend waren, doch machte Graf Ernst, der Onkel des Erbgrafen und jüngerer Bruder des regierenden Grafen, in sehr liebenswürdiger Weise die Honneurs der alten Burg.

Zum Diner waren wir wieder in Wolkenburg, doch verlief es nicht so heiter und gemütlich wie am Tage zuvor, da der alte Graf nicht gerade rosiger Laune war und die Frau Gräfin durch allerlei Fragen mehrere Male den Herrn Gemahl ungeduldig machte.

Nach dem Kaffee fuhren wir nach Lichtenstein zurück, ganz froh, wieder wohltuender Ruhe entgegenzugehen. Wir mußten der Fürstin aufs genaueste über unsre Erlebnisse berichten.

Am Sonntag dem 29. gingen wir früh zur Kirche, hörten eine wohlgemeinte, aber recht langweilige Predigt. Nach Tisch besuchten wir die alte Kammerfrau der Fürstin, die uns von vergangenen Tage erzählte, und stöberten dann im Schlosse umher. Um 6 Uhr traf der Fürst aus Waldenburg ein, und um 7 Uhr kam eine ganze Schar Seminaristinnen mit einer Gouvernante aus den Callenberger Anstalten. Callenberg liegt in unmittelbarer Nähe von Lichtenstein und ist durch sein vom Fürsten gegründetes Lehrerinnenseminar weit bekannt. Der Besuch des Fürsten auf Lichtenstein wurde veranlaßt durch die in den nächsten Tagen abzuhaltenden Prüfungen. Mit den jungen Damen wurden nach dem Souper allerlei Spiele gespielt, einige deklamierten und wieder andre musizierten.

Montag fuhr ich mit Prinz Ernst zum Examen im Seminar, und wir blieben von 11 bis $12^1/_2$ Uhr zur Zufriedenheit des Fürsten, der sich als Berater den Direktor des Waldenburger Seminars mitgebracht hat. Nach dem Diner fuhren wir nochmals zur Prüfung ins Seminar, in Begleitung der Fürstin und der Prinzessin Ida, die eigentlich gar kein Interesse an der Sache hatten, aber aus Rücksicht für den Fürsten sich nicht fernhalten durften. Abends war wieder Seminaristinnenvergnügen wie tags zuvor, und da die Prüfungen zu großer Zufriedenheit ausgefallen, war alles rosiger Laune.

Dienstag wieder Prüfung vor und nach dem Diner. Beim Kaffee hatte ich mit dem Fürsten, der mich allein in sein Kabinett genommen hatte, eine für meinen Freund, den Prinzen Ernst, sehr wichtige Unterhaltung. Prinz Ernst hatte mir so oft gesagt, wie lebhaft er wünsche, von Halle fortzukommen, wie aber sein Vater den dahin gehenden Wünschen gegenüber vollständig taub geblieben sei. Ich nahm nun die Gelegenheit wahr, den Fürsten zu fragen, weshalb er nicht gestatten wolle, daß Prinz Ernst eine andre Universität als Halle besuche.

Der Fürst sagte mir, wie der Grund lediglich der sei, daß er in Halle verschiedene Professoren kenne, die sich seines Sohns freundlich annähmen und in gewisser Beziehung also auch überwachten.

Ich erwiderte ihm, daß auf jeder andern Universität mehr als ein Professor sehr gern dasselbe tun werde, und daß es für die weitere Ausbildung des Prinzen von großer Bedeutung sei, auch in andre Kreise zu kommen.

Der Fürst fragte mich dann, was ich für den nächsten Winter vorhätte, und als ich ihm mitteilte, daß ich wahrscheinlich nach Göttingen gehen würde, da ich für das hannoversche Staatsexamen dort noch einige notwendige Vorlesungen hören müsse, sagte er sehr freundlich: „Wenn Sie den Winter nach Göttingen gehen, will ich es meinem Sohne auch erlauben.“

Prinz Ernst war sehr erfreut, als ich ihm von der Unterredung mit seinem Vater erzählte.

Nach dem Tee verließ der Fürst Schloß Lichtenstein, um wieder nach Waldenburg zurückzukehren, und es war, als ob ein Alp von der Brust der Schloßbewohner genommen sei. Man war so heiter und lachte so viel wie noch nie, und selbst die Prinzeß Ida war ganz gesprächig geworden. Kurz vor der Abreise des Fürsten hatten wir noch eine sehr komische Scene mit dem Waldenburger Seminardirektor. Die Fürstin, Prinzeß Ida, Prinz Ernst und ich saßen am runden Teetisch, und die Fürstin forderte den eintretenden Seminardirektor auf, Platz zu nehmen auf dem unbesetzten Stuhl. Der Seminardirektor machte einen Diener über den andern, blieb aber trotz wiederholter Einladung der Fürstin hinter dem Stuhle stehen. Wir wußten uns dies Benehmen gar nicht zu erklären, bis endlich Prinzeß Ida bemerkte, daß auf dem leeren Stuhle die Reisemütze des Fürsten lag, die zu beseitigen der Herr Seminardirektor sich nicht für befugt erachtet hatte. Die Prinzeß entfernte mit raschem Griffe das Hindernis, und nun endlich nahm der Herr Seminardirektor Platz, um sich durch eine Tasse Tee zu laben.

Für den nächsten Tag hatte ich meine Abreise festgesetzt, fuhr nachmittags über Waldenburg, wo ich mich vom Fürsten verabschiedete, nach Altenburg und von da mit der Bahn nach Leipzig, wo ich übernachtete.

Am 2. September traf ich vormittags wieder in Halle ein, auf dem Bahnhofe von Senfft und Witold Leo freundlich empfangen. Ich bin ja nur noch für wenige Tage in dem mir so lieb gewordenen Halle, eigentlich nur um Abschiedsbesuche zu machen und meine Zelte abzubrechen.

Am 5. September ging ich mit den Freunden Senfft und Leo auf den Petersberg. Nach einem starken Gewitter war ein lieblicher, sonniger Tag. Die Aussicht vom Berge über die weite, reiche Ebene mit den Städten und unzähligen Dörfern war wunderbar hell und klar.

Die Kirche ist sehr schön und ganz rein im Stile restauriert; sie machte auf mich einen erhebenden Eindruck. Nachmittags kamen viele Gäste auf den Berg, aus Halle und der ganzen Umgegend. Die Geschwister Drechsler aus Halle gaben ein Konzert, das ganz ansprechend war. Herr Drechsler, der als Violinspieler eine große Fertigkeit entwickelte, erzählte uns, daß er zum Winter nach Leipzig gehen wolle, um am Konservatorium seine Kunst zu entwickeln und zu vertiefen.

Den Rückweg vom Petersberge nach Halle machten wir in 1¾ Stunden, während man sonst dazu in der Regel 3 Stunden gebraucht.

Mitte September traf ich wieder in Burgdorf ein, und nachdem es sich entschieden hatte, daß ich für den Winter nochmals die Universität Göttingen beziehen sollte, schrieb ich an den Fürsten Schönburg, um ihm das mitzuteilen und um ihn an sein Versprechen zu erinnern, dem Prinzen Ernst zu gestatten, auch nach Göttingen zu gehen. Nach acht Tagen erhielt ich einen Brief meines Freundes mit der mich unendlich erfreuenden Nachricht, daß wir den nächsten Winter zusammen in Göttingen verleben würden.

Napoleon III. und Italien.

Nach bisher ungedruckten Quellen.

Von

Germain Bapst.

I.
Napoleon tritt für Italien ein.

Napoleon dachte an den Krieg und entschied sich dafür. — Der Pariser Kongreß war zu Ende. Die Bevollmächtigten schickten sich an, Paris zu verlassen, und der Mann, den man in diesem Augenblick den „Kaiser von Europa“ nannte, gab ihnen in den Tuilerien seinen letzten Empfangsabend.

Cavour lauerte auf einen günstigen Moment, um mit dem Kaiser zu sprechen, und als er eine Gelegenheit dazu gefunden zu haben glaubte, näherte er sich dem Monarchen und dankte ihm für sein Wohlwollen für das unterdrückte Italien. Der Kaiser zog ihn an seine Seite und sagte zu ihm:

„Oesterreich will sich zu nichts herbeilassen. Es ist entschlossen, lieber Krieg zu führen, als in die Abtretung Parmas zu Ihren Gunsten zu willigen. Ich kann ihm in diesem Augenblick keinen casus belli stellen; aber beruhigen Sie sich, der gegenwärtige Friede wird nicht lange dauern ... Gehen Sie nach London ... suchen Sie Palmerston auf, versuchen Sie ihn zu gewinnen, und benachrichtigen Sie mich sofort.“ Und nachdem er dem sardinischen Minister die Hand gedrückt hatte, ging der Kaiser durch eine Geheimtür hinaus und begab sich in sein Arbeitskabinett.

Mit Ausnahme der Mitte, wo eine auf einem Schreibtisch stehende Lampe mit einem metallenen Reflektor ein intensives Licht herniederwarf, herrschte in dem Kabinett tiefe Dunkelheit. Kaum eingetreten, ging Napoleon auf eine im Hintergrund an der Wand stehende Kommode zu; er zog eine Schublade heraus, griff hinein und zog die Hand voll Zigaretten wieder heraus.

Die Bewegung, der Lärm, die Lichter von vorhin waren verschwunden; im Palais herrschte jetzt vollkommene Ruhe und Stille. Der Kaiser saß am Tische, sich mit den Ellbogen aufstützend; mit starrem, verlorenem Blick, und langsam eine Zigarette rauchend versank er in Sinnen.

Italien ... Italien war es, das seine Gedanken ganz in Anspruch nahm.

Seit seiner frühesten Jugend, seit dem Augenblick, wo er begonnen hatte zu denken, hatte er sich vom Schicksal für berufen gehalten, für Waterloo und St. Helena Rache zu nehmen und die bedrückenden Verträge von 1815 zu vernichten, indem er die geknechteten Völker, vor allem die Italiens, befreite. Wenn er auch bis dahin gehindert worden war, sich der Erfüllung dieser Mission zu widmen, — jetzt, wo er der mächtigste Souverän Europas war, konnte er damit Ernst machen. Er verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, auf die er stoßen mußte; aber zweifellos hielt er sie nicht für so groß, wie sie waren, und dann war er auch Fatalist; er wollte bis zum Aeußersten gehen, obwohl es ihm und Frankreich teuer zu stehen kommen konnte. Auf die Einwürfe, die sich seinem Geist aufdrängten, erwiderte er: „Ich würde sogar die Vernunft mit Füßen treten, wenn die Vernunft sich in den Mantel des Kleinmuts hüllen würde. Um Waterloo und St. Helena zu rächen, habe ich der Gefangenschaft und dem Tod getrotzt und werde ich noch mehr aufs Spiel setzen, die Zukunft meines Landes.“ In seinem tiefsten Innern gedachte er seiner nur dem Doktor Conneau und Madame Cornu bekannten Versprechungen von 1831, und er war entschlossen, sie zu halten. Er hat später, in den Tagen des Unglücks, auf Wilhelmshöhe, in einer Stunde der Mitteilsamkeit einem seiner Vertrauten gegenüber eine Bemerkung über diese Versprechungen seiner Jugendzeit fallen lassen. Doch wie sollte er die Sache in diesem Augenblick anfangen?

Vor allen Dingen mußte er zum Kriege rüsten, denn er wußte, daß Oester-

reich sich niemals dazu verstehen würde, Italien aufzugeben, wenn es nicht mit Gewalt dazu gezwungen würde. Die Vorbereitungen mußten im geheimen getroffen werden, denn er war sich klar darüber, daß das bereits auf seine Macht eifersüchtige Europa und das durch zwei Kriegsjahre erschöpfte, nach Ruhe lechzende Frankreich ihn in seinen Absichten hemmen würden, wenn er etwas davon enthüllte. Er durfte sich mithin nur dem Marschall Vaillant, seinem Kriegsminister, eröffnen. Er wußte von ihm, daß er, wie alle seine andern Minister, einem neuen Kriege abhold war, aber er kannte ihn auch als einen nachgiebigen Minister, der vor allem zu gefallen wünschte und die Ruhe liebte, so sehr, daß er niemals einen Einwand vorbrachte und das tiefste Geheimnis zu bewahren pflegte. Nachdem der Kaiser so seine Gedanken lange hatte umherwandern lassen, begab er sich zur Ruhe.

Einen Monat lang fuhr er fort, seinen Gedanken nachzuhängen. Als am 23. Mai 1856 um zehn Uhr morgens der Marschall Vaillant in sein Kabinett trat, erklärte er ihm ohne weiteres: „Ich wünsche eine Armee zu haben, die in Bereitschaft ist, in Italien einzurücken. Erkundigen Sie sich, wie die Alpenarmee im Jahre 1848/49 gebildet worden ist, und sehen Sie zu, wie wir ohne Verzug den Kern einer Armee an der italienischen Grenze haben könnten.“

Achtundvierzig Stunden später brachte der Marschall einen vom Obersten Castelnau abgefaßten Bericht über die Alpenarmee und einen vom General Peyssard ausgearbeiteten Plan, aus der Garnison von Lyon ein Armeecorps mit einem Effektivbestand von 26000 Mann zu bilden.

Der Kaiser billigte diese Maßregel. „Wir müssen sie auf die ganze Armee ausdehnen,“ bemerkte er, „und fünf stets marschbereite Armeecorps bilden. Sie müssen in großen Uebungslagern für den Krieg einexerziert werden; es ließen sich deren drei anlegen: eins in den Landes bei den Pyrenäen, eins in der Bretagne und eins in der Ebene der Campagne.“ Der Marschall verbeugte sich und nahm sich vor, neue Befehle abzuwarten, ehe er handelte.

Der Kaiser legte großes Gewicht auf die Uebungslager und übernahm in eigner Person die Aufgabe, sogleich eines anzulegen. Er kaufte in demselben Jahre zwischen Châlons und Reims 10000 Hektar an, auf denen er unverzüglich (durch den Geniekapitän Weynant) das berühmte Lager von Châlons abstecken ließ.

Im August des nächsten Jahres zog er dort die Garde zusammen und übernahm selbst den Oberbefehl, um sich an die Leitung und Handhabung großer Truppenmassen im Felde zu gewöhnen, denn er war von diesem Augenblick an entschlossen, sich an die Spitze der Armee zu stellen, die gegen Oesterreich kämpfen sollte. Doch sein Geist war nicht nur mit der Führung der Armee beschäftigt; als ehemaliger Artillerieoffizier, Erfinder und Ingenieur dachte er an die vollständige Erneuerung seiner Artillerie, die ihm einen beträchtlichen Vorteil vor Oesterreich verschaffen sollte.

Seit der Herstellung der ersten gezogenen Kanonen, seit dem Krimkriege, hatten Treuille de Beaulieu und de Montluisant ein Feldgeschütz geschaffen, das

in Kabylien erprobt worden war. Obwohl es als vorzüglich anerkannt wurde, fand der Kaiser es zu schwer; es wog 475 Kilogramm, und der Kaiser wollte ein Geschütz, dessen Gewicht nicht mehr als 350 Kilogramm betrug. Obwohl Treuille de Beaulieu gegen eine Gewichtsverringerung war, die sich nur zum Schaden der Widerstandsfähigkeit und der Wirkung des Geschützes erreichen ließ, so legte er doch am 28. Mai 1857 ein neues Modell vor, dessen Gewicht 333 Kilogramm betrug.

Der Kaiser war jetzt befriedigt; er verlangte nur, daß dem Geschütz eine elegantere Kontur gegeben würde. Nachdem es abgeändert und von neuem erprobt worden war, wurde das Geschütz am 6. März 1858 angenommen, und der Kaiser bestellte davon 60 Batterien Vierpfünder, 24 Feldbatterien Zwölfpfünder und 200 Belagerungs-Zwölfpfünder. Der Artilleriedirektor General de Bressolles versprach, daß die 60 Batterien Vierpfünder (360 Geschütze) mit der zugehörigen Munition zu Ende des Jahres fertig sein sollten.

Man schafft kein Artilleriematerial, ohne daß darüber etwas verlautet. Die damals gerade in Paris versammelten Marschälle sprachen untereinander von dieser Umgestaltung: deutet sie auf Krieg? Nein, man zieht nicht in den Krieg, ohne sich darauf vorbereitet zu haben; keiner von ihnen ist benachrichtigt; es kann also keine Rede davon sein.

Der Kaiser ist allerdings den Marschällen gegenüber stumm geblieben, aber er entschädigt sich im November zu Compiègne mit Engländern. Er hat Lord Palmerston, Lord Clarendon, Lord Hertford und Lord Cowley eingeladen; eines Abends, nach einer Parforcejagd, zwischen einem von Mérimée gestellten lebenden Bilde und einer von Octave Feuillet und Jules Sandeau aufgegebenen Charade, macht er während einer Promenade durch einen Salon in einer Fensternische den beiden Whigministern seine Eröffnungen: er hat ein großartiges Geschütz konstruieren lassen, er besitzt 60 Batterien davon, er ist bereit zum Kriege gegen Oesterreich, um Italien zu befreien, und er zählt auf die Unterstützung der englischen liberalen Partei.

Die beiden Schlauköpfe lassen den Kaiser reden und beeilen sich, diese Eröffnungen seinem ärgsten Todfeind, dem Prinzen Albert, mitzuteilen. Von nun an setzte der Gemahl der Königin in Verbindung mit seinem Oheim Leopold und seinem Bruder, dem Herzog von Sachsen-Koburg, alle Arten von Einflüsterungen ins Werk — ein Wort Bismarcks — um den Plan Napoleons III., Italien seine Unabhängigkeit wiederzugeben, scheitern zu lassen.

Für den Augenblick verfolgte der Kaiser aufmerksam die Fortschritte in der Herstellung seiner Artillerie. Kaum hat er Compiègne verlassen, so begibt er sich in die Werkstätten von St. Thomas d'Aquin, wo er 414 Geschützrohre in einer Reihe auf dem Boden liegen sieht, die wie neue Sousstücke glänzen. Gegenwärtig wird an den Lafetten, den Protzen und der Munition gearbeitet. Im März soll alles fertig sein; das ist bereits eine dreimonatige Verspätung, dennoch beunruhigt er sich nicht, er ist sogar entzückt. Es sind auch Pferde vonnöten: er gibt den Remontekommissionen Befehl, die Normandie zu bereisen und alle für die großen Frühjahrsmärkte bestimmten Tiere zu kaufen.

Vielleicht weil er sich an der Spitze einer seinen Gegnern überlegenen Artillerie weiß, faßt sein Geist, der hinsichtlich des zu erreichenden Zweckes entschieden, über die zu ergreifenden Mittel aber noch unentschieden ist, einen endgültigen Entschluß. Tatsächlich teilt der Kaiser dem Grafen Walewski im Dezember 1858 den Vertragsentwurf mit, den ihm Cavour acht Tage nach ihrer Zusammenkunft in Plombières geschickt hat und den er in seiner Schublade aufbewahrt hat. Beim ersten Lesen macht Walewski den Kaiser auf die zahlreichen Unzuträglichkeiten des Entwurfs aufmerksam. Darauf läßt der Kaiser eine andre sehr kurze Fassung ausarbeiten, läßt aber, ohne länger zu warten, am 16. Dezember die von dem General Niel entworfene Militärkonvention unterzeichnen. Und bei alledem beobachtet er noch immer dasselbe Schweigen den Generalen gegenüber, denen er seine Heere anzuvertrauen gedenkt.

Am 16. Dezember, dem Tage, an dem der Kriegsminister die Militärkonvention unterzeichnet hat, empfängt er bei einem intimen Diner die Marschälle Castellane und Canrobert und den General Mac Mahon. Er spricht mit ihnen von Ballistik und Erfindungen, er erzählt ihnen, daß er auf der Ausstellung von 1855 alle Hinterladermodelle gekauft hat, und nach dem Diner führt er sie in sein Kabinett und zeigt ihnen einen ganz neuen Karabiner — aber es fällt nicht die leiseste Anspielung auf den Krieg.

Indessen, er ist jetzt entschlossen und läßt am Neujahrstage die unheilverkündende Apostrophe an den österreichischen Gesandten ergehen, die in ganz Europa wie Waffengeklirr widerhallt.

II.

Napoleons unzulängliche Kriegsvorbereitungen.

Wenn Napoleon auch im Augenblick vielleicht keine Ahnung von seiner Ungeschicklichkeit haben mochte, so nahm er doch noch an diesem Abend selbst ihre unheilvolle Wirkung wahr. Sie kann binnen kurzem den Krieg zur Folge haben. Der Kaiser muß also noch an diesem Abend seine Maßnahmen treffen. Er läßt dem Marschall Vaillant sagen, daß er ihn morgen, Sonntag, um 9 Uhr, erwarten werde.

Am Morgen des 2. Januar 1859 trifft der Kaiser alsdann zum ersten Male tatsächliche Dispositionen für den Krieg, und der Minister ordnet unverzüglich ihre Ausführung an.

Der Marschall Vaillant schickt vor allem folgendes Billet an seinen Kollegen von der Marine:

„Mein lieber Kollege!

Kann die Flotte sofort zwei Divisionen von Algier an Bord nehmen und nach Toulon bringen?"

Ein Eilbote überbringt dieses Schreiben und bringt eine bejahende Antwort zurück. Der Marschall, der gefrühstückt und seine weite Strumpfhose angelegt hat, schreibt an den Marschall de Castellane nach Lyon:

Paris, den 2. Januar.

„Mein lieber Marschall!

Wir haben eine Geheimschrift gehabt, ich habe sie verbrannt. Ich übersende Ihnen eine neue. Heute abend werde ich Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen haben. Geben Sie gut darauf acht, daß alles unter uns allein bleibt. Ich bin nur der Dolmetscher eines höheren Willens.“

Nach Beendigung dieses Briefes nimmt er ein andres Blatt Papier und schreibt das folgende Telegramm:

„Der Kaiser hat beschlossen, daß zwei Divisionen Ihrer Armee in Bereitschaft gehalten werden sollen, nach Marseille abzugehen, um eingeschifft zu werden ... Diese Bewegung kann sofort ausgeführt werden ... Sie geben an, daß diese Truppen nach Afrika gehen, wo der Prinz Napoleon einen entscheidenden Schlag führen will, um mit den Kabylen ein Ende zu machen. Treffen Sie Ihre Anordnungen in aller Stille. Als Brigadiers müßten die tatkräftigsten und rüstigsten Generale genommen werden; können Sie Collineau an die Spitze einer der zwei ersten Brigaden stellen?“

Sowie das Telegramm fertig ist, ruft der Marschall seinen Ordonnanzoffizier, den Kommandanten de Salignac-Fénelon, und übergibt es ihm mit der Bitte, es nach dem neuen System zu chiffrieren, dessen Schlüssel er dem Marschall de Castellane übersenden müsse.

Der Kommandant Salignac-Fénelon soll außer dem Obersten Castelnau, dem Vertrauensmanne des Ministers, der einzige im Ministerium sein, der von den im Gang befindlichen Plänen Kenntnis hat.

Der Marschall de Castellane hat unbestimmt von der Möglichkeit eines nahen Krieges reden hören; bei seinem letzten Aufenthalt in Paris hat ihm der König Jérôme, sein Zeitgenosse, den er gerne daran erinnert, daß sie sich am Anfang des Jahrhunderts gekannt haben, gesagt, daß er daran glaube, „weil der Kaiser Lust hat, eine Armee zu befehligen.“ Sein Schwiegersohn, der preußische Gesandte Graf von Hatzfeldt, hat ihm ebenfalls seine Befürchtungen dargelegt, er hat ihm aber so kategorisch versichert, daß ganz Europa dem Kaiser in den Arm fallen würde, daß er an ein derartiges Abenteuer absolut nicht glaubt. Er ist auch überrascht über diese geheimnisvollen Mitteilungen, auf die er am 4. Januar antwortet: „Die Truppen sind hier stets in Bereitschaft, beim ersten Befehl aufzubrechen. Das beste, um kein Aufsehen zu erregen, ist, nichts zu sagen. Ich behalte Ihre Depesche für mich allein, aber die Mannschaften und die zwei Divisionsgenerale, die in Urlaub sind, müssen wohl einberufen werden?“

„Hüten Sie sich davor,“ läßt der Kaiser zurücktelegraphieren, „das würde Aufsehen erregen, was vor allem vermieden werden muß;“ und da er fürchtete, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, befahl er am 13. Januar, die Warnung noch einmal zu wiederholen: „Sprechen Sie nicht, ich beschwöre Sie, seien Sie verschwiegener als je.“

Der Marschall konnte nicht schweigsamer sein, als er war: er selbst hatte

Stunden damit zugebracht, die Depeschen zu chiffrieren und zu dechiffrieren, aber er fand es sehr schwer, eine Armee zu bilden, ohne in der Stille und im Dunkeln Soldaten einzuberufen. Es half ihm nichts, daß er keine Befehle gab: es ging das Gerücht, daß enorme Kriegsvorbereitungen getroffen würden, und bald nahm dieses Gerücht eine so feste Gestalt an, daß der preußische Militärattaché in Paris, v. Thile, an den General v. Moltke schrieb, in Toulon werde ein ganzes Armeecorps gebildet, und Moltke verfaßte einen Bericht an den Prinzregenten (Wilhelm I.), um angesichts der riesenhaften Kriegsvorbereitungen in Frankreich Maßregeln zu ergreifen.

Was heutigen Tages einen unwahrscheinlichen Eindruck macht, ist die hohe Meinung, die Europa, und insbesondere Preußen, damals von unsrer Militärmacht hatte; man glaubte an die Unermeßlichkeit unsers Heeres. Gewiß war es ersten Ranges, aber nicht sehr zahlreich; im Augenblick, wo der Krieg begann, hatten wir nicht mehr als 150000 Mann ins Feld zu führen, und in Frankreich blieben nur Rekruten und nicht eine einzige bespannte Batterie zurück. Wenn General v. Moltke seinem am 26. Februar 1859 entworfenen Plan gemäß seine acht Armeecorps auf Paris geworfen hätte, so würde er keine 20000 Rekruten vor sich gefunden haben!

Indessen war der vom Kaiser vorgeschlagene Allianzvertrag von Viktor Emanuel am 16. Januar angenommen und unterzeichnet worden, es galt also, sich zu andern Dingen zu entschließen, als Verschwiegenheit anzuempfehlen.

Am 18. Januar setzte der Kaiser dem Marschall Vaillant seine Idee folgendermaßen auseinander:

„Versetzen wir uns in die folgende Hypothese: die Lombardei hat sich erhoben, die Piemontesen sind ihr zur Hilfe gekommen, sie sind von der österreichischen Armee, die in ihr Gebiet eingefallen ist, geschlagen und verfolgt worden. Jetzt kommen wir ihnen zu Hilfe. Die Flotte nimmt in Marseille zwei Divisionen von Lyon an Bord, setzt diese in Genua ans Land und kehrt nach Marseille zurück, um neuerdings zwei Divisionen an Bord zu nehmen. Auf diese Weise können wir, indem wir uns der Eisenbahn von Genua nach Alessandria bedienen, in acht Tagen vier Divisionen an diesem Platz haben. Darauf segelt die Flotte nach Algier, um dort die ad hoc bereitgehaltenen Truppen an Bord zu nehmen. Während dieser ganzen Zeit haben wir über die Alpen andre Truppen marschieren lassen, die in Turin debouchiert haben.

„Wir müssen mithin jetzt gleich die sardinische Regierung ersuchen, auf der Mont Cenis-Straße die für den Unterhalt unsrer auf dem Marsch befindlichen Truppen nötigen Vorräte zusammenzubringen. Der General Niel ist zu diesem Behufe in Turin. Sie benachrichtigen Castellane.“

Und darauf schreibt der Minister:

„Mein geheimster Gedanke ist folgender: Was müßten wir tun, um imstande zu sein, einige französische Verstärkungen über den Mont Genèvre und den Mont Cenis nach Turin zu bringen, wenn von dort Hilfstruppen, zunächst nur in geringer Stärke, aber sofort verlangt würden? Vor allem wäre es von

Wichtigkeit, zwei Bataillone Chasseurs zu Fuß zur Hand zu haben und ausrücken lassen zu können."

Um präzis zu antworten, läßt der Marschall de Castellane den Besitzer des Hotel de la Poste in Lans-le-Bourg in sein Kabinett kommen, der die Konzession für den Post- und Frachtverkehr über den Mont Cenis in Händen hat und obendrein Lohnkutscher ist. Dieser übergibt dem Marschall seinen Prospekt, in dem die genauen Entfernungen nebst den Relais angegeben sind, und das Dokument wird sofort nach Paris gesandt.

Beim Empfang dieses Prospekts fürchtet der Minister, zu weit gegangen zu sein, und obwohl die Division Renault, 7500 alte algerische Truppen stark, eben in Lyon eingetroffen ist, telegraphiert er an den Marschall Castellane:

Paris, 25. Februar.

„Die Pläne sind nicht so ausgearbeitet und bestimmt, daß wir wüßten, ob die Division Renault nicht eine Ausnahme bilden wird. Beeilen wir uns also nicht; wir müßten vielleicht wieder zurückgehen, lassen wir ein wenig Sand in der Sanduhr hinabrinnen."

Ein Monat vergeht, der Kaiser spricht nicht mehr von Krieg; er scheint der Meinung seiner Minister, besonders des Grafen Walewski, beizutreten, der ihm darlegt, daß ganz Europa bereit sei, sich Oesterreich anzuschließen; die Haltung der Mächte macht solchen Eindruck auf ihn, daß er in Turin die Verschiebung des Krieges auf das folgende Jahr verlangt. Dem widersetzt sich Cavour, und zugleich bestürmen ihn Prinz Napoleon, der Doktor Conneau und Madame Cornu mit ihren Vorwürfen. Der Doktor Conneau und Madame Cornu tun es zurückhaltend, ohne Lärm, Prinz Napoleon dagegen wird heftig, kommt nicht aus der Wut heraus und tobt: „Die Minister verraten den Kaiser, sie sind......!" Als er eines Tages den General Niel empfängt, mit dem er auf sehr gutem Fuße steht, läßt er sich von seiner Wut über „diese...... von Ministern, die den Kaiser hintergehen," so sehr hinreißen, daß sein Schreien zum Gebrüll wird; die Fensterscheiben zittern, der General Niel fürchtet, daß man den Prinzen im Garten des Palais Royal hören könne, und geht an das Fenster, um zu sehen, ob sich nicht ein Auflauf vor dem Palais gebildet hat.

Der Kaiser mag in seinem Gewissen einen Augenblick wankend geworden sein, jedenfalls aber kommt er rasch auf seinen Plan zurück. Prinz Napoleon hat ihm am 10. März eine von Nigra überreichte Note eingehändigt, die die am Tessin zusammengezogene, zum Einrücken in Piemont bereite österreichische Armee auf 177000 Mann veranschlagt. Der Kaiser hegt keinerlei Zweifel, daß die Zahlen, die ihm mitgeteilt werden, übertrieben sind; trotzdem spricht er mit dem General Niel darüber, und auf dessen Rat entschließt er sich, dem General de Mac Mahon in Algier sagen zu lassen, er solle 14 Regimenter (30000 Mann) zur Einschiffung bereit halten; er befiehlt ferner, in Briançon unter dem Befehl des Generals Bourbaki eine Avantgarde-Division zu formieren, die bei der ersten Gefahr nach Turin eilen soll. Diese Entschlüsse werden

Cavour mitgeteilt, während General Bourbaki in vollständiger Unkenntnis in seiner Provinzgarnison (Besançon) bleibt, ohne von irgend etwas benachrichtigt zu werden. Der Marschall Vaillant seinerseits würde nicht in seiner Rolle zu bleiben glauben, wenn er dem Marschall Castellane, als er ihn von der Formierung der Division in Briançon in Kenntnis setzt, nicht einige einschränkende Anweisungen gäbe. „Die Verhältnisse werden nicht schlimmer," schreibt er am 20. März an ihn, „ich glaube sogar, daß sie die Tendenz haben, ruhiger zu werden ... aber wir müssen eine Division bereit halten, über den Mont Genèvre zu marschieren; übrigens läßt uns der Kongreß, der im Begriff ist, zusammenzutreten, noch Zeit." Am 21. März: „Die Dinge nehmen keine kriegerischere Gestalt an ... doch müssen die Regimenter zu drei Bataillonen organisiert werden und marschbereit sein." Am 28.: „Sie müssen eine fünfte Division in Lyon und eine sechste im Süden organisieren. Nehmen Sie aber keine Verschiebung vor, das hieße alles offenbaren, das würde zu diplomatischen Rekriminationen führen, auf die es schwer halten würde, zu antworten."

Während der ersten vierzehn Tage des April nehmen die Depeschen kein Ende, aber sie widersprechen einander ebenso, und auf jede von ihnen fragt der Marschall de Castellane, ob der zugesandte Befehl ausgeführt werden soll oder nicht.

Der Minister antwortet ihm schließlich: „Schicken Sie so wenig Telegramme wie möglich. Der Kaiser erhält sie; das nötigt mich zu Gängen und Auseinandersetzungen, die mir viel Zeit rauben."

Am 8. April bringen die Agenturen den Wortlaut eines giftigen Tagesbefehls, den der General Gyulay in Mailand hat anschlagen lassen:

„Soldaten Oesterreichs!

Der Kaiser ruft euch unter die Fahnen, um ein drittes Mal den Stolz Piemonts zu dämpfen und die fanatischen Störer der Ruhe Europas aus ihren Höhlen zu reißen. Marschiert gegen einen Feind, der stets von euch in die Flucht geschlagen worden ist! ..."

Diese oratorische Leistung kommt noch an demselben Tage zur Kenntnis Viktor Emanuels, der an Cavour folgendes amüsante Billet schickt:

8. April 1859.

„Mein lieber Cavour!

Der Tagesbefehl ist eine wahre Kriegserklärung. Ich glaube, daß es jetzt aus sein wird mit den Unterhandlungen. Ich bin ganz in Schweiß vor Wut. Ich bitte Sie, an den Prinzen Napoleon in meinem Namen und in Chiffern eine folgendermaßen lautende Depesche zu schicken:

‚Ich sende Dir den an die österreichische Armee erlassenen Tagesbefehl; zieh die Schlüsse, die Du für gut befindest.'

Lieber Cavour, schreiben Sie mir etwas, ich möchte am liebsten schon heute abend losschießen. Ihr

Viktor Emanuel."

Beim Empfang der Depesche Viktor Emanuels gerät der Kaiser in Aufregung: er schreibt selber an den Marschall de Castellane. „Ich schicke Ihnen die in den Kasernen von Mailand angeschlagene Proklamation. Mir erscheint das ernst: wir müssen unsre Regsamkeit verdoppeln. Ich werde im Ministerrat am Montag (11. April) die Frage stellen, ob wir die Reserven einberufen sollen . . ."

Der Ministerrat zögerte, wie der Kaiser, aus Furcht, Europa zu erschrecken, und während der folgenden Tage zieht sich der Kaiser nach Villeneuve l'Etang zurück. Am 15. April, dem Tage, bei dem wir jetzt sind, sind aus Algier bereits mehr als 20000 Mann eingetroffen, als am 16. eine Depesche abgeht, mit dem Befehl, die unterwegs befindlichen Truppentransporte anzuhalten. Glaubt der Kaiser, daß die Annahme des von Preußen und England gemachten Abrüstungsvorschlags durch Cavour den Frieden sichert? Das ist unwahrscheinlich, denn er sagt am 15. April zu dem Obersten Saget, der nach Turin geht, um für die Verproviantierung der Truppen zu sorgen:

„Sie werden den König von Sardinien sehen: sagen Sie ihm, daß ich noch hoffe, den Krieg zu vermeiden; wenn aber trotz meiner Bemühungen Oesterreich Piemont angreift, werde ich mein gegebenes Versprechen, ihm zu Hilfe zu kommen, halten. Unser Marsch muß in diesem Falle rasch wie der Blitz vor sich gehen; um ihn zu erleichtern und alle Hindernisse, die ihn verlangsamen könnten, zu beseitigen, gehen Sie nach Turin."

In Paris hofft man auf Frieden; mit Ausnahme des Prinzen Napoleon und seiner Umgebung wünscht niemand, besonders nicht die Militärs, diesen Krieg, den man für unzeitgemäß und unklug hält.

Der 17. April ist der Palmsonntag; um elf Uhr findet in den Tuilerien die Messe statt, der die Majestäten beiwohnen. Wie gewöhnlich verlassen sie die Messe durch eine Galerie, wo die Personen, die sie begrüßen oder Bitten an sie richten wollen, in Reihen stehen. An diesem Tage ist die Galerie voll Offiziere: in der ersten Reihe bemerkt man den General de La Motterouge, dessen heiteres, rotbackiges Gesicht ebensoviel Heldenmut wie Loyalität ausdrückt. Die Majestäten werden angekündigt. Der Kaiser nähert sich am Arm der Kaiserin. Unmöglich, auf seinem Gesicht zu lesen, ob Krieg oder Frieden. Der Marschall Magnan in großer Uniform eröffnet den Zug, er bemerkt den General de La Motterouge, macht ihm ein Zeichen, näher zu treten, und nennt ihn dem Kaiser. Der General salutiert und bittet um ein Kommando im Kriegsfalle. Der Kaiser antwortet ihm äußerst liebenswürdig: „Aber es steht kein Krieg bevor, sprechen Sie darüber mit dem Kriegsminister, der dort ist," und er wendet sich zu einem andern.

Der General La Motterouge geht zum Marschall Vaillant und wiederholt ihm die Worte Napoleons III. Der Marschall erwidert barsch: „Wer hat Ihnen gesagt, daß es Krieg gibt? Wenn Sie es wissen, ich weiß es nicht!" Der Minister ist seit einiger Zeit gereizt durch die beständigen Gesuche von Offizieren und durch die Verweise des Kaisers, der ihm vorwirft, daß er die Vorbereitungen nicht geheim genug halte.

Als er zwei Tage vorher dem von Saumur zurückgekehrten General Trochu begegnete, der dorthin gereist war, um „für den in Aussicht stehenden Krieg mit Oesterreich“ zwei Dienstpferde zu kaufen, hatte er zu ihm gesagt: „Ah, Sie erklären also den Krieg, junger Mann? Sie müssen wissen, daß mir nichts davon bekannt ist.“

In den Tuilerien deutet, außer daß eine größere Anzahl von Offizieren anwesend ist als gewöhnlich, nichts auf etwas Besonderes hin. Paris hat sein Feiertagsaussehen. Die Sonne bricht auf Augenblicke durch die Wolken: am Morgen drängt sich das Volk um die Pforten der Kirchen, um geweihten Buchs zu kaufen, am Tage vergnügt es sich in den Tuilerien und den Champs-Elysées, wo die Spaziergänger sich einen Vorgeschmack des Frühlings holen. Nirgends denkt man an den Krieg.

Jenseits der Alpen bietet Turin ein ganz verschiedenes Schauspiel, der Morgen wird wie in Paris vom Volke den religiösen Zeremonien gewidmet, aber am Nachmittag verbreitet sich das Gerücht, daß die Oesterreicher ohne Kriegserklärung den Tessin überschritten haben: man hat wilde Husaren, Panduren, Kroaten oder Tataren nicht weit von der Hauptstadt gesehen. Die beunruhigten Minister versammeln sich und sprechen davon, den Staatsschatz, die Krondiamanten und die schönsten Stücke aus den Museen nach Genua zu transportieren. Der besorgteste ist Cavour. Er hat die Dinge so weit getrieben, daß er seinen König und sein Land in eine Lage gebracht hat, in der sie unrettbar verloren sind, wenn der Erfolg nicht glänzend ist. Welche Katastrophe gäbe es, wenn die Oesterreicher sich der Hauptstadt bemächtigen, zwischen den Alpen und Genua Stellung nehmen und so die Franzosen hindern würden, zu landen und über das Gebirge zu marschieren!

Am Nachmittag dieses Palmsonntags sendet Cavour an seinen Freund Massimo d'Azeglio, der in Paris ist, folgende erste Depesche: „Ich bitte Dich, beim Kaiser und dem Prinzen Napoleon sofort darauf zu dringen, daß die Division Bourbaki in Briançon bereit gehalten wird, auf den ersten Wink die Grenze zu überschreiten.“

D'Azeglio eilt in die Tuilerien und teilt den Inhalt seiner Depesche dem Kaiser mit, der sehr ruhig zu ihm sagt: „Sie können auf mich rechnen, ich habe schon vorgestern den General Saget abgeschickt, um alles vorzubereiten; ich habe 36000 Mann in Lyon; Sie werden sofort Hilfe erhalten, wenn Sie angegriffen werden.“

Beruhigt telegraphiert d'Azeglio die Worte des Kaisers zurück, aber noch ehe sie angekommen sind, wird Cavour um 6 Uhr abends von einem neuen Schrecken ergriffen und schickt an den Prinzen Napoleon eine verrückte Depesche: „Die österreichische Armee formiert sich am Tessin, um sich auf das Débouché der Alpen zu werfen.“

Dieses Telegramm trifft gegen neun Uhr abends im Palais Royal ein, Prinz Napoleon geht über die Rue de Rivoli und tritt beim Kaiser ein. „Wir müssen handeln,“ sagt der Prinz, „wir müssen zwei Divisionen an die Grenze

vorschieben." Der Kaiser macht keinerlei Einwendung und schreibt an den Marschall Vaillant, er solle zwei Divisionen als Avantgarde in Bewegung setzen: die eine soll nach Briançon, die andre nach Grenoble gehen. In den Umschlag legt er außer einer kurzen Mitteilung die Depesche Cavours.

Nachdem der Marschall das Ganze gelesen hat, schickt er folgende Depesche an den Marschall de Castellane:

Den 7. April 11 Uhr 45 abends.

„Lassen Sie die Division Renault nach Grenoble aufbrechen, konzentrieren Sie die Division Bourbaki möglichst nahe bei Briançon."

Da fällt dem Minister ein, daß diese Division Bourbaki, von der Cavour mit solcher Bestimmtheit spricht, noch keine Kommandeure hat: der General Bourbaki ist noch immer nicht benachrichtigt. Der Minister schickt ein Telegramm an ihn, ebenso an den General Ducrot, der in Orléans steht: beide sollen nach Lyon gehen, um das Kommando zu übernehmen, das ihnen vorbehalten ist. Sodann schickt der Minister eine Ordonnanz fort, um den General Trochu, der sich in Paris befindet, zu wecken. Eine Stunde später führt ein mit einer Blendlaterne ausgerüsteter Offizier den General in das Hotel des Ministers und geleitet ihn auf einer Geheimtreppe in das Zimmer, in dem der Marschall Vaillant aufrecht in seinem Bett sitzt und ihm die Depeschen reicht mit den Worten:

„Lesen Sie . . . Sie sehen, Sie müssen abreisen, ich habe an Ducrot und an Bourbaki telegraphiert, Sie müssen morgen in Lyon sein."

„Aber Herr Marschall, das ist nicht so ernst; und . . . dann haben Sie mir erst vor zwei Tagen Vorwürfe gemacht, als ich von Krieg sprach, so daß ich Ihre eignen Worte an Ducrot geschrieben habe, um ihn abzukühlen."

Der Marschall, der, die Depeschen in der Hand, sich lebhaft in seinem Bett herumwirft, will nichts hören.

„Reisen Sie, reisen Sie sofort; Sie müssen abreisen," wiederholte er, und das tat General Trochu denn auch.

Die Depesche des Ministers, die sich auf die Absendung der Divisionen Renault und Bourbaki an die Grenze bezog, kam mitten in der Nacht in Lyon an; man weckt den Marschall Castellane, der sich daran macht, sie zu übersetzen, und unverzüglich die Befehle ausfertigt. ‚Das geht schief,' denkt er.

Am Morgen ist alles wieder geändert. Der „Moniteur" veröffentlicht eine friedlich lautende Note, und der Kriegsminister schickt, um den Eindruck seiner nächtlichen Depesche zu verwischen, an den Marschall Castellane folgende erweichende, in meteorologischen Ausdrücken abgefaßte Depesche:

„In die Lage scheint heute morgen ein wenig Ruhe gekommen zu sein, der Wind hat sich, nachdem er die ganze Nacht stürmisch geheult hat, gelegt, wir haben Windstille; trotzdem lasse ich Bourbaki, Trochu, Ducrot abgehen . . . Der Kaiser selbst hat die Befehle von gestern abend erlassen."

Die drei Generale reisen ab, ohne eine Minute zu verlieren, sie fürchten zu spät anzukommen: ihr Erstaunen verdoppelt sich, als sie nach dem Verlassen

des Waggons in Lyon beim Marschall Castellane empfangen werden. „Der Krieg ist noch lange nicht erklärt,“ sagt ihnen dieser und zeigt ihnen das auf „beständig schön“ lautende Bulletin des Marschalls Vaillant. „Wenn Ihre Division in Briançon zusammengezogen wird, so ist es, um an dem Tag, an dem Abrüstung beschlossen wird, ihre Auflösung anzuordnen: es wird dies ein Akt der Zustimmung zu dieser Maßregel sein.

„Ich habe Ihre vier Regimenter nicht in die noch verschneiten Hochtäler der Alpen schicken wollen; ich habe telegraphiert und um eine Bestätigung der ersten Befehle ersucht, habe aber noch nichts erhalten; Sie können also hier warten.“

Seit dem 15. glaubte man in Paris und in London an den Frieden. Erst am Abend des 20. erfährt der Kaiser mit Bestimmtheit von der Absendung des Ultimatums an Piemont und befiehlt den Divisionen Vinoy und Forey, die in Paris liegen, sich zur Abfahrt von der Gare de Lyon bereit zu halten. Außerdem läßt er noch an den Marschall Castellane folgende Depesche schicken: „Die Dinge zeigen sich heute in einem sehr düsteren Lichte. Verbrennen Sie dieses Billet, das für Sie allein ist.“

Trotz allem läßt er, um keine Verwirrung zu stiften, noch am Morgen des 21. eine friedlich lautende Notiz im „Moniteur“ veröffentlichen, aber um acht Uhr erhält er die Bestätigung vom Angriffe Oesterreichs, und um 8½ Uhr unterzeichnet er den Befehl, die ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, während Prinz Napoleon in seiner eignen Geheimschrift an Cavour folgende Depesche abschickt: „Der Kaiser bittet Sie, die letzte Frist abzuwarten, um auf das Ultimatum zu antworten, damit er Zeit hat, Ihnen zu Hilfe zu eilen.“

Der Minister seinerseits bestätigt dem Marschall Castellane den Befehl, zwei Divisionen in die Alpen zu schicken: „es ist dies eine politische Demonstration“; und zu gleicher Zeit beruft er die Marschälle Baraguay d'Hilliers und Canrobert nach Paris. Der erstere antwortet von Tours aus, den 21. April mittags: „Ihr Befehl findet mich im Bett mit einem Blasenpflaster am Knie; ich lasse mir die Wunde ätzen und werde am Montag abreisen;“ der zweite aus Nancy um 1 Uhr 10 Min.: „Ich reise um 2 Uhr 1 Min. ab; ich werde heute abend um 10 Uhr 20 Min. in Paris sein und mich zu Ihnen begeben.“

Der Marschall Canrobert soll die Corps befehligen, die die Alpen zu überschreiten haben, der Marschall Baraguay d'Hilliers diejenigen, die auf dem Seeweg kommen.

Die am 19. von Wien abgesandte Aufforderung, die am 21. im Laufe des Vormittags in Mailand eintrifft, kann noch am gleichen Tag in Turin überreicht werden. Ueber diese Details unterrichtet, beauftragt Lord Malmesbury, der englische Minister des Auswärtigen, seinen Bruder, den damaligen Gesandten in Bern, sich nach Mailand zu begeben, um die Aufforderung auf ihrem Wege aufzuhalten, damit er Zeit gewinne, eine Vermittlung anzubieten, indem er Oesterreich die Neutralität des Adriatischen Meeres zusichere. Infolgedessen treffen der Baron Kellersberg und der Oberst Ceschi de Santa Croce mit dem

Ultimatum erst am 23. 6 Uhr abends in Turin ein. Der Graf Cavour empfängt sie in seinem Kabinett mit seiner gewohnten Leutseligkeit und unterhält sie, ein Lächeln auf den Lippen, mit den verschiedensten Fragen. Im Laufe dieser Unterhaltung kommt Baron Kellersberg darauf, die Schönheit der Stadt Turin zu rühmen und zu sagen: „Wie schade, daß eine so schöne Stadt dazu bestimmt sein soll, erstürmt zu werden." Cavour läßt sich nichts anmerken, aber seine Befürchtungen für die Hauptstadt werden dadurch nur lebhafter. Die Oesterreicher zweifelten ebenfalls nicht an der Einnahme von Turin, so daß einige Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten viele Offiziere sich ihre Briefe nach Turin adressieren ließen. Im Mai übergab Cavour diese im Ministerium des Innern angehäuften Briefschaften dem preußischen Gesandten Grafen Brassier de St. Simon, der während des Krieges die österreichischen Interessen zu vertreten hatte, mit der Bitte, sie an ihre Adressaten gelangen zu lassen, „die er vielleicht ausfindig machen könne, die aber in Turin vollständig unbekannt seien."

Erst am 29. April überschritten die Oesterreicher den Tessin; damit war der Krieg erklärt, und obwohl der Kaiser und sein Minister schon drei Jahre lang daran gedacht hatten, war nichts vorbereitet, um ihn erfolgreich zu führen. Statt 60 Feldbatterien waren es nur 32, und es fehlten 10000 Zugpferde; die Infanterieregimenter zählten 1200 Mann, fast lauter junge Soldaten, und Proviant war nicht vorhanden. Die Leute rückten ohne Patronen und ohne Gerätschaften aus, die Corps, ohne formiert zu sein. Es mußte auch so gehen, weil man einen wenig unternehmungslustigen Feind vor sich hatte und auch weil die piemontesische Verwaltung nach dem Maße ihrer Hilfsmittel für unsre Bedürfnisse sorgen würde.

Der unerwartete Erfolg von damals hinterließ die verhängnisvolle Ueberzeugung, daß es unnötig sei, sich zum Kriege zu rüsten. Es genügt, sich während des Anmarsches gegen den Feind zu organisieren — diese Idee hat sich in manchen Köpfen so fest eingewurzelt, daß unlängst Emile Ollivier, der Ministerpräsident zur Zeit des französisch-deutschen Krieges, den Generalen von 1870 vorgeworfen hat, sie damals nicht in die Praxis umgesetzt zu haben, wie sie es 1859 getan hatten!

Der Marschall Canrobert traf, wie er es angekündigt hatte, am 21. April um elf Uhr abends beim Marschall Vaillant ein. „Es ist noch nichts entschieden," wiederholt ihm der Minister, „aber reisen Sie ab; halten Sie sich bereit, die sechs Divisionen von Lyon über die Alpen marschieren zu lassen; der Kaiser wird Ihnen je nach den Umständen Instruktionen schicken."

Am folgenden Morgen erscheint der Marschall im Kabinett des Kaisers, der ihm dasselbe wiederholt; er wünscht vor allem, daß seine Truppen — für den Fall des Krieges — nicht eher an den Feind kommen, als bis ihre Konzentration vollzogen sei. Nachdem der Marschall seine Einkäufe gemacht und an seinen Generalstab in Nancy telegraphisch die Weisung gerichtet hat, möglichst rasch abzureisen und zu ihm zu stoßen, reist er am Morgen des 23. ab; um zehn Uhr

abends kommt er in Lyon an. Die Generale Bourbaki, Ducrot und Trochu erwarten ihn. Er geht mit ihnen zum Marschall de Castellane, der eben eine Depesche erhalten hat. „Sagen Sie dem Marschall Canrobert, daß der Telegraph ihm den Befehl geben kann, die Grenze zu überschreiten; lassen Sie nicht verlauten, was ich Ihnen schreibe, es ist ganz und gar vertraulich.“ Diese Weisung wird in der Nacht durch folgendes Telegramm bestätigt, das morgens zwei Uhr in Lyon ankommt: „Verlieren Sie keinen Augenblick; teilen Sie dem Marschall Canrobert mit, daß er mit seinem Armeecorps auf der Stelle die Grenze zu überschreiten habe.“

Um vier Uhr morgens erteilt Marschall Canrobert seinen drei Divisionen den Befehl, den Marsch über die Alpen anzutreten, um in Susa zu debouchieren; die Divisionen des Generals Niel sollen folgen.

Zu gleicher Zeit wird in Toulon der Befehl gegeben, eine erst kürzlich aus Algier eingetroffene Division einzuschiffen; sie hat einen Kommandeur erhalten, der den Ruf hat, ebenso tapfer wie energisch zu sein, den General Bazaine. Diese Division sollte die Vorhut der Armee von Genua bilden.

Während der Marschall Canrobert im Verein mit dem Marschall de Castellane beschäftigt ist, seine Truppen in Bewegung zu setzen, erhält er eine Depesche des Generals Bourbaki aus Gap, neun Uhr morgens: „Die Truppen meiner Division haben keine Decken, es ist kalt. Wir haben weder Zelte noch Kochgeschirr, weder Lagergerätschaften noch Patronen; auch ist kein Heu vorhanden. Rein nichts von dem, was notwendig ist für die Organisation einer Division, ist an den Bestimmungsort geschickt worden. Die Decken können nicht vor dem 29. April eintreffen.“ Fast zur selben Zeit benachrichtigen ihn die Generale Bouat und Renault, daß bei ihren Divisionen dieselben Zustände herrschen. Kann man so marschieren? Diese Frage richtet der Marschall an den Kaiser, der ihm um vier Uhr abends antwortet: „Ich halte den schon erteilten Befehl aufrecht, daß ohne Verzug die Grenze überschritten werden soll.“ Das war nach der Ansicht des Ministers nicht genügend, er läßt dieser Depesche noch einen Brief folgen: „Die Depesche ist vom Kaiser; in dem Einmarsch in Piemont selbst mit schwachen, sehr schwachen Kolonnenspitzen liegt ein politischer Zweck, der die militärische Frage vollständig überwiegt.“

Am 25. war man den ganzen Tag damit beschäftigt, den Truppen die allernotwendigsten Dinge zu verschaffen. Am 26. konnte Marschall Canrobert seine Soldaten mit Lagergerätschaften ausrüsten und gab den Offizieren Geldvorschüsse, um unterwegs kaufen zu können, was fehlte. Es sind keine Maultiere vorhanden, man will sie auf den Etappenplätzen requirieren und auf der Stelle bezahlen. Das ist noch nicht alles, denn Marschall Canrobert telegraphiert am 26. abends nach Paris: „In meinem Corps hat man die Stäbe, die Intendantur- und Justizbeamten, das ärztliche Personal, die Artillerie und die Genietruppen vergessen.“

Sonst nichts! Aber da er aufbrechen muß, so läßt der Marschall am 26. und 27. April die Division Bouat auf der Eisenbahn verladen, und am

Digitized by Google

27. abends fährt er selbst mit dem General Niel, dem Kommandanten Berthaut und dem Kapitän Corbin ab. Am folgenden Tag in aller Frühe kommen sie in St. Jean de Maurienne an.

Welchen Feldzugsplan hatte der Kaiser? (Schluß folgt.)

Das Leben der Zellen im Zellenstaat, verglichen mit Vorgängen im Organismus der menschlichen Gesellschaft.

Von

Oskar Hertwig,

Professor an der Universität in Berlin.

Zu allen Zeiten haben die Naturforscher in der Zerlegung der zahllosen und verschiedenartigen Naturprodukte in einfachere Bestandteile eine ihrer wichtigsten Aufgaben erblickt. Die mittelalterliche Alchemie mit ihren unklaren und phantastischen Bestrebungen ist zur exakten Wissenschaft der Chemie in demselben Maße geworden, als sich die Erkenntnis Bahn brach, daß die zusammengesetzten chemischen Körper aus Grundelementen aufgebaut sind, die man durch chemische Analyse im Laboratorium aus ihnen darstellen und die man wieder durch Zusammenfügung der Bausteine in dieser oder jener Art zu zahlreichen neuen Verbindungen vereinen kann. Wie die Chemie in der Lehre von den Atomen und den Elementen, so hat auch die Lehre vom Leben oder die Biologie, wie schon Johannes Müller treffend bemerkt hat, erst ein festes wissenschaftliches Fundament erhalten, als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Zellentheorie begründet wurde. Was für den Chemiker die elementaren Stoffe, das bedeuten für den Anatomen und Physiologen die Zellen; sie sind die Grundeinheiten, auf die der Anatom die Verschiedenheiten der einzelnen Gewebe und Organe zurückführt, und ebenso die Grundeinheiten, aus deren Tätigkeit der Physiologe die komplizierten Vorgänge des gesamten Lebensprozesses zu erklären sucht.

Mit der Entdeckung des cellularen Prinzips hat die Biologie in der kurzen Zeitspanne von sechs Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung in allen ihren Zweigen genommen, und mit ihr auch die Heilkunde. Rudolf Virchows Cellularpathologie entstand. Durch die Einsicht, daß krankhafte Prozesse auf Störungen des Zellenlebens beruhen und daß es daher auch eine Pathologie der Zelle gibt, sind in der Mitte des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Medizin und die Lehre von der Zelle in nähere Beziehungen zu einander getreten.

Eine Quelle fruchtbringender Erkenntnis ist endlich auch die Lehre von dem Zellenleben für mancherlei soziale und nationalökonomische Fragen geworden;

Denn worauf schon der häufig gebrauchte Name Zellenstaat hinweist, gibt es nicht wenige Vergleichungspunkte zwischen den Vorgängen, die sich hier beim Zusammenleben der Zellen im pflanzlichen und tierischen Organismus, dort beim Zusammenwirken der Menschen im sozialen Organismus eines Kulturstaates abspielen.

Auf dieses interessante Gebiet will ich die Aufmerksamkeit des Lesers durch nähere Erörterung des in der Ueberschrift formulierten Themas lenken.

Das Thema zerfällt in zwei Teile.

Was versteht man erstens gegenwärtig in der Biologie unter dem Wort „die Zelle“? Inwiefern läßt sich zweitens auf eine Vereinigung von Zellen der Begriff eines Zellenstaates anwenden, und durch welche Gesetze regelt sich das Leben der Zellen im Zellenstaat, und inwieweit lassen sich hierbei Vergleichspunkte mit Vorgängen im Organismus der menschlichen Gesellschaft gewinnen?

Auf die erste Frage, was man unter einer Zelle versteht, glaube ich am besten eine Antwort geben zu können, wenn ich an der Hand der Geschichte kurz zeige, wie die ältere Generation der Naturforscher zu der Erkenntnis vom zelligen Aufbau der Pflanzen und Tiere gekommen ist und wie spätere Untersuchungen diese Erkenntnis erweitert und vertieft haben.

Die Lehre von der Zelle ist aus dem Studium der Pflanzenanatomie hervorgegangen. Schon im 17. Jahrhundert hatten Marc Malpighi und der englische Forscher Grew die Entdeckung gemacht, daß Stengel, Blätter und Wurzeln der Pflanzen, bei Lupenvergrößerung untersucht, teils aus kleinen, bläschenförmigen Hohlräumen, die durch feste Scheidewände getrennt sind, teils aus langen, zwischen ihnen hindurchlaufenden Kanälen bestehen. Die einen nannte man Zellen, die andern die Gefäße, indem man sie den Blutgefäßen von Tieren verglich. Später lernte man, je häufiger man sich beim Studium der Lebewelt schwacher Vergrößerungen bediente, auch niederste, sehr einfach gebaute Pflanzen kennen, kleine Algen, die entweder zeitlebens nur eine Zelle darstellen, oder einfache Reihen von Zellen sind, die sich leicht voneinander abtrennen können.

Den Anstoß zu einer tieferen, wenn ich so sagen soll, zu einer philosophischeren Auffassung vom Bau der Pflanzen haben diese und ähnliche nackte Tatsachen indessen erst am Ende des 18. Jahrhunderts gegeben, als die naturphilosophische Schule zur Herrschaft gelangte. Von anatomischen und physiologischen Erwägungen geleitet, wurden einzelne Forscher zu der Idee geführt, der der Botaniker Meyen schon im Jahre 1830 einen klaren Ausdruck in dem Satz gegeben hat: „Die Pflanzenzellen treten entweder einzeln auf, so daß eine jede ein eignes Individuum bildet, wie dieses bei Algen und Pilzen der Fall ist, oder sie sind in mehr oder weniger großen Massen zu einer höher organisierten Pflanze vereinigt. Auch hier bildet jede Zelle ein für sich bestehendes, abgeschlossenes Ganzes; sie ernährt sich selbst, sie bildet sich selbst und verarbeitet den aufgenommenen rohen Nahrungsstoff zu sehr verschiedenartigen Stoffen und Gebilden.“ Meyen bezeichnete daher schon geradezu die einzelnen Zellen als „die kleinen Pflänzchen in den größeren“.

Digitized by Google

Den schon hie und da geäußerten Gedanken zu allgemeiner Geltung gebracht zu haben, ist das große Verdienst des berühmten Jenenser Botanikers Matthias Schleiden. Namentlich hat er als einer der ersten die Frage nach der Neuentstehung der Zellen beim Wachstum und der Vermehrung der Pflanzen in seinem Aufsatz: „Beiträge zur Phytogenesis" aufgeworfen und zu ergründen gesucht.

Bei dem Zusammenhang der Wissenschaften untereinander konnte es nicht ausbleiben, daß die Entdeckungen auf botanischem Gebiet und die durch sie hervorgerufenen Ideengänge auch bei dem Studium des Menschen und der Tiere ihre befruchtende Wirkung ausüben mußten. Bald wurden immer häufiger Beobachtungen veröffentlicht, nach denen dieses und jenes tierische Organ aus Elementarteilen, den pflanzlichen Zellen vergleichbar, zusammengesetzt sei. Purkinje und Valentin, Johannes Müller und Henle wurden bei mikroskopischer Untersuchung dieser und jener Teile des tierischen Körpers von der großen Aehnlichkeit ihrer Zusammensetzung mit dem Pflanzengewebe überrascht und beschrieben schon einen zelligen Bau der Chorda dorsalis, der Oberhaut, des Epithels der Schleimhäute und der Drüsen. Auch der Laie kann sich in der Tat an diesen Bestandteilen von dem zelligen Aufbau des tierischen Körpers am leichtesten überzeugen.

In der Mehrzahl der tierischen Gewebe aber konnte eine Uebereinstimmung mit pflanzlichen Zellen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht nachgewiesen werden, so namentlich beim faserigen Bindegewebe, beim Muskelgewebe und beim Nervengewebe. Die großen Schwierigkeiten, die hier einer universalen Theorie noch entgegenstanden, glücklich gelöst zu haben, ist das unsterbliche Verdienst von Theodor Schwann, dem wirklichen Begründer der tierischen Zellenlehre. Im Jahre 1839 veröffentlichte Schwann seine berühmte Schrift, der er den bezeichnenden Titel gab: Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen. Er hatte sich hierin, wie er es gleich im Titel ausgesprochen hatte, die Aufgabe gestellt, auf dem Weg des Vergleichs den Beweis zu führen, daß der pflanzliche und der tierische Körper aus den gleichen Elementareinheiten, aus Zellen, aufgebaut ist. Wenn auch hie und da in der Deutung der verglichenen Erscheinungen mancher Irrtum untergelaufen ist, so hat doch Schwann im ganzen sein Programm in genialer Weise erfüllt. Hierzu hat wesentlich der Umstand beigetragen, daß er sich bei seinen Vergleichen von zwei sehr richtigen Gesichtspunkten hat leiten lassen. Der eine Gesichtspunkt ist die große Bedeutung, die er dem sogenannten Kern der Zelle beilegte. Der Zellenkern oder Nucleus ist ein kleines, durch eine Membran abgegrenztes Bläschen, das, wie wir jetzt wissen, in keiner lebenden Zelle fehlt und gewöhnlich noch mit einem viel kleineren, glänzenden Körnchen, dem Nucleolus oder Kernkörperchen, versehen ist. Der Kern ist das wichtigste Organ, gewissermaßen der Lebensmittelpunkt der Zelle. Durch Robert Brown, einen englischen Botaniker, wurde er zuerst bei den Orchideen entdeckt. Schleiden wies seine allgemeine Verbreitung in den

pflanzlichen Zellen nach und machte ihn zum Mittelpunkt der Phytogenesis oder der pflanzlichen Zellbildung. Von Schleiden wurde wieder Schwann beeinflußt, der ebenfalls in dem Kern den am meisten charakteristischen und am wenigsten veränderlichen Zellenbestandteil erblickte. Auf seinen Nachweis legte er daher ein Hauptgewicht; er ließ sich von dem Grundsatz leiten, daß, wo man in dem tierischen Gewebe Kerne findet, man die Mittelpunkte von Zellen vor sich hat, wenn diese auch im übrigen ein den pflanzlichen Zellen sehr ungleichartiges Aussehen darbieten.

Zum zweiten aber verdankte Schwann den raschen Erfolg seiner Untersuchungen der von ihm angewandten Methode, und diese war eine genetische. Er ging von der Entwicklung der Gewebe aus. Er prüfte gleich am Eingang seines Werkes die Frage, aus welchen Bestandteilen der Keim der Wirbeltiere besteht, und er fand, daß er aus einer Summe ganz gleichartiger Zellen zusammengesetzt ist. Schwann verfolgte dann weiter die Metamorphosen der Zellen bis in die fertigen Gewebe des erwachsenen Tieres. Er zeigte, wie ein Bruchteil der Zellen die ursprüngliche kuglige Grundform beibehält, andre eine cylindrische Gestalt annehmen, andre zu sternförmigen Gebilden werden, indem sie an verschiedenen Stellen ihrer Oberfläche Fortsätze ausschicken und wieder andre in lange Fasern auswachsen. In ähnlicher Weise machte er uns noch mit zahlreichen andern Arten von Metamorphosen von Zellen bekannt, z. B. im Knorpel und Knochen, im quergestreiften Muskel- und im Nervengewebe u. s. w. Zum erstenmal hat so Schwann ein allgemeines, wenn auch mit manchen Fehlern behaftetes, dafür aber leicht faßliches und auch im ganzen zutreffendes Schema geschaffen, nach dem jedes tierische Gewebe aus Elementarteilen, die den Pflanzenzellen entsprechen, entweder zusammengesetzt oder durch Metamorphose entstanden ist.

In der Periode nach Schwann sind an seinem Schema manche einschneidende Verbesserungen vorgenommen worden. Namentlich hat man mit fortschreitender Erkenntnis als den wichtigsten Bestandteil jeder Zelle, als die Substanz, an die gleichsam alle Lebenseigenschaften geknüpft sind, das Protoplasma mit dem in ihm eingeschlossenen Kern erkannt. Ihm gegenüber ist die Membran, die besonders bei den Pflanzen die so deutlich ausgeprägte Wand der Zelle darstellt, ein relativ nebensächliches Gebilde; sie ist so nebensächlich, daß sie überhaupt bei den meisten tierischen Elementarteilen ganz fehlt; sie dient nur zum Schutz des von ihr umhüllten Protoplasmakörpers, und kann daher ohne Schädigung des Lebens unter Umständen auch entbehrt werden. Der Physiologe Purkinje hatte daher ganz recht, als er die Elementarteile des tierischen Körpers nicht Zellen, sondern Klümpchen oder Körperchen — Protoplasmaklümpchen würden wir jetzt sagen — genannt hat. Wenn wir trotzdem noch heute das Wort „Zelle“ allgemein gebrauchen, so verbinden wir damit jetzt eine wesentlich andre Vorstellung als einst die berühmten Begründer der Zellentheorie.

Was ist nun aber dieser wunderbare Stoff, das Protoplasma, die Grundlage des Lebens? Wie uns chemische Untersuchungen lehren, besteht das Protoplasma vorwiegend aus verschiedenen Arten von Eiweißkörpern und aus

Stoffen, die sich durch chemische Umwandlungen aus Eiweißkörpern herleiten. Aber — so muß gleich der Biologe hinzufügen — das lebende Protoplasma mit Kern ist kein Gemisch verschiedener Substanzen, sondern ein Körper mit einer ihm eigentümlichen Anordnung der ihn aufbauenden verschiedenen Substanzteilchen. Wie das chemische Eiweißmolekül aus Atomen verschiedener Art, und zwar in einem gesetzmäßigen Gefüge nach einer bestimmten Strukturformel, wie die Chemiker annehmen, aufgebaut ist, so sind auch nach der Annahme der Biologen die Eiweißmoleküle im lebenden Protoplasma zu einem höchst komplizierten Bau vereinigt, der allerdings zurzeit auch für die stärksten Vergrößerungen noch außer dem Bereich des Wahrnehmbaren liegt.

Daß die Zelle übrigens ein höchst kompliziertes Gebilde sein muß, lehrt auch das Studium ihrer Lebenseigenschaften. Denn die fundamentalen Vorgänge, in denen sich der Lebensprozeß der Pflanzen und der Tiere äußert, spielen sich schon innerhalb jeder einzelnen Zelle ab. Wie die ganze Pflanze und das ganze Tier, so besitzt schon jede einzelne Zelle ihren besonderen Stoffwechsel; sie nimmt aus ihrer Umgebung mannigfache Substanzen zu ihrer Ernährung auf, verarbeitet sie wie in einem kleinen chemischen Laboratorium in verschiedene neue chemische Körper und benutzt diese teils zur Vermehrung ihrer eignen Körpermasse, teils um Membranen, Zwischensubstanzen, Bindegewebsfibrillen, elastische Fasern, Muskel- und Nervenfibrillen, mit einem Wort die zahllosen Protoplasmaprodukte herzustellen, die im Haushalt der Zelle, besonders aber bei der Gewebebildung eine so große Rolle spielen.

Hierzu gesellt sich als zweite fundamentale Lebenseigenschaft der Zelle ihre Fähigkeit, sich durch Fortpflanzung ins Unbegrenzte zu vermehren. Eine Mutterzelle kann durch Selbstteilung, bei der höchst wunderbare Erscheinungen am Kern stattfinden, neue Gebilde ihresgleichen, Tochterzellen, hervorbringen, die die Eigenschaften ihrer Mutter ererbend ihren Lebensprozeß fortsetzen.

Irritabilität oder Reizbarkeit nennt man eine dritte Lebenseigenschaft der Zelle. Wie der tierische Körper, mit verschiedenen Sinnesorganen und Nerven ausgerüstet, die mannigfachsten Einwirkungen der Außenwelt, die man in der Physiologie Reize nennt, wahrnimmt und auf sie reagiert, so ist auch schon die Zelle, obschon sie keine besonderen Sinneswerkzeuge und Nerven besitzt, doch sehr empfindlich gegen thermische, mechanische und chemische Reize, ferner gegen Licht und Elektrizität in einer oft so feinen Abstufung, die unser Erstaunen erregt. Und wie der Protoplasmakörper empfindet, so reagiert er auch in seiner Weise auf die äußere Einwirkung durch eine Aenderung seines Lebensprozesses, seiner Tätigkeit, soweit sie uns sichtbar wird. Am häufigsten geschieht dies vermittelst der letzten noch zu erwähnenden Lebenseigenschaft der Zelle, ihrer Fähigkeit, Bewegungen auszuführen und andre Formen anzunehmen.

Wenn jetzt auf Grund der kurz mitgeteilten Erfahrungen eine Antwort auf die eingangs aufgeworfene Frage, was die Zelle ist, gegeben werden soll, so kann sie nur lauten: Die Zelle ist schon selbst ein lebender Organismus, sie ist die einfachste Form, in der sich das Leben äußert, eine Lebenseinheit, oder wie

sich Brücke zuerst ausgedrückt hat, ein Elementarorganismus. Wenn es für diese Vorstellung überhaupt noch eines Beweises bedarf, so hat uns die Natur einen solchen in zweifacher Weise gegeben. Einmal kennt man zahllose Arten niederster Organismen, die zeit ihres Lebens nichts andres als eine einfache Zelle darstellen. Und zweitens machen ja auch alle Pflanzen und Tiere im Laufe ihrer Entwicklung einmal ein Eistadium durch, auf dem sie auch nichts andres sind als eine Zelle, und zwar eine Zelle, in der alle Eigenschaften der betreffenden Pflanzen- und Tierart der Anlage nach in einer uns unverständlichen und verborgenen Weise enthalten sind.

Nun sind die einzelnen Zellen, in denen wir auf Grund ihrer Eigenschaften Elementarorganismen oder allerkleinste Lebewesen kennen gelernt haben, in einer zusammengesetzten Pflanze oder in einem Tier zu Hunderttausenden oder zu Millionen, ja vielen Milliarden vereinigt. Sie stellen, wenn wir Begriffe, wie sie für menschliche Verhältnisse gebraucht werden, hier anwenden wollen, gewissermaßen ein soziales Verhältnis untereinander her, und so kann man denn mit gutem Recht alle vielzelligen Organismen als eine Gesellschaft elementarer Lebewesen, und insofern diese Gesellschaft einen großen Umfang erreicht, nach außen schärfer abgegrenzt und nach bestimmten Gesetzen geordnet ist, auch als einen Zellenstaat bezeichnen. Solche Vergleiche sind schon frühzeitig, bald nach Begründung der Zellentheorie, vielfach gezogen worden. „Jedes Tier," bemerkt Rudolf Virchow in seiner berühmten Cellularpathologie, „erscheint als eine Summe vitaler Lebenseinheiten, von denen jede den vollen Charakter des Lebens an sich trägt. Daraus geht hervor, daß die Zusammensetzung eines größeren Körpers, des sogenannten Individuums, immer auf eine Art von gesellschaftlicher Einrichtung herauskommt, einen Organismus sozialer Art darstellt, wo eine Masse von einzelnen Existenzen aufeinander angewiesen ist." Hiermit wende ich mich zu dem zweiten Teil meines Themas, zu der Frage: Nach welchen Gesetzen regelt sich das Zusammenleben der Zellen im Zellenstaat? Bei ihrer Beantwortung bieten sich, wie schon früher angedeutet, zahlreiche Parallelen zu menschlichen Verhältnissen dar, die von allgemeinem Interesse sind. Denn jede soziale Vereinigung von Lebewesen, mag es sich um Staaten von Menschen oder um den Zellenstaat, den eine Pflanze oder ein Tier darstellt, handeln, wird von zwei Naturgesetzen beherrscht: erstens von dem Gesetz der Arbeitsteilung und der Differenzierung, und zweitens von dem Gesetz der physiologischen Integration.

Das Gesetz der Arbeitsteilung in seiner Bedeutung für das Leben der Zellen im Zellenstaat haben besonders Milne Edwards, der es zuerst aufgestellt hat, Bronn, Ernst Häckel und Herbert Spencer in klarer Weise gewürdigt. — Die Grundlage zu einer Arbeitsteilung ist in der ganzen Natur der Lebewesen, durch die sie sich von den unorganischen Körpern unterscheiden, tief begründet. Ein lebender Organismus, mag er eine einzelne Zelle oder eine aus vielen Zellen zusammengesetzte Pflanze oder ein Tier sein, ist ein Wesen, das im Unterschied zu allen andern, wie wir sagen, nicht belebten Naturprodukten uns einerseits durch den komplizierten Bau seines Körpers, andrerseits durch den Reichtum

mannigfach verschiedener Leistungen mit Bewunderung erfüllt. Selbst die einfachste einzellebende Zelle hat, wie schon besprochen wurde, sehr viele verschiedene Fähigkeiten und verrichtet durch sie verschiedene Tätigkeiten oder, wenn wir uns einer menschlichen Verhältnissen entlehnten Ausdrucksweise bedienen, sie verrichtet sehr mannigfache Arbeit. Nun treten aber in der Arbeitsweise Veränderungen ein, sowie sich eine soziale Vereinigung von Zellen ausbildet. Am besten läßt sich dies verständlich machen durch einen Hinweis darauf, wie sich in der menschlichen Gesellschaft der Prozeß der Arbeitsteilung ausgebildet hat.

Als isoliertes Wesen, verschlagen zum Beispiel auf eine unbewohnte Insel nach Art eines Robinson, muß der Mensch, um sein Leben zu fristen, für alle notwendigen Bedürfnisse durch eigenartige, verschiedenartige Arbeit sorgen, er muß sich in dieser oder jener Weise Nahrung, Kleidung und Schutz verschaffen. Ihm gleicht eine einzellebende Zelle, die auch zu ihrer Erhaltung stets nach vielen Richtungen funktionieren muß. In dieser Lage befand sich der Mensch vor allem Anfang der Kultur in dem von Rousseau glücklich gepriesenen Naturzustand, den wir heutzutage richtiger als einen niederen, tierähnlichen bezeichnen. Zu höheren Stufen der Kultur hat er sich erst allmählich und in dem Maße erhoben, als er ein Animal sociale, als er ein Glied einer menschlichen Gemeinschaft wurde. Neue Fähigkeiten sind ihm dadurch zugewachsen. Denn besser als es der einzelne vermag, kann eine soziale Gemeinschaft die Natur zu ihrem Vorteil ausnutzen. Durch den Verband mit andern wird jetzt der einzelne auf Grund der sich ausbildenden Gegenseitigkeit in die Lage versetzt, seine Arbeitskraft in einer Richtung, wie es zuvor nicht möglich war, zu konzentrieren und durch die häufige Tätigkeit eine größere Fertigkeit in ihr zu erlangen. So kann er jetzt in einer Richtung mehr und vollkommenere Arbeit ohne größere Mühe leisten, er kann von dem daraus erwachsenden Ueberschuß leicht an andre abgeben, und von ihnen dafür wieder Gegenwerte in andrer, von ihm selbst nicht verrichteter Arbeit entgegennehmen.

Mit der wachsenden Kultur ist das Arbeitsquantum der sozialen Gemeinschaft, gleichzeitig aber auch die Verschiedenartigkeit der zu leistenden Arbeit allmählich gestiegen. Einzelne Stadien dieses Entwicklungsprozesses in der menschlichen Geschichte zeigt uns das soziale Verhalten eines Nomaden- und Jägervolkes, einer Ackerbau treibenden Bevölkerung, eines Volkes von Händlern und Kaufleuten bis zu den modernen Kulturstaaten, in denen mit der größeren Beherrschung der Naturkräfte und ihrer technischen Ausbeutung sich in kurzer Zeit eine ganz erstaunliche Arbeitsteilung ausgebildet hat.

Zunehmende Arbeitsteilung erzeugt ferner in der menschlichen Gesellschaft eine sich entwickelnde Verschiedenheit der Individuen, die die ungleiche Arbeit verrichten. Jeder paßt sich der Art seiner Beschäftigung an. So entstehen in der menschlichen Gesellschaft die Stände und Berufe mit ihren besonderen Fertigkeiten, ihren besonderen körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihren Lebensgewohnheiten und ihrer Lebenshaltung. Arbeitsteilung hat also, wie man sich in der Biologie ausdrückt, eine Differenzierung der die verschiedene Arbeit ver-

richtenden Individuen zur Folge. Dadurch erhält der soziale Organismus je nach dem in ihm durchgeführten Grad der Arbeitsteilung eine entsprechende soziale Struktur der ihn zusammensetzenden Teile.

Genau derselbe Prozeß, wie ich ihn eben für die besser bekannten menschlichen Verhältnisse in wenigen Sätzen beschrieben habe, vollzieht sich auch, wenn die Zellen, diese elementaren Lebenseinheiten von Tier und Pflanze, zu einem Zellenstaat miteinander verbunden sind. So sind am Anfang der Entwicklung eines jeden Tieres im Keim alle Zellen einander gleich. Die Embryonalzellen sind, wie man sich ausdrückt, noch undifferenziert; wie einem unentwickelten Kinde stehen ihnen noch viele Wege zukünftiger Entwicklung, spezieller Gestaltung, offen. — Die Entwicklung eines höheren Tieres beruht nun darauf, daß die unendlich verschiedenen Arbeitsleistungen, die sein Körper schließlich zu verrichten hat, wie bei der historisch allmählich erfolgten Entstehung eines menschlichen Kulturstaates auf die einzelnen Zellindividuen in dieser oder jener Weise nach bestimmten Gesetzen verteilt werden. — Die Arbeitsweise einer Zelle nennen wir ihre Funktion. Unter den Einflüssen der Außenwelt und andern im Zellenstaat selbst gegebenen und entstandenen Bedingungen bildet ein Teil der Zellen nur e i n e Funktion in besonderer Weise, oft bis zum Extrem, unter teilweiser Verkümmerung andrer zum Leben erforderlicher Funktionen aus, für deren Ausfall dann Ersatz durch andre Zellen geschaffen wird. Während Reizempfindlichkeit ja nach unsrer früheren Darstellung eine fundamentale Eigenschaft der Zelle an sich schon ist, so werden jetzt mit der fortschreitenden Entwicklung des Keims einzelne Zellen besonders empfindlich entweder gegen Licht, oder gegen Schall, oder gegen mechanische Berührung, oder gegen chemische Stoffe in gasförmigem oder in flüssigem Zustand. Sie werden also zu den Seh-, Hör-, Tast-, Riech- oder Schmeckzellen unsrer Sinnesorgane. Andre zeichnen sich durch das Vermögen aus, ihre Form durch Zusammenziehen zu verändern, sie werden Muskelzellen. Wieder andre treten in den Dienst der Ernährung des Gesamtorganismus; sie scheiden Verdauungssäfte dieser oder jener Art ab: Säfte zur Verdauung von Kohlenhydraten, von Eiweißkörpern oder von Fett. Andre dienen zum Transport der Nahrungssäfte, wieder andre zum Schutz, andre zur Stütze, andre zur Fortpflanzung u. s. w.

Hand in Hand mit der fortschreitenden Arbeitsteilung sehen wir während der Entwicklung die ursprünglich gleichartigen, embryonalen Zellen ein verschiedenes Aussehen gewinnen. Arbeitsteilung hat ja histologische Differenzierung zur Folge, das heißt, einzelne Zellen und Zellgruppen erhalten entsprechend der Ausbildung besonderer Funktionen auch entsprechende Strukturen, durch die sie die einseitige Arbeit besser zu verrichten befähigt werden, und die wir daher als die ihnen eigentümlichen Arbeitsmittel bezeichnen können. Meist liegen gleich funktionierende und demgemäß auch morphologisch umgewandelte Zellen im Körper in Gruppen zusammen, wie Menschen gleicher Arbeitsrichtung zu Ständen und Berufsgenossenschaften verbunden sind. Solche Gruppen bezeichnen wir dann in der mikroskopischen Anatomie mit einem schon alten Ausdruck als ein Gewebe. Ihre Anzahl ist im menschlichen Körper mit seiner weit gediehenen Arbeitsteilung

und histologischen Differenzierung eine sehr große. Wir unterscheiden ein Muskel- und Nervengewebe, ein Epithel- und Drüsengewebe, ein Binde- und Stützgewebe u. s. w. Auch können wir an jedem wieder noch eine Einteilung in mehr oder minder zahlreiche Unterarten vornehmen. So läßt sich das Stützgewebe wieder je nach den verschiedenen Aufgaben, denen es dient, in ein Gallert- und faseriges Bindegewebe, in ein Knorpel-, Knochen- und Zahngewebe zerlegen. Noch mehr Unterarten zeigt das Drüsengewebe: je nach dem Sekret, das abgesondert wird, kann es aus Speichel- und Schleimzellen, aus Leber-, Pankreas-, Talg-, Milch-, Nierenzellen u. s. w. bestehen.

Der in seinen wichtigsten Momenten dargestellte Prozeß der Arbeitsteilung und Differenzierung findet seine naturgemäße und notwendige Ergänzung in einem ebenso wichtigen Prozeß, den Herbert Spencer die physiologische Integration genannt hat. Infolge der Arbeitsteilung nämlich tritt ein Moment ein, wo die Zelle genau genommen nicht mehr der Außenwelt gegenüber einen sich selbst erhaltungsfähigen Organismus darstellt. Einseitig ausgebildet, geht sie nach der Abtrennung von den übrigen Zellen, auf deren Tätigkeit sie ja zu ihrer Existenz angewiesen ist, unfehlbar zu Grunde. Wenn wir unter einer vollkommenen oder absoluten Lebenseinheit ein Wesen verstehen, das alle Bedingungen zur Erhaltung des Lebens in sich birgt, so stellt jetzt erst das höhere Ganze, das aus der sozialen Vereinigung der Zellen entstanden ist, die wirkliche Lebenseinheit dar. Oder mit andern Worten: die durch Arbeitsteilung differenzierten Zellen sind nur noch die lebenden und in Abhängigkeit geratenen Glieder eines Organismus höherer Ordnung, dem sie subordiniert oder integriert worden sind.

Die physiologische Integration der Zelle zeigt weitgehende Abstufungen im vielzelligen Organismus. In niederen Abteilungen des Pflanzenreichs und Tierreichs können im Zellenstaat, solange er relativ wenig differenziert und zentralisiert ist, die einzelnen, mehr gleichartigen Zellen einen höheren Grad ihrer Selbständigkeit bewahren. Sie können daher, losgelöst vom Ganzen, weiterleben. So lassen sich z. B. Moose, Polypen, manche Würmer in kleine Stückchen zerschneiden, ohne abzusterben. Jedes Stück ergänzt nach einiger Zeit wieder den Verlust und wird zum vollständigen Repräsentanten seiner Art.

Ein entgegengesetztes Verhalten bieten höhere Organismen in demselben Maße dar, als bei ihnen eine weitgehende Sonderung in die verschiedenartigsten Gewebe erfolgt ist. Infolge ihrer größeren Unterordnung unter das Ganze, infolge der stärkeren Zentralisation haben die einzelnen Zellen, wenn wir von den Geschlechtsprodukten absehen, die Möglichkeit, für sich isoliert fortzuleben, vollkommen eingebüßt. Abgetrennte Organe oder Gewebsstückchen gehen sofort oder nach kurzer Zeit zu Grunde.

In welcher Weise die Zellen durch die Vergesellschaftung mit andern ihresgleichen von den Bedingungen und Gesetzen abhängig werden, die sich im Zellenstaat allmählich ausgebildet haben, dies sei an einigen wenigen Beispielen veranschaulicht, die ich aus einer großen Menge andrer herausgreife.

Im tierischen Körper beziehen Milliarden von Zellen die zur Erhaltung

des Lebens erforderlichen Nahrungsstoffe nicht mehr direkt von der Außenwelt, sondern durch Vermittelung einer zentralen Ernährungsanstalt, die allmählich nach dem Prinzip der Arbeitsteilung und Differenzierung im Zellenstaat entstanden ist. Im Magen und Darmkanal werden die von außen bezogenen, im Mund zerkleinerten Nährmaterialien in komplizierter Weise chemisch verarbeitet. Durch die Sekrete verschiedener Drüsen werden Kohlenhydrate, Fette und Eiweißkörper in geeignete Lösungen übergeführt und für die Darmwandungen aufsaugbar gemacht. Eine konzentrierte Nährflüssigkeit, zusammengesetzt aus allen zur Erhaltung der Zellen erforderlichen Materialien, wird so von einer Zentralstelle aus geschaffen. Hierdurch wird auch den abseits von ihr gelegenen, mit andern Funktionen betrauten Zellen, die Befriedigung ihres Nahrungsbedürfnisses so sehr erleichtert und vereinfacht, daß sie nur noch den zum unmittelbaren Gebrauch fertiggestellten Nahrungssaft von der Zentralstelle aus zu beziehen brauchen. Auch hierfür sind im Zellenstaat nach dem Gesetz der Arbeitsteilung besondere Vorkehrungen entwickelt worden. Um vom Darmkanal aus den Nahrungssaft an jede Verbrauchsstelle sofort und in raschester Weise zu schaffen, sind besondere Kanäle von größerem und kleinerem Kaliber, die Blut- und Lymphgefäße, entstanden. Sie nehmen durch den Prozeß der Aufsaugung von den Wandungen des Darmkanals den Nahrungssaft auf, um ihn auf tausend und abertausend Wegen den einzelnen Provinzen und Organen des Körpers zuzuführen. Hier wird er schließlich wieder in feinsten Röhrchen bis in die unmittelbarste Nähe fast jeder einzelnen Zelle herangebracht. Zur Fortbewegung der Nährflüssigkeit, des Blutes, in den groben Gefäßen und feinsten Haarröhrchen, ist auch noch bei der Arbeitsteilung ein zentrales Pumpwerk, das Herz, geschaffen worden. Mit kräftig arbeitenden Muskelzellen, mit Klappen verschiedener Art ausgestattet, macht es erst eine gleichmäßige Zirkulation des Blutes in bestimmter Richtung möglich. So sind alle Zellen in dem sie umströmenden Nahrungssaft gewissermaßen gebadet und können in jedem Moment ihren Bedarf aus ihm bestreiten. Da der Saft, je nach seiner Zubereitung, für jede Art von Organismus seine ganz besondere Mischung hat, ist jetzt jede Zelle, wenn ich mich so ausdrücken darf, in ein für jeden Organismus spezifisches Milieu geraten, sie ist ihrer ganzen Natur nach so auf dasselbe angewiesen, daß sie überhaupt nur in ihm existieren kann.

Nehmen wir noch ein zweites Beispiel: Zur Unterhaltung der chemischen Prozesse in der Zelle und damit ihres Lebens überhaupt ist Sauerstoff ein unbedingtes Erfordernis. Niedere einzellige Organismen nehmen den Sauerstoff an ihrer ganzen Körperoberfläche direkt aus der Luft oder aus dem Wasser auf und geben die Schlacken des Lebensprozesses, die bei der Verbrennung des Sauerstoffes entstehen, unter ihnen besonders die Kohlensäure, auch direkt wieder an die Umgebung ab. Bei Zellstaaten aber von Millionen und Milliarden von Elementarindividuen ist ein solcher direkter Bezug von der Quelle und ebenso eine direkte Abscheidung der Zerfallsprodukte nach außen eine Unmöglichkeit geworden. Denn die meisten Zellen sind ja wegen ihrer Lage in der Tiefe des

Körpers von einem unmittelbaren Verkehr mit der Außenwelt vollkommen abgeschlossen. Sie sind daher, wie es auch bei der Ernährung der Fall war, auf die Vermittelung andrer Zellen zur Befriedigung ihres Sauerstoffbedürfnisses angewiesen. Wieder hat sich hierfür der vielzellige zusammengesetzte Organismus eine Zentralanstalt geschaffen, die indessen bei den einzelnen Tierklassen sehr verschieden eingerichtet ist. Bei dem Menschen und den höheren Wirbeltieren ist es die Lunge, die vermöge ihres eigentümlichen Baues große, dem Bedürfnisse des ganzen Körpers entsprechende Mengen von Sauerstoff durch den Atmungsprozeß aus der Luft aufnehmen kann. Eine Hauptaufgabe fällt hierbei dem durch die Lunge zirkulierenden Blut zu, und zwar den roten Blutkörperchen. Diese sind die Träger einer chemischen Substanz, die mit großer Affinität zum Sauerstoff ausgerüstet ist, des Hämoglobins. Vermittelst des roten Blutfarbstoffs absorbieren sie den mit der Atmungsluft in die Luftzellen der Lunge geratenen Sauerstoff und tragen ihn mit der Blutwelle zu allen Organen, allen Geweben und Zellen des Körpers und versetzen sie so in die Lage, ihr Sauerstoffbedürfnis zu befriedigen. In der Physiologie nennt man den letzteren Vorgang im Gegensatz zur Lungenatmung die innere Atmung. Also auch in diesem Beispiel sind die einzelnen Zellen im Zellenstaat, gerade wie es auch bei der Ernährung der Fall war, von besonderen Einrichtungen des höheren Organismus abhängig geworden. Für den normalen Lebensprozeß, für das Wohlergehen jeder einzelnen Zelle ist nicht nur die normale Arbeit einer gesunden Lunge, sondern auch die richtige Blutmischung, die Zahl der im Blut vorhandenen roten Blutkörperchen und ihre richtige Ausrüstung mit Hämoglobin eine notwendige Vorbedingung geworden. Und so steht es noch in unendlich vielen andern Beziehungen in der sozialen Lebensgemeinschaft der Zellen. Ueberall findet der Prozeß fortschreitender Arbeitsteilung und Differenzierung seine entsprechende Ergänzung in dem gleich wichtigen Prozeß zunehmender Integration, durch die erst bei vielseitiger Gliederung die elementaren Lebenseinheiten zu einem in sich abgeschlossenen, fest gefügten und zentralisierten Organismus höherer Ordnung zusammengefaßt werden.

In vollkommenster Weise wird dies schließlich herbeigeführt durch ein Organsystem, durch das die zahlreichen Einzelbetriebe verknüpft, untereinander und von höheren Zentralstellen abhängig gemacht und schließlich den allgemeinen Zwecken des Ganzen eingeordnet werden. Ich meine das Nervensystem. Zahlreiche, mit Reizleitung begabte Fäden durchziehen, Telegraphendrähten vergleichbar, alle Provinzen des Zellenstaates bis in die kleinsten Bezirke hin. Was hier und dort im Körper vor sich geht, die verschiedenartigsten Empfindungen von Zuständen im Reizleben der Zellen, werden durch sie als Botschaften nach Zentralstationen, den Ganglienzellen, übermittelt, durch sie zum Bewußtsein des Ganzen gebracht. Und umgekehrt werden durch andre Fäden, durch die motorischen Nerven, von den Zentralstellen Willensimpulse zu diesen und jenen Organen fortgeleitet. Muskeln und Drüsen, Herz und Blutgefäße werden hierdurch zu geordneten, zweckmäßigen Leistungen veranlaßt. Zeit und Maß der

Arbeit wird in vielen Fällen nicht mehr von den ausführenden Zellen, Geweben und Organen selbst bestimmt, sondern von Zentralstellen aus, die ihrerseits wieder im Dienste des Ganzen stehen.

Auch die eben auseinandergesetzten Erscheinungen des Gesetzes der physiologischen Integration gestatten mannigfache Vergleiche mit Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft. In wie hohem Grade ist nicht der Mensch von heutzutage als Zoon politicon von der sozialen Gemeinschaft, der er angehört, abhängig und mehr oder minder zu einem dienenden Gliede derselben geworden? Trotz seiner scheinbaren Freiheit und eines eingebildeten Gefühls der Unabhängigkeit wird er in Wirklichkeit von unzähligen ökonomischen, politischen, moralischen und religiösen Zuständen einer ihm übergeordneten sozialen Organisation bestimmt und ist als abhängiger Teil einem höheren Ganzen, der Gemeinde, dem Staate und schließlich der Menschheit als dem letzten und obersten Träger menschlicher Kulturaufgaben eingeordnet oder integriert. Desgleichen lehrt uns die menschliche Geschichte ebenso deutlich wie ein Vergleich der niederen mit den höheren Pflanzen und Tieren, daß entsprechend dem Grade der Arbeitsteilung und Differenzierung auch die physiologische Integration in der menschlichen Gesellschaft an Bedeutung gewinnt.

„Während auf den frühesten Stufen gesellschaftlicher Entwicklung," bemerkt Herbert Spencer, „sich jede kleine Gruppe der Bevölkerung, ja oft jede einzelne Familie ihre eignen Lebensbedürfnisse verschaffte, existiert jetzt für jedes Lebensbedürfnis und für jeden Luxusgegenstand ein verwickelter Apparat von Groß- und Kleinhändlern, der durch seine verzweigten Kanäle die Gegenstände in das Bereich aller bringt. Während jeder einzelne Bürger ein Geschäft betreibt, das keineswegs unmittelbar auf die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse abzielt, werden doch diese persönlichen Bedürfnisse befriedigt durch eine allgemeine Tätigkeit, die von allen Seiten her die erforderlichen Dinge für ihn und seine Mitbürger herbeischafft, — eine Tätigkeit, die ihre eigentümlichen Obliegenheiten nicht auch nur für wenige Tage außer acht lassen könnte, ohne sich selbst und die Tätigkeit der meisten andern Menschen in Frage zu stellen."

Noch größer aber als in diesen wirtschaftlichen Dingen ist die Abhängigkeit des einzelnen von der Gesamtheit in allen geistigen und sittlichen Beziehungen, die sich von frühester Jugend an durch Erziehung und Umgang, durch Schule und Beruf in unlösbarer Weise gebildet haben.

Der Dichter Grillparzer hat dies Verhältnis in ein paar trefflichen Sätzen ausgedrückt, mit denen ich die Besprechung der Gesetze im Zellenstaat und den Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen im sozialen Organismus der menschlichen Gesellschaft abschließe: „Wodurch ist denn der Mensch, was er ist, als durch seine Gattung? Sein ganzer Bestand als Mensch liegt nicht in einem Individuum, nicht in tausend, sondern in der Menschheit als Ganzes, als moralisches Wesen, entgegengesetzt dem physischen, dem einzelnen. Der einzelne ißt und trinkt und pflanzt sich fort als Individuum, aber er lebt nur als Mensch, als

Glied seiner Gattung. Der Mensch erbt von früheren Jahrtausenden, und spätere Jahrtausende erben von ihm. Ein unreifer Knabe unsrer Zeit weiß Dinge, die den Weisen Griechenlands ein Rätsel waren; die Geschichte ist sein Leitstern im Wollen und Handeln. Darin liegt das Heiligtum seiner Existenz, das ist das Palladium seiner Vorzüge; in dieser allgemeinen Menscheneinsicht, in diesem allgemeinen Menschenwillen tritt der Gott in die Natur."

Von griechischer Malerei.

Von

Ad. Michaelis, Professor in Straßburg i. E.

Wenn man einem Kenner oder Liebhaber der antiken Kunst die Frage vorlegte, welcher der drei Kunstarten der erste Platz in der Entwicklung der griechischen Kunst gebühre, so würde der Befragte vielleicht schwanken, ob er die Architektur nennen solle, deren geschlossenes System und geläuterter Formenreichtum bis in die Gegenwart hinein ihren Einfluß ausüben, oder die Plastik, deren vielbewunderte Erzeugnisse unsre Museen füllen — die Malerei zu nennen würde nicht leicht jemandem einfallen. Was besitzen wir denn noch von griechischer Malerei? Eine Menge meist unerfreulicher bemalter Tongefäße, die man hochtrabend Vasen benennt, und eine Anzahl pompejanischer Wandmalereien von gefälliger dekorativer Wirkung, aber doch nur ganz ausnahmsweise von besonderem künstlerischen Wert! Und was wissen wir aus unsern literarischen Quellen von der griechischen Malerei? Zerstreute Notizen, wertlose Künstleranekdoten! So etwa würde der Kunstfreund urteilen. Der Kunstforscher würde vermutlich sowohl die erhaltenen Malereien wie die überlieferten Nachrichten etwas höher einschätzen, aber daran doch auch kaum zweifeln, daß die griechische Malerei hinter der Skulptur zurückstehe. Man blicke nur in unsre Kunstgeschichten, man bedenke vollends, wie pilzartig immer neue Geschichten der griechischen Plastik aus dem Boden schießen, deutsche, französische, englische, während nur eine einzige Geschichte der griechischen Malerei, von Paul Girard, deren Entwicklung zu schildern versucht.

Nur ganz vereinzelt begegnet man Aeußerungen der Art, daß „von den bildenden Künsten zuerst die Malerei der Poesie gefolgt sei" (E. Petersen), oder daß „die griechische Malerei in vielen Hinsichten der Plastik vorauseile" (Helbig). Ja, schon Friedrich Gottlieb Welcker hat vor länger als einem halben Jahrhundert auf den Einfluß hingewiesen, den der Maler Polygnot auf Phidias ausgeübt habe; das galt aber für eine vereinzelte Erscheinung. So war ich mir denn einer Ketzerei bewußt, als ich vor bald zwanzig Jahren der Ueber-

zeugung Ausdruck gab, „daß durch den größten Teil der griechischen Kunstentwicklung hindurch die Malerei der Plastik vorangegangen sei und ihr gewissermaßen den Weg gewiesen habe, sozusagen die führende Kunst gewesen sei." Hier und da kann man wohl bemerken, daß bei jüngeren Fachgenossen ähnliche Anschauungen lebendig geworden sind, ja Löschcke hat einmal jene „fruchtbare Erkenntnis" an einem lehrreichen Beispiel exemplifiziert. Aber ein allgemeinerer Nachweis ist nirgendwo versucht worden; in weitere Kreise vollends ist der Gedanke nur ganz ausnahmsweise gedrungen, wie z. B. in Paul Cauers jüngst erschienene Palaestra vitae. Ich selbst habe freilich in den letzten beiden Bearbeitungen von Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte des Altertums der griechischen Malerei die Stelle nach der Architektur, aber vor der Skulptur angewiesen, allein die dort hergebrachte Zerlegung der innerlich zusammenhängenden Kunstentwicklung in Geschichten der einzelnen drei Kunstarten läßt die Thatsache, auf die es hier ankommt, nicht klar heraustreten. So möge es denn gestattet sein, die Priorität der Malerei vor der Skulptur in einem kurzen Ueberblick über die Hauptperioden der griechischen Kunst darzulegen, ohne jedes Eingehen auf rein fachliche Interessen (der Archäologe wird sich die knappe Skizze leicht ergänzen) und mit Beschränkung auf allgemeiner bekannte Tatsachen der Kunstgeschichte, wie sie etwa das Springersche Handbuch enthält. Für den, der sich die Andeutungen anschaulich zu machen wünscht, können die Verweise auf jenes Buch (6. Auflage, 1901) oder auf Franz Winters schönen Bilderatlas alter Kunst (in E. A. Seemanns Kunstgeschichte in Bildern, Abt. I, 1900) erwünscht sein.

Eine Bemerkung muß allerdings vorausgeschickt werden. Wir pflegen unter Malerei die farbige Darstellung auf einer glatten Fläche — der Wand, einer hölzernen oder sonstigen Platte, einem Tongefäß oder anderem Geräte — zu verstehen, während ein Marmorrelief für uns nicht zur Malerei sondern zur Plastik gehört. Das entspricht freilich kaum griechischer Anschauung. In seinem Politikos vergleicht Platon eine erst entworfene Rede mit einer Figur, von der bloß der äußere Umriß angelegt sei, es fehle aber noch die deutliche Wirkung (Enargeia), die erst durch Färbung und Farbenmischung erreicht werde. So unentbehrlich erscheint Platon die Farbe als Hauptmittel der Wirkung auch beim Relief. Denn gemeint ist das alte flache Relief, das in der Tat — man denke nur an die berühmte Aristionstele (Springer Fig. 337. Winter Taf. 35,8) — die Figur ringsum mit scharf abgeschnittenem Umrisse vom Grunde abhebt, auf der Oberfläche aber nur eine leise Bewegung, einige zartere Umrisse, einige flache Rundungen aufweist, während die eigentliche Wirkung erst durch die Bemalung, von der sich noch erhebliche Spuren erhalten haben, erzielt ward. Hier macht das Relief durchaus den Eindruck einer Malerei mit stark betontem Umriß und ganz leisen Schatten im Inneren der Darstellung; es ist durch keinen Gattungsunterschied von der gleichgeformten Marmorplatte getrennt, die, wie die Lysiasstele (Springer Fig. 287. Winter Taf. 88,3), eine ähnliche Gestalt bloß gemalt auf glatter Fläche enthält. Ja, der Unterschied zwischen bemaltem Relief und

Flächenmalerei ward damals so wenig empfunden, daß beide Arten sich auf der gleichen Platte nebeneinander finden — ähnlich wie in späterer Zeit gelegentlich die Hauptgruppe einer sonst mit roten Figuren bemalten Vase sich in reicher bemaltem Relief abhebt. Je flacher das Relief — oft ist es ja gar kein Relief mehr, sondern die Figuren sind nur durch ausgeschabte Umrisse von dem gleich hohen Grunde abgehoben — desto notwendiger war die Bemalung, desto sicherer läßt sich auf diese schließen, auch wo keine Spur von ihr mehr erscheint. Das ganze Flachrelief der Griechen (ebenso wie das der Aegypter und Assyrier) ist also wohl dem Material und der grundlegenden Technik nach zur Skulptur, seiner Wirkung nach aber zur Malerei zu rechnen. Erst bei stärker erhabenen Reliefs und bei Rundfiguren ist das anders. Denn obschon auch hier, wenigstens in älterer Zeit, die Bemalung des Marmors oder gar gröberer Steinarten für unentbehrlich galt und die Farbe wesentlich zur Wirkung beitrug, so hatten doch die vollere Rundung und die kräftigeren Schatten zur Folge, daß das Plastische der Formen — vermöge des Tastsinns, wie Herder sagen würde — in den Vordergrund trat, die Farben erst an zweiter Stelle wirkten.

Plinius bemerkt einmal, zu Zeiten des troischen Krieges habe es offenbar noch keine Malerei gegeben — weil nämlich in den homerischen Gedichten von Malerei keine Rede ist. Seit Schliemanns Entdeckungen reicht nun aber unsre Kenntnis der Kunst auf griechischem Boden weit über die homerische Zeit hinaus, bis zurück in das zweite vorchristliche Jahrtausend. Mochten auch die spärlichen Ueberreste nicht ornamentaler Malerei, die sich im Burgpalaste von Tiryns erhalten haben (Springer Fig. 148. Winter Taf. 9,9), Plinius' Ausspruch zu rechtfertigen scheinen, namentlich wenn man damit so hervorragende Kunstwerke wie die goldenen Reliefbecher von Vaphió vergleicht (Springer Fig. 146. Winter Tafel 8,7), so konnten doch schon die wundervollen eingelegten Bilder auf mykenischen Dolchen (Springer Fig. 145) für die scharfe Zeichnung und den feinen Farbensinn jener Epoche Zeugnis ablegen. Gold, Weißgold und Silber sind hier zu meisterhaft zarter Wirkung vereinigt, und gewiß werden wir diese Dolchklingen, trotz ihrer festen Stoffe, ebensogut als Malereien einschätzen dürfen wie etwa die pompejanische Alexanderschlacht (Springer Fig. 306. Winter Taf. 94,1) oder andre Mosaike; beruht doch die ganze Wirkung auf Umriß und Farbe.

Aber wir brauchen nicht mehr zu diesen Dolchen unsre Zuflucht zu nehmen, seitdem Evans im kretischen Knosos den großen Palast wiederaufgedeckt hat, an den sich Minos Name knüpft. Die Wände eines langen ansteigenden Ganges, des Hauptzuganges zu diesem Palaste, waren mit lebensgroßen Figuren in Fresko bedeckt. Da begegnen uns Stierbändigungen wie auf den Bechern von Vaphió, vor allem aber die Ueberbleibsel eines langen Zuges brauner Männer und weißer Weiber, die in langen kostbaren Gewändern, zum Teil mit Goldschmuck, einherschreiten. Nur selten haben sich die Oberkörper der Gestalten erhalten, aber einmal hat sich doch ein solcher wiedergewinnen lassen: ein Jüngling in enganschließendem buntem Wams, der ein langes blaues Gefäß vor sich herträgt

(„Woche“ 1901, Heft 28, S. 1240). Hier ist auch der Kopf erhalten. „Niemals“, sagt ein Augenzeuge (Noack), „hätten wir der Kunst dieser Zeit, so sehr wir auch ihre Naturwiedergabe zu würdigen gelernt hatten, ein derart feines, wahres Menschenantlitz zugetraut. Eine so fein profilierte Nase, so schön geformte volle Lippen hat die griechische Kunst erst am Anfang des fünften Jahrhunderts zu zeichnen gelernt.“ Und in gleichem Sinne bemerkt ein andrer Augenzeuge (Wolters): „Eine so monumentale Dekoration wie diese kannten wir in dieser Epoche noch nicht, und noch weniger hätten wir ahnen können, wie diese Zeit schon den Reiz eines fein geschnittenen, aber äußerst lebensvollen Profiles, ohne Schematismus, aber voll vornehmer Feinheit, empfand und ihm nahe zu kommen wußte.“

Aber nicht genug, daß das sogenannte mykenische Zeitalter durch solche lebensgroße Fresken glänzte, daneben verfügte es auch schon über eine geistvoll andeutende Miniaturmalerei. Es handelt sich um die Schilderung einer Kopf an Kopf gedrängten Versammlung, vorne die Frauen, hinten die Männer. „Auf den schneeweißen Grund des Kalkputzes sind mit schwarzen Strichen die Figürchen zierlicher Damen hingesetzt, dann ihre Gewänder mit hellem Blau, Rot und Gelb koloriert; der weiße Grund gibt die Farbe des Inkarnats ab, die in langen Flechten herabfallenden Haare sind schwarz gemalt. Es sind kleine, niedliche kokette Wesen, preziös nicht nur in Haltung und Bewegung, sondern auch in der Tracht. Vom Gürtel abwärts umhüllt sie der weite, mit vielen Streifen besetzte Rock; ihr Oberkörper zeigt nur weite, bis zum Ellbogen reichende bunte Aermel, die im Rücken vereinigt waren, der Busen ist ganz nackt. Die Damen sitzen im Freien am Boden. Es war eine äußerst zahlreiche Versammlung, und der Künstler konnte sich offenbar gar nicht genug tun, die unendliche Menge zu zeigen. Schließlich ist er auf eine abgekürzte Wiedergabe geraten: nur Hals und Kopf der Frauen, dicht gedrängt, so daß einer den andern fast verdeckt, hat er auf den weißen Grund gesetzt. Und darüber eine ebenso dichte, ebenso abgekürzt wiedergegebene Versammlung von Männern. Weil aber bei dem kleinen Maßstabe die Angabe des braunroten Inkarnats im einzelnen zu unbequem war, hat man es im ganzen gegeben. Ueber den Frauenköpfen hin zieht sich eine breite braunrote Färbung des Grundes, ihre Grenzen absichtlich durch kleine Zacken unregelmäßig gestaltet, und darauf sind wieder in schwarzen Linien Köpfe, diesmal von Männern, gesetzt. Hin und wieder erhebt sich aus dieser dichten Masse, nach oben in den hellen Grund hineinragend, ein braungemalter Arm, nicht sehr genau gezeichnet, aber kaum zu verkennen — ein Beweis, daß der Maler uns hier in der Tat eine zahlreiche, lebhaft bewegte Versammlung in seiner originellen Weise vorführt“ (Wolters).

Ganz neuerdings haben die italienischen Ausgrabungen, die unter Halbherrs Leitung in einem andern alten kretischen Herrschersitz, Phästos, ausgeführt werden, uns diese alte Wandmalerei noch von einer andern Seite kennen gelehrt. Sie kannte auch landschaftliche Schilderungen! Feld und Wald wird an der Wand eines Zimmers in reicher Durchführung geschildert. Der Boden ist mit bunten

Blumen verschiedener, wohl erkennbarer Arten übersät; Efeu überspinnt die Felsblöcke und rankt sich an den Bäumen empor; aus den Felsen sprießen lange Asphodelosstengel in die Höhe. Auch die Tiere, die diese Waldpoesie beleben, fehlen nicht. Durch den Efeu schleicht sich geschmeidig, wie wir das von den mykenischen Dolchen her kennen, eine Wildkatze heran gegen einen Fasan, der auf einem Baumstumpfe Platz genommen hat. Und das alles wird ebenso natürlich, mit frischer Naturbeobachtung wie mit künstlerischer Feinheit und Anmut geschildert!

Es bedarf keines Beweises, daß, was hier schon im zweiten Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung der Malerei darzustellen gelang, für die gleichzeitige Plastik noch unmöglich war. Wenn uns der knosische Palast zugleich auch Reste bemalter Stuckreliefs erhalten hat, so fallen diese unter den vorhin besprochenen Gesichtspunkt. Von größeren Skulpturwerken, vollends von Rundfiguren ist noch keine Spur vorhanden. Der Grund liegt auf der Hand. Beim Schnitzen eines hölzernen Bildes, beim Ausarbeiten einer Statue aus hartem Stein, vollends beim Guß einer Erzstatue mit dem vorangehenden Tonmodell und der nötigen Hohlform liegen zwischen der Erfindung des Bildners und dem fertigen Werke so viele umständliche technische Vorrichtungen, daß deren glückliche Durchführung erst das Werk langer Uebung sein kann. Anders die Malerei. Der Pinsel oder der Griffel zaubert viel leichter seine Gestalten auf den Grund, er ist viel nachgiebiger und fügt sich der Hand viel bequemer als das Schnitzmesser, der Modellierstecken, der Meißel. Und wie viel wirkungsvoller steht das Werk selbst in seinem bunten Farbenschmucke da, als die unbeholfenen Figuren einer primitiven Plastik, die doch auch selbst der Farbe nicht entraten mochten! Das gilt schon von der Einzelfigur, wie viel mehr aber von größeren Kompositionen, von der Schilderung bestimmter Vorgänge! Die Fähigkeit zu lebendigem Erzählen hätte eine anfängliche Kunst mit den Mitteln der Plastik schwerlich gelernt; wenn das Relief auch dies allmählich erreicht, so ist es eben bei der mit ungehemmterer Erfindung und leichterer Hand schaffenden Schwesterkunst, der Malerei, in die Schule gegangen.

Für die „mykenische" Epoche scheint der Vortritt der Malerei außer Zweifel. Das gleiche Verhältnis gilt aber auch für die Anfangsjahrhunderte der griechischen Kunst im engeren Sinne, die sich nach den Wirren und Schiebungen der sogenannten dorischen Wanderung allmählich herausbildete. Nur langsam entwickelt sich die Statue, in Holz, in Marmor, zuletzt in Erz, aus säulenartigen Anfängen, in wenigen typischen Stellungen (Springer Fig. 327 ff. Winter Taf. 33 f.), bis sie gegen Ende des sechsten Jahrhunderts die Lehrzeit überwunden hat, um nun rascheren Schrittes der Höhe zuzustreben. In reicherer Mannigfaltigkeit geht das Relief nebenher, vorzugsweise zum Schmuck von Tempeln und Gräbern verwandt, aber auch als Weihegabe in den Heiligtümern der Götter gebräuchlich. Sinn für gute Raumausfüllung, Talent für deutliche Erzählung, vielfach eine sehr sorgfältige Ausführung machen sich geltend; ein reicher, oft greller Farbenschmuck, wie z. B. am athenischen Typhongiebel (Springer Fig. 331. Winter

Taf. 35, 1), überzieht und verdeckt oft das Relief. Aber doch bleibt diese immer steife, durch das Material gehemmte Reliefkunst weit hinter der Malerei zurück. Von Wandmalerei ist freilich so gut wie nichts auf uns gekommen — außer einem Nachklang in etruskischen Grabgemälden (Springer Fig. 540 ff. Winter Taf. 93) —, desto mehr aber von Tonmalerei, die als Hauptart neben jener herging, bald auf Tonplatten, unsern alten Holztafeln vergleichbar, bald auf den Flächen von Sarkophagen, wie sie aus den Gräbern der ionischen Stadt Klazomenä zum Vorschein kommen (Springer Fig. 280. Winter Taf. 87, 6—8), bald auf tönernen Gefäßen, von kleinen Büchsen und Krügen bis zu großen streifenreichen Prachtgefäßen wie der sogenannten Françoisvase in Florenz (Springer Fig. 281. Winter Taf. 88, 1). Alle Landschaften des ganzen Griechenlandes, dorische, ionische, attische Gebiete, die Städte und Inseln der kleinasiatischen Küste, die Kolonien vom ägyptischen Naukratis bis zum kampanischen Kyme bei Neapel — alle haben ihre eignen und besonderen Erzeugnisse an bemalter Tonware zu Tage gefördert, die uns in bald seltenen, bald sehr zahlreichen Proben erhalten sind. Hier tun wir tiefe Blicke in die Schulung der Griechen zu immer freierer Darstellung der menschlichen Gestalt wie der Tierwelt, zur Schöpfung kleinerer Gruppen, die stets dem gegebenen Raum bewunderungswert angepaßt sind, zu jener breiten, klaren Erzählungsweise, wie sie namentlich den ionischen Malern, den Landsleuten Homers, eigen ist (Springer Fig. 277 ff. Winter Taf. 87, 4—10).

Die Ausführung ist bald sorgsam bis zur Pedanterie, bald flüchtig, so daß man zu erkennen glaubt, daß die Hand der künstlerischen Erfindung noch nicht ganz zu folgen vermag. Die Farben sind die einfachen Tonfarben, Gelb, Rot, Schwarz, dazu Weiß und Kirschrot, und doch wirken sie auf den besten Stücken, wie der Françoisvase, nicht ärmlich. Vor allem aber bieten sie eben in ihrer Einfachheit dem Maler keine Schwierigkeiten, die ihn hätten hemmen und zurückhalten können. Und welch reicher Inhalt liegt in dieser anspruchslosen Hülle umschlossen! Der ganze Sagenreichtum der griechischen Landschaften, fast durchweg schon von den Dichtern geformt, erschließt sich in diesen Erzeugnissen des malerischen Handwerks. Die Mythen nehmen die Erfindung der Maler noch so ausschließlich gefangen, daß nur sparsam sich Züge des wirklichen Lebens dazwischen mengen. Die Fülle und der Reichtum dieser malerischen Kleinkunst, deren Anfänge hoch in das siebente Jahrhundert hinaufgreifen, sind dem weiteren Kreise der Kunstfreunde weniger bekannt als den Fachleuten, die ihnen mit besonderem Eifer nachgehen. In Kleinasien hören wir aber auch schon früh von Schlachtenbildern und andern historischen Gegenständen, von denen sich die griechische Plastik noch lange fernhält. Und um nur ein recht greifbares Beispiel anzuführen, wie die Skulptur auf den Bahnen der vorangeschrittenen Malerei nachfolgt: die älteste uns erhaltene attische Giebelkomposition, der sogenannte Hydragiebel von der Akropolis, den wir in die solonische Zeit setzen mögen, in flachem Relief und ganz bemalt, selber fast mehr Gemälde als Skulptur, ist nachgewiesenermaßen nur die Kopie einer malerischen Vorlage, der

wir noch auf einem alten ionischen Tongefäß begegnen, nicht ohne Geschick dem unbequemen Raume des Giebeldreiecks angepaßt.

In den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts, als in Athen die Tyrannenherrschaft zusammenbrach und in harten Kämpfen der neue Freistaat erstarkte, hebt der große Aufschwung an, der in den Nöten und beispiellosen Erfolgen der Perserkriege seinen Höhepunkt erreicht. In der Kunst findet diese Zeit ihren Ausdruck in einem freilich noch strengen Stil, der aber doch die Fesseln altertümlicher Befangenheit abzustreifen beginnt. Zwei Erscheinungen charakterisieren vor allem die bildende Kunst dieser Uebergangszeit. Einmal die Durchbildung der menschlichen Gestalt in zahlreichen Statuen, die hauptsächlich in der rasch emporgeblühten Technik des Erzgusses in den dorischen Staaten um den Isthmos herum, Aegina, Sikyon, Argos, erfolgt, aber auch nach Athen hinübergreift. Gleichzeitig setzt in Athen etwa gegen den Schluß der Tyrannenzeit eine staunenswerte Entwicklung der Malerei ein, von der uns, obschon größere Werke fehlen, die erhaltenen Tongefäße ein deutliches Bild geben. Es ist jene Richtung, die wir heute an den Namen des Euphronios zu knüpfen pflegen (Springer, Fig. 288 ff. Winter Taf. 88,3—89,8). An die Stelle der alten schwarzen Schattenrisse treten rote Figuren auf schwarzem Grunde — ein Fortschritt, wie er etwa im vorigen Jahrhundert bei den Studentenporträts von der Silhouette zum Steindruck und zur Photographie gemacht ward. Jetzt erst ward es möglich, die Innenzeichnung, Muskeln, Falten u. s. w. mit voller Freiheit auszubilden und alle Probleme kunstmäßigerer Zeichnung — ausdrucksvolle Umrisse, Verkürzungen, schwierigere Bewegungen, kunstvollere Gruppierung — mit nie versagender Frische zu ergreifen und nach Kräften zu lösen. Die Freiheit beschränkt sich aber nicht auf die Vervollkommnung der technischen Ausdrucksmittel, sondern Hand in Hand mit ihr entwickelt sich eine ganz neue Art der Naturbeobachtung. Die umgebende Wirklichkeit offenbart sich den Malern, die Fülle der Stoffe des täglichen Lebens reizt sie zur Nachbildung, alle Motive werden lebendiger, natürlicher, empfundener. Diese neue Naturbeobachtung, dieses frische Lebensgefühl überträgt sich selbst auf die überkommenen mythischen Vorgänge, die dadurch neue Gestaltung und Verknüpfung erhalten — ähnlich wie in der gleichzeitig aufblühenden Tragödie die alten Mythenstoffe neu beseelt, psychologisch vertieft, zu neuen Zusammenhängen verbunden werden.

Kein Zweifel, daß wiederum die Malerei der Plastik vorausgeeilt ist. So groß auch der Fortschritt in der statuarischen Kunst dieser Zeit ist (Winter Taf. 38 f.), er bezieht sich doch viel mehr auf das Formale, Stilistische, das allerdings heutzutage von der Forschung allzu einseitig betont zu werden pflegt, als ob die Kunstgeschichte in der Stilentwicklung aufginge. In der Plastik gilt es in jener Zeit noch vorwiegend der richtigeren und lebensvolleren Durchbildung des Körperlichen; in den Stellungen treten leichte Veränderungen ein; aber sobald größere Gruppen zu bilden sind, begnügt man sich entweder mit bloßen Zusammenstellungen oder mit so streng abgemessenen Vorgängen wie in den Giebelgruppen des Tempels von Aegina (Springer Fig. 346. Winter Taf. 37,1).

Die Schöpfungen der Malerei dagegen zeugen für ein viel reicheres innerliches Leben, für größere Beweglichkeit, für einen erweiterten Gesichtskreis, für vollere Freiheit in Auffassung und Wiedergabe. Sie spiegeln den angeregten, aufstrebenden, zu größerer Universalität drängenden Geist der Perserzeit viel lebendiger wieder als die Werke der gleichzeitigen Plastik! Wie mag das erst in der großen Malerei jener Epoche zu Tage getreten sein, deren Erzeugnisse uns selbst bis auf die Namen verloren gegangen sind und von der doch die allein erhaltenen Proben des Kunsthandwerks sicherlich nur ein schwaches Abbild geben!

Auf diesen Frühling der Malerei, der den Aufschwung der Perserkriege begleitete und überdauerte, folgte die große kimonisch-perikleische Epoche. Ihre künstlerische Eigentümlichkeit ist man leicht allzu sehr geneigt mit der Kunstart des Phidias, wie sie uns am Parthenon vor die Augen tritt, zu identifizieren. Aber auch hier hatte die große Malerei den Weg gewiesen, die sich an den Namen des Polygnotos von Thasos und seiner Genossen, des in Athen angesiedelten Joniers Mikon und des Atheners Panänos, eines Bruders des Phidias, knüpft. Die Cyklen großer Wandgemälde, die die „bunte Halle" am athenischen Markt, die Tempel der Dioskuren und des Theseus in Athen, den Siegestempel der Athena Areia in Platää, den knidischen Saal in Delphi schmückten, sind uns durch Pausanias Beschreibung der letzteren, durch verwandte Vasenbilder (Springer Fig. 290 ff. Winter Taf. 90) und durch eindringende Forschung so deutlich geworden, wie es eben ohne wirkliche Anschauung möglich ist. Es waren umfangreiche Kompositionen, die mit bestimmtem Gedankeninhalt eine Menge einzelner Figuren und Gruppen in loserer oder engerer Verknüpfung, in Nebenordnung oder Gegenüberstellung verbanden, oft so, daß von einem Punkt aus gleichsam Wellen von Einwirkungen auf andre Figuren sich erstreckten. Scharfe Charakterzeichnung der einzelnen Gestalten, die zumeist in ruhigem Gehaben, seltener, wie in der Marathonschlacht, in belebterer Handlung dargestellt waren, bildete einen auszeichnenden Zug dieser Wandgemälde. Der Ausdruck sprach nicht bloß aus den Gesichtszügen, sondern auch aus Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, ja selbst Feinheiten der Gewandbehandlung dienten, ihn zu erhöhen. Die verhältnismäßig einfachen Farben und das Vorwiegen der Zeichnung vor malerischen Wirkungen ließen die Charakteristik nur um so deutlicher hervortreten; daher Aristoteles an Polygnot, den er als den rechten Idealmaler preist, vor allem seine Größe als Charakterzeichner hervorhebt.

Polygnot war älter als Phidias, der selbst als Maler begonnen hatte, der mit ihm in Platää am selben Tempel arbeitete, der Polygnots athenische Werke, an denen sein eigner Bruder mitbeteiligt war, täglich vor Augen hatte und sicherlich auch seine delphischen Gemälde kannte — es wäre unbegreiflich, wenn er nicht unter dem Eindrucke jenes gewaltigen Genius gestanden hätte. In der Tat läßt sich dieser Eindruck noch in den Skulpturen des Parthenon verfolgen, in der feinen Charakterisierung der einzelnen Gestalten in den Giebelfeldern wie in ihrer sinnvollen Verknüpfung, in dem Adel ihrer Stellungen und der Vollendung ihrer Gewänder, in der Vorliebe für ruhige Motive und maßvolle Bewegungen

vor allem in dem gehaltenen Ethos, das beispielsweise den Festzug des Frieses durchzieht und ihn zu jenem Adel der Stimmung erhebt, wie er für eine Festfeier des perikleischen Athen sich gebührt. Hin und wieder läßt sich sogar ein malerisches Vorbild bestimmt nachweisen, wie z. B. für die Metopen der Nordseite, die Helenas Flucht zum Athenabild vor dem sie verfolgenden Menelaos schildern; ebenso auch für einzelne Reiterdarstellungen. Auch einige Metopen des sogenannten Theseion schließen sich an ältere malerische Kompositionen an; ja der Einfluß Polygnots oder einer ihm verwandten ionischen Malerei erstreckt sich bis in das ferne Alpenland Lykien, wo auf weltabgelegener Höhe die Reliefsfriese des Herrschergrabes von Giölbaschi (Springer Fig. 415. Winter Tafel 54, 7, 8) uns durch polygnotische Motive überraschen. Wenn wir nur noch an einzelnen dieser Reliefs den Einfluß der Malerei im einzelnen nachweisen können, so dürfen wir ihn gewiß auch für viele andre Scenen voraussetzen, die deutlich malerischen Charakter tragen. Auch hier steht der vollen Beweisführung nur der gänzliche Untergang der großen Malerei in Athen und im ionischen Kleinasien im Wege.

Zur Zeit des peloponnesischen Krieges steht die attische Skulptur noch ganz unter dem Bann der Kunst des Phidias und beschränkt sich auf leichte Abwandlungen. Aehnlich herrschen im Peloponnes Polyklet und seine Schule. Gerade in dieser Zeit aber tut die Malerei den größten Schritt voran, den sie auf griechischem Boden überhaupt jemals getan hat. Noch in perikleischer Zeit tritt der Athener Apollodoros auf und „öffnet die Pforten einer neuen Kunst". An die Stelle der architektonisch bedingten Freskomalerei tritt das ganz seinen eignen Gesetzen folgende Tafel- oder Staffeleigemälde in Temperatechnik, an die Stelle mehr oder weniger kolorierter Zeichnung die „Schattenmalerei", die Malerei, die in der Farbe, in Licht und Schatten, in Perspektive und plastischer Wirkung ihr eigentliches Wesen auswirkt. Dies ist das Gebiet, auf dem Zeuxis und Parrasios ihre großen Erfolge erringen; Parrasios und Timanthes übertragen scharfe Charakteristik der einzelnen Personen, den gesteigerten Ausdruck ihrer Stimmungen, ihrer Leidenschaften in die neue Darstellungsweise. Dieser ungeheure Fortschritt nicht bloß der Technik, sondern der gesamten malerischen Auffassung, Empfindung, Darstellung (ein ähnlicher Umschwung fand gleichzeitig auf musikalischem Gebiete statt) herrscht fortan unumschränkt und drängt in Kürze die alte Freskomalerei ganz zurück. Es ist die Zeit der schärfer ausgesprochenen und rücksichtsloser sich geltend machenden Individuen, wie im öffentlichen so auch im geistigen Leben. So treten uns auch die Persönlichkeiten jener Maler scharf umrissen entgegen, während die gleichzeitigen Bildhauer schwankende Schatten sind. Wenn irgend eine Periode der griechischen Kunstgeschichte, so ist es diese, in der die Malerei die Fahne des Fortschritts, einer neuen Art zu sehen und zu schildern, der gesamten Kunst voranträgt.

Auf diesen Ehrenplatz verzichtet die Malerei auch nicht im 4. Jahrhundert, wenn auch hier der Beweis schwerer zu führen ist. Die Erfindung der Enkaustik oder Wachsmalerei steigert erheblich die Kraft malerischer Wirkung, während die

ältere, leichter und williger der Erfindung folgende Temperamalerei daneben nicht aufhört, vielmehr in der echt ionischen Grazie eines Apelles erst ihre höchsten Triumphe feiert. Andre Maler bewähren sich in wirkungsvollen Schlachtgemälden, andre wie Aristeides von Theben steigern die psychologische Charakeristik eines Timanthes zu pathetischen, ja pathologisch wirkenden Effekten. Es ist schwerlich begründet, wie es doch gewöhnlich geschieht, nur in dem Bildhauer Skopas (Springer Fig. 419 ff. Winter Taf. 57, 4—9) den Vertreter der pathetischen Richtung in der Kunst dieser Zeit zu erblicken. Die Malerei geht ihm zur Seite, ja wenn nicht alles täuscht, geht sie ihm voran und steigert die Mittel des Ausdrucks zeitiger und energischer als die Plastik. Aber auch die Formgebung der Skulptur zieht Vorteil aus der neuen malerischen Art zu sehen und erstrebt eine andre Art der Naturwiedergabe, als die abgeklärten Idealgestalten eines Phidias. Nicht umsonst wird an den Schöpfungen des Praxiteles und andrer zeitgenössischer Meister immer wieder die „Wahrheit“ als besonderes Kennzeichen hervorgehoben, das Streben nach treuerer, unmittelbarerer Wiedergabe der Wirklichkeit. Ja bei den eigentlichen Realisten dieser Zeit, einem Demetrios und Silanion, herrschte eine Natürlichkeit, die auf eine ganz malerisch geschulte Beobachtung zurückweist.

Dieser malerische Zug beherrscht auch die Schöpfungen Lysipps, des großen Meisters der Alexander-Zeit, der an Stelle der früheren, meistens nur für eine einzige Ansicht komponierten Statuen seine dreidimensionalen Menschen setzt (Springer Fig. 450 f. Winter Taf. 63) und schon in dieser Betonung der Tiefe malerischen Sinn verrät. Ebenso aber auch in der Auffassung der Formen, in dem Geltendmachen der Haut neben den Muskeln, in der höchst individuellen Ausprägung der Gesichtszüge, in dem „Nervösen“ des Ausdrucks und des Gehabens. Wenn er ferner eine größere Anzahl eherner Reiterstatuen zu einer Gruppe zusammenschloß, so glaubt man darin einen Einfluß der Schlachtgemälde, wie z. B. von Euphranors lebensprühendem Reiterkampf bei Mantineia, zu erkennen. Freilich, vergleicht man Lysippos mit seinem Zeitgenossen Apelles, so wird man doch wieder des Vorsprungs der Malerei vor der Plastik inne. Eine berühmte Erzstatue Lysipps (Springer Fig. 453) stellte Alexander den Großen dar, in der Hand den Speer, mit dem er die Welt erobert hatte; Apelles aber malte den König als Zeussohn mit dunklerer Hautfarbe und gab ihm den Blitz seines göttlichen Vaters, der aus dem Bilde herausleuchtete, in die Hand. Illusion, Wirkung, höfischer Ton — in allem übertrifft der Maler den Erzgießer und weist der kommenden Hofkunst den Weg.

Für die hellenistische Kunst, von Alexander bis zur Vollendung der römischen Herrschaft über das ganze Mittelmeergebiet, ist die Annäherung der beiden bildenden Künste aneinander besonders charakteristisch: die gleichen Gegenstände hier wie dort, oft die gleichen Motive (wie z. B. in Protogenes ausruhendem Satyr und gewissen noch erhaltenen Statuen), der gleiche Geist in der Auffassung. Die Hauptgruppe des großen pompejanischen Mosaiks der Alexanderschlacht (Springer Fig. 306. Winter Taf. 94, 1), das wahrscheinlich auf ein

berühmtes Gemälde des Philoxenos von Eretria zurückgeht, kehrt mehrfach in Reliefs wieder, z. B. dem sogenannten Alexander-Sarkophag von Sidon (Springer Fig. 454. Winter Taf. 65). Die Mehrzahl der mythologischen Bilder von den Wänden Herculaneums und Pompejis geht bekanntlich auf Gemälde der hellenistischen Periode zurück und bezeugt die noch reiche Erfindung bei den Malern dieser Epoche; die Malerei, zum Teil durch bedeutende Meister, wie Timomachos von Byzanz, vertreten, nimmt noch vollauf ihren Platz in der Kunstübung ein. Malerische Empfindung durchdringt aber auch die Skulptur dieser Zeit. Namentlich die Reliefs tragen, je weniger sie des Zusatzes der Farbe bedürfen, desto mehr in ihrer Behandlung und ganzen Auffassung malerischen Charakter. Das frühere Relief, das Figur neben Figur selbständig auf den flachen Grund setzte — so wie es etwa Thorwaldsen zu machen liebt —, wird mehr und mehr altmodisch. Bald löst sich die ganze Darstellung in ein wildes Gewoge sich kreuzender und überschneidender Gestalten auf, wie am Gigantenfriese des pergamenischen Altars (Springer Fig. 500—502. Winter Taf. 71, 2. 3). Bald werden vortretende und zurückliegende Teile der Komposition durch höheres und flacheres Relief veranschaulicht (eine Weise, die schon auf den Friesen des Mausoleums von Halikarnaß leise anhebt), ja allmählich verflüchtigt sich überdies die Angabe der am meisten zurücktretenden Gegenstände zu bloßer Linienzeichnung, wie z. B. an den Reliefs des Julier-Denkmals in Saint Remy. Bald tritt zu den figürlichen Hauptstücken — so wie in Ghibertis Erzreliefs zu Florenz — ein landschaftlicher Hintergrund hinzu, wie ihn in leichter Andeutung schon die oben erwähnten Friese von Giölbaschi (Springer Fig. 415. Winter Taf. 54, 7, 8) kannten. Häuser und Tempel, Bäume und Felsen beleben den Hintergrund, z. B. in gewissen Weihreliefs musikalischer und dramatischer Sieger (Springer Fig. 474. Winter Taf. 67, 5. 76, 8). Auf einem aus dem Marmor wie aus Metall herausziselierten kleinen Relief der Münchener Glyptothek (Springer Fig. 484. Winter Taf. 76, 1) treibt ein Bauer seine Kuh — beide völlig herausgearbeitet — an einem halbverfallenen Heiligtum alexandrinischen Stils vorbei, das in viel mäßigerem Relief den Hintergrund bildet. Am weitesten getrieben ist diese Uebertragung malerischer Mittel in die Skulptur in den beiden Wiener Brunnenreliefs Grimani, über deren hellenistischen oder augusteischen Ursprung der Streit noch nicht geschlichtet ist (Springer Fig. 476. Winter Taf. 80, 1. 2). In dem einen tritt die Löwengruppe in voller Rundung hervor, aber hinter ihr zieht sich die Felshöhle, vorn von kräftigem Rande umschlossen, mit vortrefflicher Luftperspektive bis in die leichtesten Andeutungen der im Dunkel sich verlierenden Felswände zurück; darüber sind Bäume, Kränze, Blumen mit dem raffiniertesten Wechsel von gelöstem und hohem, von flachem und flachstem Relief und von bloß eingeritzten Linien abgestuft. Hier strebt die Plastik nach Illusionswirkungen, wie sie von Haus aus der Malerei eigen und sicherlich in dieser vorgebildet sind. Mit besonderer Virtuosität hat die Kunst der augusteischen Zeit diese Richtung der hellenistischen Kunst aufgenommen; die Kranzgehänge des erst ganz neuerlich in ihr Recht eingesetzten augustischen Friedens-

altares in Rom bieten dafür ein unübertreffliches Beispiel. Freilich wäre es ganz unrichtig, wollte man für diese malerische Plastik in jedem einzelnen Falle ein gemaltes Vorbild annehmen; die Plastik ist vielmehr mit malerischem Sinne durchtränkt und nimmt mit den ihr eigentümlichen Darstellungsmitteln den Wettkampf mit der Schwesterkunst auf.

Damit dürfen wir diesen raschen Ueberblick schließen. Die römische Zeit kennt keine selbständige Malerei mehr, sondern nur noch malerische Dekoration, gemalte Architekturen, in denen auch die früheren Tafelgemälde als Teile der gesamten Dekoration in Form von Wandmalereien auftreten. Das römische Relief aber entnimmt den hellenistischen Vorbildern jene Tendenz für malerische Auffassung, die beispielsweise in den historischen Schilderungen der Trajanssäule (Springer Fig. 626. Winter Taf. 83, 5) die ganze Vorstellungsform beherrscht.

Auf einen Umstand mag es zum Schluß noch hinzuweisen gestattet sein. Wie dachten wohl die Alten selbst über die Frage, die uns hier beschäftigt? Läßt sich aus der antiken Literatur entnehmen, welcher der beiden bildenden Künste sie den Vortritt einräumten?

Die beiden klassischen Sprachen haben freilich für den Künstler gewisse allgemeine Bezeichnungen (technítes, artifex, opifex), doch wird dabei meistens mehr das Stoffliche und Technische der künstlerischen Tätigkeit als ihre geistige Seite betont. Hierfür pflegen mehr die besonderen Bezeichnungen für Maler, Bildner, Erzgießer u. s. w. zu dienen, aber, wenn ich richtig beobachtet habe, überwiegt bei weitem der Maler. So entlehnt z. B. Platon seine Beispiele für künstlerische Dinge am liebsten der Malerei. Dasselbe gilt, soweit ich sehe, auch von andern Schriftstellern — etwa mit Ausnahme des Aristoteles, dem die Plastik geeigneter erschienen ist, seine Gedanken über Stoff und Form an ihr zu exemplifizieren. Bildhauer und Architekten, die so viel Handwerksmäßiges überwinden mußten, galten im allgemeinen als „Banausen“; die Maler nahmen einen höheren Platz ein, ja sogar bei den Römern galt die Malerei selbst für Männer von höherer Lebensstellung als eine angemessene Beschäftigung. Wo *wir* vom „Künstler“ sprechen, etwa im Gegensatze zum Dichter, da nennt der Grieche zumeist den „Maler“; durch Lessing ist das Wort „des griechischen Voltaire“ berühmt geworden, das *Malerei* und Poesie einander gegenüberstellt. Nicht anders verfährt der Römer; wie denn z. B. Horaz in einer berühmten Stelle, wo er für Künstler und Dichter volle Freiheit in Anspruch nimmt, die *Maler* und Dichter nennt:

> ... *pictoribus* atque poetis
> quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Die Malerei ist auch die populärere Kunst. Wenn Cicero sich einmal unmutig darüber ausläßt, daß sein Kunstagent ihm für teures Geld Statuen gekauft habe, und erklärt, wenn ihm überhaupt etwas von bildender Kunst Spaß mache, so sei es die Malerei, so war das kein vereinzelter Fall. Welch kolossale Preise zahlte man für alte wie für neue Gemälde! Welche Menge von Anekdoten er-

zählte man sich von Malern, und wie selten wird etwas Aehnliches von Bildhauern berichtet! Ohne Frage standen die Maler im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. So ist also die Malerei nicht bloß geschichtlich die führende Kunst bei den Griechen gewesen, sondern sie galt auch den Alten für die zugänglichere, reizvollere, populärere der beiden Schwesterkünste.

Die Lage in Macedonien.

Von

Prof. Dr. H. Vambéry.

Wenn unsre Diplomatie, die unter dem Namen „Macedonien" bekannten drei Vilajets der europäischen Türkei zum Objekte eines Reformexperimentes gewählt hat, so kann diese Wahl mit Hinblick auf die zu erwartenden Resultate wohl eine der unglücklichsten genannt werden. Im ganzen ottomanischen Kaiserreiche gibt es, etwa mit Ausnahme des Libanons, wohl kaum einen Punkt, wo das ethnische Kunterbunt der Bevölkerung so viel Anlaß zu Streitigkeiten gäbe, und wo religiöse und politische Interessen sich in solch wilder Feindschaft einander gegenüberstünden, wie eben in den besagten Provinzen. Hat doch schon der Vater der Geschichte auf den ewigen Groll und Haß hingewiesen, der die Volkselemente Macedoniens voneinander trennt und ein friedliches Zusammenleben hier unmöglich macht. Und was vor mehr als zweitausend Jahren der Fall gewesen, das tritt in der Neuzeit, wo die politischen Gegensätze auf der Balkanhalbinsel um so markanter und um so schroffer geworden sind, noch im erhöhten Maße zu Tage. Es war schon längst ein offenes Geheimnis, daß sich Altserbien, Macedonien und Albanien zum Kampfplatze zwischen Bulgaren, Serben, Montenegrinern und Griechen herauswachsen werden, und daß es nur eines leisen Luftzuges bedarf, um die hier verborgene Glut zu einer lodernden Flamme anzufachen. Wie könnte dies auch anders sein, wenn wir die Nationalität und die politischen Aspirationen der einzelnen Bestandteile der macedonischen Bevölkerung aus der Nähe betrachten? Vor allem sind die Bulgaren mit ihren alten Prätensionen da, denn sie behaupten, daß ihr Zar Simeon schon 893 ganz Macedonien bis zur Seeküste erobert, und daß Zar Samuel, der von 976 bis 1014 regierte, Macedonien zum Hauptsitz seiner Macht gemacht habe. Laut weiteren historischen Belegen hat sich die Suprematie der Bulgaren auf diesem Teil der Balkanhalbinsel bis zum Siege der Osmanen erhalten, nach dem selbstverständlich die Herrschaft des Halbmondes der nationalen Existenz ein Ende gemacht, und nur 1870, d. h. mit Errichtung des bulgarischen Exarchats tritt

der Name der Bulgaren wieder in die Reihe der selbständigen Völker, natürlich unter der Fahne kirchlicher Sonderstellung, ein. Am Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als ich im Uebersetzungsbureau der Hohen Pforte angestellt war, hörte ich, daß sich die ebendaselbst angestellten Bulgaren Zankow und Balabanow mit Ausarbeitung der ersten bulgarischen Grammatik befassen, folglich war es mit dem nationalen Geiste damals noch schwach bestellt, und es ist um so mehr zu bewundern, daß sich dieses Volk kraft seiner Energie und Geschicklichkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem bedeutenden Faktor erhoben hat, und heute einen großen Teil des westlichen Teiles der ehemaligen europäischen Türkei an das Fürstentum von Bulgarien angliedern will.

In diesen Bestrebungen werden die Bulgaren am meisten durch ähnliche Aspirationen der Serben gestört, denn letztere treten mit nicht minder kräftigen, von der Geschichte beglaubigten Ansprüchen hervor. Abgesehen von den zeitweiligen Eroberungen eines Miljutin Urosch I. im Jahre 1279 und eines Stephan Urosch III. hat der große Serbenkönig Duschan sich tatsächlich den Titel „Zar von Macedonien und Monarch der Serben, Griechen, Bulgaren und des Westens“ beigelegt, und es kann nicht wundernehmen, wenn man heute in Belgrad bemüht ist, die Glanzperiode Serbiens unter Duschan dem Großen wieder zu beleben. Die unglückliche Schlacht am Amselfelde im Jahre 1389 hat natürlich der serbischen Herrlichkeit ein Ende gemacht, doch Altserbien besitzt noch heute eine überwiegend starke, wenn nicht ausschließlich serbische Bevölkerung, wo zahlreiche Schulen den serbisch-nationalen Geist fördern und pflegen, und tatsächlich ist an verschiedenen Punkten der Sprachenstreit zwischen Serben und Bulgaren nur schwer zu entscheiden. Demzufolge will die Ecclesia militans der beiden Schwesternationen hier das Urteil fällen, was wohl kaum gelingen wird. Denn die Interessensphäre der beiden ist weit voneinander getrennt, und je schwächer der nationale Partikularismus ist, desto stärker und zäher gestaltet sich der Kampf dort, wo geschichtliche Reminiszenzen im Wege stehen. Wenn daher die Kluft zwischen den beiden slavischen Bruderstämmen nur schwer zu überbrücken ist, so ist die Feindseligkeit der Griechen den beiden gegenüber eine wohl noch heftigere, und wie die Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit uns gezeigt, sind beide christliche Völker eher geneigt, mit dem Türken Frieden zu machen, als untereinander sich auszusöhnen. Vom geschichtlichen Gesichtspunkte aus beurteilt, kann man die sogenannten Anmaßungen der Griechen gar nicht übelnehmen, denn nach ihrer Ansicht sind die Slaven Eindringlinge im griechischen Nationalkörper, namentlich in Macedonien, im Geburtslande eines Philipp und Alexander des Großen, die dem Hellenismus zum Weltrufe verhalfen, und wo Jahrhunderte hindurch die byzantinischen Kaiser regierten. Ja, aber vana sine viribus ira, sagt das Sprichwort, das griechische Element ist heute in Macedonien nur sehr schwach vertreten, höchstens in den Städten, und wenngleich an der Seeküste die Griechen die Mehrzahl bilden, so kann heute in Macedonien von Rechts wegen von keiner Graecia Irredenta gesprochen werden. Abgesehen hiervon stehen den Griechen außerdem noch die ungefähr auf 200000 Seelen sich belaufenden Kutzo-Wlachen,

von den Türken Zinzaren genannt, gegenüber. Es sind dies die leiblichen Brüder der Rumänen, welch letztere, nach Einfall der Slaven ins rechte Ufergebiet der Donau vom Gesamtvolke der Rumänen getrennt, ihre heutige Heimat in den östlichen Karpathen bezogen hatten. Obwohl nicht autochthon, sind die Kutzo-Wlachen ältere Bewohner der Balkanhalbinsel als die Slaven, doch waren sie als schlichte Hirten nie aufgefallen, und nur in der Neuzeit, richtiger seit Begründung des rumänischen Staates hat ein eifriger Patriot, nämlich Herr Apostolo Margariti, die nationale Idee wachgerufen. Die Pforte hat es natürlich nicht vernachlässigt, dieser Bewegung, gleichsam als eines zwischen Griechen und Slaven hineingetriebenen Keiles sich zu bedienen; die Kutzo-Wlachen werden heute als Günstlinge der Türken behandelt und befinden sich demzufolge in starkem Antagonismus sowohl gegenüber den Slaven als auch den Griechen.

Besagte Verhältnisse wären wohl hinreichend, um uns vom Zwiespalt und von der Mißhelligkeit der macedonischen Bevölkerung einen Begriff zu geben, doch mit alldem ist das traurige Bild noch nicht vollständig, denn zu den streitenden Elementen gesellen sich noch, und zwar als gefährlichste Gegner, die Albanesen, bei den Türken Arnauten genannt, die eigentlichen Autochthonen des Landes und entschieden das wildeste Volkselement auf der ganzen Balkanhalbinsel. Während der christliche Teil dieses Volkes, der Zahl nach der geringere, mit Italien kokettiert und eine albanesische Nation nach europäischem Muster ins Leben rufen will, gehören die moslimischen Albanesen zu den erbittertsten Gegnern der christlichen Welt, und ihr moslimischer Fanatismus steht noch auf derselben Stufe, auf der sich die Janitscharen unter Mahmud II. befanden. Ihnen sind Bulgaren, Serben, Kutzo-Wlachen und Griechen in gleicher Weise verhaßt, und so wie die mohammedanischen Bosniaken seinerzeit bei Einführung des Tanzimats (neuere Ordnung) gegen den Sultan Mahmud in offener Empörung sich erhoben und schon auf dem Wege waren, nach Konstantinopel zu marschieren und das Nest der Neuerer zu zerstören, ebenso hartnäckig sind die Albanesen bereit, jede Reform, die ihre alten Prinzipien antastet, zu verhindern, und werden durch keine wie immer geartete Versprechungen der Pforte ihren Widerstand aufgeben.

Aus diesem schwachen Umriß der ethnischen Bestandteile Macedoniens ist ersichtlich, daß, wie wir früher hervorgehoben, unsre Diplomaten in ein Wespennest gefährlichster Art gegriffen, indem sie an den Sultan mit dem Ratschlage herangetreten sind, durch Einführungen von Reformen hier Ordnung zu schaffen. Die Frage: ob eine verbesserte Administration, eine Regelung der Steuerverhältnisse und die Einführung wirksamer Polizeimaßregeln hier mit den altgewohnten Mißbräuchen aufräumen werden und können, wäre auch deshalb schwer zu beantworten, weil der geheime Wunsch dieses ethnischen Pandämoniums auf etwas ganz andres hinzielt als auf das, was die hier eingreifenden Großmächte vor den Augen haben. Bulgaren, Serben und Griechen möchten vor allem eben jener Hand sich entledigt sehen, der die friedliebenden Mächte als Vermittler der segenverheißenden Ordnung sich bedienen wollen, und alles, was

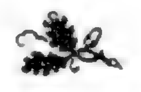
von dem Türken kommt, ist ihnen im vorhinein verpönt. In den vergangenen Jahrhunderten, als das Osmanenreich noch kräftig genug war, seine christlichen Untertanen in Zaum zu halten und als die Lichtstrahlen der erwachenden Kultur des Abendlandes nach dem Osten noch nicht zu dringen vermochten, da ging in Macedonien alles ruhig einher, an Empörung und Auflehnung gegen die bestehende Ordnung konnte auch im entferntesten nicht gedacht werden. Doch heute, wo die von Christen bewohnten Teile der europäischen Türkei allmählich ihre Selbständigkeit erlangt haben und nationale Staaten bilden, heute wirkt das Beispiel der in nächster Nähe befindlichen, freigewordenen Brüder viel zu verlockend, als daß Bulgaren, Serben und Griechen noch fernerhin der fremden Herrschaft gegenüber sich ruhig verhalten könnten. Was in Macedonien heute mit dem Ausbruche droht, das ist schon von lange her vorbereitet, und gleich nach dem Krimkriege haben sich daselbst geheime Genossenschaften gebildet, die im stillen auf die Befreiung von der Türkenherrschaft hinarbeiteten. Keine wie immer geartete Reformen wären daher im stande, diese Leute zu befriedigen, und selbst eine gründliche Verbesserung der Administration, eine Verminderung der Lasten und eine Sicherheit der Person und des Eigentums werden an der Sachlage nur wenig oder gar nichts verändern können. Vor allem haben diese Leute den Glauben an die türkischen Reformverheißungen verloren, denn seit dem Erscheinen Chatti-Humajuns von Gulchane sind gar viele Reformerlasse angezeigt worden, die nie realisiert worden sind. Kein Wunder daher, wenn die Reformbestrebungen der Türkei, daheim so wie in der Fremde diskreditiert, heute nirgends mehr Glauben finden, selbst in jenen Kreisen nicht, von wo heute die Reformbewegung ausgeht, denn man wird sich wohl erinnern, was Fürst Gortschakow seinerzeit gesagt, nämlich: „Die Türkei ist unfähig, sich zu reformieren, denn Reform bedeutet für sie den Tod!“

Meines Erachtens ist diese Aussage keineswegs gerechtfertigt. Wenn ich mir die Lage der Türkei vor fünfzig Jahren vergegenwärtige und mit der heutigen vergleiche, so kann ich nicht umhin, was den individuellen Fortschritt anbelangt, eine ganz wesentliche Veränderung zum Besseren zu konstatieren. Zur Zeit meiner Lehrjahre in der türkischen Gesellschaft Konstantinopels, die nach dem Krimkriege begonnen hatten, war die Zahl der Efendis oder Paschas, die der europäischen Sprachen und Wissenschaften kundig waren, eine äußerst geringe, und der Unterricht in den Schulen war von dem in Mittelasien und Persien nur wenig verschieden. In Kleidung, Sitten und Gebräuchen war noch alles streng orientalisch, der Verkehr mit Europäern sehr beschränkt, von Mädchenschulen war keine Spur, und eine Reise nach Europa war gleichbedeutend mit Apostasie. Heute hat das Unterrichtswesen in der Türkei ganz außerordentliche Fortschritte gemacht, nur wenige Efendis oder Paschas gibt es, die nicht französisch, englisch oder deutsch wüßten. Eine beträchtliche Anzahl junger Leute wird auf europäischen Hochschulen ausgebildet, während selbst daheim ganz tüchtige Kräfte auf dem Gebiete der Medizin, der Kriegskunst, des Ingenieurwesens und der Verwaltung heran-

gezogen werden. In einer Gesellschaft, wo das Individuum die Bahn des Fortschrittes mit Erfolg betreten, dürfte jedenfalls auch vom staatlichen Leben ein viel größerer Fortschritt erwartet werden, als heute in der Türkei wahrzunehmen ist. Daß aber darin das Gegenteil der Fall ist, denn der staatliche Verfall hat in letzter Zeit ganz riesige Dimensionen angenommen, daran ist in erster Reihe die autokratisch-absolutistische Regierungsform die Schuld, die immer so streng asiatisch geblieben ist wie vor zweihundert Jahren, und in zweiter Reihe, daß die Türken zur Zeit ihrer Siege in Europa nur Länder, aber nicht zugleich Völker eroberten, welch letztere, in Sprache und Glauben vom Herrschervolke getrennt, immer die Rolle eines Feindes im eignen Lande spielten und heute beim Verfall der Zentralmacht gefährlich werden mußten. Wie die Dinge heute stehen, würde die Türkei sich vergebens bemühen, auf ihrer europäischen Besitzung die Sympathien der Christen sich zu erwerben, denn die Kluft ist zu groß und zu tief, um einen Ausgleich herbeizuführen. Reformen auf dem Gebiete der Administration und im staatlichen Leben im allgemeinen könnten nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn aus dem bunten Völkergemisch Zwiespalt, Haß und Verdächtigung weichen würden, und wenn die Bestandteile des Reiches in dem von der jungen Generation der türkischen Staatsmänner betonten politischen Kollektivnamen „Osmanli“ sich gefallen würden, was sie aber nicht tun wollen, denn ihnen sind die Namen Armenier, Griechen, Albanesen, Bulgaren u. s. w. viel klangvoller und angenehmer. Zu erwägen ist noch ferner, daß die Türkei, falls sie vom besten Willen und von den reinsten Absichten beseelt wäre, zur Verwirklichung der vorgeschlagenen Reformen Zeit, ja geraumer Zeit bedarf, denn im Handumdrehen kann man dort, wo eine seit Jahrhunderten tief eingewurzelte Mißwirtschaft, blinder Fanatismus und Zügellosigkeit keine Spur von Autorität zurückgelassen, nur schwerlich etwas ausrichten. Ich kann mir wenigstens kaum vorstellen, daß der unbändige, in Raub und Mord auferzogene Albanese einem christlichen Gendarm gegenüber sich willfährig zeigen, daß er das stets mit sich geführte Arsenal von Hau-, Stich- und Schießwaffen so leichter Dinge ablegen, daß er seine Steuer regelmäßig bezahlen und daß er dem Prinzip „Gleiches Recht für alle“ ohne weiteres huldigen werde. Nein, das ist nicht denkbar, denn einen Volksstamm, der Hunderte von Jahren hindurch von seiner Obrigkeit verhätschelt, geschmeichelt und begünstigt worden ist, einen solchen Volksstamm kann sein Herrscher nicht urplötzlich aller Privilegien berauben und seine moslimischen Vorrechte als illusorisch hinstellen. Man kann daher mit Recht auf die Kundgebungen gespannt sein, die sich nun in Macedonien seitens der mohammedanischen Untertanen des Sultans gelegentlich der Einführung der geplanten Reformen zeigen werden.

Aber gesetzt, die Albanesen und sonstigen Mohammedaner werden diesmal ausnahmsweise im Hinblick auf die von den wohlwollenden Großmächten drohende Gefahr in die Zwangslage sich fügen und die bittere Pille der Gleichberechtigung mit dem früher verachteten und gehaßten Raja verschlucken, dürfte etwa außer acht gelassen werden, wie denn die von den revolutionären Komitees

und auch von den freien Brüdern in Bulgarien und Serbien seit Jahren und unablässig aufgehetzten Christen sich verhalten und etwa mehr Hoffnung auf türkische Reformen als auf die Erfolge der freiheitlichen Bewegung setzen werden? Von dem Zustande, den die während der letzten Jahre wild aufgepeitschten Wogen der Leidenschaft da unten hervorgerufen, scheint man bei uns im Abendlande keinen Begriff zu haben. Das Morden, Brennen und Plündern ist an der Tagesordnung, aber nicht nur seitens der Mohammedaner, wie russische Blätter uns dies einreden wollen, sondern auch seitens der Christen, die mit kaltem Blute über Moslimen und Juden herfallen und einen regelrechten Ausrottungskrieg insceniert haben. Wie nun die neue Ordnung der Dinge diesen traurigen Zuständen abhelfen, die sich gegenseitig in wilder Fehde bekämpfende Parteien aussöhnen und Friede und Eintracht herstellen soll, das ist nicht recht einzusehen. Daß die türkische Regierung mit Einführung der Reformen es redlich meint, daß sie beim Werke der Pacifikation vollen Eifer bekunden wird, daran darf keinen Augenblick gezweifelt werden, denn das zwischen seinen zwei mächtigen Grenznachbarn zu stande gekommene Einverständnis birgt die größte Gefahr für die Zukunft des Osmanenreiches, und Sultan Abdul Hamid ist keinesfalls der Mann, der diese österreichisch-russische Entente unterschätzen oder ignorieren wird. Wie gesagt, der Wille ist vorhanden, auch an Macht gebricht es nicht, doch ob der Erfolg, angesichts der Machinationen des Revolutionskomitees und der Patrioten in Sofia und Belgrad, auch nur halbwegs zu erhoffen ist, das ist wohl mehr als fraglich. Doch quid tunc? wird man wohl fragen. Darüber läßt sich vorderhand gar nichts sagen. Alles hängt hier einerseits vom Zeitmaße ab, das der Pforte zur Realisierung der Reformen gewährt wird, und dieses Zeitmaß muß zu mindestens auf mehrere Jahre sich erstrecken —, anderseits wieder von der Bereitschaft des revolutionären Aktionskomitees, richtiger von der Stellung, die das Fürstentum von Bulgarien den kämpfenden Rebellen gegenüber einnimmt. Darüber kann gar nichts prognostiziert werden, erst die nächsten Wochen werden entscheiden, ob die Reformen in Macedonien zur Beschwichtigung der aufgeregten Geister oder als Vorspiel zu größeren, politischen Umgestaltungen dienen werden.



Erinnerungen an Wilhelm Kaulbach.

Von

Hermann Kaulbach.

(Schluß.)

Mit dem großen Kreis von Freunden, der bei meinen Eltern verkehrte, kamen wir Kinder natürlich weniger in Berührung, aber wir fühlten es doch auch, daß diese Freunde mit all dem Guten, das sie brachten, zu der weihevollen Sonntagsstimmung im Elternhause beitrugen. Und es waren Sonntagsmenschen, diese Freunde.

Es sind ja nicht nur Namen, die ich nenne, alle haben noch heute einen guten Klang, so mögen, um das Bild zu vervollständigen, hier einige folgen. Da war Justus v. Liebig, sein Schwiegersohn Moriz Carriere, der liebenswürdige Zoologe Siebold, der so interessant vom Kleinleben der Insekten zu erzählen wußte. Da war der geistreiche Arzt Karl Pfeufer (mein Lebensretter im Cholerajahr 1854), der liebenswürdige Maler Fr. Dürck mit seiner schönen Gattin, der Musiker Wilhelm Speidel, der witzige Maler Louis Asher, der Jurist Bluntschli, Franz Liszt mit der Fürstin Wittgenstein, Ernst Förster, Feodor Dietz, die Dichter Geibel, Bodenstedt, der Märchenpoet Andersen, Franz Kobell, Moritz Schwind, der Hygieniker Pettenkofer, Dönniges, die Sängerin Jenny Lind, der Schriftsteller Kürnberger, der, aus politischen Gründen von Oesterreich aus steckbrieflich verfolgt, bei meinen Eltern in einem kleinen Gartenhause monatelang ein sicheres Versteck fand, sie alle kamen als liebe Freunde, sie belebten die schattigen Wege unsers großen Gartens, sie füllten das Haus mit Musik, Gesang und Poesie und machten es so zu einem Sammelpunkte geistigen Strebens und menschlichen Behagens.

Doch — wenn wir an unsre Kindheit denken, werden wir Alten leicht geschwätzig. Lassen Sie mich darum diese persönlichen Erinnerungen an meine Eltern mit einer kleinen Auslese von Briefen beschließen.

Die oben erwähnten großen Aufträge riefen meinen Vater von 1847 bis 1865 alljährlich während der Sommermonate nach Berlin, und die zahlreichen Briefe, die die Eltern während dieser langen Zeit wechselten, sind vielleicht für die Kenntnis damaliger Zeit und Anschauung sowie für den so stark ausgeprägten Familiensinn Kaulbachs von weiterem Interesse:

Brief Kaulbachs an seine Frau Josephine.

Berlin, 16. Juni 1847.

„Meine liebe beste Josephine und meine teuern Kinder!

Ich grüße und küsse Euch tausendmal! Also ich bin, wie ich Euch schon in meinem vorigen Briefe angezeigt habe, in Berlin angekommen und ich muß Dir gleich gestehen, daß die Stadt mir besser gefällt, als ich erwartet habe.

Wahrhaftig! Man hat aus dieser Sandwüste alles Mögliche gemacht! Die ersten Tage meines Hierseins litt ich an argen Zahnschmerzen, die ich mir auf der Eisenbahn in den kalten Tagen zugezogen hatte. Konnte also wenig ausgehen und habe erst gestern Deine lieben Briefe in Empfang nehmen können. Danke Dir tausendmal, fahre nur so fort, mir zu schreiben! — Ich habe meinen Karton (Turmbau von Babel) in demselben Lokale ausgestellt, wo er auch gemalt wird, und er gefällt außerordentlich. Herr v. Olfers (Direktor der beiden Museen) und Geheimrat Stüler, die den Karton zuerst sahen, umarmten mich vor Entzücken. Die beiden Herren tun alles, was sie mir an den Augen absehen können, und sind beide die personifizierte Güte und Gefälligkeit ...

Gestern morgen kam die Nachricht, daß ich gleich nach Potsdam zum König (Friedrich Wilhelm IV.) kommen solle. Ich kam mit Olfers dort um ein Uhr an. Wir wurden beschieden, um drei Uhr bei der Tafel zu erscheinen. Um halb drei Uhr versammelten sich der Hof und die Gäste im Bibliothekzimmer Friedrichs des Großen. Der König und die Königin erschienen bald und waren außerordentlich freundlich und gütig ... Dann ging's zur Tafel in demselben Speisesaal, wo der alte Fritz mit Voltaire (der Teufel hole das französische Schreiben! Den Namen wirst Du kaum lesen können!) schmausten und ihre Leuchtkugeln des Witzes steigen ließen. Ich saß zwischen Herrn v. Olfers und Herrn A. v. Humboldt und dem Könige gegenüber, der mir sehr viel Schmeichelhaftes über Reineke Fuchs sagte, den er sehr genau kennt und einige Blätter zum Aerger der hochnasigen Hofschranzen gut zu erklären wußte, wobei ihn der verehrungswürdige Humboldt aufs beste unterstützte. Nach der Tafel lustwandelte die Tischgesellschaft auf der Terrasse unter hochstämmigen Orangenbäumen, die schon der alte Fritz gepflegt hatte. Die Königin war so gnädig, uns einzuladen, auch den Tee mit ihnen zu trinken, das war mir denn doch zu viel des Guten, aber ich wurde von Herrn v. Olfers gezwungen, zu bleiben. So gütig die beiden, König und Königin, nun auch waren und so sehr sie mich auch auszeichneten, so war mir das doch zu viel der Ehre und ich wünschte und werde meine Maßregeln danach nehmen, daß dies so bald nicht wiederkehrt, denn es ist doch zu viel Abgeschmacktes dabei von seiten dieser Hofdamen und Hofherren. Du solltest nur mal mit anhören, wie dieses Völkchen eine überschwengliche Liebe für die Kunst heuchelt!...

Cornelius habe ich auch schon einige Male gesehen. Mein Karton hat großen Eindruck auf ihn gemacht. Morgen abend sind wir bei ihm zu Gast. Graf Raczynski, der gute treffliche Mann, dem ich so viel zu danken habe, weinte vor Freude, als er mich sah, und ich speise jeden Mittag bei ihm in seiner Galerie im Angesicht der Hunnenschlacht. Mir sind auch die Augen naß geworden, wie ich meine Hunnen und Römer wiedersah! Es ist ein gutes Bild! — Abends elf Uhr. Ich komme eben von einem großen Tee bei Herrn v. Olfers zurück und will mich mit Dir, mein geliebtes Weib, noch etwas unterhalten, denn Du und meine lieben teuern Kinder sind doch mein Liebstes und Kostbarstes, was ich habe. Alles andre ist doch eitler Kram, spricht schon Salomo. Nur zwei Gegenstände nehme ich aus: ein Familienglück und die Kunst. Von beiden

hat aber Salomo, wie bekannt, nichts verstanden, denn was seine Familie betrifft, so war die, wie Du weißt, zu groß, er hatte 500 Weiber! — Diesen Greuel! — Also Salomos Liebe in 500 kleine Teilchen! Da kam auf jede verflucht wenig, und damit wärst Du sicher nicht zufrieden gewesen! — Und was die Salomonische Kunst betrifft, die war schon in der Geburt erstickt, denn seit dem goldenen Kalbe haben die Juden nichts mehr in den schönen Künsten getan! Sieh, da habe ich wahrhaftig den Anfang einer Kunstgeschichte geschrieben!...

Lebet wohl!

Dein W. K."

Aus einem andern Briefe W. K. an J. K.:

Sonntag den 11. Juli 1847.

„Jeden Freitagabend ist bei Olfers, Samstag bei Cornelius und bei Minister Eichhorn große Gesellschaft, wo man mit Glacéhandschuhen und dem Hut in der Hand Parade machen muß; wo ich dann öfters gegen die Gesellschaftsordnung arge Verstöße mache, sogar gegen einige überbildete zuckersüße Weiber sehr grob geworden bin, aber ‚dem genialen Künstler wird alles verziehen,‘ sagt dieser süße Pöbel! Solche Abende oder Stunden vielmehr sind in der Regel unermeßlich langweilig, und dann habe ich ähnliches Verlangen, ähnliche Wünsche wie der erhabene Achilleus in der Unterwelt, wo er den Toten als Herrscher gebietet. Dieser Held würde sein unterirdisches Königreich samt seinem Nachruhm mit Freuden hingeben, nur um das Licht der Sonne wiederzusehen. Aehnlich diesem unvergleichlich schön gelockten Pellionen würde auch ich all meine Berliner Herrlichkeiten mit Freuden hingeben, wenn ich die Wonne, die Lust, das unaussprechliche Entzücken wieder genießen könnte, meinen teuern Freund Hauser,[1]) diesen herrlich strahlenden Gott Gambrinus, den Münchner Helios, den Musenführer einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen!

Euer W."

Aus einem andern Briefe K.s an seine Gattin:

26. Juli 1847.

„Die schönen Tage der Festessen, Visitenmachen, Kur- und Kapriolenschneiden, anmutsvolle Reden führen — alles das ist nun vorüber, und Reineke Fuchs hat sich wieder in seine Höhle (Museum) zurückgezogen. Die Komödie hat fürs erste ein Ende. Sie wird aber wahrscheinlich nächstens in einzelnen Scenen oder Akten wieder aufgeführt, und ich habe mir fest vorgenommen, jedesmal und bis zum Ende meiner hiesigen Laufbahn meine Rolle schön und mit Anstand durchzuführen. In den glanzvollen Wochen, die ich hier zubrachte, habe ich kostbare Studien zu meinem Totentanz gemacht. Ich sammle für die Winterabende. Da soll einiges ausgeführt werden. Wir[2]) sind jetzt in voller Tätigkeit, an Babel zu malen. In der Früh halb sieben Uhr gehe ich von Hause fort und brauche eine halbe Stunde, um ins Museum zu kommen; dieser

[1]) Direktor der Musikschule in München.

[2]) D. h. Kaulbach und seine Mitarbeiter Echter und Muhr.

lange Weg ist mir sehr zuträglich, denn ich komme den ganzen Tag nicht wieder heraus bis abends sieben Uhr. Ich frühstücke Milch und Brot, und mittags lasse ich mir eine Portion rohen Schinken mit Brot holen. Abends sieben bis acht Uhr esse ich erst warme Speisen und trinke ein Glas nachgemachtes bayrisches Bier. Diese Einteilung bekommt mir sehr gut. Um acht oder halb neun geht es dann nach Hause, wo ich entweder etwas lese oder an Dich schreibe und eine Zigarre schmauche. Da fallen mir aber leider oft zu früh die Augen zu, wie z. B. jetzt. — Gute Nacht, liebes bestes Weib! Ich schlafe mit dem Gedanken an Dich und die Kinder ein!

Dein W."

Brief K.s an J.:

August 1847.

„... Vorgestern bekam ich wieder eine Einladung nach Potsdam zur königlichen Tafel, und als Herr v. Olfers mich abholen wollte, sagte ich ihm, ich könne nicht mitgehen, ich sei ja bei Gott Vater im Himmel sehr fleißig (Kaulbach malte an dem Gott Vater, der die Völker beim Turmbau von Babel scheidet) und da hätte ich keine Zeit, bei Seiner Majestät zu essen. Da hat der Herr v. Olfers einen roten Kopf gekriegt. Gestern kam er wieder, um mir zu sagen, daß der König sich sehr über meinen Fleiß und meine Weigerung gefreut habe, und es würde ihm nun eine doppelte Freude sein, wenn ich in der nächsten Woche sein Gast sein wollte. Der König ist ein sehr freundlicher, gütiger und gescheiter Herr, der einen Unterschied zwischen einem Künstler und seinen Hofschranzen zu machen weiß."

Die Briefe aus dem Jahre 1848 bieten insofern ein allgemeineres Interesse, als sie Mitteilungen über die nationalen Bestrebungen und revolutionären Ereignisse in München und Berlin enthalten.

Unter den ersteren ist wohl der nach dem Vorgange Frankfurts von hervorragenden Männern und Frauen Münchens im Jahre 1848 gegründete deutsche Flottenverein zu nennen.

Kaulbachs Gattin, Josephine, stand mit an der Spitze dieser Bewegung, und wohl auch Fernerstehende werden die begeisterten Berichte, die sie darüber an ihren Gatten nach Berlin schreibt, mit Teilnahme lesen.

Brief Josephinens an ihren Gatten:

München, 10. Mai 1848.

„Was mich jetzt am meisten in Anspruch nimmt, das sind die Angelegenheiten der deutschen Flotte. Die Sache wird immer großartiger und ausgebreiteter, und ich komme mit allen möglichen Leuten in Berührung.

Heute war große Versammlung bei Schulze (Besitzer des damals bedeutendsten Konfektionsgeschäftes in M.). Eichthal und mehrere Herren aus dem Bürgerstande waren dort. Es soll nämlich ein Komitee von tüchtigen Männern gebildet werden, damit die Sache eine Gestalt bekommt, und jeder von uns schlug einige Männer vor. Ich gewann noch dazu: Ministerialrat Hermann, Franz Lachner,

Ernst Förster und Neureuther.[1]) Sie nahmen alle mit größter Freude an und versprachen, nach Kräften für die Sache zu wirken ..."

Josephine an ihren Gatten:

11. Mai 1848.

„Nun haben wir die große Versammlung überstanden. Es waren etwa dreißig der tüchtigsten Männer zugegen, z. B. Seuffert, Oberbergrat Feder, Hermann, Lachner, Pocci, Feodor Dietz (Maler), Neher (Maler), Neureuther (Maler), Schlichtegroll, Eichthal, E. Förster, Schorn, einige Offiziere, die beiden Schulze, Spatenbräu, Lotzbeck. Von Damen: Frau Hartmann-Stunz, Wrede, List, Passavant, Könitz und ich. Es war ungemein interessant, die verschiedensten Meinungen zu hören. Seuffert sprach ausgezeichnet, Förster wurde einstimmig zum Vorstand ernannt, Schulze zum Kassier. Förster soll nun einen Aufruf schreiben, der in der Stadt verteilt werden soll. Darin werden die Münchner aufgefordert, Geld und Geldeswert beizusteuern. Ferner soll eine Ausstellung veranstaltet werden, in welcher nicht nur Bilder, sondern auch sonstige schöne Sachen zum Verkauf oder zur Verlosung kommen sollen. Das Ganze wird Neureuther auf geschmackvolle Art arrangieren. Lachner und Pocci wollen auch noch ein großes Konzert veranstalten, wo möglich im Freien, und die Künstler wollen eine Komödie aufführen, was sicher viele Menschen locken wird.

Siehst Du, lieber Wilhelm, so steht es mit der deutschen Flotte; das allgemeine Interesse ist erwacht. An Geld haben wir schon 1500 Gulden (ohne die Beiträge an Schmuck) beisammen. In Augsburg sind 5000 Gulden eingegangen ..."

Dem nächstfolgenden Briefe Josephinens lag der von Frankfurt ausgehende Aufruf des fünfziger Ausschusses bei, und ich glaube angesichts unsrer heutigen stolzen deutschen Flotte diesen glühenden Sehnsuchtsruf aus kaiserloser Zeit den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Er lautet:

Deutsche Flotte.

An das deutsche Volk!

Brüder!

„Deutsche Kriegsflotten wiegten einst ihre Masten auf allen Meeren, schrieben fremden Königen Gesetze vor, verfügten selbst über die Kronen der Feinde deutscher Macht und Herrlichkeit! Jetzt sind wir wehrlos auf der weltengebietenden See, jetzt sind wir wehrlos selbst auf unsern heimatlichen Strömen! Ihr wißt es, was mit gerechtem heiligem Zorne jedes deutsche Herz entflammt! Das kleine Dänemark verhöhnt das große, im Lichte seiner Freiheit, im Bewußtsein seiner hohen Weltsendung doppelt mächtige Deutschland. Ein paar Kriegsfahrzeuge, eine Handvoll Seesoldaten dürfen es wagen, deutsche Ströme zu sperren, unsre

---

[1]) Franz Lachner, Musiker, später Generalmusikdirektor. Ernst Förster, Maler und Kunsthistoriker. Ernst Neureuther, Maler.

blühende Handelsmarine dem schmählichen, bereits gewagten Seeraube preiszugeben. Unsre Nationalehre ist angetastet, der deutsche Gewerbefleiß bedroht; kann, darf ein großes edles Volk solches ertragen? In den Nord- und Ostseestaaten antworteten unsre wackern Brüder bereits mit der Tat ein namhaftes: Nein! Sie ringen, Deutschland seetüchtig zu machen, heiliger Eifer begeistert die Wackern. Sie scheuen kein Opfer, der Schmach ein Ende zu machen.

Brüder! Ganz Deutschland, das ganze Deutschland muß im gleichen Geiste wirken, gemeinsames Handeln tut not, und die gemeinsame Kraft kann helfen für die Gegenwart, kann helfen für die Zukunft; es gilt, eine deutsche Marine zu bilden! Der fünfziger Ausschuß wendet sich an das deutsche Volk, damit es unverweilt das große Werk fördern helfe! Sachverständige aus allen deutschen Küstenstaaten werden am 31. Mai in Hamburg darüber tagen. Deutsches Volk, unterstütze sie mit der Tat! Wann hat Deutschland sein Gut gespart, so es die Ehre, die Unabhängigkeit des Vaterlandes galt! Auch der Heller des Unvermögenden wird dankbar angenommen werden.

Reich und arm muß gleichmäßig die Freude werden, zu Deutschlands Erhebung mitzuwirken. Wenn das deutsche Volk will, werden bald schwarz-rot-gelbe Flaggen auf deutschen Kriegsschiffen wehen, werden bald unsre Feinde uns achten, auf der See wie auf dem Lande! Voran, deutsches Volk, allüberall Deine Ehre zu wahren, allüberall für die Entfaltung Deiner Machtherrlichkeit zu sorgen!"

Josephine an ihren Gatten:

5. Juni 1848.

„Heute kam endlich die Antwort der Königin. Sie ist sehr freundlich abgefaßt. Auch ließ die Königin 400 Gulden Schulze zukommen, aber mit dem Bemerken, ihren Namen nicht zu veröffentlichen. Das ist nun eine fatale Sache. Gerade daran wäre uns viel gelegen gewesen. Nun soll Graf Bray die Sache vermitteln und der Königin die Notwendigkeit der Veröffentlichung vorstellen. — Die Einnahmen steigern sich immer mehr. Gestern überschickte der Bierbrauer Knorr einen Beitrag von 200 Gulden. Am 15. Juni soll die Bilderausstellung (auch zum Besten der deutschen Flotte) ihren Anfang nehmen. Sie wird gewiß sehr originell, denn alle Künstler geben etwas zur Verlosung. Auch die Kaufleute und Handwerker geben jeder etwas dazu.

Lieber Schatz! Du hast gewiß schon eine Ahnung, wo mein vieles Geschwätz hinaus will, und ich weiß, Du hast auch schon im Stillen daran gedacht, etwas beizusteuern. Es wäre ja auch eine Schande; dann denke nur, wie dies der Sache nützen würde, wenn man sogar etwas von Kaulbach gewinnen könnte. Bitte, schlage mir es nicht ab. Denn Du hast gewiß etwas unter dem großen Schatz von Zeichnungen, vielleicht ein Blatt aus Siegfried oder etwas andres? Vergiß es nicht, aber gib mir eine freudige Antwort, nicht wahr? Auch für die Ausstellung selbst möchte ich etwas haben! Leb wohl und gesund und sei mir nicht böse, daß ich so viel über meine Angelegenheiten schreibe!

Deine Josephine.

Ich sage Dir, schlage mir die Bitte nicht ab!"

Kaulbach war, wie es scheint, in Berlin von seinen Arbeiten, von geselligen Verpflichtungen und nicht zuletzt von den Eindrücken, die die dortigen Bewegungen im Volke auf ihn machten, derart in Beschlag genommen, daß er den Bemühungen seiner Gattin und seiner Freunde um die deutsche Flotte nicht die von ihnen erhoffte Teilnahme schenkte. Er scheint diese Sache mehr als eine patriotische Spielerei angesehen zu haben. Lassen wir ihn selbst reden:

Berlin 1848, ohne Datum.

„Ich befinde mich, obgleich ich viel Arbeit habe, frisch und gesund, bin auch meist guter Laune. Die böse traurige Stimmung, der ich nur anheimgegeben bin, wenn ich nicht arbeite, hat ihren Ursprung in der Entfernung von Euch, meine lieben Teuern! Den lieben Großmüttern die herzlichsten Grüße, und meiner guten Mutter kann ich versichern und wirst mir's auch glauben, daß, als ich mit dem Dampfwagen durch Westfalen fuhr, es mich gewaltig nach dem Onkel Heinrich hingezogen hat. Aber ich hatte nicht Ruhe und Rast mehr, ich mußte weiter.

Ich war gestern abend bei Waagen, Direktor der Bildergalerie im neuen Museum zu Berlin, eingeladen und fand dort eine große interessante Gesellschaft von Frauen und Männern, unter andern auch den General Willissen, einen sehr liebenswürdigen kenntnisreichen Mann. Wir haben seinen Namen bei den Ereignissen in Posen, wohin er als Friedensstifter geschickt war, öfter nennen hören. Er erzählte uns merkwürdige Begebenheiten von seiner dortigen Mission.

Um halb zwölf verließ ich die Gesellschaft, und wie ich unter die Linden komme, war alles voll Menschen, die trotz der späten Stunde in heftigstem Reden und Streiten waren. Dieses Treiben dauert nun jede Nacht bis gegen Morgen. Am Schluß einer jeden Rede, die dort gehalten wird, wird entweder dem König, dem Prinzen von Preußen, einem Minister oder irgend einem andern Beamten ein Pereat oder Lebehoch ausgebracht. Vor einigen Abenden haben wir wieder einer Volksversammlung ‚unter den Zelten' beigewohnt. Du solltest einmal diese Menschen hören, was die für eine gottlose Zunge haben! Es gibt nichts, was diese Burschen nicht begeifern. Es wird auch viel gesungen, z. B. ‚Welch Glück ohnegleichen, eine Preuße zu sind'.

Wenn man hier in Norddeutschland einige wenige Wochen verlebt hat, so wird man bald zu der traurigen Ueberzeugung kommen, daß es mit Deutschlands Einigung noch sehr hoffnungslos bestellt ist. Die Berliner sagen: ‚Wenn Preußen sich nur glorreich gestaltet, was geht uns das südliche katholische Deutschland an! Wir haben mit dem Süden nichts gemein!' Hier in Berlin herrscht nach der Meinung der Protzen Intelligenz, Bildung, hoher Verstand und feiner schlagender Witz, kurz gesagt: ein Volk von Göttern! Im Süden dagegen sei viel Gemütlichkeit — Geistesfaulheit mit andern Worten. Mit solch einer Rasse habe man gar keine Gemeinschaft ...

Den Schöpferinnen der Flotte, den sehr liebenswürdigen Damen lege ich mich zu Füßen und gebe die Versicherung, daß ich alles, was mir und den Berliner Menschen möglich ist, für diese Flotteangelegenheit tun werde!

Aber was habe ich für ein außerordentliches Weib! Ich empfehle mich der Frau Kaulbach gehorsamst und bitte, mich unter ihren hohen Schutz zu nehmen!"

Kaulbach hatte in einem früheren Briefe unter anderm den Verdacht ausgesprochen, es sei, da er gar nichts mehr über die Flotte höre, der Eifer der Münchener Frauen schon abgekühlt. Auf diese scherzhafte Aeußerung antwortete die Gattin am 28. Juli 1848:

28. Juli 1848.

„Mit der zum Besten der deutschen Flotte geplanten Bilderausstellung ist es nichts! Die Künstler, auf die man sich nie verlassen kann, haben außer Neureuther alle erklärt, daß sie keine Zeit hätten. Der eigentliche Grund aber ist der, daß die Verantwortung zu groß wäre, jetzt, in der unruhigen Zeit, ein solches Lokal, wo die Schätze ausgestellt würden, genügend zu bewachen. Aber die Verlosung findet nächstens statt. Von allen Gewerben und Kaufleuten wurden Gegenstände erbeten; die Frauen und Mädchen liefern auch hübsche Sachen.

Ich habe alle meine Kräfte aufgeboten und bin zu all meinen Kaufleuten gegangen, zu Schuster, Schneider, Gärtner, Wursthändler, Konditor und zur Putzarbeiterin. Schulze mußte oft lachen, weil ich fast jeden Tag mit vollen Händen kam. Doch genug davon, ich fürchte, Dich mit meinem deutschen Patriotismus zu langweilen, aber ich sage Dir, daß ich mit Leib und Seele dafür arbeite, und daß selbst Deine Witze mich in meiner Tätigkeit nicht irre machen sollen! Du glaubst, lieber Schatz, unsre Begeisterung für die deutsche Flotte habe schon nachgelassen? Warum sollten wir jetzt weniger tätig sein, wo die Sache so viel Anklang gefunden hat? Wären wir wirklich so arm an Begeisterung und an Feuer, wie Du so freundlich warst, uns zu schildern, dann hätten wir wahrlich nichts zu stande gebracht!

Am Anfang waren wir nur das Gespött und Gelächter der Männer, worunter auch mein Gemahl ...

Obwohl wir mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, gingen wir doch siegreich aus dem Kampfe hervor.

Daß ich Dir weniger davon geschrieben, geschah mit Absicht, denn ich war Dir böse, weil Du Dein Versprechen nicht gehalten und keine Zeichnung dazu gegeben hast! Wenn Du mich wieder versöhnen willst, so frage bei Cornelius, Rauch, Wigmann und andern an, ob sie nicht auch eine Zeichnung oder ein Figürchen schenken wollen.

Deine Josephine."

Aber Kaulbach erfüllte die Wünsche der Gattin nur halb, er schreibt:

„Was die Zeichnung für die deutsche Flotte betrifft, so warte damit, bis ich wieder nach Hause komme, dann will ich eine suchen. Den Anakreon kannst Du ausstellen, nichts weiter! W."

Im nächsten Briefe spottet er:

„Der König von Preußen hat einmal gesagt: Preußen soll in Deutschland aufgehen! — Ich sage jetzt: Mein Ruhm als Künstler geht in Deinem Ruhm als Flotte-Dame, o verzeih, ich wollte sagen: Dame der deutschen Flotte ganz und gar auf! Wehe! Wehe! So soll denn mein Pinsel ganz zu nichte werden! Hier sitze ich in einer Ecke des Museums und weine bittere Tränen, so salzig wie Meerwasser, und Du, die Passavant und List, Ihr sehr berühmten hochgefeierten Damen, fahrt in einem Kanonenboot triumphierend an mir vorüber — ein schauderhaftes, aber sehr ergreifendes Bild — nicht wahr, was einem alles in dem verrückten Berlin einfällt!"

Doch die patriotische Gattin ließ sich durch den Spott nicht irre machen, sie kann ihm im nächsten Briefe berichten, daß die Einnahmen bereits auf 7000 Gulden gestiegen sind, und am 30. Juli 1848 schreibt sie:

30. Juli 1848.

„Die Gegenstände zur Verlosung sind von heute an ausgestellt. Der Eifer nimmt immer mehr zu. Viele Kunstsachen wurden dazu gegeben, z. B. von Neureuther ein wunderschönes Bildchen, ‚Jung gewohnt, alt getan', von Oldenbourg (Cotta) zwei Exemplare Reineke Fuchs, ein ‚Narrenhaus' und ein ‚Verbrecher aus verlorener Ehre' von Kaulbach! Darüber wirst Du Dich wundern, nicht wahr? Ja, siehst Du, so geht es, wenn die Männer eigensinnig sind! Alle, alle haben etwas gegeben. Uebermorgen soll in Neuberghausen die Verlosung stattfinden . . .

Nur Guido Görres sagte mir heute, wenn er etwas zu befehlen hätte, so würde er diese Spielerei mit der deutschen Flotte allgemein verbieten. Darauf sagte ich ihm, daß ich es für ein großes Glück hielte, daß er gar nichts zu sagen habe!"

Aus einem folgenden Brief Josephinens an den Gatten:

„Soeben nachts elf Uhr komme ich von dem schönsten Feste zurück, das ich je erlebte. Sämtliche Liedertafeln, gewiß an 400 Sänger, gaben zum besten der deutschen Flotte im Prater ein Gesangsfest, also ein deutsches Fest. Es sollen 2500 Karten verkauft worden sein. Du kannst Dir also eine Idee machen, wie der Garten gefüllt war. Ich ging mit dem Vater und der Schwester Dietz hin, und Fräulein Kohler holten wir im Atelier ab. Große deutsche Fahnen waren am Eingang aufgestellt; der Garten war prächtig dekoriert, eine große Tribüne für die Musiker war erbaut und alles herrlich geschmückt. Als wir hinkamen, waren schon viele, viele Menschen und gute Bekannte da, ja Leute, die sonst nie solche Veranstaltungen besuchen; das tat meinem Herzen wohl. Mit genauer Not bekamen wir einen Tisch. Rings um uns saßen Bekannte. Alle Minister waren zugegen, darunter Graf Bray, der sich lange mit mir unterhielt. Ich kann Dir nicht sagen, wie herrlich die Leute sangen. Es trug die Wahl der Gesänge auch viel dazu bei. Meistens waren's Lieder deutschen Charakters, so recht für unsre Zeit, worunter einige von Lachner ganz vortrefflich waren. Zum Schluß riefen einige Schreier nach der Marseillaise, aber

da hättest Du den Spektakel hören sollen. Männer und Frauen schrieen alle zugleich: ‚Nein, das deutsche Vaterland!‘, was sie auch gleich zu singen begannen, während alles mit einstimmte. Der Jubel war so groß, daß sie das Lied nochmal wiederholen mußten. Es ist aber auch ein herrliches Lied, ganz für unsre Zeit. Als es dunkel wurde, brachte man eine Menge farbiger Papierlampen auf die Tische, am Eingang brannten große Pechpfannen, auch waren die netten Gartenhäuser alle mit farbigen Lampen geschmückt. All dies gewährte einen zauberhaften Anblick, und ich dachte immer: ‚Könntest Du doch auch meine Freude teilen,‘ denn diesen Abend werde ich nie vergessen!“

Kaulbach kehrte nun aus Berlin zu den Seinen zurück, und damit enden die Mitteilungen Josephinens über den weiteren Verlauf der Flottenbewegung. Im Anschluß an die obigen Briefe dürften nun vielleicht einige Stellen aus der Korrespondenz der beiden Gatten von Interesse sein, in der ihre Erlebnisse und Empfindungen aus dem Jahre 1848 berührt werden.

Kaulbach an Josephine:

Berlin (ohne Datum) 1848.

„Ich bin in voller Tätigkeit und habe schon eine halbe Figur gemalt.

Vorgestern speiste ich in Potsdam bei den Majestäten. Der König war bei der Tafel und auch nachher (ich war von zwei bis sieben Uhr da) sehr gesprächig, schien auch heiter zu sein. Er ergoß sich in ein ausführliches Lob über die Kreuzfahrer von Jerusalem (das zweite nun in Arbeit befindliche Bild im Treppenhause) und sprach mit großer Begeisterung und Einsicht, was mich sehr freute, sowohl um meinet- als auch um seinetwillen, da er doch wenigstens auf einige Stunden seine Sorgen vergaß. Es steht ihm auf dem Gesicht geschrieben, daß ihm seine goldene Krone in jüngster Zeit zur Dornenkrone geworden ist! Er ist, seit ich ihn zuletzt sah, bedeutend älter geworden. Die Königin sieht sehr leidend aus. Es ist entsetzlich, was dieses königliche Paar hat alles durchmachen müssen. Es soll grauenhaft gewesen sein, als man die blutigen Leichen in den Schloßhof brachte und die Königsfamilie, durch das Volksgeheul herbeigerufen, die Toten in Augenschein nehmen mußte ... Von hiesigen Künstlern habe ich noch wenige gesehen. Gestern war ich bei Olfers und beim trefflichen Rauch. Seine Reiterstatue Friedrichs des Großen ist bewunderungswürdig, außerordentlich in Auffassung und Durchbildung. Gestern abend wohnten wir einer großen Volksversammlung ‚unter den Zelten‘ bei. In der ersten Mainacht auf dem Brocken, wenn alte und junge Hexen und Teufelsbanner sich dort um Satanas versammeln, um den alten Spruch von seiner Muhme, der Schlange: ‚Ihr sollt werden wie Gott‘ aber- und abermals zu hören, dort kann es nicht unbändiger hergehen!“

Josephine an den Gatten:

11. Juni 1848.

„Wie jetzt in Deutschland die Sachen stehen, wird es wohl zu einem allgemeinen Kriege kommen. Das ist nicht mein Urteil, sondern General Passavant (bayrischer General) hat es gestern ausgesprochen. Er erzählte von den

bayrischen Soldaten und welch guter Geist unter ihnen herrsche. Die im Seekreise sind allen Versuchungen der Republikaner ausgesetzt, aber sie bleiben fest...

Oesterreicher und Bayern sieht man Arm in Arm spazieren gehen. Sie vertauschen ihre Tschakos zum Zeichen inniger Freundschaft!

Das ist erfreulich, und im ganzen hört man nur wenig räsonieren. Nur wenn der kleine dreijährige Kronprinz mit sechs Pferden und einem Vorreiter nach Nymphenburg fährt, dann fängt das gemeine Volk an, seinem Empfinden auf grobe Weise Luft zu machen. Ich las gestern die ‚Allgemeine Zeitung'. Die Schmähschriften in Berlin gegen den König übertreffen aber alles andre an Unverschämtheit. Wie ist es möglich, unter solchem Gesindel die Ruhe herzustellen?"

Obwohl sich Kaulbach dem Enthusiasmus für die deutsche Flotte gegenüber ziemlich skeptisch verhalten hatte, so fühlte er doch warmen Herzens mit, wo es sich um die große Frage der Befreiung des Vaterlandes aus geistigen und politischen Fesseln handelt. Er schreibt aus Berlin:

„In den Kreisen der protestantischen Jesuiten, der Mucker, herrscht eine Verstocktheit, eine Unduldsamkeit, die keine Grenzen kennt. Jede andre politische oder religiöse Meinung (und weicht sie auch nur ein Haar breit von der ihrigen ab) verdammen sie in den tiefsten Pfuhl der Hölle. Alle Ereignisse, alle Erscheinungen unsrer Zeit sind bei ihnen Eingebungen des Satans oder des Antichristen, der nächstens erscheinen soll. Das einige Deutschland, weil Katholiken und Juden auch daran teil haben, eine freisinnige Verfassung, die Stadt Frankfurt mit dem Parlament und dem Reichsverweser Johann, Goethe, Schiller, Kant, Humboldt und hundert andres Herrliche und Schöne — kurz, alles, woran sich edle patriotische Männer und Frauen erquicken und begeistern, alles das ist ihnen ein Greuel! Gegen solch wütenden Fanatismus erscheint mir nun unser Guido Görres als ein sehr harmloser Mann, den man auf seinem Steckenpferdchen sollte reiten lassen; denn von dem hohen feuerschnaubenden Rappen, auf dem die Ultramontanen in früheren Zeiten einherstolzierten, hat sie die Zeit schon längst heruntergeworfen, und sie werden nie wieder obenauf kommen!

Das einst so freche und übermütige Ungeheuer ist durch die Gottesgeißel der ersten und zweiten französischen Revolution um sein Leben gekommen und befindet sich in neuester Zeit nur mehr ausgestopft in Raritätensammlungen. Nichts ist aber lächerlicher, als wenn diese Leute über die Münchener schimpfen, sie hätten keine Bildung, keine Toleranz! Ja, wo soll denn die herkommen? Das zehnjährige Abelsche Regiment hat sie nicht gesäet, wohl aber Fanatismus, Beschränktheit und Unduldsamkeit, und diese kehrt sich in jüngster Zeit gegen den eignen Sämann, gegen die ultramontanen Maulwürfe! Lebet wohl! Das Geld für die Farben werde ich durch den Geldwechseler oder Wexler (weiß der Teufel, das Wort kann ich nicht schreiben) schicken. W. K."

Daß aber die Ultramontanen sich damals in München auf ihrem „feuerschnaubenden Rappen" noch sehr sicher fühlten, mögen Stellen aus einigen Briefen Josephinens an ihren Gatten dartun:

20. August 1848.

„Die Gemüter sind hier sehr aufgeregt. Bei der Fahnenweihe sämtlicher Freicorps fand ein großes Zerwürfnis zwischen den verschiedenen Konfessionen statt. Bei der Fahnenweihe, die der katholische Geistliche vornahm, wollten die Protestanten und Juden auch vertreten sein. Ich meine, das hätte uns auch nicht in die Hölle gebracht! — Aber die Ultramontanen arbeiteten mit allen Kräften dagegen, und so lud endlich Prinz Max den Protestanten und Rabbiner in seinem Namen ein. Letzterer war so vernünftig und kam, der Protestant aber war gekränkt und ließ sich nicht sehen. Wegen dieser Abgeschmacktheit sind viele aus dem Freicorps ausgetreten. Nun schimpft man wieder auf den Erzbischof und will ihm eine Katzenmusik bringen!"

Dieselbe an denselben:

22. August 1848.

„Guido Görres hat wieder was Schönes angefangen. Er wäre dafür beinahe vom Volke gesteinigt worden. Gestern nämlich erschien ein Aufruf an alle Katholiken, daß wir zusammenhalten müßten, unsre Religion sei in Gefahr, der Unterricht müsse allein der Geistlichkeit zufallen rc., eine Adresse läge auf dem Rathause, wo sich alle guten Christen unterschreiben sollten, um dann die Epistel nach Frankfurt zu schicken. Der Aufruf wurde schon an den Straßenecken heruntergerissen, und die Menschen strömten aufs Rathaus, nicht um zu unterschreiben, sondern um ihrem Unwillen Luft zu machen. Dort wurde für und gegen gesprochen. Schließlich packten einige Menschen die Adresse mit ungefähr 600 Unterschriften und zerrissen sie. Die Tintenfässer warfen sie sich an die Köpfe, die Magistratsräte flüchteten mit genauer Not, und die Menschenwoge stürzte dann hinunter auf die Straße. Da kam auf einmal unser guter Guido Görres des Wegs. Er wurde von der Menge umringt[1]) und versuchte zu sprechen, aber er wurde nicht angehört. So schleppten sie ihn bis in die Burggasse und wollten dort über ihn herfallen. Er aber, Dank seiner großen Gewandtheit, entschlüpfte ihren Fäusten und entfloh bis auf den Schrannenplatz unter die Bögen, wo er sich ausruhte. Ein Bekannter, der ihn dort sah, rief ihm zu: ‚Um Gottes willen, was haben Sie angefangen? Wie haben Sie Ihrer Partei geschadet!' Da sprach Görres: ‚Man muß für seinen Glauben zu sterben wissen!'

Josephine."

Mit diesen kleinen Schilderungen damaliger Zustände und Stimmungen in München, die in manchem an die heutigen erinnern, schließen die Briefe der Eltern aus dem Jahre 1848.

Den Briefen aus den folgenden Jahren fehlt der Hintergrund dieser so bewegten Zeit, obgleich auch sie eine Fülle interessanter Momente aus dem Leben Kaulbachs bieten.

Aber ich möchte den Rahmen meiner kleinen Arbeit, die ja in erster Linie

[1]) Görres hatte, wie es scheint, die Adresse und die Bewegung dafür veranlaßt.

persönliche Erinnerungen an meinen Vater bringen sollte, nicht über Gebühr erweitern.

Lassen Sie mich darum meine kleine Plauderei schließen, die vielleicht mehr zu eigner Aussprache und Befriedigung als zur Unterhaltung Ihrer Leser diente, und genehmigen Sie den Ausdruck größter Hochachtung, mit der ich bin

Ihr

Hermann Kaulbach.

Naturwissenschaftliche Revue.

Wenn ein Werk, wie die von L. Königsberger verfaßte Lebensbeschreibung Helmholtzens[1]) zur Besprechung steht, so würde es bei der hohen Bedeutung des Forschers, der nicht nur der modernen exakten Wissenschaft den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, dem es gelang, die Wirkungen der Musik und Malerei physikalisch zu begründen, allen andern vorangehen müssen. Das gleiche fordert die Art der Darstellung, die bei völliger Objektivität auch die schwierigsten Probleme, die Helmholtz bearbeitete, dem allgemeinen Verständnis nahebringt. Bisher ist erst der erste Band herausgegeben, man darf dem zweiten mit Spannung entgegensehen, und auch die ausgezeichnete Ausstattung des Buches mit den drei Bildnissen des auch hinsichtlich seines Charakters so hochstehenden Gelehrten wird den Leser erfreuen, wenn er unserm Rate folgt, das interessante Buch so rasch wie möglich zur Hand zu nehmen. Einen ähnlichen Genuß wird ihm auch die Lebensbeschreibung Ferd. Cohns[2]) bereiten, des Reformators der botanischen Wissenschaft, die im Verein mit seinem Schüler, Professor Rosen, seine Witwe herausgegeben hat. Sie konnte sich auf des Verstorbenen reichhaltige eigne Aufzeichnungen stützen und dadurch dem Buche einen besonderen Reiz verleihen.

Daß Cohn der Lehre Darwins zugetan war, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Trotzdem diese Lehre jetzt wohl Eigentum jedes Gebildeten geworden ist, so haben doch die Angriffe, denen sie in neuerer Zeit vielfach ausgesetzt war, sie hier und da verdunkelt, und so war es ein dankenswertes Unternehmen, daß sie Reiner für gebildete Laien wiederum dargestellt hat.[3]) Hätte die Darstellung die dieser Lehre gemachten Einwände wohl mehr berücksichtigen können, so haben wir dies kaum zu beklagen, denn diese Lücke füllt der Vortrag, den Ziegler über den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie[4]) auf der Naturforscherversammlung in Hamburg gehalten hat, in erwünschter Weise aus. Die Descendenzlehre ist danach allgemein angenommen, über die Selektions- oder Vererbungslehre jedoch gehen die Meinungen noch auseinander.

Darwins Lehre führte die Systematik aus ihrer Verknöcherung wieder zu neuem Leben zurück, denn aus jener ergab sich, daß diese nichts Geringeres wie eine Geschichte der Schöpfung in sich birgt. Neben ihr bildete sie die Biologie heran, und unsre Revue kann mancherlei Belege bringen, wie befruchtend sie wirkte. Auf zoologischem Gebiete tritt uns dies zunächst in Neumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas[5]) ent-

[1]) Braunschweig. Fr. Vieweg u. Sohn. 8 M.
[2]) J. U. Kerns Verlag (Max Müller), Breslau. 6 M.
[3]) Hermann Seemann Nachf. Leipzig. 2 M.
[4]) G. Fischer. Jena. 1,50 M.
[5]) Fr. Eugen Köhler. Gera-Untermhaus.

gegen, deren achter und neunter, die Wasserläufer, Schnepfen, Schwäne, Gänse und Laufvögel schildernder Band sich seinen Vorgängern würdig an die Seite stellt. Nun ist nur noch der erste Band des Werkes, um das uns andre Nationen beneiden können, im Rückstand, er wird den allgemeinen Teil zum Inhalt haben. Zwei vortreffliche Wandtafeln mit erläuterndem Text stellen nach Neumanns Originalen die Raubvögel Mitteleuropas[1]) dar und werden sich hauptsächlich für Schulen als nützlich erweisen. In andrer Weise verfolgt eine mit geschickt ausgearbeiteten Schlüsseln zur Bestimmung versehene Schrift Reichenows, die Kennzeichen der Vögel Deutschlands,[2]) den Zweck, die Kenntnisse von diesem Teil der Zoologie zu verbreiten. Für größere Kreise ist Lamperts Bilderatlas des Tierreichs[3]) berechnet, dessen beiden ersten Bände den Anfang eines Orbis pictus bilden sollen, dessen eingehende Beschreibungen im Verein mit recht guten Abbildungen dem zeitgemäßen Werke viele Freunde erwerben wird. Für die Botanik leistet Aehnliches C. Hoffmanns nun bereits in dritter Auflage vorliegender Pflanzenatlas,[4]) sowie die Bücher von Plüß und Kummer, die unsre Gebirgsblumen[5]) und die Lebermoose und Gefäßkryptogamen[6]) behandeln. Ist das Interesse an jenen bereits ein allseitig großes, so wäre zu wünschen, daß demnächst von diesen dasselbe gelten möchte. Sind es doch die ausgestorbenen, riesenhaften Verwandten der jetzt so zierlichen Geschöpfe gewesen, denen wir die in der Erde uns aufbewahrten Schätze der Steinkohlen verdanken. Die Brennstoffe Deutschlands und der übrigen Länder der Erde[7]) aber vergleicht eine sehr vollständige Zusammenstellung Ferd. Fischers, die zu den erfreulichen Ergebnissen kommt, daß die Kohlennot überwunden sein möchte, daß aber der Kohlenvorrat Deutschlands den der andern Länder, soweit deren Kohlenvorräte bereits bekannt sind, überdauern wird.

Mit dem Leben der Vögel beschäftigt sich Bräß in seinen, etwas ermüdende Zusammenstellungen und gleichgültige Jugenderinnerungen neben manchem Lesenswerten enthaltenden Vogelstudien und Vogelgeschichten,[8]) das Leben der Bienen[9]) stellt mehr vom philosophischen Standpunkt Maeterlinck und in einem dem Züchter weit nützlicherem, wenn auch nicht gut geschriebenem, Bienenzucht[10]) betiteltem Werke Gerloni dar. Fast noch interessanter wie die der Bienen, sind die psychischen Fähigkeiten der Ameisen, die ebenso wie die andrer Insekten[11]) ein Vortrag Forels auf dem 5. internationalen Zoologenkongreß in Berlin zum Gegenstande hatte, und der zu dem Ergebnis kam, daß diese Tiere vieles durch vererbte Instinkte, vieles durch Ueberlegungen und Gedächtnis zu stande bringen. Als recht nützlich werden sich auch Koberts Beiträge zur Kenntnis der Giftspinnen[12]) erweisen, als deren gefährlichste nicht die Tarantel, sondern die Malmignatte, die die Tataren Karakurt nennen, erscheint. Ihr kommt unsre Kreuzspinne an Giftigkeit am nächsten. Von allgemeinerem Interesse ist die Arbeit Zschokkes über die Tierwelt der Schweiz in ihren Beziehungen zur Eiszeit,[13]) die unter den niederen Wasserbewohnern drei Bestandteile aufweist, von der eine von nordischem Charakter die Eiszeit überdauerte, die zweite kurz nach der Eiszeit einwanderte, während die dritte und jüngste

---

[1]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig. Jede Tafel 6 M.
[2]) J. Neumann. Neudamm. 3 M.
[3]) J. F. Schreiber. Eßlingen und München. Jeder Band 4 M.
[4]) Verlag für Naturkunde. Stuttgart. 12,50 M.
[5]) Herdersche Verlagshandlung. Freiburg i. B.
[6]) J. Springer. Berlin. 2. Auflage. 3 M.
[7]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig. 3 M.
[8]) Hermann Seemanns Nachf. Leipzig. 3 M.
[9]) Deutsch von v. Oppeln. Eugen Diederichs. Leipzig. 4,50 M.
[10]) Paul Parey. Berlin. 8 M.
[11]) Ernst Reinhardt. München. 1,50 M.
[12]) F. Enke. Stuttgart.
[13]) Benno Schwabe. Basel. 1,20 M.

aus Weltbürgern besteht. Die Ursache der Eiszeit glaubt E. Fischer in seiner Eiszeitstheorie[1]) durch die wohl etwas gewagte Annahme erklären zu können, daß die Sonne einem Doppelsternsystem gehöre, und wenn sie sich in ihrer elliptischen Bahn langsamer bewege, sich erwärmen, bei rascherer Bewegung wieder abkühlen müsse, ein Erklärungsversuch, der jedoch auf einer physikalisch fehlerhaften Annahme beruhen dürfte, selbst wenn man den Begleiter der Sonne zugeben wollte.

Daß von einem solchen indessen keine Rede sein kann, davon kann sich der Leser aus Dillmanns astronomischen Briefen[2]) überzeugen, die Unrichtigkeit der Annahme einer Wärmeentwicklung unter den geschilderten Voraussetzungen folgt dagegen aus dem Prinzip der Erhaltung der Energie, das Auerbach zum Gegenstand einer allgemein verständlichen Schrift mit dem etwas gesuchten Titel Weltherrin und ihr Schatten[3]) gemacht hat. Für den vorliegenden Fall folgt daraus, daß eine solche Erwärmung eintreten könnte, wenn ein Widerstand die Bewegung der Sonne hemmte, aber nicht dadurch, daß ihre Geschwindigkeit durch eine geänderte Anziehung ihres angenommenen Begleiters eine andre wird.

Eine Form der Energie ist auch die Elektrizität, die die Fortschritte der Elektrotechnik in den Mittelpunkt des Interesses der Gegenwart gerückt hat. Die wissenschaftlichen Grundlagen der Elektrotechnik[4]) behandelt ein treffliches Buch von Ferraris, die für sie besonders wichtig gewordenen mehrphasigen elektrischen Ströme[5]) eine Arbeit von S. Thompson, auf die wir zurückkommen werden, sobald das Werk, von dem erst einige Lieferungen vorliegen, vollendet sein wird.

Mit Hilfe der Elektrizität läßt sich das Wasser in seine Bestandteile Sauerstoff und Wasserstoff zerlegen, die, da sie in komprimiertem Zustande versendbar sind, mannigfache Verwendung findet. Ueber diese und die Apparate zur Zerlegung gibt eine Schrift Engelhardts Auskunft, die die Elektrolyse des Wassers[6]) behandelt. Daß aber nicht nur die Fortschritte der Elektrizitätslehre die Anschauungen, die die Chemie beherrschten, gewandelt haben, hat der Mann, der dazu den Grund legte, hat J. van 't Hoff an dem Beispiel von Zinn, Gips und Stahl[7]) erwiesen, deren Eigenschaften früher völlig unverstanden waren. Ueber das Gesamtgebiet der chemischen Technologie verbreiten sich populäre Vorlesungen,[8]) die Wichelhaus veröffentlicht hat, die bei großer Vollständigkeit sich namentlich dem Laien, Verfasser denkt hauptsächlich an den Juristen, als nützlich erweisen werden.

Die Geschichte des Eisens[9]) von L. Beck liegt nun mit der 6., 7. und 8. Lieferung der 5. Abteilung vor, die das 19. Jahrhundert von 1860 an bis zum Schlusse behandelt und das Werk zum Abschluß bringen. Verfasser und Verleger können mit gleicher Befriedigung auf das Riesenwerk schauen, dem sich nur wenige an die Seite stellen können. An sie schließen wir die Anzeige der Geschichte der Dampfmaschine,[10]) die Matschoß in einem elegant ausgestatteten Bande ausführlich erzählt, und Dannemanns nicht ganz zutreffend Grundriß der Geschichte der Naturwissenschaften[11]) genanntes Werk, dessen erster, in 2. Auflage vorliegender Band Bruchstücke aus den Werken großer Naturforscher, wo es nötig war, in Uebersetzung, gibt, und als Lesebuch für Schulen wohl geeignet ist.

---

[1]) C. Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg. 60 Pf.
[2]) H. Lauppsche Buchhandlung. Tübingen. 1,80 M.
[3]) G. Fischer. Jena. 1,20 M.
[4]) Deutsch von Finzi. B. G. Teubner. Leipzig. 12 M.
[5]) W. Knapp. Halle a. S. Das Heft 2 M.
[6]) W. Knapp. Halle a. S. 5 M.
[7]) R. Oldenbourg. München und Berlin. 2 M.
[8]) Georg Siemens. Berlin.
[9]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig. Die Lieferung 6 M.
[10]) J. Springer. Berlin. 10 M.
[11]) W. Engelmann. Leipzig. 8 M.

Alle diese Werke sind auf die Ergebnisse von Einzelforschungen angewiesen. Diese macht neuerdings auch vor den Gräbern nicht Halt. So liegt uns Maliegkas Bericht über die Untersuchung der Gebeine Tycho Brahes[1]) vor, während sich Studnička über die astrologischen Studien[2]) des Hofastronomen Kaiser Rudolfs II. verbreitet. Beide Berichte sind gelegentlich des 300. Sterbetages des Astronomen, aus dessen Beobachtungen Kepler seine wichtigen Gesetze ableiten konnte, herausgegeben.

Von den Regionen, in denen des Fernrohres möglicher Bereich gilt, führen uns andre Werke in die Welt des mikroskopisch Kleinen. Doch machen wir erst Station bei Hansens Ernährung der Pflanzen,[3]) die in 2. Auflage vorliegt, und alles Wissenswerte über diese merkwürdigen Vorgänge enthält, die jeden, der Blumen hinter dem Fenster oder im Garten zieht, im höchsten Maße interessieren müssen. Er wird aus dem Buche alle wünschenswerte Klarheit erhalten, bis auf die Vorgänge in der Zelle, die noch gänzlich unbekannt sind, und die man bisher auf mechanischem Wege erklären zu können meinte. An Stelle dieser Erklärung suchen Pauli in seiner Schrift: der colloidale Zustand und die Vorgänge in der lebendigen Substanz,[4]) und Hofmeister in seiner Arbeit über die chemische Organisation der Zelle[5]) eine chemische Theorie zu setzen, wonach in den Zellen colloidale Fermente sich befinden, die chemische Vorgänge in der einen oder andern Richtung auslösen können und so die Vielseitigkeit solcher, die in einem Organ vor sich gehen, gut erklären würden. Auf ähnliche Vorgänge führt Bernstein in einer Abhandlung über die Kräfte der Bewegung in der lebendigen Substanz[6]) die Bewegung der Muskelfasern zurück, deren geänderte chemische Zusammensetzung eine andre Spannung der Oberfläche der Fasern und damit die Bewegung hervorrufen soll. Beruhen diese Annahmen auf exakten Beobachtungen, so ist nicht dasselbe den zwei Schriften von Elms über physiologische Fernewirkung[7]) nachzurühmen, die er beobachtet haben will, und die er wie die Vorgänge des Hypnotismus den Hertzschen Wellen an die Seite stellt.

Es erübrigt noch, über eine Anzahl Werke zu berichten, die den Menschen und seine irdische Wohnstätte zum Gegenstand haben. Da liegt zunächst der erste Band des Grafen Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen,[8]) in zweiter Auflage vor. Obwohl er fortwährend gegen die Unitarier polemisiert, so nimmt der Verfasser doch die Richtigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte an. Freilich sollen die jetzt vorhandenen drei Rassen, die weiße, gelbe und schwarze, mit der zuerst geschaffenen Menschenart wohl wenig gemeinschaftliche Merkmale haben. Sie verbreiteten sich rasch, und plötzlich sich erhebende oder versinkende Berge, Zuckungen der Erdachse, Ueberschwemmungen kamen ihrer Ausbreitung zu Hilfe! Wenn es dem Buche auch vielfach an konsequenter Durchführung der gemachten Voraussetzungen fehlt, wenn es auch nur wenig von Sprachvergleichung hält, die zur Entscheidung der von ihm angeregten Fragen doch in erster Linie herangezogen werden müßte, wenn es deshalb auch die Lehre vom Menschen im ganzen wenig fördern wird, so bildet es doch eine im einzelnen vielfach anregende Lektüre, und das nicht zum mindesten deshalb, weil es so oft zum Widerspruch herausfordert. Aehnliches ist von dem etwas auf den Effekt gearbeiteten Buche von Frobenius zu sagen, das mit seinem Titel: Aus den Flegeljahren der Menschheit[9]) andeuten will, daß es hauptsächlich für die Jugend bestimmt

---

[1]) Verlag der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. In Kommission bei Fr. Rivnač.

[2]) Verlag der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. In Kommission bei Fr. Rivnač.

[3]) Tempsky u. Freytag. Prag, Wien und Leipzig. 5 M.

[4]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig. 60 Pf.

[5]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig. 60 Pf.

[6]) Fr. Vieweg u. Sohn. Braunschweig.

[7]) Lipsius u. Tischer. Kiel. 50 und 60 Pf.

[8]) Deutsch von Schemann. Fr. Frommanns Verlag. Stuttgart. 3,50 M.

[9]) Gebr. Jänecke. Hannover. 1,50 M.

ist, dieser eine nützlichere Lektüre wie die Robinsonaden bieten soll. Wir zweifeln, daß das etwas eintönige Werk mit seinen aus einer ethnographischen Sammlung zu stammen scheinenden Abbildungen diesen Erfolg haben wird. Auch der Inhalt erinnert an eine solche Sammlung, deren Bestandteile nach Möglichkeit in Zusammenhang gebracht worden sind. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß es des Lehrreichen viel enthält, wenn nur, eine Forderung, die bereits Goethe Campe gegenüber gestellt hat, das allzu Abschreckende mehr vermieden worden wäre. Solche Gedanken lassen dagegen die Schilderungen der Suaheli aus dem Munde von Suahelinegern[1]) nicht aufkommen, die Velten gesammelt und übersetzt hat. Wir begleiten einen der Angehörigen dieses Stammes auf einer Reise durch Ostafrika, ehe es deutsch geworden war, lassen uns vom Diener Bumillers seine Erlebnisse gelegentlich der Wißmannschen Expedition nach dem Nyassa, während seiner späteren Reise nach Berlin und nach Sibirien erzählen, aber wir legen das Buch doch durch den allzu trockenen Ton etwas ermüdet aus der Hand, uns mit dem Gedanken an den großen Wert, den diese Erzählungen für den Ethnographen haben müssen, tröstend. Mit größerem Behagen lesen sich die Vorträge, die Kirchhoff vor der Hamburger Bürgerschaft gehalten und unter dem Titel Mensch und Erde[2]) herausgegeben hat. Sie verfolgen den Zweck, die Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seinem Heimatsland darzustellen und verbreiten sich demgemäß über tellurische Auslese seitens einzelner Länder, über die Rolle des Meeres, der Steppen und Wüsten im Völkerleben, die Schöpfung der Kulturländer und dergleichen mehr. Wenn auch der Zweck dieser Vorträge ein tieferes Eingehen in die interessanten Probleme verbot, so entschädigt dafür die patriotische Begeisterung, die aus ihnen spricht.

Wenden wir uns schließlich den Schilderungen der Mutter Erde selbst und ihrer Teile zu, so begegnet uns zuerst in Rinnes Gesteinskunde[3]) eine mit Abbildungen trefflich ausgestattete, einer wohltuenden Knappheit des Ausdrucks sich befleißigende Beschreibung der ihre Rinde zusammensetzenden Gesteine und der Art, wie sie entstanden sind. Wir lernen die Methode ihrer Untersuchung und Bestimmung kennen und erfahren, welche Verwendung sie in der Technik finden. Für Fachleute reicht das Buch kaum aus, es ist aber auch nur für Techniker bestimmt. Erst in neuerer Zeit ist man zu ähnlich eingehenden Kenntnissen über das Meer gelangt, sie legt als ein berufener Vertreter der Hydrographie Krümmel dar, dessen Der Ozean[4]) betiteltes Werk verdientermaßen die zweite Auflage erlebt hat. Die Meeresflächen, das Meerwasser und seine Bewegungsformen, die als Plankton in ihm treibende Tier- und Pflanzenwelt, der Meeresgrund, den die Fahrten des Challenger und der Gazelle uns kennen gelehrt haben, ziehen an unserm Auge vorüber und beschäftigen lebhaft unsre Phantasie. Ebenso zeitgemäß ist die das Nordpolarmeer[5]) behandelnde Schrift Dittmers. Der Verfasser führte S. Maj. Schiff Olga, das 1898 seine Expedition in dies Polarmeer machte. Sind nun auch seine Beschreibungen zunächst für den Seefahrer von größtem Nutzen, so sind sie doch auch von allgemeinerem Interesse, da sie auch die Geschichte der Polarfahrten, das Klima, die Strömungen, das Eis und die magnetischen Beobachtungen im nördlichen Eismeer behandeln, dann einzelne Länder und deren Fisch- und Jagdgründe schildern, außerdem durch sieben Karten und viele Abbildungen das Verständnis erleichtern. So hat sich der deutsche Seefischereiverein durch die Herausgabe dieses Werkes ein nicht geringes Verdienst erworben.

Die Schilderungen kleiner oder größerer Gebiete der Erdoberfläche, die uns vorliegen, sind zum Teil auf genauen, in langjährigem Aufenthalt erworbenen Kenntnissen beruhende,

---

[1]) Vandenhoeck u. Ruprecht. Göttingen. 5 M.
[2]) B. G. Teubner. Leipzig. 1,25 M.
[3]) Gebr. Jänecke. Hannover. 9,60 M.
[4]) Tempsky u. Freytag. Wien, Prag und Leipzig. 4 M.
[5]) Hahnsche Buchhandlung. Hannover und Leipzig. 6 M.

teils in kürzerer Anwesenheit auf Reisen erhaltene Eindrücke wiedergebende. So schildert Allmers in seinem Marschenbuch,[1]) das nun die vierte Auflage erlebt, seine merkwürdige Heimat, deren Entstehung, ihre Geschichte und die noch vorhandenen archäologischen Reste. Ergreifend wird der heldenmütige Untergang des waderen und frommen Stammes der Stedinger dargestellt, die einem vom Papste unterstützten Kirchenfürsten unterliegen mußten, weil sie sich seiner Herrschaft nicht beugen wollten. Interessant ist der Inhalt, schön die Sprache, in der er vorgetragen wird, schön das in Radierung wiedergegebene Bild des Verfassers. In ähnlicher Weise schildert Zweck das Samland, das Pregel und Freischingstal,[2]) seine Geschichte, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Bodenbeschaffenheit und seine Bewohner, und vor allem seine größte Merkwürdigkeit, das Bernsteinbergwerk Palmnicken, das neuerdings der Staat wieder, und nicht zu seinem Schaden, in seine Verwaltung genommen hat. Es ist ein seit alter Zeit kultiviertes und durch seinen Bernstein berühmtes Gebiet, das im 2. Jahrhundert v. Chr. bestimmt, wahrscheinlich aber auch schon früher bewohnt war. Besonders zeitgemäß sind die Schilderungen des russischen Küstengebietes[3]) von v. Zepelin, und Abessiniens[4]) von v. Falkenegg. Jenes stand vor einiger Zeit, dieses steht zur Abwechslung einmal wieder gegenwärtig im Mittelpunkt des politischen Interesses. Beide Länder besitzen noch ungehobene Mineralschätze, beide noch für den Verkehr zu entwickelnde Wasserstraßen, während aber jenes nur eine kurze Geschichte hat, führt dieses die Abstammung seines Herrscherhauses auf niemand Geringeren wie den König Salomo zurück, der dessen Gründer mit der Königin von Saba (Habesch) gezeugt haben soll. Dort fesseln die Nachrichten über die Erwerbung des ungeheuern Gebietes durch Rußland, das dem Zarenreich eine ausgebreitete Küste einbrachte, hier die vielen Versuche, das Land zu unterjochen, die von der Bevölkerung bis jetzt stets abgewiesen worden sind. Seit 1500 Jahren ist diese griechisch-katholisch und deshalb, wie man weiß, den Russen besonders befreundet. Das Konterfei des jetzigen Beherrschers des merkwürdigen Gebirgslandes, Menelels, ist dem letzteren Buche beigegeben. Wenn es auch nur ein kleines Gebiet ist, das die Key- oder Kyinseln des ostindischen Archipels[5]) einnehmen, so bietet doch deren eingehende Beschreibung durch Langen, der von 1885 bis 1888 dort zubrachte, großes Interesse. Abgesehen von der sorgfältig gearbeiteten Karte, die er, von Beruf Seemann, aufgenommen hat, hatte er Gelegenheit, das Land und seine Bewohner genau kennen zu lernen und dem Geographen und Anthropologen interessantes Material zu liefern.

Dem Reisenden ist eine herrliche Sammlung von Ansichten vom Semmering und seiner Umgebung[6]) zu empfehlen, die von Löwy herausgegeben, von Bach mit Begleitworten versehen ist. Die Schilderung der Bahn wird ihm ebenfalls sehr nützlich, wenn auch nicht unentbehrlich sein. Führt ihn dann seine Reise weiter nach dem sonnigen Süden, so findet er die besten, mit wundervollen Abbildungen versehenen Führer in Hörstels Riviera und in Krämmels Rom und die Campagna.[7]) Beide Werke gehören zu den von A. Scobel herausgegebenen Monographien „Land und Leute“, von denen jeder weiß, wie sorgfältig sie nach eigner Anschauung bearbeitet sind, und so nicht nur dem Reisenden, sondern jedem, der sich für diese einzigen Gegenden interessiert, den größten Genuß bieten. Aber der Reisende strebt nach Malta, Tripolitanien und Tunesien,[8])

---

[1]) Schulzesche Hofbuchhandlung. Oldenburg und Leipzig. 6 M.
[2]) Hobbing u. Büchle. Stuttgart. 5,50 M.
[3]) E. S. Mittler u. Sohn. Berlin. 1,20 M.
[4]) Boll u. Pickardt. Berlin.
[5]) Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn. Wien. 2,50 M.
[6]) J. Löwy. Wien.
[7]) Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig. à 4 M.
[8]) Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn. Wien. 4,50 M.

dann folge er den Spuren v. Eisensteins, der drei Monate zu einem Ausflug in jene Gegenden verwendete, und in zwar etwas trockener, aber gut zu lesender Darstellung seine Erlebnisse, wichtige und unwichtige, mitgeteilt hat. Er will die Oesterreicher aufmerksam machen, wo sie Handelsverbindungen anknüpfen können, und richtet deshalb auf alles darauf Bezügliche seine Aufmerksamkeit. Nun, das wird auch andern von Interesse sein. Auf den beigegebenen Bildern ist freilich oft wirklich gar nichts zu sehen.

Nun teilen sich die Wege. Die einen wenden sich dem Atlantischen, die andern dem Indischen Ozean zu. So geben wir denn diesen Simons' Südamerikafahrt[1]) in die Hand, die sie interessieren wird, wenn sie die Absicht haben, nach Buenos Aires zu fahren. Aber auch, wenn das nicht der Fall sein sollte, werden sie gern den Erzählungen des Verfassers folgen, der die Reise als Schiffsarzt machte und seine freie Zeit in Buenos Aires zu einem Ausflug den La Plata aufwärts bis nach Rosario benutzte. Ist auch sein Stil anfangs etwas gespreizt, so ändert sich bald das Bild, und man erfreut sich an den mitgeteilten Erlebnissen und den beigefügten Abbildungen. Der andre Teil unsrer Reisenden wählt den Suezkanal, auch ihm können wir zuverlässige Führer empfehlen. Haben doch vor kurzem drei namhafte deutsche Gelehrte, der Bonner Privatdozent Pflüger, der Zoologe Häckel und der Botaniker Giesenhagen die ostindischen Inseln besucht und ihre Reiseerlebnisse und Beobachtungen in drei prachtvoll ausgestatteten, mit schönen Abbildungen versehenen Werken mitgeteilt. Pflüger nennt sein Buch, Smaragdinseln der Südsee,[2]) Reiseeindrücke und Plaudereien, und auf mehr macht es auch keinen Anspruch. Da aber seine Reise sich bis Deutsch-Neuguinea und den Bismarck-Archipel erstreckte und eine Reihe von Ratschlägen für solche enthält, die eine ähnliche Reise machen wollen, so wird sein Studium diesen zu empfehlen sein. Häckels Reise ging über Singapur nach Java und Sumatra und hatte den Zweck, Planktonstudien zu machen, Giesenhagen besuchte die nämlichen Gebiete, ihn interessierte hauptsächlich das Verhalten der Pflanzen gegen den Monsum und die Art des Anbaus der dortigen Nutzpflanzen. Diese Zwecke hinderten aber beide Forscher nicht, auch der Bevölkerung der durchstreiften Gebiete ihre Aufmerksamkeit zu schenken und die Ruinen der berühmten Hindutempel in Djokja zu besuchen. Außerdem findet man in Häckels Aus Insulinde[3]) betitelten Buche interessante zoologische Beobachtungen — der letzte Abschnitt ist dem Menschenaffen von Java gewidmet —, während Giesenhagens Auf Java und Sumatra[4]) mehr die Pflanzen schildert und hier und da den Leser an seinen Forschungen teilnehmen läßt. So mag sich nach seinem Geschmack ein jeder für eins der drei gleich sehr zu empfehlenden Werke entscheiden. Mir hat das letzte am besten gefallen, aber die blauen und violetten Farben, in denen viele der beigegebenen Abbildungen gehalten sind, haben mich verdrossen, denn sie beeinträchtigen deren Deutlichkeit in ganz unnötiger Weise.

---

[1]) Gropiussche Buch- und Kunsthandlung, Georg Eberhard Ernst. Berlin. 2 M.
[2]) E. Strauß. Bonn. 10 M.
[3]) E. Strauß. Bonn. 10 M.
[4]) B. G. Teubner. Leipzig. 9 M.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Wasserversorgung der Städte.

Ueber Ozon und dessen Anwendung bei der Reinigung des Trinkwassers.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß in den letzten Dezennien das Bedürfnis nach reinem Trinkwasser allgemein empfunden wird und diesem Bedürfnisse so viel wie möglich durch Einführung zentraler Wasserwerke genügt wird. Seit 1873 sind in Holland über 60 Wasserwerke erbaut worden, womit 104 Gemeinden versorgt werden, und noch immer nimmt diese Zahl zu. Und nicht allein in Holland, sondern überall wird nach dieser Richtung fortwährend gearbeitet und den hygienischen Forderungen mehr und mehr Genüge geleistet.

Es sind wohl alle Hygieniker und Sachverständigen darin einig, daß Dünenwasser, Heidewasser und tiefes Grundwasser in erster Linie als Trinkwasser in Anspruch genommen werden müssen, weil gerade dieses Wasser die möglichst größte Sicherheit gegen Infektion gewährt, aber leider ist nicht jede Stadt in der Lage, sich dieses vorzüglichen Wassers zu bedienen.

Es bleibt dann nichts andres übrig, als zum Oberflächenwasser zu greifen, und mag dieses auch immer mehr oder weniger Infektionsstoffe enthalten, so hat doch die Filtrationstechnik in der letzten Zeit eine so hohe Stufe erreicht, daß man mit Gewißheit erklären kann, daß ein gründlich kontrolliertes Wasserwerk die besten Resultate ergeben kann und daß mehr Epidemien ihren Ursprung dem schlechten Grundwasser, als dem gut kontrollierten Oberflächenwasser zu verdanken haben.

Trotzdem ist jede Sandfiltration eine äußerst subtile Arbeit und es wird wohl niemand behaupten, daß dadurch eine vollkommene Sterilisierung des Wassers erreicht wird. Wenn z. B., wie es in Rotterdam der Fall ist, 99% bis 99,5% der Keime auf dem Sandfilter zurückgehalten werden, so wird dieses Ergebnis wohl als das höchst erreichbare angenommen werden müssen, und hygienisch ist es auch ganz zufriedenstellend.

Das darf uns aber nicht die Augen gegen jede Verbesserung verschließen, die uns geboten wird, und damit hat jeder, der sich mit der Sandfiltration beschäftigt, jedes Mittel zu benutzen, das zu der Vervollkommnung der Sandfiltration beizutragen im stande ist.

Zur Sterilisierung des Wassers sind zahllose chemische Mittel empfohlen worden, z. B. Brom, Chlordioxyd, Kaliumpermanganat, Wasserstoffsuperoxyd, Kohlensäure, Schwefelsäure u. s. w, aber keines von diesen Mitteln konnte technisch für zentrale Wasserversorgung in Betracht kommen. Entweder waren sie zu teuer oder sie veränderten das Wasser und brachten fremde Bestandteile hinein, die den Verbrauch beeinflußten.

Von diesen Mitteln hat das Ozon in den letzten Jahren eine hervorragende Stelle eingenommen und ist allmählich aus dem Laboratorium in die Praxis übergegangen, so daß jetzt Ozonwasserwerke tätig sind, die mit gutem Erfolge die Sandfiltration zu verbessern suchen.

Wird mit Ozon auch nicht völlige Sterilisierung erreicht, so wird doch durch seine Anwendung die Reduktion der Keime erheblich höher.

Als Bakteriolog des Wasserwerks zu Rotterdam habe ich begierig die Gelegenheit ergriffen, mich mit dieser Frage zu befassen, und gern übergebe ich meine Erfahrungen auf diesem Gebiete dem Publikum in der Meinung, daß die zentrale Wasserversorgung eines der wichtigsten Probleme der heutigen Zeit ist und bei jedem Gebildeten Interesse erwecken wird.

Im Jahre 1785 hat v. Marum schon den eigentümlichen Geruch wahrgenommen, der bei Blitzschlägen und bei Elektrisiermaschinen auftrat, z. B. wenn Luft oder Sauerstoff dem elektrischen Strome ausgesetzt wurde, aber erst im Jahre 1840 gelang es Schönbein in Verbindung mit Marignac und de la Rive, die Herkunft dieses Geruches nachzuweisen und festzustellen, daß es sich hier um eine Modifikation des Sauerstoffs handelte mit einem Volumgewicht, das anderthalbmal größer war als das des Sauerstoffs, und dessen Zusammenstellung mit der Formel O_3 dargestellt wurde.

Dieses Ozon, das außer in der obengenannten Weise auch durch Elektrolyse von Wasser bei niedrigerer Temperatur und durch langsame Verbrennung des Phosphors entsteht, hat die Eigenschaft, aus einer Jodkaliumlösung das Jodium auszuscheiden, das mit Stärke die bekannte Blaufärbung gibt. Das wurde die Methode, das Ozon qualitativ nachzuweisen. Schönbein gebrauchte dazu mit Jodkaliumstärkelösung getränktes Papier.

Die Bereitung des Ozons geschieht durch sogenannte stille Entladung des Sauerstoffs oder der Luft. Es würde mich zu weit führen, darauf detailliert einzugehen. Es genügt hier zu erwähnen, daß die Entladung hochgespannter und starker elektrischer Ströme unter Lichtentwicklung stattfindet, und zwar als Funken- oder Flammenbogen. Beide sind nicht im stande, Ozon entstehen zu lassen. Es ist dazu nötig, ein Dielektrikum aus Glas oder einen Widerstand zwischen den beiden Polen einzuketten. In diesem Falle entsteht eine dunkelblaue, sogenannte stille Entladung, und diese ist es eben, die für das Zustandekommen des Ozons aus Sauerstoff oder Luft unentbehrlich ist. So bereitet jetzt auch jedes Ozonwasserwerk auf diese Weise seinen Ozon, sei es mit einem Dielektrikum oder mit einem Widerstand oder mit einer speziellen elektrischen Schaltung mit oder ohne Abkühlung des Sauerstoffs oder der Luft.

Fröhlich war es, der zuerst die keimtötende Eigenschaft des Ozons feststellte und Apparate für technische Zwecke anfertigte. Nach ihm gelang es Ohlmüller, diese Wirkung näher quantitativ nachzuweisen und auch pathogene Keime wie Cholera- und Typhusbazillen der Wirkung des Ozons auszusetzen. Er arbeitete mit Spreewasser und infiziertem Trinkwasser. Er behandelte 5—10 m^3 Wasser mit 30—40 m^3 ozonhaltiger Luft von einer Konzentration von 3,5—4 g pro m^3. Damit erreichte er eine Herabsetzung der Keime von 44000—22 und eine Reduktion der organischen Stoffe von 8—5 mg pro Liter. Mit Leitungswasser waren die Herabsetzungen resp. 6000 Keime zu 2 und 5 mg organische Stoffe zu 4. Mit pathogenen Keimen wurden infizierte Quantitäten Wasser von 7 m^3 behandelt mit 38 m^3 Luft von 3,8 Ozonkonzentration. Die dabei erzielten Resultate waren, daß alle pathogenen Keime (ungefähr 40000 pro cbm) abgetötet wurden, d. h. 268310000000 Keime durch 144 g Ozon. Er kam zu folgenden Schlüssen:

1. Das Ozon hat eine große keimtötende Eigenschaft und reduziert mehr Keime, als jede Sandfiltration;
2. Cholera- und Typhuskeime werden durch Ozon abgetötet;
3. Chemisch wird das Wasser durch Ozon nicht beeinträchtigt;
4. die Farbe des Wassers verschwindet;
5. durch die Anwesenheit des Ozons, resp. Sauerstoffs wird das Wasser eher besser als schlechter.

Schüder und Proskauer haben gleiche Untersuchungen mit der Siemensschen Installation zu Martinikenfelde vorgenommen und gelangten zum Resultat, daß bei einer Ozonkonzentration von 3,4—4 g pro m^3, Durchgang von 2m^3 pro Stunde, Geschwindigkeit von 8½ bis 9 Minuten pro m^3 Wasser, sämtliche pathogenen Keime abgetötet wurden. Wir nennen jetzt kurz die Ozoninstallationen, die bis jetzt ausgeführt worden sind und bei denen es sich um die fünf nachstehenden Phasen handelt:

1. Entwicklung des elektrischen Stroms;
2. Herbeiführung der zu ozonisierenden Luft;
3. Ozonisierung dieser Luft im Ozonisator;
4. Herbeiführung des zu ozonisierenden Wassers;
5. Mischung der ozonisierten Luft mit dem Wasser im Sterilisator.

Wir ziehen folgende Systeme in Betracht:

a. System Marmier.

Dieser arbeitete in Lille; die Resultate wurden von Calmette veröffentlicht. Der Wechselstromdynamo und der Transformator ergaben einen Strom von 40000 Volt. Die Luft wurde mit Chlorcalcium getrocknet und im Ozonapparat der stillen Entladung aus-

gesetzt. Dieser Apparat bestand aus metallenen Dosen, die gerade und ungerade an den zwei Polen der Elektrizitätsquelle verbunden und durch große Glasplatten voneinander geschieden waren. Als Wasser wurde Sumpfwasser genommen und dieses mit der ozonisierten Luft in gemauerten Sterilisatoren geführt, die ohne Kies oder Koks arbeiteten. Der Apparat arbeitete als Gegenstromapparat; das Wasser wurde von oben, der Ozon von unten eingeführt.

Leider ist diese Installation im Probeexperiment stehen geblieben, und es ist mir nicht bekannt, daß sich Lille in der Praxis ihrer bedient hat. In den letzten Jahren hat Marmier auch nichts weiter von sich hören lassen.

b. System Tindal.

Baron Tindal war wohl der erste, der sich mit der Ozonisierung des Trinkwassers beschäftigte. Im Jahre 1893 erbaute er seine erste Installation bei Oudshorn am Rhein und erweiterte sie 1896, 97 und 98 in Paris, Brüssel und Ostende. Der elektrische Strom hatte eine Spannung von 25000 bis 50000 Volt und wurde mit der getrockneten Luft in den Ozonapparat geführt. Dieser bestand aus metallenen Büchsen und Platin- oder Goldgitter. Das Dielektrikum wurde von Schneller, dem Elektrotechniker der Gesellschaft, in einen Widerstand von Glycerin umgewandelt, wodurch Funkenentladung vermieden wurde. Abkühlung bis 25° war allenfalls nötig.

Auch diese Installationen sind bis jetzt so gut wie gar nicht in Tätigkeit getreten. Tindal selbst ist vor einiger Zeit gestorben, und die Herren Simon und Schneller bemühen sich in Ginneken bei Breda in Holland, die Sache weiter auszuführen. Ich war in der Lage, dort einen Besuch zu machen, sah aber leider nichts als den Wasserturm, den Filter und das Mauerwerk für die elektrische Installation. Sie ist berechnet für 600 m^3 pro Tag (100 Liter pro Tag und Kopf) und entnimmt ihr Wasser aus dem Flusse „der Mark“. Die Schöpfstelle besteht aus Kiesplatten, durch die das Wasser roh vorfiltriert wird und von denen es auf die zwei Filter, deren jeder 55 m^2 Oberfläche hat, strömt, und von da nach dem Sterilisator, ohne Füllung, strömt, der auch als Gegenstromapparat arbeitet. Die Kosten werden auf 0,4 Pf. pro m^3 berechnet. Die Gesamtkosten der Anlage sind auf 400000 Mark veranschlagt worden. Wie gesagt, ist aber diese Installation bis jetzt noch nicht in Tätigkeit getreten.

c. System Siemens & Halske.

Von dieser Firma ist das erste Probe-Ozonwasserwerk in Martinikenfelde-Charlottenburg errichtet worden. Weyl und nachher Erlwein haben darüber wissenschaftlich berichtet. In der Praxis wurde erst im vorigen Jahre in Wiesbaden und in Paderborn die Ozonisierung eingeführt. Ich war in der Lage, erstere zu besichtigen. Den veröffentlichten Daten entnehme ich, daß eine Stromspannung von 85000 Volt erreicht wird und daß dieser Strom in den Ozonapparat geleitet wird, wo anderseits ungetrocknete Luft eintritt. Das Werk besteht aus 48 Ozonapparaten, die, zu zwei selbständigen Hälften von je 24 Apparaten vereinigt, in zwei Gruppen aufgestellt sind. Auf je acht Apparate arbeitet ein Transformator. Längs jeder Hauptgruppe von Ozonapparaten liegen zwei Hauptrohrleitungen für Luftzuleitung und Ozonabführung. Die Apparate gehören dem Typus der Metallröhrenapparate an, deren Entladungsfläche durch Wasser gekühlt wird. In jedem Apparat befinden sich acht Röhren. Der Hochspannungspol ist gut isoliert. Durch Spiegelglas kann der Vorgang beobachtet werden. Die Ozonröhren selbst bestehen aus Glasröhren (also Dielektrikum aus Glas), die gekühlt werden. Darin befinden sich konzentrisch eingefügte Metallröhren, die mit einem ozonzerstäubenden Ueberzug versehen sind. Die Glascylinder liegen an einem Pol, der durch das Wasser geleitet ist, die Metallcylinder sind mit dem andern Pol verbunden. Jeder Apparat kann ausgeschaltet werden. Die ozonisierte Luft wird nun weiter nach den Sterilisatoren befördert, die aus gemauerten Türmen von vier Metern Höhe bestehen, die auf zwei Meter mit grobem Kies gefüllt sind. Der Ozonstrom geht hier dem

Wasserstrom entgegen. Das Wasser wird Brunnen entnommen, die in der Nähe eines toten Rheinarms liegen. Das Werk kann täglich 6000 m³ liefern, ist aber jetzt bloß auf die Hälfte dieses Quantums beschränkt. Es hat etwa 172000 Mark gekostet. Die gebrauchte Luft wird wieder ozonisiert. Es scheint jedoch ein Nachteil dieser feuchten Luft zu sein, daß bei erneuter Ozonisierung reichliche Mengen Salpetersäure entstehen. Das Wasser ist sehr keimarm und wird vorläufig nur als Gebrauchswasser, nicht als Trinkwasser benutzt. Die vorläufigen Resultate werden später von der Gesellschaft mitgeteilt werden.

In Paderborn hat die gleiche Firma ein zweites Werk, aber bloß für 1200 m³ täglich angelegt. Die ganze Einrichtung ist der dem vorigen Werke ähnlich; nur entfließt das ozonisierte Wasser dem Sterilisator kaskadenförmig, um auf diese Weise den Sauerstoff, der etwa aufgelöst sein könnte, wieder loszuwerden. Betriebsdaten sind noch nicht vorhanden.

d. System Vosmaer-Lebret.

Nach diesem System wurde zuerst ein Wasserwerk zu Schiedam und später ein solches in Nieuwersluis bei Amsterdam eingerichtet, das noch jetzt in Thätigkeit ist. Es war mir, da ich mich für die Ozonisierung sehr interessierte, sehr willkommen, als mir von der Gesellschaft die wissenschaftliche Kontrolle ihrer Resultate übertragen wurde. Damit habe ich mich in der letzten Zeit beschäftigt.

Diese Elektrotechniker arbeiten mit einer elektrischen Spannung von 100 Volts und einer Stromstärke von 20 Ampère. Dieser Strom wird in 10000 Volt und 0,2 Ampère, also ungefähr 2000 Voltampères oder -Watt oder 2 Kilowatt transformiert. Die Periode ist 100, d. h. der Strom wechselt hundertmal in der Sekunde. Die Luft wird durch Chlorcalcium getrocknet und nachher gemessen. Der eine Pol des Ozonisators ist mit dem sekundären Hochspannungsstrom, der andre Pol mit der Erde verbunden. Der eine der Pole besteht aus einer Reihe von Nadeln, die dem andern Pole gegenüberliegen, der durch einen metallenen Stab gebildet wird. Siehe die nebenstehende schematische Darstellung.

Durch die eigentümliche Schaltung ist dem Entstehen des Flammenbogens vorgebeugt, Dielektrikum ist nicht vorhanden. Es wird eine Konzentration von 3—4 mg Ozon pro Liter Luft erreicht. Als Wasser wird Vechtwasser von sehr schlechter Beschaffenheit verwendet, das durch ein Schnellfilter (System Kröhnke) von groben Verunreinigungen befreit wird. Der Sterilisator arbeitet als Gegenstromapparat und liefert ungefähr 20—30 m³ Wasser pro Stunde. Die spezifisch wichtigsten Unterschiede zwischen den Systemen Tindal, Siemens & Halske und Vosmaer-Lebret sind aus nachstehender Tabelle zu erkennen.

	Stromspannung	Luft	Ozonisator	Wasser	Sterilisator
Tindal . . .	25000—50000 Volts	getrocknet	Widerstand und Kühlung	Oberflächewasser	Gegenstrom, ohne Kies
Siemens & Halske	5500 „	ungetrocknet	Dielektrikum und Kühlung	Grundwasser	Gegenstrom, mit Kies
Vosmaer-Lebret	10000 „	getrocknet	Spezielle Schaltung, ohne Kühlung	Oberflächewasser	Gegenstrom, ohne Kies.

Es seien jetzt kurz die Methoden der Bestimmung der Konzentration des Ozons und der Probeentnahme für die bakteriologische Untersuchung erwähnt. Die Konzentration wurde durch Filtration festgestellt, nach der Gleichung

$$O_3 + 2\,KJ + H_2O = O_2 + S_2 + 2\,\text{kott}.$$

Es produzieren also 48 g Ozon 2 Liter Normalkalilauge, somit 1 mg Ozon 1 cbc $^1/_{24}$ Normalkalilauge. Zur Ausführung werden 10 Liter Luft mit Ozon durch ein Gemisch von zweiprozentiger Jodkaliumlösung, 100 cbc $^1/_{24}$ Normalschwefelsäure und 200 cbc Wasser geleitet. Die entstandene Menge Lauge neutralisiert also teilweise die Schwefelsäure, und Filtration (Kongorot als Indikator) mittels $^1/_{24}$ Normalkalilauge läßt erkennen, wieviel Schwefelsäure verbraucht ist. Waren z. B. 70 cbc $^1/_{24}$ Kalilauge notwendig, so sind 30 cbc Schwefelsäure verbraucht, also 30 cbc Kalilauge entstanden, korrespondierend mit 30 mg Ozon. Für 1 Liter macht das 3 mg.

Die chemische Untersuchung beschränkte sich auf den Nachweis der Reduktion der organischen Stoffe mittels übermangansaurem Kali, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Die Probeentnahme geschah mit sterilisierten Kölbchen und mit so großer Sorgfalt, daß ein Eindringen von Luftkeimen absolut ausgeschlossen war. Das Maximum der Anzahl von Keimen betrug 37, die mittlere Zahl 18. Die übrig gebliebenen Keime waren fast ausnahmelos Sporenbakterien.

Was die Kosten betrifft, so können sie auf $^1/_8$—$^1/_4$ Pf. pro m³ festgestellt werden. Die Installationskosten sind von den lokalen Verhältnissen abhängig, aber nicht höher wie die gewöhnlichen.

Es sei mir jetzt erlaubt, die Resultate mitzuteilen, die bis jetzt in der Großpraxis erreicht worden sind, und neben die Resultate unsrer Sandfiltration in Rotterdam zu stellen. Nebenstehende Tabelle macht uns dieses übersichtlich.

Wie ersichtlich, können obenstehende Resultate sehr schwer miteinander verglichen werden, da das ursprüngliche Wasser von Siemens & Halske ein ganz andres ist als das von Vosmaer und auch das ozonierte Wasserquantum sehr verschieden ist. Im allgemeinen darf aber wohl gesagt werden, daß die keimtötende Eigenschaft des Ozons bei beiden unzweifelhaft hervortritt. Auch ist die hohe Stufe, auf der die künstliche Sandfiltrationstechnik steht, deutlich erkennbar, da eine Reduktion der Keime auf 99,3% erreicht wird, bei einem Rohwasser von 500—164000 Keimen pro cbc und einer Lieferung von 55000—77500 m³ täglich. Es wäre darum abzuwarten, welche Methode am meisten leisten wird, wenn beide unter gleichen Umständen in Kampf miteinander treten.

Dies wird sicher der Fall sein, denn die großen Vorteile einer Ozonisierung springen direkt ins Auge. Ist doch die Möglichkeit, immer ein gleich gutes Produkt zu erhalten, fast jedes Wasser als Wasserquelle benutzen zu können, und viel weniger Grundfläche in Anspruch zu nehmen, neben der Sicherheit der Abwesenheit aller pathogenen Keime von so hohem Werte, daß jede Sandfiltration, wie gut sie auch arbeiten und wie

Jahr	Ort	Reinigung	Rohwasser: Kolonien pro cbc	Rohwasser: Organ. Stoffe	Art	Wasserquant.	Reinwasser: Max.-Kol.	Reinwasser: Min.-Kol.	Reinwasser: Mitt.-Kol.	Red. org. Stoffe	Red. Kol.
1902	Wiesbaden (78 Proben)	Ozonisation	20—88	2,4—9,4	Grundwasser	3000	24	0	10	?	80%
1902	Nieuwersluis (33 Proben)	Ozonisation	600—21000	8—11,7	Oberflächenwasser	120—360	8—37	0	2—18	10—40%	99,4—99,96%
1902	Rotterdam (160 Proben)	Sandfiltration	500—164000	5,6—11	Oberflächenwasser	55000—77500	1,85	5	85	30—50%	99,3%

sorgfältig sie auch kontrolliert sein möge, meines Erachtens hinter der Ozonisierung zurücksteht.

Es wird gewiß die Zeit nicht mehr fern sein, wo eine der wichtigsten Fragen auf hygienischem Gebiete zu ihrer völligen Lösung kommen wird, selbst auch dann, wenn nicht fortwährend Sterilisierung erreicht wird,; und mich insbesondere wird es freuen, wenn auch in Holland diese Methode ihren Weg machen wird, wozu ich ein großes Vertrauen habe.

Nachschrift: Während der Korrektur sind von Proskauer und Schüder neue Versuche in Wiesbaden angestellt und die Keimzahl des rohen Wassers künstlich bis 40000 pro cbc erhöht. Die Reduktion war sehr hoch, und es blieben im ozonisierten Wasser nicht mehr als 16 Keime pro cbc zurück.

Wasserwerk Rotterdam 1903. Dr. H. J. van 't Hoff.

Literarische Berichte.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem. Heft 19 bis 23. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Mit Heft 19 beginnt der dritte Band des im raschen Fortschreiten begriffenen Werkes. Wenn auch Abschnitte, die die Schattenseiten des Katholizismus behandeln, wie die Artikel über Jesuiten und Inquisition, an manchen Fragen sehr behutsam vorbeigehen, so muß man dies in Anbetracht des konfessionellen Standpunktes des Unternehmens mit in Kauf nehmen. Zudem tut es auch der Bedeutung des Werkes wenig Eintrag, da dessen Schwerpunkt ja in der Behandlung politischer und sozialer Fragen beruht. In dieser Beziehung sind besonders lesenswert die Artikel über Kanäle, Kapital und Kapitalismus, Kartelle, Kornzölle. Der Wert der Ausführungen wird noch dadurch erhöht, daß am Schlusse jedes Artikels sich eine erschöpfende Literaturangabe findet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte von August Sperl. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Durch seinen historischen Roman „Hans Georg Portner“ hat sich August Sperl einen der ersten Plätze in der neueren Literatur gesichert, und seine unter dem Gesamttitel „So war's!“ erschienenen kulturhistorischen Novellen bestätigen, daß in ihm eines der stärksten Erzählertalente unter den Zeitgenossen zu schätzen ist. Diesmal bietet er uns eine anspruchslosere Geschichte, die man aber dennoch gern lesen wird, weil sie zu der gegenwärtig nicht allzu großen Anzahl der wirklich erfreulichen Bücher gehört. Wie ein eingebildeter Kranker durch die Liebe von Grund aus kuriert wird, das ist ein Vorwurf, der freilich schon öfters behandelt wurde, aber kaum in liebenswürdigerer und ansprechenderer Weise als hier. Die Figuren sind mit sicheren, charakteristischen Strichen gezeichnet und wirken durchaus natürlich und lebenswahr, der hypochondrisch gewordene junge Kavalier mit seinem alten Diener, wie sein Freund und ärztlicher Beistand daheim, ein ehemaliger schneidiger Corpsbruder, und die beiden jungen Mädchen. In der Zeichnung des berühmten Bade-Medizinmannes wird der Humor zur Satire, die man aber kaum übertrieben finden wird. Wer das mit hübschen Illustrationen ausgestattete Büchlein liest, wird seine Zeit nicht als verloren ansehen, denn Sperl hat auch hier wiederum seine Erzählungskunst bewährt und weiß den Leser bis zur letzten Seite zu fesseln. Das elegante, schlanke Bändchen ist auch ein allerliebstes Geschenk für die Damenwelt, was zu bemerken nicht unterlassen werden soll, da erfahrungsmäßig mancher Leser für den Hinweis auf eine solche passende „Damenspende“ dankbar ist.

Fr. R.

Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. Von Jul. Bergmann. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Dies vortreffliche Buch führt seinen Titel mit Recht: es sind wirkliche Untersuchungen darin, und sie betreffen in der Tat Hauptpunkte der Philosophie. Dem Laien mag

dies Werk nicht so zugänglich sein wie Liebmanns Analysis der Wirklichkeit; dem Philosophen von Fach bietet es die besonnensten und gründlichsten Ueberlegungen. Einige davon knüpfen ausdrücklich an philosophiegeschichtliche Tatsachen an; ein Meisterstück in dieser Hinsicht ist der Aufsatz über Wolffs Lehre vom complementum possibilitatis, aus dem wir lernen, wie selbst in sogenannten veralteten und überwundenen Theorien ein beachtenswerter Kern enthalten sein kann. Auch in den übrigen Artikeln tritt hervor, daß Bergmann der Verfasser einer „Geschichte der Philosophie" ist und die historischen Tatsachen vollkommen beherrscht. Vor allem jedoch zeigt er sich überall als Selbstdenker, als jemand, der fähig und gewillt ist, langsam und gewissenhaft einen Sachzusammenhang durchzudenken. In dieser Rücksicht könnte und sollte das Werk vorbildlich sein.

M. D.

Von Innsbruck nach Kufstein. Eine Wanderung durch das Unterinntal. Geschildert von Rudolf Greinz. Mit 12 Charakterköpfen nach Zeichnungen von Eduard Grützner und zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ludwig Stirner. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Eleg. geb. M. 10.—.

Bald kommt wieder die Zeit, da die Reiselust in den Herzen erwacht, und deswegen erscheint es nicht mehr zu früh, die Leser auf ein so reizvolles Wanderbuch wie das vorliegende aufmerksam zu machen. Der bekannte tirolische Volksdichter Rudolf Greinz schildert darin Nordtirol, die Strecke beiderseits des Unterinns, als gründlicher Kenner von Land und Leuten und zugleich in anziehendster Art der Darstellung, die die Lektüre zu einem wahren Genuß macht. Was längs des Unterlaufes jenes Flusses von Kufstein, dem Haupteingang in Tirol für die meisten der aus dem Norden kommenden Reisenden, bis zu seiner Hauptstadt auf beiden Ufern sowohl an Naturschönheiten wie an Kunstdenkmälern und geschichtlichen Erinnerungen vorhanden ist, findet man in diesem ungemein elegant und vornehm ausgestatteten Buche beschrieben, so daß es allen denen, die während der Reisezeit das schöne Land Tirol aufzusuchen gedenken, als ein vortrefflicher Führer und Berater empfohlen zu werden verdient. Doch jene Städte und Oertchen, die Schlösser, Burgen, Kirchen und Klöster an den Ufern des majestätisch dahinrollenden Stromes mit ihrer biederen und kraftvollen Bevölkerung werden uns nicht nur im Text vor Augen gebracht, sondern noch anschaulicher durch die trefflichen und echt künstlerischen Aufnahmen Ludwig Stirners. Einen ganz besonderen Schmuck dieses Prachtbuches aber bilden die nach dem Leben gezeichneten Männer- und Frauengestalten, die Meister Eduard Grützner aus seiner Studienmappe beigesteuert hat. Wer die Strecke von der Feste Kufstein, vorüber an Wörgl, Brixlegg und Jenbach, an dem altertümlichen Hall und dem berühmten Schloß Ambras bis zu der schönen Stadt mit dem Goldenen Dachl nicht nur mit dem hastenden Dampfroß durchflogen, sondern auch unterwegs bald hier bald dort geweilt hat, um Land und Leute wirklich kennen zu lernen, der wird entzückt sein über die Lebenswahrheit dieser Charakterköpfe. Es gibt keine bessere Vorbereitung auf eine Wanderschaft durch Nordtirol, als dieses treffliche Werk, das auch nach der Heimkehr die Erinnerung an das dort Geschaute in jedem lebendig erhalten wird, der es durchblättert.

Fr. R.

Agrarfrage und Sozialismus. Von Friedrich Hertz. Berlin Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Der Verfasser der kleinen Schrift betrachtet sie wohl als Ergänzung seines 1898 erschienenen „Agrarbuches". Er steht auf dem Standpunkte der Sozialdemokratie. Wiewohl der Referent diesen Standpunkt auch in Rücksicht auf die Agrarfrage als einen schwachen Boden erkennt, so verlangt die Objektivität doch, daß er rückhaltslos anerkenne, daß Hertz die agrarischen Verhältnisse Deutschlands gründlich studiert hat und durch die zahlreichen kritischen Gänge als ein geistreicher Kämpfer für die Sozialdemokratie, allerdings in einem etwas modernisierten Gewande, erscheint. Aber auch er vermag sich aus dem Banne der wirtschaftlichen Erwägungen nicht zu freiheitlichen zu erheben; auch er möchte für Brot die Freiheit des Individualismus verkaufen, jene Freiheit, die in der bäuerlichen Bevölkerung noch am meisten lebendig ist; auch er möchte für das Trugbild wirtschaftlicher Vorteile des öffentlichen Landbesitzes die Botmäßigkeit unter die Genossenschaft eintauschen, nachdem die grundherrliche Knechtschaft noch nicht allzulange gebrochen ist.

Schroeder-Teschen.

Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Heft 1—4. Leipzig. E. A. Seemann. In 20 Lieferungen zu je M. 2.—.

Das neuerdings sehr lebhaft gewordene Bedürfnis nach Popularisierung der Werke der bildenden Künste durch billige Reproduktionen befriedigt dieses Unternehmen in eigner Weise, indem es — das erste seiner Art — mit Hilfe des wohlfeilen Dreifarbendrucks den Originalen möglichst nahe zu kommen sucht. Etwas völlig Gleichartiges oder doch wenigstens bis zur Augentäuschung Gleichartiges zu erreichen, ist auf diesem Wege freilich ungemein schwer. In der

Reproduktion von Gemälden alter Meister hat derselbe Verlag zwar schon manches Verdienstliche, aber doch nicht durchweg Einwandfreies geleistet, was allerdings durch die Grenzen der noch lange nicht zu ihrer höchsten Entwicklung gebrachten Technik begründet ist. In diesen Reproduktionen nach modernen Meistern — in den vier ersten Heften sind Münchner, Berliner und Karlsruher Künstler berücksichtigt worden — ist aber manches erreicht worden, das geradezu als Faksimile-Nachbildung gerühmt werden kann. Durch geschickte Auswahl der Urbilder können Vorlagen geliefert werden, denen die Technik des Dreifarbendrucks in ihrer jetzigen Entwicklung in vollem Umfange gerecht werden kann. Davon legen in diesem Hefte die Blätter nach Menzel, Meyerheim, Lenbach, F. A. v. Kaulbach, Liebermann, Leibl, Grützner, H. v. Bartels, Dill, Schönleber u. a. sehr günstige Zeugnisse ab. Jedes Heft ist mit einem Text versehen, der die Leser in knapper Charakteristik mit der Eigenart eines jeden Malers bekannt macht. A. R.

Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. 3. Band. Der Fridericianische Staat und sein Untergang (1740 bis 1812). Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Den beiden vor einiger Zeit an dieser Stelle besprochenen ersten Bänden reiht sich der dritte würdig an. Er umfaßt die Zeit des größten Aufschwunges und des tiefsten Falles des preußischen Staates. Die Gestalt Friedrichs des Großen steht natürlich im Vordergrunde der Darstellung: aber selbst bei dieser glänzendsten Erscheinung der gesamten preußischen Dynastie unterläßt es Prutz nicht, darauf hinzuweisen, wie er durch den furchtbaren Despotismus, mit dem jede Selbständigkeit und Initiative erstickte, die Katastrophe von Jena vorbereitet hat, zu deren Herbeiführung dann freilich die ganze Unfähigkeit Friedrich Wilhelms III. gehörte. Sehr hart fällt natürlich auch das Urteil über diesen letzteren aus; Prutz nennt ihn eine „bürgerliche, ja beinahe spießbürgerliche, jedenfalls subalterne Natur“, die keine von den Eigenschaften besaß, deren der Erbe der fridericianischen Traditionen bedurft hätte, um in so sturmbewegter Zeit Preußen eine seiner Vergangenheit entsprechende Zukunft zu sichern. Und um die ganze Kläglichkeit der Zustände zu enthüllen, fügt er hinzu, daß die bescheidene Begabung Friedrich Wilhelms III. als ein Glück für den Staat gelten mußte, da eine auf das Große gerichtete, wagemutige Herrschernatur in dem damaligen Preußen keine von den Voraussetzungen gefunden hätte, deren sie zu erfolgreicher Betätigung bedurfte. Prutz' preußische Geschichte ist alles in allem genommen, nach den bisher erschienenen Bänden zu urteilen, ein Werk, das namentlich in der jetzigen Zeit, wo verschönernde Legende, ja sogar offenkundige Geschichtsfälschung mehr als je an der Arbeit ist, ein durchaus unzutreffendes Bild von der Vergangenheit zu entwerfen, jedem, dem es mit der Erkenntnis der Geschichte ernst ist, nicht genug empfohlen werden kann.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Künstlerbuch. Herausgegeben von Franz Hermann Meißner. Bd. VII: Georg Frederick Watts von Jarno Jessen. Berlin und Leipzig. Schuster und Löffler.

„Der Maler der Ideen, der ewigen Wahrheiten“, wie ihn die Verfasserin in ihrem Enthusiasmus nennt, ist in Deutschland viel weniger bekannt als die meisten englischen Maler gleichen Alters, und die dieser Charakteristik beigegebenen Abbildungen werden kaum dazu beitragen, ihm die von der Verfasserin ersehnte Würdigung in Deutschland zu verschaffen, weil sie der Farbe entbehren, die bei den meisten Bildern des Künstlers, der viel von den Venezianern und van Dyck gelernt hat, den stärksten Teil ihrer Wirkung ausmacht. Hier hilft freilich die Beredsamkeit der Verfasserin nach, obwohl sie hier und da ins Ueberschwengliche geht, was man ihr aber zu gute hält, weil sie ersichtlich die Mittel zu ihrer Charakteristik aus einem persönlichen Verkehr mit dem Künstler geschöpft hat. Jedenfalls ist es dankenswert, daß sie uns Deutschen das Verständnis eines seltenen Künstlers näher gebracht hat, der in England durch Größe des Stils und Kraft des dramatischen Ausdrucks jetzt wohl einzig dasteht. A. R.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Zweiter Band. Berlin. Verlag von Siemenroth & Troschel.

Daß das Römische Reich nicht durch die Völkerwanderung, wie eine rein äußerliche Geschichtsbetrachtung noch heute vielfach behauptet, sondern vielmehr durch innere Gebrechen seiner Auflösung zugeführt worden ist, bildet den an sich ja nicht neuen Grundgedanken des Werkes, von dem uns der zweite Band vorliegt. Nicht in der Form der Erzählung wird die fortschreitende Zersetzung vorgeführt, sondern in systematischer Betrachtung. Das dritte Buch, „Die Verwaltung des Reiches“, zerfällt so in sieben Abschnitte: der Kaiser und seine Offiziere, Hof und Provinzen, das Reich und die Einzelstaaten, die Verwaltung der Städte, Geld und Tribute, die neuen Steuern, die Erblichkeit der Stände. Es ist überall der gleiche Eindruck, den der Leser empfängt, der einer unaufhaltsamen Verschlechterung. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“,

nur Gewalt und Willür konnten zu Gunsten weniger das Bestehende fristen, bis der letzte Anstoß alles in Trümmer stürzte. Das vierte Buch, „Religion und Sittlichkeit“, mit den Abschnitten: Animismus, Sonnenglaube, Religion des Homer greift auf die primitiven Anschauungen von Tod und Natur zurück, aus denen sich erst allmählich religiöse Vorstellungen herausgestaltet haben; das Uralte habe als Bodensatz der Entwicklung bei der beständigen Ausmerzung der Besten und Höchsten das Feld behaupten müssen. — Die Darstellung Seecks verzichtet auf alle Belege, die in einem selbständigen Anhang erschienen sind, nach den Seitenzahlen geordnet.

—ß.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Am Ende, Paul, Das Schulbrausebad und seine Wirkungen. Vortrag, gehalten in der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Karlsbad 1902. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 40 Pf.

Arbeiterkundgebungen. Berlin, Emil Apolant.

Baudissin, Eva Gräfin v., Auf den Hügeln von Wales. Band 29 der „Deva-Roman-Sammlung“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Beer, Dr. Theodor, Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nicht-kritisches Referat über Mach's Analyse der Empfindungen. Mit einem Porträt Mach's. Dresden, Carl Reissner.

Behrend, Otto, In Schwulibus. — Gefangen. Zwei Erzählungen. Band 30 der „Deva-Roman-Sammlung“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Bertsch, Hugo, Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 2.50.

Björnson, Björnstjerne, Ein Tag. Ivar Bye. Zwei Erzählungen. Kleine Bibliothek Langen Band 58. München, Albert Langen. M. 1.—

Bourget, Paul, Der Deckmantel. Aus dem Französischen übersetzt von E. Marcus. Band 28 der „Deva-Roman-Sammlung“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Bunsen, Marie v., Allerhand Briefe. Novellen und Skizzen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Busch, Wilhelm, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Oktavausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 2.—

Busch, Wilhelm, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Oktavausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 3.—

Busson, Paul, Aschermittwoch. Novelletten. Kleine Bibliothek Langen Band 57. München, Albert Langen. M. 1.—

D'Esterre-Keeling, Elsa, Appassionata. Autorisierte Uebersetzung von Anna Kellner. Bd. 27 der „Deva-Roman-Sammlung“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Schlußband. 4. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. Wien, Carl Fromme. Pro Lieferung M. 1.—

Dierks, W., Wie ein gutes Lesebuch sein sollte. Heft 4 von Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 75 Pf.

Duncker, Dora, Lottes Glück. Totgelacht. Zwei Novellen. Kleine Bibliothek Langen Band 56. München, Albert Langen. M. 1.—

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 6 und 7. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Filchner, Wilhelm, Ein Ritt über den Pamir. Mit 96 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Dr. Joh. M. Raich. Band XXII, Heft 5, 15. Februar 1903: Die Firma Krupp und ihre soziale Tätigkeit. Von T. Kellen. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Fuchs, Hanns, Claire. Ein masochistischer Roman in Tagebuchblättern und Briefen. Berlin, H. Barsdorf. M. 4.—

Glahn, Thomas, Junges Blut. Novellen. Band 109 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Gorky, Maxim, Nachtasyl. Scenen aus der Tiefe in vier Akten. Deutsch von August Scholz. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 2.—

Haarhaus, Julius R., Das Georgenhemd. Novelle. Band 26 der „Deva-Roman-Sammlung“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Herold, Karl, Kapitän Simic. Erzählung

Band 31 der „Deva-Roman-Sammlung". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Hornung, William Ernest, Der Boß von Taroomba. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Mathilde Beck. Band 33 der „Deva-Roman-Sammlung". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Jerusalem, Prof. Dr. Wilhelm, Einleitung in die Philosophie. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 4.20.

Jessen, Dr. med. Ernst, Zahnhygiene in Schule und Haus. Mit 12 Abbildungen und 2 Tafeln. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz.

Keussler, Gerhard v., Die Grenzen der Aesthetik. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Limburg, Jenny, Sturmgeklärt. Lyrisch-epische Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Messer, Max, Die moderne Seele. Dritte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Meyer-Förster, W., Lena S. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Möbius, Dr. P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Fünfte, veränderte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.50.

Negri, Gaetano, Segni dei Tempi. Profili e bozzetti letterari. Terza edizione col ritratto dell'Autore. Milano, Ulrico Hoepli. L. 4.50.

Nuova Parola, La. Rivista illustrata d'Attualità dedicata ai nuovi Ideali nell' Arte nella Scienza nella Vita. Febraio 1903. Roma, Una Lira.

Obst, Georg, Geld-, Bank- und Börsenwesen. Ein Handbuch für Bankbeamte, Juristen, Kaufleute und Kapitalisten, sowie für den akademischen Gebrauch. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Carl Ernst Poeschel. Gebunden M. 3.—

Orth, K., In den Minen. Roman. Band 110 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Ottsen, Otto, Wesen und Bedeutung des Helfersystems in den Schulen. Heft 3 von Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 40 Pf.

Palmé-Paysen, H., Ein Hochzeitstag. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag. M. 4.—

Pflugk-Hartung, Julius v., Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance. Wellington. Berlin, Richard Schröder. M. 9.—

Rée, Paul, Philosophie. (Nachgelassenes Werk). Berlin, Carl Duncker. M. 6.—

Richepin, Jean, Cesarine. Uebersetzt von L. Heinz. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Richter, Wilhelm, Kunst und Schule. Heft 2 von Pädagogische Abhandlungen. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 40 Pf.

Ritter, Albert, Christus der Erlöser. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Römer, Alexander, Die Erlöserin. Erzählung. Band 34 der „Deva-Roman-Sammlung". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Rosenberg, Maximilian v., Von Geschlecht zu Geschlecht. Nach wahren Begebenheiten erzählt. Band 35 der „Deva-Roman-Sammlung". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Scheerbart, Paul, Der Aufgang zur Sonne. Hausmärchen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.25.

Schlismann, Dr. Aloys Rob., Beiträge zur Geschichte und Kritik des Naturalismus. Mit einer Einleitung: Ueber das Prinzip der künstlerischen Nachahmung. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 4.—

Söhnstorff, Alfred, Allerlei Soldatisches und Menschliches. Linz, Oesterr. Verlagsanstalt. M. 4.—

Studt, Bernhard, Bismarck als Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" in den Jahren 1848 und 1849. Inauguraldissertation.

Thal, Dr. Max, Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 2.50.

Tiere der Erde, Die. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben. Von Prof. Dr. W. Marshall. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pf.

Weber, Adelheid, Der große Ueberwinder. Erzählung. Band 32 der „Deva-Roman-Sammlung". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 Pf.

Wedekind, Frank, Mine-Haha, oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Kleine Bibliothek Langen Band 55. München, Albert Langen. M. 1.—

Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Nr. 161 der „Sammlung Göschen". Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. In Leinwandband 80 Pf.

Wilde, Oscar, Fingerzeige. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—

Wolf, Curt Julius, Moderne Minneritter. Novellen. Kleine Bibliothek Langen Band 59. München, Albert Langen. M. 1.—

Zeitler, Julius, Taten und Worte. Ein Stück Literaturpsychologie. Leipzig, Hermann Seemanns Nachf.

Ziegler, Dr. J. H., Die Universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Zweiter Vortrag. Zürich, Albert Müller's Verlag. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode.

Aufzeichnungen von

Staatsminister Dr. Bosse (†).

(Schluß).

Im Frühjahr 1878 trat Graf Otto in das preußische Staatsministerium ein. Er wurde Vizepräsident des Staatsministeriums, also zugleich Minister ohne Portefeuille, gleichzeitig aber genereller Vertreter des Reichskanzlers oder, wie man sich damals auszudrücken pflegte, Vizekanzler. Gleichzeitig mit ihm wurde sein Nachfolger im Oberpräsidium zu Hannover, Graf Botho zu Eulenburg, Minister des Innern, der Unterstaatssekretär Maybach wurde Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, der Oberbürgermeister Hobrecht Finanzminister. Diese Berufungen waren das Werk des Fürsten Bismarck, und sie waren Vorboten einer bedeutsamen Wendung in seiner inneren Politik. Bedeuteten die Namen Graf Otto Stolberg, Graf Botho Eulenburg und Maybach eine allgemein verständliche Stärkung der konservativen Elemente des Staatsministeriums, so blieben doch die Minister Falk und Friedenthal einstweilen im Amte, und Hobrechts Berufung bedeutete eine unmißverständliche Konzession an die nationalliberale Partei.

Wieder war es ein großer Entschluß des Grafen Otto, die ihm vom Kaiser Wilhelm und Fürsten Bismarck zugedachte Stellung anzunehmen. Wieder bedeutete das Eintreten in die vor ihm liegende, klippen- und dornenreiche Aufgabe eine Selbstverleugnung und ein Opfer, dessen Größe wohl von einigen tiefer Blickenden geahnt, von der Gesamtheit der öffentlichen Meinung aber nicht verstanden wurde. Wieder war es das Pflichtgefühl gegenüber dem Kaiser und dem Lande, die selbstlose Hingabe an die höchsten Interessen des Vaterlandes, die für ihn den Ausschlag gaben. Irgend eine Befriedigung seines Ehrgeizes, wenn von solchem überhaupt bei ihm hätte die Rede sein können, war für ihn nicht zu erwarten. Er sollte den Fürsten Bismarck in den Geschäften des Reichs und des Staatsministeriums entlasten, und seinem praktischen Blicke konnte es nicht entgehen, daß gerade die heikeln Personenfragen im Schoße des Staats-

ministeriums, überhaupt die kleinen, spitzen, täglich drückenden Steine in den Geschäften es sein würden, mit denen er sich abfinden, deren peinlichen Druck er dem leitenden Staatsmanne abnehmen sollte. Denn die eigentliche, oberste Leitung sollte und mußte dem Fürsten Bismarck verbleiben. Nicht an die erste, sondern an die zweite Stelle sollte Graf Otto treten. Und gerade darin lag für ihn eine Flut von Schwierigkeiten. Nicht er war das Haupt des Ministeriums, nach dem Graf Roon einst ausgeschaut hatte, sondern dies Haupt war Fürst Bismarck. Dieser war der Mann und mußte es bleiben, „der — um mit Graf Roon zu reden — auch der höchsten Stelle gegenüber das einmal angenommene Programm aufrecht zu erhalten hatte, der dem Lande imponierte, der auch den übrigen Ministern gegenüber die Einheit herbeiführte: den einen reckt, den andern verkürzt, bis alles auf das gleiche Maß gebracht ist — und den, der gar nicht hineinpaßt, hinausschafft." Alles Unangenehme dieser Herkulesarbeit sollte Graf Otto teilen, aber die Endentscheidung lag nicht bei ihm. Das wußte er sehr klar. Aber aus sich machte er nichts. Mit der Elastizität der vollen Manneskraft warf er sich in die Flut der neuen Geschäfte.

Noch vor dem Antritt seiner neuen Stelle hatte er dem Minister Falk, in dessen Ministerium ich damals Justitiar für das höhere Schulwesen war, ersucht, meiner Versetzung an das Staatsministerium zuzustimmen. So wohl ich mich in meiner ganz unpolitischen Stellung damals fühlte, so konnte ich doch, als ich gefragt wurde, nicht einen Augenblick schwanken, mich dem Grafen zur Verfügung zu stellen. Er hatte dem Kultusminister gesagt, er wünsche in seiner neuen Stellung einen Beamten zur Verfügung zu haben, auf dessen Ergebenheit, Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit er rechnen könne. Ich war ihm dankbar ergeben bis auf die Knochen. So ging ich hinüber und kann auch von der Zeit, während der ich im Staatsministerium unter ihm gearbeitet habe, nur sagen, daß sie meine Verehrung und Dankbarkeit gegen den Grafen wo möglich noch erhöht hat.

Von Anfang an fehlte es nicht an eingehender, verantwortungsvoller, politischer Arbeit. Wie weit Fürst Bismarck den Grafen damals bei dem völligen Umschwunge seiner Reichs-, Zoll-, Steuer- und Gewerbepolitik beteiligt hat, liegt außerhalb meiner Kenntnis. Ich weiß nur, daß der Graf im wesentlichen einverstanden war. Im übrigen habe ich mit ihm nur über die preußischen Sachen, über die Reichsangelegenheiten dagegen meist nur soweit verhandelt, als Preußen dabei wegen seiner Stimmen im Bundesrat beteiligt war.

Es war damals die Zeit des Hödelschen und Nobilingschen Attentats. Zum erstenmal ging durch alle Kreise des Volks ein Erschrecken über die Konsequenzen der sich immer weiter ausbreitenden Sozialdemokratie. Fürst Bismarck brachte im Bundesrat und demnächst im Reichstage den Entwurf eines Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie ein. Graf Stolberg stimmte zu, und das Staatsministerium beschäftigte sich wiederholt eingehend mit den Einzelheiten der Vorlage. Graf Stolberg aber sah mit seinem praktischen Blicke damals — vielleicht der erste der Minister —, daß der Schaden durch

bloß regressive Maßregeln allein nicht zu heilen sei, und daß vielmehr der Staat durch positive gesetzliche Institutionen die vorhandenen sozialen Notstände zu bessern und tunlichst zu beseitigen habe. Er ließ nach eingehender Besprechung der Sache ein Votum an das Staatsministerium ausarbeiten, in dem dieser Gedanke grundsätzlich vertreten und die Ausführung unter Hinweis auf die Versicherung der Arbeiter gegen Krankheit, Unfälle u. s. w. angeregt wurde. Fürst Bismarck nahm den Gedanken mit Wärme auf, und hier liegen — zum Teil wenigstens — die ersten praktischen Anfänge der nachher so bedeutsam gewordenen sozialpolitischen Reichsgesetzgebung. Ferner brachte damals der Minister Falk den in seinem Ministerium ausgearbeiteten Entwurf eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes, eine umfangreiche und überaus heikle Arbeit, an das Staatsministerium. Der Entwurf wurde von einzelnen Ministern sehr kühl aufgenommen und als keineswegs dringlich bezeichnet. Auch Graf Stolberg ließ sich eingehenden Vortrag darüber halten und beschäftigte sich viel mit der Sache. Er sah die ungeheuren parlamentarischen Schwierigkeiten, die bei einer Einbringung des Entwurfs unvermeidlich waren, voraus und trug Bedenken, sich zur Zeit für die Einbringung zu erklären, da man ohnehin mit so großen Widerständen in den Parlamenten zu kämpfen habe. Als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß das Unterrichtsgesetz gerade als Waffe gegen die Sozialdemokratie aufzunehmen sein möchte, erwiderte er in seiner nüchternen und praktischen Art: „Der Unterricht ja, aber nicht das Unterrichtsgesetz."

Langsam aber deutlich erkennbar zeigten sich damals die ersten Anzeichen, daß Fürst Bismarck an der Durchführbarkeit des Kulturkampfes zu zweifeln begann. Die ganze politische Konstellation schien sich zu verschieben. Die Wendung in der Bismarckschen Zoll- und Handelspolitik, eine Aktion von unermeßlicher Bedeutung, änderte auch bis zu einem gewissen Grade die Stellung der Regierung zu den parlamentarischen Parteien, und es wurden Rücksichten z. B. auf die Zentrumsfraktion genommen, an die noch ein Jahr vorher niemand zu denken gewagt hatte. Dies und die tief religiöse Stimmung, die in dem Kaiser Wilhelm nach den Attentaten mehr als je vorher Raum gewonnen hatte, führte namentlich auch in der Stellung des Kultusministers Falk leise sich anbahnende Aenderungen herbei. Die Stimmung gegen ihn wurde kühler. Graf Stolberg stützte den Minister Falk, solange dieser im Amte war, nach Kräften, und dieser war sich dieser Stütze bewußt und war dafür dankbar. Auch die damals zur Sprache gekommene Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin fand in Graf Stolberg einen Gegner. Es mag aber aus diesen Andeutungen entnommen werden, mit wie großen und verschiedenartigen Interessen Graf Stolberg sich damals zu befassen hatte.

Zuweilen brachte die Stellung des Grafen mit sich, daß er in den Parlamenten reden mußte. Seiner Neigung entsprach dies nicht, obwohl er die Gabe besaß, wenn es sein mußte, geläufig und gut vor der Oeffentlichkeit zu sprechen. Das parlamentarische Reden wurde ihm wohl durch seinen Wahrheitssinn und seine schlichte Nüchternheit verleidet. Der Graf machte immer eine gute Figur,

aber er posierte niemals. Und ohne ein gewisses Posieren geht es im parlamentarischen Leben und beim Reden in den Parlamenten nur sehr schwer ab. Uebrigens hat der Graf mehrfach auch in den Parlamenten zwar kurz, aber gut und mit Erfolg gesprochen. So z. B. bei der Einbringung des Gesetzentwurfs gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie im Reichstage am 16. September 1878. Er eröffnete die Diskussion mit einem kurzen Hinweise auf die Motive der Vorlage und der Erklärung, daß halbe Maßregeln mehr schaden als nützen. Die Rede machte Eindruck, obwohl der Graf sich vorsichtig eine gewisse Reserve auflegte, weil er wußte, daß am nächsten Tage Fürst Bismarck selbst reden würde. Das war wieder ein Stück der durch seine Stellung gebotenen Selbstverleugnung. Seine Person ließ er immer zurücktreten. Er machte nichts aus sich und wollte nichts aus sich machen.

In jener Zeit war es dem Grafen gelungen, die Bestätigung des Königs für das neue Statut des gräflichen Hauses Stolberg-Wernigerode zu erhalten. Er hatte an dieser Arbeit große Freude und mit Recht. Seit Botho Felix hat kein Stolberg für den Glanz und die Sicherheit seines Hauses auch nur annähernd Aehnliches erreicht wie Graf Otto.

Am 19. Oktober 1878 wurde das Sozialistengesetz im Reichstage mit einer Mehrheit von 72 Stimmen angenommen, ein Erfolg, an dem Graf Stolberg seinen redlichen Anteil hatte.

Graf Stolberg erfreute sich des ganz speziellen, uneingeschränkten, persönlichen Vertrauens des Kaisers Wilhelm. Aber auch aus diesem Vertrauen erwuchsen ihm zuweilen recht heikle Aufgaben. So erhielt er im Dezember 1878 einen vier Seiten langen, eigenhändigen Brief des Kaisers, in dem dieser ihm den Auftrag erteilte, ihm die Vorlage wegen Ernennung der Hofprediger Kögel und Baur zu Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats zu beschaffen. Der Graf war, wie er sogleich erkannte, schlechterdings außer stande, diesem Auftrage nachzukommen, da es sich ja nicht um seine, sondern um die Gegenzeichnung des Kultusministers handelte. Er konnte nichts tun, als zunächst mit diesem sprechen, mußte sich aber von vornherein sagen, daß er bei dem Minister Falk auf Widerstand stoßen werde, weil dieser in den Hofpredigern seine erklärten kirchenpolitischen und persönlichen Gegner sah. Der Graf fürchtete daher, daß aus dieser Angelegenheit der Abgang des Ministers Falk sich ergeben könne. Die Sache beschäftigte ihn sehr ernstlich. Indessen sagte er mir doch nach einigen Tagen vor seiner Abreise nach Wernigerode, die Regelung der Differenzen mit dem Minister Falk scheine sich friedlich zu erledigen. Er, Graf Otto, habe einen eigenhändigen, ausführlichen Bericht darüber an den Kaiser erstattet. Derartige allerhöchste Aufträge waren begreiflicherweise keine Rosen auf dem Wege des Vizepräsidenten des Staatsministeriums. Minister Falk hatte sich gegen einen seiner damaligen Räte im Kultusministerium in jenen Tagen dahin ausgesprochen, er habe kaum Hoffnung, daß es dem Grafen Stolberg gelingen werde, ihn zu halten. Fürst Bismarck habe an den Grafen Stolberg einen zur Mitteilung an Falk bestimmten Brief geschrieben, worin die große Verantwortung betont werde,

die ihn, Falk, treffen würde, wenn er durch eigenwilliges Festhalten in einer — wenigstens verhältnismäßig — nicht eben wichtigen Sache seine ganze Ministerstellung gefährde. Er, Falk, sehe aber die Sache doch nicht als so unwichtig an. Er glaube so weit gegangen zu sein wie möglich — vielleicht hatte er der Ernennung des einen Hofpredigers zugestimmt, die des andern aber abgelehnt —, er müsse aber Garantien gegen unberechtigte Einflüsse hinter seinem Rücken haben, sonst gehe er. Hieraus ergibt sich, daß Graf Stolberg in der Erkenntnis der politischen Tragweite der Sache auch mit dem Fürsten Bismarck darüber korrespondiert hatte, und zwar persönlich. Welche Flut von Arbeit neben den eigentlich offiziellen Geschäften! Am 21. Dezember sagte aber Graf Stolberg, Falks Rücktritt werde sich noch einmal vermeiden lassen.

Im April 1879 erneuerte sich das schon früher einmal aufgetauchte Gerücht, daß Graf Stolberg vom Amt zurückzutreten beabsichtige. Auch der damalige Staatssekretär Dr. Friedberg glaubte daran, weil die tüchtigsten Kräfte, wie er sagte, durch das Uebergewicht Bismarcks zerrieben würden. Er beklagte dies aber und hielt den Grafen Stolberg für eine gerade unter den obwaltenden Verhältnissen ganz unschätzbare Persönlichkeit, die durch ihre vornehme Flagge die ganze Regierung decke. Indessen noch war es nicht so weit, soviel auch in politischen Kreisen über angebliche Differenzen zwischen dem Grafen Stolberg und dem Fürsten Bismarck geklatscht wurde. Tatsächlich stand er mit dem Fürsten Bismarck auf gesellschaftlich ganz tadellosem Fuße. Freilich in keinem intimen Verhältnis. Dazu war auch die ganze Situation zwischen zwei Männern dieser Art nicht angetan. Beide waren dazu — jeder in seiner Art — zu vornehm. Das ist die psychologische Erklärung dieses merkwürdigen Verhältnisses. Fürst Bismarck hatte in diesem Verhältnisse das Uebergewicht durch seine rechtliche und weltgeschichtliche Machtstellung, durch seine Erfolge, seinen Ruhm, seine einzigartigen Verdienste, seine Stellung zum Kaiser, seine persönliche Größe. Das alles erkannte Graf Stolberg rückhaltlos an; er selbst hatte sich mit voller Klarheit untergeordnet. Gleichwohl hatte er auch nach gewissen Seiten hin ein Uebergewicht über den Fürsten. Dies lag in der alten, geschichtlichen, bevorzugten Stellung seines Hauses, im hohen Adel, in der Eigenschaft als ehemals reichsständischer Standesherr, in seiner vollkommenen, persönlichen Integrität, Vorzüge, deren der Graf sich voll bewußt war und rücksichtlich deren er bei aller persönlichen Bescheidenheit sich in klarer Erkenntnis seiner Standespflicht auch nicht ein Tüttelchen vergab. Fürst Bismarck erkannte diese gefährlich-soziale Vorzugsstellung des Grafen mit mehr praktischem Verständnis, als — außer dem Kaiser — vielleicht irgend ein andrer der damals politisch wirksamen Männer. Aber Fürst Bismarck blieb bei allem geschichtlichen Blick immer in dem gegensätzlichen Gefühl gegen die, dem hohen Adel angehörigen Standesherren, das der niedere Adel in Preußen nicht verwinden kann. Hier lag eine gewisse Schranke zwischen beiden, die immer wieder fühlbar wurde. Dies darf man nicht vergessen, wenn man das Verhältnis der beiden Männer in der Tiefe recht würdigen will. Aber alle Schwierigkeiten aus diesem Verhältnis

lagen der Natur der Sache nach auf den Schultern und auf dem Gewissen des Grafen Stolberg. Die Art, wie er diese Schwierigkeiten trug, — selbstverleugnend um des Kaisers und des Landes willen, und doch seiner Persönlichkeit und seiner Fürstenpflicht gegen sein Haus, seine Geburt und Stellung nichts vergebend — war ein wesentliches Stück der nach außen oft wenig verstandenen großen Gesinnung des Grafen.

Im Juni 1879 sprach sich Graf Stolberg einmal über die politische Lage vertraulich aus. Er war im höchsten Grade gespannt darauf, wie die Zoll- und Steuerfragen im Reiche und Reichstage laufen würden. Er betonte, daß dem Zentrum auf dem Gebiete des Kulturkampfs keine Versprechungen, auch nicht die geringsten gemacht worden seien. Die Basis für eine Verständigung mit der Kurie bleibe immer, daß die anzustellenden Geistlichen zuvor dem Oberpräsidenten benannt werden müßten. Damit allein sei ein faktischer modus vivendi herzustellen. Mehr sei überhaupt nicht erreichbar. Das genüge auch. Den Maigesetzen würden dann die wirklich verletzenden Spitzen von selbst abgebrochen. Geschähe das, so könne man vielleicht einige der verurteilten Bischöfe und Priester begnadigen. Die Katholiken, z. B. der Fürst Karl zu Isenburg-Birstein, seien allerdings in einer völlig veränderten, zum Frieden und zur Versöhnung geneigten Stimmung, aber von da bis zum wirklichen Nachgeben in Rom sei noch ein weiter Weg.

Anfang Juli trat der lange hingezögerte Ministerwechsel ein. Die Minister Hobrecht, Friedenthal und Falk gingen. Finanzminister wurde der Unterstaatssekretär Bitter, an dessen Stelle der Geheimrat Starke Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern wurde. An Falks Stelle trat der Oberpräsident v. Puttkamer, an Friedenthals Stelle Dr. Lucius. Graf Stolberg hatte den Ministerwechsel kommen sehen und nahm ihn als den gegebenen Verhältnissen entsprechend ziemlich gleichmütig auf. Indessen es zeigte sich bald, daß der Personenwechsel — wenigstens im Kultusministerium — doch eine Bedeutung hatte, die sich auch politisch fühlbar machte. Herr v. Puttkamer, eine glückliche Natur, die auch schwere Dinge recht leicht nehmen konnte, hatte sich in einer in Köslin bei der Einweihung eines neuen Gymnasialgebäudes gehaltenen Rede in einen äußerst schroffen Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger Falk gesetzt. Graf Stolberg empfand dies als nicht gerade geboten und nicht unbedenklich.

Durch die gewissenhafte Art, wie Graf Otto die Geschäfte behandelte, und durch die Offenheit und Loyalität, die er den andern Ministern bei Festhalten an seiner für richtig erkannten Ansicht zeigte, befestigte er seine Stellung auch gegenüber den neu eintretenden Mitgliedern des Kabinetts.

Die Minister wußten, daß sie sich auf die ehrliche Zuverlässigkeit des Grafen durchaus verlassen konnten. Das wußte auch Fürst Bismarck. Auf diesem Vertrauen beruhte einer der größten Dienste, die Graf Stolberg dem Fürsten Bismarck, dem Kaiser und dem Lande je geleistet hat. Am 1. Oktober 1879 reiste der Graf in unmittelbarem Auftrage des Fürsten Bismarck in höchst vertraulicher Sendung zum Kaiser nach Baden-Baden. Es bestand damals zwischen dem Kaiser und

dem Reichskanzler eine fundamentale Meinungsverschiedenheit über die in der auswärtigen Politik einzuschlagenden Wege. Fürst Bismarck war kurz vorher in Wien gewesen und hatte dort mit Oesterreich den förmlichen Allianzvertrag verabredet, dessen Spitze unter Umständen gegen Rußland gerichtet war. Dagegen hatte Kaiser Wilhelm ohne Zweifel sehr schwere, aus der traditionellen preußischen Hauspolitik sich erklärende Bedenken. War er doch kurz vorher mit dem Kaiser Alexander in Alexandrowo zusammengetroffen. Die Differenz war so scharf, daß Fürst Bismarck erklärte, er könne die Geschäfte nicht weiter führen, wenn der Kaiser ihm nicht zustimme, da sonst die gesamte Richtung unsrer auswärtigen Politik nach seiner Ueberzeugung zum Nachteil des Landes verschoben werde. Graf Stolberg stand vollkommen auf der Seite des Kanzlers und war, wie er vertraulich auch äußerte, entschlossen, eventuell mit dem Fürsten Bismarck zurückzutreten, und mit ihm, wie er glaube, das ganze Ministerium. Der Kaiser hatte kurz zuvor dem Fürsten Bismarck erklärt, er könne nicht nachgeben, aber er wolle, um den Fürsten Bismarck im Amte zu erhalten, abdizieren. Auch dies hielt indessen Fürst Bismarck für unzulässig, da auch dadurch unsre ganze politische Stellung nach außen verschoben werde. Reich und Staat befanden sich sonach in einer Krisis von unabsehbarer Tragweite, ohne daß bis dahin etwas darüber bekannt geworden war. Graf Stolberg hatte vierzehn Tage vorher den Kaiser in einem andern Punkt bestimmt, dem Vorschlage des Fürsten Bismarck nachzugeben, und es ergibt sich aus der ganzen Sachlage, wie tief das Vertrauen war, das der Graf auf beiden Seiten genoß. In der Tat gelang es ihm, den Kaiser im Sinne Bismarcks zu überzeugen. Als der Graf von dieser wichtigen und heikeln Mission zurückkam, war er zwar seines Erfolges froh, sorgte sich aber um die Gesundheit des Kaisers, der nachträglich wieder Skrupel bekommen hatte, nicht schlafen konnte und über sein Befinden klagte. Doch wurde der Bündnisvertrag mit Oesterreich vom Kaiser vollzogen.

Damals im Oktober 1879 reichte auch der Justizminister Leonhard seine Entlassung ein. Ueber den Vorschlag seines Nachfolgers einigte sich Fürst Bismarck zunächst mit dem Grafen Stolberg. Dr. Friedberg wurde Justizminister, einer der wärmsten Freunde des Grafen.

Neue Schwierigkeiten entstanden aber durch die Rede, die der Kultusminister v. Puttkamer in Essen gehalten hatte. Er hatte sich darin unvorsichtig über das österreichische Bündnis geäußert. Es gelang aber dem Grafen Stolberg, die Sache im vollen Einverständnis mit dem Fürsten Bismarck auszugleichen. Fürst Bismarck war dauernd von Berlin abwesend, und die Geschäftslast, die sich dadurch auf den Grafen häufte, war ungemein groß. Sie wuchs noch durch den Tod des Staatssekretärs v. Bülow, dessen Vertretung im auswärtigen Amte Graf Stolberg in vollem Umfange übernahm. Der Graf arbeitete damals mehr als irgend ein andrer Minister. Er kam nie vor zwei Uhr nachts ins Bett. Sein Arbeits- und Vorzimmer war wie ein Taubenschlag, und er sagte, daß das vom frühen Morgen täglich bis in die tiefe Nacht hinein gehe. Allein er erschien gesund und arbeitsfreudig.

Im Mai 1880 spielten sich im Staatsministerium ziemlich scharfe Erörterungen wegen der staatlichen Genehmigung der Trauungsordnung ab. Die Minister Friedberg und Bitter opponierten dabei dem Kultusminister v. Puttkamer. Graf Stolberg und Graf Eulenburg aber sekundierten diesem mit bestem Erfolg.

Am 20. November 1880 verhandelte das Abgeordnetenhaus über die Hänelsche Interpellation wegen der Judenfrage. Graf Stolberg gab die Erklärung der Staatsregierung in vorzüglicher Form und sehr präzis dahin ab, daß die bestehende Gesetzgebung das Recht aller religiösen Bekenntnisse in staatsbürgerlicher Beziehung gewährleiste, und daß die Regierung nicht beabsichtige, an diesem Rechtszustande etwas zu ändern. Diese Erklärung des Grafen machte im Hause und im Lande einen sehr guten Eindruck.

Im Februar 1881 äußerte sich Graf Stolberg in einem vertraulichen Gespräche über den Fürsten Bismarck. Auf die Bemerkung, Bismarck gelte für unkirchlich, erwiderte Graf Stolberg: „Ja, unkirchlich kann man ihn in dem Sinne nennen, daß er die äußere Organisation der Kirche unterschätzt. Die Pastoren haben ihn viel geärgert. Infolgedessen übersieht er wohl, daß die Schale nötig ist, um den Kern zu schützen. Aber wenn ich von irgend einem Menschen überzeugt bin, daß er ein positiver, gläubiger Christ ist, dem es für seine Person voller Ernst mit seinem Christentum ist, so ist es Fürst Bismarck. Er beschäftigt sich mit diesen Dingen mehr als viele, die viel und schön davon reden. Nur für die organisierte Kirche hat er kein rechtes Verständnis. Er denkt, das äußere Kirchenwesen könnte allenfalls auch der Staat mitbesorgen; und darin irrt er."

Graf Otto hatte sicher in diesem Punkte ein klares Urteil, und diese Anerkennung des Fürsten Bismarck aus seinem Munde ehrt diesen nicht weniger als den Grafen.

Fürst Bismarck hatte damals nach langer Abwesenheit die Geschäfte selbst wieder in die Hand genommen und sich ihnen mit neuer Frische und Energie hingegeben. Gewiß ist, daß Graf Stolberg sich — mindestens seit dem Februar 1881 — mit dem Gedanken trug, von seinem Amte zurückzutreten. Allerdings legten alle Minister den höchsten Wert darauf, ihn zum Bleiben zu bewegen. Dieses Vertrauen der Minister hat dem Grafen ohne Zweifel wohlgetan, aber entscheidend konnte es für ihn nicht sein. Entscheidend dürfte für ihn gewesen sein, ob Fürst Bismarck ihm für eine gedeihliche und befriedigende Wirksamkeit genügenden Raum ließ. Genug, Graf Stolberg trat im Mai 1881 zurück. Er hat dem Kaiser und dem Lande, auch dem Fürsten Bismarck viel wichtigere und größere Dienste geleistet, als damals in weiteren Kreisen bekannt war. Doch erkannten beide, der Kaiser und der Reichskanzler, seine Dienste und seine Persönlichkeit in vollem Maße an, und Graf Stolberg gehörte zu den wenigen politischen Männern, über die Fürst Bismarck niemals auch nur andeutungsweise abfällig, oft mit großer Anerkennung sich geäußert hat.

Ueber das Verhältnis zwischen Graf Stolberg und Fürst Bismarck hat das

Berliner Tageblatt vom 26. Juni 1897, Abendausgabe, unerwartet mehr Licht gebracht, indem es folgende Briefe publizierte:

Brief des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode an den Fürsten Bismarck, den 5. September 1880.

„Ew. Durchlaucht werden sich erinnern, daß der Entschluß, wieder in den unmittelbaren öffentlichen Dienst einzutreten, mir seinerzeit sehr schwer geworden ist. Vor allem war es die Befürchtung, meinen eignen Angelegenheiten mich zu sehr zu entfremden, welche meine Bedenken erweckte. Ich habe diese Bedenken demnächst zurücktreten lassen und bin nunmehr seit 4½ Jahren wieder im Reichs- beziehungsweise Staatsdienst. — Das gütige Wohlwollen, mit welchem Ew. Durchlaucht mich fortgesetzt beehrt haben, läßt es mir als Pflicht erscheinen, Hochdenselben von meinen Gedanken vertrauliche Kenntnis zu geben, bevor ich irgend einen entscheidenden Schritt darin tue. Meine amtlichen Leistungen schlage ich selbst äußerst gering an. Aber dennoch wäre es immerhin möglich, daß Ew. Durchlaucht in der Ausführung meiner Absicht eine gewisse Personalverlegenheit erblicken könnten. Ich würde dies aufrichtig bedauern, da mir nichts ferner liegt als die Absicht, Ihnen Unbequemlichkeiten zu bereiten; aber ich glaube in der Tat nicht, daß ernsthafte Verlegenheiten entstehen würden. Ganz abgesehen davon, daß ich mich für sehr leicht ersetzbar halte, erlaube ich mir nur, daran ergebenst zu erinnern, wie ich Ew. Durchlaucht schon früher darlegte, daß nach meiner Erfahrung die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers zweckmäßigerweise dem Vorstande eines obersten Reichsamts zu übertragen sein würde, welcher durch sein Amt in die Lage gesetzt ist, die allgemeine Reichspolitik fortgesetzt im Zusammenhange zu übersehen. Es bleibt dann meine Hauptstellung als Vizepräsident des Staatsministeriums. In letzterem müssen Ew. Durchlaucht naturgemäß eine so prädominierende Stellung einnehmen, daß für den Vizepräsidenten wesentlich nur eine gewisse formelle Handhabung der Geschäfte übrig bleiben kann. Für diese Aufgabe dürfte sich wohl eine andre geeignete oder gar geeignetere Persönlichkeit finden lassen; sollte dies aber aus besonderen Gründen augenblicklich nicht der Fall sein, so kann meines Erachtens auch jeder vorhandene Minister, der nur mit Ew. Durchlaucht Politik im allgemeinen einverstanden ist, diese Geschäftsführung provisorisch übernehmen. Wenigstens konnte ich mich des Eindrucks niemals erwehren, daß die Wichtigkeit der mir im Staatsministerium zufallenden Geschäfte nicht im richtigen Verhältnis zu dem Maße persönlicher Freiheit stand, welches ich aufzugeben genötigt bin, solange ich ein unmittelbares Staatsamt bekleide. Denn mittelbar dem öffentlichen Interesse zu dienen, bin ich nach wie vor gern bereit."

Hierauf antwortete Fürst Bismarck:

Friedrichsruh, 10. September 1880.

„Die Schwierigkeiten, welche das Zerrgewicht der parlamentarischen Situation der Erfüllung dringlicher ministerieller Aufgaben entgegenstellt, und denen meine Gesundheit, wenn sie nicht besser wird, nicht gewachsen ist, würden durch die

Ausführung des Entschlusses, den Euere Erlaucht mir zu meinem Bedauern kund geben, wesentlich gesteigert werden; die Versuchung, mich denselben auch meinerseits durch den Rücktritt aus dem Dienst zu entziehen, wird dadurch gesteigert. Das Gefühl, Seiner Majestät dem Könige Verlegenheiten zu ersparen, und die Ueberzeugung, daß ein Minister nicht bloß für seine Amtsführung, sondern auch für seinen Rücktritt und dessen Folgen eine Verantwortlichkeit trägt, halten mich bisher in meiner Stellung, können mir aber die schwindenden Kräfte nicht ersetzen, und ich habe schließlich doch nicht allein die Verpflichtung dafür aufzukommen, daß die Kontinuität der gegenwärtigen Regierung erhalten werde.

Meine Privatverhältnisse machen es mir von Jahr zu Jahr dringlicher, mich, wenn nicht ausschließlich, doch mehr als bisher mit meinen eignen Angelegenheiten zu befassen, und mit der wachsenden Stärke der dem Staat und seiner Regierung entgegenstehenden Parteien und ihrer Anstrengungen wächst auch die Arbeit meiner ministeriellen Stellung und vermindert sich die Möglichkeit, meine eignen Geschäfte im Auge zu behalten. Ich bin auch, wenn ich zurücktrete, gegen den Vorwurf gesichert, daß ich dem Dienst des Vaterlandes meine Schuld nicht bezahlt hätte.

Dem Bedürfnis nach Wiedererlangung meiner Freiheit steht außerdem die steigende Notwendigkeit meiner Gesundheit zu leben, zur Seite. In dieser meiner Situation bin ich noch mehr als früher auf die Unterstützung der Kollegen angewiesen, und wenn Euer Erlaucht mir die Ihrige entziehen, so kann dieses für mich unerwartete Ergebnis auch nicht ohne Einfluß auf meine Entschließungen bleiben. Sie sagen, daß Sie Ihre amtliche Leistung gering anschlagen, aber ich glaube, Sie unterschätzen dieselbe. Es kommt in Euer Erlaucht Stellung gar nicht darauf an, daß Sie in die Details der Geschäfte regelmäßig eingreifen; es kommt vielmehr darauf an, ob das Gewicht Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Stellung im Lande in die Wagschale des Ministeriums gelegt wird oder nicht, sowohl dem Lande gegenüber als auch in der Vertretung unsrer Politik bei Seiner Majestät dem Könige. Ich habe manche Kollegen im Staatsministerium gehabt, welche bei ununterbrochener eigenhändiger Beteiligung an den laufenden Geschäften dennoch in langjähriger Amtstätigkeit dem Lande nicht dieselbe Summe von Diensten geleistet haben, wie Euer Erlaucht allein in der Zeit des Oktobers vorigen Jahres. In diesen und andern Vorkommnissen von politischem Schwergewicht, wie die kirchliche Gesetzgebung, die Reformen unsers Steuerwesens, kurz, in allen größeren prinzipiellen Fragen ist das Gewicht Ihres Namens und Ihrer Person nicht so leicht zu ersetzen, wie Sie annehmen. Euer Erlaucht werden mir darin recht geben, wenn Sie auch nur den Versuch machen wollten, den Nachfolger zu nennen, den ich dem König vorschlagen könnte. Der Versuch, ähnlich wie früher zur Zeit Camphausens, einem der andern Minister die Vertretung im Präsidium zu übertragen, würde, wie ich fürchte, sofort weitere Personalkrisen im Gefolge haben. Gleichgültig, auf welchen unsrer Kollegen die allerhöchste Wahl fiele: Die Ernennung des einen würde, wie ich fürchte, mit Sicherheit

den Austritt andrer zur Folge haben. Ich bin Euer Erlaucht aufrichtig dankbar für das freundliche Wohlwollen und die Offenheit, welche aus dieser für mich nicht erfreulichen Mitteilung zu mir sprechen, und in Rechnung auf diese Gefühle hoffe ich keine Fehlbitte zu tun, wenn ich Euer Erlaucht dringlich ersuche, wenigstens in diesem Augenblicke keinen Entschluß zu fassen und denselben mindestens bis nach persönlicher Rücksprache zwischen uns zu verschieben. Wenn Euer Erlaucht dabei, wie Sie sagen, die persönliche Freudigkeit fehlt, so kann ich Ihnen das sehr nachempfinden; ich kenne dies Gefühl seit fast 10 Jahren nicht mehr, sondern nur das der Pflicht gegen Gott und Menschen, und zwar einer Pflicht, die ich nicht mit Liebe zur Sache erfülle, sondern unter dem Zwange meines eignen Gewissens. Die Kämpfe, deren ununterbrochene Kette bei uns ein ministerielles Leben bildet, können nach meiner Erfahrung eine wahre Freude an der ministeriellen Wirksamkeit nur bei den Naturen aufkommen lassen, die in der Stellung an sich Befriedigung finden, die ein Kampf nicht gewähren kann, an dem man des definitiven und dauernden Erfolgs niemals sicher ist.

In der Hoffnung, daß meine Bitte Euer Erlaucht mindestens zu einer Vertagung Ihres Entschlusses bewegen werde zc."

Daß Graf Otto weit mehr verstandesmäßig und nüchtern, als phantasiereich beanlagt war, erkenne ich an. Allein sein staatsmännisches Können, auch seine Initiative würde sich ganz anders entfaltet haben, wenn er ohne Bismarck statt unter diesem die Leitung zu übernehmen gehabt hätte. Für seine Wirksamkeit unter Bismarck waren in erster Linie seine Pflichttreue und Selbstlosigkeit entscheidend. Immer ließ er sich selbst zurücktreten, um dem Kanzler zu dienen und zu helfen. In diesem Verhältnisse lag naturgemäß die große politische Initiative fast ausschließlich bei Bismarck.

Seinem Kaiser und Könige hat Graf Otto Stolberg — und wieder unter Opfern — später als Oberst-Kämmerer und durch die Verwaltung des Ministeriums des Königlichen Hauses noch sehr wertvolle Dienste geleistet. Auch in diesen Hofverhältnissen bewährte sich seine vornehme Gesinnung, seine Treue und Gewissenhaftigkeit in großartiger Weise.

Als er am 19. November 1896 heimgerufen wurde, haben viele Herzen tief getrauert. Auch in den staatlichen Kreisen, an deren Spitze er gestanden, hatte man von ihm nie etwas andres als vorbildliche Pflichterfüllung, Wohlwollen und Güte erfahren. Er war durch Gottes Gaben und Gnade ein rechter Fürst und eine echt fürstliche Natur.

Jasmin.

Von

Alberta v. Puttkamer.

Er stand eines Juniabends am Weg, der breit den Berg hinaufführt. Sein Gang, den ich immer sonst gleichmäßig stapfend, wie die Hämmer einer Maschine, und weithallend in der Bergstille vernahm, hielt jähe an. Das war wie ein Ereignis. Sein Blick ging sonst immer an den feinen Reizen der Landschaft vorüber, als lägen seine Ziele ganz anderswo, — weit draußen — weit drüben ...

Sein Botengang führte vom Tal herauf. Allen Landhäusern an der Bergstraße, bis wo der Wald finster und eng stand und seine Stämme der Siedlerlust der Menschen entgegentrotzte, hatte er die Botschaften von den Städten und Ländern draußen zu bringen. Er war der Briefträger. Eine eigentümliche Erscheinung!

Wer den Dingen und Menschen gern tief in den Quellgrund ihres Wesens sieht und in den äußeren Zügen die Schrift der Seele erkennt, dem fiel in des Boten Erscheinung mancherlei Absonderliches, auch wohl sich gegenseitig Widersprechendes auf. Eine Gestalt, an der ein denkend Beobachtender nicht vorüberging, ohne innerlich Halt zu machen und mit seinen Gedanken ihr nachzugehen.

Das hatte ich oft getan, wenn er aus meinem rosenumflatterten Landhaus hinaustrat, wo er mir eben, als tue er unmeßbar Wichtiges, bedächtig und langsam, die mancherlei guten und bösen Botschaften, die die Welt in meine Einsamkeit schickte, in die Hand gelegt hatte.

Ein ganz absonderliches, wie abwesendes Lächeln lag dann um seinen Mund, als tue er seiner Hände Werk wie eine Erlösung von etwas, das ihm auf die Seele geworfen sei. Und jedes Brieflein, um das seine Tasche leichter wurde, war gleichsam wie der hinschwindende Bruchteil einer Bürde.

In seinen Bewegungen lag etwas träumerisch Verlorenes und doch wieder pedantisch Bewußtes und ängstlich Geschäftiges. So etwa wie bei Knaben, deren Schulweg durch duftenden Hochwald und an lockenden Gärten vorüber führt, die starke Liebe zu der Schönheit und Freiheit ringsher in die erzene Kette gezwängt wird, die Schule und Gesetz ihnen auflegt — nur war's bei ihm, als *liebe* er auch die Kette, — vielleicht weil sie ihm eine Festigkeit vor sich selbst und vor seinen fragenden Wünschen gab ... Und doch lag in den Augen des Boten oft etwas von der reinen Wärme und dem wunschlosen Glanz eines spielenden Kindes ...

Er stand also eines Juniabends am Weg. Reiche Jasminbüsche hingen dort von den Gärten herüber; im zitternden Spätlicht funkelten sie wie Perlmutter in zarter Silberfassung, und ein Duft, ein Duft stieg aus den tausend

Sternlein, als ob der Sommer einen sonderlich geheimen Born von Würze erschlossen hätte.

An der feinen Grenze des Lenzes zur heißen Reifezeit findet die Natur solche Reize, die wie ein leiser Rausch wirken und die Seele erregen, — also daß selbst kaum Bewußtes sich trunken erhebt, und verstummter Schmerz und schüchternste Lust Erlösung und Offenbarung finden.

Und so berauschend ist Jasminduft. —

Der Bote griff mit seiner rauhen Hand in die Blüten, die wie ein bleicher Atlas waren, blendend zu schauen und weich anzutasten. Es war nur eine plumpe Bewegung, und doch lag es wie eine keusche Huldigung und scheue Grazie darin. Der Mann seufzte schwer auf. —

Ich rief ihm einen besonders fröhlichen „Guten Abend" zu; denn mir war, als müßte ich diesen Ganzeinsamen mit einem frohen Wort der Teilnahme aus seiner Gedankenverlorenheit erlösen.

Denn, daß er einsam war, wußte ich längst aus seinen Augen, die gleichsam an den Freuden des Lebens vorübersahen; — und er erschien mir als eine jener einfachen, starken Naturen, die mit ungebrochener Kraft, die sich nicht in kleine Strebungen zerstreut, auf ihre Ziele hingehen, und die innerlich stärker, aber stiller und einsamer werden, wenn das Schicksal ihnen das Erreichen verneint.

Ich habe solche ungebrochene Naturen viel öfter im Volk gefunden, als unter denen, die die Welt die „Gebildeten" nennt. Denn den mächtigen und vielerlei Anregungen, Ablenkungen und Forderungen gegenüber, mit denen die moderne Kultur „bildend" wirkt und die sogenannten Gebildeten schafft, bleiben nur ganz starke Eigenarten in ihrer gebundenen Geschlossenheit; die meisten zerstreuen ihr Denken, Fühlen und Streben und setzen so den Prüfungen und Fragen des Lebens immer nur Teile ihrer Kraft entgegen.

Für den Durchschnitt der Menschen kann es wohl als Wahrheit gelten, daß, je komplizierter das Geistesleben wird, desto weniger geschlossen und gewappnet zum Streit mit den dunkeln Mächten des Lebens wird — der Charakter.

Die Ueberragenden, über das Mittelmaß Emporgewachsenen freilich, die haben auch die Spannkraft, dem Anprall der Eindrücke gegenüber nicht zu zersplittern, sondern sich geschlossen und in einem Kernpunkt gesammelt zu halten.

Der Mann sah erschrocken auf, wie einer, der einen Höhenweg im Herbst macht, in den Nebeln an abgründige Stellen gerät und sie erst erkennt, wenn die Sonne den Dunst plötzlich wie mit goldenem Schwert zerschneidet.

Die Nebel waren ja indessen Gestalten geworden, die vielleicht längst fremdgewordene, einst liebste Züge angenommen hatten. Die zerflattern nun, und der Wanderer ist tief erschrocken. Und die Sonne behält das ewige Recht der Wahrheit: die klaren, strengen Linien des Lebens zu zeigen.

Mein grüßendes Wort war auch ein so grausames Sonnenlicht für den versonnenen Mann gewesen.

Niemals war der Bote noch im Weg stehen geblieben.

Im Staub flimmernder Sommermittage, in der scharfen Flucht der Wolken

und Luftströme, die der Herbststurm hier auf der Höhe vorbeitrieb, an leuchtenden Lenzmorgen, wo tausend wachsende Wunder am Weg lockten und vielstimmige Chöre von feinen und starken Tönen durch die Natur jubelten, im rinnenden Regen, im Frost kristallener Winterabende, — immer ging der gleichmäßige Schritt des Boten unbeirrt vorüber, wie der Rhythmus der nach Gesetzen schreitenden Zeit, oder — der Pflicht!?

Niemals war er stehen geblieben im Weg, außer an den Häusern, wo er seine Botschaften abliefern mußte. Und heut stand er aufseufzend am Jasminbusch und ließ träumend seine Hand durch die knospenden Aeste spielen.

Es war Abend. Auf den Höhen drüben flatterten bunte und metallflimmernde Wölkchen, wie ein lustiger Zug von Amorinen hinter der heiligen Himmelsfrau Sonne her. Und dann ward's auf einmal blaß und still, und ein erster Stern hing wehmütig im schweigenden Himmel. — Der Dienstgang des Boten, der den Berg mit all seinen Straßen umfaßte, begann und endete bei meinem Landhaus.

Ich wußte, daß für heut sein Kreislauf beschlossen war, und so mochte ich's wohl wagen, den stillen Mann zu einer Zwiesprache aufzufordern. Inmitten seiner Botengänge wäre jede Kunst meiner Rede, jede Wärme meines Tons verloren gewesen: seine Pflicht trieb ihn einfach und wortlos vorwärts.

„Förster!“ rief ich zu ihm herüber, „wollt Ihr nicht einen Augenblick eintreten? Ich hab' wegen eines Briefes etwas zu fragen.“

Es war nur ein vorgeschobener Grund, denn ich wußte, daß ich ihn mit jeder Frage, die seinen Pflichtkreis berührte, fesseln konnte, daß er aber einer Aufforderung zum Plaudern scheu ausgewichen wäre.

Meine kleine List gelang. Er trat ein, — und war es nun, daß sein verschlossenes Wesen heut durch irgend eine Erinnerung, durch eine Erschütterung der Seele oder auch nur durch die seltsam wehmütige Weichheit des Juniabends gelockert war, jedenfalls schien es mir, als habe ich nur an einer leicht geöffneten Pforte vorsichtig zu rühren, um sie mir weit offen zu machen. — „Der Juni ist heuer so absonderlich schön, und die Jasminen duften, als ob sie alle Höhen und Täler deckten, und hängen doch nur in ein paar Gärten verstreut, und hie und da in Büschen am Weg.“ —

„Ja, der Jasmin!“ sagte er nachdenklich, „da steckt so ein ganzer Sommer drin —“

„Liebt Ihr den Duft so sehr? Mir ist er zu gewürzig; er macht mich schwindlig wie starker Maiwein —“

„Nein,“ sagte der Mann hart, „ich liebe ihn nicht! Es ist immer eine schwere Zeit, wenn die Büsche blühen und ich an ihnen vorbei muß. Drüben hinterm Berg stehen noch mehr,“ setzte er wie schaudernd hinzu.

„Wie ist der Jasmin Euch denn ein Feind geworden? Ihr redet so finster von ihm —“

„Ein Feind!?“ sprach der Bote leise, — „ja, da habt Ihr's getroffen. Er mahnt immer, und ich will doch nichts mehr wissen davon.“

„Wovon?“ fragte ich warm, denn die kurze, gedämpfte Art seiner Rede, die von einem beherrschten, tief versenkten Schmerz zitterte, bewegte mich sehr. —

„Von? — ja, das ist nun lange, gar lange her, und — ich muß zum Vater heim; der kennt den Weg genau, denn er war zwanzig Jahre Bote auf derselben Strecke, — und der alte Mann ängstigt sich, wenn ich später heimkomme. Wie gesagt, er mißt die Wegstunden genau; und seine einzige Freude ist, wenn er mir abends so allerlei Gutes bereithält, am Herd und mit der Rede. Er ist einsam — wie ich,“ setzte er leise hinzu.

„So will ich Euch nicht halten, Förster,“ rief ich da, — „doch seht, morgen ist Sonntag, und Ihr findet immer eine offene Halle und ein offenes Herz bei mir ... kommt, wenn Ihr einmal frei seid, und Ihr werdet bald finden, daß wir Einsamen einander verstehen, ob wir nun im Hohen oder in den Niederungen des Lebens wandern. Denn ich lebe auch einsam, wenigstens mit andern Genossen als Menschen. Mit viel besseren, Förster, mit Büchern und Musik; in den ersten liegt die Weisheit und Fülle der Welt, und in der andern redet alles, alles Gefühl, das wohl sonst unaussprechlich bliebe, denn für das Tiefgründigste finden wir keine Worte ...“

Er sah mich mit einem kurz aufleuchtenden Blick an bei meinem letzten Satz, den ich mehr zu mir selbst geflüstert hatte.

„Guten Abend, Förster, also auf bald!“ rief ich dann noch laut, daß es wie eine fröhliche Bitte und ein frischer Gruß klang.

Er ging; und daß ich damals seine gute, starke Seele in ihrem Zittern zart — wartend behandelt und ihn nicht gedrängt hatte, sich mir gleich zu eröffnen, das machte ihn zutraulich. Und so ließ er selbst langsam die Hüllen von seinem Geheimnis nieder, das in seiner schlichten Größe erschütternd auf mich wirkte.

Wie einzelne, bald blasse, bald bunte Mosaikstücklein, so gab er mir langsam, in einer fast schamhaften Art von Zurückhaltung, die Züge seines Jugendbildes. Es war von weher und herber Schönheit ...

Damals, vor siebzehn Jahren, als seine Laufbahn (im wahrsten Sinne des Wortes: Laufbahn) begann, hatte der Weg, den ihm das Amt vorzeichnete, die andre Seite der Höhen, bis zum Tal herab, geführt.

Da war die Landschaft wilder und einsamer, und nur von einzelnen Höfen und Dörfern belebt, während die Seite, auf der mein Landhaus stand, mehr dem Reichtum und Wohlleben eine Stätte gibt; ein bekanntes Weltbad hat sich hier seit Jahrhunderten um die heißen Quellen her angesiedelt, und die Häuser stehen in allen Bauarten, fast wie wunderliche Riesenblumen in den festgegründeten, unwandelbaren Edelwäldern. Drüben an der andern Bergseite, wo es noch wilder und stiller war, lag am Wege ein blankes Häuslein, recht abseits von den andern, und halb verhangen von Hecken und Büschen.

Im Juni duftete es auf eine halbe Wegstunde hin von all den Jasminsträuchen, die da am Hang wie lustige, weiße Schleierlein flatterten und dem kleinen Haus einen absonderlich feinen und zierlichen Schmuck umlegten.

Da wohnte der Wegwart. Der war stark und streng von Art, und in seinem Gesicht standen Linien, die gleichsam wie feine, eiserne Bänder über einem zurückgedämmten Schmerz waren.

Später war eine tiefe Leidenschaft über ihn gekommen zu einer schönen fremden Dirne, die er einst als verlassenes Gut einer Zigeunerbande, müde, doch keck, an einem der einsamen Wege gefunden, die seiner Obhut untertan waren.

Das wilde Blut hatte er in sein schon festes strenges Leben gefügt. Er war damals über die vierzig hinaus; wohl ein hoher, stattlicher Mann, aber so karg von Reden und ernst und kalt in all seinem Tun, daß er von je wie abseits der hellen Jugendreihen gestanden hatte. Damals machte ihn sein schweres Blut und sein grübelndes Wesen zu einem Einsamen, — später aber hat es das Schicksal getan.

„Wie heißest du? Und woher bist du?“ hatte er das Dirnlein gefragt, das von seinem Mooslager auffuhr, als er mit schwerem Schritt über den hallenden Boden und die Wurzeln her dröhnte.

Ihr Blick war von einem leuchtenden Grau, durch das es manchmal wie das bunte Flimmern von Perlmutter lief, — etwa, als wenn die Regenbogenfarben auf eine graue Wolke strahlen ... Ganz seltsame, lichtspielende Augen!

Und auf ihrem bräunlichen Wildhaar saßen große Waldschmetterlinge, und eine Schlange raschelte durch die Dürrzweige am Waldboden, als sie erschrocken aufsprang und den fremden Mann anschaute.

„Sie haben mich alle nur Lo genannt; und wir sind durch bunte und viele Länder gezogen,“ antwortete sie hastig. „Woher und wohin, das kann ich nicht nennen ... Was man den Gesetzmännern hat antworten müssen, hat immer der Häuptling gewußt. Der hat überhaupt eine gewaltige Hand über uns gehabt. Wie die Hunde haben sie sich vor ihm geduckt, alle, alle. Aber als er mich hat zu sich zwingen wollen, da bin ich ihm fortgelaufen —“

Sie schüttelte ihre braunen Fäuste in die Luft hin, als ob sie Ketten abgestreift hätte.

„Nun ist es schon vielmal Nacht geworden, seit ich von ihrem großen Feuer weggeschlichen bin, und ich habe gegen den Hunger nichts gehabt als ein paar Lebkuchenherzen, die mir die dummen verliebten Burschen am letzten Tag — es war Jahrmarkt im Dorf — geschenkt hatten.“

„Aber du blutest ja am Fuß,“ unterbrach der Wegwart erschrocken die Worte des Mädchens, die leicht und mit eigentümlich tiefem Ton von ihren Lippen kamen und an das ferne Gurren von Wildtauben gemahnten. „Dich hat die Schlange gestochen,“ rief er, „das ist gewiß — die da eben durchs Moos entwich! Gib deinen Fuß, man muß die Wunde aussaugen!“

Das Dirnlein aber richtete sich wild auf. „Nein, nein, du nicht, du nicht,“ rief sie, „du hast auch so einen bunten Kragen und blanke Knöpfe wie die Gesetzesmänner, und du wirst mich fangen oder verjagen; ich hasse die alle — ich will nicht gefangen sein! Schlangen haben mir nichts an; meine Muhme ist ja die Schlange, — so hat die alte Katty gesagt.“

Der Mann lächelte, hat aber dann mit sanftem Ton zu ihr geredet, so daß die Wilde ganz still wurde, aufs Moos sank und ihm den wehen kleinen Fuß hinhielt, damit er das Gift aus der Wunde sauge. Vielleicht haben auch der Hunger und die Erschöpfung ihren starr aufbäumenden Willen für ein Stündlein zum Dulden gebeugt.

„Wie heißt denn Ihr, und was treibt Ihr?“ fragte die Kleine plötzlich mit einem kühnen und klaren Ton.

„Ich bin der Wegwart von dieser Berghöhe, und ich lebe ganz einsam in einem Haus an der großen Heerstraße. Friedmann ist mein Name.“

„Da habt Ihr einen sanften Namen, der paßt gut zu Euch, denn Ihr seid stark und doch so — zahm, so zahm wie die artigen Kinder in den Dorfschulen. Die sagten ihre Sprüchlein und saßen gehorsam an den Plätzen, wo sie still sein sollten. Da hab' ich mich manchmal geschämt, wenn wir lärmend und bestaubt und in bunten, fetzigen Lumpen vorbeizogen. Aber,“ fügte sie sinnend hinzu, „am Ende könnte ich's doch nicht in der artigen Stille aushalten; ich bin eben nicht von den Feinen, Ordentlichen ...“ Nein, sie war nicht von den Feinen, Ordentlichen.

Damals, als der stille Mann das wehe, warme Füßchen in seiner großen Hand gefangen hielt und seinen Mund saugend an die Wunde drückte, — als das Dirnchen so besonders redete, Kluges und Närrisches, Freches und Frohes wirr durcheinander, und dann wieder zutraulich Warmes, und als sie ihm mit ihren grauflimmernden Blicken so brennend nahe war, — da ist etwas in dem starken Mann erschüttert worden, daß sein ganzes Wesen in ein fremdes Zittern geriet.

Und er verlor alle Herrschaft über seine sonst so gemessene Art — und wurde der Landfremden willenlos untertan ...

Dann hat er sie später in sein Haus geführt und sie zu seinem Weibe gemacht. Und die späte Leidenschaft hat all sein Tun und Denken durchdrungen. Scheu ist Lo zuerst in das weiße, blanke Haus gezogen. Die Ordnung und Sitte waren ihr etwas ganz befremdlich Neues. Aber er machte ihr alles so lieb und vertraut, mit warmem Wort und noch wärmerer Sorglichkeit, und schenkte ihr so viel bunte Freuden, daß sie das neue Leben wie einen Festtag mit vielen flimmernden Lichtern hinnahm.

Mit den zierlicheren Kleidern, der bürgerlichen Haussitte und im Verkehr mit dem sanften und starken Mann ist auch in ihre fessellose Art etwas Gehaltenes gekommen. Wenigstens zuerst, bis etwa nach einem Jahr das kleine Mädchen geboren wurde. Geliebt hat sie wohl den Friedmann nicht, aber sie hat sich seine tiefe, heiße Liebe gefallen lassen.

In ihrer landfremden Schönheit ist sie so besonders unter den blonden Frauen der Schwarzwaldberge dahin geschritten, und ihre wilde Art, die durch des Mannes sanfte Gemessenheit wie in einen stolzen Rhythmus gekommen war, trat wie ein neuer herber Reiz zu ihrer Schönheit.

So führte er sein junges Weib unter die Leute der Landschaft, und auch zu Tanz und Lustbarkeit. Aber eines Sonntags, als sie zur Jahrmarktszeit in

das nahe Städtchen gingen, kam aus einer offenen, lustigen Wirtsstube ein Geigenklang, der eine heiße Tanzmelodie in die sommerliche Luft hinausjubelte.

Da riß sie sich los von seinem Arm und hub an, auf der Straße, unbeirrt von den Vorübergehenden, einen sonderbaren Tanz zu tanzen. Das war nun ein herrliches Auf und Nieder, ein Gleiten und Heben der schlanken Glieder, und war wie das glühende Tanzdrama der Tarantella.

Aber die Bauern und Stadtleute fanden es nur ärgerlich und frech für eine verheiratete Frau, und lachten laut.

Das erschien dem stolzen Friedmann, der allen als ein Muster guter und strenger Sitte galt, eine bittere Verletzung, und ein Zorn brach in das sanfte Gehege seiner Liebe, wie ein Wolf in ein blühend stilles Wiesenland mit Lämmern, und er rief ein hartes Wort: „Zigeunerdirne! Kannst dein freches Blut nicht zähmen?“

Da hat sich Lo wie unter einem gräßlichen Peitschenhieb geduckt; eine jähe Glut ist ihr auf die Stirn getreten, und wortlos ist sie nach Haus geschlichen.

Einige Monde darauf hat sie ein zierliches Mädchen zur Welt gebracht; das sah sie aus milden Blauaugen an — wie der Vater. Lo wies aber alles: die Zärtlichkeit Friedmanns, der noch die Reue über das harte Wort am Jahrmarktstag einen rührenden Ton gab, die eigne, aufquellende Weichheit beim Anblick des Kindes und die sorgende Teilnahme der Nachbarn, stumm von sich. —

Und dann, an einem wunderschönen Sommermorgen (abends zuvor waren Zigeuner die Landstraße herab und hatten gegen den Wald hin gelagert, und ein hoher Mann hatte auf seiner Geige klagende Volksweisen gespielt, wild und süß wie der Wein jenes Landes, das Ungarn heißt), also an dem Morgen danach hob sich in Taufrühen ein blasses Weib vom Lager in dem weißen Hause des Wegwarts.

Huschend leis wie eine junge Löwin, die man erst vor kurzem einfing, aber in zu gebrechlichen Käfig gesetzt, glitt sie hinaus in die Freiheit, gen den bergenden Wald, durch die scharfen Gehege der Berge, die wie Gitterstäbe der Knechtschaft das Land einengten — hinaus ins Grenzenlose, Rastlose, ewig andre . . .

Nur ein Blatt Papier fand der tieferschrockene Mann, als er von seinem Dienstgang heimkam, an die Wiege des Kindes geheftet.

Und er las:

„Ich danke dir. Du bist sehr gut gewesen. Aber in mir ist etwas ungut, oder doch ganz fremd von Dir; das liegt mir tief im Blut und reißt mich aus jeder Stille und ruhsamen Ordnung . . . Frag mir nicht nach. Küsse das Kind und sorge, daß mein Blut nicht wach wird in ihm! Ich bin den Geigen und der Freiheit nach. Ich komme nie, nie mehr zurück —“

Das war mit großen, trotzigen Buchstaben hingeworfen auf ein Blatt, als sei es eine Bürde, die einer in besinnungsloser Hast hinschleudert.

Da kam in seine Seele eine große, hilflose Einsamkeit, und er fühlte, daß er all seine Lebenskraft in die Leidenschaft zu dem verlorenen Weib gegeben und daß sie mit ihr hinausgewichen sei in eine Ferne, die er nicht einmal

kannte ... Sinnlos ist er in der Landschaft umhergeirrt und hat immer nur der schönen Entflohenen nachgelebt, ins Ferne, Fremde hin, und das Nahe war nicht mehr bewußt und lebendig in seinem Leben. Und wie er eines Tages, gen die kalte Herbstwende hin, wieder am Weg saß und in die Leere seiner Tage und in die Leere der Natur sah, da stob von den blumenlosen Wiesen ein Zug Störche empor in die Luft; der zog mit viel lustigem Geflatter und Lärmen in eine warme Ferne; und ein elendes, mageres Tierlein, das mit seinen Flügeln sich mühte und hob zum Fernflug und doch noch zu matt und klein war dazu, das ließen sie hilflos an der Heide, und es war nun erbärmlich und allein auf sich angewiesen. Es würde in den kommenden Eistagen verderben, wenn nicht irgend ein Mitleid sich seiner erbarmte.

Da erschrak der starke Mann in seiner Seele und dachte zum erstenmal an das kleine Wesen, das auch hilflos bei einem Fernflug zurückgeblieben. — Und es kam ein weiches Erbarmen in sein Herz, so daß von Stund an die Liebe zu der kleinen Brigitte breite Wurzeln in ihm faßte, wie ein Lebensbaum an Kraft, der jenen andern, der wilde Schößlinge getrieben, bald verdrängte und dorren ließ.

Die Kleine wuchs neben dem finster-stillen Mann empor, und er gönnte ihr alle Freuden, die er bewachen konnte. Denn eine lauernde Angst hielt ihn, daß das brennende Zigeunerblut der Mutter in Brigitte aufkommen könne, und daß er sie verlieren würde, wie er jene verlor.

So war er auch wechselnd hart und zu weich mit ihr. Aber was Los unberechenbar wilde Natur zurückgeschreckt hatte, das erkannte die weichere Natur der Tochter als die sorgende Angst einer allzu großen Liebe, und so ward sie jedem Willen des Vaters untertan, ohne Besinnen und Fragen.

Damals, des Wegwarts Tochter waltete sanft in Haus und Garten, war die Zeit, als der noch ganz junge Förster seine Botengänge drüben am Berg machte.

„Herr," sagte eines Abends die alte Magd Dorliese zum Wegwart, „Ihr habt Eure Tochter doch so besonders aufgezogen; der alte Lehrer hat sie wie ein Herrenkind in allem unterwiesen, und Ihr habt die Brigitte so fein abseits gestellt von den andern, wie man ein zierliches Becherlein seitwärts von den Tonkrügen tut, die man auf jeder Gasse haben kann. Das paßt auch für die Brigitte. Und seht, da kommt nun seit vielen Wochen ein einfacher Briefträger vorbei, der Bote drunten von B., und ob der nun Postsachen für Euch hat oder nicht, an unserm Haus wird sein Schritt immer langsam, als warte er auf etwas. Dann huscht auch richtig die Brigitte heran und macht sich entweder im Vorgarten zu schaffen, bindet ein Knospenästlein an den Jasminhecken oder schneidet ein würzig Kraut für die Küche, oder sie geht auch nur so von ungefähr lustwandelnd hin und wieder — dann lachen und reden die beiden, und es kommt in das scheue, stolze Kind so etwas offen Fröhliches, als blühte es auf wie die Hecken an warmem Tag."

Friedmanns Gesicht ward sehr düster.

„Dorliese,“ sagte er hart, „wenn ich draußen bin, habt Ihr die Pflicht in der Hand. Ihr hättet das nicht dulden sollen. Es ist Zeit, daß das freie Wesen aufhört.“

Ach, es hätte des Zügels für diese feine und demütige Natur nicht bedurft; nicht ein Tröpflein eigenwilliges Blut von der Mutter her war wach in ihr, sondern ihr Blut ging in dem gemessenen, fast schwermütigen Takt, der des Vaters Art kennzeichnete; und dieser maßvolle Rhythmus war noch gedämpft durch Friedmanns erzieherische Wachsamkeit. Die hatte Brigitte früh gelehrt, jeden Wunsch, der in einem Eigentrieb aufstrebte, unter den Willen seines Worts, ja unter den Willen seines Blicks zu beugen.

Am nächsten Tage hat sie der Vater dem Adjunkt des alten Lehrers verlobt. Es war ein trockener Mensch. In dessen Nähe wäre das wildeste Blut (und sie hatte solches nicht einmal) verbrandet und versandet wie ein Sturzbach, wenn er in Stein- und Schutterde gerät.

„Brigitte,“ sagte der Wegwart zu seinem Kind, „du wirst dem Brunner ein sittsam und gehorchend Weib allzeit sein. Ich kenne den Mann. Ich hab' ihn als einen sicheren Schutz für dich ausgesucht. Nie würd' ich dich einem Fremden geben, hörst du, nie! Denn in allem Fremden schlummern unbekannte Gefahren —“

„Aber wenn der dir Fremde nun mir nicht fremd wäre, — und wenn er ein fester und ganzer Mann wäre?“ fing die Brigitte sanft, aber in einem stolzen Ton an.

„Mein Kind,“ sagte der Alte, „du verstehst nichts von der Welt. Es ist besser, daß für die Ehe eine stille Vernunft die Wahl bestellt als ein rasches Gefühl; denn solches hat allezeit goldene Schleier vor den Blicken und sieht selten den Dingen klar bis in den Grund —“

„So ist Euer Wort ein Gebot, mein Vater?“ fragte sie, und es klirrte etwas wie gebrochenes Kristall in ihrer Stimme.

„Ja!“ sprach Friedmann kurz.

Und dies „Ja“ stand wie ein eiserner Grenzpfahl da, über den es keinen Weg gab ... Sie wußten aber beide, trotzdem kein Wort von dem jungen Boten über ihre Lippen gekommen war, daß der nun für immerdar abseits ihres Lebens stehen sollte. Und Brigitte dachte an die tragische Legende der Bibel, wo eines blühenden Paradieses goldene Pforten klirrend zufielen durch das Machtwort eines Gebots. Und ihres Vaters Wort erschien ihr ebenso unwandelbar wie das des erzürnten Gottes im Erkenntnisgarten, und furchtbarer, denn sie war nicht in dunkle Schuld verstrickt, sondern stand licht in ihrer Demut und reinen Liebe. —

All das hatte ich mir langsam aus einzelnen Worten und Schilderungen des Briefträgers zusammengefügt, so daß es anmutete wie die alten Holzschnitttafeln, die wehmütige, verschollene Geschichten illustrieren.

Und wie er nun das Bilderbuch der Vergangenheit weiter blätterte, kamen durch die wärmeren Worte, die das eigen Erlebte ihm diktierte, noch Züge unmittelbareren Lebens hinein.

„Die Botengänge drüben am Berg, sonderlich der letzte Tagesgang, der in die siebente Abendstunde fiel, waren mir immer wie liebe Gottesgaben erschienen," hub nun Förster an, „denn da stand die helle Gestalt der Brigitte Friedmann im Jasmingärtlein am Weg und gab mir manch frischen Blick und manch ein köstlich Wort, die schienen mir herzstärkender als ein Trunk Edelwein.

„Ihren Vater hab' ich nur selten gesehen; der blieb mir fremd und schien mir sehr düster, als stände unablässig eine Sorge und Angst neben ihm, die ihm jedes Lachen aus dem Leben stahl.

„Und die Dorliese, die alte Magd, die der kleinen Wirtschaft waltete, die hatte gerade genug unter ihren Töpfen, Tiegeln und Linnenschränken und in Hof und Keller zu hantieren, als daß sie noch Zeit zu einem Lustgang im Garten gefunden.

„Im Frühlenz hatte ich des Wegwarts Tochter zum erstenmal im Vorgarten des weißen Hauses gesehen. Sie kam mir anders vor als die Frauen unsrer Landschaft, — viel feiner und zierlicher.

„Der Wegwart, der ein vermöglicher Mann war und zu Ererbtem noch das in einem mäßigen Leben Ersparte tat, hatte sein einziges Kind abgesondert von den andern beim Schulmeister unterrichten lassen und hielt sie in allem abseits und wie in einer Umhegung, so man wohl einer kostbaren Pflanze gibt, die durch Zufall in gröberen Boden kam und nur ihre zarten Blätter zur Sonne strecken kann, wenn man ihr milde Wartung und Raum gewährt.

„Als im Juni Brigittens Gärtlein so voll Jasminen hing, daß sie weithin die Bergstraße entlang dufteten und wie ein feiner Schnee über den frischen Aesten lagen, da brach sie mir manchmal ein paar von den weißen Sternen und nestelte sie mir mit feinem Finger selbst ins Knopfloch: ‚Weil Ihr im Weg so viel Staub atmet, geb' ich Euch ein wenig Duft von dem frischen Busch mit,' sagte sie mit einem warmen Lächeln.

„Wir haben nie ein Wort von Gernhaben gesprochen, aber es war seltsam: wenn wir beide nur ein paar Worte redeten, dann stand immer noch so viel Ungesagtes dazwischen, und das ist dann nur lebendig geworden im Auge oder in einem eignen Ton der Stimme. Wir haben's aber beide wohl gewußt, daß es der liebe Gott war, der da in uns redete, wenn wir selbst verstummten ...

„So ist der Sommer hingegangen, und es ist ein heimlich behütetes, großes Glück gewesen, obgleich wir immer nur so gleichsam daran vorüber geredet haben und nie einer es mit einem kräftig-frischen Wort angegriffen hat, daß er's so recht eng umfaßt gehalten und es ihm kein Fremder hätte rauben können. Sie ist mir auch viel zu besonders und viel zu vornehm erschienen, als daß ich sie zum Beispiel zu Tanz oder Lustbarkeit hätte bitten können, wie andre meines Standes mit den Mädchen taten, die ihnen lieb waren.

„Ich bin immer ein Zaghafter gewesen," sagte Förster mit einem leisen Klagen in der Stimme, „das hat mich vor vieler Fährlichkeit bewahrt — doch hier, dies eine Mal hat's mir meines ganzen Lebens Frohsinn gekostet ...

„Sie blieb auf einmal aus," erzählte er weiter. „Ihr linnenes Sommer-

röckchen flatterte nicht mehr hell im Garten; und jeden Abend, wenn ich mit Angst und Sehnsucht im Herzen um die Wegecke bog, schaute ich ins Leere, und es regte sich nichts im Garten.

„Es fügte sich, daß in jenen Wochen gerade keine Botschaft und kein Brief an den Wegwart kam (er erhielt ohnehin nur spärliche), und ich konnte doch nicht ohne Grund an das Haus klopfen, dem ich ein Fremder war. Freilich, der Brigitte war ich der Nächste, aber das lag ja in scheuer Heimlichkeit ... Dann hab' ich eines Abends, es ging schon gegen den Herbst, und die Jasminbüsche hingen blumenlos und mit schwarzgrünem Laub, wie tot, über den Wegrand, einen fremden jungen Mann mit dem Wegwart Friedmann im Garten hin und her wandeln sehen.

„Am Fenster des Erdgeschosses aber tauchte ein blasses Mädchengesicht auf; das schien mit erloschenen Augen zu grüßen. Da wußte ich auf einmal, daß man sie von mir hinweg und zu irgend etwas Unliebsamem hin gezwungen habe.

„Und obzwar es mir zuwider ging, zu andern von Brigitte zu sprechen, so fragte ich doch in einer dumpfen Herzensangst bei den Leuten weiter oben auf der Bergstraße an, ob sie nicht wüßten, ob im Wegwarthaus Krankheit sei, da's im Garten so still wäre. ‚Krankheit?‘ sagten die verwundert, ‚nein, Hochzeit soll sein; und da haben sie wohl im Haus eifrig zu schaffen und keine Zeit, müßig im Garten zu stehen.‘

„‚Will der Wegwart wieder ein Weib in sein Haus führen?‘ fragte ich, und wußte doch fast, daß ich die Frage nur tat, weil ich das andre nicht auszusprechen wagte.

„‚Behüt Gott,‘ sagte die Bäuerin, ‚der Vater hatte genug mit der Zigeunerin. Die Brigitte heiratet den Schullehrer. Der Vater will hoch hinaus mit ihr, es mußte zum mindesten ein Studierter sein.‘ Da hab' ich mich hart gewendet und kaum den guten Abend geboten; denn wie ein bitterer Quell sprang es in mir auf — der ging mir wie ein Gift in den Adern und stieg mir so heiß und voll empor zu den Lippen, daß für kein Wörtlein Raum blieb.

„Und ich bin wie ein Lebloser in den sterbenden Wald weiter gegangen. Die Herbstnebel wurden mir lieb, denn sie bargen mich vor den Menschen, und ich war wie in einer großen, pfadlosen Einsamkeit ...

„Einmal, es mögen ein paar Tage danach gewesen sein — ich weiß es kaum, denn ich hab' die Zeit nicht mehr gemessen —, rief mich bei einem Sonntagsfrühgang eine zage Stimme an, die hinter den gestorbenen Jasminbüschen gar wehmütig hervorklang.

„Die andern mögen wohl zum Kirchgang gewesen sein, denn es war eine wartende, breite Stille ringsum, und Brigitte trat in ihrem lichten Kleid unbekümmert vor, als hätte sie große Worte zu reden und als gehöre ihr die Stunde und die Landschaft. Ich meine, sie hätte fast etwas Königliches gehabt, und ich hing mit stummem Erstaunen an ihrer Erscheinung.

„‚Erhard,‘ sagte sie sehr langsam und weich (sie nannte mich zum erstenmal bei meinem Taufnamen), ‚es ist ein Wandel hier eingetreten. Ich muß Euch

allein sprechen — es ist sonst nicht meine Art, aber es muß sein. Kommt heut abend um elf Uhr! Die andern sind dann zur Ruhe, und in der Jasminlaube sucht mich keiner in der kühlen Septembernacht —'

„Es lag etwas in ihrem Ton von Bitterkeit und doch von Hoheit, und alles klang wie ein unabweisbarer Befehl und doch wie eine reine, ganz reine Hingebung. Es war still gesagt und überwältigte mich doch wie ein reißender Strom, also daß mir der Atem versagt blieb und ich kein armes Wort aus der Kehle brachte.

„Ich nickte nur stumm, reichte ihr die Hände und ging meinen Weg hinab, der mir plötzlich nächtlich und schwarz erschien, obgleich die Herbstsonne in lohen Flammen auf die Welt fiel und die betauten Anemonen wie lustige Rubinen aus den Wiesen funkelten. Und dann kam der Abend; da traten zum ersten und einzigen Male der Tod und das heiße Leben vereint in meine Seele. Und das ist zum Nimmermehrvergessen, glaubt's nur, wenn das geschah. —

„Mein Vater hatte sich immer den Sonntagabend gerade als etwas besonders Feiertägliches mit mir gerichtet; ich war ja sein einziges Kind. Ernst und streng gingen die Wochentage hin; er hatte Jahrzehnte lang dasselbe Amt gehabt wie ich. Und das erschien ihm wie etwas Festes, Heiliges, darin man den, der's übt, mit keinem Wort oder Wunsch unterbrechen dürfe. Aber die Sonntage, außer dem dienstlichen Frühgang, an denen gehörte ich ihm.

„Ich hatte ihn auch nie fühlen lassen, daß das eigentlich ein Zwang war und etwas selbstsüchtig; es war ja doch so viel warme, schützende Liebe darin ... Und weil ich von je ein einsames Wesen hatte und keine lauten Lustbarkeiten mit Kameraden liebte und auch nicht zu lustigen Dingen wie Tanz und Musik und leichten Liebeständeleien mit Weibern neigte, mochte ich's gern, daß der Vater an solchen Abenden gute und sinnreiche Bücher bereit hielt, aus denen ich ihm las, wie ich's schon als Knabe getan.

„Das hat mich vor vielem bewahrt, daß mein Vater mich an den Sonntagen mit einer milden und selbstverständlichen Art gleichsam in die alte, unschuldige Kindheit zurückgeführt hat. Mir war's auch, als säße dann die tote Mutter zwischen uns — und die enge Stube, in der die alte Uhr, schläfrig wie ein Wiegenlied, summte, und mein Vater hin und hin zwischen die guten Worte der Bücher seine stille Lebensweisheit einflocht, als wär's Sonnenlicht, das die Dinge erst klar und durchsichtig macht, seht Ihr, die enge Stube ist mir immer bis dahin des Glückes genug gewesen.

„Aber das war nun ganz anders, und mein Herz war mit seinen Gedanken, wie ein Strom im Lenz, hinausgewachsen über seine Ufer.

„Mein Vater hat mich mit einem seltsam tiefen Blick angesehen selbigen Abend, denn er merkte wohl, daß nur meine Lippen redeten und daß mein Herz weit, weit ab war von ihm und dem Stüblein und dem, was ich tat. ‚Erhard,' sagte er, ‚du hast fremde Gedanken. Was hegst du Heimliches?'

„Ich bin, ganz gegen meine Art, rasch aufgestanden, weil ich ihm die Röte verbergen wollte, die mir lohend in die Stirn trat.

„‚Ich hab' in den letzten Wochen besonders harten Dienst gehabt und auch einiges Zuwidere, mir ist auch nicht gut, Vater,' redete ich hastig, als ob eine Krankheit in mir lauerte. ‚Ich muß noch in die kühle Luft, denn mir brennt ein Fieber im Kopf. So denn, lebt wohl für heut abend.' Und damit wandte ich mich und eilte hinaus, denn ich fürchtete, daß mein Vater mich mit sorglichen Worten zurückhalten könne.

„Von den Türmen des Städtchens hatte es längst zehn geschlagen, und mein Weg in die Herbstnacht hin war noch lang, und der Sterne brannten wenige droben als Leuchte in die Dunkelheit hin.

„Mir aber war's, als ob ich in das tiefere Dunkel eines großen Schicksals ginge . . .

„Es war eine herbe und reine Luft, und von den Wäldern strich ein würziger Wind her, und der absonderliche Geruch atmete aus den Feldern auf, den der gelockerte Boden hat, aus dem man eben die reifen Erdfrüchte mit ihren Wurzeln gehoben hat.

„Also erschien mir das Land reich und zugleich dunkel, wie die Stunde vor mir, als lägen da Schätze, zu denen aber die Türen hart verriegelt seien, so daß ich niemals von ihrer Fülle Teil gewinnen könnte . . .

„Und nur Brigittens Haus hat aus der Nacht hervorgeleuchtet, groß und weiß; aber es ist mir nicht mehr heiter erschienen wie in der blühenden Zeit auf dem tannenfinsteren Waldgrund, sondern wie ein bleiches Totentuch, das einen großen Schmerz einhüllt.

„Dann bin ich in die Jasminlaube getreten, die nun ganz duftlos war und voll schwärzlichen Laubes hing, — und stumm ist mir die Liebliche entgegengekommen. Ihre Blicke haben matt aus der Nacht geschienen, wie die paar müden Sterne am Herbsthimmel.

„‚Erhard,' hob sie dann nach einer Weile an, ‚Ihr müßt mich nicht für zudringlich oder für eine Allzufreie halten, daß ich Euch so in der anbrechenden Nacht heimlich zu mir in den Garten gerufen hab'. Aber seht, diese Stunde ist gewaltig, denn sie heißt: Anfang und Ende. — Der Vater hat einen Mann für mich gewählt, und des Vaters Wort ist mir allzeit stark wie das große Evangelium gewesen: ein Gebot über dem eignen Willen.' —

„Und wie sie das sagte, brach ihre sanfte Rede zusammen in ein Schluchzen.

„Da wußte ich, daß ich ihres Herzens Liebe war, und daß über ihre warme Jugend und das Glück all unsrer künftigen Tage doch jener harte Wille des Vaters Meister bleiben würde; — und ob wir auch nie geredet hatten davon, daß wir uns so über alle Dinge lieb waren: das stand plötzlich nun vor uns und in uns wie ein jahrealtes Bekenntnis, wie etwas, das auch ohne Worte ein festes Verlöbnis der Herzen bedeutete. Und weil die Zukunft vor uns lag wie ein dunkler Richtplatz für das Glück, so hat sich alles Leben in die eine, gegenwärtige Stunde gedrängt.

„Da ward die Jugend heiß in uns, und alle Zaghaftigkeit ist von mir gewichen.

„Ich hab' mich selbst kaum gekannt, wie ich so im Herzglühen gerufen habe: ‚Brigitte, du Allerliebste, hat denn nur dein Vater recht? Ist's denn nicht der liebe Gott, der unsre Herzen so mit seiner Sonne hell und heiß macht und sie zusammenführt? Ist das nicht höheres Gebot?‘

„Und wie in einer wachsenden Todesangst, als wäre sie mir trotz ihrer Liebe verloren, riß ich sie in meinen Arm und hab' ihr feines Mündlein ein einzig brennendes Mal geküßt . . .

„‚Nein!‘ sprach sie da mit einem tiefen, ganz fremden Ton, ‚was du Gottes Gebot nennst, ist nur unser heißes Blut. Meines Vaters Wort ist immer heilig über meinem Leben gestanden. Die Freuden, die sein Wille nicht segnete, müßt' ich mir stehlen. Und die Reue würde dir ein blasses und verzagtes Weib ans Herz legen.‘

„‚So bin ich doch nur ein Geringer in deinem Herzen!?‘ hab' ich da in einem fast zornigen Schmerz gerufen.

„Aber Augenblicks darauf reute mich das hastige Wort, denn die Brigitte ist ganz still geworden; — die Arme sind ihr schlaff am zitternden Leib herabgeglitten, und sie hat mich aus weit offenen, verzweifelten Augen angeschaut, als ob da plötzlich etwas Abgründiges zwischen uns läge, über das sie keine Brücke fände.

„‚Geh, Erhard,‘ sagte sie dann leise und fast ohne Ton. ‚Es steht ein Gebot zwischen uns. Ich finde nie hinüber. Aber je und je habe ich nur dich lieb gehabt — und will's in alle Ewigkeit —‘

„Da ist die heiße Jugend in mir tot geworden, und Brigitte ist vor mir gestanden, fremd und hoch, wie in einem feinen Heiligenschein.

„Mir war's, als leuchtete ein wehes Licht aus ihrer Seele und um sie her.

„Aber die Herbstnacht draußen war lichtlos geworden, und vor den blassen Sternen wanderten große Wolken.

„Wie eine Heilige, die einen Martergang beginnt, schritt sie von mir; ich aber hab' kein armes Wörtlein mehr zu reden gewußt, sondern hab' nur gewinkt und genickt und bin dann, mit einem Schrei hinaus in die Nacht, von dem Totenhaus gewichen.

„Denn solches war es mir geworden, weil doch kein grimmerer Tod ist, als wenn sich Lebende gestorben sind . . .“

Der Bote hielt an in seiner Rede, die mühevoll aus seiner Brust kam, als sei jedes Wort ein Schwertstreich, mit dem er sich selbst schlüge. —

Und eine Träne hing in des einfachen Mannes Auge, mit einem rührenden Licht, wie wenn aus den Opalschalen der Muschel eine edle Perle sich löst . . . „Armer Mann,“ sagte ich unwillkürlich, — „und so seid Ihr ganz leer in Euer Leben zurückgegangen?“

„Gelebt habe ich in den ersten Jahren danach wohl kaum; aber ich mußte vorwärts! Und dann —“ sagte er schaudernd, „ich bin den Morgen nach jener Sterbensnacht zu meinem Dienstoberen gegangen und hab' es durch Bitten erlangt, einen andern Botenweg zu bekommen. Weil ich pünktlich und treu im

Amt war, hat man mir's auch bewilligt; — kopfschüttelnd freilich, denn der Weg an dieser Bergseite ist viel länger und beschwerlicher und steht doch unter gleichem Lohn, — und seht, so blieb mir wenigstens der Anblick des Totenhauses entrückt ...

„Und dann, — mein Vater war ja da, und — das Gebot! Daran hab' ich mich gehalten wie an einen starken Stab und bin im Staub, so im tiefen Staub des Lebens, das nun keinen Feiertag mehr für mich hatte, stetig gewandert.

„Mein Herz hat dann nach und nach so eine Art von zager Frohheit bekommen.

„Lachen hab' ich nie mehr können, — aber doch ein wehmütig Lächeln hab' ich gefunden, und eine stille Freudigkeit an einsamen Dingen — an Dingen, wo mir die Menschen fern blieben. Bücher, mit nachdenklichen Geschichten, und vor allem die liebe Natur draußen, die ich nach und nach mit all ihren Stimmen verstand.

„Einmal nur hat mich etwas aufgeschreckt. Da hab' ich erst gesehen, wie viel Abgründiges in mir ich mit Hüllen bedeckt hatte, um nicht in das Grauen zu sehen, — und wie so gar dünn die Hüllen waren.

„Mein Freund, der Bote, der drüben die Bergseite seit Jahren begeht, wo — Brigittens Haus steht, der ward krank, und mein Amtsoberer stellte mich zum Vertreter. Das ist just eine Woche her. Ich hab's nach einem Tag aufgegeben," er seufzte laut auf vor Qual, „denn lieber hätte ich mein Brot verloren, als wieder an dem Totenhügel vorüber zu müssen.

„Und dann — das tote Haus war gar nicht tot, — sondern es stand in lauter Glanz und Blüten, und es war voller Sonne und Lachen. — Blonde Kinderköpfchen lugten über die Jasminhecken, und die Büsche blühten — blühten wie damals, also daß mein Weg voll Duft wurde und es mir war, als müsse das tote Glück aufstehen und gegen mich herwandeln.

„Es ist auch aus der Tür droben getreten, — aber es war nur ein Schatten — ein armer Schatten im hellen Tagesschein. Eine blasse ernste Frau hat mich angestarrt — mit Augen, hört: mit Augen, die wie aus einer andern Welt herblickten. —

„Da wußte ich zum zweitenmal, daß gestorbene Herzen weiterleben können, und daß es ein Heiligeres über dem Glück gibt — und das heißt: Pflicht!"

Des Boten Worte verhallten, und es ward eine Stille um uns.

Das Abendlicht stand wie ein Rinnen von feinem Silber in der Luft.

Försters Gestalt richtete sich hoch auf, und seine Blicke gingen groß und suchend ins Ferne, als sähen sie über die Dinge hinaus, auf etwas Ewiges, etwas, das mehr galt, als was der fliehende Tag und die wandernden Nächte geben können, — etwas, nach dem hin er unverrückbar schritt ...

Ich fand kein Wort; denn er schien mir mit seinem Schicksal so gewachsen, daß er mir fast fremd ward.

Die schlichte Größe dieser Seele, in der etwas von der heiligen Gesetz-

mäßigkeit der Natur lag, hatte ich nicht geahnt in dem einfachen Mann des Volkes, der ein geringes Amt übte, in strenger Art, wortkarg und unscheinbar.

Und sie erschütterte mich, also daß Gedanken und Gefühle in ein starkes Bewegen kamen und ich sie nicht in feste Worte fassen konnte.

Ich drückte ihm still die Hand — er grüßte und ging den Höhenweg empor.

Der Mond stand flimmernd gegen die finsteren Tannen, daß die wandernde, hohe Gestalt sich von ihnen abhob und wie mit feinen Linien umleuchtet war...

Ich stand und starrte ihm nach. Das war nicht mehr der Bote Förster — die Gestalt wuchs ins Unpersönliche — sie erschien mir wie die eherne, gewaltig schreitende Pflicht: eine heldische Gestalt, vom Schicksal gemeißelt, mit großen, tragischen Zügen, die dem sonnigen Glück der flüchtigen Tage vorüberwandert und den kummervollen Nächten, und die am Weg hinter sich die Sorge, die Selbstsucht und alle neidischen, kleinen Geister läßt.

Durch Graus und Gnaden aller Wetter schreitet sie dahin; die einzige, die reuelos ist und die zu jenen Höhen dringt, wo der leuchtende Königsreif des Friedens ruht. —

Deutsch-Ostafrika.

(Illusionen und Wahrheit).

Von

Generalleutnant z. D. **v. Liebert**, weiland Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre verflossen, seit deutsche Pioniere den Fuß auf ostafrikanischen Boden setzten und das Land für Deutschland in Beschlag nahmen. Man erinnere sich der gehobenen Stimmung, die damals durch alle nationalgesinnten Kreise ging, als die schwarz-weiß-rote Flagge an der Westküste Afrikas emporstieg, und als dem Dr. Karl Peters der kaiserliche Schutzbrief für die fünf Landschaften in Ostafrika erteilt wurde, deren Namen bis dahin noch niemand hatte nennen hören. Die Schrift des Missionsinspektors Fabri: „Bedarf Deutschland Kolonien?“ war in aller Händen und hatte die Ueberzeugung verbreitet, daß wir dringend Plantagen-, Ansiedlungs- und Verbrecherkolonien haben müßten. Die starke Vermehrung der Bevölkerung im Reiche und die großen Auswanderungsziffern führten dazu eine vernehmliche Sprache. Nicht minder überzeugend war die Beweisführung, daß Deutschland jährlich zwischen 800 und 1000 Millionen Mark für Kolonialprodukte ausgebe, es sei doch erwünscht, daß wenigstens ein Teil dieser Summe von Deutschen selbst verdient

werde. So war es ein leichtes, Enthusiasmus zu entfachen und Geld und Menschen für die neuartigen Unternehmungen zu gewinnen.

Darf es wundernehmen, wenn wir dabei tüchtig Lehrgeld haben bezahlen müssen? Dieser Prozeß mußte wohl durchgemacht werden, es konnte gar nicht anders sein, und wir haben tatsächlich gründlich dabei gelernt. Man baute Tabak auf Korallenboden (Sansibar) oder auf rotem Laterit (Lewa) und wunderte sich, wenn man keine Ernten erzielte. Man entsandte Offiziere, Beamte, Geschäftsleute und Landwirte in gänzlich fremdartige Verhältnisse, ohne Kenntnis von Land und Leuten, von Klima und Lebensbedingungen, von Landessprache und Tropenkultur. Man gründete Gesellschaften mit kostspieligem Verwaltungsapparat, fand aber — wie leicht erklärlich — nicht sofort geeignete praktische Beamte für die koloniale Arbeit selbst. Zu diesen wohl als Kinderkrankheiten zu bezeichnenden Uebelständen der ersten Kolonialperiode gesellte sich dann noch der Araberaufstand in Ostafrika, der alle bisherigen schüchternen Versuche von Pflanzungs- und kaufmännischen Unternehmungen über den Haufen warf. Im Jahre 1891, als das Reich Ostafrika als Kronkolonie übernahm, mußte die ganze Kolonisationsarbeit noch einmal von neuem beginnen. Und leider war es die Aera Caprivi, die dieser Arbeit den Stempel aufdrückte.

Inzwischen sind die Köpfe kühler und klüger geworden. An Stelle des Enthusiasmus und der Schwärmerei ist nüchterne Arbeit mit scharfer Rentabilitätsberechnung getreten. Wir haben festgestellt, daß keine der Kolonien als Verbrecherkolonie zu verwerten ist — ganz abgesehen davon, daß das Strafgesetzbuch den Begriff Deportation gar nicht kennt —, daß außer Südwestafrika keine unsrer Kolonien Ansiedlung in großem Maßstabe zuläßt, endlich, daß der Plantagenbau allein nicht die deutschen Schutzgebiete rentabel machen kann. Wie ist für dies alles Ersatz zu schaffen?

Ich wende mich nun ausschließlich Ostafrika zu, das ich vier Jahre hindurch zu verwalten hatte, das ich zur Hälfte seines Gebiets etwa persönlich kennen gelernt habe und dessen Handelsentwicklung, Bodenwert und Anbauverhältnisse ich genügend zu studieren Gelegenheit hatte. Die Handelsbilanz der Kolonie ist leider recht unbedeutend (1901: Einfuhr 9,2, Ausfuhr 4,6 Millionen Mark), und es ist zunächst wenig Hoffnung auf ihre Hebung vorhanden, einerseits wegen der hohen, von der Reichsregierung auferlegten Zölle, andrerseits wegen der erdrückenden Vorherrschaft des Freihafens Sansibar. Letztere ist so überwiegend, daß selbst die zur Entwicklung der Kolonie bestimmte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (D.-O.-A.-G.) ihre Hauptniederlassung in Sansibar festzuhalten genötigt ist.

Und gerade der Handel war eine der stärksten Illusionen in der ersten Zeit unsers Kolonialbesitzes. Schon im Winter 1890/91 war von Sachverständigen eine Seengesellschaft geplant, die den Handelsverkehr vom Tanganyika und Viktoria nach der Küste in Schwung bringen wollte. Man vergaß dabei, daß der Handel auf der großen Karawanenstraße Tabora—Bagamoyo zwar Elfenbein, Kautschuk, Häute und dergleichen zur Küste brachte, sein wertvollster Artikel aber

das menschliche Ebenholz war, da die Träger der Lasten an der Küste als Sklaven verkauft wurden. Seitdem den Arabern dies Handwerk gelegt worden, ist die Ausfuhr erheblich zurückgegangen, um so mehr, als Elfenbein und Kautschuk neuerdings den Wasserweg auf dem Kongo oder Shire—Sambesi nehmen, andrerseits auf der britischen Ugandabahn verfrachtet werden, so daß die deutschen Häfen leer ausgehen.

Die deutschen Kapitalisten und Gesellschaften, die den Boden der Kolonie auszunutzen bestrebt sind, haben sich selbstredend zunächst den „Vorzugsgebieten" zugewandt, d. h. den küstennahen Gebirgsstöcken, die sich zum Anbau von Kaffee vornehmlich eignen. In erster Linie sind die beiden mit kräftigem Urwald bedeckten Usambara (Ost und West) in Angriff genommen, in zweiter Linie werden später die Pare-Gebirge, das Nguru- und Uluguru-Bergland an die Reihe kommen. Auf den Usambarabergen sind gegenwärtig wohl acht größere Kaffeebaugesellschaften in Tätigkeit. Der Kaffeebau floriert, der Usambarakaffee mit seiner kleinen aromatischen Bohne hat sich längst den Weltmarkt erobert, die bis Mombo endlich bewilligte Eisenbahn wird den Verkehr mit dem Hafen Tanga sehr erleichtern; aber die Kaffeepreise stehen schlecht, die Gesellschaften haben alle etwas teuer gewirtschaftet, die Pflanzungen stehen hoch zu Buch, und infolgedessen ist es um die Dividenden noch nicht günstig bestellt.

Wie immer aber auch die Kaffeekonjunktur sich gestalten möge, so viel steht fest, daß die Kolonie durch diesen einen Erwerbszweig allein nie sich heben und finanziell sich auf eigne Füße stellen kann. Hierfür sind die Vorzugsgebiete viel zu wenig zahlreich und in sich von zu geringem Flächengehalt im Verhältnis zu der Riesenfläche des ganzen Gebiets. Um die Kolonie wirtschaftlich zu heben, ihren Boden kulturell auszunutzen und Massengüter in den Handel zu bringen, bedarf es einer breiteren Basis und der Heranziehung bedeutender Arbeitskräfte. Die Entwicklung der Kolonie beruht einzig und allein auf der Arbeitskraft der Eingeborenen, und diese muß erst flüssig gemacht werden.

Ostafrika ist nach Klima und Bodenwert nicht schlechter als die eigentliche Halbinsel Vorderindien, wenn man die üppige Gangesniederung außer Betracht läßt. Indien aber besitzt eine fleißige, intelligente, durch Jahrtausende zur Arbeit erzogene und durch strenge Arbeitsteilung gedrillte Bevölkerung von fast 300 Millionen Seelen, Deutsch-Ostafrika zählt dagegen auf 941 000 Quadratkilometern 6 bis 7 Millionen Menschen. Die Entvölkerung des Landes ist herbeigeführt durch die unaufhörlichen Fehden, den Krieg aller gegen alle, die Sklavenjagden der Araber, daneben durch Kindesmord, Gifttrinken und andre scheußliche Gewohnheiten. Da heißt es vor allem eine kluge, ruhige Eingeborenenpolitik treiben. Der erste Schritt ist geschehen: Sklavenraub und Sklavenhandel sind beseitigt, seit etwa vier Jahren ist absoluter Friede im Lande und die Ruhe nicht wieder gestört worden. Die Dörfer lassen ihre Befestigungen (Boma) fallen, die Feldarbeit kann ohne Gefahr für Leib und Leben ausgeführt werden, gegen die verderblichen Unsitten wird mit den strengsten Strafen vorgegangen, sie sind wenigstens

im Rückgange. Durch die von mir eingeführte Hüttensteuer (die Familie zahlt jährlich 3 Rupies = 4,20 Mark) werden die Neger moralisch zur Arbeit genötigt und gewöhnen sich ganz gut an diesen ihnen früher so verhaßten Zwang. Nun heißt es weiter ihre Arbeit auch produktiv zu gestalten dadurch, daß sie selbst verdienen, und daß das Ganze davon Nutzen hat.

An Früchten, die marktfähig sind, ist kein Mangel. Die Eingeborenen können mit der Aussicht auf beständigen Absatz an der Küste bauen:

1. Getreidefrüchte: Mtama, Maniok, Bohnen, Mais, Reis;
2. Oelfrüchte: Kopra (von der Kokospalme), Sesam, Erdnüsse;
3. Faserpflanzen: Agaven, Sensivieren, Ramie;
4. Baumwolle, Kautschuk.

Die genannten Getreidearten, sowie Bohnen und andre Leguminosen sind die Haupthandelsartikel in den Küstenplätzen, sie gehen von dort nach Sansibar (über 100000 Einwohner) und nach dem ewig hungrigen Indien, wohin beständige Verbindung durch Segeldaus und Dampfschiffe besteht. Es kann gar nicht genug von jenen Brotfrüchten erzeugt werden, die Nachfrage ist sehr bedeutend. Besonders ist der Reis aus dem Rufidjidelta von den feinschmeckenden Indern recht gesucht. Die Oelfrüchte bilden einen Stapelartikel für die Europadampfer, sie gehen nach Marseille und Hamburg in jeder beliebigen Menge und werden teils zu Speiseöl (Erdnüsse), teils zu Maschinenöl (Kopra) verarbeitet. Bislang liefert Deutsch-Ostafrika erstaunlich wenig von diesen so leicht anzubauenden Artikeln, während die Moçambiquegesellschaft am Sambesi große Frachten Oelfrüchte erzeugt. Dort hat die allerdings sehr empfindliche Steuerschraube und eine für die Eingeborenen sehr harte Gesetzgebung die Schwarzen zur Arbeit gezwungen.

Die Faserpflanzen, die oben genannt wurden, wachsen zumeist wild im Lande, sie gedeihen unter entsprechender Kultur vortrefflich und versprechen um so besseren Absatz, als alle Hanfsorten seit dem Verschwinden des Manilahanfs vom Weltmarkt sich im Preise gehoben haben. Die Baumwollerzeugung galt zu meiner Zeit als nicht rentabel für Ostafrika, nachdem verschiedene Versuche damit fehlgeschlagen waren. Alle Anregungen des Gouvernements zu neuen Kulturversuchen waren vergeblich. Neuerdings ist aber, ebenso wie in Togo, der Baumwollanbau wieder in größerem Maßstabe in Angriff genommen und scheint Erfolg zu versprechen. Es wäre selbstverständlich von höchster Bedeutung, wenn es gelänge, einen Teil des großen Bedarfs an Baumwolle in unsern Kolonien zu erzeugen und uns dadurch etwas unabhängiger von Nordamerika zu machen. Kautschuk endlich ist ein Artikel, der durch das unsinnige Anzapfen und Abschlagen der Liane im freien Walde immer mehr abnimmt, und der nur durch künstliche Pflege der verschiedenen Kautschuk liefernden Bäume und Sträucher gewonnen werden kann. Baumwolle und Kautschuk erfordern jedoch so sorgsame Kultur und Behandlung, daß sie schwerlich von den Eingeborenen selbständig erzeugt werden können. Dazu wird es sowohl des Kapitals wie der sachverständigen Aufsicht des Europäers bedürfen.

Wenn es nun eine so große Anzahl marktfähiger Massenartikel gibt, so handelt es sich weiter um die Frage, wie der Eingeborene zur dauernden Arbeit zu veranlassen ist, und wie der Transport der Erzeugnisse an die Küste bewerkstelligt werden kann. In erster Richtung wirkt, wie oben bereits erwähnt, die Hüttensteuer anregend als leises Druckmittel. Die Bevölkerung der Küstenbezirke, die zunächst des bequemeren Absatzes wegen in Frage kommen, ist aber zu dünn, um erhebliche Mengen für den Export zu liefern. Wir müssen uns deshalb nach einem Zuzug umsehen, der am besten aus den kräftigen und an Zahl stärkeren Stämmen des Inneren heranzuholen ist, die, seit Jahrhunderten an Wandern gewöhnt, die Träger der Karawanen bilden. Vornehmlich kommen hierfür die strammen Wassukuma (südlich des Viktoria-Nyanza), die Wanyamwesi (nördlich Tabora) und die Magwangwara (östlich des Nyassasees) in Betracht. In großen Scharen verlassen diese jahraus jahrein ihre Heimat, lassen die Weiber das Feld bestellen, melden sich an der Küste als Träger oder als Plantagenarbeiter und kehren mit dem erlösten Erwerb an Geld oder Stoffen heim. Mehrfach ist bereits mit Erfolg der Versuch gemacht worden, diese Leute mit ihren Weibern an der Karawanenstraße — neuerdings im Bezirk Tanga entlang der Eisenbahn — anzusiedeln und sie zu fleißigen Ackerbauern zu erziehen. Dieser Versuch muß immer von neuem und in immer größerem Maßstabe wiederholt werden, das gute Beispiel fleißiger Kolonisten wirkt außerordentlich anregend auf die Umgebung. Der Neger ist intelligent und vor allem erwerbsüchtig genug, um das Beispiel nachzuahmen, das ihm bei verhältnismäßig leichter Arbeit eine Anzahl Rupiestücke als Lohn verschafft. Selbstverständlich muß jeder äußere Zwang fern bleiben, es heißt Geduld haben und die Zeit auf den Neger wirken lassen. Das wesentliche dabei ist die Persönlichkeit des Beamten, der eine solche „Ansiedlung“ leitet. Ist er bekannt als „bwana mzuri“ (guter Herr), so strömen ihm die Neger zu, und er wird ohne Schwierigkeiten alles mit ihnen aufstellen können. Hat er dagegen das Prädikat „kali“ (böse), so werden alle seine Bemühungen vergeblich sein. Glücklicherweise besitzt die Kolonie jetzt eine genügende Anzahl gut geschulter, mit den Negersitten und der Landessprache vertrauter, wohlgesinnter, charakterfester Beamten, die als Bezirksamtmänner die besten Dienste leisten. Die Zeiten des Chamsaschrin (25 aufzählen!) sind endgültig vorbei, eine humane Behandlung der Eingeborenen hat diese zutraulich gemacht.

Ich teile durchaus die humanen Anschauungen, die Freiherr v. Schleinitz im April-Heft dieser Zeitschrift über die Behandlung und geistige wie moralische Hebung der Eingeborenen ausgesprochen hat. Ich habe im näheren Verkehr mit den Negern dies gutmütige, liebenswürdige Naturvolk vielfach schätzen gelernt. Dagegen geht das dort angeführte Urteil des englischen Bischofs Maples über die geistigen Fähigkeiten der Suaheli viel zu weit, wenn es dort heißt, „daß unsre ostafrikanischen Eingeborenen in Bezug auf Verstand und Gaben nicht im geringsten den weißen Leuten nachstehen, wenn ihnen nur die Möglichkeit geboten wird, sich geistig zu entwickeln.“ Nach meiner Erfahrung

kann dem Neger eine gewisse Intelligenz, scharfe Beobachtung und Nachahmungsvermögen nicht abgesprochen werden, es fehlen ihm dagegen die Gaben der Schlußfolgerung und des Kausalnexus der Dinge, also die einfache Logik. Wenn man einem intelligenten Neger Schußwaffen, Geschütze, Maschinen, ein Kriegsschiff u. dergl. im einzelnen zeigt, so wird er sofort geneigt sein, sich einige Handgriffe anzueignen, um das Instrument u. s. w. benutzen zu können, nie aber wird er nach einem Grunde, einer Ursache der Bewegung, der Triebkraft fragen. Jedes Warum? liegt ihm fern. Er sagt einfach „kazi ya wazungu“ (Arbeit der Europäer) und nimmt das fertige Ding als etwas Gegebenes hin, dessen Erzeugung und Entstehung ihn gar nichts angeht. Ebenso teilt er das ganze Naturreich nur in zwei Klassen: chakula und hapana chakula, d. h. in das, was man essen kann und was man nicht essen kann. Gewiß sind die Negerknaben recht gelehrig, aber vom 14. Lebensjahr an überwiegt der Geschlechtstrieb alle andern Neigungen derart, daß die geistigen Fähigkeiten sich rückbilden und verkümmern. Diese Erscheinung ist der Grund, weshalb die Schulen so Erfreuliches leisten und die Missionare eigentlich nur an der Jugend eindrucksfähige Zöglinge ihrer Lehre finden.

Alle jene so wichtigen Bemühungen, das Land zu bebauen und nutzbar zu machen, sind aber verlorene Liebesmüh, wenn nicht für schnelle und für Massentransporte nutzbare Beförderungsmittel gesorgt wird. Mit bedeutenden Kosten und großer Arbeitsleistung hat das Gouvernement seit langen Jahren die Kolonie mit einem Netz zum Teil fahrbarer, breiter Karawanenstraßen bedeckt. Die Bezirkschefs befleißigen sich in regem Wetteifer, daß ein Bezirk den andern durch den guten Zustand der Straßen, praktische Einrichtung der Rasthäuser und sonstige Bequemlichkeiten für den Reisenden übertreffe. Das ist ein großer Fortschritt gegen den früheren Naturzustand, als man sich mit dem Buschmesser und der Axt den Weg durch das Dickicht erst bahnen mußte. Leider aber helfen selbst diese guten Straßen dem Handel und Verkehr wenig, da es an Zugvieh fehlt und deshalb der Ochsenwagen hier nicht die Rolle spielen kann wie in Süd- und Südwestafrika. Das einheimische Rind gehört der kleinen Zebu- oder Buckelrindklasse an, es hat nicht genügende Kraft in die Sielen zu legen. Daneben werden die Niederungsgebiete der Kolonie von der heimtückischen Tsetsefliege heimgesucht, deren Stich für das Vieh tödlich ist.

Diesen Verhältnissen gegenüber bleibt, wenn das Land überhaupt wirtschaftlich entwickelt werden soll, nichts andres übrig als der Eisenbahnbau. Er braucht nicht ins Ungemessene geplant zu werden, da die Philisternatur, die nun einmal im deutschen Michel steckt, vor jedem großen Projekt, das einen Engländer oder Amerikaner reizt, entsetzt zurückschreckt. Es ist besser, mit kleinen, kurzen Linien, sogenannten Stichbahnen, zu beginnen, um das Land an verschiedenen Stellen aufzuschließen und andrerseits durch den Erfolg für neue Unternehmungen Mut zu machen. Seit 1892 kämpfen die Sachverständigen für den Bahnbau in Ostafrika, der wackere Vorkämpfer Geheimer Kommerzienrat Oechelhäuser ist gestorben, ohne das Ziel seiner langjährigen Arbeit, den ersten

Spatenstich an der Zentralbahn, erlebt zu haben. Bis jetzt ist aber noch nichts erreicht als der Bau der 150 Kilometer langen „Kafeebahn", der Bahnstrecke Tanga—Korogwe—Mombo, die die Plantagen und Ansiedlungsgüter von Ost- und Westusambara mit der Küste verbinden soll.

Außer dieser kurzen Bahnstrecke müssen unbedingt noch zwei andre baldigst in Angriff genommen werden: 1. die vielbesprochene 230 Kilometer lange „Stichbahn" Daressalam—Mrogoro, die die Landschaften Usaramo, Chutu, Usagara und Nguru aufschließen, d. h. den Landbau der Eingeborenen nutzbringend machen, daneben den Plantagenbau in den Uluguru- und Ngurubergen ermöglichen soll. Wie bekannt, hat sich ein Berliner Bankierkonsortium bereit erklärt, gegen eine dreiprozentige Garantie des Reiches den Bahnbau zu übernehmen. Hoffentlich findet sich endlich ein Reichstag, der diesem dem Reiche ein sehr geringes Opfer auferlegenden Vertrage seine Zustimmung nicht versagt, 2. die gleichfalls seit lange geplante Bahnlinie Kilwa kisiwani—Wiedhafen am Nyassasee, etwa 700 Kilometer lang, eine Bahn, die so viel Gewinnchancen bietet, daß sie durch Privatkapital ohne staatliche Beihilfe gebaut werden kann, sobald nur das nötige Verständnis dafür geweckt wird. Sie wird den bedeutenden Handelsverkehr, der aus dem Innern des Kongostaats und vom Tanganyika auf der altbekannten Stephenson-Road, sowie aus den Nyassagebieten jetzt den Shire und Sambesi abwärts nach dem portugiesisch-englischen Hafen Chinde führt, abfangen und ihn in den vorzüglichen deutschen Hafen Kilwa leiten. Daneben führt die Bahn durch fruchtbares Gelände, erschließt die Kornkammer Ungoni mit ihrer fleißigen Bevölkerung und das Kautschukgebiet Barikiwa; endlich hat sie außer dem Abstieg vom Randgebirge zum Nyassa keine Terrainschwierigkeiten zu überwinden und wird in Kilwa den Seeschiffen gestatten, direkt am Eisenbahnpier anzulegen. Es ist hohe Zeit, daß in Deutschland das Kapital für diese wirklich rentable koloniale Unternehmung mobil gemacht wird, ehe die schon lange gegründete englisch-portugiesische Gesellschaft den von ihr geplanten Bahnbau Nyassasee-Ameliabay auf portugiesischem Gebiet zur Ausführung bringt.

Wenn etwa nach zehn Jahren diese Bahnen in Betrieb und entlang derselben fleißige, ackerbautreibende Neger aus dem Inneren angesiedelt sind, dann wird es um die Ausfuhr und um das Budget der Kolonie wesentlich besser stehen. Bislang ist eine Verwertung der Landesprodukte für den Export unmöglich, da sie nur per Last auf dem Kopfe des Eingeborenen zur Küste befördert werden können. Da der Träger unterwegs leben muß, so verzehrt er allmählich den Inhalt seiner Last, trifft leer im Hafenort ein und muß für den Rückweg noch bezahlt werden. Das ist also ein unmögliches Geschäft, und die Geschäftslosigkeit der deutschen Häfen wohl erklärlich.

Also eine verständige Eingeborenenpolitik und eine verständige Verkehrspolitik sind die beiden Faktoren, von denen die wirtschaftliche Entwicklung des Landes abhängt. Allmähliche, geduldige Gewöhnung der Neger zur Arbeit durch Beispiel, praktische Belehrung, Schule und Mission, Ansiedlung geeigneter Stämme

an Plätzen, die für Anbau und Absatz der Produkte besonders günstig liegen, beständige Vermehrung der Kulturen und stetige Steigerung des Wertes der anzubauenden Erzeugnisse von der einfachen Feldfrucht bis zu Baumwolle, Kautschuk u. s. w. Aeußerste Anstrengung, um den Bahnbau durchzusetzen, sei es auf dem Wege der Gesetzgebung, sei es auf privatem Wege; denn ohne Schienenwege ist alle Arbeit umsonst.

Schließlich sei noch ein Wort gegen den so häufig erhobenen Vorwurf gestattet, Ostafrika sei nicht rentabel, es bringe geringe Einkünfte und fordere jedes Jahr einen Reichszuschuß (1902: 4,8 Millionen Mark). Man berücksichtigt dabei nicht, daß im Jahr 1891 der Reichskanzler Caprivi durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine Anleihe von 10 Millionen Mark aufnehmen ließ, von denen 4 Millionen Mark dem Sultan von Sansibar für die Abtretung der Küste bezahlt wurden, der Rest für Landesverwaltungszwecke diente. Diese Anleihe muß jährlich mit 600000 Mark von den Einnahmen der Kolonie verzinst werden, diese Summe wird aus den Zöllen entnommen, und die hohen Einfuhrzölle unterbinden Handel und Verkehr in den Hafenplätzen. Eine Ablösung dieser harten Steuer ist dringend geboten, und wenn diese nicht zu erreichen, so werfe man keinen Stein auf das arme Land, das unter dieser Last seufzt. Zum andern wäre es Pflicht des Reiches, die Kosten für die Erhaltung des Besitzes und für den notwendigen militärischen Schutz im Inneren selbst zu tragen und sie nicht der Kolonie aufzubürden. Andre Kolonialmächte wie Frankreich erhalten die Kolonialarmee im Rahmen des Heeresbudgets. Würden auch diese 2½ Millionen Mark der Kolonie abgenommen, so ließe sich in wenigen Jahren ein Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben herstellen. Außerdem steht zu hoffen, daß mit der Zeit die Schutztruppe verringert und der unheimliche Kalkulatur-, Abrechnungs- und Kontrollapparat vereinfacht werden kann. Das wichtigste bleibt allerdings die Herabsetzung der Zölle, da ohne dies eine Hebung des Handels nicht zu erwarten ist.

Wie ersichtlich, fehlt es an frommen Wünschen nicht. Die Kolonie ist auf dem richtigen Wege; sie marschiert, aber leider nur allzu langsam, weil ihr noch nicht überall die nötige Fürsorge entgegengebracht wird.

Briefe und Papiere von Adolphe Thiers.

(1871 bis 1873.)

Von

Frédéric Loliée.

Ein Wort zur Einleitung.

Es ist schwer begreiflich, daß ein Mann wie Thiers, den sein langes Leben mit den größten Ereignissen seines Jahrhunderts in Berührung brachte, der eine Rolle in ihnen spielte, sie leitete und beherrschte, der sich als ganz junger Mann vom einfachen Journalisten wie mit einem Schlage zu Ansehen und Macht emporschwang, der nacheinander Abgeordneter, Minister, Ministerpräsident und Staatsoberhaupt wurde, der den ganzen Glückswechsel von allgemeiner Unbeliebtheit bis zur höchsten Popularität durchmachte, der Einfluß auf so viele Köpfe und Gewissen in seiner Umgebung gewann, sie in Bewegung setzte und nach seinen Absichten lenkte — es ist, sage ich, kaum faßbar, daß ein derartiger Mann nicht den Gedanken gehabt haben sollte, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen.

Er hat jedenfalls daran gedacht, wie wir das durch die nachfolgende Stelle aus einem noch nicht veröffentlichten Briefe erfahren, den wir später in seinem ganzen Wortlaute kennen lernen werden: „Ich werde schließlich doch noch einmal meine Lebenserinnerungen niederschreiben, vorausgesetzt, daß ich nicht unter der Last erliegen werde.“ Er begann daran zu arbeiten, spät allerdings. Vielleicht hat er aber doch nach seinem Sturze Zeit gefunden, lange und wichtige Kapitel zu entwerfen. Gewiß ist, daß seit einigen Jahren die Neugierde sich stark auf diesen Punkt gerichtet hat. Man zweifelt nicht daran, daß Fräulein Dosne, die Schwägerin Thiers', über autobiographische Schätze verfügt. „Wann,“ so fragt man sich in weiten Kreisen der Historiker- und Journalistenwelt, die mit Spannung derartigen Enthüllungen entgegensieht, „wann wird man das Erscheinen der Thiersschen Memoiren erleben?“

Ich selbst habe im Verlauf eines Besuchs, den ich eines Vormittags Fräulein Dosne abstattete, es gewagt, die Frage zu berühren. Ich versuchte, mich wenigstens darüber zu vergewissern, ob diese berühmten Papiere vorhanden seien, und ob für eine nähere oder entferntere Zeit die Absicht bestehe, sie aus ihrem Dunkel hervortreten zu lassen, damit sich das Feuer der allgemeinen Diskussion um sie entfache.[1]) Es war in der prächtigen, neben der „Thiers-Stiftung“ gelegenen Wohnung, in jenen vornehmen, würdevollen Salons, in denen von allen Seiten die Bildnisse des großen Staatsmannes und die Erinnerungsstücke an ihn sich

---

[1]) Unter dem Titel: Notes et Souvenirs de Mr. Thiers wird soeben eine neue Serie von Dokumenten bekannt gemacht, die Fräulein Dosne der französischen Akademie geschenkt hat.

drängen. Der Ort war für einen derartigen Gesprächsgegenstand so günstig wie möglich, aber auf der Seite, von der eine Beantwortung hätte erfolgen können, war die Absicht nicht vorhanden, sie rückhaltlos zu geben. Fräulein Dosne stellte die Möglichkeit, daß nachgelassene Aufzeichnungen vorhanden seien, nicht in Abrede, allein, in eine Zurückhaltung sich hüllend, die schicklicherweise respektiert werden mußte, meinte sie, es sei noch nicht an der Zeit, ihren Charakter näher darzulegen. Ich verstand nur so viel, daß, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen sei, sie gerne in liberaler Weise den französischen und ausländischen Bibliotheken oder auch dem Publikum das zur Verfügung stellen werde, was noch von Thiers zu veröffentlichen sei. Inzwischen hat man sie zu einem ersten Versuch zu bestimmen gewußt. Man hat zum Zwecke der Mitteilung an einige Freunde, an einige offizielle Persönlichkeiten und bevorzugte Institute eine ziemlich beträchtliche Anzahl von hochinteressanten Briefen und Aktenstücken zusammengestellt, die sich auf die französisch-deutschen Verhandlungen über die Räumung des Landes beziehen. Man hat kurze Auszüge daraus zwei bis drei Zeitungen zur Verfügung gestellt. Das übrige ist bis zur Stunde unbekannt geblieben, und es harren die gedachten Dokumente noch des Zeitpunktes, in dem sie weiteren Kreisen bekannt und geschichtliches Allgemeingut werden sollen. Es ist uns gestattet worden, Einsicht in sie zu nehmen und Auszüge aus ihnen zu machen, und wir stellen unsern Lesern einige der bemerkenswertesten Stellen aus ihnen zur Verfügung.

In der Form von Briefen und Depeschen beziehen die einzelnen Stücke sich ausschließlich auf die Occupation und die Räumung des französischen Territoriums durch die deutsche Armee nach dem Kriege von 1870. Sie haben sich im Original oder in Abschriften unter den Papieren von Adolphe Thiers erhalten. Die gesamte Korrespondenz geht von Thiers selbst, dem Präsidenten der Republik, Pouyer-Quertier, dem Finanzminister, dem Vicomte von Gontaut-Biron, dem französischen Botschafter in Berlin, dem Grafen Harry von Arnim, dem deutschen Botschafter in Paris, und dem Grafen von Saint-Vallier, dem außerordentlichen Kommissär der französischen Regierung bei dem Oberkommandierenden der Occupationsarmee, General von Manteuffel, aus.

Die Persönlichkeit Thiers' geht daraus in voller Größe hervor. Seine erste Handlung als Inhaber der höchsten Gewalt hatte in dem Abschlusse des Friedensvertrages unter den schrecklichsten Bedingungen bestanden. Er führte diese Aufgabe mit vollendeter Geschicklichkeit und mit einem Mute durch, der um so heldenhafter war, als er sein Vaterland leidenschaftlich liebte und er den größten Teil seines Lebens seiner Verherrlichung als Geschichtsschreiber und der Entwicklung seines Wohlstandes und seiner Macht als Staatsmann gewidmet hatte. Schrieb er damals doch an Jules Simon, als ob sich ihm ein Schmerzensschrei entringe: „Es ist eine Todesqual!“ Eine Occupationsarmee, die den Osten Frankreichs bis zur Loire besetzt hielt, der Bürgerkrieg, der Staatsschatz erschöpft, die Bürger ruiniert, die festen Plätze ihrer Deckung beraubt, die öffentlichen Gebäude verwüstet, eine dem Lande und sich selbst unbekannte Volksvertretung, in der drei monarchische, unversöhnliche Parteien vorherrschten, das waren die

Zustände, unter denen Thiers die Regierung seines Volkes übernommen hatte. Inmitten dieser außergewöhnlichen Schwierigkeiten begann und vollendete er sein Werk, um kurz darauf vom Präsidentensitze gestürzt zu werden, allein auch in seinem Privatleben wahrte er sich ein moralisches Ansehen und eine über das Gewöhnliche hinausgehende Ueberlegenheit, die bewirkten, daß im Inlande wie im Auslande nichts Bemerkenswertes sich vollzog, ohne daß man fragte: „Was hält Thiers davon?“ F. L.

Briefe bezüglich der Räumung des Landes.

Thiers an den General von Fabrice.

Versailles, 4. Mai 1871.

Geehrter Herr Graf!

Ich habe die Mitteilung erhalten, die Eure Excellenz die Gewogenheit hatten, an mich zu richten, und ich trage kein Bedenken, sofort und ohne Rückhalt darauf zu erwidern.

Ich habe nichts zu verheimlichen, weder meinem Lande, noch den Mächten, zu denen jenes in Beziehung steht. Als ich, von tiefem Schmerz bewegt, den Präliminarvertrag unterzeichnete, war mein Entschluß fest gefaßt, und ich hatte erkannt, daß auf dem Punkte, zu dem die Sachen gediehen waren, der Friede für Frankreich mehr wert sein werde, als die Fortsetzung eines in beklagenswerter Weise begonnenen und in ebenso beklagenswerter Weise geführten Krieges. Nun aber, da dieser für mich so schmerzhafte Entschluß gefaßt ist und gefaßt aus Ergebenheit für mein Land, denn von allen Franzosen wäre ich am wenigsten verpflichtet gewesen, seinen Schmerz auf mich zu nehmen, wäre ich der letzte, der aus einer unbegreiflichen Inkonsequenz in den Krieg zurückfallen möchte.

Ich habe nur an zwei Dinge gedacht, den Frieden mit Deutschland zu einem dauernden zu machen und den Bürgerkrieg zu beendigen, den ich ebensowenig heraufbeschworen habe wie den Krieg mit dem Auslande, und ich gestehe offen, ich vermag mir es noch nicht zu erklären, wie man sich über meine Absichten hat täuschen können. Wenn die Verhandlungen, die darauf abzielten, die vorläufige Fassung durch eine endgültige zu ersetzen, den Gedanken hätten nahelegen können, daß ich den Vertrag in seiner Grundlage hätte abändern wollen, würde ich sie desavouieren; allein ich bin überzeugt, sie haben nichts dergleichen getan, und ich bin genötigt, an Mißverständnisse zu glauben, denen, wie ich hoffe und wünsche, durch die Begegnung des Herrn Fürsten von Bismarck mit den Herren Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen bald ein Ende bereitet werden wird.

Mein Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit meines Landes ist stets groß gewesen, und gerade dieses Vertrauen hat mich zur Uebernahme von Verbindlichkeiten grausam ernster Natur bestimmt. Allein ich habe gedacht und denke noch, daß jeder Tag, der das Wiederaufleben der industriellen und kommerziellen Tätigkeit Frankreichs hintanhalten wird, ihm hundertmal mehr Uebles zufügt, als ihm eine Milderung der Präliminarbedingungen um den Preis neuer Erregungen

Gutes erweisen könnte. Wenn ich indes von den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht zurücktreten will, habe ich doch die Verpflichtung, sie nicht noch schwerer werden zu lassen.

Die allgemeine Ansicht über die Präliminarbedingungen steht fest, in Frankreich sowohl wie in Europa, und man würde sehr erstaunt sein, wenn es zu einer Aenderung im Sinne ihrer Verschärfung kommen sollte. Ich bin überzeugt, der Fürst von Bismarck denkt an eine solche ebensowenig, wie ich daran denke, eine Abänderung herbeizuführen. Mein einziger Gedanke, ich wiederhole es, ist, zugleich dem Kriege mit dem Auslande wie dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, zwei Uebeln, die ich vorfinde, ohne daß ich sie auf mein Land herabbeschworen hätte, und jeder, der mich eines andern Gedankens für fähig hielte, würde sich in eigentümlicher Weise täuschen, sowohl über mich wie über die hervorragenden Kollegen, die die Güte hatten, mir bei der Aufgabe, die ich übernommen, behilflich zu sein. Gerade weil weder meine Kollegen noch ich irgend eine Erklärung fürchten, nehme ich eifrig und vertrauensvoll den Gedanken an eine Begegnung des Fürsten von Bismarck mit den Herren Jules Favre und Pouyer-Quertier auf.

Nach dieser Begegnung wird, wie das meine feste Ueberzeugung ist, keine Unklarheit mehr bestehen bleiben, und die Schwierigkeiten werden behoben werden zum großen Vorteile für die beiden Länder, die beide ein Interesse daran haben, Ungewißheiten beseitigt zu sehen, die uns zwar nicht zum Kriege zurückführen, uns aber die ganzen Beängstigungen eines solchen bringen und es verhindern würden, daß der segensreiche Wohlstand des Friedens zurückkehrte.

Ich gebe Eurer Excellenz die Versicherung meiner größten Hochachtung

A. Thiers.

Der Graf v. Saint-Vallier an Thiers.

Compiègne, 22. Juli 1871.

Geehrter Herr Präsident!

Der Brief, den Sie die Gewogenheit hatten, mir gestern zu schreiben, indem Sie ihm den an General v. Manteuffel gerichteten beilegten, hat mich mit dem Gefühle der Erkenntlichkeit erfüllt; wenn es mir gelungen ist, einige Schwierigkeiten zu ebnen, werde ich dafür in weitem Umfange durch ein so schmeichelhaftes Zeugnis Ihrer Befriedigung belohnt. Mein Wunsch ist einzig darauf gerichtet, Ihr Wohlwollen zu verdienen und das Zutrauen zu rechtfertigen, mit dem Sie mich beehrt haben; Ihre Anerkennung ist die beste Ermutigung.

General v. Manteuffel ist von Ihrem Briefe sehr gerührt gewesen, und er hat durchaus darauf bestanden, daß auch ich ihn lese, damit ich des Vergnügens teilhaftig werde, das er ihm verursacht hat. Er wird Ihnen antworten und Ihnen sagen, was er denkt, doch wünscht er, Sie möchten berücksichtigen, daß er, wie er sich ausdrückt, „Franzose mehr dem Herzen, als der Grammatik nach“ ist.

Unsre Beziehungen sind stets vortrefflich, und unsre langen Unterhaltungen,

in denen er sich fast immer ganz zwang- und rückhaltlos gibt, gestatten mir, viele Sachen auf gütlichem Wege zu erledigen, deren schriftliche Erörterung fast notgedrungen auf beiden Seiten zu ärgerlichen Verstimmungen führen müßte. Bei diesem Anlaß sei es mir gestattet, Eurer Excellenz einen Wunsch des deutschen Generalstabs zum Ausdruck zu bringen: sollte es sich nicht ermöglichen lassen, daß der Herr Minister des Innern seinen Agenten, Präfekten und Unterpräfekten empföhle, sich in ihren Berichten über Beschwerden, die gegen die Preußen erhoben werden, einer etwas höflicheren Form zu bedienen; die Bezeichnung von „Barbaren“, „Wilden“, „Soldknechten“ (soudards), mit der sie sogar in ihren an die preußischen Behörden gerichteten Mitteilungen nur so um sich werfen, sollte doch dem Wörterbuche der Journalisten überlassen bleiben, und ich habe bemerkt, daß die Deutschen nichts so sehr aufbringt, als derartige Ausdrücke. Ich muß ausdrücklich bemerken, die in schicklichen Formen abgefaßten Beschwerden werden im allgemeinen sorgfältig geprüft und, falls sie für begründet erfunden werden, sachgemäß im Sinne der Beschwerdeführer erledigt. Es scheint mir vorteilhaft, gute Beziehungen zwischen unsern Behörden und den preußischen Generalen herzustellen; dadurch, daß ich den Präfekten der Oise Herrn v. Manteuffel vorgestellt habe, habe ich gute Ergebnisse erzielt; der General, dessen Reizbarkeit durch die von unsern Beamten gewöhnlich ihm gegenüber eingenommene Haltung angestachelt wurde, hat diesen Schritt sehr zu würdigen gewußt, und Herr Choppin schreibt mir, daß seither seine Beziehungen zu den deutschen Befehlshabern viel leichter geworden sind . . . .

Der General hat sich darüber in diesem Sinn zu mir geäußert, nachdem ich eine lange Unterredung mit dem General von Stosch gehabt hatte, dem früheren Generalintendanten der deutschen Armee, dem Unterzeichner der Konvention von Ferrières und dem derzeitigen Generalstabschef der Occupationsarmee, der gestern abend von Berlin eingetroffen ist.

Er hat mir gleichzeitig gesagt, er habe vernommen, daß man ihm in Preußen den Vorwurf mache, er zeige sich zu sehr „als Franzose“, und Herr v. Stosch habe den Auftrag erhalten, ihm das zu sagen. Er hatte die Zeit nicht, um im einzelnen näheres zu sagen, doch konnte ich wahrnehmen, daß ihn das Mitgeteilte peinlich berührt hatte.

Genehmigen Sie u. s. w. St. Vallier.

Thiers an den Grafen v. Saint-Vallier.

Versailles, 22. August 1871.

Mein lieber Herr von Saint-Vallier!

Ich habe Ihre sämtlichen Depeschen erhalten, und wenn ich sie nicht Depesche für Depesche beantwortet habe, lag das daran, daß ich dazu nicht die Zeit hatte, absolut nicht.

Ich kenne die Leute und die Sachen, und ich habe, ohne daß ich dabei gewesen bin, alles das klar vor mir, was zwischen Herrn v. Bismarck und

Herrn v. Manteuffel vorgegangen sein muß. Es sind das die menschlichen Armseligkeiten, von denen die Staatsmänner leben müssen, wie die Aerzte von den Krankheiten leben. Haben Sie die Güte, Herrn v. Manteuffel zu sagen, daß ich auf das tiefste das ihm Widerfahrene bedaure, und wie leid es mir tut, ihn in Ungelegenheiten geraten zu sehen wegen des uns bewiesenen Interesses, eines Interesses, das doch ebensosehr Zeugnis für seine persönliche Hochherzigkeit wie für seine Einsicht in die wahren Interessen seines Landes ablegte. Ich werde ihm antworten und Sie damit beauftragen, ihm meinen Brief zu übergeben. Uebrigens hat er als Militär wie als Diplomat so gute Dienste geleistet, daß diese Wolke nicht von Dauer sein wird, und daß sein König, der rechtschaffen und dabei vernünftig ist, ihm jedenfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Wir haben seinem Rate folgen gewollt und wollen das auch jetzt noch, allein es ist unmöglich, Herrn Pouyer-Quertier abreisen zu lassen, ohne Herrn v. Arnim gesehen und gesprochen zu haben, dessen Ankunft er uns als bevorstehend und sogar als nahe bevorstehend anzeigt. Herr v. Pouyer-Quertier wird unmittelbar nachher abreisen, einstweilen verteidigt er sein Budget, was für uns von großem Interesse ist.

Ich habe Herrn About gesehen und ihn gebeten, den Namen des Herrn v. Manteuffel nicht zu erwähnen, was er getan haben würde, ohne dabei an etwas Böses zu denken, nur um ein Wort über alles zu verlieren, was der Grundzug des Journalismus ist; da er von Tag zu Tag vernünftiger wird, können Sie auf sein Schweigen rechnen.

Sagen Sie mir, wann Herr v. Manteuffel Compiègne verlassen soll; sagen Sie ihm, bitte, auch, daß ich sehr erfreut sein würde, seinen Besuch zu empfangen, und daß, wenn ich bezüglich dieses Besuches nicht dringlicher bin, dies geschieht, weil ich fürchte, ich könnte dadurch seiner Stellung schaden. Irre ich mich, so wird es mir ein Vergnügen sein, seinen Besuch vor seiner Abreise zu empfangen

A. Thiers.

Pouyer-Quertier an Thiers.

Telegraphische Depesche.

Berlin, 9. Oktober 1871.

Ich habe soeben den Fürsten Bismarck gesprochen, und er hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er Ihre Energie und Ihre Geschicklichkeit bewundere und daß er von ganzem Herzen den Erfolg herbeisehne, den die von Ihrer hohen Erfahrung und Ihrer patriotischen Gesinnung geleitete Regierung verdiene. Ich habe ihm unsre Abänderungsvorschläge und unsre beiden Projekte bezüglich des Handels und der Finanzen überreicht.

Er hat seinerseits mir zwei Projekte der gleichen Natur übergeben.

Die beiden Projekte sind absolut notwendig, weil das Projekt wegen der Zollregulierung dem Parlament vorgelegt werden muß.

Was das Zoll- und Territorialprojekt anlangt, stimmen wir fast ganz und gar überein: es ist keine ernstliche Differenz vorhanden.

Fürst Bismarck hat mir sodann ein Protokoll übergeben, das mir gestern abend schon von Graf Arnim angekündigt worden war. Er macht sich verbindlich, daß die Wechsel, die wir ihm übergeben, nicht in Zirkulation gesetzt werden, vorausgesetzt, daß nicht die gegenwärtige Regierung von einer andern gestürzt werde, die weder die Verträge noch das Datum anerkennen werde.

Ich habe mich nicht darauf eingelassen, diese Eventualität zu diskutieren, und ihm erklärt, daß die effektiven Garantien, die wir bieten, Deutschland vor jedem Schaden sicher stellen. Er hat mich gebeten, morgen früh seinen Bankier, Herrn Bleichröder, zu empfangen, und diesem den Vorschlag zu einer redaktionellen Fassung zu machen, die ihm die ganze, von mir angekündigte Sicherheit gebe. Ich habe mich hierzu verpflichtet, und über diesen Punkt, den einzigen, der sie etwas beunruhigt, kann ich ihnen jede Beruhigung und Zusicherung geben.

Der Empfang war äußerst freundschaftlich und für Frankreich so wohlwollend wie möglich. Die deutschen Bankiers hätten vielleicht eine größere Beteiligung an der Garantie gewünscht, allein ich gebe mich immer noch der zuversichtlichen Hoffnung hin, rasch zu einer günstigen Lösung zu kommen. Der Fürst erkennt an, daß die gegenwärtige Regierung allein sie bezahlen kann, und daß man ihr keine politischen und finanziellen Schwierigkeiten bereiten darf. Ich werde den Fürsten morgen sehen, und die Dinge werden dann ein gutes Teil vorwärts gekommen sein.

Mit ihm werde ich den König, den Finanzminister und Herrn Delbrück besuchen. Er wird mich zu diesen Besuchen abholen . . .

Pouyer-Quertier.

Pouyer-Quertier an Thiers.

Telegraphische Depesche.

Berlin, 13. Oktober, 6 Uhr 50 abends.

Alles ist unterzeichnet, die Finanzkonvention und die Zoll- und Territorialkonvention.

Diese letztere Konvention muß dem Parlament vorgelegt werden und kann erst nach der Abstimmung dieser Versammlung ratifiziert werden. Die Finanzkonvention wird sofort in Versailles ratifiziert werden; sie sichert uns die unmittelbare Räumung von sechs Departements zu, die vierzehn Tage nach der Ratifikation vollzogen sein muß. Wir geben keinen Titel als Garantie; man begnügt sich mit der Unterschrift des Herrn Thiers und des Finanzministers.

Wir zahlen achtzig Millionen alle vierzehn Tage vom 15. Januar an. Ich glaube, dieses Ergebnis wird die Geschäftswelt mit neuem Vertrauen erfüllen, und die Börse und das Spekulationsgeschäft werden sich beruhigen.

Wir brauchen daher die Garantie der Bankiers nicht mehr, wir werden sie für unsre Zahlungen in drei Monaten wieder zu finden wissen.

Was die Zollkonvention anlangt, so bleibt sie, wie sie vor unsrer Abreise war, mit einer kleinen Verbesserung; wir haben aber in dieser Hinsicht wenig

erreichen können. Die Konvention wird daher mit dem 31. Dezember ablaufen, unter den Ihnen bekannten Bedingungen.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn das Parlament die Territorial- und Zollkonvention nicht annimmt, die sechs Departements trotzdem evakuiert werden. Wenn dagegen die französische Regierung diese Konvention nicht in Vollzug setzen sollte, könnte die deutsche Regierung das geräumte Gebiet wieder in Besitz nehmen.

Ich habe mit Deutschland auch wegen der Unterhaltung und Verpflegung der verbleibenden fünfzigtausend Mann Abmachung getroffen. Wir werden einen Franken und fünfzig Centimes für den Mann! bezahlen statt einen Franken und fünfundsiebzig Centimes, eine Ersparnis von zwölftausend und fünfhundert Franken täglich. Wir werden einen Franken und fünfundsiebzig Centimes für das Pferd bezahlen statt zwei Franken und fünfundzwanzig Centimes, was eine Ersparnis von neuntausend Franken täglich ausmacht. Alles in allem eine tägliche Ersparnis von 21 500 Franken.

Das sind die günstigsten Bedingungen, die ich mit vieler Mühe und Not habe erreichen können. Meine Ueberzeugung ist nach wie vor, daß eine weitere Erstreckung der gegenwärtigen Verhandlungen, welche Ausdehnung man ihr auch gegeben haben möge, niemals für Frankreich günstigere Ergebnisse erzielt haben würde. So habe ich denn geglaubt, der Augenblick zur endgültigen Unterzeichnung sei heute gekommen gewesen, und ich solle zu Ihnen zurückkehren, um die Räumung der sechs Departements zu beschleunigen.

Der Kaiser hat mir seine Komplimente erneuern lassen mit der Versicherung, daß wir seine Regierung bereit finden würden, sich sofort mit uns über alle Fragen zu verständigen, die sich zwischen den beiden Ländern erheben könnten. Aus besonderer Rücksicht, hat er mir sagen lassen, habe er mich nicht um einen zweiten Besuch gebeten, er bleibe aber überzeugt davon, daß meine Reise nach Berlin für beide Länder günstige und erfreuliche Spuren hinter sich zurücklassen werde, und man beauftragt mich, in dieser Hinsicht der französischen Regierung seine ganze Zuversicht auszusprechen. Man versichert mir, daß man sich auf Befehl des Königs damit beschäftigt, die Gefangenen zurückzuschicken, die sich noch wegen Vergehen, die sie nach Beendigung des Kriegs begangen haben, in Deutschland befinden.

Da es zu spät ist, heute noch abzureisen, werden wir morgen früh die Rückreise antreten und Sonntag morgen in Versailles eintreffen.

Pouyer-Quertier.

Vicomte v. Gontaut-Biron an Thiers.

Berlin, 13. Januar 1872.

Geehrter Herr Präsident!

Sie waren so freundlich, mich aufzufordern, Ihnen zu schreiben. Ich verfehle nicht, dieser Aufforderung nachzukommen, nicht vielleicht so sehr wegen dessen, was ich Ihnen mitzuteilen habe, als, um einen Brief von Ihnen zu

bekommen. In der Tat, ich habe erst wenige Beziehungen, ich habe den Grund davon Herrn v. Remusat in einem besonderen Briefe vom 11. d. auseinandergesetzt.

Die Botschafter treten erst in regelmäßigen und ständigen Verkehr mit dem diplomatischen Corps, mit den offiziellen Persönlichkeiten und selbst mit der Gesellschaft, nachdem ihr Empfang stattgefunden hat. Heute erst werde ich das diplomatische Corps empfangen. Ich werde den Besuch der bei Hofe empfangenen Personen erst nach dem 25. erhalten, dem Tage, an dem die Majestäten das erste ihrer großen Feste geben werden. Bis dahin werde ich nur wenig Gesellschaft sehen. Indes habe ich die Karten sämtlicher hervorragenden Persönlichkeiten erhalten, die bei meiner Audienz im kaiserlichen Palais zugegen waren, u. a. und vor allem die des Herrn v. Bismarck. Ich habe Herrn v. Remusat Bericht über meine erste Begegnung mit dem Kanzler erstattet, sie ist gut verlaufen, seine Sprache war besser, als ich es vor vierzehn Tagen hoffen durfte. Indem er mehrmals wiederholte, daß man seine Depesche an Herrn v. Arnim falsch verstanden habe, schien er sich deshalb entschuldigen zu wollen. Ich habe ihn beim Kaiser wiedergesehen und zwei Tage darauf bei dem österreichischen Botschafter; jedesmal habe ich ihn sehr freundlich gefunden. Allgemein fällt seine gute Laune im gegenwärtigen Augenblicke auf, und man knüpft daran günstige Aussichten für die Amnestie.

Die Aufnahme von seiten des Kaisers und der Kaiserin war sehr artig und sehr liebenswürdig, und das Gleiche ist bei der Umgebung der Fall gewesen. Ich höre allgemein, daß meine Ansprache gefallen und meine Person nicht mißfallen hat; ich sage Ihnen das ganz aufrichtig, nicht etwa in einer Anwandlung törichter Eitelkeit, sondern, wie Sie mir das ruhig glauben können, weil der Botschafter daraus einigermaßen die Hoffnung schöpft, daß er in der Mission nicht ganz unglücklich sein wird, die Sie die Verwegenheit gehabt haben, ihm anzuvertrauen. Der Kronprinz war reizend in seinem freundlichen Entgegenkommen und seiner Aufrichtigkeit; er war zartfühlend genug, mir zu sagen, daß er sich kein Hehl daraus mache, es sei ein Opfer, unter den gegenwärtigen Umständen nach Berlin zu kommen, und daß er alles tun werde, was in seinen Kräften stehe, um mir es zu erleichtern und mir zu Diensten zu sein. Ich erwiderte ihm, es sei allerdings etwas sehr Trauriges, sein besiegtes Land zu vertreten, aber dieses traurige Gefühl könne gemildert werden durch die Großmut der Sieger, und ich wisse sein gütiges Entgegenkommen durchaus zu schätzen. Die Kronprinzessin, die sehr geistvoll ist, erwies sich in der gleichen Weise teilnahmvoll und liebenswürdig. Beide haben mir von Ihnen gesprochen und mir zu verstehen gegeben, daß sie die Energie und die hingebungsvolle Vaterlandsliebe zu schätzen wüßten, mit der Sie die hohe, aber schwierige Aufgabe durchführten, die Sie auf sich genommen.

Meine Eindrücke sind demnach bis jetzt gut; es scheint mir, daß man aufrichtig den Frieden will. Ja, noch mehr: man nimmt mit augenscheinlicher Befriedigung die Versicherungen entgegen, die ich in dieser Hinsicht gegeben habe,

denn man fürchtet sich stets vor Frankreich; man sieht es nicht ohne eine gewisse Beunruhigung sich wieder erheben, weil man in Sorge um das ist, was man durch den Krieg gewonnen hat. Erlange man darum die Gewißheit, vollständig bezahlt zu werden, und man wird entgegenkommender sein und nicht suchen, uns überall Verlegenheiten zu bereiten. Auch an uns ist es, durch unser Verhalten im Inneren Deutschland zu beruhigen. Mit einem Worte, Ruhe in Frankreich und Pünktlichkeit in der Bezahlung der Kriegsentschädigung, das ist die beste Gewähr für den Frieden.

Was das Uebergewicht des Herrn v. Bismarck in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus anlangt, so braucht man sich nur einige Tage hier aufgehalten zu haben, um sich davon zu überzeugen. Er streckt seine Hand überallhin aus, und in ganz Deutschland ist er bis zu einem außergewöhnlichen Grade gefürchtet. Ganz gewiß wird sich das in meinen Beziehungen zum diplomatischen Corps bemerkbar machen. Wie es scheint, wagt kaum einer von ihnen sich auch nur ganz von fern dem Vertreter Frankreichs zu erschließen. Es gilt, eine Eisrinde zu sprengen, aber eine recht dicke. Der russische Botschafter ist von einer ausgesuchten Höflichkeit, aber sehr zugeknöpft. Der österreichische Botschafter, Graf Karolyi, ist in Berlin gern gesehen, und es würde mich nicht erstaunen, wenn er sich etwas ungezwungener zu mir stellte, aber er ist erst angekommen. Der englische ist nicht hier; er soll sehr geistreich sein und sichere Beziehungen haben . . .

Wollen Sie, Herr Präsident, die Güte haben, Frau Thiers und Fräulein Dosne die respektvollsten Grüße zu bestellen, und empfangen Sie die Versicherung meiner größten Hochachtung.

Vicomte v. Gontaut-Biron.

Thiers an den Grafen v. Saint-Vallier.

Versailles, 4. März 1872.

Mein lieber Herr v. Saint-Vallier!

Ich will Ihnen seit zwei Tagen schreiben und finde nicht die Zeit dazu. Ich nehme sie heute, koste es, was es wolle, aber nur, um Ihnen über die laufenden Angelegenheiten zu berichten.

Ich bin immer noch äußerst gerührt über das von Herrn v. Manteuffel mit Bezug auf uns beobachtete Verhalten, und ich werde als Mensch wie als Bürger ihm ewig Dank dafür wissen. Ich werde schließlich doch noch einmal meine Lebenserinnerungen niederschreiben, vorausgesetzt, daß ich nicht unter der Last erliegen werde, und die Wißbegierigen des künftigen Jahrhunderts werden dann erfahren, daß ein feindlicher General, der ebenso hoch wegen seines Herzens wie seines Geistes dastand, Frankreich gegenüber der edelste der Gegner war.

Was den Vertrag mit Herrn v. Arnim anlangt, so ist folgendes vorgefallen. Herr v. Pouyer-Quertier hatte hier, auf der preußischen Gesandtschaft, gesagt, daß die sechshundertfünfzig Millionen bereit lägen, und daß er sie an dem vereinbarten Terminen auszahlen werde, wenn man wolle, sogar noch früher, doch mit einer Zinsenvergütung, wenn vor den Verfalltagen gezahlt werden solle. Auf dieses An-

erbieten hatte man anfangs nichts erwidert, dann ist man darauf zurückgekommen, und Herr v. Arnim hat gesagt, wenn wir wollten, sollten wir zahlen, ohne bis zum Monat Mai zu warten, und zwar mit einer Zinsenvergütung von fünf Prozent. Die Sache ist ohne Schwierigkeit erledigt worden, ohne weitläufige Unterhandlung, und übermorgen werden die sechshundertfünfzig Millionen vollständig bezahlt werden.

Ich habe geglaubt, das werde ein Beweis für unsre Bereitwilligkeit zum Zahlen sein und in Berlin einen sehr guten Eindruck machen.

Das Land ist im Grunde vernünftig, wenn oberflächlich auch in einigen Departements erregt. Man empfindet die Notwendigkeit des Friedens; man will die vereinbarte Entschädigung innerhalb einer durch die Möglichkeit bedingten Frist zahlen. Die Leute, die von Rache und Vergeltung reden, sind gedankenlose Schwätzer, Scharlatane des Patriotismus, und ihre Deklamationen bleiben ohne Widerhall. Die anständigen Leute, die wirklichen Patrioten, wollen den Frieden und überlassen es einer fernen Zukunft, über unser aller Geschick zu entscheiden.

Ich für mein Teil will den Frieden und will ihn aus wohlerwogenen Gründen, obwohl ich großes Zutrauen zu der Kraft unsers Landes habe; ich glaube, der Friede ist die wahre Politik, und ich hoffe, daß ich diese Denkart zur allgemein herrschenden machen werde. Ich werde um so mehr Aussicht haben, das zu erreichen, je weniger man das Land beunruhigen und je weniger man seine Last vermehren wird. Die Anwesenheit der deutschen Truppen auf unserm Boden übt die Wirkung eines Fremdkörpers in einer Wunde aus; es ist das eine entzündende Wirkung, und ich glaube, es ist klug, sie verschwinden zu lassen, klug für uns und klug für Deutschland. Man hat uns recht schlecht hinsichtlich des Gebiets und hinsichtlich des Geldes behandelt. Man sollte diese schlimme Behandlung nicht verschärfen durch die allzu lang ausgedehnte Anwesenheit einer fremden Armee auf unserm Boden. Wenn die Deutschen sich zurückzögen, dann würden Sie sehen, wie die Leidenschaften sich augenblicks beruhigen, wie die Friedensideen die Oberhand gewinnen, wie die Handelsbewegung einen neuen Anstoß erhalten, wie die Anlehen leichter und rascher realisierbar werden und wie die gesamten Spuren des jüngsten Kampfes verschwinden würden. Ich betrachte das als die Hauptsache, als die wirkliche Lösung für die gegenwärtigen Schwierigkeiten.

Man sagt gern, es seien neue Revolutionen in Frankreich zu befürchten. Diese Behauptung ist stark übertrieben, und es hängt von Herrn v. Bismarck ab, ihre Wahrscheinlichkeit herabzumindern. Keine Partei ist stark genug, um einen wirksamen Versuch zu wagen. Ich habe hier Mittel, um sie alle zu zerschmettern, Jakobiner wie Bonapartisten. Aber in der Kammer könnte eine schlimme Abstimmung mir die Macht schwierig machen. Ich bin entschlossen, allein im Interesse des Landes, mich nicht zu empfindlich zu zeigen, und die Kammer will um keinen Preis mich stürzen, da sie weiß, daß keine Partei im stande ist, die Macht zu übernehmen und zu handhaben ...

Für den Augenblick bescheide ich mich willig dabei, an der Gewalt zu bleiben, trotz so manches Widerwärtigen, weil ich die Notwendigkeit empfinde, an ihr

zu bleiben. Diese Geneigtheit meinerseits bietet viele Wahrscheinlichkeit für mein Verbleiben dar, und mein Verbleiben ist eine Bestätigung des Friedens; ich sage eine Bestätigung, denn mehr oder minder will alle Welt ihn und will ihn durchaus. Der Beweis für diesen Willen liegt in dem Willen zum Zahlen. Man würde nicht daran denken, zu zahlen, wenn man daran dächte, sich zu schlagen.

Das sind die Gründe, die man unablässig wiederholen und weiter entwickeln muß, denn sie sind aufrichtig und gründlich wahr.

Wiederholen Sie Herrn v. Manteuffel die Versicherung meiner lebhaftesten Freundschaft und glauben Sie selbst an meine aufrichtigste Ergebenheit.

A. Thiers.

Thiers an den Vicomte v. Gontaut-Biron.

Versailles, 24. April 1872.

Mein lieber Herr v. Gontaut-Biron!

Da bin ich auf einige Tage zum Schweigen verurteilt, sogar zur Ruhe, was die Geschäfte etwas aufhält, aber nicht die geringste ernstliche Folge hat; ich bin weder tot, noch liege ich im Sterben, noch bin ich diesmal zum Tode bestimmt.

Man sagt mir, Herrn v. Bismarck hätten zwei Dinge mißfallen:

1. eine Verzögerung in der Verhandlung, die auf Zahlung der drei Milliarden und die Räumung des Landes abzielt;

2. ein Abkommen von mir mit der sogenannten Armeekommission über das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht.

Ich habe nur gezögert, weil ich die Rückkehr des Herrn v. Arnim abwarten wollte. Was mich anlangt, so bin ich durchaus entschlossen, unverzüglich über die Auszahlung der drei Milliarden zu verhandeln, sobald der europäische Markt es gestatten wird, der *in seiner Gesamtheit angerufen und engagiert ist*, und zwar in der Form, die Herr v. Bismarck vorziehen wird, und mit den Personen, die ihm genehm sein werden. Die selbstverständliche Bedingung wird die Räumung des Landes sein, der einzige Zauberstab, mit dem ich im stande bin, die Zustimmung einer Nationalversammlung zu erhalten.

Was die Armeefrage betrifft, so bin ich für eine *Berufsarmee* und gegen jede *revolutionäre* Armee, die ebenso ungeeignet für einen Krieg im Innern wie für einen solchen nach außen ist. Ich werde vielleicht zu Zugeständnissen hinsichtlich des Wortlauts genötigt werden, aber ich werde durchaus kein sachliches Zugeständnis machen. Jeder, der mit Menschen zu tun gehabt hat, weiß, daß man dazu oft genötigt wird, selbst mit den festesten und aufrichtigsten Ueberzeugungen.

Das ist vollständig das, was ich über diese so wichtigen Fragen denke. Ich muß noch eine weitere hinzufügen: – es ist das der Friede von einer so langen Dauer, wie sie in Europa möglich ist.

Leben Sie wohl; ganz der Ihrige A. Thiers.

Thiers an den Vicomte v. Gontaut-Biron.

Paris, 30. Dezember 1872.

Mein lieber Herr v. Gontaut!

Ich antworte Ihnen nicht pünktlich, aber ich habe, wie immer, mehr Geschäfte, als ich erledigen kann; so bin ich jetzt seit acht Tagen in Paris, doch, während ich hoffte, hier etwas Ruhe zu finden, habe ich noch nicht einmal Zeit zum Aufatmen gehabt. Auch kann ich Ihnen versichern, daß ich hier nur bleibe, weil ich muß, denn ich sehe mich nur ungern zu einem Leben genötigt, bei dem ich weder einen Freund empfangen, noch ein Buch zur Hand nehmen, noch auch nur einen Augenblick der Ruhe pflegen kann, und das alles, um mich zwischen verrückte und wütende Parteien zu werfen, die sich gegenseitig an den Hals fahren würden, wenn ich es unterließe, zwischen ihnen zu vermitteln. Glücklicherweise finde ich eine Entschädigung dafür in den Gedanken, daß ich draußen einen wirklichen und großen Dienst leiste, wo ich die Schulden Frankreichs bezahle, wo ich an der Befreiung des Bodens arbeite, wo ich den Gedanken an eine vernünftige Regierung verbreite, die in den Augen der Welt die Mauern unsers schönen Frankreichs wieder aufführt. Wenn ich nicht dazu gelangen kann, die Parteien im Innern zu beruhigen, so sage ich mir, daß ich draußen die Lage Frankreichs wieder herstelle, das sich wieder erheben wird, wie immer es auch im Innern zugehen mag, vorausgesetzt, daß nicht Narren zur Regierung gelangen, die alles umstürzen, was ich aber durchaus nicht glaube. Man übertreibt in Europa die Macht und die Aussichten des Herrn Gambetta ... Sie müssen daher selbst ruhig werden und alles in ihrer Umgebung beruhigen. Es kommt vor allem darauf an, daß man selbst ruhig ist, wenn man andre beruhigen soll. Ich weiß, daß Sie in Berlin eine milde Würde zeigen, was die beste Art ist, die Besiegten vor Siegern zu repräsentieren, die wahre Emporkömmlinge des Sieges sind und in der Freude über ihr Glück sich nicht recht zu mäßigen wissen.

... Uebrigens gehen unsre Geschäfte besser. Was Preußen anlangt, so beruhigen Sie es über das, was es betrifft. Es hat bereits eine Milliarde und wird von heute bis zum Monat April eine zweite bekommen, die dritte wird nicht auf sich warten lassen, und es wird bis zum letzten Sou das erhalten, was ich ihm versprochen habe; und dann ist der Friede da! Was kann es mehr verlangen, und wer würde wohl ohne Störungen im Finanz- und Münzwesen so kolossale Operationen durchgeführt haben?

Das, mein lieber Herr v. Gontaud, ist der wirkliche Stand der Dinge. Besser, weit besser, so lautet mein Bulletin.

A. Thiers.

Der Graf v. Saint-Vallier an Thiers.

Plombières, 31. Juli 1872.

Geehrter Herr Präsident!

Es ist mir nicht möglich, meine Glückwünsche nicht mit denen Frankreichs und ganz Europas zu vereinigen und Ihnen nicht den Tribut der Dankbarkeit

darzubringen, den ich für Sie in dem Augenblicke, in dem die Nachricht von dem wunderbaren Erfolge der Anleihe zu uns gelangt, von jedem Munde ablese. Diese große Sache hat, von Ihrer unermüdlichen Sorgfalt vorbereitet und von Ihrer hohen Weisheit geleitet, zu einem Ergebnis geführt, das die großartigste Belohnung für Ihre mutigen Anstrengungen, Ihre hartnäckige Arbeit und Ihren erleuchteten Patriotismus ist. Dank Ihnen kann unser armes geschwächtes und verstümmeltes Land noch einmal auf schöne Tage hoffen, und es gibt keinen Franzosen, der nicht ein Gefühl berechtigten Stolzes empfindet, wenn er sieht, was wir unmittelbar nach einem Unglück ohnegleichen zu tun vermögen.

Interessant ist es, die durch diesen großartigen Erfolg auf die Deutschen hervorgebrachte Wirkung zu beobachten; die Eindrücke werden sich immer deutlicher zeigen, und ich nehme mir vor, sie zu studieren und Ihnen darüber zu berichten; augenblicklich erscheinen sie gleichzeitig bestürzt und zufrieden; denn Sie wissen, in der deutschen Armee ist das vorherrschende Gefühl, die Occupation beendet zu sehen.

Unser Occupationsgeschäft geht übrigens gegenwärtig ziemlich gut; die Deutschen zeigen sich in der Frage des Barackenbaus gemäßigt und konziliant, und wir unsrerseits sind auf allen Punkten an der Arbeit; wir werden ganz gewiß bis zum 1. Oktober fertig sein, und die Räumung der Champagne kann in der ersten Woche des Monats bewerkstelligt werden.

Genehmigen Sie u. s. w. Saint-Vallier.

(Am Tage nach der Entlassung Thiers'.)

Thiers an den Grafen v. Saint-Vallier.

Versailles, 27. Mai 1873.

Mein lieber Herr v. Saint-Vallier!

Sie haben mir die besten Dienste geleistet, vor allem während der Verhandlung über die Räumung, und es gebührt Ihnen sicherlich ein Teil von der Ehre, die denjenigen geschuldet wird, die an der Befreiung des Landes mitgearbeitet haben. Ich für meine Person bedauere, daß ich Ihnen keinen Beweis für die Hochachtung geben kann, die ich von Ihnen hege, und daß ich andern die Sorge für Ihre Belohnung überlassen muß.

Was die Weiterleistung Ihrer Dienste betrifft, so erachte ich sie für notwendig, und ich würde es nicht billigen, wenn Sie sie ablehnen wollten.

Von Herzen der Ihrige A. Thiers.

Der Graf v. Saint-Vallier an Thiers.

Paris, 27. September 1873.

Geehrter Herr!

In dem Augenblicke, in dem unter zufriedenstellenden Bedingungen die Mission zu Ende geht, die Sie mir anvertraut haben, drängt es mich, Ihnen nochmals das tiefe Gefühl aufrichtigen Dankes auszusprechen, das ich für die

Liebenswürdigkeiten, die Sie mir erzeigt haben, hege und stets hegen werde. Unterstützt von Ihnen, ermutigt von Ihnen, gefördert von Ihren Ratschlägen und Ihrer hohen Leitung bin ich im stande gewesen, meine Aufgabe zu lösen, so heikel und undankbar sie gewesen sein mag, und sehe ohne Erschütterungen und Konflikte das Werk sich vollenden, das durch Ihre Sorgfalt vorbereitet und mit Hilfe Ihrer Weisheit und Ihrer Anstrengungen durchgeführt worden ist, ein Werk, an dem Sie die Güte hatten, mich teilnehmen zu lassen, was mir für mein ganzes Leben eine hohe Ehre sein wird.

Ich habe Ihnen nicht von Verdun aus geschrieben, weil ich hoffte, Sie in Paris anzutreffen und dort die Ehre zu haben, Ihnen meine verehrungsvolle und ergebene Huldigung darzubringen, da aber Pontécoulont mich diesen Morgen davon in Kenntnis gesetzt hat, daß man Sie hier noch nicht erwartet, wollen Sie mir gestatten, Ihnen das zu schreiben, was ich Ihnen gerne mündlich mitgeteilt hätte.

Der gute General v. Manteuffel ist wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo er bei seiner Ankunft den Feldmarschallstab vorgefunden hat; er ist derselbe geblieben bis zum Schluß, stets gerecht, versöhnlich und freundschaftlich. Auch er hat, obgleich Preuße, ein Blatt ernstlicher Dankbarkeit in unsern Annalen verdient.

Was mich anlangt, so werde ich, da meine Mission erfüllt ist, in den Ruhestand treten, glücklich über die zahlreichen öffentlichen Zeugnisse, die mir von Bevölkerungen zugehen, denen ich dienstbar sein konnte. Diese Zeugnisse entschädigen mich reichlich für das Ausbleiben derjenigen, die ich von andrer Seite nach Beendigung meiner Aufgabe hätte erwarten können ...

Saint-Vallier.

Erinnerungen aus meinem Leben.[1]

Von

Theodor Gomperz.

I.

In Leipzig, Wien und Budapest (1854 bis 1861).

Es war im Spätsommer 1853, als ich auf der Reise nach einem Seebad Leipzig berührte und von dem mir engverbundenen Eduard Wessel an seinen Jugendfreund Julian Schmidt empfohlen ward. Wir empfanden alsbald lebhafte Sympathie füreinander, und Schmidt, der soeben sein Hauptwerk,

[1]) Diese Lebenserinnerungen des berühmten Gelehrten werden später mit Vorträgen und Aufsätzen in Buchform erscheinen. Die Redaktion.

„Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert", veröffentlicht hatte, lud mich dringend ein, meine langgehegte Absicht, das außerösterreichische Deutschland kennen zu lernen, durch einen Leipziger Aufenthalt zu verwirklichen. Dahin siedelte ich denn in der Tat im Frühjahr 1854 über und verblieb daselbst bis zum Frühling 1855. Anfänglich bewohnte ich dasselbe Haus wie Julian Schmidt, stets teilte ich mit ihm und Otto Jahn den Mittagstisch. Wichtigere Aufsätze, die er vormittags diktiert hatte, pflegte er mir abends vorzulesen, und gemeinsame Spaziergänge bildeten die fast ausnahmslose Regel. Außer mit den Genannten habe ich damals viel mit dem kurz vorher von Amerika heimgekehrten, aus frischen Augen scharf in die Welt blickenden Moritz Busch (Bismarcks „Büschchen"), und so oft Gustav Freytag von Siebeleben nach Leipzig kam, auch mit diesem verkehrt. Das daselbst verlebte Jahr war ein für mich in mehrfacher Beziehung fruchtbares. Ich schloß dort eine Arbeit ab, die ich in Wien begonnen hatte, und legte den Grund zu einer andern, die mich durch lange Jahre beschäftigen sollte. Noch belangreicher waren die Eindrücke, die ich von den mir an Alter und Bildung so weit überlegenen Männern empfangen habe.

In dankbarer Verehrung gedenke ich des Publizisten und Literarhistorikers, dessen eingreifende Wirksamkeit nicht von langer Dauer, aber von erheblicher Stärke war. Julian Schmidts Werke werden gegenwärtig wenig mehr gelesen, und nicht allzu günstig beurteilt. Eng umschrieben war die Aufgabe des kleinen Mannes mit dem massiven Kahlkopf, den unter großen Brillen hell hervorblitzenden blauen Augen, dem blonden Knebelbärtchen und dem schalkhaften Lächeln um den fein geformten Mund, der im knapp anliegenden grünen Röckchen so oft an meiner Seite im Rosengarten einhergeschritten ist. Als Politiker ein Altliberaler, als Schriftsteller ein Vertreter strenger altpreußischer Ueberlieferungen, ein zugleich vernunftstolzer und königstreuer Ostpreuße vom Scheitel bis zur Zehe, war er der geborene und geschworene Feind alles romantischen Obskurantismus wie aller revolutionären Ueberschwenglichkeit, aller kosmopolitischen Verschwommenheit und all der auflösenden Tendenzen, die in jener Zeit die „das junge Deutschland" genannte Schriftstellergruppe verkörpert hat. Man möchte ihn einen Vorläufer Heinrich von Treitschkes nennen, der gewiß mit weit geringerer Begabung, aber auch ohne den zur Ungerechtigkeit neigenden Fanatismus dieses großen Schriftstellers in verwandtem Sinne tätig war. Die Literaturgeschichte behandelte er vorzugsweise vom Standpunkt des Moralisten und des Politikers. So ist er denn dem künstlerischen Element nicht völlig gerecht geworden. Ein Wort, das ich einmal aus Hans Hopfens Munde vernommen habe, entbehrt nicht aller Wahrheit: Julian Schmidt durchwandle die Räume der Literatur wie jene einer Klinik, indem er die Poeten auf ihre wirklichen oder vermeintlichen sittlichen Gebreste untersuche. Was jedoch seiner Wertschätzung am meisten Eintrag getan hat, das ist — so paradox es klingt — der übervollständige Sieg der von ihm verfochtenen Tendenzen. Kaum kann man es heute noch begreifen, daß es einmal not tat, der deutschen Nation „gesunden Egoismus" zu predigen, sie von einem traumhaften weltbürgerlichen Radikalismus

zur Hochhaltung des alt-fritzischen Geistes und seiner Schöpfungen zurückzurufen. Gustav Freytag, der im Sinne seines Freundes Dramen und Romane schrieb, beginnt der heutigen Jugend gleichfalls schon ein wenig fremd zu werden. Allein, wer sein „Soll und Haben", die „Verlorene Handschrift" oder das Lustspiel „Die Journalisten" mit Gutzkows „Wally", den „Rittern von Geist" oder mit dessen Drama „Lenz und Söhne" vergleicht, wird ihm manchen philiströsen Zug verzeihen und sicherlich nicht verkennen, daß sich jene Werke weit mehr als diese in der aufsteigenden Richtung des deutschen Volksgeistes bewegten. Als Oesterreicher war ich den zwei Herausgebern der „Grenzboten", die allezeit für das freundschaftlichste Bundesverhältnis, aber zugleich für die auch nach meiner Einsicht unerläßliche reinliche Scheidung der zwei Staatsgebilde mit Eifer und Nachdruck eintraten und das verworrene, in seinen Wirkungen unheilvolle großdeutsche Ideal nachhaltig bekämpften, von Herzen dankbar. Nicht minder für das nachsichtsvolle Wohlwollen, das sie dem jungen ungeprüften Oesterreicher in so reichem Maße entgegenbrachten. Denn auch Freytag ging auf meine Interessen mit überströmender Herzlichkeit ein; seine warme, temperamentvolle Liebenswürdigkeit war darum nicht weniger wohltuend, weil sie vielleicht nicht von jedem Zug der Absichtlichkeit frei war. Köstlich war der Humor, mit dem er Anekdoten und Geschichtchen zum besten gab. In besonders lebhafter Erinnerung steht mir ein dem genialen Schauspieler Bogumil Dawison zu Ehren veranstaltetes Mittagmahl, bei dem Gustav Freytag seiner heiteren Laune die Zügel schießen ließ. Otto Jahn war als mitschuldig an der revolutionären Bewegung, die (1849) zu Gunsten der Reichsverfassung mit preußischer Spitze in Sachsen ausbrach, zugleich mit Moritz Haupt und Theodor Mommsen vom Lehramt entfernt worden. Haupt hatte inzwischen einen Ruf nach Berlin, Mommsen einen solchen nach Zürich erhalten. Den ersteren habe ich niemals kennen gelernt, während Mommsen in den Osterferien des Jahres 1854, nachdem er soeben den ersten Band der „Römischen Geschichte" veröffentlicht hatte, als Brautwerber in Leipzig erschien und mehrmals auch an unsrer Wirtstafel teilnahm, wo es an übermütigen Neckereien zwischen ihm und Julian Schmidt nicht fehlte. Jahn aber war zurzeit noch amt- und nahezu brotlos. Er bereitete seine großen Werke über Mozart und Beethoven vor, von denen das letztere nicht über Vorarbeiten hinaus gediehen ist. Er verfaßte den Katalog der Münchener Vasensammlung und ward dafür vom König Ludwig mit einem schönen „Participial-Brief" und hoffentlich mit noch anderm belohnt. Zugleich besorgte er um des Erwerbes willen Korrekturen für Leipziger Verleger. Ihn als Archäologen und Musikhistoriker zu würdigen, bin ich, obgleich ich das schöne Mozart-Buch voll genossen habe, außer stande. An gewissenhafter Wahrheitsliebe, die keine Mühe scheut und mit einer Peinlichkeit verfährt, die heutzutage manchem als kleinlich gilt, ist er niemals übertroffen worden. Mich hat er vor allem durch seine Urbanität bezaubert, in der ihm unter allen, die ich jemals kennen lernte, vielleicht nur J. S. Mill gleichkam. Es war eine völlig echte, aus dem Herzen quellende Höflichkeit und Rücksicht, die er jedermann ohne Ausnahme, der Aufseherin des Antiken-Kabinetts ebenso

wie dem jungen Studenten gegenüber betätigte, der ihm einen Empfehlungsbrief überbrachte und den er sofort zum vierhändigen Klavierspiel einlud. Fanatisch konnte er nur dort werden, wo das Andenken seines Meisters Lachmann ins Spiel kam. So erinnere ich mich, ihn mit Tränen des Zornes über Jakob Grimms akademischen Nachruf auf Lachmann haben sprechen zu hören, der den Verdiensten des großen Philologen nicht sattsam gerecht ward.

In Leipzig erlebte ich meinen ersten und einzigen Preßprozeß zu einer Zeit, da ich kaum die Feder zu führen begonnen hatte! Damit hatte es die folgende Bewandtnis. Julian Schmidt trat im Hochsommer eine Erholungsreise an und übertrug mir für die Zeit seiner Abwesenheit die Redaktion der „Grenzboten“. Er tat dies sicherlich zum großen Teil in der Absicht, mir einen Vertrauensbeweis zu geben und mein unsicheres Selbstgefühl zu stärken. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß ich diesem Vertrauen nicht vollauf entsprochen habe. Ich verwickelte die Zeitschrift ohne Not in eine Fehde mit Robert Prutz, indem ich dessen Wochenschrift — es war die Zeit des Krimkriegs — in einem anonymen und darum Schmidt zugeschriebenen Aufsätzchen wegen ihrer nicht genug russenfeindlichen Haltung angriff. An der Preßklage aber war ich unschuldig. Ein alter und bewährter Mitarbeiter namens Seybt (bekannt durch seine Dickens-Uebersetzung) hatte in einer fiktiven Madrider Korrespondenz einige im Grunde recht zarte Anspielungen auf das Privatleben der Königin Isabella, auf das häufige Erscheinen des Marschalls Serrano in ihrer Loge u. dergl. gemacht. Als mir der Druckerjunge den Korrekturbogen einhändigte, beanstandete ich jene Aeußerungen nicht, so wenig als wahrscheinlich Julian Schmidt selbst sie beanstandet hätte. Nun war aber das sächsische mit dem spanischen Königshaus verwandt. So wurde eine Preßklage angestrengt. Ich übernahm als zeitweiliger Redakteur die Verantwortung für den inkriminierten Aufsatz. Drohte doch dem Verurteilten die Ausweisung, eine Gefahr, die für den durch seinen Beruf an das literarische Zentrum geketteten Familienvater Seybt ungleich mehr als für mich bedeutete. Unerwünscht waren freilich die wiederholten Vorladungen und Verhöre im Kriminalgebäude. Schließlich lief jedoch die Sache glimpflich ab. Es erfolgte zwar meine Verurteilung zu sechswöchentlicher Haft, aber an die Verkündigung des Urteilsspruches knüpfte sich sofort die Mitteilung, der König habe mich, vielleicht in Anbetracht meiner Jugend und Unerfahrenheit, begnadigt und die Gefängnisstrafe in eine Geldbuße verwandelt, die an sich nicht beträchtlich war und überdies von den „Grenzboten“ getragen wurde. —

Noch einmal bin ich unter die Journalisten gegangen, diesmal in ernsterer Weise, wenngleich nur für kurze Zeit und ohne nachhaltigen Erfolg. Daß ich kein Großdeutscher war, habe ich bereits angedeutet; aber auch dem Großösterreichertum ward ich früh entfremdet. Ich vermochte vor allem jene Politik nicht zu billigen oder zu begreifen, die man in die kurze Formel fassen kann: Wien wider die Welt. Das klingt übertrieben, entspricht jedoch der Wahrheit. Dieselben temperamentvollen Journalisten, die gestern gegen das von einem „meineidigen Despoten beherrschte Frankreich“ gewettert hatten, beklagten

heute das Schicksal des „gebismarckten“ Deutschland, um morgen das „moskowitische Tatarentum“ aufs Korn zu nehmen. Zuweilen vereinigte auch ein Verdammungsurteil das gleichgehaßte „Russen- und Borussentum“. Recht viel — realpolitisches — Zartgefühl bewies man der türkischen Mißwirtschaft, einige Rücksicht auch England, wenn nicht gerade Lord Palmerston, der Freund des „treulosen Piemont“, an der Spitze des Staates stand. (So gehaßt war „Lord Feuerbrand“, daß die amtliche „Wiener Zeitung“ seine Entlassung in Extrablättern verkündet hat!) Man hätte vermuten können, daß man das Bedürfnis empfand, das Oesterreich, das die Vormacht an der Nordsee gleichwie am Pontus und an der Adria sein sollte, der inneren Konsolidierung zuzuführen. Aber weit gefehlt! Derselbe Mangel an Nüchternheit und besonnener Abschätzung der Kräfte beherrschte die innere wie die äußere Politik. Man dachte nicht daran, etwa mit den Tschechen gegen Ungarn oder mit den Ungarn gegen die Tschechen gemeinsame Sache zu machen. Man klagte über den unbeugsamen slavischen Trotz und verhöhnte gleichzeitig das „Reitervolk im Osten“, wie Ignaz Kuranda einmal in einer Wahlrede unter dem Jubel seiner Zuhörer die Magyaren genannt hat. Daß diese ihre vielhundertjährige, in Fleisch und Blut des Volkes übergegangene Verfassung nicht gegen die unerprobte, einem Octroi verdankte Gesamtverfassung des österreichischen Einheitsstaates eintauschen wollten, darin erblickte man nichts als unverständige Hartnäckigkeit, zu deren Ueberwindung es nur der nötigen Ausdauer und Geduld bedürfe. Schmerlings Unglückswort: „Wir können warten“ ward bald die allgemeine Losung. Und das geschah selbst nach Magenta und Solferino! Man ward damals in Wien sehr scheel angesehen, wenn man zu einer Verständigung mit Ungarn riet und Ideen verfocht von der Art, wie Freiherr v. Eötvös sie in einer 1859 veröffentlichten Broschüre ausgesprochen hatte. In diesem Sinne, im Sinne einer Verständigung mit Ungarn, dessen Sonderautonomie im weitesten Ausmaß gewahrt werden sollte, während die gemeinsamen Angelegenheiten einem gemeinsamen Parlament und diesem verantwortlichen Ministern zugewiesen wurden, habe ich damals zu wirken mich bemüht. Einen ersten Anlaß hierzu bot mir die Broschüre eines Jugendfreundes, die unter dem Titel „Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation“ erschienen war. Der Verfasser war Dr. Heinrich Jaques, der unter den Advokaten Wiens eine hervorragende und später auch im österreichischen Reichsrat eine geachtete Stellung einnahm — ein durchaus ehrenfester und talentvoller Mann, dessen Begabung nur nicht auf gleicher Höhe mit seinem Ehrgeiz stand, und für den dieses Mißverhältnis verhängnisvoll geworden ist. In der Wiener Presse gab es damals nur ein Blatt, das seine Spalten einer unbefangenen Betrachtung der ungarischen Dinge nicht verschloß: die von dem braven, gelegentlich auch wegen antizentralistischer Artikel eingekerkerten Otto Friedmann geleiteten „Neuesten Nachrichten“. Doch konnten meine Aufsätze auch in der ungarfreundlichen Zeitung nicht vollständig abgedruckt werden. Insoweit ich den Zentralismus bekämpfte und Ungarns, den Einheitsstaat ablehnende Haltung durch geschichtliche Erwägungen verständlich zu machen suchte, fand ich

den Beifall des Herausgebers. Unsre Uebereinstimmung hörte dort auf, wo meine auf die Revision der 48er Gesetze und damit auf die Einschränkung der ungarischen Selbständigkeit abzielenden Vorschläge begannen. So ist es gekommen, daß dem letzten der Aufsätze die Aufnahme versagt ward, und er teils als Bürstenabzug teils als Manuskript durch mehr als 40 Jahre in meinem Pulte geruht hat. Einige Wochen später, nach der mittlerweile erfolgten Schmerlingschen Octroyierung, erbot ich mich, als Berichterstatter des Blattes den Sitzungen des im Frühjahr 1861 einberufenen ungarischen Reichstags beizuwohnen, und machte mich zu diesem Behuf mit der magyarischen Sprache so weit bekannt, als es zu diesem Zwecke nötig war. Mein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Budapest hat mich mit ausgezeichneten Männern der andern Reichshälfte zusammengeführt, unter denen ich in erster Reihe den mir besonders lieb gewordenen einflußreichen Herausgeber der „Sonntagszeitung“ (Vasárnapi ujság) und der „Politischen Nachrichten“ (Politikai ujdonságok), Albert Páth, den früh verstorbenen Verfasser eines trefflichen Staatsrechts, Professor Récsi, endlich den Geschichtsschreiber Ladislaus Szalay, nahmhaft mache. Joseph v. Eötvös und Moritz Jókai habe ich nur flüchtig kennen gelernt, während ich es aus übelangebrachter Bescheidenheit versäumte, mich dem Führer der Nation, Franz Deák, mit dem ich mehr als einmal zusammentraf, vorstellen zu lassen. Mein Bericht über jene Reichstagssitzung, die durch die Mitteilung des vom Grafen Ladislaus Teleki verübten Selbstmordes ein so tragisches Gepräge erhielt, ist damals in vielen Zeitungen wiederholt worden.

Unsre Ungerechtigkeit gegen China.[1]

Von

Sir Hiram Maxim.

I.

Das Missionsunwesen.

Das Aussenden von Missionaren nach China läßt sich durch kein System der Vernunft oder der Ethik rechtfertigen. Die chinesische Zivilisation ist gleichaltrig mit der ältesten Zivilisation Aegyptens. Andre Systeme und andre Reiche sind dahingegangen; das chinesische Kaiserreich ist dank seinem eigenartigen Charakter allein übrig geblieben. China ist heutigen Tages das älteste und bevölkertste Reich, das die Welt je gekannt hat. Wenn wir den Wert einer Zivilisation oder eines Landes nach den Segnungen be-

[1] Die Redaktion behält sich ein näheres Eingehen auf die im obigen Artikel berührten Fragen von andrer Seite vor.

urteilen, die der Menschheit daraus erwachsen, so steht China hoch über allen Ländern, die je auf diesem Planeten existiert haben. Die ersten Jesuitenmissionare haben von den Chinesen gesagt: „Gott hat in seiner unbegrenzten Gnade diesem begünstigten Volke sicherlich keine seiner Segnungen vorenthalten.“ Eugen Simon, ein vorurteilsfreier, kenntnisreicher französischer Ingenieur, der ungefähr zehn Jahre lang China bereist hat, gibt zu, daß die Landwirte in China viel besser daran sind als in Frankreich. Er versichert uns, daß man in keinem Lande der Welt so viel Glück und Zufriedenheit unter dem gemeinen Volke finden könne, wie in China. Er schrieb dies ihrer Betriebsamkeit und ihrem Gehorsam gegen die Gesetze zu, sowie dem, was er ihre „natürliche“ Religion nennt. Er sagt, daß, wenn die Franzosen so geschickt in der Bodenkultur wären wie die Chinesen, Frankreich seine gegenwärtige Bevölkerung leicht zweimal ernähren könnte. Dieser kenntnisreiche Ingenieur und viele andre Reisende haben ausgerechnet, daß die Zahl der Verbrechen gegen Leben und Eigentum in China im Verhältnis zu seiner Bevölkerung geringer ist als in irgend einem andern Land der Welt. Dies bezieht sich selbstverständlich auf das China, wie es vor sechzig Jahren war, als seine Bevölkerung noch nicht durch die Berührung mit den christlichen Nationen verdorben und erbittert war.

In allen christlichen Ländern ist das Individuum die Einheit; in China jedoch ist die Familie die Einheit; das Einzelwesen in China sucht, anstatt nur an sich selbst zu denken, seine Familie zu fördern und zu erhalten. Dies hat zu einem sehr hohen Grade der Zivilisation geführt und ist einer der Hauptfaktoren gewesen, die die Chinesen dazu geführt haben, sich auszubreiten und jeden Zoll ihres großen Reiches zu bebauen. Die große Zunahme der Bevölkerung hat es nötig gemacht, daß jedes Stückchen organischer Materie zur Fruchtbarerhaltung des Bodens ausgenutzt wird. In andern Ländern wird das Land oft durch die Kultur erschöpft; in China wird es verbessert. Alles, was dazu dient, der Mutter Erde Lebensbedürfnisse abzugewinnen, ist in China bis zu dem denkbar höchsten Grade gesteigert worden. Und doch bringt das Land trotz all dem nur knapp so viel hervor, daß es seine Bevölkerung ernähren kann. Deshalb würde jeder Eingriff in ihr eigenartiges Zivilisationssystem nur zur Verminderung der produzierten Quantitäten von Nahrungsmitteln führen und bewirken, daß eine Anzahl von Menschen verhungern würde, genau im Verhältnis zu den Veränderungen, die gemacht würden. Kein existierendes System christlicher Zivilisation würde sich in China einführen lassen, ohne daß es den Hungertod von mindestens einhundert Millionen Menschen des chinesischen Volkes zur Folge hätte. Gegenwärtig sind die Chinesen geradezu bis zur Erschöpfung mit Steuern belastet, um dafür zu büßen, daß sie ihr Land von den christlichen Nationen des Westens haben vergewaltigen und überschwemmen lassen. Die Chinesen sehen dies genau so an, wie die Amerikaner, Engländer oder Deutschen einen ähnlichen Stand der Dinge in ihren eignen Ländern auffassen würden. China hat niemals eine christliche Nation bekriegt. Es hat immer danach gestrebt, sich vollständig unabhängig von der übrigen Welt zu halten, und die Tatsache,

daß es von christlichen Nationen überflutet worden, und daß es gegenwärtig bis zum äußersten mit Abgaben belastet ist, ist in keiner Weise von ihm selbst verschuldet worden.

China ist zuerst vor etwa sechzig Jahren von den Engländern betreten worden, die einen Markt für ihr Opium zu finden wünschten. Den Chinesen war zu jener Zeit bei Todesstrafe der Import, die Herstellung und der Verkauf von Drogen verboten, und die Engländer glaubten, daß, wenn diese Vorschriften beseitigt werden könnten, sich ihnen ein neues, riesiges Absatzgebiet für ihre Opiumprodukte eröffnen würde. Darin hatten sie ganz recht. Von jenem Tag bis zum heutigen haben die Chinesen Opium in wachsenden Mengen verbraucht, und die ganze Nation hat schwer gelitten, aber erst nach Ablauf von zwanzig Jahren wurde das Verbot, in China Opium zu produzieren, aufgehoben. Den Opiumhändlern folgten die Missionare, und bald hatten wir das widerwärtige Schauspiel von einigen dreißig oder vierzig verschiedenen Sekten, die sich bemühten, die Chinesen zu ebenso vielen Arten sogenannten Christentums zu bekehren. Die Protestanten hatten ihre Bibel in eine Art von Billingsgate-Chinesisch übersetzt, ganz gegen die vernünftige Ansicht der Römisch-Katholischen, die seitdem großen Eifer darauf gewendet haben, diese protestantischen Bibeln zu sammeln und zu verbrennen. Als die chinesischen Gelehrten es dahin gebracht hatten, die merkwürdige Bibel der Missionare lesen zu können, waren sie einfach verblüfft; sie konnten nicht verstehen, wie irgend ein intelligentes Volk solch närrische und unmögliche Legenden glauben könne. Die Teufel waren so zahlreich und nahmen einen so hervorragenden Platz in dem neuen Glauben ein, daß sie ihm den Namen „die Teufelsreligion“ gaben, ein Name, der an ihm haften geblieben ist von damals bis auf den heutigen Tag. Es ist noch immer der offizielle Name. Die Chinesen betrachteten die Bibel genau ebenso, wie wir ein ähnliches aus dem Chinesischen ins Englische übersetztes Werk betrachten würden. Das Buch wurde sogleich als obscön erklärt und verdammt; und noch heutigen Tags wird es zur obscönen Literatur gerechnet.

Die Chinesen haben immer alle Fremden als Barbaren angesehen, und gewiß hat ihre Berührung mit den christlichen Nationen nicht dazu gedient, diese Auffassung zu beseitigen. Es besteht eine sehr starke und tiefsitzende Abneigung gegen die christlichen Missionare, und die Chinesen hassen sie und ihre Religion mit jedem Blutstropfen in ihren Adern. Sie sehen in diesen Eindringlingen die aktiven politischen Agenten der europäischen Nationen und die Urheber all der Unruhen und Demütigungen, mit denen China überhäuft worden ist. Ist es da ein Wunder, daß, wenn diese Missionare in das Innere wandern, um den alten Glauben anzugreifen und an seiner Stelle „die Teufelsreligion“ zu predigen, das Volk aufgebracht wird und Banden organisiert werden, um sie hinauszuwerfen? Das mißleitete England sendet eine sehr große Anzahl Missionare nach China. Man sagt, daß die Missionspropaganda in China ebenso viel kostet wie der Unterhalt aller Londoner Hospitäler. Die Religion, die diese Missionare zu predigen bestrebt sind, ist nicht von der Art, wie sie in England gelehrt oder

geglaubt wird, und würde in Irland auch nicht einen Augenblick geduldet werden. In England und in allen christlichen Ländern des Westens wird gelehrt und von allen anerkannt, daß diese Erde in einer vollkommen regelrechten Weise und nach wohlbekannten Naturgesetzen in ihren gegenwärtigen Zustand gelangt ist, das heißt, daß sie sich durch Kondensation einer weißglühenden gasartigen Materie gebildet hat, in langen geologischen Zeiträumen fest geworden ist und sich abgekühlt hat, bis sie ihren gegenwärtigen Zustand erreichte. Die Chinesen haben seit Tausenden von Jahren dieselbe Ansicht vom Universum gehabt, aber die Missionare lehren etwas ganz andres. Nach diesen Herren wurde die Erde vor ungefähr sechstausend Jahren aus dem Nichts ins Dasein geschleudert. Es ist unnötig zu sagen, daß es vollständig unmöglich ist, die Chinesen oder irgend ein intelligentes Volk dahin zu bringen, daß sie dies glauben. Dann wieder gehen die christlichen Missionare des Westens nach China, um den alten und lange bestehenden Glauben des Volkes anzugreifen und niederzuwerfen. In manchen Missionspublikationen finden wir Bilder dieser Missionare, wie sie zerstören, was sie „Heidengötter" zu nennen belieben. Angenommen nun, daß dieselben Missionare nach Spanien oder an die Westküste von Irland gesendet würden; angenommen, daß sie den römisch-katholischen Glauben genau in der gleichen Weise angreifen würden, wie sie jetzt die chinesische Religion angreifen; angenommen, daß sie die hölzernen Gottesbilder der Iren aus ihren Kirchen nehmen und sie auf den öffentlichen Plätzen verbrennen würden — glaubt irgend jemand auch nur einen Augenblick, daß die Iren müßig dastehen würden, während ihre hölzernen Heiligen vom Feuer verzehrt werden? Nein, die Irländer würden es nicht einen einzigen Augenblick dulden; die Missionare würden auf dem Fleck getötet werden. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß weder die loyalen Deutschen noch die Amerikaner sich eine derartige Beschimpfung gefallen lassen würden. Wie können wir also erwarten, daß die chinesische Regierung, die anerkanntermaßen sehr schwach ist, die Missionare in jedem abgelegenen Versteck und Schlupfwinkel eines so großen Reiches beschützen kann? England ist für seine Größe die stärkste Nation der Welt, doch es ist ganz sicher, daß England völlig außer stande wäre, Missionare zu beschützen, die dieselbe Propaganda in Irland machen würden, wie sie sie jetzt in China ausüben.

Ich meine daher, wir können es als erwiesen ansehen, daß genau so lange, als Missionare nach China gesendet werden, sicher dort Unruhen vorkommen werden. Was ist dann aber zu tun? Was kann China in seiner gegenwärtig unerträglichen Lage tun? Eines von drei Dingen muß geschehen. Wenn noch weiter Missionare nach China gehen und den chinesischen Glauben angreifen, werden sie sicher getötet werden, gerade so, wie sie in jedem andern Lande getötet werden würden, und China wird schließlich in solchem Maß besteuert werden, daß jeder Chinese nicht viel mehr als ein Sklave sein wird, der sich jede Bequemlichkeit und jeden Luxus des Lebens versagt, um an fremde Nationen Entschädigungen für die Ermordung von Missionaren zu zahlen, über deren Handlungen er keine Macht hat und für deren Anwesenheit er in keiner Weise

verantwortlich ist. Können wir erwarten, daß eine große, stolze und blühende Nation diesen Stand der Dinge ad infinitum erträgt? Ich denke, nein. Auf welchem Wege kann China dann aus seiner gegenwärtigen Bedrängnis herauskommen? Es gibt zwei. Es muß entweder lernen zu kämpfen und sich gegen fremde Missionare und Angriffe schützen, wie andre Nationen es machen, oder es muß ein Offensiv- und Defensivbündnis mit irgend einer starken Nation schließen, die im stande ist, es zu beschützen. Der Bau der transsibirischen Eisenbahn hat Rußland, die größte Militärmacht, die die Welt je gekannt hat, in direkten Kontakt mit den Chinesen gebracht. Das russische Reich wird praktisch von einigen wenigen Persönlichkeiten geleitet; ihre Zahl geht vielleicht nicht über zwanzig hinaus. Ungleich den konstitutionellen Staaten begeht Rußland niemals einen Mißgriff. Die russischen Staatsmänner sind klug; sie wissen, was sie nötig haben, und gehen gerade darauf los; sie hängen in ihrer offiziellen Stellung nicht von einem Volksvotum ab; ihre Politik ist unveränderlich klug und gleichmäßig, und niemand weiß besser als die russischen offiziellen Kreise (mit Einschluß der kaiserlichen Familie), daß alle Missionspropaganda ohne jede Ausnahme einfach Humbug ist. Rußland hat eine Stufe der Zivilisation erreicht, auf der sein gemeines Volk für religiöse Einflüsse sehr empfänglich ist. Wenn die Missionare dort nicht aufs strengste ausgeschlossen wären, würden wir in Rußland alle Schrecken des Mittelalters in Westeuropa sich wiederholen sehen, und das ganze Land würde binnen eines Jahres von Blut rauchen. Rußland könnte unmöglich Frieden und Missionare zu gleicher Zeit haben. Seine Staatsmänner sind der Ansicht, daß das gleiche für China gilt. Läßt sich also nicht mit gutem Grunde annehmen, daß die Russen in der nächsten Zukunft irgend eine Art Bündnis mit China schließen und so China in stand setzen werden, sich dem Missionsunwesen gegenüber genau so zu verhalten, wie sich heutigen Tages so erfolgreich das russische Reich verhält? Das halte ich für die wahrscheinlichste Lösung dieser Streitfrage. Wir sollten uns beständig vorhalten, daß es vollkommen unmöglich ist, die Chinesen zum Christentum zu bekehren. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir erst vor einigen hundert Jahren unsern Bibelgöttern sowohl in Europa wie in Amerika zahlreiche Menschenopfer gebracht haben. Die Chinesen wußten zu dieser Zeit davon, und sie haben es nicht vergessen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die Chinesen schon vor Tausenden von Jahren jedes mögliche Stadium religiösen Glaubens durchlaufen haben, und müssen bedenken, daß sie einen Abschluß erreicht haben, während wir in Europa immer noch über religiöse Fragen hadern und streiten. Das Christentum hat den Chinesen absolut nichts Neues zu lehren. Außerdem haben sie schon drei wirklich gute Religionssysteme, deren eines die „Goldene Regel“ enthält und die, die einen Vergleich mit drei beliebigen von unsern christlichen Sekten leicht aushalten würden. Es ist allerdings richtig, daß in China eine ungeheure Masse von Aberglauben vorhanden ist, und es ist auch ganz richtig, daß die Chinesen ohne ihn besser daran wären. Aber ganz dasselbe läßt sich von jedem andern Volke auf der Erdoberfläche sagen. Ich denke, wir können ruhig behaupten, daß, im

ganzen genommen, der chinesische Aberglaube weniger lästig und weniger lächerlich ist als der jedes beliebigen andern Volkes. Die Gebildeten der offiziellen Kreise in China sind allen Arten von Aberglauben durchaus abhold. Ist es also vernünftig, anzunehmen, daß diese gebildeten, philosophisch denkenden Beamten ihrem Volke raten würden, einen neuen, fremden Aberglauben anzunehmen, der unendlich lästiger und kostspieliger ist als ihr alter, nur um den Fremden zu gefallen, die sie verabscheuen? Es ist keine Frage: wir haben die Chinesen nicht behandelt, wie wir selbst behandelt werden möchten. Wir haben jedes Prinzip unsrer eignen Religion und auch der ihrigen verletzt. Niemand unter uns könnte einen einzigen Vorteil anführen, der dem Chinesen erwachsen würde, wenn sie ihre drei Religionsformen gegen drei beliebige Formen des Christentums, die wir darbieten könnten, austauschen würden. Warum sollten wir unter diesen Umständen nicht „unsre Missionare zurückrufen und die Chinesen sich ihrer eignen Religion in ihrem eignen Land auf ihre eigne Art sich erfreuen lassen“?

Meines Erachtens ist die Missionspropaganda einfach der Ausfluß eines mißleiteten und falsch angebrachten Strebens. Wenn wir eine Klasse von Menschen unter uns haben, die wir in der Heimat oder draußen nicht nützlich verwenden können, wenn wir Geld ausgeben müssen, diese Leute auf Mission auszusenden, so wollen wir sie lieber nach Griechenland, Italien, Spanien und Portugal schicken, um an den unfruchtbaren, vernachlässigten Hügelabhängen dieser Länder Bäume zu pflanzen und zu pflegen, woraus der Menschheit großer Segen erwachsen würde, statt daß wir sie zu alten, hoch zivilisierten Nationen, wie China, senden, um eine schädliche Propaganda zu entfalten, die, sogar wenn sie erfolgreich wäre, niemand auch nur die geringste Wohltat erweisen würde. Um ein Motto anzuführen: „Es ist segensreicher, einen einzigen Baum zu pflanzen, als tausend Seelen zu retten.“

II.

„Die gelbe Gefahr.“

Ein Völkerrecht als internationales Recht existiert nicht. Die Angelegenheiten der Nationen werden durch nationale Macht, statt durch natürliches Recht entschieden.

Wir lesen in „Tausend und einer Nacht“ von einem Fischer, der sein Netz auswarf und eine versiegelte Flasche heraufzog. Beim Oeffnen entstieg ihr eine dichte Wolke, die sich schließlich zu einem großen und gefährlichen Riesen auswuchs. Der große chinesische Riese hat jahrtausendelang in seiner versiegelten Flasche ruhig geschlafen und sich wie eine Minierspinne mit aller Macht gegen das Abnehmen des Verschlusses gesträubt, aber schließlich sprengte das britische Schießpulver diesen weg und zerbrach die Flasche, und so steht jetzt der gelbe Riese in seiner ganzen gigantischen Größe vor uns. Wir befinden uns einer neuen Art von Problem gegenüber, das uns nie vorher gestellt worden ist. Es gibt keinen Präcedenzfall dafür in der Geschichte der Welt, und es

müssen neue Mittel ausfindig gemacht werden, um einer neuen Gefahr zu begegnen.

Wenn bisher christliche Nationen mit sogenannten heidnischen Völkern in Berührung gebracht wurden, so ergab es sich, daß die heidnischen den christlichen in jeder Hinsicht untergeordnet waren. Nehmen wir den Staat New York als Beispiel. Vor der Ankunft des weißen Mannes ernährte dieser Staat, der die Größe von England hat, nur ein paar Tausend Indianer, während jetzt dieser Staat mehr als sechs Millionen Weiße ernährt. Daraus können wir entnehmen, daß die englische Kultur der indianischen überlegen ist. In China jedoch finden wir, daß der sogenannte Heide eine besondere Art von eigner Kultur entfaltet hat, die mehr als doppelt so viele Menschen, als irgend eine Form von christlicher Zivilisation, die in irgend einem Teil der Welt zu finden ist, in stand setzt, mit Behagen vom Land zu leben. Wir finden Hunderte von Millionen gebildeter Leute mit einem alten und vernünftigen Moral- und Philosophiesystem. Wir finden einen höheren Grad von Glück und Zufriedenheit in der Bevölkerung, als die Welt je gekannt hat. Es gibt wenig, was wir in ihr System einführen könnten, das irgendwie eine Wohltat für sie wäre. Es wäre ihnen weitaus am liebsten, ihre zerbrochene Flasche wieder hergestellt zu bekommen, sich zwischen ihre Wände zurückzuziehen und ganz sich selbst überlassen zu sein, aber das wollen wir ihnen nicht erlauben. Wir schlagen ihnen vor, unsre Lokomotiven einzuführen, die die Arbeit von zehntausend Menschen leisten. Die Idee gefällt ihnen nicht; sie würden es vorziehen, ihre Güter auch fernerhin von den geduldigen und unermüdlichen Trägern transportieren zu lassen. Warum sollen diese Leute dem Hunger preisgegeben werden, um einer seelenlosen Maschine Arbeit zu verschaffen? Sie betrachten den Gebrauch der Dampfmaschine als einen unlautern Wettbewerb mit der menschlichen Arbeit. Wir unsrerseits mißachten ihren Widerstand; wir wissen, daß der Dampf den eingeborenen Arbeiter in vieler Hinsicht schlagen wird, und wir bestehen auf der Einführung unsrer arbeitsparenden Dampfmaschinen. So wurden gegen den Wunsch der Mehrheit des Volkes Eisenbahnlinien gebaut und Dampfmaschinen eingeführt. Wir sind im stande, dies zu tun, weil wir in der Lage sind, diejenigen, die sich dem widersetzen, zu vernichten. Viele von uns glauben tatsächlich, daß, wenn wir den Chinesen zeigen, wie der Gütertransport sich verbilligen läßt, wir ihnen einen großen Gefallen tun. Es gibt zweifellos viele Arten schwerer Arbeit, die durch unsre Dampfmaschine viel billiger gemacht werden können, als von den chinesischen Arbeitern. So treten wir in den Wettbewerb mit der Gewißheit, sie zu schlagen. Wir haben einen Präcedenzfall in Indien, wo 500000 eingeborene Weber infolge der Einfuhr auf der Maschine hergestellter Baumwollwaren aus England verhungert sind. Wir sagen den Chinesen: Wir können euch auf gewissen Arbeitsgebieten schlagen; wir können es billiger und besser machen als ihr, darum werden wir unser System einführen, ob es euch recht ist oder nicht.

Dieses unser wohlwollendes System wäre ganz schön und gut, wenn es ein Ding gäbe, wie ein wirkliches internationales Recht, das heißt, wenn es

ein Völkerrecht gäbe, das wirklich in Kraft stände und gegenseitig wäre und wenn wir nicht von Chinesen Vorrechte verlangten, die wir ihnen nicht gewähren würden. Angenommen nun, wir führen unsre Maschinen ein, und sieben Millionen Arbeiter sehen sich, wie es in Indien der Fall war, ohne Arbeit: wollen wir, daß diese Menschen verhungern? Stellen wir uns nun vor, daß die Chinesen unsre eignen Argumente gegen uns kehren. Sie sagen zu uns: Ihr habt eure vervollkommneten Dampfmaschinen in unser Land gebracht; es ist ganz richtig, daß sie gewisse Arten von Arbeiten billiger und besser machen, als sie vorher ausgeführt werden konnten: nun gewährt uns dieselben Privilegien in euren eignen Ländern, die ihr euch in unsern angeeignet habt. Durch sorgfältige natürliche Auswahl haben wir eine höhere Gattung von Menschen herangebildet, die viele Vorzüge vor dem europäischen und amerikanischen Arbeiter besitzen; es gibt viele Arten von Arbeit, die dieser hochentwickelte Mensch billiger und besser ausführen kann als euer heimatlicher Arbeiter. Unsre Arbeiter haben folgende Vorzüge: sie sind sehr intelligent, loyal, geduldig und mäßig; wenn sie einen Kontrakt schließen, so mißachten sie ihn niemals und streiken nicht; sie sind sehr kräftig und können so viel auf den Schultern tragen, wie in Europa gewöhnlich auf ein Pferd geladen wird, und infolge ihrer großen Geschicklichkeit und ihrer beträchtlichen geistigen Fähigkeiten sind sie im stande, dem Boden mehr als zweimal so viel abzugewinnen wie jeder andre Arbeiter. Sie können an einem Tage einen größeren Weg zurücklegen als irgend ein Europäer; sie können von weniger und billigerer Nahrung leben, können länger ohne Nahrung und Wasser marschieren, Hitze und Kälte besser ertragen, können länger unterwegs sein, ohne zu schlafen, und mehr Stunden am Tag arbeiten als alle Europäer und Amerikaner. Und zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt, daß ihre abergläubischen Gebräuche nicht so lästig sind wie diejenigen der europäischen Arbeiter. Sie haben keine Heiligentage und verlangen nur etwa zwölf Tage im Jahr, um an ihnen die unsichtbaren Mächte der Luft zu versöhnen, während die Europäer in vielen Fällen fast hundert Tage verlangen. Da das Blut unsrer Arbeiter vollkommen frei von dem syphilitischen Gift ist, so sind sie nicht so empfänglich für Krankheiten und werden von Wunden rascher geheilt als jedes andre Volk, ausgenommen die kräftigen Türken. Wir sind überzeugt, daß ihr in diesem nationalen Erzeugnis Chinas einen allen euren heimischen überlegenen Arbeiter finden werdet, und infolge der Billigkeit seiner Arbeit wird es euch möglich sein, den Preis vieler kostspieliger Produkte bedeutend herabzusetzen. Wir bitten euch deshalb, den freien Import unsers vervollkommneten Arbeiters in eure verschiedenen Länder zu gestatten.

Wie wird unsre Antwort lauten? Wir führen bereits Exklusivgesetze ein; der Chinese wird von Amerika und von einigen englischen und deutschen Gebieten unerbittlich ferngehalten, und zwar immer wegen Eigenschaften, die bei Christen als Tugenden gelten würden.

Es ist immer und immer wieder dargetan worden, daß die Chinesen in Kalifornien den besten der europäischen Auswanderer völlig gleichwertig sind und viel höher

stehen als deren Mehrheit. Es ist eine interessante und lehrreiche Tatsache, daß, obwohl die kalifornischen Chinesen aus der untersten Klasse hervorgegangen sind, ihr moralisches Verhalten unendlich hoch über dem der Europäer und Amerikaner in China steht, die aus den oberen Schichten der Mittelklasse stammen. Erst vor ein paar Tagen sagte mir ein gebildeter Chinese mit großer Bitterkeit, daß alle großen Seehafenstädte in China, die von Christen bewohnt sind, im höchsten Grade sittenlos geworden seien. Er sagte, daß die Zustände beinahe ebenso schlimm seien wie in London und daß in der Nacht Scenen vorkommen, die einen an Piccadilly erinnern, — etwas, was in China ganz unbekannt war, ehe die Missionare kamen. Er sagte, daß die große Unsittlichkeit der Christen die Gefühle der Chinesen schwer beleidigt habe.

Der Chinese ist unbeliebt aus denselben Gründen wie der Jude. In Zentralrußland sind die Leute aus dem Volk sehr unwissend, sorglos und unmäßig. Sie sind äußerst abergläubisch und widmen ihren zahlreichen Gottheiten, Heiligen und Teufeln fast zwei Tage in der Woche. Wenn der mäßige und tüchtige Jude sich in ihrer Mitte niederläßt, so prosperiert er infolge der Schwäche seiner Nachbarn; er hat bald allen Besitz in Händen; er ist zu geschickt, zu mäßig, zu haushälterisch und zu fleißig; er arbeitet zu angestrengt zu viele Tage im Jahr. Deshalb wird er geschlagen, verfolgt, fortgejagt oder ermordet. In Westeuropa, wo der Jude dem Christen nur wenig überlegen ist, wird er nur in beschränktem Maße gehaßt und nicht verfolgt, während er in Amerika, wo er im Kontakt mit Leuten ist, die noch geschickter sind als er, nicht einmal gehaßt wird. Aber die Vereinigten Staaten sind das einzige christliche Land, wo die Menschen für den Juden zu geschickt sind. Es ist das einzige Land, wo die großen Kapitalisten Christen oder doch keine Juden sind. Die Russen waren den Juden nicht gewachsen, deshalb wurden die Juden aus Rußland vertrieben. Die Russen haben eine große Eisenbahn gebaut und sehen sich jetzt nicht ein paar Tausend geschickten Juden, sondern Hunderten von Millionen noch geschickterer Chinesen gegenüber, denn man darf nicht vergessen, daß der Chinese nicht nur die vortrefflichen Eigenschaften besitzt, die dem Juden zum Vorwurf gemacht werden, sondern er besitzt viele Eigenschaften, die der Jude nicht hat. Er ist wie der Jude Kaufmann, aber er ist auch Produzent; er ist im stande, jedes Gewerbe zu treiben, jede Arbeit zu verrichten und zwar gut zu verrichten. Was ist nun zu tun? Wir haben den Riesen freigelassen; wenn er nach Sibirien kommt, wird er sicher als Arbeiter und Kaufmann den Russen ausstechen. Das Heiraten ist allgemein in China; beide Geschlechter sind streng tugendhaft. Da ihr Blut rein ist, so sind ihre Kinder lebenskräftig und nehmen mit Sicherheit in geometrischer Progression zu. Möglicherweise werden die Kosaken und andre streitbare Russen sich damit zufrieden geben, eine besondere militärische Kaste zu bilden und alle Arbeit von dem geduldigen und sich abplackenden Chinesen verrichten lassen. Oder es mag schließlich eine gemischte Rasse entstehen, die die Tugenden der Chinesen und die soldatischen Neigungen der Kosaken besitzt. Und dann mag in nicht zu ferner Zeit, — nach der Lebensdauer der Nationen ge-

rechnet — diese Mischrasse sich gegen Westen in Bewegung setzen und an die Malthusianer von Westeuropa dieselben Forderungen stellen, die Europa jetzt an China stellt. Vielleicht werden wir schließlich dem am meisten mißhandelten Volke, das die Welt jemals gekannt hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ueber die Arbeit und das Wirken der Pflanze.

Von

L. Radlkofer.

Wahre Wunderwerke sind es, die die Pflanze schafft in mustergültiger Arbeit — mustergültig nach ihrer Energie, ihrer Stetigkeit, ihrer Zeitgemäßheit, ihrer gesetzmäßigen Ordnung, ihrer Zielgemäßheit, wenn ich mich einer teleologischen Ausdrucksweise, als der leichter verständlichen, bedienen darf, und ihrer Selbstlosigkeit. So kann man wohl auch von der Pflanze sagen, die ja auch ein Selbst ist, ein in sich abgeschlossener Organismus, viel näher uns selbst stehend, als wir lange Zeit gewohnt waren anzunehmen, allzusehr dem Einflusse der alten, Aristotelischen Natureinteilung in drei Reiche unterworfen.

Die Pflanze ist uns in den letzten Jahrzehnten um ein Gutes näher gerückt, seitdem man pflanzliches und tierisches Plasma, pflanzliche und tierische Bildungs- und Leibessubstanz, als Träger des pflanzlichen und tierischen Lebens besser in ihren Beziehungen zu einander würdigen gelernt hat.

Die Kluft, die die Aristotelische Naturanschauung zwischen Pflanzen- und Tierreich sich dachte, ist nunmehr überbrückt, seitdem man erkannt hat, daß der eigentliche lebendige Leib der Pflanzenzelle, die ja im einfachsten Falle selbst Pflanze sein kann, das sogenannte Plasma, ein der Leibesmasse einfachster, einzelliger Tiere — dem tierischen Plasma — durchaus entsprechendes Gebilde ist. Es besitzt Reizbarkeit und Bewegungsfähigkeit — Irritabilität und Kontraktilität — wie dieses, antwortet auf Reize durch Bewegungen, wie dieses, und unterscheidet sich nur in der geringeren Schnelligkeit, mit der diese Antwort erfolgt, von der Leibessubstanz der niedersten Tiere — dem tierischen Plasma, der Sarkode oder fleischähnlichen Substanz.

Die Pflanze ist danach selbst als eine Art Tier anzusehen, als ein Phytozoon, während man früher und noch zu Linnés Zeit gewisse Tiere, die Zoophyten, für Pflanzen gehalten hat. Die Pflanze ist nur eine andre Art Tier — die edlere, unschuldige Schwester des selbstsüchtigen, ungesitteten

Tieres. Sie ist es, die sich für das Tier aufopfert, ihm in ihren Körperbestandteilen seine Nahrung bereitet und in selbstlosester Weise nach dem Plane der Natur, die sich zur Darstellung des Lebens in seiner möglichsten Vollendung des Prinzipes der Arbeitsteilung bedient, für das Tier arbeitet. Sie schafft ihm die Quelle seiner Kraft, deren das Tier in erhöhtem Maße bedarf, um seine höheren physiologischen Leistungen in der Wechselwirkung mit seiner Umgebung durchführen zu können, eine Wechselwirkung, die sich zuletzt zur bewußten Auffassung dieser Umgebung, zur Empfindung, und zur willkürlichen, durch Empfindung angeregten und geleiteten Bewegung steigert.

Der Pflanze ist bei dieser Arbeitsteilung, deren wir uns ja selbst auch im Staatsleben wie im Fabrikbetriebe mit Vorteil bedienen, die Rolle jenes Arbeiters zugefallen, der das Material für das Fabrikat vorrichtet, das dann ein zweiter oder dritter zur Vollendung bringt. Im Pflanzenreiche gewinnt sich die Natur das Material zur Verwirklichung des Lebens und die Fertigkeit in der Gestaltbildung, die ihr, wie das gewonnene Material, im Tierreiche nicht mehr Endziel ist, sondern als Mittel zur Erreichung höherer Ziele in der Wechselbeziehung des Tieres zu der Außenwelt dient.

*

Der erste Strahl der Frühlingssonne leitet die Arbeit der Pflanze ein, die nunmehr mit Staunen erregender Energie ihren Fortgang nimmt.

Die Knospen sprengen ihre Hüllen, und über Nacht oft sehen wir nach einem warmen Frühlingsregen den Baum in frisches Grün gekleidet und alsbald auch mit dem Schmucke seiner Blüten bedeckt, wie durch einen Zauberschlag verwandelt.

Von langer Hand her war diese Wandlung in zielgemäßer Arbeit von der Pflanze vorbereitet.

Die rasche Entfaltung von Blatt und Blüte ist nur möglich, wenn das Material zum Aufbau beider in unmittelbarer Nähe zur Verfügung steht. Durch ununterbrochene Tätigkeit hat es sich die Pflanze im vorausgegangenen Sommer gewonnen, indem sie sich dazu die Kraft der Sonnenstrahlen dienstbar gemacht hat. Sonnengeboren ist alles, was an der Pflanze in Erscheinung tritt, und diese Abstammung überträgt sie auf uns selbst, indem sie uns das von ihr Gewonnene als Nahrung bietet.

Söhne des Himmels durch der Pflanze lichtvolles Wirken — können wir anders als mit dem Gefühle der Erhebung ihr Tun betrachten?

Jeder Strahl der Sonne, der das grüne Blatt der Pflanze trifft und in ihm gleichsam erlischt, wird von der Pflanze in einer uns noch immer rätselhaften Weise dazu veranlaßt, chemische Arbeit zu verrichten: die von der Pflanze aus der Luft aufgenommene Kohlensäure und das von der Pflanze aus dem Boden aufgenommene Wasser unter Ausscheidung von Sauerstoff zu einem neuen Körper zu verknüpfen, den wir, nach mannigfachen Veränderungen wohl, zuerst als sogenannte Stärkesubstanz im Innern der die

Digitized by Google

grüne Farbe des Blattes bedingenden Chlorophyllkörner unserm Auge erfaßbar niedergelegt finden.

Damit ist der Wurf zur Neuschaffung des Organischen gelungen.

Und nirgends anders in der Natur, nicht außerhalb eines Organismus, nicht innerhalb eines solchen vollzieht sich diese Wandlung — nur in den grünen Teilen der Pflanze. Und um diesen Prozeß, den wir als Assimilation der Kohlensäure bezeichnen und ebensogut als Schaffung des Organischen bezeichnen könnten, in ersprießlichem Maß für die ganze organische Schöpfung durchzuführen, dazu schafft sich die Pflanze ihre tausend und abertausend Blätter, um eine Unendlichkeit von Angriffspunkten dem Lichte zu bieten. Und darum sucht sich jedes Blatt in der Laubkrone eines Baumes in die möglichst günstige Stellung zur Sonne und dem beleuchteten Firmamente zu setzen, um so viel des Lichtes zu gewinnen, als es zur Durchführung der ihm übertragenen Arbeit bedarf, ein Mehr aber, das ihm Schaden bringen würde, zu vermeiden. Daher die Veränderung der Stellung der Blätter am Tage gegenüber der „Schlafstellung" in der Nacht bei so vielen besonders lichtempfindlichen Pflanzen. Daher auch die Richtung der Blätter bei den sogenannten Kompaßpflanzen, bei denen sie sich durch Drehung oder Hebung derart stellen, daß sie alle mit ihrer einen Kante gegen Norden, mit der andern gegen Mittag weisen, einem Uebermaße der Beleuchtung auszuweichen. Daher endlich auch die Veränderung in der Stellung der Chlorophyllkörner selbst, die in den Zellen des Blattes im Plasma eingebettet liegen und mit diesem auf den Reiz des Lichtes Ortsveränderungen, Bewegungen ausführen. Dadurch sammeln sie sich je nach der geringeren oder größeren Stärke des Lichtes bald an den belichteten, bald an den übrigen Wänden der Zellen, dem in Gedanken sie verfolgenden Auge ein geisterhaftes Weben, ein gespenstisches Kommen und Gehen auch bei vollkommener äußerer Ruhe der Pflanze darbietend.

Und so arbeitet die Pflanze nun stetig fort, vom Frühlinge bis zum Herbste, von der Erstehung bis zum Falle des Laubes, Tag um Tag, von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang — für sich und für andre — für die Gegenwart und für die Zukunft.

Für sich — zur augenblicklichen Verwendung des durch Arbeit Gewonnenen im Aufbaue neuer Organe und Organteile, neuer Zellen.

Die Stärkesubstanz gehört derselben Reihe von Verbindungen an wie der Zellstoff, den die Pflanze, und wieder nur die Pflanze aus ihr darzustellen vermag, und aus dem sie das Gehäuse zimmert zum Schutze des lebendigen Leibes ihrer Zellen, die Zellmembran oder Zellwand. Und diese bildet im festen Zusammenhalte mit den Membranen der successiv durch Teilung und Sprossung auseinander hervorgehenden Zellen und Schichten von Zellen, und allmählich verstärkt durch wiederholte Einlagerung neuer Zellstoffteilchen, das feste, faserig-holzige Gerüst, das, wie die Rippen dem Schiffe, dem

Blatte seine Form und seinen Halt gibt und seine Verbindung mit den Zweigen sichert, sowie die Verbindung dieser mit dem Stamme.

Der Stamm aber gewinnt alljährlich zwischen Holz und Rinde eine neue Schicht solchen festen, holzigen Gewebes, einen Holzring oder Jahrring, seine Tragfähigkeit für das alljährlich vermehrte Gewicht der Ast- und Laubkrone entsprechend zu erhöhen.

Für das alljährlich vermehrte Gewicht —: Nicht einfach ersetzt werden ja im folgenden Jahre dem Baume die Blätter, die er im vergangenen Jahre verloren hat. An den Zweigen, die einmal Blätter getragen, entstehen ja nie wieder neue. Nur an neuen Zweigen, die zu den alten sich hinzubilden, aus deren Knospen ihre Entstehung nehmend, können sich neue Blätter bilden, die als neue Assimilationsorgane an die Stelle zwar der alten treten, aber nicht die Stellen der alten einnehmen.

Und wie die Belaubung, so wird auch die Beästung eine andre, indem neue Aeste aus neu gewonnenem Material die alten ersetzen, wenn auch in langsamerem und nicht so regelmäßigem Wechsel während des fortschreitenden Wachstumes des Baumes.

Das Bäumchen wird ja nicht zum Baume, wie das Kind zum Manne — durch übermäßige Ausbildung und Streckung aller einmal erlangten Teile. Das kaum fußlange Stämmchen des nur wenige Jahre erst zählenden Tannenbäumchens wird niemals mehr länger, und wenn allmählich auch aus dem Bäumchen die himmelanstrebende Tanne geworden ist, die auf schlankem Stamme ihren dunkeln Wipfel im Sturmwinde brausend wiegt. Und die Aestchen, die an dem fußhohen Stämmchen, wie die Speichen eines Rades, nach allen Seiten ausstrahlen, sie werden niemals dem sturmumwehten Wipfel der stolzen Tanne angehören. Sie haben ihre Zeit, während der sie der Pflanze durch ihre Arbeit Nutzen zu schaffen haben. Ist ihre Zeit um, werden sie von andern in günstigerer Lage überholt, so werden sie entfernt. Die Pflanze weiß sich dessen, was nicht mehr auf der Höhe seiner Zeit und ihrer Aufgaben steht, schonungslos zu entledigen; sie weiß, was unzeitgemäß geworden, was sich überlebt hat, in nachahmenswerter Weise aufzugeben.

Von über ihnen neu entstehenden Aesten, die an den Jahr um Jahr aus der jeweiligen Endknospe sich entwickelnden Jahrestrieben des Stämmchens seitlich hervorsprossen, von diesen der Lichtquelle näher stehenden Seitenästen überschattet, wird ihre Ernährung mehr und mehr gestört. Sie sterben ab, und durch den Einfluß der Atmosphärilien und der die Zehrer im Pflanzenreiche bildenden Organismen, der Pilze, denen sie als Nährboden nun willkommen sind, werden sie morsch und brüchig, so daß Wind und Schneedruck sie leicht vom Stamme trennen, der in seinen Jahrringen den Stumpf allmählich begräbt und mit glattem Holze unter nach und nach erneuter Rinde überdeckt, so daß nichts mehr den Verschollenen und sein Grab im lebendigen Leibe der Pflanze verrät.

So wird der Stamm entästet, während er alljährlich durch Teilung und

Streckung der Zellen an seiner Spitze zu einem bald längeren, bald kürzeren, schwach kegelförmigen Jahrestriebe mit neuen Seitenästen sich verlängert, der nach unten in eine gleichzeitig zwischen Rinde und Holz gebildete, bis zur Basis des Stammes reichende Holzschicht sich fortsetzt. Diese umschließt ihrerseits als langgestreckter Kegelmantel das früher gebildete Holz und zieht sich von der Basis des Stammes auch auf die Wurzeln hinüber. So besteht das Innere des Stammes aus Jahr um Jahr enge aufeinander gepaßten schlanken Kegelmänteln, und die des fußhoch gewesenen Stämmchens stellen von diesen die innersten, bis zu Fußhöhe eben im Stamme reichenden dar.

Aehnlich wie der Stamm, wächst der Ast und wächst die Wurzel.

In der Bildung neuer Holzschichten, die nicht ohne Druck und Drängen unter der außen allmählich abbröckelnden, innen stetig erneuten Rinde sich Platz schaffen, in der Bildung neuer Wurzel-, Stamm- und Asttriebe, neuer Zweige, Blätter und Blüten wird so in ununterbrochener Folge das durch den Assimilationsprozeß gewonnene organische Material in zeitgemäßer, rastloser Tätigkeit zur Verwendung gebracht, nachdem es erst noch mannigfache chemische Veränderungen erfahren und zum guten Teile noch kompliziertere Zusammensetzung gewonnen hat. Denn zur Bildung all dieser Teile, zur Bildung der Zellen, die die Bausteine für all diese Teile, für den ganzen Organismus sind, bedarf die Pflanze auch noch andern Materials als des Zellstoffes. Namentlich bedarf sie dazu der eiweißartigen Verbindungen, die außer Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, wie der zu den sogenannten Kohlehydraten gehörige Zellstoff, auch noch Stickstoff und Schwefel enthalten, und aus denen der Plasmakörper der Zellen besteht.

Aber nicht bloß für den augenblicklichen Bedarf an Baumaterial, nicht bloß für die Gegenwart arbeitet die Pflanze.

Nicht bloß, was sie in der Nacht — denn auch in dieser ist die Pflanze tätig — und in frühen Morgenstunden zum Auf- und Ausbau neuer Zellen braucht, schafft sie sich in der Sonnenglut des Tages. Sie produziert im Ueberschusse, im Vorgefühle kommender Zeiten, wenn es gestattet ist, so zu sagen, und in mütterlicher Sorgfalt für die Sicherung der Existenz ihrer Nachkommenschaft. Und den Ueberschuß, den sie am Tage gewinnt an Kohlehydraten und Eiweiß, den legt sie nächtlicher Weile nieder in besonderen Organen, als sogenannte Reservenahrung, in den Zellen des Markes, des Holzes, der Rinde und in den unterirdischen Organen, ihn gleichsam hier vergrabend. Und säuberlich sorgt sie dafür, daß nichts von solchem Material in den vergänglichen Bildungsstätten, den Blättern, zurückbleibe, wenn die Zeit naht, in der diese im Herbstwinde verfliegen, nachdem ihnen die Bedingungen für ihre Wirksamkeit mit dem Eintritte der Herbstkühle entzogen worden sind. Die noch kurz zuvor und noch während des Platzgreifens der melancholischen Herbstfärbung reichlich Stärke enthaltenden Blätter finden wir fast frei davon nach ihrem Abfallen. Da aber die Stärke selbst nicht transportabel ist für die Pflanze, als im Safte der Zellen unlöslicher Körper, so wird sie umgewandelt, wie in ähnlicher Weise auch Ei-

weiß und andre sogenannte kolloidale Substanzen, die, auch wenn sie löslich sind, doch aus zu großen Molekülen bestehen, um durch das feine Filter der Zellwände mit dem Wasser hindurchwandern zu können. Sie wird nämlich durch die Einwirkung von Fermenten in einen andern Körper, der sich in kleinere Moleküle zerschlagen läßt, umgewandelt, und zwar die Stärke in Zucker, um nun, wie früher schon an die Bildungsherde neuer Zellen (zu den Zweig- und Wurzelspitzen, den Knospen und dem Bildungsgewebe zwischen Holz und Rinde), so jetzt zu den als winterliche Aufbewahrungsstätten dienenden Geweben zu gelangen. Dort wird das Gewonnene abermals in die seine Erhaltung sichernde Form, der Zucker somit in die unlösliche Stärke zurückverwandelt. Und so erwartet sie nun, und erwarten die übrigen Reservenahrungsstoffe, die, wie in den überwinternden Teilen der in einer nächsten Vegetationsperiode zu neuer Tätigkeit gelangenden Pflanze, so auch in den Samen als elterliche Mitgift für die daraus neu zur Entfaltung kommende Pflanze aufgespeichert werden, die Zeit, in der mit Beginn der neuen Vegetationsperiode ihre Verwendung stattfinden soll als Material zum raschen Ausbau bereits angelegter und zum Aufbau neuer Organe.

Nur dieser Vorrat leicht und rasch wieder in die transportable Form umwandelbaren und dann sofort zur Verwendung tauglichen Materials ermöglicht die mit so staunenswerter Energie und zauberhafter Schnelligkeit sich vollziehende Entfaltung der Blatt- und Blütenknospen im Frühjahre und das rasche Aufkeimen des jungen Pflänzchens aus dem Samen.

So arbeitet die Pflanze nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft.

Aber nicht bloß zum Aufbau ihres Leibes bedarf die Pflanze der Kohlehydrate, der Eiweißkörper und andrer komplizierter Verbindungen, sondern auch zur Bestreitung dessen, was sie neben den ihr dienstbaren Sonnenstrahlen an Kraft bedarf zur Durchführung ihrer Arbeit, zum Transport der Stoffe, zur Einleitung ihrer chemischen Gegenwirkungen, zur Beschaffung der nötigen Eigenwärme, zur Durchführung des morphologischen Prozesses. Mit Hilfe des Sauerstoffes der Luft zersetzt sie in der Atmung, wie das Tier, bei dem Wiedererwachen der Vegetation sowohl als während ihrer ganzen Dauer, einen Teil jener Verbindungen, in denen sie die von der Sonne überkommene Energie gebunden und aufgespeichert hat. Sie macht diese frei in andrer Form, als Wärme oder als lebendige Kraft, gleichwie wir selbst auch solche Verbindungen, wie im Holze, unter dem Einfluß des Sauerstoffes zersetzen, d. h. verbrennen, um nun die dabei als Wärme frei werdende Energie zur Heizung unsrer Wohnräume oder zur Bereitung unsrer Speisen, zum Betriebe unsrer Maschinen und zur Leistung mechanischer Arbeit auszunützen.

Kraft wird ja nirgends neu erzeugt, ebensowenig wie Stoff; sie muß, wo sie gebraucht wird, aus dem allgemeinen Vorrat von Kraft, von Energie in der Welt entnommen werden. Sie geht aber auch ebensowenig wie Stoff verloren. Sie nimmt, wo das der Fall zu sein scheint, nur eine andre Form an. Und

eine Form kann in die andre umgewandelt werden, so daß der Energievorrat der Welt zum Teil als Wärme erscheint, zum Teil als Licht oder als Elektrizität und Magnetismus, als Ton, als chemische oder mechanische Spannkraft, als Energie der Lage (wie im gehobenen Gewichte) oder als sogenannte lebendige Kraft in der sichtbaren Bewegung.

Wir können einen Stein durch eine Dampfmaschine (einen Dampfkran) heben lassen oder durch die Hände von Arbeitern. Die Summe von Kraft, die dabei aufgewendet werden muß, ist in beiden Fällen die gleiche. Sie wird das eine Mal geliefert durch die Zersetzung des Feuerungsmaterials in der Dampfmaschine, das andre Mal durch die Zersetzung des Nahrungsmaterials im Körper der Arbeiter. In dem einen wie dem andern Material aber war sie durch die Pflanze in Form von chemischer Spannkraft als scheinbar verschwundene Energie der Sonnenstrahlen niedergelegt gewesen.

So stammt, da nur die Pflanze in ihren grünen Teilen die Energie der Sonne in dieser Weise zu transformieren und zu binden, gleichsam aufzuspeichern weiß, alle Kraft, die die ganze übrige organische Welt aus ihrer Nahrung gewinnt, von der Tätigkeit, von der Arbeit der Pflanze her.

So arbeitet die Pflanze nicht bloß für sich, für die Gegenwart und die Zukunft; sie arbeitet auch für uns und die ganze übrige organische Schöpfung in selbstlosester Weise.

Während wir uns unter ihrem Laubdache ergehen, arbeitet sie für uns. Während wir uns unter ihrem Schatten gütlich tun, arbeitet sie für uns. Während wir uns an ihren Düften erquicken, an ihren Blüten ergötzen, an ihren Früchten uns laben, arbeitet sie für uns. Während unser Fuß über sie hinwegeilt, arbeitet sie für uns. Und wenn wir im Schlafe liegen, sie arbeitet für uns.

Sie spendet uns Kraft in Speise und Trank, in Genuß- und Heilmitteln, gewährt unserm Körper Schutz in der Kleidung, schafft uns Wohnung und Hausgeräte, Werkzeuge und Waffen, Feuer und Licht; sie erzeugt uns den Dampf, der unsre Maschinen treibt, der uns die Güter der ganzen Welt zuführt, der uns mit Windeseile von Ort zu Ort versetzt; sie liefert uns in der Kohle den besten Erreger der Elektrizität und wieder den Docht in der elektrischen Lampe — kurz: Wie die Ermöglichung und Erhaltung unsers Seins, so danken wir der Arbeit der Pflanze auch die Verschönerung unsers Daseins.

Wohl ein edel angelegter Organismus! Wohl wahrhaftig die edlere Schwester der andern organischen Wesen!

Und mit welcher Ordnung und Genauigkeit wickelt sie all ihre Arbeit ab. Sie verschiebt nicht auf morgen, was sie heute noch tun kann. Sie ist jederzeit fertig, wenn sie es sein soll; sie ist vorbereitet auf den Winter im Herbste, auf den Sommer im Frühjahre. Sie kennt genau ihre Mittel und Wege, ihre Kräfte und Werkzeuge. Und diese arbeiten einander in die Hände, wie die durch das Nervensystem regulierten Organe im Tierkörper.

Dieses Verhältnis, dieses geordnete Zusammenwirken der nach

Digitized by Google

Milliarden zählenden Zellen des Pflanzenkörpers zu einem einheitlichen Resultate läßt uns der Zusammenhang einigermaßen erklärlich erscheinen, den man in neuester Zeit zwischen den eigentlichen Trägern des Pflanzenlebens, den Plasmakörpern der einzelnen Zellen beobachtet hat, und der durch teils augenfällige, teils nur auf Umwegen nachweisbare, die Zellwände durchsetzende Plasmafäden hergestellt wird.

Wie im hoch differenzierten Körper des höheren Tieres das Nervensystem als vorzugsweise reizempfängliches und reizleitendes Plasma alle Organe untereinander verbindet und in geregeltem Zusammenwirken erhält, indem es die von irgend welcher Seite her überkommenen Impulse an die Organe zur Steigerung oder Minderung ihrer Thätigkeit überträgt, — so erscheint im Körper der höheren Pflanze mit weit gehender Differenzierung und Arbeitsteilung zwischen den differenten Organen das System untereinander verbundener reizempfänglicher (oder wie man ungenau wohl auch sagt, empfindender) Plasmakörper — oder wahrscheinlich ein erst noch genauer zu unterscheidender Teil eines jeden dieser Plasmakörper — als der Regulator für die Arbeit der verschiedenen Zellen.

Von ihm gehen, wie von einer umsichtigen Wirtschafterin, je nach den äußeren Umständen die verschiedensten Anregungen an die dienstleistenden Organe aus.

Der erste Strahl der Morgensonne streift die Laubkrone des Baumes.

Sofort ergeht das Geheiß: „Auf hier oben mit den Spaltöffnungen der Blätter, damit die uns notwendige Kohlensäure eindringen kann! Und ihr da unten schafft Wasser aus dem Boden mit den darin gelösten Salzen herauf! Setzt die Saug- und Druckpumpen in Bewegung, damit es rasch bis zum Gipfel befördert werde! Aus dem Wege dort mit den Chlorophyllkörnern, damit die milde Kraft der Morgensonne uns voll zu gute komme! Richtet die schlaftrunkenen Blätter empor, damit die Sonnenstrahlen sie in wirksamster Weise treffen! Dort, sehe ich, können die jungen Zweige das Gewicht der Blätter kaum mehr tragen. Herbei mit Material zum Ausbau der Zellwände, das wir als Stärke in reichlichem Maße erst gestern in den Chlorophyllkörnern bereitet haben! Die, die den Nachtdienst hatten, werden nicht versäumt haben, durch Ferment daraus den leicht transportabeln Zucker herzustellen. Herbei damit, schafft Zellstoff daraus und verstärkt damit die stützenden Fasern des Zweiges! Und einen andern Teil bringt an die Spitzen der Zweige, wo neue Zellen zu bilden sind und die in der Nacht schon gebildeten sich noch strecken und festigen sollen. Und wenn euch die Kräfte ausgehen wollen beim Transporte, so stärkt euch selbst damit. Wer arbeitet, soll auch genießen. Woher nähme er sonst die Kraft zur Arbeit. Den Rest aber schleppt in die Vorratskammern, und wandelt ihn dort wieder um in Stärke. Sie kann uns niemand wegholen durch die eng vergitterten Zellwände. Als wohl gesicherte Reservenahrung soll sie jederzeit zur Verfügung stehen. Und ebenso speichert das überschüssige Eiweiß auf.

„Beides werden wir, wenn nicht früher, nach dem Winter brauchen in reich-

lichem Maße, wenn der Frühling heranstürmt, dem man nie rasch genug Laub und Blüten schaffen kann in Hülle und Fülle, die ganze Natur damit zu schmücken.

„Und wir haben ja auch für andre zu sorgen. Wir haben ja den Tisch zu decken für die ganze organische Welt und die Kraft der Sonne aufzuspeichern für alle die, die sie nur zu verbrauchen, aber nicht zu gewinnen wissen. Ewig wird das zwar auch nicht dauern. Aber von uns aus soll darin keine Störung entstehen! Mir würde es leid tun — schon um der bunten Schmetterlinge willen, die uns so lustig und lustig umgaukeln, und um der behaglichen, dicken Käfer und der fleißigen Bienchen willen, die uns so traulich umsummen und umbrummen. Was würde aus ihnen werden, wenn wir ihnen keinen Zucker, keinen Honig mehr zu naschen gäben!

„Und selbst die gescheiten Menschen, wie würde es ihnen ergehen, wenn sie und ihre Haustiere einmal keine Stärke und kein Eiweiß mehr bei uns fänden!

„Das Fleisch wird ihnen dann bald von selbst ausgehen, und all ihre Kunst und Wissenschaft wird sie nicht vor dem Hungertode retten. Wie lange wird es noch währen, bis sie uns endlich die Bereitung des Eiweißes ablernen! Und wie viel teurer wird es ihnen dann immer noch zu stehen kommen, auch wenn sie endlich einmal ihre Wasserfälle dazu abrichten, Arbeitskraft in ihre Werkstätten zu liefern. Mir würden sie doch leid tun, wenn uns auch kaum einer oder der andre gelegentlich ein Wort des Dankes spendet für all unser Schaffen und Mühen, und wenn sie uns auch immer mehr aus ihrer Nähe verdrängen und uns die paar Fleckchen in ihren Städten, selbst da, wo wir ihnen zum Unterrichte dienen, mißgönnen. Wir wollen es doch nicht auf uns nehmen, sie zu Grunde gehen zu lassen. Mag's die Sonne tun, wenn sie nicht anders kann. Wenn die immer mehr verschlackt, wenn sie uns selbst nicht mehr an Wärme und Licht zukommen läßt, was wir brauchen, dann freilich hat es ein Ende mit der ganzen organischen Welt, uns selbst nicht ausgenommen! Doch bis dahin hat es noch Zeit. Und darum: Munter an die Arbeit!"

*

Soll ich schließlich, dem Gedächtnisse des Lesers zum Frommen, die Kernpunkte meiner Betrachtung nochmals kurz hervorheben, so mag es geschehen in den Worten eines andern, in den Worten eines Dichters aus naturwissenschaftlicher Schule.

Mit erhebender Begeisterung huldigt er der Pflanze und ihrem Wirken in kunstvollem Sonette:

Ihr Pflanzen all! wie wird mein Herz erweitet,
So oft zu euch sich das beengte wendet!
Ihr seid wie Friedensprediger gesendet,
Und Wohltun ist das Werk, das ihr verbreitet.

Was euer stiller Riesenfleiß bereitet
So wunderbar aus totem Stoff, das spendet
Ihr an ein fremd Geschlecht, des Leben endet,
Wenn ihr nicht Blut in seine Adern leitet.

Drum ist mir heilig jede Blumenkrone,
Und heilig jedes grüne Blatt am Baum,
Wie Lotos einem frommen Hindusohne.

Prophetisch war der alte Mythentraum,
Daß in dem Baume eine Gottheit wohne,
Laßt beten mich in seinem Schattenraum!

Aus dem Reiche des Scherifen.

Auf Grund eigner Anschauungen.

Von

Ludwig Feuth.

Die marokkanischen Wirren werden vielfach in Europa unrichtig beurteilt, weil der richtige Gesichtspunkt fehlt. Es handelt sich um ein religiöses Schisma; es ist dem Scherifen von Fez, dem heiligsten der marokkanischen Scherifen, der eine Art von Papststellung in Marokko bekleidet, gewissermaßen ein Gegenpapst gegenübergestellt worden, weil Muley Aziz so ungeheuerliche Sachen aufgestellt hat, daß er als Scherif von Fez in den Augen seiner Landsleute und früheren Verehrer unmöglich geworden ist. Ich sage ausdrücklich „Landsleute und Verehrer", denn von „Untertanen" ist, soweit seine heutigen Gegner in Betracht kommen, nie die Rede gewesen. Marokko ist kein von irgend einer Rasse gebildeter nationaler Staat; es gibt so wenig eine marokkanische Nation wie ein marokkanisches Staatswesen, weder in unserm, noch auch in orientalischem Sinne. Marokko ist ein geographischer Begriff; es ist ein von einer ganzen Anzahl verschiedener Nationalitäten, von Kabylen, Arabern, Negern, Nachkommen der spanisch-maurischen Mischrasse u. s. w. bewohntes Land, in dem die einzelnen Teile und Stämme dieser verschiedenartigen Bevölkerung sich fremd und ohne gemeinsame Interessen gegenüberstehen und in auch lokaler Trennung eine Sonderexistenz führen, die durch zahllose blutige Fehden und Raubzüge, ja sogar durch förmliche Kriege zwischen den einzelnen Stammesbezirken ausgefüllt wird. Der Begriff einer gemeinsamen Nationalität und eines gemeinsamen Staates ist demnach in diesem Lande überhaupt nicht vorhanden, und lediglich die Religion und deren Bedrohung durch die Gefahr einer christlichen Invasion bilden das gemeinsame Band, das aber auch nur für den Fall eines effektiven „heiligen Krieges" zeitweilig und nur für die Dauer eines solchen einen staatlichen Zusammenhalt und die Anerkennung einer zentralen Leitung zu ermöglichen vermag. Im übrigen aber existieren keinerlei Formen staatlicher

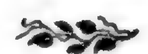
Organisation oder auch nur die Rudimente von solchen, weder Gesetze noch Gerichte außer solchen, die die einzelnen Stämme selbst zu geben beziehungsweise einzusetzen belieben, weder Regierungsbehörden, noch eine diesen zur Verfügung stehende polizeiliche und militärische Macht. Was an ähnlichen Institutionen und deren Organen vorhanden ist, und was man irrtümlicherweise in Europa mit dem Begriff einer marokkanischen Staatsform und einer marokkanischen Regierung identifiziert, sind lediglich lokale Einrichtungen und deren Funktionäre in den nicht den vierten Teil des Landes einnehmenden, dem Einfluß des Scherifen von Fez mehr oder weniger unterstehenden Gebietsteilen Marokkos. Wehe aber den Landesteilen, die mit dieser sogenannten Regierung gesegnet sind! Diese Regierung, lediglich hervorgegangen aus dem Recht des Stärkeren, aus der Prävalenz des Inhabers der heiligsten Moschee des Landes, der großen Moschee in Fez, sowie andrer Hauptheiligtümer über die andern Heiligen im Lande, aufgebaut durch mit dem Gelde wallfahrender Frommen bezahlte Söldnerheere, begründet, erhalten und erweitert durch Gewalt und List, Verrat und Treulosigkeit, Gift und Blut, durch Greuel der furchtbarsten Art, diese „Regierung“ besteht nicht etwa, wie bei uns, in einer Fürsorgeeinrichtung für die Landesbevölkerung, sie widmet sich vielmehr einzig und allein und mit der größten Zähigkeit und Energie der Organisierung einer möglichst vollkommenen und in geradezu barbarischer Weise gehandhabten Ausbeutung der Bevölkerung bis auf Haut und Knochen. Um die Hebung des Landes, um die Erhaltung und Anlage von Straßen und Brücken, um den Schutz der öffentlichen Sicherheit kümmert sie sich auch nicht im geringsten; alle ihre Institutionen, Gerichte, Behörden sind lediglich als Hilfsmittel für die gänzliche Ausbeutung zu Gunsten des herrschenden Scherifen und der seine „Regierung“ darstellenden Clique gedacht. Die Gerichte sind geradezu eine Farce; das Recht wird für Geld verhandelt; Leben und Freiheit jedes einzelnen sind für Geld käuflich. Welch ungeheurer Wohltat erfreuen sich diejenigen, die eine europäische Macht durch Aufnahme in den Verband ihrer „Schutzbefohlenen“ dem Zugriffe der Behörden des Scherifen entzogen hat; es sind die einzigen Menschen in diesen Gebieten, die ihres Lebens und ihrer Habe einigermaßen sicher sind. Niemand sonst wagt in diesen dem Scherifen unterstehenden Landesteilen ein Vermögen anzusammeln, da die unvermeidliche Konsequenz seine Vernichtung, sein und seiner Familie Untergang in Kerker und Elend wäre.

An diesen Scherifen von Fez hielten sich die europäischen Mächte, wenn ihren Staatsangehörigen irgendwo in Marokko etwas passiert war, da er zweifellos der mächtigste Mann im Lande und die Abwicklung jedenfalls bequemer war, als wenn man sich mit den einzelnen in Frage kommenden Stämmen selbst auseinandergesetzt hätte — nur Spanien führte hin und wieder seine Separatkriege mit den Kabylen der Umgegend von Melilla, während derer es mit der „Zentralregierung“ in Fez im tiefsten Frieden lebte. Die andern reklamierenden Mächte indessen machten den Scherifen von Fez kurzerhand für alles verantwortlich, sandten ihm Gesandte mit Kriegsdrohungen, bombardierten seine Hafen-

plätze u. s. w.; kurz und gut, er mußte zahlen, ganz gleich, ob er mit den in diesen Angelegenheiten schuldtragenden Stämmen etwas zu tun hatte oder nicht. Das verdroß den Scherifen; er mußte sich sein Geld doch wieder holen und rückte gegen die betreffenden Stämme ins Feld. Speziell der vorige Sultan Muley Hassan behelligte nach und nach fast ganz Marokko mit solchen Kriegszügen, auf denen er nicht immer Triumphe feierte, die ihm indessen manchmal schöne Beute einbrachten, so daß er Geschmack an der Sache fand und schließlich fast fortgesetzt im Felde lag. Manches Bergland mag noch von den schauerlichen Tagen erzählen, die dem Einbruch dieser mörderlichen Armee von Halsabschneidern folgten. Indessen waren und blieben diese Kriegszüge nichts als Raubzüge in großem Stil, und der Scherif dachte nicht daran, seine Erfolge statt zur Ausbeutung der Besiegten etwa zu ihrer organisatorischen Zusammenfassung in ein einheitliches Staatsgebilde, zur Einsetzung von Behörden und Verwaltungsinstitutionen, zur Stationierung dauernder Garnisonen u. s. w. zu benutzen. Das besiegte Gebiet wurde rattenkahl bis auf den letzten Strohhalm ausgeplündert, die Bevölkerung nach Möglichkeit totgeschlagen, Städte und Gehöfte zerstört, und dann zog man ab. Als Muley Hassan im Feldlager starb, war er daher wohl gefürchtet, hatte aber den Umfang der dauernd unterworfenen Gebiete nicht erweitert und dabei trotz aller Plünderungen seinen Schatz noch zum großen Teile verbraucht, den Kern seiner Truppen aufgerieben und vor allem auch die allgemeine Verehrung des Heiligsten der Scherifen, des Scherifen von Fez, erheblich abgenutzt. Sein Nachfolger, der Sohn einer ziemlich aufgeklärten Cirkassierin, aufgewachsen in einer Art von höfischer Atmosphäre und schon erfüllt von dem Gedanken fürstlicher Souveränität, den ihn umgebenden Verhältnissen kritisch gegenüberstehend und von ihrer Unhaltbarkeit durchdrungen, trug in vollkommener Verkennung seiner lediglich auf seiner Heiligkeit als Scherif von Fez beruhenden rein theokratischen Stellung eine unzweideutige Negierung der Anschauungen der Marokkaner zur Schau, indem er sich mit Europäern umgab, sich in deren Sitten und deren Töchter verliebte, europäische Kleidung trug und sich sogar ein Automobil kaufte und darin spazieren fuhr. Marokko war sprachlos. Was aber dem Faß den Boden ausschlug, das war das einzige, was tatsächlich beweist, daß diesem Scherifen seine Hinneigung zur westlichen Zivilisation etwas mehr war als lediglich bloße Spielerei — eine in der europäischen Presse vielfach aufgestellte Behauptung; er ließ den Mörder eines christlichen Missionars, der diesen in Fez auf offenem Markte erschossen hatte, aus dem heiligsten Asyl des Landes, aus der Hauptmoschee von Fez herausholen und trotz aller Proteste der entsetzten Frommen noch am selben Tage erschießen. Das brach ihm den Hals. Ein Scherif von Fez, der Automobil fährt und einen Christenmörder unter Verletzung des heiligsten Asyls hinrichten läßt, ist in Marokko ebenso unmöglich wie etwa in der katholischen Welt ein Papst, der Tennis spielt und mit einem evangelischen Superintendenten zu einer gemeinsamen Gletscherbesteigung verreist. Marokko durchbrauste ein Sturm der Entrüstung, der speziell die dem Scherifen nicht unterworfenen, in diesem nur den Heiligsten der Heiligen ver-

ehrenden Stämme ergriff, die diese willkommene Gelegenheit wahrnahmen, mit Fez gründlich abzurechnen und einer Wiederkehr der Erfahrungen, die sie mit dem Vater des Muley Aziz gemacht hatten, dauernd vorzubeugen. Und das ist der eigentliche Inhalt dieser Bewegung. Die kirchlichen Verfehlungen des Oberhauptes der ihnen gefährlichen Dynastie der Scherifen von Fez geben den unabhängigen Stämmen den von ihnen begierig aufgegriffenen Anlaß, auf Grund einer sonst nur im Augenblicke eines „heiligen Krieges“ möglichen gemeinsamen Verständigung Muley Aziz als seiner Stellung unwürdig zu bezeichnen und an die Stelle des gefürchteten Sohnes des Muley Hassan ihre Kreatur, die Strohpuppe Bu Hamara zu setzen. Und darin liegt auch des Rätsels Lösung, weshalb zum Scherifen trotz allem, was vorgefallen, noch sein Heer und seine Großen halten, anstatt in hellem Haufen zu dem als Rächer der beleidigten Religion auftretenden Prätendenten überzugehen. Längst wäre Muley Aziz im Palaste zu Fez ein Ende mit Schrecken bereitet worden, wenn nicht mit ihm das bisherige System seine Nutznießer wechseln würde; die Herrschaft des Muley Aziz bedeutet die Plünderung und das Totschlagen der Kabylen durch die Leute von Fez; die Herrschaft des Bu Hamara bedeutet die Plünderung und das Totschlagen der Leute von Fez durch die Kabylen.

Was wird nun werden? Fällt Muley Aziz, so wird über seiner Leiche der Kampf um die Beute entbrennen. Die aus diesem siegreich hervorgehende Stammesgruppe wird die Person des Bu Hamara in ihren Händen halten und nach Willkür mit ihm und mit dem Lande der Scherifen verfahren; die um die Beute gebrachten Stämme werden ihrerseits neue Prätendenten aus der gestürzten Dynastie aufstellen und das Glück der Waffen fortgesetzt aufs neue versuchen. Ueber die endgültige Lösung dieses Problems entscheidet dann vielleicht eine Konferenz der europäischen Mächte.



Voltaire und Johann Erasmus v. Senckenberg.

Ein ungedruckter Briefwechsel.

Von

Oberbibliothekar Professor Dr. **Herman Haupt** in Gießen.

In Voltaires an überraschenden Wechselfällen so reichem Leben ist sein unfreiwilliger Frankfurter Aufenthalt im Juni und Juli 1753 eine der aufregendsten und peinvollsten Episoden gewesen. Nachdem Voltaire durch seine maßlosen Angriffe auf Maupertuis, den von Friedrich dem Großen hochgeschätzten

und darum von Voltaire bald glühend gehaßten Präsidenten der Berliner Akademie, die königliche Gunst sich gründlich verscherzt, war es ihm durch kluges und demütiges Einlenken doch noch gelungen, am 26. März 1753 den preußischen Hof mit königlichem Urlaub zum Besuch der Bäder von Plombières und in vollen Ehren zu verlassen. Schon auf der ersten Station seiner Reise, in Leipzig, hatte er dann begonnen, mit seinen Berliner Gegnern gründliche Abrechnung zu halten und seinem Grolle gegen „Dionys den Tyrannen“ in Streitschriften und bösartigen Parodien Fridericianischer Gedichte Luft zu machen. In dem süßen Gefühle, den Becher seiner Rachgier bis auf die Neige geleert und Friedrichs Scharfblick ein Schnippchen geschlagen zu haben, aber auch schon eifrig damit beschäftigt, durch Abfassung eines häßlichen Zerrbildes des Potsdamer Hoflebens, der „idée de la cour de Prusse“, den königlichen Freund aufs neue bis aufs Blut zu ärgern, war dann der Dichter in aller Behaglichkeit über Gotha und Kassel seine Straße nach Frankfurt weitergezogen — seinem Verhängnis entgegen.

Daß Friedrich der Große nicht unter dem Einfluß einer despotischen Laune, sondern in sehr berechtigter Notwehr handelte, wenn er die an Voltaire gerichteten vertrauten Briefe und Billets, besonders aber seine vor der Oeffentlichkeit ängstlich gehüteten Gedichte nicht in den Händen des verräterischen Freundes lassen wollte, wird kein Einsichtiger bestreiten. Wie Friedrich in seinen Briefen die Offenherzigkeit seiner unbezwinglichen Spottlust zu Gefallen bis zum Leichtsinn getrieben hat, so waren auch seine in den Jahren 1750 und 1752 nur für den engsten Kreis seiner Vertrauten gedruckten Dichtungen mit den stärksten Ausfällen gegen eine Reihe von Staatshäuptern und deren Minister gespickt; ebenso hatte er seiner materialistischen Weltanschauung und seiner Gegnerschaft gegen alle kirchlichen Dogmen dort den schärfsten Ausdruck gegeben. Was Friedrich von einer indiskreten Verbreitung dieser seiner intimen Aeußerungen zu fürchten hatte, zeigen deutlich genug die unheilvollen Folgen, die im Jahre 1760 der unter Mitwissenschaft und Förderung des französischen Kabinetts veranlaßte Nachdruck seiner Gedichte nach sich zog: die preußisch-englische Allianz hat durch das Bekanntwerden von Friedrichs Spottversen auf seinen englischen Verbündeten damals einen außerordentlich empfindlichen Stoß erlitten.

Die Ausführung des Befehls, Voltaire die Briefe und das Gedichtbuch des Königs, den Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel abzunehmen, hatte freilich Friedrich der Große den denkbar ungeschicktesten Händen anvertraut. Die Unbeholfenheit und Gewalttätigkeit des königlichen Beauftragten, des preußischen Kriegsrats v. Freytag, hat nicht nur dem französischen Dichter eine Reihe ganz zweckloser Demütigungen und Peinigungen zugezogen, sondern auch Friedrich selbst in hohem Grade vor der öffentlichen Meinung bloßgestellt. Nachdem Voltaires von leidenschaftlichem Hasse gegen Freytag und Friedrich den Großen diktierte Schilderungen seiner Frankfurter Erlebnisse nur allzulange von Voltaires Biographen kritiklos nachgeschrieben worden, war es das Verdienst Varnhagens von Ense, daß er 1846 aus den Berliner Archiven ein ungemein reiches Akten-

material zusammenbrachte, auf Grund dessen man sich erst ein Bild von den tatsächlichen Vorgängen und ihrem durch Voltaires Phantasie und Malice vielfach entstellten oder verschleierten Zusammenhange machen konnte.[1]) Leider ist aber auch wieder Varnhagens Darstellung von dem Vorwurf der Voreingenommenheit gegen Voltaire nicht freizusprechen. Eine wichtige Ergänzung erhielten Varnhagens Mitteilungen durch eine Abhandlung von R. Jung,[2]) der auf die im Frankfurter Stadtarchiv erhaltenen Akten über Voltaires Verhaftung erstmals aufmerksam machte. Eine neue und nicht unwichtige Quelle zur Geschichte von Voltaires Frankfurter Abenteuer erschließt sich uns nun ferner in einem neuen Voltaireschen Briefwechsel, der unter ungesichteten Briefbeständen der Gießener Universitätsbibliothek bisher verborgen geblieben ist, und über dessen Inhalt wir im folgenden einige kurze Andeutungen geben.[3])

Der Name des uns durch diese Briefe als Korrespondent Voltaires bekannt werdenden Frankfurter Senators Johann Erasmus v. Senckenberg ist in der Geschichte seiner Vaterstadt zu einer Berühmtheit traurigster Art gelangt. Ein Bruder des als einer der glänzendsten juristischen Schriftsteller gefeierten Wiener Reichshofrats und des durch seine großartige Frankfurter Stiftung bekannt gewordenen Frankfurter Arztes, besaß Johann Erasmus eine geradezu geniale Begabung, die ihn zu einem der ersten Juristen seiner Zeit machte. Leider aber verband sich damit eine so zügellose Leidenschaftlichkeit und eine so brutale Nichtachtung aller Gebote der Sitte, des Gesetzes und der Moral, daß man den Geisteszustand Senckenbergs, der von mütterlicher Seite her erblich belastet war, als ein typisches Beispiel von moralischem Irresein bezeichnen darf. Wegen seiner skandalösen Lebensführung und seiner Bestechlichkeit verachtet, wegen seiner Schmähsucht und Rachgier, die ihn auch die Anwendung der schlechtesten Mittel nicht verschmähen ließ, allgemein gefürchtet, hat Senckenberg dank seiner glänzenden Begabung lange Jahre den Rat seiner Vaterstadt zu terrorisieren vermocht, und dies, trotzdem ihm eine aus den niedrigsten Beweggründen vorgenommene Urkundenfälschung gerichtlich nachgewiesen war. Dieser Mann, von dessen „rabulistischem und verruchtem“ Wesen auch Goethe im zweiten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, war es, zu dem Voltaire, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken über die ungestüme Attacke des preußischen Residenten erholt hatte, seine Zuflucht nahm, und den er in seinen von den wärmsten Danksagungen erfüllten Briefen als seinen Cicero und seinen Schutzengel preist. — Was Senckenberg in erster Linie dem französischen Dichter empfehlen mochte, das war wohl der Umstand, daß der Senator der kleinen österreichischen Partei

---

[1]) Voltaire in Frankfurt, zuerst erschienen im Berliner Kalender von 1846, wieder abgedruckt in „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften“ Bd. VIII (1859) S. 171 ff.

[2]) Voltaires Verhaftung in Frankfurt a. M., im Archiv f. Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge, Bd. III (1890).

[3]) Ein vollständiger Abdruck der Briefe wird im Zusammenhang mit der Veröffentlichung andrer ungedruckter Quellen zur Geschichte von Voltaires Verhaftung aus dem Frankfurter Stadtarchiv und den Berliner Archiven in Kürze an anderm Orte erfolgen.

innerhalb der in ihrer überwiegenden Mehrheit entschieden preußisch gesinnten Frankfurter Bürgerschaft angehörte. Der Kriegsrat v. Freytag kannte seinen Mann gut, wenn er in einem Berichte vom 7. Juli Senckenberg als Helfershelfer Voltaires und als „einen verruchten Menschen" bezeichnet, der „an Bosheit und Gottlosigkeit in hiesigen Landen seinesgleichen nicht hat und welcher alle preußischen Affairen kontrekarriert".[1]) Der erste urkundliche Beleg für das Bestehen engerer Beziehungen zwischen Voltaire und Senckenberg gehört der Zeit nach dem 20. Juni an, an welchem Tage Voltaire bekanntlich durch die Flucht dem von Freytag seit dem 1. Juni über ihn verhängten Hausarreste sich hatte entziehen wollen. Von Freytag am Mainzer Tor eingeholt, wurde der Dichter unter großem Volksauflauf in den Gasthof „zum Bockshorn" zurückgebracht und dort in strenge Haft genommen; auf seine Koffer, Wertgegenstände und Reisegelder wurde Beschlag gelegt. War es Freytag durch die Ueberrumpelung des ersten Bürgermeisters v. Fichard gelungen, der Mitwirkung der reichsstädtischen Behörden bei Voltaires Verhaftung sich zu versichern, so hat andrerseits Voltaire von diesem Tage ab eine geradezu fieberhafte Tätigkeit entfaltet, um den Frankfurter Rat für sich zu gewinnen und ihn als Werkzeug seiner Rache an seinen Peinigern zu benutzen. In einer der ersten Klageschriften, die Voltaire dem Rate am 27. Juni überreichte, machte er den Vorschlag, die Untersuchung seines Handels einem besonderen Kommissär zu überweisen und mit diesem Amte den Senator v. Senckenberg zu betrauen, „qu'il ne connait que par sa réputation de science et de droiture".[2]) Blieb dieser Antrag auch ohne Erfolg, so war es doch für Voltaire außerordentlich wertvoll, in Senckenberg einen Vertrauensmann im Regimente der Reichsstadt zu besitzen. Die außerordentlich geschickte Art, mit der der Dichter in der Folge die seitens des preußischen Residenten bei Voltaires Verhaftung geschehenen Uebergriffe ins Licht setzte, und die genaue Kenntnis der seine Angelegenheit betreffenden Verhandlungen, die Voltaires Klageschriften verraten, lassen kaum einen Zweifel darüber, daß er bei Abfassung seiner Beschwerden dauernd von dem Ränkeschmied Senckenberg beraten war. — Am 6. Juli endlich hatten Freytag und sein Mitbeauftragter, der preußische Hofrat Schmidt, wenn auch widerwillig, sich dazu verstanden, Voltaire in Freiheit zu setzen. Da spielte dem Dichter sein Jähzorn einen neuen Streich. Freytags Sekretär Dorn, den Voltaire gleich seinem Gebieter aufs bitterste haßte, hatte sich bei dem Dichter eingefunden, um ihm die beschlagnahmten Gelder einzuhändigen. Voltaire mochte glauben, daß der Sekretär mit neuen ungebührlichen Aufträgen seines Herrn zu ihm komme. In blinder Leidenschaft ergreift er eine seiner Reisepistolen und richtet sie auf den unglücklichen Schreiber. Zum Glück fällt ihm in diesem Augenblicke sein Sekretär Colini in den Arm und gibt so dem Dorn Gelegenheit zu entkommen, wohlgemerkt mit Voltaires und Colinis Reisegeldern, die beide nie wiedergesehen haben. Der ihm drohenden

---

1) Varnhagen a. a. O. S. 268.

2) Frankfurter Stadtarchiv (ungedruckt).

neuen Verhaftung hat sich Voltaire durch schleunige Abreise nach Mainz entzogen.

Nach dem Vorgang von Varnhagen hat eine Reihe von Voltaires Biographen, unter andern auch D. F. Strauß und Carlyle, die Ansicht ausgesprochen, daß Voltaire seine Reisegelder absichtlich im Stiche gelassen habe, nur um ferner in die Welt hineinschreiben zu können, daß er in Frankfurt nicht nur mißhandelt, sondern auch ausgeplündert worden sei. Die Unrichtigkeit dieser Auffassung ergibt sich ohne weiteres aus den Briefen Voltaires an Senckenberg, die uns Voltaire von leidenschaftlichem Eifer um die Wiedererlangung seiner Reisegelder erfüllt zeigen. So schreibt er am 19. Juli:

> „Le malade affligé reitère ses plus tendres remerciments au genereux Ciceron. il ne sait encor s'il poura aller passer deux ou trois jours chez mr. Varentr . . .[1]) en attendant il supplie ce bien connu si bienfaisant de vouloir bien voir auec Behem,[2]) si on pourait retirer l'argent dont Smith sest emparé. dequel droit le retient-il? du meme droit quil a eu de le prendre, de celuy des voleurs de grand chemin.
>
> ne pourait on pas presenter une requete, dans la quelle on requererait qu'en attendant les autres eclaircissements, et sans prejudicer a aucun des droits du suppliant lezé, largent fut mis en dépost et que la ville liquidat les frais de l'emprisonement sauf a les faire payer a qui il apartiendrait. tout cela est bien triste. on fait une injustice en un moment, et il faut des années pour avoir justice. on se recommande aux bontez de Ciceron et on le prie de faire des compliments a Varentr. mille tendres respects."

Neben den auf die Wiedererlangung seiner Gelder gerichteten Verhandlungen hat aber Voltaire während seines Mainzer Aufenthaltes auch die Einbringung einer Klage bei dem Reichskammergericht gegen seine Verfolger Freytag und Schmidt eifrig betrieben. Vor allem galt es ihm, den Frankfurter Senat zur Aushändigung des Requisitionsschreibens der preußischen Räte zu bestimmen, auf Grund dessen Voltaires Verhaftung erfolgt war, und das die Grundlage der Klage bei dem Reichskammergericht bilden mußte. Auch hierbei hat ihm Senckenberg treu zur Seite gestanden, indem er für Voltaire eine äußerst geschickt abgefaßte Klageschrift ausarbeitete, die ihren Eindruck auf den Senat nicht verfehlte. Außerdem ist aber auch Senckenberg noch in den Sitzungen des Senats sehr entschieden für Voltaires Forderungen eingetreten. — In überschwenglichen Ausdrücken dankte ihm der Dichter, so in einem Briefe vom 16. Juli:

---

[1]) Ueber den Frankfurter Buchhändler Varrentrapp vergl. unten.

[2]) Der Frankfurter Notar Boehm war Voltaires Bevollmächtiger für seine Verhandlungen mit dem Frankfurter Rate.

„Le solitaire malade remercie tendrement le Ciceron de Francfort de son Oraison pro Archia Poeta . si l'éloquence et la vérité ont quelque droit sur le conseil, il faudra bien qu'il rende justice ."

Am 28. Juli stellt er Senckenbergs Ritterlichkeit in Vergleich mit der Haltung des preußischen Königs:

„Il ny a pas d'apparence que le roy de prusse puisse avouer les infames violences de Freidag et de Smith apres les avoir desavouées a la cour de France et dans une gazette . mais il se contente de desavouer cette mauvaise action . et mon cher ciceron a le courage et la grandeur d'ame d'employer son eloquence a la réparer . jespere qu'a la fin vos verrines contre Freitag feront chasser ce malheureux si indigne de son poste ."

Als Zeichen seines Dankes sendet Voltaire mit einem Briefe vom 14. Juli an Senckenberg „sept volumes de réveries fort mal imprimées et pleines de fautes ." Senckenberg antwortet umgehend hocherfreut: „Je suis tout confus de l'exces de bonté que vous me marquez en m'envoyant les precieux temoins du meilleur gout de notre siècle et l'image d'une personne qui mente de vivre pendant tous les suivants ." Als Gegengeschenk erhält Voltaire eine lateinische Deduktion Senckenbergs über die Reichsherrschaft Bretzenheim vom Jahre 1745 übersandt.

Wenn der französische Dichter sich immer wieder geneigt zeigt, vom Frankfurter Senate eine entschiedene Stellungnahme gegenüber Friedrich dem Großen und eine energische Verwahrung gegen die Uebergriffe Freytags in die Gerechtsame der Reichsstadt zu erwarten, so steht Senckenberg solchen Illusionen äußerst skeptisch gegenüber. In einem Briefe vom 21. Juli weist Senckenberg darauf hin, daß der Frankfurter Senat, weit entfernt von einer stolzen Wahrung seiner Unabhängigkeit, wohl auch in Voltaires Fall auf die Wünsche des preußischen Königs ängstlich Rücksicht nehmen werde. Sei der Rat doch immer darauf bedacht, durch solche Nachgiebigkeit einer preußischen Intervention zu Gunsten der in der Ausübung ihrer Religion arg beeinträchtigten Frankfurter Reformierten vorzubeugen:

„Les vues sur la grande affaire de notre ville, c'est à dire la cause concernant une église reformée dans la ville, affaire, dans laquelle le roy protége en quelque manière le conseil par son inaction, rend ces messieurs craintifs sur les moindres demarches, qui bien loin de heurter les vues du roy ne tendent qu'à procurer la justice contre ses conseillers, qui ont eu la temerité d'infliger des torts sensibles à des étrangers . . . il est triste qu'on fasse valoir une raison d'état pour vous denier une promte justice, en supposant gratuitement, qu'un monarque de la plus haute reputation peut être

exactement informé de toutes les indignités commises contre vous et les vôtres, les approuver en secret et être bien ayse de se dispenser d'une approbation publique."

So wenig man es Voltaire verübeln darf, wenn er in immer neuen Klageschriften Genugtuung für die ihm zugefügte Unbill und Ersatz seiner Reisegelder forderte, einen so widerwärtigen Eindruck machen die maßlosen, persönlichen Angriffe, die der Dichter in dieser Zeit gegen seine Frankfurter Verfolger gerichtet hat. Die preußischen Beamten werden von ihm zu Verbrechern schlimmster Art gestempelt. So ist Freytag angeblich in Hanau flüchtig gegangen, in Wien als Betrüger bestraft worden, in Dresden unter dem Pranger gestanden und zur Karrenstrafe verurteilt gewesen, in Frankfurt als gemeiner Betrüger stadtbekannt; der preußische Gesandtschaftssekretär Dorn, der angeblich Frau Denis hat vergewaltigen wollen, ist ein kassierter Notar, der Hofrat Schmidt ist wegen Geldfälschung verurteilt, einer von Schmidts Handlungsgehilfen als sein Helfershelfer in Brüssel gehängt worden, und so weiter fort. Voltaires Biograph, D. F. Strauß, bemerkt hierzu, daß der Dichter es zwar auch sonst mit der Wahrheit nicht genau genommen, daß er aber doch niemals maß- und schamloser gelogen, als über seine Frankfurter Erlebnisse und speziell den armen Freytag.[1]) Unter diesen Umständen erscheint es nicht unwichtig, daß wir auf Grund der Gießener Voltaire-Briefe feststellen können, daß Voltaire jene Anklagen doch nicht so ganz aus den Fingern gesogen, sondern daß er sein Belastungsmaterial in der Hauptsache seinem Freunde Senckenberg, dem gefürchtetsten Lästermaul Frankfurts, verdankte. Am 9. Juli schreibt Voltaire an Senckenberg:

„Je viens d'envoyer a sa m. le R. d P. l'extrait du memoire sur F, que vous avez eu la bonté de me confier. je ne doute pas que s. m. ne desavoue les deux conseillers . alors nous agirons de injuriis et damnis."

Dieser Auszug aus der von Senckenberg gelieferten Denunziation gegen Freytag ist tatsächlich am 9. Juli mit einer ausführlichen, bisher unbekannt gebliebenen Denkschrift Voltaires nach Potsdam abgegangen. „Quant au sieur Freytag," heißt es in dieser Schrift, „voici le memoire fourni par deux conseillers de la ville de Francfort." Der Auszug aus diesem „mémoire" bezieht sich nur auf Freytags angebliche unsauberen Geldgeschäfte mit dem Grafen Vasco, dem Baron du Fay und dem Herrn von Stockum in Frankfurt, und schließt mit den für den weiteren Inhalt der Senckenbergschen Denunziation so recht bezeichnenden Worten: „Le respect pour sa Majesté, à qui le s[r] de Freitag apartient, empêche de specifier ce que contient le memoire."[2]) Nur

[1]) Strauß, Voltaire. 8. Aufl. (1895) S. 121.
[2]) Berlin, Geheimes Staatsarchiv (ungedruckt).

mit einem Worte sei hier darauf hingewiesen, daß Voltaires Verdächtigungen der preußischen Räte bei Friedrich dem Großen keinerlei Beachtung gefunden haben, und daß Freytag u. a. im Laufe des Siebenjährigen Krieges von seinem Könige wiederholt mit wichtigen diplomatischen Aufträgen betraut worden ist.

Einen überraschenden Aufschluß zur Geschichte von Voltaires Frankfurter Abenteuer liefert uns endlich der Gießener Briefwechsel insofern, als er uns davon unterrichtet, daß Voltaire vor seiner Abreise nach Straßburg noch einmal von Mainz in die Höhle des Löwen, nach Frankfurt, zurückgekehrt ist. Wiederholte ängstliche Anfragen an Senckenberg über ein den Dichter vor Freytags Nachstellungen sicherndes Absteigquartier waren vorausgegangen, bis endlich die Wahl auf das Haus des mit Senckenberg und Voltaire befreundeten Buchhändlers Varrentrapp fiel, einer Persönlichkeit, die in dem geistigen Leben Frankfurts in jener Epoche eine nicht unwichtige Rolle spielte. Am 1. oder 2. August ist Voltaire in Frankfurt wieder eingetroffen, jedoch nach kurzem Aufenthalte und ohne Senckenberg angetroffen zu haben, nach Schwetzingen weitergereist.[1]) Von dort aus hat er am 4. August einen dankerfüllten Brief an Senckenberg gerichtet, der zugleich dessen weiteren Beistand für die Reklamierung von Voltaires Reisegeldern erbat:

> „Je suis persuadé que vous consommerez ce que vous avez si genereusement commencé . il ne me reste qu'à chercher les moyens de vous marquer a quel point je suis sensible a touttes vos bontez . je vous supplie de me regarder comme un homme qui vous est devoué sans reserve pour tout le temps qui luy reste a vivre."

Voltaires Hoffnung, mit Hilfe Senckenbergs wieder in den Besitz seiner Reisegelder zu gelangen, sollte sich freilich nicht erfüllen. Da der Dichter die ihm abgenommenen Summen weit höher bezifferte, als es die preußischen Beamten — mit Recht oder Unrecht — zugeben wollten, und da ferner Friedrich der Große jeder Kontrolle der Verhandlungen über diese widerliche Geldangelegenheit sich leider völlig entschlug, so sind Voltaires Verhandlungen mit den preußischen Räten endlich völlig im Sande verlaufen, und die beschlagnahmten Gelder dauernd als Depot in den Händen des Hofrats Schmidt geblieben. Unter diesen Umständen wurden Senckenbergs Beziehungen zu Voltaire für letzteren bald ganz bedeutungslos, so daß, aller hochtönenden Dankesversicherungen ungeachtet, Voltaires Briefwechsel mit dem Frankfurter Senator wohl schon im Herbste 1753 sein Ende erreichte. — In Senckenbergs Leben erscheint die geschilderte Episode insofern als ein erfreulicher Lichtblick, als für sein Eintreten

---

[1]) Die Beweggründe, die Voltaire zur Rückkehr nach Frankfurt bestimmten, entziehen sich unsrer Kenntnis. Vielleicht handelte es sich darum, des bei der überstürzten Abreise in Frankfurt zurückgelassenen Teils seines Reisegepäcks sich zu versichern. Besonders wertvolle Stücke hatte Volaire am 19. Juni in dem Quartier des damals in Frankfurt residierenden Herzogs Anton Ulrich von Meiningen in Verwahrung gegeben. (Varnhagen S. 229.)

zu Gunsten Voltaires eigennützige Beweggründe, allem nach zu schließen, nicht maßgebend gewesen sind. Auch in seinem ferneren Leben ist Senckenberg seiner Bewunderung von Voltaires Genius treu geblieben. Als der Frankfurter Rat, durch Senckenbergs Umtriebe aufs Aeußerste gebracht, ihn 1769 als Staatsverräter auf der Hauptwache gefangen setzte, da haben die ihm von Voltaire 1753 dedizierten Werke seines „Gönners“ ihn in das Gefängnis begleitet, um Senckenberg dort in seiner sechsundzwanzigjährigen traurigen Haft bis zu seinem Ende Gesellschaft zu leisten.[1])

Napoleon III. und Italien.

Nach bisher ungedruckten Quellen.

Von

Germain Bapst.

III.

Napoleon zieht ohne bestimmten Feldzugsplan in den Krieg.

Napoleon hatte ein Werk über die Geschichte der Artillerie geschrieben; er hatte Jomini und die Bücher Thiers' studiert, er kannte die militärischen Theorien und Reglements. Im Lager von Châlons und auf dem Rennplatz von Longchamps hatte er sich daran gewöhnt, die Manöver mit Präzision zu leiten. Er war in der Theorie genügend bewandert, sein Oheim wußte 1796 nicht so viel davon wie er.

Aber Napoleon III. hatte nichts von einem Kriegsmann. Seine weiche, empfindsame Natur ließ ihn alle Leiden mitfühlen, und wenn es ihn auch 1859 gelüstete, eine Armee zu befehligen, so verwandelte sich dieser Wunsch schon gleich bei der ersten Schlacht in tiefsten Widerwillen. Der Anblick des Blutes, die Schreie der Verwundeten, die schauerlichen Wunden flößten ihm solches Entsetzen ein, daß er trotz seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit manchmal jede andre Fähigkeit als die, das Schicksal der Opfer zu beklagen, die er vor sich niedergemäht sah, verlor. Wiewohl er im Krieg wie in der Politik sein Ziel unwiderruflich fest im Auge behielt, so schwankte er doch zwischen den Mitteln, die er zu ergreifen hatte, um es zu erreichen, und wechselte beständig

---

[1]) Gelegentlich der Besetzung Frankfurts durch Custine sollte Senckenberg 1793 aus seiner Haft befreit werden. Er lehnte dies aber in einem längeren an Custine gerichteten Schreiben ab, dem er „aus denen von meinem seel. Gönner Voltaire mir geschenkten dastehenden Werken und dessen Discours de la Vertu“ ein längeres Citat einfügte. Vgl. G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg (1869) S. 203.

damit: der schwerste Vorwurf, den man ihm über seine Befehlsführung in Italien zu machen hat, ist der, daß er fortwährend Gegenbefehle erteilte, um die schon in der Ausführung begriffenen Bewegungen zu modifizieren oder aufzuhalten. Er besaß auch nicht die Gabe, die Napoleon I. in so hohem Grade eigen war, die besonderen Fähigkeiten eines jeden zu erkennen, und das hatte zur Folge, daß er in der Wahl seiner Räte und seiner Stellvertreter nicht immer glücklich war. Er mußte sich vor allem einen Generalstab bilden, der ihn zu unterstützen, zu vertreten, seine Befehle auszuführen und im Notfall einzuholen hatte. Zum Chef dieses Generalstabs ernannte er den Marschall Randon, dann nach acht Tagen den Marschall Vaillant. Es wäre schwer gewesen, eine schlechtere Wahl zu treffen.

Der Kaiser war 51 Jahre alt — fünf Jahre älter, als sein Oheim bei Waterloo gewesen war —, er führte zum erstenmal einen Krieg und nahm sich als alter ego einen siebzigjährigen sorglosen Greis, der nur dem Namen nach Militär war und der sich niemals darauf verstanden hatte, eine Truppe manövrieren zu lassen. Ueberdies war der Ex-Kriegsminister der Gegenstand der allgemeinen Vorwürfe; Generale und Soldaten beschuldigten ihn laut, für nichts gesorgt, nicht einmal an etwas gedacht zu haben. „Er wird ein Generalstabschef sein, wie der Marschall Magnan Oberjägermeister ist, das heißt unter der Bedingung, daß er nichts zu tun hat, als seine Bezüge einzustreichen," hieß es unter den Generalen. Welche Autorität konnte ein solcher Mann besitzen und welche Dienste konnte er leisten? Wenn jemand einen hervorragenden Posten bekleidet und nicht nützlich ist, wird er schädlich, denn er lähmt die Anstrengungen jener, die seine Arbeit tun, indem er unter dem nichtigen Vorwand, daß sie in seine Rechte eingreifen, sie am Handeln hindert. Dies war der Fall mit Marschall Vaillant in Italien.

Ein wirklicher Generalstabschef hätte oft Gegenbefehle und Verzögerungen verhindert; er würde vor allem dem Kaiser der Ratgeber gewesen sein, den er suchte. Napoleon war in der Tat entschlossen, das Kommando zu übernehmen, weil er glaubte, daß es das einzige Mittel sei, Streitigkeiten unter den Generalen zu vermeiden, und verlangte Ratschläge, um seine Unzulänglichkeit zu ergänzen, deren er sich bewußt war, aber er verlangte sie beinahe immer von Generalen der technischen Waffen, weil er an ihre ausschließliche Ueberlegenheit glaubte; er vergaß, daß die Armeen vor allem aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzt sind, und daß der Geist, der das Geniecorps beseelt, notwendigerweise eine Tendenz zur Defensive hat, eine Taktik, die den Instinkten und den Gefühlen des Franzosen zuwiderläuft, da er seiner Natur nach ausgesprochen impulsiv, ein glühender Enthusiast ist und sich deshalb vor allem andern zur Offensive eignet. Glücklicherweise hatte 1859 der Gedanke, eine gute Stellung einzunehmen, bei unserm Gegner mehr Geltung als bei uns Unsre Infanterie kannte nur eine Taktik: sich mit dem Bajonett blindlings auf den Feind zu werfen, sobald man ihn zu Gesicht bekam, und diesem Verfahren waren alle unsre Erfolge zu verdanken.

Napoleon dachte seit langer Zeit an einen Krieg in Italien und beschäftigte

sich damit, einen Feldzugsplan aufzustellen. Als der General La Marmora bei der Rückkehr von der Krim nach Paris kam, fragte ihn der Kaiser um seinen Rat. „Wir sind zu schwach, um allein vorgehen zu können," antwortete der sardinische General; „aber wir können Hilfe von Frankreich und England erwarten. Das einzige, was wir zu tun haben, wird also sein, so Stellung zu nehmen, daß wir, ohne angegriffen zu werden, entweder französische Hilfstruppen über den Mont Cenis, oder englische Truppen über Genua erhalten können. Nun, es existiert eine durch die Po-Linie gebildete und in den Flanken durch die festen Plätze Casale und Alessandria gedeckte natürliche Position, die sich vorzüglich zur Erreichung dieses Zweckes eignet."

Von diesem Augenblick an fragt der Kaiser den Marquis de Villamarina jedesmal, wenn er ihn sieht, ob die Festungswerke von Casale und Alessandria in vollkommen gutem Stande sind. Villamarina wird schließlich so stutzig über diese Fragen, daß er am 19. Mai 1858 an Cavour schreibt:

„Kurz gesagt, lieber Graf, ich bin der Ueberzeugung, daß der Kaiser den Krieg haben will."

Das Interesse, das der Kaiser für Alessandria hat, ist von realer Art, und als Manin eine Subskription erläßt für den Ankauf von 100 Kanonen, die zur Armierung dieser Festung bestimmt sind, schickt ihm Napoleon III. unter dem Schleier der Anonymität 10000 Franken. Während der Jahre 1857 und 1858 verbringt er lange Stunden allein in seinem Kabinett mit dem Studium der Karten von Norditalien, und im Mai des Jahres 1858 läßt er einen General, der keineswegs zu seinem intimen Kreise gehört, den General de Mac Mahon die großen Umrisse des Planes, den er zu verfolgen gedenkt, erraten, und zwar bei folgender Gelegenheit:

Der General de Mac Mahon war der einzige vom ganzen Senat gewesen, der gegen die Annahme der sogenannten Loi de sûreté générale sprach und stimmte. Diese Unabhängigkeit wurde der Anlaß, daß er zum Kaiser gerufen wurde, der, nachdem er von dem schlechten Eindruck gesprochen hatte, den seine Abstimmung hervorgerufen habe, zu ihm sagte: „Damit es in Vergessenheit kommt, sollten Sie auf Reisen gehen."

„Ich hatte schon daran gedacht, nach England zu reisen," antwortete der General, „aber ich würde mich dadurch einer Begegnung mit dem Herzog von Aumale aussetzen, und das wäre eine neue Geschichte, besonders nach dem Gerede, das über seine Beziehungen zu dem Marschall Pélissier gemacht worden ist."

„Nun, warum gehen Sie nicht nach Italien? Nach Venedig zum Beispiel?"

„Weil ich den Grafen Chambord treffen würde."

„Wenn es nur das ist, so ermächtige ich Sie, ihn so oft zu sehen als Sie es wünschen; gehen Sie nach Venedig und studieren Sie einen Ausschiffungspunkt im Adriatischen Meer für eine Armee, die bestimmt ist, Venedig zu belagern."

Derart mit einer geheimen Mission betraut, reiste der General mit seiner Gemahlin, der Gräfin de Mac Mahon, und einem seiner Kinder ab. Nach der

Ankunft in Mailand war sein erstes, dem österreichischen Oberbefehlshaber, dem Grafen Gyulay, einen Besuch abzustatten.

Zwischen den beiden Militärs bestanden die höflichsten Beziehungen, und der österreichische General stellte seinem Kameraden die höchsten Offiziere und Beamten von Mailand vor. Er vergaß nur zwei Persönlichkeiten von eigentümlichem Benehmen, die am selben Abend sich insgeheim dem französischen General zur Verfügung stellten und die ihm, solange er auf österreichischem Boden weilte, nicht mehr von den Fersen wichen. Wenn er ins Hotel zurückkehrte, so stellten sich seine beiden Leibwächter als Schildwachen vor der Türe auf; wenn er in den Wagen stieg, nahmen sie ebenfalls einen und folgten ihm in einiger Entfernung; in den Museen oder Kirchen waren sie da, ohne sich jedoch als Führer anzubieten; es waren taktvolle Leute, die nicht im geringsten lästig fallen wollten. Diese Leibwächter folgten ihm auf der Eisenbahn nach Brescia, nach Verona, nach Padua und nach Venedig. In dieser Stadt mußte der General, um die Küste in Augenschein zu nehmen, das Schiff benutzen, das die Lagunen entlang nach Pola fährt.

Am folgenden Morgen, fünf Minuten vor sechs Uhr, kam der General auf dem Einschiffungskai an, gefolgt von seinen zwei Freunden. Er begann auf und ab zu gehen und sah mit gleichgültiger Miene den Passagieren zu; dann, als die Sirene das Zeichen gab und die Laufbrücke zurückgezogen war, sprang er auf das Verdeck des abgehenden Schiffes. Die zwei Alguazils liefen herbei, um ihm zu folgen, aber sie kamen zu spät, und alles Schreien half ihnen nichts, der Kapitän war ein Italiener, und da er gemerkt hatte, um was es sich handelte, und die größte Freude hatte, bei dem Streich mitzuhelfen, der ihnen gespielt wurde, hielt er sein Schiff nicht an. Der General konnte also den ganzen Tag die Küsten studieren. Als er um Mitternacht zurückkam, fand er seine zwei Polizisten wieder, die ihn bis zu seinem Hotel begleiteten.

Bei seiner Rückkehr nach Mailand bemerkte er auf dem Bahnhofe, daß seine Koffer und die seiner Frau aufgebrochen worden waren; als er sie öffnete, befand er sich vor einem vollständigen Durcheinander: alle Effekten, die Wäsche, selbst die Taschentücher waren auseinandergerissen, man hatte überall herumgestöbert und alles kunterbunt wieder in die Koffer gelegt. Voll Zorn darüber beschwerte er sich; sogleich stellte sich ein galonnierter Beamter vor und erklärte sich bereit, ihm den Schaden zu ersetzen, den eine auf speziellen Befehl aus Venedig vorgenommene Untersuchung möglicherweise verursacht habe.

In Paris erstattete der Graf dem Kaiser Bericht über seine Sendung und versicherte ihm, daß die Landung leicht sei. Der Kaiser verweilte nicht bei dem Gegenstand und eröffnete dem General, daß er ihn zum Oberbefehlshaber der Truppen in Algier bestimmt habe. Zwei Monate später, am 14. Oktober 1858, lud ihn der Kaiser durch eine Depesche ein, nach Biarritz zu kommen, und sprach dort während 48 Stunden mit ihm abermals nur von Algier.

Der Kaiser hatte indessen in Plombières am 21. Juli den Rubikon überschritten. Bei dieser berühmten Zusammenkunft mit Cavour war im Prinzip entschieden

worden, daß, im Falle der Krieg zwischen Piemont und Oesterreich ausbrechen würde, der Kaiser unverzüglich zwei Armeecorps nach Genua und Spezia schicken und daß nacheinander 200 000 Mann nach Italien marschieren würden, während die Flotte eine Diversion im Adriatischen Meere vornehmen sollte. Alle technischen Fragen sollten später durch einen nach Turin gesandten Offizier geregelt werden. Das waren, dürfen wir annehmen, die einzigen militärischen Fragen, die bei der berühmten Zusammenkunft behandelt wurden.

Als der Kaiser Plombières verläßt, verrät er keinem Menschen ein Wort davon, was er mit Cavour besprochen hat: er begibt sich nach Cherbourg, um die Königin von England zu empfangen, die ihn etwas sorgenvoll aussehend findet, dann besucht er die Bretagne, wo er mit außerordentlicher Begeisterung empfangen wird; hierauf hält er sich einen Monat lang in Biarritz auf, wohin er außer dem General de Mac Mahon den Prinzen Napoleon kommen läßt, den er nach Rußland schickt; sodann begibt er sich am 2. Oktober in das Lager von Châlons. Dort bleibt er eine Woche: er wohnt den Manövern bei und befehligt selbst zwei davon. Die Truppen des Lagers stehen unter dem Befehl des Marschalls Canrobert, und obwohl er ihm das Kommando über die ersten Truppen, die über die Alpen gehen sollen, zu übergeben gedenkt, sagt er ihm während dieser acht Tage nichts davon.

Der Kaiser behält sich alle vertraulichen Mitteilungen für den General Niel vor, den er gleich nach seiner Rückkehr Mitte Oktober nach St. Cloud beruft. Er erzählt ihm, was in Plombières zur Sprache gekommen ist, und fragt ihn um seine Meinung.

Der General teilt die Ansicht des Generals La Marmora, daß die sardinische Armee hinter dem Po konzentriert bleiben müsse, um dort die Franzosen zu erwarten; er ist gegen jeden Vormarsch, der von Spezia aus unternommen wird, um die Festungen Pavia und Piacenza im Rücken zu fassen; man würde zu große Gefahr laufen, abgeschnitten zu werden. Sein Urteil ist so bestimmt, daß der Kaiser dieser Idee entsagt.

Wird man den Oesterreichern in Turin zuvorkommen und die Stadt vor Invasionen schützen können? Diese Frage beunruhigt den Kaiser und den General am meisten. Auf diesen Punkt lenken auch Viktor Emanuel und vor allem Cavour die Aufmerksamkeit des Kaisers. Nach vollzogener Vereinigung hofft der Kaiser den Mincio leicht zu erreichen; aber dann werden sich die größten Schwierigkeiten erheben. Das Festungsviereck und besonders Verona erschienen seiner Phantasie wie ein neues Sebastopol.

Seit langer Zeit war Verona der Gegenstand seiner Sorgen: im Jahre 1853 hatte er den Kapitän Laussedat — den späteren Direktor des Conservatoire des Arts et des Métiers — beauftragt, sich diesen Platz genau anzusehen. Das war keine leichte Sache gewesen. Kapitän Laussedat wurde, nachdem er die Croquis mehrerer Forts aufgenommen hatte, überwacht und plötzlich in einem Gasthaus verhaftet, wo er mit seiner Frau frühstückte.

Dank der Geistesgegenwart Frau Laussedats, die die Reißfedern und die

Zirkel versteckte und die Croquis im Futter des Hutes, den sie trug, verbarg, konnte nichts gefunden werden, was ihren Mann belastete, und er wurde, nachdem er 48 Stunden in Haft behalten und verhört worden war, freigelassen. Die sorgsam überbrachten Croquis dienten dem Kommandanten Karth zur Fertigstellung eines großen Planes von Verona, an dem der letzte Federstrich im November 1858, als der Hof in Compiègne war, getan wurde.

Der Kaiser, durch den Marschall Vaillant von der Vollendung des Planes von Verona in Kenntnis gesetzt, läßt auf der Stelle den Kommandanten Karth zu sich rufen, der gerade zur Stunde des Diners im Schlosse eintrifft. Die Zeit kümmert den Kaiser wenig; er ist voll Ungeduld, den Plan zu sehen und den Kommandanten auszufragen; er läßt ihn in sein Gemach kommen, wo er eben seine weiße Krawatte umbindet. „Setzen Sie sich mir gegenüber und breiten Sie Ihre Karten aus,“ sagt er sogleich zu ihm. In demselben Augenblick tut sich eine der Türen des Zimmers auf und die Kaiserin erscheint in einer weißen, ausgeschnittenen Galatoilette, strahlend von Diamanten und Schönheit.

Der Kaiser stellt ihr den Offizier vor und fügt hinzu: „Verlieren wir keine Zeit.“ Die Kaiserin setzt sich ihrem Gemahle gegenüber auf den Stuhl, den unmittelbar vorher der Kommandant Karth eingenommen hatte, und dieser bleibt etwas weiter zurück stehen.

Der Kommandant Karth war ein hervorragender Geodät, sehr bescheiden, einzig mit seinen Arbeiten beschäftigt. Seinem Aussehen nach, das dem eines protestantischen Geistlichen glich, würde ihn niemand für einen Militär gehalten haben, und dadurch wurde es ihm auch ermöglicht, die Pläne aller europäischen Festungen aufzunehmen, ohne jemals verdächtig zu werden. Zehn Jahre seines Lebens, die er unter den Arabern in der Wüste Sahel damit zugebracht hatte, die Karte dieser noch unbekannten Gegend zu zeichnen, hatten ihn den Gewohnheiten der großen Welt ein wenig entfremdet, und als er nach Compiègne kam, war er noch linkischer und schüchterner als gewöhnlich.

Das Erscheinen der Kaiserin hat ihm einen elektrischen Schlag versetzt und er bleibt regungslos stehen, hypnotisiert durch den Anblick des blonden, mit Diamanten geschmückten Haares, der Schultern und der Büste mit den perlmutternen Reflexen, auf denen sein Blick ruht; dem Kaiser, der ihn fortwährend ausfragt, antwortet er stotternd und ohne seine auf den Ausschnitt der Kaiserin gerichteten Augen zu erheben. Nach einer Audienz von zwanzig Minuten dankt der Kaiser, dem gemeldet worden ist, daß man ihn zum Diner erwarte, dem Offizier und verabschiedet ihn.

Beim Verlassen des Gemaches trifft der noch immer verwirrte Kommandant auf den Marschall Vaillant. „Nun?“ — „Ich weiß nicht, was ich dem Kaiser vorgestammelt habe: ich war weit von Verona entfernt, ich sah nur die Kaiserin. Wie schön ist sie! Wie schön ist sie!“ Der Marschall lachte sich halb tot und schüttelte seinem jungen Kameraden die Hand.

Einen Monat nachher, ehe noch von einem Bündnisvertrag die Rede war,

ließ Napoleon III. eine Militärkonvention unterzeichnen, die ihn bis zu einem gewissen Grade zum Verbündeten Piemonts machte.

Diese Konvention enthielt sieben Artikel.

Der erste erklärte, daß die Streitkräfte aus 200000 Franzosen und 100000 Sardiniern bestehen sollten. Artikel 2 besagte, daß „die von den Truppen der Verbündeten besetzten italienischen Provinzen in Belagerungszustand erklärt werden und Viktor Emanuel die Behörden einsetzen solle, die in seinem Namen funktionieren würden."

Dieser Artikel wurde auf Verlangen des Grafen Cavour eingefügt, um zu vermeiden, daß die Lombardei und Venezien, anstatt sofort für den Anschluß an Piemont zu stimmen, sich wie im Jahre 1848 als unabhängige Republiken proklamierten. Eine derartige Aussicht konnte weder dem König Viktor Emanuel, noch Cavour angenehm sein, und sie trafen demgemäß ihre Vorsichtsmaßregeln.

Artikel 3 war folgendermaßen abgefaßt: „Da die Einheitlichkeit des Oberbefehls eine unerläßliche Bedingung des Erfolges ist, so wird dieser Oberbefehl von Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen geführt, und im Falle der Abwesenheit des Kaisers von demjenigen, den er dazu bestimmt."

Dieser Artikel hatte zu vielen Hin- und Herreden Anlaß gegeben, denn König Viktor Emanuel wollte nicht gern seinen Anspruch auf die Führung des Oberbefehls während der Abwesenheit des Kaisers aufgeben.

Artikel 4 lautete: „Die Einstellung der Rekruten und Freiwilligen in die sardinische Armee soll in der Weise stattfinden, daß dem Feinde nur ausgebildete und gut disziplinierte Truppen entgegengestellt werden."

Artikel 5 verbot ausdrücklich Frei- und Freiwilligencorps, und zwar auf Wunsch der russischen Regierung, die keinen revolutionären Krieg wollte.

Artikel 6: „Genua soll der Hauptdepot- und Proviantplatz der französischen Armee sein."

Artikel 7 bestimmte, wie die Requisitionen der französischen Armee zur Beschaffung von Proviant vorgenommen werden sollten.

Zu gleicher Zeit wurde eine Finanzkonvention in drei Artikeln unterzeichnet, die dem neuen Königreich von Oberitalien die Kriegskosten aufbürdete.

Der ausschließlich defensive Bündnisvertrag scheint an demselben Tage, Anfang Dezember 1858, durch Walewski aufgestellt worden zu sein, denn er trug die Daten 12. und 16. Dezember 1858. Er wurde indes erst im Januar 1859 unter folgenden Umständen unterzeichnet.

Die durch die Ansprache Napoleons III. an Baron Hübner hervorgerufene Erregung hatte sich noch nicht gelegt, als am 12. Januar unerwartet angekündigt wurde, daß Prinz Napoleon an demselben Tage nach Turin abreisen werde. Er wurde von einem zahlreichen Generalstab begleitet: General Niel, Oberst Franconnière, die Kommandanten Ferri-Pisani, Parmentier, Petit, Ragon, der Kapitän de Waldner und der Leutnant zur See Georgette Dubuisson.

Das Publikum und die Zeitungen waren anfangs über den Grund dieser Abreise nicht unterrichtet. Der Prinz sollte sich vermählen und zugleich diesen

Vertrag unterzeichnen lassen, und Napoleon III. hatte ihm ein eigenhändiges Schreiben an seinen zukünftigen Schwiegervater mitgegeben, das vom 12. Januar 1859 datiert war und folgendermaßen begann:

„Mein Vetter wird Eurer Majestät einen Vertragsentwurf überbringen, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenke ...“

Der General Niel sollte um die Hand der Prinzessin Clotilde bitten, wenn die Prinzessin einwilligen würde, den Prinzen Napoleon zu heiraten; sodann sollte er mit Cavour alle auf die noch streitigen Punkte des Bündnisses bezüglichen Verhandlungen führen; und endlich hatte er die Aufgabe, sich mit den militärischen Dispositionen zu befassen, die von den beiden Ländern gemeinsam zu treffen waren.

Der Kaiser hatte großen Wert darauf gelegt, den General Niel mit weitgehenden Befugnissen zu betrauen, weil ihm mitgeteilt worden war, daß Cavour sehr darauf rechnete, dem Prinzen Napoleon Zusagen zu entlocken, die er noch nicht hatte erlangen können, wie die, daß der Krieg an einem bestimmten Datum begonnen würde, und er fürchtete, daß der Prinz als leidenschaftlicher Anhänger der italienischen Unabhängigkeit und Bewerber um die Hand der Tochter des Königs von Sardinien wieder unerfüllbare Versprechungen machen würde.

Die Dinge waren noch nicht so weit gediehen, wie man annehmen konnte. Einerseits hatte die Prinzessin Clotilde noch nicht in die Heirat eingewilligt; Prinz Napoleon war 48 Stunden in Turin, ohne zu wissen, ob er es verheiratet oder unverheiratet verlassen würde. Andrerseits wollte Cavour nicht in die Abtretung von Nizza willigen, und endlich wollte er, daß bestimmt würde, der Krieg solle noch in demselben Jahre 1859 im Frühjahr, spätestens im Juni, beginnen.

Die Verhandlungen über diese drei Punkte waren stürmisch, General Niel ließ die Angriffe des großen sardinischen Ministers über sich ergehen, aber er gab nicht nach, so daß der rein defensive Vertrag, den Prinz Napoleon mitgebracht hatte, vom König und seinem Minister am 16. ohne Modifikation unterzeichnet und am folgenden Tage durch den Kommandanten Ferri Pisani nach Paris überbracht wurde, um dem Kaiser und dem Grafen Walewski zum Unterzeichnen vorgelegt zu werden, die ihn ihrerseits am 20. Januar 1859 unterschrieben.

Als die diplomatische Frage erledigt war, verhandelte der General Niel mit Cavour und den Generälen La Marmora und Cialdini über die militärischen Angelegenheiten. Gleich bei der ersten Zusammenkunft erklärte Cavour, daß die Einnahme der Hauptstadt, wenn es dazu käme, ein politisches Unheil von weit ernsteren Folgen sein würde als ein strategischer Mißerfolg; die Konzentrierung der Armee zwischen Casale und Alessandria ließe die Hauptstadt im Norden ungedeckt, und es wäre unerläßlich, zu ihrer Deckung mindestens 50000 Mann auf der Linie der Dora Baltea Stellung nehmen zu lassen: demgemäß bat er den General, Maßnahmen zu treffen, daß 25000 Franzosen rasch genug auf diesem Punkt einträfen, um dort den Oesterreichern zuvorzukommen. Der General

Niel verteidigte den Plan La Marmoras, und die Verhandlungen wurden alsbald so lebhaft, daß sie zwei aufeinanderfolgende Sitzungen in Anspruch nahmen, in denen die sardinischen Generäle vollständiges Schweigen beobachteten, was auf General Niel Eindruck machte. Wenn General La Marmora seinen Plan nicht mehr verteidigte, so blieb ihm ebenfalls nichts andres übrig, als Cavour nachzugeben, und er tat es auch, aber nicht ohne Protest, und im Fortgehen sagte er zu dem General La Marmora:

„Mein Gott, ist Herr de Cavour unausstehlich!"

Wir werden sehen, wie General Canrobert, nachdem der Krieg erklärt war, es trotz der Befehle des Kaisers auf sich nahm, den Plan Cavours beiseite zu setzen, um auf den des Generals La Marmora zurückzukommen.

Bei den folgenden Zusammenkünften wurde der Angriff auf das Festungsviereck erörtert. General Niel hatte aus Paris einen von dem Obersten Doutrelaine entworfenen Plan zu einem Angriff auf Verona mitgebracht. Nach einem einige Minuten dauernden Einblick in diesen Plan sprachen alle Generale ihr Erstaunen aus über die Art, in der er entworfen war: anstatt von den Ebenen aus anzugreifen, schlug Oberst Doutrelaine einen beschränkten Angriff auf eine steil abfallende Bergspitze vor. Angesichts der allgemeinen Unentschlossenheit glaubte einer der Adjutanten des Generals Niel das Wort ergreifen zu müssen: „Wenn der Krieg zu stande kommt," sagte er zu dem General Niel, „werden Sie mit der Belagerung dieses Platzes beauftragt werden, und um die Zugänge dazu zu erkunden, werden Sie vielleicht einen oder zwei Offiziere auslosen. Da wir jetzt noch im Frieden sind, kann ich hinreisen und Ihre Zweifel zerstreuen." Der General nahm den Vorschlag an, und so bereitete sich der Kommandant Parmentier darauf vor, gleich nach der Hochzeitsfeier abzureisen.

General Niel war nicht für den Krieg; er wußte, daß von dem Augenblick an, wo wir jenseits der Alpen engagiert wären, eine preußische Invasion zu befürchten war, und er fürchtete, daß Cavour es dahin brächte, den Kaiser in eine Mördergrube hineinzuziehen, aus der Piemont ruiniert und Frankreich um einen Teil seines Gebietes verkürzt hervorgehen würde. Er erklärte auch bei jeder Zusammenkunft, wie in seinen Privatunterredungen, daß die öffentliche Meinung in Frankreich gegen den Krieg sei, und riet dem König und Cavour Vorsicht an; „Frankreich könne ihnen nur dann zu Hilfe kommen, wenn sie ungerechterweise angegriffen würden," wiederholte er unaufhörlich.

Als der König eines Abends den General beiseite nahm und ihm die Freude aussprach, die er bei dem Gedanken, bald ins Feld zu rücken, empfinde, unterbrach ihn der General: „Wir müssen noch warten, Sire." Da erhob sich der König und sagte mit funkelnden Augen: „Ich warte schon zehn Jahre!"

Am 26. Januar besuchte General Niel in Begleitung seiner zwei Adjutanten und des Majors Borson Alessandria und Casale. In der Citadelle von Alessandria zeigte man ihm den vom General de Chasseloup-Laubat im Jahre 1806 ausgearbeiteten und von der Hand Napoleons I. genehmigten Fortifikationsplan. Die Forts und die Citadelle schienen ihm gut gebaut, er beanstandete nur das

Fehlen bombenfester Kasematten. Nachdem er sodann Casale gesehen und Novara besucht hatte, begab er sich auf der Straße nach Mailand bis zu der über den Tessin führenden Brücke von San Martino, von da nach Arona am Lago Maggiore, wo er im Albergo Reale speiste und übernachtete. Nachdem er am folgenden Tag die Borromeischen Inseln besucht hatte, reiste er mit der Eisenbahn nach Turin, wo ein großes Diner stattfand.

Im Waggon sprach er viel mit dem Major Borson, der wie er selbst in der polytechnischen Schule gewesen war. In einem günstigen Augenblicke des Gespräches trat der Major aus der Zurückhaltung heraus, die er immer beobachtet hatte, ließ sein Herz überfließen und sagte zu dem General: „Herr General, ich bin überglücklich, die Vorbereitung zum Befreiungskriege mitzumachen; denn das durch die Heirat der Prinzessin Clotilde befestigte Bündnis hat zweifellos unsre Befreiung zum Ziel.“ General Niel nahm bei diesen Worten des sardinischen Offiziers eine so eisige Haltung an, daß dieser ganz bestürzt innehielt. „Ihre Vermutungen,“ antwortete ihm der General in dem Ton eines tief verletzten Mannes, „stehen auf schwachen Füßen. Piemont hat keine Berechtigung, bei seinen ehrgeizigen Plänen auf die Heirat zu bauen, die jetzt stattfinden wird. Ihr Land hat sich zu seinem Unglück auf eine gefährliche Bahn begeben, auf der wir ihm nicht folgen werden. Bedenken Sie, daß es das konservative Frankreich ist, das den Kaiser an die Spitze berufen hat. Wie soll es daraufhin jetzt ein revolutionäres Werk unternehmen? Das wäre gegen seine Interessen und gegen die Ihres Landes.“ Major Borson brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und sobald er heimgekehrt war, beeilte er sich, die Worte des Generals Niel dem General La Marmora zu berichten, der ihn lächelnd anhörte und ihn dann, ohne ein Wort zu sagen, entließ.

Die Hochzeit wurde am 30. Januar gefeiert, und abends ging der Kommandant Parmentier, wie es ausgemacht war, nach Verona ab.

In Verona angekommen, begab sich der Kommandant mit einem Reiseführer unter dem Arm zur Kirche San Zeno und verlangte das Meisterwerk von Mantegna zu sehen, das dort hinter einem grünen Vorhang verwahrt und nur denjenigen gezeigt wird, die gegen den Sakristan freigebig sind. Dieser, mehr als zufrieden mit der Art, wie ihn der Besucher entlohnte, zeigte ihm den Mantegna und alle Sehenswürdigkeiten der Kirche und bot ihm sogar einen Gang auf den Turm an, von dem aus man eine prachtvolle Aussicht hatte. Das war es, was der Kommandant wollte, und er nahm an, wie einer, der sich führen läßt, wohin man will. Als er auf der Plattform war, hatte er die ganze Linie der Forts vor sich und konnte die Details ihrer Anlage unterscheiden. Der Sakristan fuhr in seinen Erläuterungen als Cicerone fort und gab dem Offizier die genauesten Aufklärungen über die Art, wie diese Werke gebaut worden waren, über ihre Artillerie und die Stärke ihrer Garnison.

Gleich auf den ersten Blick an hatte der Kommandant sich von der Richtigkeit des Planes des Obersten Doutrelaine überzeugt. Die den Süden der Stadt deckenden Forts flankierten einander, obwohl sie in der Ebene lagen, so gut, daß

man mindestens vier davon hätte nehmen müssen, um zur Enceinte zu gelangen. Im Nordosten dagegen, wo es keine detachierten Forts mehr gab, befand man sich sofort vor der Enceinte, so steil dieser Teil der Stadt auch war, ihre alten Mauern ließen sich von dominierenden, nicht weit entfernten Positionen aus, wo die Belagerungsbatterien aufgestellt werden konnten, leicht zerstören.

Am folgenden Vormittage besuchte der Kommandant den nordöstlichen Stadtteil und machte dann einen Spaziergang auf die Ausläufer der vor ihm liegenden Berge, von dem er mit der Ueberzeugung zurückkam, daß der Angriff von dieser Seite aus relativ leicht sei.

Am Nachmittag wollte er die Forts im Süden in der Nähe besichtigen. Er nahm einen Fiaker, der ihn in der Nähe eines Glacis absetzte. Er ging zu Fuß um das Fort herum, studierte die Böschung des Grabens, die Profile und vor allem die besondere Anlage eines Rückzugswerkes, als er aus dem Fort kommende Rufe hörte; in demselben Augenblick kamen ein Sergeant und zwei Soldaten aus einer Poterne herbeigelaufen; der Kutscher, der verstand, um was es sich handelte, rief seinen Fahrgast zurück und ergriff sofort die Zügel, und kaum hatte der Kommandant, der sich in Laufschritt gesetzt hatte, den Wagen erreicht und war hineingesprungen, so peitschte der Kutscher aus Leibeskräften auf das Pferd los, fuhr im schärfsten Galopp davon und ließ die „tedeschi“ brüllen.

Nach langem Umweg ins Hotel zurückgekehrt, hielt es der Kommandant für geraten, mit dem nächsten Zug nach Venedig abzufahren, wo er sich sogleich zu unserm Konsul Herbet begab. Dieser Beamte war beständig auf der Lauer nach den geringsten Angaben; im Augenblick, wo der Kommandant zu ihm kam, hatte er sich eben einen von Offizieren des preußischen Großen Generalstabs an den General v. Moltke geschickten Bericht verschafft, in dem die österreichische Armee in Italien mit den Garnisonen nur auf 100000 Mann geschätzt war. Einige Tage vorher war er in Begleitung eines französischen Ingenieurs unter dem Vorwand, das Kriegsschiff Le Terrible, Kapitän Glaß, zu besuchen, in den Mastkorb des Schiffes geklettert, von wo aus er alle von den Oesterreichern errichteten neuen Verteidigungswerke hatte erkennen können. Es gab indessen einen Punkt, über den er ebensowenig wie der Admiral Jurien de la Gravière und der General La Marmora unterrichtet war; es war dies die Tiefe der Durchfahrten. Diese in der Gondel zu befahren und seine Gondoliers auszufragen, war das Ziel des Kommandanten Parmentier für den kommenden Tag. Er verschaffte sich auf diese Art alle Auskünfte, die er wünschte, und kehrte am 9. Februar nach Turin zurück.

Am selben Abend und am folgenden Tage hatte er zwei Konferenzen mit den Generalen La Marmora, Cialdini, Menabrea und dem Grafen Pollon; am Tage darauf nahm ihn Cavour in einem mehrere Stunden dauernden Tete-a-tete in Beschlag. Zuerst fragte ihn der Minister über eine Menge Einzelheiten aus, dann erklärte er ihm, daß er sich nur vor einer einzigen Eventualität fürchte, nämlich vor der Einnahme Turins durch die Oesterreicher. „Ihre Truppen müssen bereit sein, auf das erste Signal herbeizueilen, damit sie den Oesterreichern

in Turin zuvorkommen. Wirken Sie in diesem Sinne noch einmal auf den General Niel ein." Damit verabschiedete er den Offizier, und dieser kehrte nach Frankreich zurück.

Der General Niel ist schon nach Paris zurückgekehrt; er arbeitet alle Tage mit dem Kaiser und teilt ihm die Eindrücke mit, die er in Turin gesammelt hat, er ist voll Lobes über die sardinische Armee: „Der Soldat ist gut diszipliniert und ausdauernd. Die Offiziere sind gebildet und distinguiert, beinahe alle gehören dem savoyardischen oder piemontesischen Adel an, dessen Vorfahren seit acht Jahrhunderten ihr Blut an der Seite der Herzoge von Savoyen vergossen haben, und alle verlangen nichts, als unter dem Befehl Viktor Emanuels, der von seinem Volke vergöttert wird, dieser glorreichen Tradition zu folgen. Die Verwaltung ist gut, die Magazine gut gefüllt, nur eines scheint dieser Armee zu fehlen: das Selbstvertrauen. Die Offiziere und Soldaten stehen noch unter dem Eindruck der Niederlage von Novara und fürchten sich davor, allein ihren Besiegern gegenüberzustehen, aber unterstützt von der französischen Armee werden sie ihren Mut wieder finden und eine Armee ersten Ranges bilden."

Der Kaiser weist in seinen täglichen Besprechungen mit seinem Generaladjutanten auf die Schwierigkeiten hin, die sich gegen seinen Plan erheben. England wird immer argwöhnischer, und — was besonders ernst ist — Deutschland nimmt Partei für Oesterreich. Jenseits des Rheines herrscht Erbitterung und Wut über die italienische Revolution und die ehrgeizigen Pläne des französischen Tyrannen, der ein Volk befreien will.

Es ist also nicht daran zu denken, daß man sich mit allen Streitkräften in Italien engagiert; man kann nur die Hälfte der Armee über die Alpen schicken, aus dem Rest muß wegen der Invasion, zu der in Deutschland gerüstet wird, unbedingt eine Beobachtungsarmee am Rhein formiert werden.

Die Bildung einer Rheinarmee veranlaßt den Kaiser, dem General Niel anzuvertrauen, daß er Herrn Thiers um Rat angegangen habe. Der „berühmte nationale Historiker" hat sich an die Arbeit gemacht und mit Walewski, der sein vertrauter Freund ist, mehrere Zusammenkünfte gehabt; sie haben zusammen die Korrespondenz Napoleons durchgesehen und die Karten studiert, und Thiers hat einen Plan ausgearbeitet, den ihm die vier Feldzüge Napoleons: Rivoli, Marengo, Austerlitz, Wagram, eingegeben haben. Seine Schlußfolgerung läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: „Um Oesterreich zu bezwingen, muß man Wien nehmen, und um dieses Ziel zu erreichen, muß man, wie Napoleon, zwei Armeen vorrücken lassen, die eine in Italien, die andre vom Rhein aus, die gleichzeitig gegen die österreichische Hauptstadt marschieren."

Heutigen Tages weiß man, daß der Kaiser von Oesterreich ebenfalls einen doppelten Feldzug plante, und daß er zwei Armeen ausrüstete: die in Italien, die schon beinahe vollzählig war, und eine andre, viel bedeutendere, mit der er die deutschen Kontingente vereinigen zu können hoffte, und die bestimmt war, unter seinem eignen Befehl und dem des Erzherzogs Albrecht am Rhein zu operieren.

Man sieht also, wie sehr Napoleon III. recht hatte, den Rat Thiers' zu beachten.

Die ersten Schläge jedoch sollen in Italien geführt werden, und die Hauptstadt unsrer Verbündeten ist bedroht. General Niel hat lange überlegt, was ihm Cavour gesagt hat, und am 1. März überbringt er dem Kaiser einen Konzentrationsplan für die Armee in Italien. „Die piemontesische Armee," sagt er, „muß jedes Engagement vermeiden, mit der Bedingung, daß sie die Débouchés der Franzosen (Genua und Susa) deckt; sie muß haben: 1. eine Division vor Genua, in Novi, 2. zwei Divisionen in Casale und Alessandria, 3. zwei Divisionen, die Kavallerie und die Freiwilligen an der Dora, um Turin und das Débouché der Alpen bei Susa zu schützen; die Stellung an der Dora muß verschanzt werden, denn die größten Gefahren liegen auf dem Wege nach Turin. Nach der Meinung der sardinischen Generale können die Oesterreicher erst acht Tage, nachdem sie über die Grenze marschiert sind, an der Dora ankommen. Unsrerseits hätten wir in acht Tagen 48000 Mann in Susa, und in vierzehn Tagen 132000 Mann. Die Gefahr kann also beschworen werden."

Nachdem der Kaiser dieses Memorandum gelesen hat, murmelt er, den Kopf wiegend: „Wenn man irgend eine Arbeit verlangt, sind nur die Offiziere der Spezialwaffen fähig, sie zu machen; gibt man aber einem von ihnen ein hohes Kommando, dann fangen alle Truppenoffiziere an zu schreien."

Die Vermutungen des Generals Niel können ungenau oder übertrieben sein; der Kaiser läßt sie von einem andern Genieoffizier, dem General Frossard, kontrollieren, und angesichts der Zweifel, die dieser General in einer vom 13. März datierten Note äußert, bestimmt der Kaiser, daß der Oberst Saget in die Alpen entsandt werden soll, um die Marschrouten festzustellen, und der Intendant Ganderax, um die Mittel zum Unterhalt der Truppen während ihres Aufenthalts in den Bergen zu prüfen; beide sollen mit der größten Heimlichkeit zu Werke gehen.

Es scheint, daß der Kaiser Ende März und in den ersten Tagen des April mehr mit Diplomatie als mit Krieg beschäftigt war. Während dieser Zeit ist Cavour im Gegenteil tätiger als je: einmal bestellt er in Frankreich 80000 Meter Tuch, dann 10000 Karabiner, ein andres Mal beruft er, trotz des formellen Wortlautes der Militärkonvention und auf die Gefahr hin, Rußland vor den Kopf zu stoßen, mit dem er sich doch zu verbünden gewünscht hätte, Freiwillige aus ganz Italien auf; er rechnet darauf, daß diese Undisziplinierten irgend einen Schlag führen werden, der Oesterreich zum Krieg zwingen würde: er überträgt das Kommando über sie dem General Cialdini mit folgendem Briefe: „General Cialdini soll in den Apenninen derart operieren, daß er die Oesterreicher zum Angriff nötigt. Wir müssen Europa beweisen, daß wir nicht die Provozierenden, sondern daß wir im Gegenteil die Provozierten sind. Das ist die Mission, mit der er betraut ist ... Was wollen Sie, lieber General: um die Halbinsel von der Tyrannei zu befreien, müssen wir Kriegslisten gebrauchen. Künftig soll unser Ziel sein, Oesterreich dahin zu bringen, daß es uns angreift."

Bald darauf setzt er Garibaldi, den er vom König zum Generalmajor ernennen läßt, an Stelle Cialdinis. Er erwartet sich Wunder von den Freiwilligen; er sagt, sie seien die kleinen Fische, die im Meer immer den Haifischzügen voranschwimmen, und über die Karten gebeugt, studiert er die Marschroute, der sie folgen müssen: „Wir müssen anfangen, und vor der Ankunft der Franzosen die Kanonen abgefeuert haben,“ bemerkt er wiederholt.

Der April neigt sich seinem Ende zu. Glaubt der Kaiser an den Frieden? Will er nur den Zorn Englands und Deutschlands beschwichtigen, die ihn der schwärzesten Pläne beschuldigen? Jedenfalls läßt er den Bestellungen von Proviant und selbst der Lieferung von Monturen und Kleidungsstücken für die Truppenkörper Einhalt tun. Bei dem Augenblick angekommen, wo der Krieg beginnen muß, zaudert er, sucht den entscheidenden Augenblick hinauszuschieben oder ihm aus dem Wege zu gehen, wie ein zum Selbstmord entschlossenes Individuum, ehe es sich in einen grundlosen Abgrund stürzt, unentschlossen, erschrocken, vom Schwindel erfaßt, vor dem leeren Raum innehält.

Das Zögern indessen dauerte nicht lange, Oesterreich riß Napoleon III. durch einen unglaublich unüberlegten Streich aus aller Ungewißheit, indem es in dem Augenblick den Krieg erklärte, in dem Sardinien in die Forderungen Europas einwilligte.

Allerdings war der Kaiser dadurch überrascht; keine Vorbereitungen waren zu Ende geführt, und noch mehr: obwohl Napoleon III. seit langer Zeit über einen Feldzugsplan nachgedacht hatte, so war doch mit Ausnahme der auf die Konzentration der Truppen bezüglichen Anordnungen nichts fest bestimmt. Doch da wollte es der Zufall, daß während seine Truppen schon auf dem Marsche waren, der Kaiser auf den Gedanken kam, sich an einen Ueberlebenden der großen Epopöe zu wenden, an den Meister der Strategie par excellence, den man schon lange tot glaubte und der unter diesen Umständen wie ein Geist erschien, der dem Grabe entstieg, um Napoleon III. den Plan des berühmten Flankenmarsches über Magenta zu überbringen, der seither so viel erörtert worden ist.

Es war am Ostersonntag, den 24. April, nach der Messe in der Kapelle der Tuilerien, als der Kaiser unter den Offizieren, die gekommen waren, um ihn um eine Verwendung in der Armee zu bitten, den Genie-Kommandanten de Courville bemerkt, der am Morgen von Reims eingetroffen war; er geht auf ihn zu und nimmt ihn beiseite: „Ich möchte gerne die Meinung des Generals Jomini, Ihres Schwiegervaters, über unsre bevorstehenden ersten Zusammenstöße mit den Oesterreichern hören, die im Begriffe sind, den Tessin und den Po zu überschreiten.“ Der Kommandant de Courville verneigt sich und begibt sich sofort zu seinem Schwiegervater, der in Passy in der Rue de la Pompe wohnt. Der General Jomini ist achtzig Jahre alt und leidet jeden Winter an einer chronischen Bronchitis, die ihn an das Zimmer fesselt; da er indessen russischer General ist, so bedarf er, um dem Wunsche Napoleons III. nachkommen zu können, der Zustimmung des Gesandten des Zaren in Paris, des Grafen Kisseleff. Der

Kommandant Courville begibt sich sofort auf die Gesandtschaft, von wo er die Ermächtigung zurückbringt, und der General Jomini macht sich an die Arbeit.

Er hat in seinem Tagebuch seinen Plan selbst wiedergegeben:

1. Es ist schwer, etwas vorher zu bestimmen, solange die französischen und sardinischen Armeen nicht vereinigt sind, denn die Oesterreicher werden vielleicht eine kräftige Offensive ergreifen, um diese Vereinigung zu verhindern.

2. Das erste in Aussicht zu nehmende Ziel ist also die Vereinigung der beiden Armeen zwischen Alessandria und Casale (oder Vercelli) — dies ist La Marmoras Plan mit der Variante einer Ausdehnung über Vercelli.

3. Nach vollzogener Vereinigung muß entschieden werden, ob man sich nach rechts gegen Piacenza, auf das Zentrum zu gegen Pavia oder nach links gegen Magenta zu wenden hat.

4. Um nach rechts zu manövrieren, muß man den durch die Schneeschmelze angeschwollenen Po im Angesicht einer bedeutenden Armee zwischen zwei verschanzten Lagern passieren, und im Fall eines Mißerfolgs einen Rückzug nach Genua riskieren, was zu einer Katastrophe führen würde, wenn England daraus Vorteil ziehen wollte — und das ist von dem toryistischen Ministerium zu befürchten.

5. Im Zentrum Pavia anzugreifen, hieße den Stier bei den Hörnern packen und einen ungünstigen Ausgang riskieren, ohne im Falle des Gelingens einen großen Erfolg zu erzielen.

6. Es ist also klar, daß keine bessere Wahl zu treffen ist, als auf den Plan Karl Alberts zurückzukommen, indem man auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher den Tessin überschreitet, aber es ist unumgänglich notwendig, die Straße von Pavia nach Vercelli zu decken, um die Oesterreicher aufzuhalten, die vom Süden herbeieilen werden. Hinter diesem Deckungscorps muß die ganze Armee über Novara auf Turbigo und Magenta marschieren.

Weil Karl Albert nicht die Vorsichtsmaßregel getroffen hat, sich gegen Süden zu decken, deshalb ist er geschlagen worden.

Nachdem der Kaiser die Verwirklichung der zwei ersten von Jomini als schlecht bezeichneten Hypothesen versucht hatte, verzichtete er auf deren Ausführung und entschloß sich am 26. Mai endgültig, den Ratschlägen des großen Strategen genau zu folgen, und das hat ihm zu der Eroberung der Lombardei verholfen.

Napoleon III. wollte sich nicht mit der Eroberung der Lombardei begnügen, er hatte Cavour in Plombières versprochen, die Waffen erst nach der vollständigen Vertreibung der Oesterreicher aus der Halbinsel niederzulegen. „Italien muß frei sein von den Alpen bis zum Adriatischen Meer," hatte er in seiner Proklamation erklärt. Aber Venetien mit seinem Festungsviereck macht ihm Angst, und die letzten Tage seines Aufenthalts in Paris verbringt er in Konferenzen mit seinen Admiralen. Er will eine Landung in Venedig ins Werk setzen und befiehlt, die Vorbereitungen dazu zu treffen; jedoch im letzten Moment zieht er den Befehl zur Abfahrt der Flotte zurück. England nimmt eine drohende Haltung

an; es schlägt Oesterreich vor, das Adriatische Meer als neutral zu erklären: mehrere seiner Schiffe in Genua haben unter nichtigen Gründen die Ausschiffung unsrer Truppen, die König Viktor Emanuel mit Ungeduld erwartete, zu verhindern oder zu verspäten gesucht. Wenn unsre Flotte zu mächtig erscheint, so kann die englische Regierung sich einmischen und sich von Aegypten aus Siziliens bemächtigen oder sich mit Oesterreich verbünden; dies sei sogar unvermeidlich, erklärte Lord Cowley, wenn unsre Erfolge allzu erdrückend seien.

Napoleon III. begnügt sich denn auch für den Augenblick damit, einige schnellsegelnde Schiffe zu entsenden, um die österreichischen Häfen im Adriatischen Meer zu blockieren. Die Flotte soll später absegeln, wenn die Armee nach der Eroberung der Lombardei in Venetien einrückt. Venetien ist es also hauptsächlich, das Napoleon III. beschäftigt, als er aufbricht, um den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen.

Der Kaiser folgt nun dem Plan Jominis, was ihm die Lombardei verschafft, und als er nach Verona und Venedig kommt, braucht er keine weiteren Pläne, denn Europa gebietet ihm Einhalt.

Wie wird der Rauch der Industriestädte vernichtet werden?

Von

Regierungsrat Dr. Kalckhoff.

Wenn man sich einer Stadt mit lebhafter Industrie von weitem nähert, so sieht man zuerst eine schwarzgraue Wolke, die bei ruhigem Wetter wie ein Kissen über dem Orte lagert, bei bewegter Luft aber ihre Ausläufer weit ins Land hinein sendet, alles, was in ihrem Bereich liegt, verschleiernd und verdunkelnd. Diese Wolken sind Gebilde von Menschenhand, Zeugen der Unvollkommenheit menschlichen Tuns, denn sie veranschaulichen uns denjenigen Teil unsrer Brennstoffe, den wir unverbrannt durch die Feuerungsanlagen in die Luft entweichen lassen. Da nun die Kohlenlager der Erde begrenzt sind und daher bei steter Ausbeutung einmal erschöpft sein müssen, so stellt der Rauch eine Vergeudung desjenigen Hilfsmittels dar, auf dem unsre ganze moderne Kultur beruht.

Wäre indessen dieser Nachteil der einzige, so würde wohl einstweilen noch kein Aufheben von dem Rauche gemacht werden, da ja der Verlust bei der industriellen Berechnung berücksichtigt wird. Der Rauch verursacht aber andre, weit bedeutendere Schäden, die ihn für alle davon Betroffenen zur Plage werden lassen. Sein in die Augen fallender Bestandteil ist unverbrannte Kohle und zwar in feinster Verteilung, als Ruß. Dieser schlägt sich allmählich aus der

Luft, in die er durch die warmen Feuergase emporgetragen war, nieder und überzieht alles, was in seinem Wege liegt, mit einer Staubschicht. Wirkt nun hierauf der Regen ein, so entsteht gewissermaßen eine dünne, aber sehr dauerhafte Anstrichfarbe, die alle andern Farben, besonders aber das Weiß, tötet und so jenes einförmige, traurige Grau erzeugt, das allen Fabrikstädten eigentümlich ist und in seiner abstoßendsten Form in den englischen Industriezentren in die Erscheinung tritt. Dieser durch den Ruß bewirkte Anstreichprozeß wirkt mit unheimlicher Sicherheit und Schnelligkeit; er macht die frischgestrichenen Häuser schon nach wenigen Wochen wieder unansehnlich, er gibt den Marmordenkmälern einen Farbenton, der eher auf Sandstein als auf Marmor schließen läßt, er bedeckt die architektonischen Verzierungen der Prachtbauten mit häßlichen schwarzen Streifen, er verhindert die Patinabildung auf der Bronze, indem er dieser die blanke Oberfläche raubt. Außer den ästhetischen Schattenseiten hat aber die übermäßige Rauch- und Rußentwicklung auch schwere hygienische Nachteile im Gefolge. Der in der Luft herumfliegende Kohlenstaub dringt natürlich beim Atmen in die Luftwege ein und wird dadurch zu einer nicht zu unterschätzenden Hilfsursache für die Entstehung und Verschlimmerung der Lungentuberkulose, deren volkswirtschaftliche Schädigungen keiner besonderen Erörterung bedürfen. Auch für die Pflanzenwelt wird der Rauch im Uebermaße schädlich, da er neben dem Ruß noch andre unsichtbare Bestandteile, namentlich Schwefelsäure, enthält, die sich um so leichter verdichtet, je mehr feste Bestandteile der Rauch enthält und je feuchter die Luft ist. Diese dem Schwefelgehalt der Steinkohlen entstammende Säure verschlimmert natürlich auch alle übrigen oben besprochenen Rauchschäden.

Es ist daher natürlich, daß man in den Großstädten und Industriegegenden schon frühzeitig an Maßregeln dachte, um die Rauchplage zu bekämpfen. Bereits im Jahre 1853 wurde für London ein Gesetz erlassen, wonach jeder in einer Fabrik oder in einem Geschäftsbetriebe verwendete Ofen, sowie jeder Dampfer auf der Themse so eingerichtet oder umgebaut werden sollte, daß die Feuerung den erzeugten Rauch selbst verzehrte. Das Gesetz blieb ziemlich wirkungslos, ebenso wie ein im Jahre 1875 für ganz England erlassenes entsprechendes Gesetz, denn die Klagen über die Rauchplage erschallen dort so laut wie zuvor. Eine ähnliche Verordnung wurde 1898 für Paris erlassen. Auch in Preußen hat man sich mit der Beseitigung der Rauchplage beschäftigt; eine 1892 eingesetzte „Kommission zur Prüfung und Untersuchung von Rauchverbrennungsvorrichtungen“ hat jahrelang eingehende Studien und Versuche über geeignete Feuerungsanlagen angestellt.

Die Mittel zur Bekämpfung des lästigen Rauches zerfallen in zwei Gruppen, nämlich solche, die den einmal erzeugten Rauch unschädlich machen sollen, und solche, die die Entstehung des Rauches von vornherein verhüten. Zweifellos verdienen die letzteren den Vorzug nach dem bekannten Grundsatze, daß es in der Regel leichter ist, Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen.

Die Vernichtung des einmal erzeugten Rauches kommt vor allem für Hütten-

werke und chemische Fabriken in Frage, deren Rauch größere Mengen von sauren Dämpfen mit sich führt, die wegen ihrer schädlichen Wirkungen für den Pflanzenwuchs beseitigt werden müssen, deren Erzeugung man aber nicht umgehen kann. Ein näheres Eingehen hierauf erübrigt sich, da in diesen Fällen die Einrichtungen stets den Betriebsverhältnissen besonders angepaßt werden müssen, allgemeine Regeln also nicht aufgestellt werden können.

Anders liegt die Sache mit der Verhütung des Rauches bei Feuerungen im allgemeinen, bei denen wieder zwischen industriellen Anlagen und den häuslichen Feuerstellen zu unterscheiden ist. Bei beiden wird in gleichem Maße gesündigt, ja bei den letzteren verhältnismäßig noch mehr, weil sie ziemlich ausnahmslos von Frauen bedient werden, denen jedes technische Verständnis abgeht.

Welche Mittel stehen nun zur Verfügung, um eine Feuerung von vornherein rauchlos zu betreiben?

Wie schon eingangs erwähnt, ist der Rauch eine Folge unvollkommener Verbrennung. Die meisten unsrer festen Brennstoffe — Holz, Torf, Braun- und Steinkohlen, insbesondere auch die Preßkohlen — enthalten flüchtige Bestandteile, die beim Anheizen zuerst entweichen, ohne zu verbrennen. Zur Verbrennung ist nämlich erforderlich, daß der brennbare Stoff auf eine bestimmte, für jeden Stoff verschiedene Temperatur erhitzt wird, die sogenannte Entzündungs- oder Entflammungstemperatur. Solange diese nicht erreicht ist, entweichen die flüchtigen Bestandteile — die Schwelgase — unverbrannt als Rauch. Die Bedingungen für die Rauchentwicklung sind nun nicht nur beim Anheizen gegeben, also bevor das Feuer richtig in Gang gekommen ist, sondern auch beim jedesmaligen Nachschütten frischen Brennmaterials in der üblichen Weise, das heißt in längeren Zwischenräumen und in größeren Mengen auf einmal. Unter diesen Umständen wird nämlich durch das frische kalte Brennmaterial die Temperatur des Feuers so weit erniedrigt, daß die aus dem frischen Material entwickelten Schwelgase sich nicht mehr entzünden können, sondern als Rauch entweichen und so für die Heizung verloren gehen. Auf diese Weise entsteht das bekannte periodische Qualmen der Schornsteine. Das natürlichste Heilmittel ergibt sich von selbst, es heißt: oft, aber wenig auf einmal zu schütten, also dauernde aufmerksame Bedienung. Hat man diese nicht zur Verfügung, so muß man entweder einen Brennstoff wählen, der beim Erhitzen keine flüchtigen Bestandteile abgibt, oder ein Brennmaterial, das ohne besondere Bedienung stetig der Feuerung zugeführt werden kann. Die Brennstoffe, die der ersten Bedingung genügen, sind der natürlich vorkommende Anthracit und der künstliche, hergestellte Koks, die zweite Bedingung erfüllen die flüssigen und gasförmigen Brennstoffe.

Koks und Anthracit sind nicht überall und meist nicht billig genug zu haben; ihre Verwendung erfordert außerdem die gleiche Handarbeit oder die gleichen mechanischen Transportvorrichtungen wie andre feste Brennstoffe. Flüssige Brennstoffe (Mineralöle) kommen zu wenig verbreitet in der Natur vor, um eine allgemeine Benutzung zu Feuerungszwecken zu gestatten, wenn sie auch für manche Länder, zumal Rußland, und für manche Sonderzwecke schon jetzt sich aus-

gedehnter Verwendung erfreuen (Masutfeuerung). Den flüssigen Brennstoffen im wesentlichen gleichwertig ist staubfein gemahlene Kohle, die sich in geeigneten Brennern ebenso wie Mineralöl verbrennen läßt. Mit dieser Kohlenstaubfeuerung, die besonders von Schwartzkopff in Berlin empfohlen worden ist, hat man ausgezeichnete Ergebnisse in Bezug auf Rauchlosigkeit und gute Ausnutzung erzielt.

Noch bequemer als die flüssigen Brennstoffe sind die gasförmigen, da sie mit Leichtigkeit überall hin geleitet und somit von einer Zentrale aus verteilt werden können. Für den Hausbedarf kommt natürlich vorläufig nur das Leuchtgas in Betracht. Wenn alle Hausfrauen die Mahnung: „Koche mit Gas“ beherzigen würden, so würden die großen Städte schon eine merklich bessere Atmosphäre bekommen. Großartige Erfolge sind in dieser Hinsicht bereits in London erzielt worden, dessen berüchtigte Nebel nicht zum kleinsten Teile auf Rechnung der mit Steinkohlen geheizten Kamine in den Wohnhäusern zu setzen sind. Für industrielle Zwecke ist indessen das Leuchtgas meist zu teuer; hier benutzt man sogenanntes Generatorgas, das in verschiedener Zusammensetzung als Siemensgas, Wassergas oder Dowsongas erzeugt wird. Solche Gasfeuerungen finden seit längerer Zeit ausgedehnte Anwendung in allen Fabrikbetrieben, wo man rauchfreies und sehr heißes Feuer braucht, so insbesondere in den Glashütten und Porzellanfabriken, bei Gußstahlschmelzöfen u. s. w. Die Industrie hat eben in eignem Interesse überall, wo das Feuer mit der Ware in Berührung kommt, den Rauch zu vermeiden. Nur eine Stelle ist in den Fabriken als eigentlicher Rauchsünder übrig geblieben, das ist die Dampfkesselfeuerung. Auf deren Verbesserung müssen sich also in erster Linie alle Bestrebungen zur Beseitigung der Rauchplage richten. Die Mittel zum rauchlosen Betrieb der Feuerungen sind bereits oben aufgezählt; ganz besonders ist aber hier noch Raum für die Gasfeuerung. In seinem Bericht über die 1881 in London veranstaltete Ausstellung von Hilfsmitteln zur Beseitigung der Rauchplage hat der berühmte Feuerungstechniker Friedrich Siemens in Dresden die Frage schon in klarster Weise präzisiert, indem er sagt: „Die vollkommene Rauchverhinderung bei entsprechender Ausnutzung des Brennmaterials und Arbeitsersparnis ist nur durch Einführung der Gasfeuerung mit zentraler Gaserzeugung zu erreichen. Ich halte es für barbarisch, rohe Kohle zu irgend einem Zwecke zu benutzen, und glaube, daß die Zeit kommen wird, in der alles rohe Brennmaterial bereits in seine zwei Bestandteile (Gas und Koks) zerlegt ist, ehe es unsre Fabriken und Wohnungen erreicht.“

Die Neuzeit hat aber noch einen andern Weg mit Erfolg betreten, der die Dampfmaschine beseitigt und sie durch die Gaskraftmaschine ersetzt. Mit dem Verschwinden der Dampfkessel verschwindet natürlich auch die Kesselfeuerung und damit der Rauch. Es besteht somit begründete Aussicht, daß die stetig fortschreitende Technik die Luft der Industriestädte nach und nach von ihrem bisherigen Wahrzeichen, dem Rauch, befreien wird.

Das Grabmal der Cäcilia Metella.

Von

Fürst **Baldassare Odescalchi.**

Wenige tausend Schritte vom Sankt Sebastians-Tore, der „Porta Capena“ der Alten, entfernt, erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe das Grabmal der Cäcilia Metella. An ihm zieht die ehemalige Gräberstraße Roms, die Via Appia, mitten durch die grüne, mit den Trümmern der römischen Wasserwerke besäte, leicht gewellte Campagna, vorüber.

Schon von weitem fällt uns der majestätische Bau in die Augen, wie er alle andren Denkmäler der endlosen Straße stolz überragend, seine Herrschaft über sie gleichsam zu bekräftigen scheint. Er ruht auf einer breiten, viereckigen Basis von ungleicher Höhe, die so gebaut wurde, um die Unebenheiten und die Abschüssigkeit des Bodens auszugleichen, und besteht aus großen, mit Bruchsteinen und Kalk zusammengehaltenen Quadersteinen.

Dieser Sockel hat die Steinbekleidung, die er ursprünglich besessen, völlig verloren, während sie an dem eigentlichen, sich darauf erhebenden, fast zwanzig Meter im Durchmesser messenden Bau fast unberührt erhalten ist.

Das Innere enthält einen großen Saal mit hoher, kegelförmiger Wölbung, in der Form den bei Mykene entdeckten und durch alte Ueberlieferungen den Atriden zugeschriebenen Bauwerken ähnlich, denen Schliemann einige seiner merkwürdigsten Funde verdankt.

In diesem Saale befand sich viele Jahrhunderte lang ein schöner, mit erhabenem Laubwerk verzierter Sarkophag, der die sterblichen Reste der edlen Frau barg, zu deren Ehre und Andenken dieses großartige Grabmal errichtet wurde. Man nimmt jedoch an, daß zur Zeit, als Papst Paul III. den Sarkophag aus diesem Saale entfernen ließ, um damit den Hof des Palazzo Farnese, dieses wunderbaren Wohnsitzes seiner Verwandten am rechten Ufer des Tiber, zu schmücken, der Inhalt des Sarkophags zerstreut und verloren gegangen ist. Denn auch in dieser Epoche der Renaissance, wo doch die Liebe für das klassische Altertum angeblich in der höchsten Blüte gestanden haben soll, wurden dessen Reliquien mit ruchloser Geringschätzung behandelt.

Rings um das Kranzgesims dieses Bauwerkes läuft ein marmorner Fries, der mit Blumenranken und Stierköpfen geschmückt ist. Daher kommt auch der Name „Capo di bove“, mit dem das Gebäude in den mittelalterlichen Chroniken bezeichnet wird. Ueber diesem Friese wurden in späteren Zeiten Zinnen aus Tuffstein angebracht, die den Eindruck einer durch Barbarenhände dem klassischen Bau aufgesetzten Krone hervorrufen.

Nach dem Untergange des römischen Kaisertums und den durch zahlreiche Einfälle nordischer Völker verursachten Zerstörungen folgte ein Zeitalter tiefen

Verfalls, während dessen diese Stadt, einst die Königin der Welt, in eine ungeheure und durch großartige Ruinen unterbrochene Wüste umgewandelt wurde. Da mußte der größte Teil seiner herrlichsten Bauten, die in Trümmer gesunken waren, als Marmorbrüche, zur Speisung der Kalkgruben oder zur Mörtelbereitung dienen. Jene Gebäude aber, die infolge ihrer gewaltigen Masse oder ihrer größeren Festigkeit der allgemeinen Zerstörung getrotzt hatten, gingen in den Besitz der großen Lehnsherren über und wurden von ihren neuen, stets in grimmer Fehde miteinander liegenden Bewohnern befestigt, wobei sie die eigentümlichsten architektonischen Formen erhielten.

So wurden die Säulengänge durch rohe, von Schießscharten durchbrochene Mauern geschlossen, die marmornen, mit eleganten Verzierungen geschmückten Architrave mit backsteinernen Zinnen versehen. Verteidigungstürme wurden den Tempeln, den Säulengängen, ja selbst den Triumphbögen angeschlossen. Ueberall entstanden Festungsbauten aller Arten, die aus wertvollen, mit gewöhnlichen Steinen vermischten Marmorstücken zusammengefügt waren und stets weiter auf den alten Konsularstraßen vordrangen.

Während der Herrschaft dieser Mißbräuche übergab Papst Bonifaz VIII. das Grabmal der Cäcilia Metella seinem Neffen, dem Grafen Pietro Caetani, damit er es gegen seine, gegenüber auf den Hügeln von Latium sitzenden Feinde, die Colonna, befestigen konnte.

Dieser Graf Pietro erbaute auch zu diesem Zwecke ein kleines, sich an das Mausoleum lehnendes Schloß, das jenem eine noch größere Widerstandskraft verleihen sollte. Aus der gleichen Zeit stammt auch der Zinnenkranz, der dem klassischen Bauwerk aufgesetzt ist. Ferner erbaute Graf Pietro auf der andren Seite der Via Appia eine kleine, dem heiligen Nikolaus von Bari geweihte Kirche, und zuletzt ließ er Grabmal, Schloß und Kirche durch ein großes, mit viereckigen Türmen verstärktes Mauernquadrat umschließen, wodurch er in den Besitz eines vollständigen verschanzten Lagers gelangte, das seinen Kriegsknechten einen sicheren Schutz bot und ihm die Herrschaft über die alte Verkehrsstraße und die Macht, den Verkehr darauf nach Willkür zu hemmen und Zölle zu erheben, sicherte.

Die Zeit hat jetzt ihr Zerstörungswerk auch auf diese mittelalterlichen Bauten ausgedehnt. Die Dächer des Schlosses und der Kirche sind eingestürzt, ohne eine Spur zu hinterlassen, und die Gebäude sind in denselben ruinenhaften Zustand verfallen wie das alte römische Grabmal.

In der Umfassungsmauer und in ihren Türmen sieht man hie und da weite Risse. Nur der üppig zwischen den Trümmern wuchernde Efeu unterbricht durch seine breiten Streifen dunklen Grüns die trostlose Einförmigkeit des zerfallenen, grauen Mauerwerkes.

So bieten die Ueberreste zweier verschiedener längst entschwundener Epochen, die nun vereint eine einzige Ruine bilden, unsern Blicken ein höchst eigentümliches und malerisches Bild.

Heute wird das Grabmal der Cäcilia Metella oft als Zusammenkunftsort

bei den Fuchsjagden gewählt. Dann herrscht dort reges Leben, und oft trifft man während der Jagdsaison zahlreiche Rotröcke und mit eleganten, meist der Fremdenkolonie angehörigen Zuschauern gefüllte Equipagen im Schatten dieses Denkmals versammelt.

Mit dem roten Jagdrocke und den dazu gehörigen Stulpenstiefeln angetan, habe ich mich ungezählte Male dort an Fuchshetzen beteiligt, den Hunden folgend, nach allen Richtungen hin die römische Campagna durchstreifend, die Felder durchfliegend, über Mauern setzend und mitunter mit meiner nicht unbeträchtlichen Länge den Boden im Sturze messend. Dennoch — und ich schäme mich fast, es einzugestehen — ist mir nie der Gedanke gekommen, einen archäologischen Ausflug dorthin zu unternehmen. Vor kurzem erst habe ich dieses langjährige Versäumnis gutgemacht und das Grabmal vom geschichtlichen und vom künstlerischen Standpunkte aus studiert, so will ich nun heute die empfangenen Eindrücke, die Beobachtungen und die Gedanken mitteilen, die mir bei dem Anblick des Denkmals aufgestiegen sind.

Wenn man vor diesem großartigen Bauwerke steht, kommt einem vor allem ein Gedanke: Wer mag wohl die Frau gewesen sein, der einst dieses wunderbare Monument gesetzt ward, damit sie in einem Grabe, das alle andern an Größe und Pracht überragte, den letzten, ewigen Schlaf genießen möge?

Auch der größte angelsächsische Dichter des vorigen Jahrhunderts hat seinem Feuergeiste diese Frage gestellt, die er im vierten Gesange seines „Childe Harold“ in folgende Verse gekleidet hat:

„Ein finstrer Turm besteht aus alten Zeiten,
Stark wie 'ne Burg, mit einem Quaderwall;
Vergebens mag ein Heer dawider streiten,
Der Zinne Hälfte liegt schon in Verfall,
Uralter Efeu schlingt sich überall:
Ein Band der Ewigkeit; die Blätter weben
Noch immer fort in ihrem reichen Schwall.
Was war der Turm? Was schützten seine Gräben?
Was birgt sein Schlund? Den Rest von einem Frauenleben.

Doch wer war Sie, die Dame dieser Stätte,
Der Totenburg? War sie wohl keusch und hold,
Wert eines Königs, eines Römers Bette?
Sind starke Helden ihrem Schoß entrollt?
Erbt' eine Tochter ihrer Schönheit Gold?
Wie lebte, liebte, starb sie? Ihrem Wesen
Ward deshalb wohl hier solche Ehr' gezollt,
Wo niedre Reste nicht geburft verwesen,
Weil ungemeines Los wir sollten hieraus lesen?

War sie von denen, die den Gatten lieben,
Von denen, die sich Andrer Gatten weihn?
Auch einst gab's solche, so steht es geschrieben.
Durft' an Cornelia würdig sie sich reihn?
War bei Kleopatra mehr ihr Gedeihn?

Gab sie Genuß? Stritt sie mit Macht dagegen?
Lauscht' sie des Herzens süßen Schmeichelein?
Ließ sie sich klug durch Liebe nie bewegen
Und in Verderben ziehn, wie alle Lieben pflegen?

Vielleicht starb sie noch jung, vielleicht an Leiden,
Die schwerer als ihr wuchtig Grab gedrückt,
Sie sah Gewölk mit ihrer Schönheit streiten,
Ihr dunkles Aug' von Blitzen wohl durchzückt,
Sie ahnte wohl das Los, womit beglückt
Der Himmel seine Liebsten: — frühes Sterben?
War sie vom Abendsonnengold geschmückt,
Den bösen Rosen, die die Schmächt'gen erben
Und die der Wange Schnee wie Laub im Herbste färben?

Vielleicht starb sie schon alt und überlebte
Verwandtschaft, Kinder, Reiz — des Silbers Grau
Im langen Haar, das noch zu mahnen strebte
An jene Zeit, wo man es flocht zur Schau,
Und wo das Kleid, die holde Form der Frau,
Von Rom geschaut, gepriesen ward, beneidet?
Jedoch Vermutung schwebt im Nebeltau,
Gewiß ist nur: Metellas Schatten schreitet
Um diese Gruft, die Stolz, die Liebe ihr bereitet!" [1])

Die einzige, wenn auch lakonische Antwort, die wir auf alle diese Fragen erhalten können, gibt eine Inschrift, die an der vorderen Seite des Gebäudes an der Via Appia auf einem marmornen Denksteine zu lesen ist.

Es heißt da wörtlich:

„Caecilia q. Cretici f. Metella Crassi."

In oberflächlicher Auslegung dieser Inschrift nahm man zu Lord Byrons Zeiten an, daß Metella die Gattin des Triumvirs Crassus gewesen sei; doch haben es neuere Forschungen wahrscheinlich gemacht, daß es sich hier um den Sohn des Triumvirs, Marcus, handele, der von 55 bis 49 v. Chr. Cäsars Quästor und später Statthalter der Gallia Cisalpina war.

Wir wissen nämlich, daß der Triumvir Crassus, als er den Feldzug gegen die Parther unternahm, in dem er auch getötet wurde, eine gewisse Tertullia zur Frau und schon erwachsene Kinder hatte. Cäcilia Metella hätte also nur seine erste Gattin sein können. Doch widerspricht dieser Annahme das Alter ihres Vaters, Quintus Metellus Creticus, der zu jener Zeit unmöglich eine heiratsfähige Tochter haben konnte, während dies später, zu Marcus Crassus' Zeit, wohl möglich, ja wahrscheinlich der Fall war und nichts die Annahme widerlegt, daß Metella des Marcus Gattin gewesen.

Diese Berichtigung erfolgte im Laufe des vergangenen Jahrhunderts. Das ist aber auch so ziemlich das einzige, was wir in dieser Angelegenheit mit Sicher-

---

[1]) Lord Byron: Ritter Harolds Pilgerfahrt. Freie Uebersetzung von Adolf Seubert. Leipzig, Phil. Reclam, Verlag.

heit behaupten können, und zugleich das einzige, was wir von Cäcilia Metella wissen. Im übrigen breitet sich ein undurchdringlicher Schleier über das Wesen und die Geschichte dieser rätselhaften Frau aus, und es ist wohl wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieser Schleier jemals gelüftet werden wird. Die stolze Totenburg und deren einstige Herrin und Bewohnerin werden wohl auf ewige Zeiten in tiefstes Dunkel gehüllt bleiben.

Doch kehren wir nun zur Beschreibung des Grabmals zurück.

Links oben über dem vorher erwähnten Denkstein, fast unmittelbar am Fries, befindet sich ein Relief mit einer Trophäe. Sie besteht aus einem Baum, der einen Helm als Krone trägt und teilweise mit einem militärischen Gewande behängt ist. Darunter ist ein liegender Gefangener abgebildet, doch ist diese Figur derartig beschädigt, daß man kaum mehr die allgemeinen Umrisse zu unterscheiden vermag. Zu beiden Seiten dieser Trophäe sieht man zwei Wappen, das eine mit einfacher Verzierung, das andre von einer symmetrischen, aus Waffen bestehenden Verzierung umgeben. Diese Waffen scheinen der Form nach gallischen Ursprungs zu sein und ähneln denen, die man auf dem Torbogen von Orange abgebildet sieht. Auch dieser Umstand würde die Annahme bestätigen, daß Metellas Gemahl Marcus Crassus gewesen, der, wie erwähnt, zu Julius Cäsars Zeiten einen hohen militärischen Posten in Gallien inne hatte. Das Sinnbild auf der Totenburg dürfte sich demnach auf seine in jenem Lande errungenen Erfolge beziehen.

Da diese Trophäe ersichtlich nur ein Bruchstück eines größeren Ganzen ist, glauben manche, daß in der Mitte der Komposition eine sinnbildliche Darstellung enthalten war, und daß auch das erste Wappen mit denselben symmetrischen Waffenverzierungen geschmückt war wie das andre, besser erhaltene. Jedoch fehlt bisher jede Bestätigung dieser Annahme, da außer den oben erwähnten nicht ein einziges Bruchstück vorhanden ist.

Auf der gleichen, der Via Appia zugewandten Seite vereinigt sich eine der Fassaden des Schlosses mit dem alten Grabe. Ich glaube, daß dies wohl die Hauptfront gewesen ist, da sie ein großes, mit einem halbkreisförmigen Bogen gekröntes Tor enthält, das vermutlich den Haupteingang der Veste bildete. Dieses Tor ist später vermauert worden, und man hat zu dieser Arbeit Bruchstücke von Reliefs und Statuen benutzt. Diese Vermauerung des Tores hat wohl im Anfange des vorigen Jahrhunderts stattgefunden, als nämlich Fea sämtliche Grabmäler der Via Appia ausbessern oder, richtiger gesagt, umbauen ließ.

Ueber diesem Tore befindet sich eine große Marmortafel, der Rest irgend einer alten Verzierung, der in dem wohlerhaltenen mittleren Teil einen Stierschädel zeigt. Zu beiden Seiten sind zwei Schilde mit dem Wappenbilde der Erbauer des Schlosses, der Caetani — wogende Wellen — angebracht.

Das Schloß selbst ist wie die meisten aus dem Mittelalter stammenden ähnlichen Bauten von unregelmäßiger Form. Es hatte drei Stockwerke von je fünf Gemächern und auf der der Via Appia entgegengesetzten Seite einen die Campagna beherrschenden Balkon. Die Säle zur ebenen Erde trugen hohe,

heute bereits eingestürzte Wölbungen, deren Gestalt man sich jedoch nach den stehen gebliebenen Pfeilern unschwer wieder herstellen kann. Das Erdgeschoß und der oberste Stock sind durch länglich viereckige Fenster erleuchtet, der erste Stock hingegen weist elegante, halbovale, durch Marmorbögen geschlossene Fensteröffnungen auf. Von letzteren sind einzelne vermauert worden, die andern hingegen nehmen sich noch sehr schön in diesem alten Mauerwerke aus. Ferner sieht man noch die Reste der steinernen Schwellen und Türpfosten, die im Innern der Zimmer angebracht waren.

Im größten Saale dieses Stockwerkes ist auch noch der verräucherte Mantel eines großen Herdes vorhanden. Wahrscheinlich befand sich an dieser Stelle einer jener damals gebräuchlichen Steinkamine, mit kleinen, von Sparrköpfen überragten Pfeilern und einem verzierten Unterbalken mit dem Wappenschilde in der Mitte. Noch sind Tragsteine zu sehen, die rings herum in der halben Fensterhöhe angebracht sind, eine Anordnung, die vom architektonischen Standpunkte aus schwer zu erklären ist. Nach reiflicher Erwägung bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß wohl die ganze Wölbung des Saales getäfelt war, und daß diese Täfelung sich auf die Fenstereinfassung und diese ihrerseits sich auf die erwähnten Tragsteine stützte. Aehnliches sehen wir im Hauptsaale des alten „Palazzo della Ragione“ (des heutigen Rathauses) in Padua, der ähnlich getäfelt und mit Malereien aus Giottos Schule, die die Zeichen des Tierkreises darstellen, geschmückt ist.

Das auf der andern Seite der Gräberstraße gelegene Kirchlein ist höchst einfach gebaut: in der Mitte der inneren Rückwand eine große, halbkreisförmige Apsis, an den seitlichen Wänden je sechs kleine, spitz abgeschlossene Marmorfenster, und zwischen ihnen die Tragsteine, die die Bogen der einst spitzbogigen, jetzt eingestürzten Wölbung trugen, ferner findet man noch die Spuren einer ringsherum laufenden, steinernen Sitzbank.

Die Vorderfront des Kirchleins muß aus einer weit späteren Epoche stammen. Ueber der Eingangspforte ist eine runde Oeffnung, und rechts davon sieht man die Reste eines in ganz verschiedenem Stile erbauten Glockentürmchens. Von außen ist das Kirchlein durch große Strebepfeiler gestützt, wie man dies oft bei den spitzbogigen Bauten vorfindet.

Kirche und Schloß sind aus viereckigen Tuffsteinen erbaut; eine elegante und feste Bauart, die in der römischen Campagna im 14. und 15. Jahrhundert gebräuchlich war. Dagegen sind die Umfassungsmauer und deren Schutztürme viel weniger sorgfältig ausgeführt. Sie bestehen aus unordentlich zusammengeworfenen Steinen, denen eine ungeheure Menge von Marmorbruchstücken, die aus der Zerstörung umliegender, alter Grabdenkmäler herrühren, beigemischt ist.

Und nun in Kürze die Geschichte dieser mittelalterlichen Bauten. Wie bereits gesagt, wurden sie zu Ende des 13. Jahrhunderts vom Grafen Pietro Caetani errichtet. Doch ist es ungewiß, ob er sie von Grund aus aufbaute oder ob er bloß ein bereits bestehendes, von den tusculanischen Grafen stammendes

Festungswerk erweiterte. Diese zweite Vermutung wird durch eine im Caetanischen Archive befindliche Zeichnung des Schlosses unterstützt, auf der, nach Nicolai, folgende Worte zu lesen sind: „Petrus Cajetanus castrum praetorium restauravit, anno 1292.“

Nach dem Tode Bonifacius' VIII. ging die Festung Capo di bove (Ochsenkopf), wie man sie damals nannte, von der Herrschaft der Caetani in die der Familie Savelli über. Von dort aus zog Giovanni Savelli zum Sturme gegen die von den Kaiserlichen besetzte Porta Appia, wurde aber von ihnen zurückgeworfen. In diesem selben Schlosse hielt er später dem Andrange der von Stefano Colonna, von Riccardo Annibaldi und vom Marschall von Flandern befehligten Söldnerscharen stand, die von Kaiser Heinrich VII. gegen ihn entsandt worden waren. Später verpfändete Giovanni Savelli dieses Schloß um eine beträchtliche Summe an den Kaiser, doch Pietro Savelli, Giovannis Bruder und Stefano Colonnas Schwager, löste es nach einiger Zeit um den Betrag von zwanzigtausend Mark Silber von dem gleichen Kaiser wieder aus. Die Ueberlieferung weiß auch von einer heftigen Feuersbrunst zu erzählen, die zur Zeit der Belagerung ausbrach. Es ist also möglich, daß schon damals die Dächer und Wölbungen einstürzten. In diesem Falle muß jedoch das Schloß wieder hergestellt und bewohnbar gemacht worden sein; denn wir wissen, daß später sowohl die Colonna als auch die Orsini in diesem Gebäude, das sie abwechselnd besaßen, wohnten, und daß sich im Jahre 1448 Ludovico Migliorati und Paolo Orsini, als sie als Friedensgesandte an den Hof des Königs Ladislaus gesandt wurden, auf ihrer Durchreise nach Neapel dort aufhielten.

Der heutige Zustand der Zerstörung dürfte also auf spätere Vernachlässigung zurückzuführen sein.

Am Ende des 16. Jahrhunderts liefen das Grabmal und seine Anbauten ernste Gefahr, vollständig zu verschwinden. Papst Sixtus V. hatte nämlich den Befehl gegeben, sie als gefährliche Schlupfwinkel von Räubern und ähnlichem lichtscheuen Gesindel niederreißen und dem Erdboden gleich machen zu lassen. Ein Aufstand des römischen Volkes rettete jedoch die alten Bauten vor der Ausführung des vandalischen Befehls.

Nach Aufhebung der mittelalterlichen Einrichtungen sank Cäcilias Mausoleum zum Hauptwirtschaftsgehöft eines der zahlreichen Landgüter des Agro Romano herab. Zuerst besaßen es Mönche, dann ging es an Privatleute über, und noch heute befindet es sich in Privathänden.

Wenn man, mitten unter den Ruinen stehend, den malerischen Bau betrachtet, ladet die ringsum herrschende Stille zu ernsten Betrachtungen ein: die Erinnerungen an all die Ereignisse, die sich in und vor diesen Mauern abgespielt, ziehen an unserm Geiste vorüber.

Zuerst fesselt unsre Phantasie der unermeßliche Reichtum des reichsten aller Römer, wie Byron den Triumvir Crassus richtig nannte, ein Reichtum, den dessen Sohn Marcus mit verschwenderischen Händen verausgabte, um dem geliebten Weibe ein Denkmal zu errichten, großartig und fest genug, um der

Zeit zu trotzen und der Vergessenheit des Todes siegreich begegnen zu können.

Dann erscheint Marcus selbst vor unsern geistigen Augen, wie er, dem Andenken seiner verlorenen Liebe das seiner glorreichen Heldentaten beizufügen bestrebt, dem Grabmale eine Gedenktafel einmauern läßt, die gallische Waffen zeigt, das Sinnbild der Siege Julius Cäsars, des göttlichen, zu denen er selbst nicht wenig beigetragen.

Dann vergehen Jahrhunderte, und es scheint uns, als hörten wir einen fürchterlichen Krach, der den Zusammensturz der römischen Herrschaft bedeutet. Tiefe Finsternis hüllt diese Mauern ein — so tief, daß sich kaum ein matter Schein historischer Wahrheit durchzuringen vermag; endlich erscheint uns die majestätische Gestalt Papst Bonifacius' VIII., wie er diese Totenburg in eine kriegerische Festung umzuwandeln befiehlt.

Papst Bonifaz VIII., der letzte der großen Päpste des Mittelalters, der von unbegrenzter Ehrsucht geleitet dem erstaunten Weltall die Bulle „Unam Sanctam" entgegenschleuderte, durch die er für den Nachfolger Petri beide Schwerter, d. h. die geistige und die weltliche Macht über die ganze Erde verlangte, und dafür durch einen Backenstreich von Messer Sciarrettas eisernem Handschuh bestraft wurde. Dieser stolze und herrschsüchtige Papst ist durch Dante Alighieris ghibellinischen Zorn in die Hölle verdammt worden. Dort wartet Nikolaus III. auf ihn, um ihm den Platz einzuräumen, den er in einer glühenden Grube, den Kopf nach unten gekehrt, einnimmt.

„... Bist du es, der dort aufrecht stehst? Bonifacius, bist du schon da?..."

Nach einer so tödlichen Beleidigung und nachdem es ihm gelungen war, sich abermals nach Rom zu flüchten, starb dort Papst Bonifacius VIII., wie man sagt, an gebrochenem Herzen. Schier, als wollten sie für ihres Vorgängers Ehrgeiz und Herrsucht büßen, nahmen seine Nachfolger zu langjähriger Verbannung den Weg nach Avignon. Dann folgen, als Nachspiel dieser großartigen Ereignisse, die endlosen Bürgerkriege der römischen Barone.

Endlich schließt meine lange Träumerei, gleichsam erleichtert und entzückt durch das ferne Echo einer erhabenen, süßen Harmonie. Es ist der Sang des angelsächsischen Barden, der vor nunmehr fast hundert Jahren diese Gegenden durchpilgernd, seiner Leier altromantische Klänge entlockte, eine blühende und bilderreiche, damals vielverbreitete Art des Gesangs.

Und so endigen die historischen Streifereien meines Geistes. Seit mehr als dreißig Jahren sage ich mir: nun hat das neue Italien Besitz von der ewigen Stadt ergriffen und ohne Zweifel mit mehr als eifersüchtiger Sorgfalt die Hut dieser alten Monumente übernommen!

Doch nein! Weit verschieden davon ist der Anblick, der sich meinen Augen darbietet! Spitzblättrige Disteln, Unkraut aller Art wuchern überall in dieser Umfriedigung, ein kleines Winkelchen, dicht am Schlosse, ausgenommen, wo man Artischocken, Erbsen und Puffbohnen gepflanzt oder gesät hat. Der Efeu, der sich in den Spalten der alten Türme zerstörend festgesetzt hat, krönt ihre

Spitzen mit dichten Blätterbüschen, als habe er ihnen grüne Kappen aufsetzen wollen.

Inmitten des einst von den Caetani befestigten Lagers hat man einen Steinbruch eröffnet, und bei seiner Ausbeutung nach allen Richtungen hin Stollen gegraben und Gräben gezogen. Ein angrenzender Besitzer hat die alte Mauer durchbrochen, um ein modernes Häuschen hineinzubauen. Mit schreienden, grellen Farben bemalt, zeigt die Front dieses Eindringlings in großen Buchstaben die Inschrift: „Wirtshaus zur Cäcilia Metella. Gute Weine zu 6 Soldi den Liter."

Wer diese Ruinen besichtigen will, muß erst ihren Wächter aus einem weit entfernten Häuschen holen lassen und lange auf ihn warten. Wenn er endlich angelangt ist, öffnet er uns den Eingang zum alten Grabmal, indem er das verrostete Schloß der großen Holztüre mit einem alten, verrosteten Schlüssel kreischend aufschließt. Man wage es aber nicht, irgend eine Frage an ihn zu stellen. Er könnte uns in keinem einzigen Punkte Antwort oder Auskunft geben.

Das ist alles, was die italienische Regierung für die Instandhaltung dieser denkwürdigen Bauten zu leisten sich veranlaßt gefühlt hat.

Als ich nach Beendigung dieses archäologischen Ausfluges nach Hause zurückkehrte, nahm ich die Lektüre eines Buches wieder auf, das kürzlich von einem meiner Freunde, Herrn Giacometti, veröffentlicht worden ist. Das Buch führt den Titel: „Die Einheit Italiens von 1861 bis 1862", und darin steht zu lesen: „Ich bin überzeugt, daß Rom, wenn es einst die Hauptstadt Italiens geworden, einen großen Einfluß auf das übrige Europa ausüben wird. Rom wird sein geistiges Leben immer mehr entwickeln und großartige, bewunderungswürdige Fortschritte machen, sowohl auf wissenschaftlichem als auf kommerziellem Gebiete und im Gebiete der Politik und Staatskunst." Und hier bemerkt der Autor, nach meiner Meinung sehr richtig:

„Jedermann, der das heutige Rom gut kennt, muß mit Befremden einsehen, wie irrig und trügerisch die Illusionen des edlen Lords waren, die er im italienischen Geiste zu verbreiten bestrebt war."

Als ich das Buch schloß, mußte ich mir errötend eingestehen, daß wir, wenigstens was die Erhaltung unsrer Altertümer betrifft, weit hinter den andern Ländern, ja selbst hinter Griechenland zurückstehen. Das heißt hinter einem Volke, das sich, kurz vor uns zur Freiheit auferstanden, nach Jahrhunderte langer Zerstörung ärmer als ein Lazarus aus seinem Grabe erhob, dennoch aber mit eifersüchtiger Sorgfalt seine glorreichen Erinnerungen pflegt, weit besser, als wir es je getan.

Phantasie und Mathematik.

Eine kleine Entgegnung.

Von

Dr. Hugo Eckener (Friedrichshafen).

Die im März-Heft der „Deutschen Revue“ enthaltene interessante Ausführung von Professor Cantor versucht, einer in weiten Volkskreisen verbreiteten Geringschätzung und Abneigung entgegenzutreten, die gegenüber der Mathematik und ihren Vertretern herrscht. Diese geringe Meinung von der Mathematik, die in ihrem innersten Kern vielleicht eine Reaktion vieler Gebildeten gegen ein leider häufig anzutreffendes hohes Selbstbewußtsein der „einzig exakten“ Herren Mathematiker bedeutet, äußert sich bekanntlich meistens in zwei Ausdrucksformen. Einmal meint man, mehr positiv, daß die Mathematik eine nüchterne, poesie- und phantasielose Wissenschaft und ihre Vertreter ebensolche Menschen seien. Zweitens sagt man wohl, mehr negativ, daß die mathematische „Schulung des Verstandes“ durchaus unnötig sei, und daß gerade sonst kluge und geistvolle Männer meistens recht schlechte Mathematiker schon auf der Schulbank gewesen seien. Hat Professor Cantor es nun vermocht, gegen diese Volksmeinung Erhebliches beizubringen? Wir glauben kaum. Wir sind sogar der Ansicht, daß seine Ausführungen in gewisser Weise eine Bestätigung jener Meinung geben.

Professor Cantor wendet sich ausschließlich gegen den ersteren Ausdruck der fraglichen Stimmung. Er bringt einen unter dem Stichwort „Immer derselbe“ gefundenen Scherz bei, demzufolge ein Professor der Mathematik der unzufriedenen Kellnerin vorrechnet, daß zwei Pfennig Trinkgeld täglich 73000 Mark in 10000 Jahren ausmachten. Er gesteht, sich darüber geärgert zu haben. Wir gestehen unsrerseits, daß wir uns über diesen Witz amüsiert haben. Er ist zwar durchaus nicht neu oder besonders gut, aber er bringt doch in ganz treffender Weise zum Ausdruck, in welcher Richtung sich die vulgo dafür gehaltene spezifische Mathematikerphantasie bewegt. Wir sagen mit Nachdruck „Phantasie“. Denn sicherlich ist es eine humorvoll verulkte Phantasietätigkeit, die in dem Witz die Rolle spielt. Ich glaube nicht, daß es einem Gebildeten einfallen würde, den Mathematikern Phantasie schlechtweg abzusprechen. Jeder Mensch in seinem Beruf — und um wieviel mehr die Großen eines Berufs! — entwickelt Phantasie. Aber gerade der Umstand, daß die in der Mathematik erforderliche Phantasie so eine ganz besondere Art ist, die von dem, was wir sonst Phantasie nennen, so durchaus verschieden ist, veranlaßt kurzweg zu sagen: die Mathematik hat mit Phantasie nichts zu tun. Was Professor Cantor nun selbst zur Rettung der Mathematiker anführt, bestätigt das summarische Volksurteil in schönster Weise. Es sind Kreise, Kräftegrößen und -Richtungen, Wellenbewegungen und Schwingungen und dergleichen mehr, was die mathematischen Größen in

„dichterischer“ Phantasie vorausschauten. Aber es wird uns nicht bewiesen, daß sie auch sonst „phantasievoll“ gewesen seien, daß sie als Dichter, Musiker oder sonstwie eine Betätigung der Einbildungskraft entwickelt hätten. Nur zum Schluß heißt es, daß „hervorragende Mathematiker eine ganz besondere Befähigung zum Naturgenuß“ an den Tag legten und meist musikalisch seien. Beweist das aber etwas andres als die alte Regel, daß wirklich große Talente auch große Menschen zu sein pflegen?

Worin liegt denn nun der Unterschied zwischen der, sagen wir, vulgären und der spezifisch-mathematischen Phantasietätigkeit? Die „Phantasie“ als eine Kraft des Gemütes ist natürlich in beiden Fällen dieselbe. Der Unterschied liegt nur in den Objekten, die die Phantasietätigkeit vor das innere Auge des Geistes bringt. Die gewöhnlich so genannte Phantasie führt uns das Leben vor in seinen konkreten Gestaltungen, die bunte, qualitativ verschiedene Welt der Empfindungen, Formen, Farben u. s. w. In ihrer höchsten Steigerung als künstlerische Phantasietätigkeit versteht sie es, gerade mit den intimsten, individuellsten Zügen in Fleisch und Blut die Gebilde der geistigen Schöpferkraft auszustatten. Das gerade Widerspiel hiervon bietet die mathematische Phantasie! Sie beschäftigt sich mit dem Allerabstraktesten und Körperlosesten, das man sich denken mag, mit Figuren, Kräften, Massebegriffen, mit Richtungen, Veränderungstendenzen, Differentialen, Integralen u. s. w. u. s. w. Sie hat den Schauplatz ihrer Tätigkeit in den „Formen der reinen Anschauung,“ wie Kant sagt, die gewöhnliche Phantasie in dem Angeschauten selber.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Phantasie ist ein so enormer, daß man sich nicht wundern darf, selten beide in einer und derselben Person vereinigt zu finden. Es ist das psychologische Grundgesetz aller Phantasietätigkeit, daß sie diejenigen Bilder aus dem Innern des Gemütes heraufholt, an denen man Interesse hat. Wenn jemand also an den bunten Farben und Qualitätsunterschieden der lebendigen Welt seine Freude hat, so ist nicht einzusehen, weshalb er gern in abstrakten Ideen oder Anschauungen phantasieren soll. Und umgekehrt wird Professor Cantor uns nicht die durch eigne Lebenserfahrung bestätigte Ansicht ausreden, daß Mathematiker und mathematisch veranlagte Menschen eine Neigung haben, ihre Phantasietätigkeit in einer Richtung spielen zu lassen, wie es der oben wiedergegebene Witz persifliert. Deshalb aber auch werden die Mathematiker als seltsame und komische Leute allen denen leicht erscheinen, die nicht mit Gauß die „Poesie in der Berechnung einer Logarithmentafel“ herauszufinden vermögen. Der Durchschnittsmensch ist eben auf das Konkrete gerichtet.

Wie schlecht mathematische und künstlerische, d. h. eigentlich und eminent phantasiemäßige Veranlagung sich vertragen, ist ja allbekannt. Daß insbesondere die Dichter von der Mathematik nichts wissen wollen, weiß man. Unser Goethe hat sich ja so oft unsympathisch über mathematische Denkweise ausgesprochen, daß er als Mathematikfeind betrachtet wurde. Er verwahrt sich dagegen und schreibt einmal: „Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind

der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden." Wenn wir es also aus Goethes merkwürdiger Farbenlehre noch nicht wissen sollten, könnten wir aus diesem eignen Eingeständnis erfahren, wie fremd dieser so völlig auf das Konkrete gerichtete Geist den mathematischen abstrakten Begriffen gegenüberstand. Man kann weiter an ganzen Volksstämmen, die eine besondere mathematische Veranlagung zeigen, einen gewissen nüchternen, poesielosen Zug entdecken. So z. B. ist von den Marschbewohnern, den Friesen, bekannt, daß sie durchschnittlich gute Mathematiker seien. Ebenso bekannt ist aber der Spruch: „Frisia non cantat", der sich auf „Musik" im weitesten Umfange bezieht. Dasselbe gilt von den Holländern und den — Franzosen. Die französische Nation ist die Mathematikernation Europas, die sogar schon in Sophie Germain ein weibliches Mathematikgenie ersten Ranges hervorgebracht hat. Sie ist aber gleichzeitig die Nation, die Shakespeare nicht verstehen kann, die die allerfrostigste klassische Tragödie hervorgebracht, die wir kennen, die in Musik und Lyrik nichts von erstem Range produziert, dagegen nette Verwicklungs- und Kombinationskomödien gedeichselt hat, die sie mit der Eleganz einer Rechenaufgabe auflöst. Gemeinsam haben die drei genannten Volksstämme, wie wir hinzufügen können, auch eine Beanlagung für die Kunst des Gesichtssinnes, die Malerei, und ferner die nachdenkliche Tatsache, daß in ihrem Lande sehr viele — Kanäle sich befinden. Man könnte schließlich noch auf das mathematikbegabte Arabervolk hinweisen und auf ihre Märchenpoesie „Aus tausendundeiner Nacht", die etwas an die verschlungenen Arabesken ihrer Moscheen oder an mathematische „Permutationen und Kombinationen" erinnert und übrigens in ihrem poetischen Kern von den nicht mathematisch beanlagten Persern und Indern stammt. Die Araber selbst haben keine Poesie hervorzubringen vermocht.

Es erübrigt noch, mit ein paar Worten auf die obengenannte zweite Hinweisung einzugehen, daß man nämlich der Mathematik zur Schulung des Geistes wohl entraten könne. Diejenigen, die so denken, haben große Autoritäten für sich. Zwar hatte Platon ja angeblich über die Tür seines Lehrraums die Worte geschrieben: „Eintritt für mathematisch Ungebildete verboten", worauf die Mathematiker heute noch stolz sind. Aber Platons blutlose „Ideen" sollten eben so etwas wie mathematische Typen sein und waren nach seiner Meinung ohne geschultes abstrakt-mathematisches Denken nicht zu begreifen (notabene vielleicht auch mit solchem nicht). Ein andrer Philosoph und selbst ein großer Mathematiker war andrer Meinung, Cartesius. Von ihm schreibt sein Biograph: „Seine eigne Erfahrung hatte ihn von dem geringen Nutzen der Mathematik überzeugt, besonders wenn man sie nicht um ihrer selbst willen treibt; er kannte nichts Müßigeres, als die Beschäftigung mit einfachen Zahlen und imaginären Figuren." Auch der bekannte schottische Philosoph Hamilton schrieb eine Abhandlung über „den Wert und Unwert der Mathematik", worin er meint, der Wert der Mathematik liege in ihrer Anwendung zu ganz bestimmten Zwecken. An sich aber nütze sie dem Geiste nichts, sie lasse ihn da, wo sie ihn gefunden und sei

seiner allgemeinen Entwicklung keineswegs förderlich, sondern vielmehr entschieden hinderlich. Wir glauben, daß die Pädagogen und Logiker heute zumeist derselben Meinung sind. Die Zeiten einer ganz ungeheuerlichen Ueberschätzung der Mathematik, wie sie zu Cartesius' Zeit herrschte, sind wohl vorüber. Es sind schließlich dieselben paar logischen Regeln, die wir im täglichen Gebrauch und Denken und in der Mathematik anwenden. Aber das ganze Lehrgebäude, das die Mathematik mit Hilfe dieser Regeln aufbaut, ist so verschieden von dem positiven Wissen und Denken, das wir uns anzueignen haben, daß es durchaus nicht eine taugliche und geeignete Schulung des Geistes liefern kann, so wenig wie man mit mathematischer Phantasie ein lyrisches Gedicht machen kann.

Anders allerdings liegt doch wohl die Sache, wenn man fragt, ob man denn nicht den obligatorischen Mathematikunterricht in der Schule ganz aufgeben und, wie man vielfach verlangt, für die betreffenden Fachstudien vorbehalten solle. Man könnte darauf hinweisen, daß wir nun einmal mathematische Kräfte des Verstandes haben und daß man diese, wie alle übrigen Geisteskräfte, üben müsse. Der Hinweis auf die Qual, die das manchem verursacht, verschlägt nichts, denn der für Sprachen nicht Begabte hat auch z. B. am griechischen Unterricht keine Freude, während umgekehrt viele großen Genuß in der Betätigung mathematischen Denkens empfinden. Dann aber ist vor allem zu betonen, daß die mathematischen Verhältnisse keine willkürlichen Empfindungen und Capricen eines spielerisch sich betätigendenden Verstandes sind, sondern daß ihnen in der Natur faktische Verhältnisse und sachliche Vorgänge entsprechen, die wir nur mit mathematischem Denken verstehen und voll erfassen können. Wenn deshalb der Mathematikunterricht in der Schule so reformiert würde, daß weniger ein ödes, unfruchtbaren Spielen mit allerhand krausem Figuren- und Buchstabenkram getrieben und dafür in großen Zügen eine Bekanntschaft vermittelt würde mit den im lebendigen Walten der Natur verkörperten mathematischen Gesetzen, so würde u. a. bald die Zeit kommen, wo das Volk die Mathematik und seine Vertreter mit mehr Verständnis und Sympathie betrachtete.

* * *

Phantasie, Mathematik und kein Ende.

Antwort auf vorstehenden Artikel.

Von

Moritz Cantor (Heidelberg).

Als der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift mir mitteilte, er habe eine Entgegnung gegen meine kleine anspruchslose Plauderei im März-Hefte erhalten, da ärgerte ich mich durchaus nicht. An und für sich ist das ja ganz gleichgültig, allein es scheint, daß auch solchen stilistischen Wendungen Bedeutung beigelegt

werden kann. Also ich ärgerte mich nicht im geringsten, aber ich rieb mir die Stirn und fragte mich, was ich denn geschrieben habe?

War meine Plauderei etwa ein geschichtlich mathematisches „Bibel und Babel", für und gegen das Partei zu ergreifen Modesache geworden ist? Es wäre nicht unmöglich, derartiges zu verfassen, man hätte nur einen Auszug aus dem babylonischen Abschnitt meiner Geschichte der Mathematik zu veranstalten, aber das habe ich nicht getan und werde ich nicht tun. Oder habe ich den Mathematikern allein unter den Menschen Phantasie zugesprochen, alle mathematisch Ungeschulte als phantasielos hingestellt? Einen solchen Unsinn niederzuschreiben, ist mir nicht eingefallen. Habe ich verlangt, man solle in der Schule den mathematischen Unterricht bevorzugen und etwa dem altsprachlichen Unterricht die der Mathematik zuzuwendenden Mehrstunden abzwacken? Keineswegs, ich gehöre ja selbst zu den Freunden des humanistischen Gymnasiums. Was habe ich denn behauptet, das nicht unwidersprochen bleiben durfte?

Ich habe mir erlaubt, an leichtverständlichen Beispielen darzutun, daß die Aufgaben, die die Mathematiker sich im Laufe der Jahrhunderte gestellt haben, über das sinnlich Nächste hinausgehen, daß schon die Stellung dieser Aufgaben und um so mehr ihre Lösung einen hohen Grad von Phantasie erfordern. Ich habe weiter die Meinung ausgesprochen, der erfinderische Mathematiker sehe in der Tat die Sätze bis zu einem gewissen Grade voraus, die er dann nachträglich beweise, und ein solches Voraussehen sei ohne Phantasie unmöglich. Ich habe endlich gemeint, der Mathematiker verfüge nicht bloß über eine kleine, ganz besondere Phantasie, sondern er sei auch fähig, der Natur wie der Kunst Geschmack abzugewinnen, ja sogar sich künstlerisch zu betätigen.

Diese letztere Behauptung hat Herrn Dr. Hugo Eckener, wie es scheint, so sehr entrüstet, daß er nun den Gegenbeweis zu führen sucht. Mathematische Phantasie und künstlerische Phantasie bilden, seiner Darstellung nach, einen solchen Widerspruch, daß man sich nicht wundern dürfe, „selten beide in einer und derselben Person vereinigt zu finden". „Die Mathematiker werden," so fährt Dr. Eckener fort, „als seltsame und komische Leute allen denen leicht erscheinen, die nicht mit Gauß die Poesie in der Berechnung einer Logarithmentafel herauszufinden vermögen." Er geht dann weiter. Er sagt von den Marschbewohnern, den Friesen, sei es bekannt, daß sie durchschnittlich gute Mathematiker seien und stellt den Spruch „Frisia non cantat" gegenüber. Er nennt die französische Nation die Mathematikernation Europas, die aber in Musik und Lyrik nichts vom ersten Range produziert habe. Er nennt die Perser und Inder, deren Phantasie zahlreich Märchen hervorbrachte, nicht mathematisch beanlagt. Er bringt drei Schlager ersten Ranges: Goethe hat seinen Mangel an mathematischer Befähigung selbst eingestanden; der Biograph des Cartesius schreibt von ihm, seine eigne Erfahrung habe ihn von dem geringen Nutzen der Mathematik überzeugt; Plato, auf den man sich berufe, er habe über die Türe seines Lehrraums geschrieben: „Eintritt für mathematisch Ungebildete verboten", war der Erfinder der blutlosen Ideen. Diese drei Beispiele sollen nämlich den Satz belegen, daß Mathematik

zur allgemeinen Entwicklung des Geistes keineswegs förderlich, sondern vielmehr entschieden hinderlich sei, wie Hamilton erkläre. Ich glaube, damit die Hauptpunkte aus der Entgegnung herausgeschält zu haben.

Nun, meine verehrten Herren Mathematiker, deren Augen zufällig auf diesen Zeilen haften, fühlen wir uns nicht gedemütigt und zerknirscht? Erkennen wir jetzt unsre geistige Minderwertigkeit? Gewiß ist Minderwertigkeit der richtige Ausdruck, denn wessen Geist muß mehr zurückgeblieben sein als der des Mathematikers, wenn Mathematik der Entwicklung des Geistes hinderlich ist? Sie schütteln den Kopf über Hamiltons Ausspruch? Sie sagen lächelnd: Es muß auch solche Käuze geben. So will ich denn Ihrem Beispiele folgen und auf Goethes Verszeile nicht die Frage folgen lassen: Muß es wirklich?

Eines jedoch wird Dr. Eckener sogar einem Mathematiker gestatten müssen, nämlich eine kleine Prüfung des Beweismaterials. Die Redensart „es ist bekannt“ kommt darunter vor, und die macht mich immer mißtrauisch, wenn auch nicht in dem Grade, als wenn die Redensart Verwendung fände: „Man sieht leicht ein“. In letzterer Beziehung erlaube ich mir auf ein kleines Geschichtchen hinzuweisen. Als Laplace sein berühmtes Werk über das Weltsystem veröffentlichte, half ihm beim Korrekturlesen sein Schüler Biot. Eines Tages erschien Biot in aller Frühe ganz verstört bei Laplace. „Was fehlt Ihnen, lieber Biot?“ — „Ach, verehrtester Lehrer, auf dem ersten Blatte des letzten Korrekturbogens sprechen Sie ein Theorem aus, das Sie mit den Worten einleiten: man sieht leicht u. s. w. Ich habe die ganze Nacht über den Satz nachgedacht und kann den Beweis nicht finden.“ — „Ja, mein junger Freund, glauben Sie denn, ich hätte geschrieben: man sieht leicht, wenn ich einen Beweis gewußt hätte?“

Von den Friesen sagt das Sprichwort: Frisia non cantat, und doch ist es bekannt, daß die Marschbewohner durchschnittlich gute Mathematiker seien. Ich gestehe, daß ich keine Kenntnis von dieser Durchschnittseigenschaft besitze, die, wie jede Durchschnittseigenschaft, bedingen würde, daß dort auch zahlreiche besonders gute Mathematiker gelebt haben müßten. Ich weiß, daß Nikolaus Mercator und Thomas Finck aus jener Gegend stammten und ganz Tüchtiges geleistet haben, aber eine besonders große Anzahl namhafter Mathematiker aus den Marschlanden wüßte ich nicht zu erwähnen. Ich kann mich indessen irren. Ich bescheide mich mit einem plattdeutschen Sprichwort, dessen Beherzigung allgemein anzuraten wäre: Wat de Bur nich kennt, dat fret hei nich.

Die Franzosen sind die Mathematikernation Europas. Die Inder waren mathematisch nicht veranlagt. Da muß ich doch Einsprache erheben. Wenn sich Dr. Eckener die Mühe geben will, sich über die Geschichte der Mathematik zu unterrichten, so wird er folgende Tatsachen berichtet finden: es gibt kaum ein Kulturvolk der Erde, das nicht irgend einmal an der Spitze der mathematischen Forschungen gestanden wäre. Die Babylonier, die Aegypter scheinen ihre Zeit gehabt zu haben, die Griechen hatten sie mehrere Jahrhunderte hindurch und zwar etwa von der Epoche an beginnend, in der Baukunst und Bildhauerkunst bei ihnen in höchster Blüte standen. Den Indern sind in Rechenkunst, in Zahlen-

theorie, in Algebra großartige Fortschritte zu verdanken, von denen Europa allerdings jahrhundertelang nicht beeinflußt wurde. Wenden wir uns der europäischen Mathematik seit dem 13. Jahrhundert zu, so ist ein fortwährender Wechsel nachzuweisen. Die Italiener beherrschten die Mathematik im 13., dann wieder im 16. Jahrhundert. Den Franzosen gehörte die Führerschaft am Anfang des 17., am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Deutschen stritten darum mit den Engländern von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Nun kam das 19. Jahrhundert, und in ihm vollzog sich der Wechsel der Inhaber des mathematischen Königsthrons in immer kürzeren Zwischenräumen. Bald waren es Deutsche, bald Franzosen, die mit bahnbrechenden Neuschöpfungen die Wissenschaft förderten, bald Bewohner andrer Länder. Ich nenne ausschließlich Verstorbene und in alphabetischer Reihenfolge. Ampère, Bertrand, Cauchy, Chasles, Fourier, Gallois, Hermite, Poisson, Poncelet, Sturm in Frankreich, Clebsch, Dirichlet, Gauß, Graßmann, Hesse, Jacobi, Möbius, Riemann, von Staudt, Weierstraß in Deutschland sind Sterne allererster Größe am mathematischen Himmel, neben denen aber die Schweizer Schläfli und Steiner, die Italiener Brioschi und Casorati, die Norweger Abel und Lie, die Engländer Cayley und Henry Smith, die Ungarn Bolyai (Vater und Sohn), die Russen Lobatschewski und Tschebitschew in nicht minder glänzendem Lichte strahlen. Wer möchte da irgend einem Volke das Lob oder den Tadel zuwenden, die Mathematikernation Europas zu sein?

Am Schlusse meiner früheren Plauderei erwähnte ich Mathematiker, deren glänzende Schreibweise ihnen einen Platz in der Literaturgeschichte zu sichern berechtigt ist. Aber gab es vielleicht keine mathematisch geschulte Künstler? Ich dächte doch wohl. Ich glaube nicht, daß Dr. Eckener die Namen Lionardo da Vinci oder Albrecht Dürer aus der Kunstgeschichte zu streichen beabsichtigt. Er wird den gleichen Namen in der Geschichte der Mathematik begegnen. Was die musikalische Befähigung von Mathematikern betrifft, so widerstrebt es mir, lebende Persönlichkeiten zu nennen, aber in Braunschweig, in Karlsruhe, in Marburg, in München weiß man ganz gut, wen ich als Beispiel hier hätte erwähnen können.

Endlich möchte ich, um nicht zu lang zu werden, nur noch ein Künstlerurteil anführen. Mein Aufsatz im März-Hefte dieser Revue wurde in der Frankfurter Zeitung abgedruckt. Am folgenden Tage ergänzte im Abendblatte der Frankfurter Zeitung vom 5. März 1902 Baron Dr. C. R. von Osten-Sacken meine Behauptungen durch folgende Mitteilung: „Der berühmte französische Zeichner und Illustrator Gavarni (sein wahrer Name war Chevalier) hatte eine große Vorliebe für Mathematik, obgleich er, meines Wissens, nie darüber etwas veröffentlicht hat. In dem bekannten Journal des Goncourt (Vol. I, Seite 47, Jahrgang 1853) finde ich folgenden Passus: Gavarni nous a dit aujourd'hui: Vous ne savez pas ce que c'est que les mathématiques et l'empoignant qu'elles ont . . . La musique, n'est ce pas, est le moins matériel des arts, mais encore il y a le tapement des ondes sonores contre le tympan. Les mathématiques

sont bien autrement immaterielles, bien autrement poétiques que la musique . . . On pourrait dire que c'est la musique muette des nombres."

Dieses ist meine Entgegnung auf die Entgegnung. Daß ich mich auf aprioristische Behauptungen nicht einlasse, werden mir, denke ich, die Leser der Revue nicht verübeln.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Literaturgeschichte.

Die Stuttgarter Erstaufführungen von Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben".

(Mit ungedruckten Briefen von und an Uhland.)

Mit der Erstaufführung dieses Dramas hat bekanntlich die Hamburger Bühne dem württembergischen Hoftheater den Rang abgelaufen. Am 5. Mai 1818 ging es auf jener zum ersten Male in Scene. Es währte noch ein volles Jahr, bis Stuttgart dem Beispiele Hamburgs nachfolgte, und daß dies endlich geschah, war nicht der eignen Initiative der Theaterleitung, vielmehr den Bemühungen einer einflußreichen Schauspielerin zu danken. Zur Erklärung dieser Dinge mag der Umstand gelten, daß Uhland als schroffer Oppositionsmann — eben damals spielten in Württemberg die schwersten Verfassungskämpfe — weder von seiten des Hofes noch des königlichen Institutes besonderes Entgegenkommen erwarten durfte.

Unter dem 15. Februar 1819 bemerkt Uhland in seinem Tagbuch: „Benachrichtigung von Mad. Brede, daß sie den Herzog Ernst geben wolle." Der im Originale keineswegs durch grammatikalische und orthographische Korrektheit ausgezeichnete Brief lautet also:[1])

„Wohlgeborner Herr!

Schon seit längerer Zeit habe ich mir das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft gewünscht und benutze nunmehro die Gelegenheit, meinen Wunsch zu realisieren, indem ich mir die Ehre gebe, Sie damit bekannt zu machen, daß ich beschäftigt bin, Ihre Tragödie ‚Ernst, Herzog von Schwaben' auf unsre Bühne zu bringen. Der Intendanz habe ich es bereits vorgelegt und die Aufführung zu meiner kontraktmäßigen Benefice begehrt, welche gegen Mitte des Monats April stattfinden soll. Ich bin daher so frei, Sie zu bitten, mir die Ehre Ihres Besuchs zu gönnen, da ich über die Aufführung und Studium mich mit dem Autor gern bespreche. Ist es Ihnen genehm, so lade ich Sie ein, mich heute nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr zu besuchen. Mit Vergnügen Sie erwartend

ergebenste

Auguste Brede,

Mitglied des Hof- und Nationaltheaters.

Stuttgart, den 15. Februar 1819."

Uhland fand sich zur festgesetzten Stunde (nach dem Tagebuch) bei Frau Brede ein. Er hatte das Glück, daß sich nicht nur diese treffliche Vertreterin Schillerscher und andrer tragischer Rollen, sondern auch ein Schauspieler allerersten Ranges, der von ihm längst

[1]) Ungedruckt. Aus dem im Besitze des Schwäbischen Schiller-Vereins befindlichen Nachlaß Uhlands.

bewunderte Ferdinand Eßlair, seines dramatischen Erstlingswerkes mit Wärme annahm. Dieser erhielt die schöne und wichtige Rolle des Werner von Kiburg zugeteilt und hatte überdies die Regie zu führen. Eßlair wandte sich mit folgenden wohlgemeinten dramaturgischen Vorschlägen an den Dichter:[1])

„Wohlgeborner Herr!

Ich bin sowohl mit dem Arrangement Ihres schönen Werkes Ernst von Schwaben hinsichtlich der nötigen Einrichtungen für die Bühne als auch mit der Rolle des Werners, die mir viel Vergnügen gewährt, im reinen, und ich hoffe, es soll mir gelingen, Ihren Wünschen bei der Aufführung zu begegnen.

Das Ganze hat mich als Künstler ergriffen und angesprochen, eben deshalb erlaube ich mir — bekannt auf das genauste durch Erfahrung und eigne Ausführung hinsichtlich der Darstellungskunst — eine Bemerkung dem Dichter zu machen, welche (wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre besseren Gründe den meinigen nachzustellen) dem Ausgang des Trauerspiels von großem Vorteil sein müßte.

Nach dem Tod des Herzogs Ernst fällt alles Interesse für die nachkommenden Scenen weg, das Stück ist aus, und der verständigste Zuschauer wird durch die folgenden Scenen aus seiner Teilnahme und Begeisterung gerissen, und er erkaltet mit dem Schluß des Stücks; Fleiß und Anstrengung des Darstellers vermögen nicht mehr günstig zu wirken.

Des Warins Tod kann auf den Zuschauer keinen guten Eindruck machen. Vielen bleibt es fremd, warum der, welcher noch kräftig mit der Fahne heraustritt, plötzlich an ihr niedersinkt und stirbt. Auf jene, welche mit Aufmerksamkeit zuhörten und wissen: die Pest wirft ihn nieder, kann es nur schauerhaft und widerlich wirken. Es würde daher viel gewonnen, wenn der Kaiser, Gisela, Heinrich, Warmann schon früher auf der Bühne erschienen, und wenn Sie diese letzte Scene noch gedrängter geben, als sie es schon ist.

Ich glaube mit Ueberzeugung sagen zu dürfen, daß der Schluß dadurch gewinnen würde.

Habe ich mich gegen den Dichter zu kühn geäußert, so halten Sie es meiner besten Meinung zu gut, welche ich von Ihrer herrlichen Leistung habe, und meinem Wunsche, meinem Bestreben, dieses Stück, wie es gewürdigt zu werden verdient, vor das Publikum zu bringen.

Ich teile Ihnen einzig und allein mein Ansicht mit und kann Ihnen mein Wort geben, daß ich mit niemand darüber sprach noch sprechen werde.

Es empfiehlt sich Ihnen mit Achtung

Eßlair.

21. März 1819.

Uhland erhielt den Brief laut Tagbuch am 22. März und begab sich — immer nach derselben Quelle — tags darauf zu Eßlair, um mit ihm die Angelegenheit mündlich zu ordnen. Wir müssen bedauern, daß er nicht den Weg der schriftlichen Auseinandersetzung vorgezogen hat; denn auf diese Weise bleiben wir darüber völlig im unklaren, wie sich der Dichter zu den Vorschlägen des Regisseurs verhalten, und ob er die von letzterem empfohlenen Aenderungen im Schlußakt angenommen hat.

Freitag, den 7. Mai 1819, fand — wirklich zum Benefiz der Vrede — die Erstaufführung des Herzog Ernst im Stuttgarter Hof- und Nationaltheater unter regster Teilnahme des gebildeten Publikums statt. Uhlands zahlreiche Freunde waren vollzählig zur Stelle, selbst des Dichters Eltern kamen unerwartet von Tübingen herbei. Die aus der Feder des Freiherrn von Thumb-Neuburg stammende Kritik im Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände" (1819, Nr. 116, S. 464) konstatierte den glänzenden Erfolg der Vorstellung, wie mancherlei sie an der Dichtung selbst auszusetzen fand; das Stück habe wider Erwarten auf der Bühne einen weit günstigeren Eindruck gemacht als beim Lesen — ein Urteil, das von

---

[1]) Ungedruckt. Aus dem im Besitze des Schwäbischen Schiller-Vereins befindlichen Nachlaß Uhlands.

der Nachwelt nicht bestätigt worden ist. Die mitwirkenden Künstler setzten aber auch an jenem Abend ihre besten Kräfte ein und gaben das Werk — nach den Worten jenes Referats — in einem so schönen Einklang und mit solcher Rundung, daß selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen wurden. Eßlair war vermöge seiner imponierenden Heldengestalt, seinem machtvollen Organ und seiner ebenso stilvoll-idealen als natürlich-schlichten Darstellungsart zur Verkörperung des Werner im höchsten Maße berufen. Auguste Brede als Gisela blieb um nichts hinter ihrem Kollegen zurück. Auch Mevius gab die Titelrolle mit Kraft. Von den Vertretern der kleineren Partien zeichneten sich namentlich Gnauth als Bischof Warmann, Miedke als Pilger (Adalbert v. Falkenstein) und Pauli als Graf Hugo von Egisheim aus.

Am 8. Mai 1819, dem Tage nach der Vorstellung, richtete Uhland (laut Tagbuch) Danksagungsschreiben[1]) an Eßlair und Frau Brede. Letzterer schrieb er:

„Eine Reise, die ich diesen Mittag anzutreten habe, verhindert mich, Ihnen, Verehrteste, sogleich persönlich meine Empfindungen über Ihre gestrige Darstellung auszudrücken. Sie haben Wahrheit und hohe Idealität auf eine Weise verbunden, die den Kunstkenner wie das unbefangenste Gemüt ergreifen mußte. Mir, als Verfasser des Stücks, ließ Ihr Spiel nichts zu wünschen übrig. Das ist der echte, reine Stil. Indem ich mir die Besprechung über die Einzelnheiten der Vorstellung auf meine Zurückkunft vorbehalte, und für die überschickte Einladekarte meinen verbundensten Dank bezeuge, bin ich mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster . . .“

Der Brief Uhlands an Eßlair lautet:

„Euer Wohlgeboren

würde ich meine dankbare Freude über die gestrige Vorstellung sogleich persönlich bezeugen, wenn ich nicht diesen Mittag eine Reise auf mehrere Tage vorzunehmen hätte. Der allgemeine Beifall hat sich über die Trefflichkeit Ihrer Darstellung lebhaft genug ausgesprochen. Mir war sie vorzüglich durch den individuellen Ausdruck, den Sie der Rolle gegeben, überraschend und ergreifend. Auch in der Anordnung des Ganzen, in der trefflichen Gruppierung, in der äußeren Ausschmückung erkannte ich überall die Spuren liebevoller Sorgfalt.

Eine dringende Angelegenheit ist es mir, Sie zu ersuchen, daß Sie es übernehmen möchten, die sämtlichen geschätzten Künstler, deren vereinte Bemühungen einem Stücke, dem früher alle theatralische Wirkung abgesprochen wurde, eine so freundliche Aufnahme verschafft haben, meiner aufrichtigsten Achtung und meines gefühltesten Dankes zu versichern.

Der ich mit der größten Hochschätzung verharre

Ihr ergebenster . . .“

Sonntag, den 16. Mai 1819 wurde Herzog Ernst zum ersten Male vor einem vollen Hause wiederholt. Tags vorher begab sich Uhland, wie er selbst in seinem Tagbuch vermerkt hat, zu Eßlair, um mit ihm über die Vorstellung Rücksprache zu nehmen. Offenbar handelte es sich um Aenderungen, die in der scenischen Anordnung getroffen werden sollten. Eßlair, der es überhaupt geliebt haben soll, sich dieselben Rollen immer wieder neu auszudenken und im Laufe der Zeit umzugestalten, sprach diesmal die berühmte Erzählung von der Kaiserwahl, die er das erste Mal, unter der Eiche hingelagert, vorgetragen hatte, in Begeisterung sich erhebend und vortretend, was das Publikum mit rauschendem Beifall lohnte. Der Referent des Morgenblatts, dem wir diese Nachricht verdanken (1819, Nr. 126, S. 503 f.), fügt hinzu: „Dieses Spiel bewies, wie wenig lange Reden, wenn sie vollen Gehalt haben und in die rechten Hände kommen, der Handlung schaden können.“ Nach den Worten: „Und hast für all die Treue keinen Dank“, in jener ersten Unterredung zwischen Werner und

---

[1]) Nach Uhlands Konzepten im Besitze der Frau Fanny Renner in Stuttgart, deren Güte ich die Kenntnis der Briefe danke.

Ernst, warf sich Eßlair vor dem Freunde nieder, was gewaltigen Eindruck gemacht haben soll. Im übrigen meint der Kritiker des Morgenblatts, die drei ersten Aufzüge seien bei der zweiten Vorstellung noch besser gegeben worden als bei der ersten, während in den beiden letzten Akten verschiedene Kleinigkeiten, namentlich scenische Mißgriffe, störend auf den Zuschauer gewirkt und gegen den Schluß hin den Erfolg des Ganzen abgeschwächt haben. Zum Teil wird allerdings hierfür die Komposition der Dichtung verantwortlich gemacht.

Freitag, den 29. Oktober 1819 wurde Uhlands Trauerspiel abermals zur Feier des Verfassungsfestes gespielt. Wer hätte auch ein besseres Recht gehabt, an diesem denkwürdigen Tage auf der heimatlichen Bühne das Wort zu führen als der Sänger, der in dem zähen, nunmehr glücklich beendigten Streite eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte? Erst am 25. Oktober erhielt Uhland Nachricht davon, zugleich mit der Aufforderung, einen Prolog für die Vorstellung zu verfertigen. Er machte sich sofort an die Ausarbeitung, zu der er nur zwei Tage zur Verfügung hatte; denn am 27. mußte er nach Tübingen, als Vertreter der Universitätsstadt im Landtage, zur dortigen Verfassungsfeier reisen. Am 29. fuhr er nach Stuttgart zurück, und kam noch zeitig genug an, um dem Festtheater beizuwohnen. Dieses wurde durch den Uhlandschen Prolog („Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn") eröffnet, den Eßlair vortrug. Dann sangen alle Anwesenden sein Lied nach der Melodie „Segne Gott unsern Herrn ꝛc.". Daran schloß sich die Darstellung des Uhlandschen Dramas, das (nach dem Schwäbischen Merkur vom 5. November 1819) wiederum „mit außerordentlichem Beifall" aufgenommen ward. Der Uhlandsche Prolog wurde alsbald im Morgenblatt (vom 2. November 1819, Nr. 262) zum Abdruck gebracht. Rudolf Krauß.

Literarische Berichte.

Das Haar. Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege. Von Dr. J. Pohl. Fünfte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.50.

Die Krankheiten der Kopf- und Barthaare zählen erfahrungsmäßig nicht nur zu den verbreitetsten Leiden, sondern auch zu den am schwierigsten zu behandelnden. Das vorliegende Buch, von einem der erfahrensten und bekanntesten Spezialisten auf diesem Gebiete geschrieben, hat deswegen eine ganz besondere Beachtung der medizinischen Welt wie der Laien gefunden. Ein wie starkes Bedürfnis nach einem solchen Werk besteht, das die Ergebnisse der eignen wissenschaftlichen Untersuchungen und der langen praktischen Erfahrung des Verfassers in durchaus allgemein verständlicher Form bietet, erhellt ja schon daraus, daß bereits die fünfte Auflage davon vorliegt, die sorgfältig überarbeitet und durch neue Beobachtungen vermehrt wurde. Das Buch gibt Auskunft über alles, was mit dem Thema zusammenhängt, so z. B. über die rationellste Haarpflege, über Haarschwund, über vorzeitiges Ergrauen und Haarfärbung, über krankhaft starken Haarwuchs im Gesicht, an den Armen und auf Muttermalen, über Frauenbart u. s. w. u. s. w. Auch das Kapitel über Geheimmittelwesen ist sehr wertvoll und lehrreich. Fr. R.

Bibliographie Napoleons. Eine systematische Zusammenstellung in kritischer Sichtung von F. Kircheisen. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn.

Das vorliegende Buch, das eine sehr reichhaltige Literaturangabe zur napoleonischen Zeit enthält, ist ein dankenswerter Beitrag zur Quellenkunde der neueren Geschichte. Es behandelt seinen Stoff in sechs Abteilungen, von denen die erste alles Persönliche über Napoleon zusammenfaßt. Abteilung II behandelt die äußere und innere Geschichte

Frankreichs, Abteilung III die internationalen Beziehungen der europäischen Staaten (die Kriege von 1796—1815) und die diplomatischen Verhandlungen. Teil IV umfaßt die Geschichte der europäischen Staaten während der Regierungszeit Napoleons, und Teil V in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten Memoiren, Korrespondenzen und Biographien von Zeitgenossen des Kaisers; Abteilung VI verzeichnet eine Anzahl Werke, die größere Kritiken über Memoiren enthalten.

Eine eigentümliche Marotte des Verfassers ist es, nicht nur die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte in drei Sprachen — französisch, deutsch, englisch — zu geben (so liest man unter IV, 4: L'Allemagne — Deutschland — Germany), sondern dieses selbe Sprachengemisch auch bei den Zusätzen zu den einzelnen Büchertiteln (Angabe der Uebersetzungen u. s. w.) zu verwenden, so daß diese bei französischen französisch, bei englischen englisch und bei allen andern deutsch gegeben werden. Es ist dies nicht nur ganz überflüssig, sondern beeinträchtigt die Uebersichtlichkeit auch recht empfindlich.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland von Otto Grautoff. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.

Auf keinem Gebiete hat die moderne, auf einen radikalen Bruch mit der Ueberlieferung abzielende Bewegung in den gewerblichen und dekorativen Künsten so weit um sich gegriffen wie auf dem des Buchschmucks oder, wie der Verfasser mit einem etwas fragwürdigen aber bequemen Worte sagt, der „Buchkunst." Denn eine „Buchkunst" im modernen Sinne, die jeden Roman, jede Novelle, selbst die kleinste Broschüre mit ihrem Segen begleitet, hat es in Deutschland bisher überhaupt nicht gegeben. Nur bei sogenannten „Prachtwerken" und gutgehenden Gedichtsammlungen hatten die Verleger schmückendes Beiwerk gewagt. Seit etwa acht Jahren — älter ist die Bewegung noch nicht — soll aber jedes Buch, das irgend etwas bedeuten will, zu einem Kunstwerk an sich ausgestattet werden. Druck und Papier, Einband und Vorsatzblätter, Typen und Satzanordnung auf jeder Seite, Initialen, Kopf- und sonstige Zierleisten, Illustrationen — alles zusammen soll künstlerischen Grundsätzen unterworfen werden, über die freilich die Meinungen noch sehr weit auseinandergehen. Darüber orientiert uns Grautoffs Buch mit seinem reichen, mit großer Umsicht und Vorurteilslosigkeit gewählten Illustrationsmaterial vortrefflich, und das ist ein Verdienst, das so hoch anzuerkennen ist, daß die Mängel, die diesem ersten Versuch naturgemäß anhaften, nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. Es ist nicht zu leugnen, daß Grautoff die Verdienste Sattlers, der doch zuerst wieder an die klassische Zeit der deutschen Illustrationskunst angeknüpft, zu niedrig und das kleine, nur ein mäßiges Vergnügen bereitende Talent des kuriosen Fidus zu hoch eingeschätzt hat. Auch lassen Anordnung und Gliederung des Stoffes manches zu wünschen übrig. Aber die Bausteine sind doch zusammengetragen und es ist wenigstens der Anfang gemacht worden, die ersten Phasen einer Bewegung geschichtlich zu fixieren, die, mag sie aufwärts oder abwärts führen, der höchsten Aufmerksamkeit aller Kunst- und Literaturfreunde und im besonderen der großen Heerschar, die am Buchgewerbe Anteil haben, nicht dringend genug empfohlen werden kann.

A. R.

Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Von Friedrich Delitzsch. 36. bis 40. Tausend. Mit 17 Abbildungen im Text und 3 farbigen Tafeln. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 2 Mark.

Das Schreiben Kaiser Wilhelms II. an das Vorstandsmitglied der Deutschen Orientgesellschaft, Admiral Hollmann, über den Vortrag des Berliner Assyriologen, Professor Friedrich Delitzsch, betitelt „Babel und Bibel", der das Verhältnis der assyrischen Forschungsergebnisse zu dem Inhalt des Alten Testaments behandelt, stellt den Inhalt dieser Ausführungen in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit. Wohl noch nie hat eine rein wissenschaftliche Abhandlung auch in Laienkreisen ein so weitgehendes und anhaltendes Interesse wachgerufen, wie diese von der Verlags-Anstalt elegant ausgestattete und mit instruktiven Abbildungen ausgestattete Schrift, die jeder lesen sollte, der an dem geistigen Ringen und Streben der Gegenwart seinen Anteil nehmen will. Besonders anzuerkennen ist die durchaus objektive Darstellungsweise, die ruhige Sprache des Verfassers, die er auch seinen Widersachern gegenüber beibehält. Fr. R.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Hermann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang v. Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Im Jahre 1806 begann von Goethes Werken die erste Gesamtausgabe, die Grundlage aller späteren, bei Cotta in Tübingen zu erscheinen, und seitdem sind die Namen Goethe und Cotta unzertrennlich verbunden. Bevor sich das erste Jahrhundert dieses

Bundes schließt, will ihm die Cottasche Buchhandlung durch eine Jubiläumsausgabe ein würdiges Denkmal setzen, und die bis jetzt vorliegenden Bände lassen erwarten, daß die vollendete Ausgabe in der Tat ein solches Denkmal darstellen wird. Von den 40 Bänden, die sie umfassen soll, liegen uns sieben vor: Band I, Gedichte (mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen); Band VI, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis (Hermann Schreyer); Band XII, Iphigenie auf Tauris, Torquato Tasso, Die natürliche Tochter (Albert Köster); Band XXII, Dichtung und Wahrheit. Erster Teil; Band XXX, Annalen (Oskar Walzel); Band XXXI und XXXII, Benvenuto Cellini (Wolfgang v. Oettingen). Der Herausgeber und seine Mitarbeiter verdienen uneingeschränktes Lob für ihre sachverständige und gewissenhafte Mühewaltung, ebenso der Verlag für die schöne und gediegene Ausstattung, so daß wir diese Jubiläumsausgabe allen Goethe-Verehrern warm empfehlen können. Die Einleitungen und Anmerkungen bieten alles, was für den Leser wissenswert ist, so daß man die Vorzüge der außerordentlich kostspieligen Weimarer Ausgabe auch in dieser zu viel billigerem Preise erhältlichen wiederfindet. Auf die Masse von Varianten und Lesarten mußte hier natürlich verzichtet werden. Besonders Lob verdienen die Einleitungen, deren jede für sich einen ausgezeichneten literargeschichtlichen und ästhetischen Essai darstellt.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andreen, Gust. Alb., Studies in the Idyl in German Literature. Number 3 of the Augustana Library Publications. Rock Island, Ill., Augustana College.

Andrejew, Leonid, Im Nebel und andre Novellen. Aus dem Russischen von Elisawetinskaja und Yorik Georg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Baur, Dr. Emil, Chemische Kosmographie. Vorlesungen gehalten an der K. techn. Hochschule zu München. München, R. Oldenbourg. M. 4.50.

Bischoff, Diedrich, Freimauerei und Loge. Betrachtungen über den sozialethischen Beruf der Freimaurerlogen. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 50 Pf.

Blicher-Clausen, J., Onkel Franz. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. M. 2.50.

Bode, Dr. Wilhelm, Goethes bester Rat. Mit einem Bildnis Goethes von C. Vogel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. XI. Band. Mit 68 Tafeln, 27 Karten und Plänen und 264 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Busson, Paul, Ruhmlose Helden. Vier dramatische Balladen mit einem Vorspiel. München, Albert Langen. M. 1.50.

Dressel, Ludwig, Die Vulkanausbrüche auf den Antillen. Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. 1903. Heft 6. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Fornelli, N., Dove si va? Appunti di Psicologia politica. Napoli, Luigi Pierro. Lire tre.

Grabow, Dr. Ludolf, Die deutsche Freihandelspartei zur Zeit ihrer Blüte. 38. Band der „Sammlung national-ökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S." Jena, Gustav Fischer. M. 7.50.

Heiberg, Hermann, Die schwarze Marit. Roman. München, Eduard Koch. M. 3.—

Hettner, Dr. Alfred, Das Deutschtum in Südbrasilien und Südchile. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 1. Vollständig in 20 Lfg. à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Itzerott, Marie, Nora oder „Ueber unsere Kraft". Drama in drei Aufzügen. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Kamp, Otto, Aura, Filia und andere Studentenlieder. Bonn a. Rh., Karl Georgi. 60 Pf.

Kempf-Hartmann, Rob., Photographische Darstellung der Schwingungen von Telephonmembranen. Separatabdruck aus den Annalen der Physik, 4. Folge, Band 8, 1902. Leipzig, Joh. Ambrosius.

Kisch, Oskar M., Die Hauptregeln der Sprosser-

pflege. Scherzreime. Mit zwei Abbildungen. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 50 Pf.

Kohler, Prof. Dr. J., Das Eigenbild im Recht. Berlin, J. Guttentag. M. 2.—

Kralik, Richard v., Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus. Frankfurter Zeitgemäße Broschüren. 1903, Heft 7. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Lade, Eduard v., Das Problem der unmittelbaren Ausnutzung der Sonnenenergie und ein neuer Vorschlag zu seiner Lösung. Cöln, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei.

Lade, Eduard v., Hygieinische Winke. Dritte Auflage. Mit 8 Abbildungen. Wiesbaden, Heinrich Staadt.

Lagerlöf, Selma, Jerusalem II. Im heiligen Lande. Erzählung. Aus dem Schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber. Zweite Auflage. München, Albert Langen. M. 4.—

Lange, Sven, Ein Verbrecher. Schauspiel in fünf Akten. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München, Albert Langen. M. 2.—

Laquer, Dr. B., Aphorismen über psychische Diät. Separatabdruck aus der Deutschen Zeitschrift für Nervenheilkunde. XXIII. Band. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Lemmermayer, Fritz, Novellen und Noveletten. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt. Kr. 5.40.

Molee, Elias, Tutonish or Anglo-German Union Tongue. Chicago, Scroll Publishing Co. $ 0,50.

Neffgen, H., Grammatik der Samoanischen Sprache nebst Lesestücken und Wörterbuch. (Bibliothek der Sprachenkunde. 79. Teil.) Wien und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Gebunden M. 2.—

Norderney. Führer durch das Königliche Nordseebad. 1903. Kostenlos zu beziehen durch die Kgl. Bade-Inspektion.

Quiñones, Ubaldo Romero, La Verdad Social. (Sobre Sociologia) Guadalajara, Pérez Cerrada. Una Peseta.

Röck, Hubert, Der unverfälschte Sokrates, der Atheist und „Sophist“, und das Wesen aller Philosophie und Religion. Gemeinfasslich dargestellt. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. M. 10.30.

Röll, Dr. Julius, Unsere essbaren Pilze in natürlicher Grösse dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung. Mit 14 Tafeln in Farbendruck und einem Titelbild. Sechste neubearbeitete Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. Kartoniert M. 2.—

Schäfer, Dietrich, Kolonialgeschichte. Band 156 der Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gebunden 80 Pf.

Schwarz, Dr. Sebald, Unsere Schülerreisen. Altona, J. Harder.

Siem, Conrad, Evolution of Life. From Chaos to Christ. Easter Offerings. San Francisco, Cal.

Siewert, Elisabeth, Bajowo. Roman. Berlin, Rich. Taendlers Verlag. M. 2.—

Skitaletz, Spießruten. Deutsch von August Scholz. Band 1 von „Russische Autoren“. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 1.50.

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 19 bis 24 mit I. Beilage El Repetidor. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Spiero, Heinrich, Kranz und Krähen. Neue Gedichte. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Stracerjan, Karl, Dänische Friedensstörer. Aus dänischen Quellen erläutert. 1. Teil: In Schleswig selber. Hadersleben, Rud. Martens. 60 Pf.

Sverdrup, Kapitän O., Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Mit über 200 Abbildungen, Karten rc. Lieferung 1. Vollständig in 36 Lieferungen à 50 Pf. Leipzig F. A. Brockhaus.

Tews, J., Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken. 11. Auflage. Berlin, Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 25 Pf.

Tomicich, Hugo, Von welchem Werke Richard Wagners fühlen Sie sich am meisten angezogen? Ansichten bekannter Persönlichkeiten über die dramatisch-musikalischen Schöpfungen des Bayreuther Meisters. Bayreuth, Grau'sche Buchhandlung. M. 3.50.

Voegler, Robert, Der Präparator und Konservator. Eine praktische Anleitung zum Erlernen des Ausstopfens, Konservierens und Skelettierens von Vögeln und Säugetieren. Zweite Auflage. Mit 36 Abbildungen im Text. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—

Vollmöller, Karl, Zweites Beiheft zu „Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes.“ Erlangen, Fr. Junge.

Wegweiser, offizieller, für Wörishofen und die Kneippkur. Ausgabe 1903. Gratis zu beziehen durch H. Hartmanns Verlag in Wörishofen.

Weinstein, Prof. Dr. B., Thermodynamik und Kinetik der Körper. Zweiter Band: Absolute Temperatur, Die Flüssigkeiten, Die Festen Körper, Thermodynamische Statik und Kinetik, Die (Nicht verdünnten) Lösungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 16.—

Wilde, Oscar, Das Bildnis Dorian Grays. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064468679

XXXXXXXXXX

RETURNED JUN 19'79

Princeton University Library
32101 064468679

Digitized by Google